Germ. g. 537 e/4

<36614214580012

<36614214580012

Bayer. Staatsbibliothek

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die Geſchichte

der

deutſchen Staaten

von der

Auflöſung des Reiches bis auf unſere Tage

von

Dr. Johann Georg Auguſt Wirth.

Nach deſſen Tode fortgeſetzt

von

Profeſſor **Wilhelm Zimmermann,**
Mitglied der deutſchen Nationalverſammlung.

Vierter Band.

Karlsruhe.
Kunſtverlag **1848.**

65. 86. D.

Die

Deutſche Revolution.

Von

Profeſſor **Wilhelm Zimmermann,**
Mitglied der deutſchen Nationalverſammlung.

Wirth
Geschichte
d. dtsch.
Staaten
4

Karlsruhe.
Kunſtverlag 1848.

86 BG

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorausgänge.

Nicht allen Staatsumwälzungen gehen Zeichen und Warnungen voraus; es gibt auch politiſche Donnerſchläge aus blauem Himmel, der freilich nur blau iſt für Diejenigen, welche kurzſichtig nur das Nächſte ſehen, und nicht, was hinter den Bergen iſt. Die Machthaber in Deutſchland hatten ſich gewöhnt, das Volk für eine Uhr anzuſehen, und für eine Sache ihres Beliebens, den Zeiger daran jetzt etwas vorwärts und dann wieder drei mal ſo viel rückwärts zu drehen. In Deutſchland gab es zwar ſeit lange Zeichen und Warnungen genug für den Sehenden; aber die Fürſten hatten es an ihren Höfen ſogar eingeführt, daß man ihnen die lautere Wahrheit nicht ſagen durfte, ſelbſt von Denen keiner, die darauf beeidigt waren, zwiſchen Volk und Fürſt zu vermitteln, und die dafür die Verantwortlichkeit auf ſich genommen hatten. Man hatte ihnen zu lange geſchmeichelt, und ſie hatten ſich zu ſehr ſchmeicheln laſſen, als daß ſie nicht hätten Alles glauben und ſich einbilden ſollen. Der Kreis ihrer Höflinge und die Damen, denen ſie ihre Neigung zuwandten, waren meiſt die einzigen Quellen, aus denen die Fürſten die Kunde über die Zeitverhältniſſe ſchöpften. Die öffentlichen Blätter, in welchen redliche Männer wahrhaftig ſich ausſprachen, hatte man klüglich den Fürſten zu verdächtigen gewußt. Die beſten wußte man vor ihnen zu verheimlichen; ja es iſt Thatſache, und kann erwieſen werden, daß ſelbſt von ſolchen Blättern, welche täglich durch die Hand des Fürſten gingen, einzelne Beilagen unterſchlagen wurden, weil ſie die Lage des Volkes und die Heilloſigkeit des bisherigen Syſtems auf=

gedeckt hätten. Die Bedrückung des öffentlichen Wortes war ohnedieß in den lezten Monaten ſo unverantwortlich frech und zugreifend geworden, daß nicht nur die Gefahr, welche das Ausſprechen der Wahrheit bedrohte, manchen freien Mann ſchüchtern oder ſchweigſam machte, ſondern daß ſelbſt Denen, welche im Dienſt der Wahrheit keine Gefahr ſcheuten, rein unmöglich gemacht wurde, auch nur beſcheiden und rückſichtsvoll zu ſagen, wie die Dinge und die Perſonen waren und lagen. Mehr als ein deutſcher Fürſt war in der Lage Ludwig XIV. „Wann wird Ihre Frau entbunden," fragte der Herrſcher einen ſeiner Höflinge, „„wann es Ew. Majeſtät gefällig ſein wird,"" antwortete dieſer mit tiefer Verbeugung. So glaubte mancher deutſche Fürſt, es komme auf ihn an, ob und wann die Zeit eine neue Geburt vollbringen ſolle oder nicht.

Aber je weniger die Wahrheit ſprechen darf, deſto mehr handelt ſie im Stillen. Stille Waſſer ſind tief, gilt auch in der Politik.

Wenige Stunden unterhalb des goldenen Mainz, da wo der deutſche Rheinſtrom die mächtigen grünen Waſſer rollt, zwiſchen Rebenhöhen dieſſeits und jenſeits, hebt ſich der Johannisberg empor, und oft ſahen die Anwohner des Rheines mit verbiſſenem Ingrimm die Fahne auf dem Schloß aufziehen, das Zeichen, daß der Fürſt der Finſterniß, der Fluch Deutſchlands, Fürſt Metternich angekommen war. Böſe Dinge wurden da oben angeſponnen, beim goldenen Rheinwein: Deutſchland hatte es Jahre lang peinlich an ſich erfahren, und die Männer und Frauen am Rheine wußten es. Aber mit Freuden ſahen ſie, und einigemal zur gleichen Zeit, eine andere Fahne aufgezogen, nicht die öſtreichiſche, ſondern die deutſche Fahne, die ſchwarz-roth-goldene, unweit des Johannisbergs.

Oberhalb Oeſtreich, mitten inne zwiſchen Weingeländen, die das feinſte Gold des Rheins erzeugen, und zwiſchen dunkeln Waldgipfeln, am äußerſten Ende des Dorfes Hallgarten, blinkt weiß herab zum Rheine ein beſcheidner Landſiz, das Gut des im deutſchen Volke überall verehrten Johann Adam v. Itzſtein. Da war es, wo ſchräg gegenüber dem Johannisberg, mit ihm auf dem gleichen rechten Rheinufer die deutſchen Farben vom Giebel des Hauptgebäudes flaggten, wiewohl nur an ſeltenen Tagen.

Itzſtein, ein Freiherr im edelſten Sinne des Worts, war wie noch heute, auch in den Tagen der ſchweren Noth des deutſchen

Volkes der Mittelpunkt für die Männer geweſen, denen die Lage des Vaterlandes zu Herzen ging. Da ſammelten ſich Gleichgeſinnte aus Baden, aus Württemberg, aus Sachſen, aus Rheinbayern und aus Rheinpreußen. Sie mußten auf verſchiedenen Straßen und auf Umwegen einzeln zuſammenſchleichen, um die Aufmerkſamkeit der Spione nicht auf dieſen Punkt zu lenken, welche Metternich's Polizei überall beſoldet hielt, um die Schritte freier Männer zu verkundſchaften. Itzſtein und Welcker waren es, von welchen die erſte Anregung zu ſolchen Zuſammenkünften ausgegangen war, ſeit dem Herbſte 1839. Der Zweck war, der feſt geſchloſſenen Partei der Unterdrückung gegenüber auch auf Seiten der Freiheitsfreunde ſich inniger zuſammen zu ſchließen und für das deutſche Volk gemeinſam und nach gleichem Plan zu wirken. Auch an andern Orten, namentlich zu Hattersheim und Leipzig traten dieſe Männer zuſammen, in Leipzig darum, weil die Sache des Volkes und die Freiheit daſelbſt von Robert Blum tief eingehend in allen Klaſſen der Geſellſchaft geleitet und gefördert wurde. Mit ihm wirkten da und im übrigen Sachſen vorzugsweiſe Todt und v. Dieskau, Schaffrath, Günther und Joſef. Faſt jedes Jahr war ein ſolcher Verein für die Volksſache, am häufigſten unter den Reben von Hallgarten im Rheingau. Durch Briefe verſtändigte man ſich über Tag und Ort und Gegenſtände der Beſprechung; aber ſelbſt dieſe Briefe, wenn Robert Blum und Itzſtein ſolche miteinander wechſelten, wurden mit der größten Vorſicht, in zuvor verabredeten Ausdrücken und Wendungen behandelt, damit nicht die lauernde Polizei Metternich's, die das Briefgeheimniß nie heilig hielt, hindernd zwiſchen die Berathungen treten konnte. Klein war die Zahl der Zuſammenkommenden, ſie wuchs mit jedem Jahr; als zuletzt alle deutſchen Länder durch Abgeordnete dabei vertreten waren, zählte man nie über fünfzig, zugleich doch galt auch hier in vollem Sinn das Wort: „War auch die Zahl nicht groß, das Herz des ganzen Volkes war hier, die Beſten waren zugegen."

Man einigte ſich hier beſonders über beſtimmte Anträge, welche auf den Landtagen der einzelnen deutſchen Staaten zu ſtellen wären, wie über die Mittel und die Wege zur Vertheidigung der Volksſache mittelſt der Preſſe. So hatten ſich acht Jahre lang dieſe Beſprechungen der Vaterlandsfreunde, ſo ſehr ſie das innere und äußere Recht für ſich hatten, in mehr als ein halbes Geheimniß hüllen

müſſen, wegen der Gefahr, unterdrückt, oder als ſtaatsverbrecheriſch, als Hochverrath verfolgt zu werden. Die erſte Verſammlung, welche aus dem bisherigen Dunkel frei in die Oeffentlichkeit heraustrat, wurde im Herbſt 1847 abgehalten.

Unweit vom Saume des Odenwaldes an der Bergſtraße, in dem lieblich gelegenen Heppenheim, wo die Reize der Landſchaft und die guten Weine im Frühling, Sommer und Herbſt jährlich viele tauſende von Fremden herbeiziehen, da fanden ſich auch deutſche Männer zuſammen, von der Liebe zum Vaterlande dahingezogen, und zwar dießmal weit zahlreicher als ſonſt. Zum erſten Mal wurde auch, was hier verhandelt wurde, aus dem Schooß der Verſammlung ſelbſt durch die öffentlichen Blätter dem deutſchen Volk bekannt gemacht. Der deutſche Geiſt fing an zu erſtarken und muthiger aufzutreten, obgleich es noch keineswegs gefahrlos war; denn noch hörte man von neueſten Verhaftungen und Unterſuchungen auf Hochverrath.

Die volksfeindliche Partei hatte bisher auf das ſtehende Heer, auf Gensdarmen und Polizeiſoldaten, auf die rohe Gewalt der Bajonette und der Kanonen gepocht, man hatte ſich lange genug Mühe gegeben, aus dem Militär eine unwiderſtehliche, unter allen Umſtänden ſichere Waffe gegen das Volk zu ſchaffen, ein Werkzeug, das zu allen Zwecken bereit wäre. In Heſſen-Kaſſel zuerſt hatte der ſouveräne Landgraf, wie ſich der neu zur Regierung gekommene Fürſt zu nennen ſich anmaßte, die Erfahrung gemacht, daß der Geiſt der neuen Zeit auch in das Heer eingedrungen war, und daß die Verſchwörung der Fürſten gegen die Völker ſich nicht mehr immer und überall auf die Soldaten verlaſſen könne. Das Beiſpiel, das Gemeine und Hauptleute in Heſſen-Kaſſel gegeben hatten, war durch ganz Deutſchland von bedeutender Nachwirkung, das hob den Muth des Volks und ſeiner Führer.

Ein kleiner Punkt im deutſchen Lande, das Großherzogthum Baden, hatte ſeit lange den andern deutſchen Gauen und Stämmen in volksthümlichen Beſtrebungen vorgeleuchtet. Nirgends in Deutſchland war ſo frei und ſo warm die Sache des Volkes beſprochen und verfochten wie in der badiſchen Kammer. Das badiſche Volk in der Mehrheit hatte gewiſſenhaft ſtets ſein Wahlrecht ausgeübt und geſinnungstüchtige Vertreter erwiederten das Vertrauen des Volkes dadurch, daß ſie ſeine Sache mit einer in Deutſchland ſeltenen Be-

redtſamkeit, mit Feuer wie mit Klugheit, und mit einer Ausdauer, die ſich durch nichts ermüden und irren läßt, mit einem Muth, der vor Tendenz- und Hochverrathsprozeſſen nicht zurückſchrack, dreißig Jahre lang vertheidigten. Von der badiſchen Ständekammer aus wurde auch im Anfange des Jahrs 1848 ein Funken in's deutſche Volk geworfen, ein einziges Wort, das in deutſchen Herzen aller Gaue zündete. Das Wort hieß: Deutſches Nationalparlament.

Dieſes Wort war ſchon in den Jahren 1814 und 1815 ausgeſprochen, damals aber vom deutſchen Volke wenig begriffen worden. Schon damals hatten deutſche Männer geſagt, wenn Deutſchland nach Innen und Außen ſtark werden ſolle, ſo müſſen die verſchiedenen Staaten, die den Geſammtnamen Deutſchland führen, zu Einem großen Ganzen verſchmolzen werden; der geharniſchte Mann mit dem bedeutungsvollen Bündel goldener Pfeile im Wappen der vereinigten Niederlande habe zum Unglück lange genug dem Wappenſchilde der Deutſchen gefehlt; es müſſe das Eine, das untheilbare Deutſchland, nach dem bisher der Gedanke ſich geſehnt habe, zur Wirklichkeit werden; es müſſen die Deutſchen Eine Nation werden, nicht nur dem Namen nach in den Tabellen der europäiſchen Statiſtiker, ſondern im Geiſt und in der Wahrheit, und die deutſche Völkervereinigung müſſe vertreten ſein in einem deutſchen Nationalparlament.

Damals hatten die Metternichs und ihre Genoſſen unter ſich höhniſch gelächelt und gewizelt: „Die öffentliche Meinung ſoll damit gewonnen werden; die Völklein ſollen an die Möglichkeit glauben, daß ſie ein Volk werden könnten; in dieſer neuen Liebelei mit den Völkern und der öffentlichen Meinung wollen dieſe Liberalen dem Einfluß ein Ziel ſtecken, den zu ihrem großen Verdruß die großen Mächte noch immer auf die innern Angelegenheiten der einzelnen deutſchen Staaten ausüben und auszuüben berufen ſind [1]."

Die Staatsmänner, die ſich weiſe zu ſein dünkten, hielten die Männer, welche dieſen großen Gedanken damals hatten, theils für Narren, theils für Ehrgeizige, die aus Selbſtſucht nach Volksgunſt haſchen; ja dieſe deutſchen Männer werden ſogar geradezu angeklagt:

---

[1]) Wörtlich ausgezogen aus dem Bericht des öſtreichiſchen Geſandten an den Fürſten Metternich, mitgetheilt von Combſt.

wie vormals die Jakobiner die Menſchheit, ſo ſpiegeln jezt ſie die Deutſchheit vor, um die Eide vergeſſen zu machen, wodurch ein jeder ſeinem Fürſten verwandt ſei; ſie wollen den Krieg der Deutſchen gegen die Deutſchen, und durch bittern gegenſeitigen Haß, den ſie durch ihren Gedanken unter den Stämmen hervorrufen, die deutſche Einheit gründen; ſie wollen nur neue Umwälzung, keinen dauernden Zuſtand, überall eigentlich nichts als ſich ſelbſt; und ſo wie die Pflicht, ſo ſey auch die Geſchichte von ihnen gleich gering geachtet, da Jahrtauſende aus den Deutſchen nicht ein Volk hätten machen können [1]).

Nach der franzöſiſchen Revolution von 1830 trat der Gedanke einer deutſchen Nationalverſammlung mit neuer Macht hervor. Die Verhältniſſe zwiſchen Nord- und Süddeutſchland lagen aber damals ſo geſpannt, die Preußen waren größtentheils noch ſo ſehr Preußen und nicht Deutſche, noch ſo voll eines abſonderlichen Selbſtgefühls, das die andern Stämme abſtieß, und die preußiſche Regierung war noch ſo unzeitgemäß, daß dieſer Gedanke, kaum aufgetaucht, wieder überfluthet wurde von den folgenden Ereigniſſen. Nur die vorausſehenden Volksfreunde in Deutſchland bewahrten in ihrem Innern den Gedanken einer deutſchen Nationalverſammlung und verknüpften damit ihre Hoffnung auf die Zukunft des Vaterlandes. In jenen Beſprechungen kam man oft auf dieſen Gedanken zurück, und es wurde mehr als einmal mit goldenem Rheinwein darauf angeklungen.

Es war am 22. Februar 1848, als in der badiſchen Kammer der Antrag auf eine deutſche Nationalverſammlung geſtellt wurde und auf Aufhebung des Bundestags. Dem Abgeordneten Baſſermann von Mannheim war der Auftrag zu Theil geworden, dieſen Antrag zu entwickeln. Er that es, beredt und klar.

Er wies nach das Unglück der bisherigen Zerriſſenheit Deutſchlands, das in Einzelgewalten auseinander gefallen, und den Werth und das Bedürfniß einer feſten politiſchen Form. Er zeigte die Unzulänglichkeit des bisherigen Staatenbundes und verlangte einen

[1]) Wörtlich aus der Schrift des preußiſchen Geheimenraths v. Schmalz, „Ueber politiſche Vereine, Seite 12 und 13.“ Man vergleiche dieſe Worte mit dem, was gewiſſe Leute heute den Männern des Volks zu ſagen wagen. Nichts gelernt und nichts vergeſſen; immer die Alten und das Alte.

Bundesſtaat, worin die Rechte der Völker, ihre Geſeze und politiſchen Einrichtungen Gegenſtand gemeinſamer Berathungen ſein ſollten. Was die Stimmen in öffentlichen Blättern ſo lang, ſo beredt und ſo unermüdlich den Fürſten und Völkern geſagt hatten, das faßte der badiſche Abgeordnete in ſchöner Kürze und Klarheit noch einmal zuſammen. „Ich weiß es, ſprach er, ein vollſtändigerer Umſturz des ſeit dreiunddreißig Jahren gehandhabten Grundvertrags, iſt nicht denkbar. Die Bundesſtaaten verlieren einen wichtigen Theil ihrer Selbſtherrlichkeit, und aus dem völkerrechtlichen Verein wird eine Behörde, die ſich in die innerſten Angelegenheiten der Staaten, in die Einrichtung der Schulen, in die Geſezgebung der Preſſe, in die Gerechtigkeitspflege miſcht; es wird eine oberſte geſezgebende Gewalt daraus, die ihre Beſchlüſſe auch gegen den Willen der einzelnen Staaten mit Waffenmacht durchſezt. In der Thätigkeit des bisherigen Bundestags wohnt ein Geiſt, von dem eine edle Nation ſich abwendet. Der Zuſtand in den wir hiedurch gerathen ſind, iſt ein rechtloſer, ein ſchädlicher, ein gefährlicher. Eine Umkehr thut Noth. Für die Wiedergeburt von Deutſchlands politiſcher Größe gibt der Bund wie er iſt, keine Hoffnung. In ſeiner jezigen Verfaſſung iſt er der Fähigkeit baar, der Nation zum Segen zu gereichen. Wäre es nicht einfach und klug, da das Streben nach gemeinſamen Geſezen bei den Regierungen vorhanden iſt, wäre es nicht das natürlichſte, wenn man Bevollmächtigte der einzelnen deutſchen Landtage beim Bundestag ſich verſammeln ließe? Wenn auch Oldenburg mit einer Verfaſſung zurück iſt, könnten doch ſelbſt die öſtreichiſchen Stände vertreten ſein, und das bin ich von der Einſicht und Vaterlandsliebe aller deutſchen Ständeverſammlungen überzeugt, daß ſie einwilligten, die Mehrheitsbeſchlüſſe einer ſolchen Vertretung beim Bundestage, die aber eine wahre und wirkliche freie Vertretung der Nation ſein müßte, ſollten für Alle bindende Kraft haben. Aus einem allgemeinen deutſchen Ständeſaal würde mehr Schuz für das gemeinſame deutſche Vaterland erblühen, als alle unſere ſtehenden Heere ihm gewähren können. Die hohe Kraft einer gemeinſamen Vertretung würdigt in unſern Tagen Niemand beſſer, als die Feinde der deutſchen Nationalität. Nur in einem freien Parlament iſt die Kraft einer Nation bewahrt. Was wäre England ohne ſein Parlament! mit einem deutſchen Parlament aber war kein Basler Friede, kein

Rheinbund möglich. Nordamerika hat ſich zu einer großen National-einheit, als eine Bundesmacht, als ein Bundesſtaat feſtgeſtellt. Während jeder nordamerikaniſche Einzelſtaat in ſeinem beſondern Kreis in Geſezgebung, Rechtspflege und Verwaltung volle Selbſt-herrlichkeit hat, erhebt ſich über ihnen die feſte Gliederung einer Reichs-gemeinde mit einer geſezgebenden und vollziehenden Gewalt, einer Finanz- und Militärverfaſſung, mit dem Recht über Bündniſſe, Krieg und Frieden, mit der Vertretung der Nation nach Innen und Außen. Dieſe mächtige Bundeseinheit hat Amerika zu einer fruchtbaren Mutter von Staaten gemacht, ſie führt dieſelben in die Völkerfamilie ein, ſie zieht ſie groß, ſie birgt eine neue Zukunft, die Zukunft der neuen Welt. Wie viele Vergleichungspunkte finden ſich in der Geſchichte dieſes Landes nicht mit unſern Verhältniſſen und Bedürfniſſen! Sind doch der vereinigten Staaten von Amerika faſt ſo viel als der ver-einigten Staaten von Deutſchland, und der Bundeszweck der einen wie der andern: die Aufrechthaltung der Intereſſen und der Würde einer großen Nation. Offenbar iſt ein Bund, der inmitten der kriegsgerüſteten Großmächte der alten Welt ſeine Beſtimmung er-füllen ſoll, in noch höherem Grad einheitsbedürftig als dieſes Amerika. Deutſchlands größtes Bedürfniß iſt, nicht eine Revolution, ſondern eine Reform, eine Reform ſeiner Verfaſſung." Der Redner ſchloß mit dem Antrag auf Vertretung der deutſchen Ständekammern am Bundestag, dadurch ſolle ein ſicheres Mittel zur Erzielung gemein-ſamer Geſezgebung und einheitlicher Nationaleinrichtung geſchaffen werden. Als Grundbedingungen der Wirkſamkeit einer deutſchen Nationalvertretung ſtellte er auf: die bindende Kraft der Mehr-heitsbeſchlüſſe, ohne welche es keine Freiheit gebe, und die Oeffent-lichkeit, ohne welche keine heilſame Verſtärkung des National- und Einheitsgefühls gegenüber dem Ausland denkbar ſei.

Die badiſchen Staatsminiſter v. Duſch und Bekk waren gleich zur Hand, ſo recht im Geiſte Metternichs, den Antrag für rein un-praktiſch und höchſt bedenklich zu erklären, und die badiſche Kammer zu verwarnen, ſich in ſo etwas einzulaſſen. Der Antragſteller, er-wiederte v. Itzſtein, wird ſich den Dank des ganzen deutſchen Volkes erwerben. Den Antrag zu unterſtützen iſt Pflicht. Seit den Befreiungs-kriegen hat man dem Volke das ihm feierlich Verſprochene nicht gewährt; zur Stunde noch hat der Bund für das eigentliche Volk

nichts gethan. Aus dem Herzen des deutſchen Volkes hat der Antragſteller geredet, ſagte Scheffelt. Mit dem Antrag müßten wir Vieles hingeben, ſprach Zittel, aber ich bin bereit dazu; denn es iſt auch Großes zu gewinnen — ein Vaterland. Der Antrag wird ſeinen Zweck erreichen, wenn auch weder heute noch morgen. Man iſt jezt in Deutſchland zur Erkenntniß gekommen, daß es keine wahre Freiheit ohne Einheit gibt, und wenn wir auch den Tag nicht erleben, wo das Zwiegeſtirn von Freiheit und Einheit auf uns hernieder leuchtet, ſo wird uns doch die Freude nicht entgehen, die Morgenröthe deſſelben begrüßen zu können. Welcker ging viel muthiger heraus mit der Sprache als Baſſermann. Wird wo, ſprach er, im europäiſchen Völkerverband von Deutſchland geſprochen? Sind nicht die Deutſchen in der Fremde jeglicher Willkür preisgegeben, ſind wir im Innern eine Nation? Nein, der Bund verbietet uns die freie Einigung. An's Vaterland zu denken wird bei uns als Verbrechen verfolgt, Turnvereine, Geſangfeſte, Alles was auf Vaterländiſches hinausläuft. Dieſe Zuſtände ſind zu unnatürlich, als daß ſie fortbeſtehen könnten. Wo man in den einzelnen Staaten die Freiheit unterdrücken will, da beruft man ſich von der Miniſterbank auf die „oberſte Behörde,“ die alſo auch über dem Höchſten, dem Fürſten, ſteht. Wenn aber Staatsmänner nur auf die Zukunft verweiſen, ſo wird ſich das Bedürfniß ſelber gewaltſam Bahn brechen. Durch die Drohungen mit Revolutionen, entgegnete Staatsrath Bekk, wird man mehr reizen, und den Widerſtand gegen die hier gehegten Wünſche ſtärker machen, als wenn man im Ton der Mäßigung auftritt. Kein Wort, ſagte Peter darauf, wird ſo gewaltig bei der ganzen Nation widerhallen, als das Wort deutſches Parlament. Nicht unſer Weg iſt bedenklich, ſondern der entgegengeſezte iſt es. Der Gedanke der Aſſociation, ſprach Hecker, geht jezt durch alle germaniſchen Völker. Ueberall bilden ſich neben dem Bunde Congreſſe wegen des Handels, des Rechts, der Poſt. Dieſe Congreſſe ſind nichts weiter, als die Anfänge einer preußiſchen Hegemonie. Solche die ſtets hinter den Miniſtern drein gingen, wie Knapp, witterten ſchon Blut und Schaffot. Wer ſich gegen den Antrag ausſpricht, meinte dieſer, kann leicht des Volksverraths verdächtigt, ſelbſt zur Guillotine geführt werden, dieß ſoll mich aber nicht abſchrecken zu zeigen, daß der Antrag für Baden von entſchiedenſtem Nachtheil iſt.

Ein ſolches Parlament würde ſich bald ſouverän erklären und aus Deutſchland eine Republik machen. Können Sie denken, daß Fürſten und Regierungen jemals ihre Zuſtimmung zu einer ſolchen Sache geben werden? Der Antrag iſt auch im Intereſſe unſerer Freiheit gefährlich, da wir um unſere badiſchen Verfaſſungsrechte gebracht würden. Bei dieſem Umſturz müßte der Name Baden untergehen, Baden würde in der großen Maſſe verſchwinden. Ich erkläre mich mit aller Entſchiedenheit gegen dieſen Antrag, der keine Reform, ſondern eine Revolution bezweckt. Buſſ, der Vertreter der kirchlichen Partei, fürchtete ſogar, ein Parlament würde nur zu noch mehr Zerriſſenheit in Deutſchland führen. Aber der Antrag ging mit allen Stimmen gegen fünf durch und wurde zur weiteren Berathung in die Abtheilungen verwieſen. Doch ehe es noch dazu kam, traten Ereigniſſe ein, welche nicht nur Diejenigen übereilten, welche engherzig, kurzſichtig oder rückgängig waren, ſondern auch hell- und weitſehende Staatsmänner, ja ſelbſt die kühnſten Hoffnungen der Freunde des Volks und der Freiheit.

Noch lief das Zauberwort deutſches Parlament durch die ferneren deutſchen Gauen, und die Deutſchen hörten es mit freudiger Verwunderung und Begrüßung, als die Kunde über den Rhein herüber rollte, daß Paris in Revolution ſei und Ludwig Philipp abgedankt habe. Noch hatte man ſich von dieſem Eindruck nicht los gemacht, noch ſtritt man ſich über den neuen Gang, den die Dinge nun nehmen dürften unter der Regierung der Herzogin von Orleans, da Ludwig Philipp zu Gunſten des minderjährigen Sohnes derſelben, ſeines Enkels, abgedankt hatte; als die Gewißheit überraſchte: das ganze Haus Orleans iſt geſtürzt, auf der Flucht, der Thron verbrannt, die Republik Frankreich ausgerufen, und mit Jubel und Begeiſterung allwärts anerkannt.

Es klang Vielen wie ein Unglaubliches, wie ein Traum, wie ein Mährchen. Man hatte ſich in Deutſchland ſo lange gewöhnt, und mit franzöſiſchem Gelde bezahlte deutſche Schriftſteller hatten eifrig dafür gearbeitet, in Ludwig Philipp den weiſeſten der Könige, den Napoleon des Friedens, den von der Vorſehung geſandten und zum Heil Europas aus ſo vielen Lebensgefahren wunderbar geretteten Mann zu ſehen, und ſehen zu laſſen. Selbſt die Staatsmänner des Rückgangs glaubten daran, die jungen Leute bei den

Geſandtſchaften und in den Gemächern des Hofs und des Adels ſchwuren darauf, daß kein größerer Kopf ſei in Europa als Ludwig Philipp. Nur diejenigen Männer, deren Herz und Auge frei war, und die recht ſahen, weil ſie recht fühlen, hatten ſeit lange erkannt, wie Ludwig Philipp, der Schlaue, ſelbſt einen Stein nach dem andern von der ſtarken Grundlage wegriß, auf der er ſeit 1830 ſtand: ſie hatten es oft vorausgeſagt, er könne und werde durch den erſten zufälligen Anſtoß fallen [1]). Und der kluge und feine Staatskünſtler, der alle Welt betrogen, der ſelbſt mit dem klugen feinen Kabinet der Britten ein glückliches Spiel geſpielt hat, fiel wirklich, fiel tief und ganz, eben weil er nur immer liſtig betrogen, klüglich getäuſcht und dadurch bewirkt hatte, daß im entſcheidenden Augenblick ſelbſt ſein ernſtliches Zuſagen und Thun von der unendlichen Mehrzahl des Volkes in Paris für Trug und Täuſchung gehalten, und das Unglaublichſte von ihm geglaubt wurde. Man hat uns verrathen, rief das Volk; ſeht ihr, man belügt uns, man will uns narren. Der alte Fuchs Ludwig Philipp fiel in die Schlinge, die er andern ſo oft gelegt hatte; er war zu klug geweſen und hatte zu ſpät anfangen wollen ein Bischen ehrlich zu ſein. Was am Morgen noch kein Republikaner in Paris hoffte oder nur träumte als in nächſter Zukunft möglich, das war ſchon Mittags Wirklichkeit: die Tuilerien waren vom Volke erſtürmt, der Thron an der Juliſäule verbrannt, als Sühne für das Verbrechen, das vom Julithron gegen die dort begrabenen Helden der Julirevolution begangen worden; der König mit Silberhaaren des Greiſen, der vor faſt achtzehn Jahren aus dem Hauſe ſeiner Blutsverwandten die Krone entwandt hatte, der Frankreich, das ihn erhoben, langſam gebraten und deſſen Fett in ſeinen eigenen Nutzen verwandt hatte; der große Spekulant, deſſen Reichthümer mit der Verarmung des ganzen Volkes ſtündlich gewachſen waren, und der, angeſtaunt wegen ſeines ſtaatsmänniſchen Verſtandes, unverſtändig genug geweſen war, zu ſpät einzulenken;

[1]) Selbſt der Wiz war prophetiſch. Glasbrenner's Volkskalender auf das Jahr 1848 enthielt Prophezeiungen für jeden Tag des laufenden Jahres, zum 26. Februar war darin bemerkt: „Das Pariſer Handlungshaus Ludwig Philipp und Sohn macht Inventur, und iſt beſtürzt darüber, daß die Paſſiva die Activa überſteigen.“

dieſer König mußte unterwegs auf der Flucht in der erſten Herberge, wo er zu halten wagte, die Groſchen zuſammen borgen, um ſeine einfache Mahlzeit zahlen zu können, und in furchtbarer Witterung und Jahreszeit, frierend in Bauernkleidung, tagelang an der Küſte hin und her irren und ſich in den Hütten armer Köhler bettelnd verſtecken, jeden Augenblick in Todesangſt, von der Rache des Volks gefunden und gerichtet zu werden: Tagelang verweigerte ihm der Himmel ſelbſt die Rettung, und das Meer ſträubte ſich ihn aufzunehmen und ihn hinüber zu tragen an das rettende Eiland, wo die Freiheit ſelbſt den geſtürzten Deſpoten und ihren geächteten Werkzeugen geſtattet, an ihren Herd ſich zu ſezen, ſicher vor der Rache der Völker, aber nicht vor ihrem Gewiſſen. Das klang wie der Graus eines Mährchens und war doch ſchreckliche Wahrheit, ein wirkliches Stück Geſchichte, das alle Die erſchreckte, durchſchütterte und betäubte, die als Liebhaber des Beſtehenden an die ewige Dauer deſſelben, der Dinge wie der Menſchen, glaubten, und ſo lange gewiß waren, daß es morgen wie heute ſein werde. Die ſahen nun auf einmal den Schlund der Revolution wieder offen, und das Syſtem, auf das ſie geſchworen hatten, in den ausbrechenden Flammen verzehrt. Und die welche um die deutſchen Throne ſtanden, wie die welche darauf ſaßen, hörten ſchon mit dem feinen Gehör der Angſt die Revolution vor ihre Häuſer und an ihre Leiber heranrauſchen. Ein Schrecken, den man geſehen haben muß, und der ſich nicht beſchreiben läßt, durchzitterte die Leute des alten Syſtems. Denn auch in Deutſchland faſt überall hatte man in dreißig Jahren ununterbrochenen Friedens, für das Wohl des Volks wenig, für die nationale Ehre nichts, gegen die Freiheit Alles gethan. Dieſer Troz, der ſich allen drängenden Reformbedürfniſſen entgegen ſtemmte und hartnäckig nichts that, oder das Gegentheil von dem, was die Zeit und das Volk forderten, dieſe blinde Leidenſchaftlichkeit, mit der man die Stimmen der öffentlichen Meinung als das Geſchrei einzelner weniger ſelbſtſüchtiger Schreier zurückwies; dieſe Ungerechtigkeit, mit der man an den feſtgeſtellten Rechten des Volkes feiner und gröber herumſchnitt; dieſes Sichbereichern und Wohlleben auf Koſten des Volks, welchem Mißwachs, Theuerung und Arbeitsloſigkeit die Geduld abſchwächten, während in Umlauf geſezte Gedanken die Grundlagen des Beſtehenden unterwühlten — das hatte in Frankreich den

Umſturz herbeigeführt, und das alles fand ſich mehr oder minder in Deutſchland auch faſt aller Orten.

Darum war man jezt überall an den Höfen ſo bereit, Einräumungen und Verwilligungen zu machen. Um nicht die ganze alte große Schuld an das Volk zahlen zu müſſen, eilte man mit Abſchlagszahlungen das ſtets gutmüthige und dankbare zu gewinnen. Man eilte um ſo mehr, je mehr man bisher damit noch geſäumt hatte, ſelbſt da, als man in Italien ſeit Monaten ſchon den ſo lange gewaltſam niedergehaltenen politiſchen Geiſt in einer Reihe von Kundgebungen erwacht ſah, und entſchloſſen, die ſtaatsbürgerliche Freiheit und die nationale Selbſtregierung ſich zu erringen, und je mehr jezt ſeit dem 23. und 24. Februar plözlich ſogar Frankreich in ſiegreicher Revolution daſtand, und zwar als Republik, und daran ging, den Staatshaushalt gründlich zu verbeſſern, die Ungleichheiten des geſellſchaftlichen Lebens auszugleichen, eine neue, die nationale Selbſtregierung verbürgende Verfaſſung zu ſchaffen, und alle Klaſſen der Nation in Urverſammlungen und gewählten Ausſchüſſen zur unmittelbaren Selbſtthätigkeit berief.

Nachwirkung der pariſer Ereigniſſe auf die einzelnen deutſchen Staaten.

Nicht der Sturz bloß an und für ſich, ſondern die Art des Sturzes Ludwig Philipps wirkte nach beiden Seiten tief einſcheidend, nach der Seite des Rückgangs wie nach der Seite des Fortſchritts. Die Rückſchrittspartei, die Partei, welche die Völker wieder in den alten Zaum bringen wollte, hatte auf zwei Säulen ihre Plane begründet; die eine Säule war der unbedingte Gehorſam der Soldaten, der Bajonette und der Kanonen; die andere Säule war die bedingte Ergebenheit der Geiſtlichkeit. Dieſe Säulen glaubte man für lange feſt auf beiden Parteien, und dieſe beiden Säulen waren in einer Nacht unter dem Thron des Rückgangs gewichen, daß er zwiſchen ihnen

zuſammenſtürzte. Der von Ludwig Philipp ſo ſehr gehegte und in ſeinem Frieden fett gewordene Stand der Wohlhäbigkeit und die größtentheils daraus genommene Nationalgarde waren am erſten von dem König und dem Königthum abgefallen. Man hatte in ihr ſo lange die Leibwache des Friedens und der beſtehenden Zuſtände geſehen; ſie hatte ſich ſo oft brauchen laſſen, die Aufwallungen des Volkszorns zu dämpfen, und plözlich im Feuer der Revolution ſchmolz das metallene Band, welches ſie mit dem größten Egoiſten Europa's verbunden hatte. Wie die Nationalgarde, fiel alſobald das Heer ab; das Heer folgte den Männern unter ſeinen Führern, welche Charakter hatten und welche durch Verdienſt auf dem Feld der Ehre Führer geworden waren. Das waren die Männer, welche die Schlechtigkeit Derer verachteten, die im Vorzimmer ihre Generalswürde erſchlichen hatten, und die darum, von ihren Mitgeneralen und dem Heer bisher im Stillen mißachtet, jezt in der Stunde der Entſcheidung nirgends Gehör fanden.

Aber auch die Geiſtlichkeit fiel ab. Der Erzbiſchof von Paris eilte, die Republik anzuerkennen.

Das überraſchte, das erſchreckte, das erhob zu Muth und Hoffnung.

Sehen wir zuerſt, welchen Eindruck dieſe Ereigniſſe im deutſchen Norden und in der Hauptſtadt Berlin machten. Nach allen Schilderungen war der Eindruck ganz außerordentlich. Leute, die ſich ſonſt nie um Politik bekümmerten, ſahen mit ängſtlicher Begierde der Löſung der dortigen Dinge entgegen. Die mühevolle Arbeit ſo vieler Jahre in wenigen Stunden zerſtört, ſeuzten die Einen. Der ſtolze Miniſter Guizot, der mit verachtungsvollem Hochmuth auf ſeine Gegner noch vor wenigen Tagen herabſah, ſchimpflich geſtürzt, und der Rache oder Gnade ſeiner Feinde preisgegeben. So endet, ſprach ein Anderer, die unbegränzte Leidenſchaft der Herrſchſucht, der unerſättliche Durſt nach der Gewalt, ſie hatten in ihm alle höheren Gefühle erſtickt, und ihn zum Abfall von jenen großen Gedanken ſtaatsbürgerlicher Freiheit gebracht, deren ruhmvoller Kämpfer er einſt in jüngeren Jahren geweſen. Damals war er weniger reich freilich an Glanz, aber reicher an Verdienſt und an wahrem Ruhme.

Ganz Berlin war voll Bewegung und Beweglichkeit. Nicht bloß auf die Gemüther der Einzelnen, ſondern auch äußerlich erkennbar auf den Gang der Geſchäfte und auf die Leitung der Staatsange-

legenheiten übten die ungeheuren Ereigniſſe ihre Rückwirkung aus. An allen öffentlichen Orten ſah man die Leute in Gruppen beiſammen ſtehen, einer auf einem Stuhl oder einem Tiſch las vor dem Zuhörerkreis das Neueſte aus Paris; in allen Klaſſen der Geſellſchaft ſprach man von weiter nichts als von den Folgen und Möglichkeiten; an gewiſſen Orten ſprach man davon, Truppen marſchiren, Manifeſte erſcheinen zu laſſen; man erinnerte ſich des Thuns von 1791, aber nicht ſeiner Folgen. Der Miniſterrath, dem der König perſönlich vorſaß, beſchloß, ſofort alle militäriſchen Anſtalten zu treffen, um jedem Ueberfluthen der Bewegung über die preußiſche Gränze thatkräftig entgegen zu treten, und um andererſeits jeder Störung des Friedens, die möglicher Weiſe daraus folgen könnte, ſogleich zu begegnen.

In den höchſten Kreiſen in Berlin dachte man vorerſt an keine Nachwirkung auf preußiſche Verhältniſſe im Innern; aber man fürchtete um ſo mehr, die Bewegung in Frankreich werde über die Gränzen herausbrechen und den europäiſchen Frieden ſtören. Ebenſo fürchtete man, die Bewegung in Oberitalien möchte durch die Pariſer Ereigniſſe neuen Stoff erhalten, und durch einen Ausbruch in der Lombardei die öſtreichiſche Regierung zu einem thatkräftigen Einſchreiten gezwungen werden. Da Preußen in dieſem Fall nicht unthätig bleiben konnte, ſo traf man alle Vorbereitungen zum Kriege mit Frankreich. Die Geſichter am berliner Hof waren um ſo mehr lang, weil ſo eben erſt der preußiſche Geſandte in Paris, Herr von Radowiz, der für einen Propheten galt, bei ſeiner Rückkehr die pariſer Verhältniſſe als unzweifelhaft ſicher und feſt konſolidirt geſchildert, und man es gläubig ſo aufgefaßt hatte. Darum wohl auch die Gereiztheit gegen Frankreich. In einer großen Geſellſchaft, in der auch der Prinz Friedrich von Preußen zugegen war, ſprach man von den jüngſten Ereigniſſen in Paris, die damals erſt bis zur Berufung Molé's bekannt waren. Nein, ſagte ein hochgeſtellter Offizier, die Wirthſchaft iſt nicht zu dulden, der König von Preußen muß einſchreiten, die Ruſſen müſſen wieder an den Rhein. Einer trat zu dem Prinzen und bat ihn, er möge zur Beruhigung der Anweſenden erklären, daß dieſer Ruſſenfreund nicht die Meinung des königlichen Hauſes ausgeſprochen. Ich bin nicht im Fall, antwortete der Prinz, über die Geſinnung des königlichen Hauſes Auskunft

geben zu können, glaube aber, daß jener Herr eben ſo wenig dazu im Stande iſt. Das begab ſich zu Düſſeldorf.

Am ſtärkſten natürlich war die Aufregung in den Landſchaften, welche an Frankreich gränzten oder ihm näher lagen. In den Rheinlanden ließ ſich in den erſten Tagen eine leiſe Ueberſtrömung nach Weſten nicht verkennen. In der rheiniſchen Hauptſtadt, in Köln, war Jubel und Beſtürzung gleich groß. War doch Köln einſt eine franzöſiſche Stadt, noch herrſchte da franzöſiſches Geſez, und franzöſiſche Sympathien waren zwar nicht überwiegend, aber doch nicht ganz erloſchen. Die Republik in Frankreich! Ein Blouſemann unter den Häuptern der Regierung! Gleichheit und Brüderlichkeit! Das war für das Kölner Volk zum Entzücken, und die Marſeillaiſe ſpielte in allen Caffeehäuſern mit Geſangbegleitung. Umſonſt ziſchten andere darein und ließen zur Sühne das „Heil dir im Siegerkranz“ ſpielen, aber die Muſik wurde ausgepfiffen, ſie mußte verſtummen. Betroffen, Lots Salzſäule gleich, ſtanden die ſonſt ſicherſten und erhabenſten Leute, die Kaufleute, die Banquiers, die Beſizenden, die Perſonen von feiner Bildung. Die Männer aber traten zuſammen und forderten die bedeutendſten Abgeordneten der Rheinprovinz auf ſchleunigſt in Köln ſich zu verſammeln. Sie waren einig darin, daß Preußen, daß Deutſchland ſich vor allem innerlich ſtärken müſſe, und daß die neueſte Revolution zu Paris ſtärker als irgend etwas predige, wie gefährlich es ſei, Zugeſtändniſſe zu verſpäten. Die Berufung des vereinigten Landtags, die Erfüllung lang gehegter und ausgeſprochener Wünſche erwarteten ſie ohne Aufſchub von der preußiſchen Regierung, und in einer freiſinnigen Verfaſſung ſahen ſie die Bürgſchaft für die Vereinigung aller politiſchen Parteien um den Thron. Das Mißvergnügen über das, was bisher zu Berlin geſchah, war in den Rheinlanden allgemein; trat indeß auch die Abneigung gegen das Berlinerthum und die ſteife Vornehmheit der Junker in der Mark, gegen ihr unzeitgemäßes und dem Volke feindſeliges Auftreten ſtark hervor, ſo war doch die allgemeine Stimmung in wenigen Tagen ſo weit von der Neige nach Weſten zurück gekommen, daß man ſich mit dem übrigen Deutſchland verwachſen fühlte. Die Aufregung ſtieg mit jeder Stunde, mit jeder Nachricht aus Frankreich und dem ſüdlichen Deutſchland. Es zeigte ſich, wie mächtig Eiſenbahnen und Dampfſchifffahrt in dieſen entſcheidenden Tagen mitwirkten, die ent=

fernteſten Gauen Deutſchlands miteinander zu verbinden, und Gedanken und Begeiſterung mittheilend weiter zu tragen. Auf dem Domhof war eine große Bürgerverſammlung. Die Beſprechung bewegte ſich im geſezlichen Geleis, ſo entſchieden auch der Geiſt der Verſammlung war. Die Freiheit der neuen Zeit mit ihrem ganzen Ernſt und ihrer Entſchloſſenheit war über die ſonſt ſo faſchingsluſtigen Kölner gekommen. Kein Karneval! ſo lauteten die öffentlichen Aufforderungen; die Zeit iſt ernſt, ſehr ernſt, die Erde bebt unter unſern Füßen — wer darf da noch den Narren ſpielen? Bürger Kölns, Mainz, die Schweſterſtadt verzichtet auf ihren Karneval, wollt ihr weniger thun? Eure Stadt iſt die erſte des Landes — dürfen ihre Männer Poſſen treiben, wenn ſich das Geſchick der Vöker entſcheidet? Es iſt eine große Zeit; zeigt daß ihr ſie begreift und ihrer werth ſeid.

Zwar erklärte ein anderer Theil der Bürgerſchaft, ſie werden den Karneval halten, weil die Vorbereitungen dazu ſchon gemacht und Tauſende von Gewerbsleuten ſonſt im Schaden ſeien, weil er zu tief in die gewerblichen Verhältniſſe eingreife, und weil ſie weder muth- noch hoffnungslos in die Zukunft ſchauen und in den ernſten Ereigniſſen keine Veranlaſſung zur Trauer fänden.

Der Sache nach waren die Kölner eins, beſonders die Verſammlung auf dem Domhof. Die Verſammelten verſchmähten es mit Unwillen, ferner auf den 22. Mai 1815, auf den ſogenannten Rechtsboden ſich zu beſchränken. Vor Allem wollte ſie eine Verfaſſung mit Volksvertretung auf den breiteſten Grundlagen des Wahlrechts, mit Verantwortlichkeit der Miniſter und entſcheidendem Stimmrecht der Volksvertreter; unbedingte Freiheit der Rede und der Preſſe; freies Vereinsrecht und Verſammlungsrecht; Verminderung und allmählige Abſchaffung des ſtehenden Heeres; Einführung allgemeiner Volksbewaffnung; Wahl der Führer durch das Volk; Gleichheit vor dem Geſez ohne Unterſchied des Bekenntniſſes; ein deutſches Parlament.

Die Verſammlung ging von dem Grundſaz aus, es ſei nicht erſt zu unterſuchen in wie fern die Anſprüche darauf bereits in beſtehenden Geſezen ihre Begründung finden; das dringende Bedürfniß darnach ſei vorhanden, es mache ſich unabweisbar geltend, das ſei genug. „Wir wollen nicht länger bitten und betteln, ſo wurde ge-

ſprochen. Wir bringen unſere gerechten Forderungen vor den Thron." Nach dreiſtündiger Verhandlung verließ die Verſammlung den Saal in Ruhe.

In ſehr großer Zahl hatte das Volk auf dem alten Markt ſich eingefunden. Hier ſaß der Stadtrath ſeit 3 Uhr Mittags und berieth gleichfalls über Schritte im Geiſte der neuen Zeit. Bald nach 7 Uhr Abends wurde eine Abordnung von kölner Bürgern angemeldet. Einige hundert Perſonen, faſt nur aus der arbeitenden Klaſſe, fanden ſich in dem großen Saale vor dem Sitzungsſaal ein. Ihr Sprecher war der geweſene Artillerielieutenant von Willich. Sie übergaben die obigen Punkte mit Zuſäzen, welche die Bürgerverſammlung nicht genehmigt hatte, als Forderungen des Volkes. Die Zuſäze waren Schuz der Arbeit und Sicherſtellung der menſchlichen Bedürfniſſe für alle, und vollſtändige Erziehung aller Kinder auf öffentliche Koſten. Dieſe Forderungen des Volkes waren in Maſſe gedruckt vertheilt worden. Willich gab zu jedem Punkt eine nähere Begründung vor dem Rath, und laut und heftig ſtimmte das Volk bei. Der Oberbürgermeiſter ſprach zum Volk, aber er befriedigte nicht. Man drang darauf, daß der Stadtrath die Forderungen des Volkes zu den ſeinigen mache, und als ſolche der Regierung mittheile; wir werden, ſagten die Abgeordneten, auf den Markt zurück gehen und warten, und wär's bis zum frühen Morgen, auf die Entſcheidung des Stadtraths; nur erwarten ſie, daß er einen beſtimmten Entſchluß faſſe. Damit verließen ſie den Saal. Draußen auf dem Rathhausplaz wurden Volksreden gehalten. Plözlich, nach 10 Uhr, hörte man Generalmarſch ſchlagen, es ging von der Behörde aus, nicht vom Stadtrath. „Wir ſind verrathen, man ſchlägt den Generalmarſch! Das Militär ſperrt die Straßen! Es greift das Volk an!" Mit dieſen Rufen ſtob das Volk auseinander, nach zwei offenen Straßen hin; ein Theil warf ſich in den Sizungsſaal des Stadtraths. Man ſchleppte einen aus dem Volk in den Sitzungsſaal mit dem Geſchrei: die Soldaten haben ihn ermordet. Später zeigte ſich, daß er nur umgerannt und von der Quetſchung betäubt war. Die Eingedrungenen waren zum Theil mit Dolchen bewaffnet. Der Stadtrath gerieth ſo in Angſt, daß eines der Mitglieder, Doktor Burel, aus dem Fenſter ſprang und ſich beide Beine brach. Von den Stadträthen machte ſich einer nach dem andern aus dem Staub.

Nur der Oberbürgermeiſter war zulezt noch da mit einem Stadtrath, der ein bekannter Volksfreund war. Draußen hatte das Militär den Volksredner Willich verhaftet und ſich dann wieder zurückgezogen. Ungeſtüm wurde Willich's Freilaſſung gefordert, ſelbſt der Oberbürgermeiſter verwandte ſich dafür bei den Staatsbehörden. Im Laufe des nächſten Morgens wurden jedoch auch noch der Arzt Gottſchalk und der frühere Artillerielieutenant Anneke verhaftet, zwei Führer des Volkes. Der Stadtrath beſorgte für die Stadt ernſtere Folgen, wenn man das Volk nicht befriedige. Nach 11 Uhr Nachts wurde durch Polizei und Soldaten das Innere des Stadthauſes geräumt, ohne Blutvergießen, da die Anweſenden ſich fügten. Noch mehr als in den lezten Tagen herrſchte in allen Schenken die größte Aufregung. Man ſprach und ſtritt ganz laut über die Vorzüge der Republik oder Monarchie, und die Straßenjungen riefen einander zu: „Komm, wir wollen einmal nach der Parade gehen, und die Preußen noch einmal hören." In der Frühe des 3. Märzes begaben ſich die Mitglieder des vereinigten Landtages, von Beckerath, Hanſemann, von der Heydt, Meviſſen, Stedtmann, Uellenberg, zu dem anweſenden Oberpräſidenten der Rheinlande, und machten ihm die ernſteſten Vorſtellungen und erklärten ihm ſofortiges Zugeſtändniß aller billigen Forderungen als das einzige Rettungsmittel. Jezt wurden Wahrheiten geſagt, weil ſie ſich nicht länger verbergen ließen; beſſer, man hätte ſie früher hören wollen. Tief erſchüttert verſprach dieſer ſchleunige Meldung nach Berlin. Und während die Kappenfahrt und der große Zug des Karnevals bei ſchönem Wetter, von vielen Ernſten getadelt, glänzend durch die Straßen Kölns ſich bewegten, gingen von Köln, von Koblenz, von Düſſeldorf, von Cleve, von Crefeld, von Aachen die Forderungen des Volkes nach Berlin ab. In Bonn, wo die Studenten aufgefordert wurden, ſich zu bewaffnen, ſelbſt ihre Führer zu wählen und für die Aufrechthaltung der Ordnung zu ſorgen, baten ſich dieſe unter anderem vorher nähere Erklärung aus, ob man das Anſinnen an ſie ſtelle, wenn es zwiſchen Volk und Regierung zum Bruch kommen ſollte, dann auf Seite der leztern zu treten? Rheinpreußen war der Sache nach ſo gut als in Revolution. Die Bewegung war hier ſchon unwiderſtehlich geworden.

Die Rheinlande waren mit dieſer Bewegung nicht voran gegangen, ſondern dem Beiſpiel Süddeutſchlands gefolgt. In Baden,

in Würtemberg, in Bayern, in beiden Heſſen, in Naſſau hatte das Volk die wichtigſten Zugeſtändniſſe ſchon errungen, als die Rheinlande ſie erſt forderten. Baden ging allen ſüddeutſchen Staaten wieder voran.

Die Bewegung in Baden.

Die badiſche Kammer war verſammelt, als die Kunde von den neueſten Ereigniſſen in Frankreich kam. Baden lag Paris näher als andere deutſche Länder, und man war auch ſchon darum fertiger, den rechten Augenblick zu erfaſſen und aus den Vorgängen in Frankreich Nuzen zu ziehen. Schon am 26. Februar ſtellte Welcker den Antrag, die Kammer möge die Regierung bitten, ſich alsbald von dem Syſtem der Reaction los zu ſagen. Allgemeiner Beifall folgte. Ich werde reden, ſprach Welcker, für das Zuſammenhalten gegen Oſt und Weſt, aber ich werde auch reden für die Grundlagen des Zuſammenhaltens, für Erfüllung der Verheißungen, für alsbaldige Freigebung der Wahrheit, für Volkswehr und deutſche Nationalſache. Der Gott der Treue und Wahrheit hat mit ſeinen rächenden Blizen nie öfter als in der kurzen Zeit unſers Lebens die Urheber der Volksverachtung und des Wortbruchs geſtraft. Ich ſah lange voraus, daß täglich die Actien der Freiheit ſteigen werden. Hecker verlangt, daß der Antrag Baſſermanns, das Wichtigſte was berathen werden könne, in ſchleunige Berathung gezogen werde, der Antrag auf ein deutſches Parlament. Die Mehrheit der Kammer aber zog es vor, das Budget fort zu berathen.

Dagegen ſchritt man in Mannheim zur That. Mannheim war ſeit längerer Zeit der Herd der politiſchen Bewegung in ganz Baden. Am 27. Februar ſchon traten die Bürger in einer großen Verſammlung zuſammen. Reden, welche pariſer Geiſt athmeten, wurden gehalten. Man hörte ſagen: In dieſer ſchweren Zeit müſſe jeder Bürger bewaffnet ſein, man müſſe die Zeughäuſer ſtürmen, ſie gehören dem Volke. Der Abgeordnete Baſſermann, der zur Mäßigung

rieth, wurde überſtimmt, von einigen ſogar verhöhnt; ſo ſehr trieb die Aufregung ihre Wellen bereits über Männer hin, die bisher an der Spize der Bewegung geſtanden hatten. Dieſe Verſammlung ſchon war für den Denkenden ein bedeutendes Zeichen. v. Itzſtein, v. Soiron, Mathy, Baſſermann und Sachs waren miteinander in den Saal getreten, und allen hatte der Beifallruf gegolten, der nicht enden wollte, von den Männern, die mehr als Dritthalbtauſend beiſammen waren, von den Frauen, welche die Gallerien füllten. Auch das war bemerkenswerth, daß die Damen ſich betheiligten, faſt feuriger als die Männer, für die Sache des Volks und der Freiheit. Aber eben ſo bemerkenswerth war es, daß Baſſermann ſchon hier, wie er ſagte, zu dem undankbaren Amte ſich verpflichtet fühlte, zur Beſonnenheit zu ermahnen. „Wir dürfen, ſprach er, unſere Wünſche und Gefühle nicht als wirkliche Thatſachen anſehen, wir müſſen daher beſonnene Vorſchau halten, und dürfen uns nicht zu Schritten verleiten laſſen, die uns ſchaden."

Das Wort war gegen den Buchhändler Heinrich Hoff gerichtet. Dieſer hatte mit der ihm eigenen Volksberedtſamkeit die Zuſtände rings umher geſchildert, die Gefahren, welche dem deutſchen Vaterland drohen, die Nothwendigkeit, feſt zuſammen zu halten, aber auch dahin zu wirken, daß der Schuz der deutſchen Gränzen durch Volksbewaffnung, der Volksrechte durch Preßfreiheit und Schwurgericht, eine deutſche Politik durch ein deutſches Parlament ſicher geſtellt werde. Zu dieſem Zweck hatte er eine kräftige Eingabe an die zweite Kammer, alſo einen ganz geſezlichen Schritt vorgeſchlagen. „Zum Beweis, ſchloß er, daß die Eingabe wirklich den Ausdruck der Geſinnungen der Unterzeichner enthält, ſoll ſie durch eine zahlreiche Abordnung dem Vorſizenden der Kammer nach Karlsruhe überbracht werden. Dieſes Beiſpiel wird nicht nur in unſerm Lande, ſondern auch in andern deutſchen Ländern, in denen es nothwendiger iſt, Nachahmung finden, dann wird der Erfolg nicht ausbleiben." Baſſermanns Wort galt aber auch gegen Herrn von Struve, der die Eingabe verfaßt und nach einer kurzen Einleitung ſie verleſen hatte. Hammer, Heinrich Hoff und von Struve waren feuereifrig, dieſe drei waren eins. Eine Seele mit Baſſermann war Mathy.

Mathy hatte noch am 23. Februar in der badiſchen Kammer, als von der Cenſur die Rede war, die Aeuſſerung gethan, er klage

nicht mehr gegen die Regierung, auch nicht gegen die Kammer, aber gegen das Volk, wenn es noch länger einen ſolchen Zwang dulde. Die Deutſchen haben es dreißig Jahre lang vergebens mit der Mäſſigung verſucht, ſie müſſen jezt einmal zuſehen, ob ſie mit der Wildheit weiter kämen, die Wildheit aber dürfe man nicht nur auf den Ständeſaal beſchränken. Der Abgeordnete Junghanns hatte ihm geradezu erwiedert: das heiße zur Revolution auffordern. Des andern Tages hatte Mathy eingelenkt: ſeine Aeuſſerungen ſeien vielfach mißverſtanden worden, er habe durchaus nicht das Volk zur Revolution auffordern, ſondern nur damit ſagen wollen, alle Bemühungen der Kammer für Preßfreiheit genügen nicht, wenn ſolche nicht auch von der Nation, jedoch auf geſezmäßigem Wege unterſtüzt würde. Mathy hatte das Glück gehabt, dafür eine freudige Zufriedenheitserklärung von Staatsrath Bekk ſich dafür zu verdienen, welchem auf einmal über Mathy alle Zweifel gehoben waren.

So ſprach nun auch Mathy in der Mannheimer Bürgerverſammlung am 28. Februar, er habe viele ſtarke Worte, Muth und Siegesfreudigkeit aufbieten hören — für eine Eingabe. Beſonnenheit ſei nothwendig, und ſehr zu wünſchen, daß bei allen Berathungen über ſolche Schritte die reiferen und beſonneneren Bürger, deren die Stadt zum Glück eine große Anzahl von eben ſo entſchiedener Geſinnung wie die Redner vor ihm, beſize, ſich nicht fern halten, ſondern Theil nehmen.

Es war nicht zu verkennen; im Angeſicht der Revolution waren Mathy und Baſſermann entſchloſſen Halt zu machen; von Struve und ſeine Freunde erhizten ſich von vorn herein zu weit voraus; nur der alte Vertraute der Freiheit und der Bewegung, der auch dieſer Bürgerverſammlung vorſaß, blieb ſich gleich und ſchritt vorwärts, wärmer im Herzen als ſeit lange, und dabei klar wie immer. Das war Itzſtein.

Ueberdeckt mit Unterſchriften wurde die Eingabe von vierhundert Mannheimer Bürgern nach Karlsruhe getragen. Viele aus andern Theilen Badens ſchloßen ſich daſelbſt an. Die Eingabe lautete: Hohe zweite Kammer! Eine ungeheuere Revolution hat Frankreich umgeſtaltet. Vielleicht in wenigen Tagen ſtehen franzöſiſche Heere an unſern Gränzmarken, während Rußland die ſeinen zuſammen zieht. Ein Gedanke durchzuckt Europa. Das alte Syſtem wankt

und zerfällt in Trümmer. Aller Orten haben die Völker mit kräftiger Hand die Rechte ſich ſelbſt genommen, welche ihre Machthaber ihnen vorenthielten. Das deutſche Volk hat das Recht zu verlangen: Wohlſtand, Bildung und Freiheit für alle Klaſſen der Geſellſchaft, ohne Unterſchied der Geburt und des Standes. Die Zeit iſt vorüber, die Mittel zu dieſen Zwecken lange zu berathen. Was das Volk will, hat es durch ſeine geſezlichen Vertreter, durch die Preſſe und durch Vorſtellungen deutlich genug ausgeſprochen. Aus der großen Zahl von Maaßregeln, durch deren Ergreifung allein das deutſche Volk gerettet werden kann, heben wir hervor; Volksbewaffnung mit freien Wahlen der Officiere; unbedingte Preßfreiheit; Schwurgerichte nach dem Vorbild Englands; ſofortige Herſtellung eines deutſchen Parlaments. Dieſe vier Forderungen ſind ſo dringend, daß mit deren Erfüllung nicht länger gezögert werden kann und darf. Vertreter des Volks! wir verlangen von euch, daß ihr dieſe Forderungen zu ungeſäumter Erfüllung bringet. Wir ſtehen für dieſelben mit Gut und Blut ein, und mit uns, davon ſind wir durchdrungen, das ganze deutſche Volk.

Zu Karlsruhe zeigte ſich das Miniſterium des Rückgangs am Abend des 28. Februar noch ganz als das alte in Anſicht und Verfahren. Wie allwärts in Deutſchland, wurde auch in den Schenken Karlsruh's von der franzöſiſchen Republik Anlaß genommen, von Republik überhaupt zu ſprechen. In der Müller'ſchen Brauerei wurde die Unterhaltung ſo lebhaft, daß einige die Republik leben ließen. Die deutſche Republik! berichteten der Polizei ihre Spione; nieder mit den Fürſten! ſei gerufen worden. In aller Frühe, im Bette noch, verhaftete man die angegebenen, darunter ſehr reiche und angeſehene Bürger. Im Laufe des Tages dauerte die Verhaftung fort, Polizei und Gendarmerie machten ſich vollauf zu thun. Man behandelte und erklärte die Wirthshausgeſchichte als ein förmlich angezetteltes Komplott zu Errichtung einer Republik. In der Frühe ſchon erhielt das Militär ſcharfe Patronen, kein Mann durfte die Kaſerne verlaſſen, viele Beurlaubte wurden einberufen, die bürgerlichen Schützen übernahmen den Dienſt in der Stadt, und alle Orts- und Staatsbürger darin wurden zu vorläufiger Errichtung einer Bürgerwache zuſammenberufen, 500 wurden auf der Stelle mit Gewehren aus dem Zeughaus und mit ſcharfen Patronen ausgeſtattet.

Die badiſche Kammer bot in der Sizung vom 29. Februar ein unſittliches Schauſpiel, das Schauſpiel der Grundſazloſigkeit, der Karakterloſigkeit, der Windfahnen — ein Schauſpiel das ſich durch ganz Deutſchland, ja durch ganz Europa jezt darſtellen ſollte. Im Angeſicht der Ereigniſſe, im Angeſicht der aus allen Städten Badens angekündigten Abordnungen und Zuzüge von Bürgern, die perſönlich den Großherzog mit den Wünſchen des Volkes bekannt machen wollten, ſuchte die badiſche Regierung durch ſcheinbares Zuvorkommen den Forderungen des Volkes die Spitze zu nehmen. Die Republik in Paris hatte in wenigen Stunden Wunder gewirkt. Volksthümliche Anſtalten mancherlei Art waren Jahrzehente lang von der Kammer erbeten oder gefordert worden, wie Preßfreiheit, Geſchwornengerichte und Volksbewaffnung: jezt trat plözlich Miniſter Bekk auf und übernahm feierlich im Namen der Regierung die Verpflichtung, dieſe in wenig Tagen in's Leben zu rufen. Tief verabſcheute Dinge, wie die Cenſur, verhaßte, lang vergebens bekämpfte Perſonen, wie die Mehrheit der bisherigen Miniſter, ſollten plötzlich beſeitigt werden. Da ſtanden die Herren, die noch ſo eben erſt den Forderungen des Zeitgeiſtes ſo entſchieden entgegen getreten waren, ſie, die nur den Bajonetten vertraut und das Volk und ſeine Natur mißachtet und niedergehalten hatten, ſie, welche die Männer des Volks und des Fortſchritts, die Freunde des Vaterlands, aus ihrem Wirkungskreis entfernt oder mit Hochverrathsunterſuchungen verfolgt hatten, ſie, die dieß theils aus eigenem Willen, theils als gefügige Werkzeuge der Rückgangspartheі gethan hatten — ſie ſtanden jezt da, und ſprachen, ſie ſeien ihrerſeits alles zu thun bereit, was zu einer Beruhigung beizutragen geeignet ſei. Es müſſe jezt in Dingen, die man auch bisher im Allgemeinen für gut gehalten habe, die aber nach dem gewöhnlichen Verlauf noch mehrere Stadien zu durchlaufen gehabt hätten, raſcher vorangeſchritten werden; die Regierung ſtüze ſich auf das Volk, dem Volke ſolle die Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung anvertraut werden. Von miniſterieller Seite hatte man noch in der Sitzung vom 23. Februar den Beſtand der Cenſur in Schuz genommen, die Gelder dafür für gerechtfertigt erklärt und Kapp's Angriffe auf die Cenſur geradezu einen Hemmſchuh gegen einen günſtigen Erfolg in Preßangelegenheiten genannt. Ja gegen Brentano und Welcker, die mit Heftigkeit gegen die Cenſur ſich aus=

ſprachen, hatte Knapp, der unbedingt miniſterielle, die Frechheit gehabt ſich zu äußern, er fürchte ſehr, wenn die Sache ſo fort betrieben werde, ſo dürfte der große Cenſor vom Norden kommen und ihm jener vom Weſten auf halbem Weg entgegen gehen. Und ſechs Tage darauf wurde von dieſer ſelben Seite erklärt, die Preßfreiheit dürfe man als ein von Ständen wie von der Regierung ſelbſt längſt erkanntes unabweisbares Bedürfniß für das Land nicht länger unbefriedigt laſſen, und die Regierung habe ſich daher auch entſchloſſen, ſolche einſtweilige Anordnungen unter Aufhebung der Cenſur bis zum Eintritt der zu erwartenden Bundesbeſchlüſſe über die Preſſe zu erlaſſen. „Meine Herren, ſchloß Staatsminiſter von Duſch, es iſt ein großer Moment, in dem wir heute verſammelt ſind, gedenken Sie der Worte des großen Deutſchen, der bei der Schilderung einer ähnlichen bewegten Zeit ſpricht:

„Der Menſch, der zur ſchwankenden Zeit auch ſchwankend geſinnt iſt,
Der vermehrt das Uebel, und verbreitet es weiter und weiter."

Die große Tragödie des Tages wirkte ſo ſeltſam auf dieſe Staatsmänner, daß ihnen die poetiſchen Erinnerungen ihrer Jugendtage wieder in den Kopf kamen, und ſie mitten in der rein politiſchen Berathung, nicht lateiniſche Verſe, wie die Engländer in der Extaſe thun, ſondern deutſche Verſe anführten. Staatsrath Trefurt kam nicht ſo ſchnell ein Vers zu Hülfe, mit dem er ſich ſo leicht wie Herr von Duſch in ſeine Rolle hätte einführen können. „Es ſind kaum zwei Jahre, hob er an, daß ich in dieſem Saale von der Abgeordnetenbank aus ſprach: ich ſehe den Tag kommen, an welchem das Schwurgericht unerachtet meinem dagegen vorgebrachten Bedenken eingeführt werden müſſe. Ich ſtimmte damals und kämpfte damals dagegen. Ich geſtehe es, ich glaubte damals nicht, daß dieſer Tag ſchon im Jahr 1848 eintreten werde. Allein wer verkennt das Gewicht der Zeit, welche in den letzten Tagen hereingebrochen iſt, einer Zeit von ſo ſchwerer Bedeutung, daß von ihr Tage, ja Stunden mehr wiegen, als Jahrzehente der gewöhnlichen Art? In Anbetracht dieſer Zeit hielt ich den Augenblick gekommen, wo die Bedenken, welche ich gegen die Geſchwornengerichte, bloß vom juriſtiſchen Standpunkt aus, gehabt, als geringfügig verſchwinden; ich hielt es deßhalb für Pflicht, in meiner Stellung als Vorſtand der Juſtiz, meine Ueberzeugung

höchſten Orts auszuſprechen, daß es am Plaze ſei, jezt ſogleich den Geſezentwurf über die Gerichtsverfaſſung einer ſolchen Umarbeitung zu unterwerfen, welche auf das Schwurgericht gebaut iſt, und ich bin ermächtigt, Ihnen zu erklären, daß die Regierung ſich ſofort dieſem Geſchäft unterziehen, und ſo bald als thunlich die entſprechende Vorlage machen wird."

Der Mann, der Jahre lang mit aller Macht ſeines Talentes und ſeines Einfluſſes bis vor wenige Stunden hin gegen die freiſinnige Anſtalt der Schwurgerichte geſprochen, weil er ſich hatte brauchen laſſen — der Mann war über Nacht für die Schwurgerichte bekehrt, als für ein unabweisliches Bedürfniß des Landes.

Auch die Haltung und die Aeußerungen der Abgeordneten in dieſer Sizung ſind ſehr kennzeichnend. Kapp wollte Losſagung aller deutſchen Staaten von Rußland, eh' er ſich freue. Welcker hielt ſeine lezte ſchöne Rede: dieſe vierzig Millionen Deutſche, ſagte er, ſie wollen endlich nicht mehr der Spielball fremder Politik, ſie wollen nicht zerriſſen und protegirt ſeyn, ſie wollen keine Bündniſſe abgeſchloſſen haben, die ſie um ihre Freiheit bringen; wir müſſen als Nation ſelbſtſtändig daſtehen. Die Schande der unheiligen ruſſiſchen Allianz war größer, als Napoleon's Protektorat. Als die ruſſiſche Oberherrſchaft kam, mußte der deutſche Soldat die Vernichtung Polens und Italiens vollenden und tauſende deutſcher Jünglinge und Männer wurden in deutſche Kerker geführt; die Selbſtſtändigkeit und Freiheit des Volkes, ſelbſt die Freiheit der Wiſſenſchaften wurden genommen und wir ſelbſt tiefer erniedrigt, als unter Napoleon: die ehemaligen Rheinprovinzen nahmen die Trennung der Rechtspflege von der Verwaltung, die Sicherung gegen Polizeiwillkür, Oeffentlichkeit und Schwurgerichte als Erbe der Unterdrückung mit ſich. So ſprach an dieſem Tage noch Welcker, aber er freute ſich über die Vorlagen der Regierung, nur vermißte er eine ſolche Vorlage wegen Vertretung des Volkes beim Bundestag; „die leztere erachte er als eine Grundbedingung für Deutſchlands Einheit und Größe."

Damit war Welcker ſchon am 29. Februar begnügt: er war am Abend zuvor in den Staatsrath nach Karlsruhe berufen worden. „Ich, ſprach Peter, betrachte die erwähnten Vorlagen als den Anfang von etwas Beſſerem." — „Sieh, es iſt alles hell geworden!" begann Mez ſeine Rede; „wohl den Männern, die ſeither ein Sy-

ſtem verfolgt, das ſie jezt nicht zu ändern nothwendig haben; ich ſehe von ſolchen Männern auf der Regierungsbank, auf der rechten und auf der linken Seite der Hauſes.“ Auch Mez wußte ſich kaum zu faſſen in ſeiner Freude über die zugeſicherten Regierungsvorlagen.

„Solche ſanguiniſche Hoffnungen, ſagte Brentano, hege ich nicht.“ Er zeigte kein großes Vertrauen auf den Vorſtand des Juſtizminiſteriums, der noch vor Kurzem ſich gegen die Geſchwornengerichte erklärt habe. Er ſei nicht inkonſequent, erwiederte Staatsrath Trefurt; er habe vom juriſtiſchen Standpunkt aus einem von gelehrten Richtern zuſammengeſezten Gericht den Vorzug gegeben, ſofern das Volk auf ſolche, wie bisher, ſein Vertrauen ſeze; ſey aber lezteres, was aus den ſo vielen Eingaben hervorgehe, jezt nicht mehr der Fall, ſo könne er auch zur Einführung von Geſchwornengerichten rathen. Der Abgeordnete Chriſt machte auf das Großartige der Regierungsvorlagen und auf den Einfluß und die Rückwirkung aufmerkſam, die ſie auf alle übrigen deutſchen Staaten ausüben werden; er hielt ſich der Regierung ſehr zum Danke verpflichtet. Baſſerman war ſtolz ein Badener zu ſeyn, weil die Regierung des badiſchen Landes allen andern in Deutſchland mit dieſen Entwürfen voran gehe. Er halte es daher auch nicht am Platze, in dieſer Sitzung und bei der ſo ernſten Stimmung frühere Vorgänge zu tadeln, zumal es jezt bei dieſem ſo großen Sturm ein leichtes wäre, ebenfalls noch in die ohnedieß angeſchwellten Segel zu blaſen. Er habe Vertrauen auf den Steuermann, der das Schiff auf den ſturmbewegten Wogen mit feſter muthiger Hand zu leiten berufen ſei, er halte es aber auch für die Pflicht der Kammer, denſelben gleich tüchtige Matroſen in ſeinen ſchweren Verrichtungen zu unterſtüzen.

Mit Baſſermann war Mathy eine Seele, er ſprach wie jener. Von dieſem Tage an zweifelte kein Aufmerkſamer mehr, daß ſie und die Regierung Freunde geworden waren.

Während Zentner und andere in den Regierungsvorlagen eine neue Morgenröthe aufgegangen ſahen, war Hecker verſtändig genug, gegen das Einſtweilige derſelben ſich zu verwahren und eine ganze, eine volle Preßfreiheit zu verlangen.

Auf das hin ſchmeichelte ſich die Regierung, die Abordnungen und Zuzüge nach Karlsruhe würden unterbleiben.

Aber weil ein Theil der Forderungen von der Regierung zugeſagt,

ihre baldige Erfüllung in Ausſicht geſtellt ward, hielten die Mannheimer und die Bürger anderer Orte das perſönliche Erſcheinen noch nicht für unnöthig. „Wir ſind, ſagte das Volk, nach den Jahren 1830 und 1840 ſchwer getäuſcht worden. Auch uns hat man, gleich den Franzoſen, die Früchte der Julirevolution wegescamotirt; jezt iſt die rechte Zeit mit Nachdruck zu verlangen, was uns gebührt.“

Am Morgen des 1. März reisten die Mannheimer in großer Anzahl nach Karlsruhe. Die ungünſtige Witterung allein war Schuld, daß nicht noch viel mehr die Fahrt mitmachten. Eine große Volksmenge war am Bahnhof zuſammen geſtrömt. Ein begeiſtertes Hoch begrüßte und begleitete die Abreiſenden. Frauen theilten an dieſelben ſchwarz-roth-goldne Schleifen aus. Noch Tags zuvor hatte die Regierung den verhaßten Finanzminiſter Regenauer beſeitigt, und Hofmann, den Freund Itzſteins und den Schwager Heckers, an ſeine Stelle einberufen. Die Bewegung in faſt allen Städten des Landes trieb die Regierung, beſonders die Unruhe in Karlsruhe ſelbſt, da man dort öffentlich franzöſiſche Sympathien zeigte und es allgemein hieß, es ſollten auf den erſten März über 20,000 Menſchen nach Karlsruhe kommen. Solche Unruhe glaubte die Regierung nicht durch Soldaten bändigen, nur durch Gewährungen ſtillen zu können.

Ob auch der Regen in Strömen floß, von Heidelberg, von Offenburg, von allen Seiten her waren viele Tauſende herbei gekommen; am Bahnhof waren ſie von tauſendſtimmigem Jubel der Karlsruher empfangen und im Triumph in die Stadt geleitet worden. Im Gaſthof zur Eintracht bildete ſich ein Ausſchuß von ſämmtlichen vertretenen Gemeinden, deſſen Mitglieder nach kurzer Berathung an der Spize des unermeßlichen Zuges ſich gegen das Ständehaus bewegten. Hier empfingen ſie die Abgeordneten von Itzſtein, Hecker, Brentano, Sachs, von Soiron und Andere. Auf deren ernſte Vorſtellungen und eindringliche Bitten kam man überein, daß unter Vorantritt Heckers, drei von ihm ſelbſtgewählte Ausſchußmitglieder je drei von Mannheim, von Offenburg, von Heidelberg und andern Orten, und zwar Vertreter des Gelehrten-, des Handels-, und des Gewerbeſtandes, vor den Schranken der Kammer erſcheinen ſollten. Tauſende erwarteten auf den Treppen und Gängen, im Hof und auf den Straßen den Ausgang der Kammerverhandlungen. Dieſe nahmen ihren Anfang als die Abgeordneten Mannheims eintraten, von Struve,

Jörger und Löwenhaupt, von dauerndem Jubel begrüßt. Hecker nahm die Eingaben in Empfang und eilte mit der Rolle auf die Rednerbühne. Aber noch eh er das Wort ergriff, erhob ſich Staatsrath Bekk und verkündete, das Preßgeſetz von 1831, das der Bundestag auf Oeſterreichs Weiſung den Badenern genommen hatte, ſey von Stund an wieder in Kraft getreten. Der Jubel über dieſe Freudenbotſchaft pflanzte ſich durch die zum Erdrücken volle Gänge des Gebäudes fort und hallte wie ein Echo von der auſſen harrenden Maſſe zurück. Der Vorſitzende Mittermaier rief mit Thränen im Auge aus, in ſolch' einem heiligen Augenblick dürfe man dem Ausbruch des Gefühls nicht wehren. Hecker verlas die Geſuche aus den Städten Mannheim, Freiburg, Offenburg und andern, und knüpfte daran einen von den acht Abgeordneten von Itzſtein, Peter, Mez, Kapp, Hecker, Brentano, Richter und von Soiron an die Regierung gerichteten Antrag auf Aufhebung aller Ausnahmsgeſeze der Karlsbader, Wiener und Frankfurter Konferenzbeſchlüſſe, Beeidigung des Heers und aller Staatsbürger auf die Verfaſſung; gleiche Berechtigung aller Glaubensbekenntniſſe; Geſeze über Miniſterverantwortlichkeit und Geſchwornegerichte über dieſelbe; Anklage der Staatsdiener ohne vorherige Ermächtigung des Miniſteriums; Abſchaffung der Feudalrechte, mit Inbegriff der Bürger-Einkaufs- und Abzugsgelder an die Standesherren; gerechte Vertheilung der Steuern und Gemeindeumlagen nach dem Einkommen; Abſchaffung des bevorrechteten Gerichtsſtandes für Militär und Adel, volksthümliche Verwaltung in den Regierungskreiſen mit Betheiligung der Bürger; Vertretung des deutſchen Volkes durch ein Parlament; Unabhängigkeit der Richter; ein dem Vertrauen des Volkes und der Kammer entſprechendes Miniſterium, insbeſondere war daran gehängt ein Mißtrauensvotum gegen den Juſtizminiſter Trefurt, den Finanzminiſter Regenauer und den Bundesgeſandten von Blittersdorf. Hecker ſtellte den Antrag, die Kammer möge hierüber ſogleich in abgekürzter Form berathen. Die Regierungsbank, der Präſident, die Abgeordneten Mathy, Baſſermann, Welcker und andere, bekämpften den Antrag als einen, der wider die Geſchäftsordnung ſey. Die Kammer beſchloß in den Abtheilungen, heute noch darüber zu berathen und morgen darüber Bericht erſtatten zu laſſen, unter beſtändigem Zurufen des verſammelten Volkes innerhalb und auſſerhalb des Saals.

Denn während der Berathung, in der beſonders Hecker, Soiron, Kapp, Brentano und Mez durch muthiges und begeiſtertes Auftreten ſich hervorthaten, tagte, troz des ſtrömenden Regens unter freiem Himmel, ein zweites Parlament: Das Volk, von welchem die Reden der Volksredner Struve und Grohe, und des unermüdlichen Hecker, der bald im Saale der Stände, bald drauſſen war und ſprach, mit endloſem Jubel aufgenommen wurde, während auf den Gallerien des Saales derſelbe Jubel kaum gemäſſigt werden konnte. Um halb drei Uhr war die Sizung zu Ende; um 1 Uhr hatte ſie begonnen.

In Tauſenden von Abdrücken war eine Zuſammenſtellung der Volksforderungen verbreitet worden. Auſſer den obengenannten Punkten fanden ſich darin folgende Beſtimmungen: Das Parlament wird frei durch das Volk gewählt. Jeder deutſche Mann, ſobald er das ein und zwanzigſte Jahr erreicht hat, iſt wahlfähig, als Urwähler und wählbar zum Wahlmann, auf je tauſend Seelen wird ein Wahlmann ernannt, auf je hundert tauſend Seelen ein Abgeordneter zum Parlament. Jeder Deutſche ohne Rückſicht auf Rang, Stand, Vermögen und Religion kann Mitglied dieſes Parlaments werden, ſobald er das 25. Lebensjahr zurückgelegt hat. Vollſtändige Lehrfreiheit; allgemeines deutſches Staatsbürgerrecht; Ausgleichung des Nichtverhältniſſes von Kapital und Arbeit; Abſchaffung aller Vorrechte; waren gefordert. Solche Forderungen veranlaßten den Staatsrath Bekk gleich im Anfang der Sizung, auf die Kraft und den Widerſtand der Kammer gegen ungeſezliche Zumuthungen ſich zu berufen. Die Volksvertretung, die ſeit Jahrzehnten ſo gar wenig in den deutſchen Staaten (am meiſten noch in Baden) nach oben ihre Unabhängigkeit und Würde bewahrt hatte, zitterte jezt für ihre Unabhängigkeit und Würde nach unten, weil einige Männer, die nicht Mitglieder der Kammer waren, vor den Schranken der Kammer ein paar Bittſchriften perſönlich übergeben wollten. So etwas ſchien höchſt bedenklich für die Volksvertretung: Die unbedingteſte, ja niederträchtigſte jahrelange Geſchmeidigkeit, die jedem Anſinnen von oben, jedem Eingriff von oben ſich hingab, hatte ſolche Anſinnen und Eingriffe niemals bedenklich gefunden.

Wie verwöhnt waren nicht am 1. März 1848 noch die Ohren der Regierungswerkzeuge? Heckers Wort, daß das Volk ſich ſeine

Freiheit erringe, fand Staatsrath Bekk „ſehr auffallend.“ „In welchem Sinn verſteht der Redner das? fragte der Miniſter; in geſezlichem Weg, mit Ordnung und Recht, mit der Kraft der öffentlichen Meinung ſoll die Freiheit zu Tage kommen. Das ſind die Mittel, die das Volk hat.“ Das ſprach ein Miniſter, 7 Tage nach der Pariſer Revolution; und ein Mann, der nicht nur am beſten wußte, daß auf dem von ihm genannten Weg das Volk nichts gewonnen hatte als wachſenden Druck und Hohn dazu; und der, früher ein Mann des Volkes, ſich ſeit dem Jahr 1836 ſelbſt zur Mitwirkung hergegeben hatte, daß das Volk nicht frei athmen konnte.

Nach dem Ende der Kammerſizung bewegte ſich eine groſſe Volksmenge nach dem Schloßplaz, wo ſich zur Vorſicht die bewaffnete Feuerwehr aufgeſtellt hatte neben einer Abtheilung Bürgerſchüzen und Reiterei. Die Karlsruher Bürgerſchüzen ſtanden mit dem Regenſchirm in der einen und dem Gewehr in der andern Hand ruhig auf dem Schloßplaz und ſahen theilnahmlos dem Eifer ihrer Gäſte aus Mannheim, Heidelberg und Freiburg zu. Einzelne Stimmen aus dem Volke begehrten politiſche Amneſtie und Freilaſſung der geſtern Verhafteten. Fünf derſelben waren aber ſchon vor 6 Stunden der Haft entlaſſen und auf Zureden volksbeliebter Abgeordneter zerſtreute ſich die Menge. Als Abends um 9 Uhr der Zug von Karlsruhe mit den Abgeſandten in Mannheim wieder ankam, wurden ſie mit Jubel und Freudenſchüſſen begrüßt. Gegen 8000 Menſchen drängten ſich, und ein Fakelzug führte die Menge zur Stadt zurük. Mehrere Volksmänner ſprachen unter dem größten Beifall. In Karlsruhe waren noch Mannheimer und Heidelberger genug zurück geblieben, um für den andern Tag, der entſcheidend für die Sache des Volkes werden mußte, der Stimme der Volksvertreter den nöthigen Nachdruck zu geben. Tags darauf waren die Miniſter Regenauer, Trefurt und Blittersdorf entlaſſen, die Kammer nahm alle zwölf Forderungen des Jtzſtein'ſchen Antrags an, und zwar die meiſten einſtimmig. Der Großherzog erwiederte der Abordnung der Kammer, die ihm dieſe Forderungen überreichte, es ſeien wichtige und zeitgemäſſe Wünſche; und am 5. März erklärte ſich die Regierung bereit, den Ständen entſprechende Geſetzesentwürfe vorzulegen, ganz in der Richtung, welche die zweite Kammer angedeutet habe.

„Unſere Hoffnungen kennen keine Gränzen!“ hörte man ſagen.

Wir haben in Karlsruhe ein Licht angezündet, das, wenn es durch die Schuld der Regierungen abermals erlöſchen ſollte, eine Finſterniß hervorrufen könnte, deren Mächte wir nicht beſchwören wollen. Alles Volk lief umher in ſchwarz-roth-goldenen Schleifen, und war in groſſer Bewegung. Der Strom brauste und rauſchte, viele fürchteten, er werde hie und da in Süddeutſchland aus ſeinem Bette treten.

Baden hatte eine bedeutende Stellung in dieſem Augenblick in Deutſchland. Nächſt Paris waren die Blicke vorzugsweiſe nach Karlsruhe, Mannheim und Heidelberg gerichtet. Neben Mannheim waren Herde der Bewegung das badiſche Oberland, vorzugsweiſe die Ortenau, ein Theil des Breisgaues und die Thäler des Schwarzwalds, wo die kräftigen, reichen Bauern immer eine zuverläſſige Stüze für die Sache der Freiheit geweſen waren. Ueberall war ein freudiges Gefühl, daß die langen Anſtrengungen und die Ausdauer nicht vergeblich geweſen waren. Ueberall trat der ächt nationale Sinn hervor; nirgends etwas abſonderlich Badiſches; aller Orten ſchlug das Gemeinſam-Deutſche vor. Das Metternich'ſche Syſtem, das ſo lange bleiern auf Deutſchland laſtete, ward jezt verdammt ſelbſt von denen, die um Titel und Geld ihm als Werkzeuge gedient hatten. „Den Alp haben wir abgeſchüttelt, und er ſoll uns nie wieder bekommen," ſagte man aufathmend. Noch vor wenigen Tagen war die Loſung: „Rückwärts;" und Tauſende und aber Tauſende gingen mit rückwärts. Jezt wollte jeder ein Mann des Fortſchritts ſeyn, ſeit der neue Wind von Paris wehte. Reactionäre wurden über Nacht Revolutionäre; zum Zeichen, daß bisher mehr die Dienſtwilligkeit es war, welche dem heilloſen Syſtem angehängt hatte, als die innere Uebereinſtimmung mit demſelben, und daß mehr waren, die keine Grundſätze hatten, als ſolche, die ſchlechte Grundſätze hatten. Die weitverbreitete Characterloſigkeit iſt eine Hauptquelle des deutſchen Unglücks.

Würtemberg war das erſte Land, das dem Beiſpiel Badens folgte. In Würtemberg war weit mehr Veranlaſſung zu Klagen über ſchwere Staatsgebrechen, Cenſurtyranei, reactionäre Verſtockung und Mängel aller Art, zahlreich lagen Perſonen wie Dinge als Steine allgemeinen Anſtoßes ſeit lange hier vor Augen, es iſt wahr, was geſagt worden iſt: wie mit einer Art Prunk war in der lezten Zeit eine lange Reihe unbegreiflicher Maßregeln beliebt worden.

Mangel an äuſſerer Unabhängigkeit, die von Haus aus darauf eingerichtete Erziehung, ſeit Jahrhunderten in den Familien fortgepflanzter Unterthänigkeitsgeiſt hatten neben der menſchlichen Schwachheit und der Sucht empor kommen zu wollen, hier zu allen Zeiten Denen, die in der Gewalt waren, eine reiche Auswahl von Dienſtbefliſſenen gelaſſen, und mehr als irgendwo hatte man ſich gewöhnt, ſolche Dienſtbefliſſenheit für Treue und Anhängigkeit an den Fürſten auszugeben und andern gelten zu laſſen. Wer den Muth nicht hatte, gegen das herrſchende Syſtem und die Männer deſſelben aufzutreten, der ſagte, er finde Männer und Syſtem der wahren Intereſſen des Vaterlands, ſo wie es jezt ſey, am meiſten zuſagend.

Gegen ſolche Grundſäze und ſolches Thun hatten die Männer des Volks und des Fortſchritts einen kräftigen Widerpart gebildet in kräftiger Ausdauer. Keine Unbill, kein Scheitern von gerechten Hoffnungen und Entwürfen hatte ſie zu ermüden vermocht. Sie waren ein kleines Häuflein, aber das Volk in der Mehrheit war für ſie. So bildeten ſie einen feſten Kern für eine beſſere Zukunft. Der Geiſt, der in dieſen Männern lebte, ſprach ſich frei aus in den ſtändiſchen Verhandlungen, in Reden, in den Bürgervereinen, und vorzugsweiſe, ſo weit die Cenſur ihn zu Wort kommen ließ, in dem Volksblatt, „der Stuttgarter Beobachter,“ der Führer des Widerparts auf Seiten des Volkes war Friedrich Römer, der, um ſeine Stellung in der Abgeordnetenkammer auf Seite der Linken behalten zu können, ſeine Stelle als Oberkriegsrath im Jahr 1833 niedergelegt und ſeit dem als Rechtsanwalt gelebt hatte. Die beiden Männer auf Seite der Gewalt, gegen welche die Spize ihres Kampfes ſich richtete, waren der Präſident des Geheimenraths Freiherr von Maucler und der Miniſter des Innern und zugleich des Kirchen- und Schulweſens von Schlayer.

In dem leztern war das ſeitherige Syſtem gleichſam verkörpert. Seine Schultern waren es vorzüglich, welche das ganze Gewicht der Verantwortlichkeit für die Maaßnahmen des Rückſchritts auf ſich luden, unter welchen Würtemberg ſeit einer Reihe von Jahren ſo unnennbar litt, er war die Seele des volksverhaßten büreaukratiſchen Unweſens; in der Kammer der Sturmbock, welcher gegen alle Beſtrebungen des Fortſchritts und der Freiſinnigkeit theils ſich hatte vorſchicken laſſen, theils in eigener Kampfluſt angerannt war, meiſt mit Glück, weil er

aus den obigen Gründen die Mehrheit in der Kammer für ſich hatte, und weil er zwar nicht ein Mann von Geiſt, aber von vielſeitigem Talent, von viel praktiſchem Verſtand, von großer Geſez- und Geſchäftskunde, von vieljähriger parlamentariſcher Einübung, von einer für Schwaben ſeltenen Beredtſamkeit, viel beweglich, männlich feurig, allezeit ſchlagfertig nach allen Seiten hin, dabei von anerkannt uneigennüzigem Karakter war.

Der Miniſter von Schlayer – ſo ſchilderten ihn Männer, die ihn durch langen früheren Umgang genau kannten und ſpäter ſeine politiſchen Gegner geworden waren — war für Beſſeres geboren; aber von früher Jugend an ſtachelte ihn, den Sohn eines einfachen Bäckers zu Tübingen, der brennendſte Ehrgeiz, der frühe in ihm den edelſten Theil des Menſchen, das Gemüth, verzehrte, und die leere Stätte mit den Berechnungen des Verſtandes und mit denjenigen Kenntniſſen und Eigenſchaften füllte, durch die man damals in Würtemberg etwas werden konnte. Aus Liebe zu Macht und Beſiz nüzte er die ihm von der Natur verliehenen Kräfte in einem Dienſte ab, der ſeinem eigenen beſſeren Bewußtſeyn widerſprach, in lange geübter Nachgiebigkeit, die ihn von einem Zugeſtändniß gegen die Volksrechte zu dem andern fortriß, und die am Ende, weil er verſuchte, an irgend einem Punkte jener Zugeſtändniſſe einmal Halt zu machen, ſeine Stellung zum Thron wie zum Volk gleich ungewiß und ſchwankend, ja als die neue Zeit ſo über Nacht hereinbrach, unhaltbar machte [1]).

Den Widerſpruch zwiſchen ſeinem innerſten Bewußtſeyn und zwiſchen dem Syſtem, dem er diente, und dem zu lieb, um das Portefeuille ſich zu erhalten, er zu manchem ſchweren Mißgriff ſich herbeiließ, ſahen Aufmerkſamere auch darin, daß Schlayer in den lezten Jahren ſich unmittelbar in ſeinem Miniſterium theilweiſe mit jüngeren Räthen umgab, deren entſchiedene Freiſinnigkeit bekannt war und welche Volksbeliebtheit und das Vertrauen der Bürger für ſich hatten. Die Aufmerkſamſten aber ſahen darin vorzugsweiſe nur, einmal, daß die Zeit ſo weit vorgerückt war, daß nicht leicht ein guter Kopf ſich fand, der nicht entweder aus Ueberzeugungsdrang den neuen Gedanken huldigte, oder aus Berechnung, um als Miniſter der Zukunft ſich möglich zu erhalten; und dann das, daß Schlayer

[1]) Stuttgarter Beobachter vom 8. März 1848.

einen ſo ſchwierigen und zugleich ſo weit ausgedehnten Geſchäftskreis hatte, daß ihm gute Köpfe und ſchnelle gewandte Arbeiter um ſo mehr unentbehrlich wurden, je mehr ſeine ſelbſt anleitende Kraft im Abnehmen und der Geſchäftsandrang im Zunehmen war; endlich das, daß er durch dieſe volksbeliebten Räthe auf's Volk ſich ſtützen wollte, gegenüber dem Hofe, deſſen Hochadel ihm, dem Bäckersſohn, um ſo weniger verzieh, als er dieſem gegenüber, im Selbſtgefühl ſeines Werthes und ſeiner Unentbehrlichkeit, ſtets geradaus und ohne Komplimente war, ganz in ſchlichter, bürgerlicher Art.

Nicht zu überſehen iſt in dem Gang, den die Bewegung in Würtemberg nahm, daß manche der freiſinnigſten deutſchen Schriftſteller in Stuttgart und in andern Theilen des Landes lebten. Nicht leicht enthielt auch eine der berühmteſten und großartigſten deutſchen Zeitſchriften zeitgemäße Aufſätze, die ſich ſo ſehr durch volksthümlichen Inhalt, durch Wahrheit und Wahrhaftigkeit der Anſchauungen, und durch das Lebendige und Ergreifende der Form auszeichneten, als der Stuttgarter Beobachter [1]).

Wie mußte in ſolche Zuſtände hinein die Kunde von den Dingen in Paris einſchlagen! Sie ſchildert der Augenzeuge: „Eine ſeltene, erhebende Bewegung hat ſich aller Gemüther bemächtigt. Der Bürger ſammelt ſich zum Bürger. Vorleſer ſieht man an öffentlichen Orten von aufmerkſam zuhörenden Gruppen umgeben. Ein Strahl der Erregung durchbricht die jahrelange Nacht der öffentlichen Erſchlaffung.“

Die Aufregung in Stuttgart und weiterhin durch das Land war ungeheuer. In Stuttgart war die Königsſtraße zum Corſo geworden. Miniſter und Abgeordnete, Bürger und Beamte, Tauſende jeden Standes und Geſchlechtes wogten ab und auf, darunter hin und her ſelbſt der Kronprinz und die Kronprinzeſſin, die Tochter des ruſſiſchen Kaiſers; den Grafen von Beroldingen, volksthümlich in ſeinem Weſen, ruſſiſch in ſeinen Anſichten, ſah man in eifrigem Geſpräch mit dem Abgeordneten Römer. Preßfreiheit und Volksbewaffnung wurden unter den Volksforderungen als die unerläßlichſten

---

[1]) Dieſer iſt für die folgenden Schilderungen der Dinge in Würtemberg Hauptquelle, neben andern Zeitſchriften und den eigenen Anſchauungen des in Stuttgart anweſenden Verfaſſers.

Bedingungen vorangeſtellt als die beiden lezten Gefäße der geiſtigen und materiellen Volkskraft. Wir wollen — das wurde offen geſagt — durchs ganze Staatsleben die Verkörperung eines wirklich verfaſſungsmäßigen Geiſtes, wir wollen die endliche Gewährung jener freien Einrichtungen, welche andere Völker groß gezogen haben, und welche allein die Liebe zum Vaterland zu wecken und zu ſtärken fähig ſind. Wir wollen es nicht aus dem Munde von Pöbelhaufen, wir wollen es aus dem Munde der geſezgebenden Gewalten ſelbſt, jenes endliche Wort: „Nieder mit der Reaktion!“

Würtemberg blieb in nichts hinter Baden zurück. Abgeordnete und andere Volksfreunde traten zuſammen und beſprachen eine Vorſtellung an die Staatsregierung. Der ſtändiſche Ausſchuß eilte zuvor zu kommen mit einer Adreſſe an den König. Die Regierung ſelbſt eilte die Cenſur aufzuheben und das Geſez über die Preßfreiheit vom 30. Februar 1817 wieder in Wirkung zu ſezen.

Die Cenſur hatte noch vor wenigen Tagen in Würtemberg noch mehr als ſonſt in Deutſchland gearbeitet. Noch am 2. März war ein Stuttgarter Blatt zu einem Viertheil weiß erſchienen. Die deutſche Cenſur war in den lezten Tagen in großer Bekümmerniß über all' die unnatürlichen Ereigniſſe geweſen und ſie hatte alle Finger angeſezt nach Gefallen daran auszuſtreichen, ſo daß ſie zulezt mit ihren Cenſoren noch mehr als in Haß, in Verachtung und im Licht der Lächerlichkeit da ſtand. Als der, welcher auch das Thatſächlichſte, wenn es nicht nach Hof und Metternich roch, nicht durchließ, galt in Würtemberg der Geheimelegationsrath von Neurath. Schon lang ging eine Sage, daß in Deutſchlands hohen und höchſten Kreiſen begriffen werde, und ſchon 1830 und wieder 1840 begriffen worden ſey, man müſſe die Preſſe frei geben — wenn es ſich ernſtlich zum Krieg anlaſſe, mit andern Worten, wenn man des Volkes bedürfe!

Am 3. März ſchrieb der Stuttgarter Beobachter: „Fort jezt mit dem unmännlichen Stillſchweigen, mit der Lüge und Heuchelei, wozu die Strenge der Cenſur mehr oder weniger jedes Blatt verurtheilt hat. Der Wechſel einer einzigen Nacht macht Wort nnd Gedanke frei. Kein Drittes drängt ſich nun mehr ein zwiſchen das Volk und die Beſtrebungen für das Volk. Feierlich verläugnen wir jezt das Meiſte, wo nicht Alles, was bis jezt unter unſerer Verantwortlichkeit erſchienen. Schon um der aus Nothwendigkeit zurückgehaltenen

Gedanken willen war nirgends unſere wahre ganze Meinung. Was aber vollends, nach einer von Neurath'ſchen Cenſur in's Publikum kam, das war meiſt nichts als ein elend Gericht verſtümmelter Füße, abgeſchnittener Naſen, zerhackter Finger, abgeſchlizter Ohren und geköpfter Zehen. O wahrhaftig, ſchon an dieſem Einen Tage, ſeit dieſer Alb von uns genommen, meinen wir, es wehe eine andere Luft, es glänze ein anderer Himmel über Würtemberg. Kindiſch ſuchen wir nach einem Zeichen unſerer Freude. Es ſey — alle früheren Nummern unſeres Blatts ſeyen ausgelöſcht, wir fangen heute, als dem erſten Tage, an welchem wir in der Eile noch das erſte nicht für die Cenſur geſchriebene Blatt ausgeben, von vorne an, und beginnen, um die neue Aera für die würtembergiſche Preſſe zu bezeichnen, wieder mit Nro. 1."

So weit war es in Würtemberg gekommen. Am Nachmittag des 1. März begab ſich eine Abordnung Bürger auf das Rathhaus, Männer aller Farben, und begehrte, daß die ſtädtiſche Behörde eine allgemeine Bürgerverſammlung veranſtalte. Zwei Stunden berieth der Stadtrath darüber. Endlich faßte er ſich Muth und berief auf Morgens 10 Uhr des andern Tags eine Bürgerverſammlung in den groſſen Saal der Bürgergeſellſchaft.

So ſehr war das einfachſte Recht des Bürgers verkümmert worden, daß man ſelbſt in dieſen Tagen zwei Stunden brauchte, um die Einberufung einer Verſammlung im geſchloſſenen Raum zu wagen. Es war das erſtemal ſeit unfürdenklicher Zeit, daß der Stadtſchultheiß von dem Recht Gebrauch machte, eine Bürgerverſammlung zu berufen.

Zur beſtimmten Stunde ſtrömte eine unabſehbare Menge in dem Bürgerhauſe zuſammen. Eine Adreſſe an den König wurde beſchloſſen. Sie war ſchon am Montag von Friedrich Römer entworfen, der Entwurf gedruckt, aber von der Cenſur geſtrichen worden. In einer Stunde war ſie mit mehr als 1200 Unterſchriften bedeckt. Kaufmann Heinrich Müller trug ſie in das Geheimekabinet. Sie iſt durch Ton und Inhalt, durch ihre demokratiſche Entſchiedenheit vor andern merkwürdig. Sie lautete alſo:

Königliche Majeſtät! Die neuſten Ereigniſſe in Frankreich fordern den Vaterlandsfreund zu ernſten Betrachtungen auf. Sie ſind die Folgen nicht erfüllter Verſprechungen. Wir ziehen keine Parallele zwiſchen der dahin geſchwundenen franzöſchen Regierung und

den beſtehenden deutſchen Regierungen, aber wer möchte in Abrede ziehen, daß auch in Deutſchland gerechter Stoff zur Unzufriedenheit vorhanden iſt? Dieſen ſchleunigſt zu beſeitigen, iſt in den jezigen kritiſchen Verhältniſſen doppelt geboten. Wir begreifen, daß nicht alle Beſchwerden plözlich gehoben werden können. Aber die ſichere Ausſicht auf deren Hebung beruhigt die Gemüther, ſtärkt das dahinſinkende Vertrauen und bahnt den Weg zu der ſo nöthigen Eintracht. Wir glauben daher eine Bürgerpflicht zu erfüllen, wenn wir Höchſtdenſelben unſere Anſichten und Wünſche gerade und offen vortragen. Nach unſerer Ueberzeugung iſt die Entfernung folgender Uebelſtände dringend nothwendig: Eurer Königlichen Majeſtät iſt es gewiß nicht entgangen, daß der deutſche Bund, der Repräſentant unſerer National-Einheit, ſeinem Zweck nicht entſpricht. Niemand im Volk hat Vertrauen auf ihn; ohne Vertrauen aber entbehrt er der Kraft. Wir betrachten daher deſſen Reorganiſation in volksthümlichem Sinne, d. h. die Berufung eines deutſchen Parlaments als die Aufgabe einer geſunden, als der Stellung Deutſchlands allein entſprechenden Politik. Je bewegter die Geiſter ſind, deſto mehr thut es noth, dieſelben ſittlich zu heben, und wir finden an der Hand unſerer frühern Geſchichte und der Erfahrung anderer thatkräftigen Nationen das untrügliche Mittel dazu in der Rechtsſprechung durch das Volk und in der freien öffentlichen Erörterung ſeiner Angelegenheiten. Es liegt daher im Intereſſe Aller, Geſchwornen-Gerichte einzuführen und ganze und volle unbedingte Preßfreiheit zu gewähren. In Zeiten politiſcher Aufregung neigen ſich Viele geheimen Umtrieben und unerlaubten Verbindungen zu. Dieſe Neigungen finden den ſicherſten Ableiter in dem Recht, ſich öffentlich zu verſammeln und zu beſprechen. Das Verbot, ſich ohne polizeiliche Erlaubniß zu Beſprechung politiſcher Angelegenheiten zu verſammeln, iſt daher nicht geeignet, die geſezliche Ordnung zu befeſtigen. Religion bedingt keinen Unterſchied, weder in den politiſchen Rechten noch Pflichten der Staatsangehörigen. Immer noch fehlt uns eine gleiche gerechte Beſteurung. Abgaben, welche einer hinter uns liegenden Zeit angehören und die Kultur des Bodens hemmen, laſten immer noch auf dem Landmann und beeinträchtigen, gleich dem Wildſchaden, die Ergebniſſe ſeines Fleißes. Unverzügliche gründliche Beſeitigung dieſer Uebelſtände iſt dringendes Bedürfniß.

Die kleineren Gewerbe gehen unter der Konkurrenz mit den größeren zu Grunde, und den größeren fehlt es an Abſaz nach Außen. — Das einzige Mittel, der beſizloſen Arbeit dauernd aufzuhelfen, iſt die kräftige Entwickelung der handelspolitiſchen Macht Deutſchlands. — Immer noch ſehen wir der geſezlichen Reglung des Rechts, Waffen zu tragen, vergeblich entgegen. Kein unbeſcholtener Mann ſollte von dieſem Rechte ausgeſchloſſen ſeyn, zumal jezt, wo es gilt, ſeine Gemeinde, den Staat, ſich und ſein Eigenthum zu ſchüzen. Koſtſpielige ſtehende Heere erfüllen, wie die Erfahrung lehrt, den Zweck nicht. Darum treffe man zur Wehrhaftmachung des Volks ohne Säumen die erforderlichen Anſtalten. Vielleicht wäre es uns erſpart worden, Eure Königliche Majeſtät mit dieſen Wünſchen behelligen zu müſſen, wenn man Deutſchland in Folge des beſtehenden Bevormundungsſyſtems nicht daran gewöhnt hätte, Alles, ſelbſt das Unmögliche, von den Regierungen zu erwarten, und wenn unſere deutſchen Staatsmänner, ſtatt die geſtürzte franzöſiſche Regierung in ihren retrograden Grundſäzen zu beſtärken, die Juli-Revolution von einem andern Geſichtspunkte aus betrachtet hätten. Geradheit, Offenheit, Ehrlichkeit iſt die einzig wahre und die einzig würdige Politik.

Adreſſen ähnlichen Inhalts wurden durch beſondere Abordnungen aus verſchiedenen Theilen des Landes eingereicht. Die rückgängige Partei hatte bisher ſolche Stimmen aus dem Volke dadurch zu entkräften geſucht und gewußt, daß ſie vorſpiegelte, das Volk habe nicht gewußt, was es unterſchreibe. Darum verabſchiedeten ſich die Reutlinger von ihrem Abgeordneten Bantlin, als er mit der Adreſſe nach Stuttgart abfuhr, ausdrücklich mit dem Auftrag, er möchte in Stuttgart ausrichten: wenn man in der Reſidenz etwa nicht glauben wolle, daß die Bürger von Reutlingen wohl gewußt, was ſie unterſchrieben, ſo wollen ſie ſelber kommen. Im ganzen Land ging Alles mit der größten Ordnung vor ſich; mit tiefſter Ruhe und mit der Sicherheit, die Männern eigen iſt, die wiſſen was ſie wollen, und daß ſie Recht und Macht haben, das zu wollen, bewegte ſich Alles, beſonders in Stuttgart. Der König hatte die Liebe des Volkes nicht verloren, und er hatte darum allen Grund, dem Volk zu vertrauen. Die ganze Heilloſigkeit der bisherigen Umgebung und Berathung des Königs zeigte ſich in dieſen wichtigen Stunden auch darin, daß

ſie dem König Mißtrauen gegen das Volk einraunen, wenigſtens den Schein eines ſolchen Mißtrauens auf ihn werfen wollten — eben dieſe Menſchen, die bisher alles in Land und Volk dem König als in ſchönſtem Flor ſtehend, hoch und nieder als in unbedingter Liebe und Ehrfurcht ergeben, und jede Vorſtellung aus dem Volk als vereinzelte Umtriebe von ein paar Ehrſüchtigen vorgegaukelt hatten! In das ruhige Stuttgart wurden Batterien eingerufen, in den Kaſernen ſtanden die Regimenter mit ſcharfen Patronen bereit. Dieſe Menſchen hatten nicht einmal ſo viel gelernt, daß voreilige Maaßregeln in ſolchen Tagen ganz unpraktiſch ſind, und daß durch unnöthige Vorſicht Gemüther und Köpfe, die durch die Zeitereigniſſe aufgeregt ſind, ſehr leicht gereizt, zu Unordnungen herausgefordert werden.

Zwar wurde in dieſen Tagen in Karlsruhe das Gebäude des Miniſteriums des Auswärtigen, wie man glaubte durch Brandſtiftung, zerſtört; aber in Stuttgart war die Entrüſtung darüber gerade bei den freieſten Männern um ſo größer, weil ſie nicht bloß glaubten, böswillige Stimmen werden die ſchöne Bewegung, die gerade jezt Deutſchland ergriffen hatte, durch jene Brandſtiftung verdächtigen wollen, ſondern weil Schärferſehendere und Mißtrauiſchere ſogar überzeugt waren, daß von einer gewiſſen Seite aus die Brandſtiftung bezahlt worden ſein dürfte, um die Bewegung und die Bewegungsmänner verdächtigen zu können. Die unerhörte und rechtlich erweisbare Niederträchtigkeit der Mittel, welche ſich die Partei des Rückgangs ſpäter in Deutſchland erlaubte, gab allerdings dazu vornherein ein Recht, da dieſe Partei die unverbeſſerliche, die ſich gleich bleibende iſt.

Obwohl im Bürgerhauſe zu Stuttgart Mann an Mann ſich drängte, ja ſelbſt die umliegenden Straßen mit Menſchen angefüllt waren, ſo war doch nirgends auch nur ein Zeichen von Unordnung; überall Anſtand und Ordnung.

Der König von Würtemberg gab auf die Adreſſe des ſtändiſchen Ausſchuſſes unterm 2. März noch eine offene Antwort, die an und für ſich in den meiſten Punkten ſchön lautete, die aber keinen tiefen Eindruck machte, weil man zu lange Wind geſäet hatte, und weil man durch Thronreden voll Hoffnung und Verheiſſungen ſo lange das Volk getäuſcht hatte.

Das deutſche Volk überhaupt war in den Märztagen wenigſtens auf einige Augenblicke ſo weit über ſich hinaus gekommen, daß es aufhörte leichtgläubig zu ſeyn, und auf jedes Wort hin ſeinen ehrfurchtsvollen Dank zu bezeugen. Verſtand war in das Volk gekommen, mit dem Erwachen des ſittlichen Gefühls, das die Elenden, die es bisher um ſein Wohl betrogen hatten, um ſo tiefer verachtete, je weniger es ſie blutig richtete. Thaten wollte man, nicht Worte.

Da wie in Baden, ſo auch bereits in Bayern, ein Zugeſtändniß auf das andere folgte, in beiden Staaten die Männer, welche das öffentliche Vertrauen nicht beſaſſen, aus den Miniſterien entfernt wurden, man überhaupt in der Erfüllung der Volkswünſche jezt eben ſo ſehr ſich beeilte, als man früher geſäumt hatte: ſo hatte man ohnedieß in Würtemberg nicht Luſt, an der Abſchlagszahlung einer Preßfreiheit ſich genügen zu laſſen, welcher keinerlei Bürgſchaften, nicht einmal Geſchwornengerichte, zur Seite ſtanden. Die öffentliche Meinung verlangte, daß, wie in Baden und Bayern, das Staatsminiſterium nur mit Männern beſezt werde, welche das allgemeine Vertrauen genieſſen. Hecker hat in der badiſchen Kammer geſagt: „Ich habe kein Vertrauen zu dem Juſtizminiſter Trefurt; dem will ich darum auch die Ausführung des Schwurgerichts nicht anvertrauen. Wer hat alle Reaktion im Lande gutgeheiſſen? Es war Freiherr von Blittersdorf; und dieſen Mann wollen wir belaſſen? Weg Blittersdorf, weg Trefurt, weg Regenauer.“ — Beſcheidener ſprach die öffentliche Stimme in Würtemberg: „Die Stüzen des ſeitherigen Regierungsſyſtemes, namentlich die Herren von Gärtner, von Prieſer, von Schlayer, können dieſe noch das Vertrauen des Volkes beſizen?“

Am Morgen des 6. März verbreitete ſich die Sage, das Miniſterium ſei geändert. Um Mittag war es Gewißheit, daß an die Stelle des entlaſſenen Miniſters von Schlayer der Freiherr von Linden beſtimmt war; an die Stelle des Juſtizminiſters von Prieſer Direktor von Bezzenberger in Eßlingen; an die des Finanzminiſters von Gärtner Direktor Hefele von Ulm; an die des Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten, des nicht unvolksthümlichen Grafen von Beroldingen, der Freiherr von Varnbüler.

Ueber die Zuſammenſezung dieſes Miniſteriums war nur Eine Stimme, die, daß es unmöglich ſey. Das Gerücht ſagte, der

Präſident des Geheimenraths, Freiherr von Maucler, habe dem König wieder dazu gerathen. Schon lang hatte auf dem Haupt dieſes Mannes die Summe aller Volksabneigung ſich geſammelt, wie in Baden auf dem des Herrn von Blittersdorf; und nicht mit Unrecht: die meiſten heilloſen Maaßregeln waren von ſeinem Rathſchlag ausgegangen und ausgeführt worden, weil die Vollziehung ſeiner Rathſchläge zur erſten Bedingung für's Bleiben im Amt und für's Steigen im Amt von ihm gemacht worden war. Die Einwohnerſchaft Stuttgarts war nicht aufgeregt, ſondern zuerſt beſtürzt, dann entrüſtet. „Ein Miniſterium des äußerſten Rückſchrittes, hieß es, will man uns bieten? Es iſt der bitterſte Hohn auf unſere eingereichten Wünſche.“ Der Stadtrath hatte Vormittags für das bisherige Entgegenkommen eine Dankadreſſe an den König beſchloſſen. Als das neue Miniſterium bekannt wurde, unterblieb die Unterzeichnung der Adreſſe. Die Menſchen ſammelten ſich auf den Straßen an; Hunderte strömten nach dem Bürgerhauſe; das Anſehen der Bürgerſchaft hatte eine drohende Haltung. Herr von Schlayer bekam durch dieſe Sachlage eine günſtige Beleuchtung. Die Bürger waren nahezu geneigt, in ſeinem Fall den Sieg einer gewiſſen unbürgerlichen Geſellſchaft zu ſehen, die den bürgerlichen Miniſter ſchon lange nicht mehr leiden mochte, und von deren geheimen Umtrieben gegen ihn oft geſprochen worden war. Dieſer Miniſter hatte auch noch die beſondere Genugthuung, daß das Volksbewußtſeyn zwiſchen ihm und ſeinen mit ihm entlaſſenen Amtsgenoſſen, von Gärtner und von Prieſer, einen ungeheuern Abſtand ſetzte. Nach dem Bewußtſeyn des Volks hatten die beiden Letztern weder durch geiſtige noch ſittliche Eigenſchaften je verdient, höher, geſchweige ſo hoch zu ſteigen. Gärtner war von der unterſten Volksſchichte auf durch Höflingsdienſte die Leiter hinaufgeklommen, und hatte ein hochfahrendes, gediente Ehrenmänner verletzendes, ſpöttiſch-ſtolzes Weſen angenommen. Daß er auch nur Eine edle oder höhere Kraft des Geiſtes hatte, davon war er dem Lande den Beweis ſchuldig geblieben. So offen ausgeſprochen tief in der Achtung des Volkes iſt wohl nicht leicht ein Miniſter gefallen, als dieſer würtembergiſche Gärtner bei und nach ſeinem Sturz. Er hatte im Lande Niemand, der ihn liebte, nicht einmal unter ſeinen Untergebenen: die Freude über ſeinen Sturz war darum allgemein. Von Prieſer war allen Ständen

widerwärtig. Die in altwürtembergiſcher Engherzigkeit Befangenen, welchen alles hinter Ulm und Knittlingen ſchon Alles Ausland und Fremde war, ſahen in ihm, dem Bayer, nur einen Eindringling aus dem Ausland. Die Andern waren ihm gram wegen ſeines Benehmens in den früheren Demagogen-Unterſuchungen, das ſeinem Namen in höhern Familien wie im Volk den übelſten Klang gab, und wegen des Talentes an ihm, das für alle Maaßnahmen gegen die Beſtrebungen der Freiheit, ja gegen jede edle Richtung des Zeitgeiſtes gerade ihn als beſonders brauchbar der Partei des Rückgangs empfahl, und das ihm erlaubte, ſich dafür brauchen zu laſſen. Ganz beſonders verhaßt hatte er ſich in den lezten Jahren durch das neue Strafgeſezbuch gemacht, deſſen ganz unmäſſige und vernunftwidrige Strenge ihm zugeſchrieben wurde, und das er wenigſtens vor der damaligen theils geiſtarmen, theils karakterloſen Mehrheit der Kammer zur Annahme gebracht hatte. Auch war noch eben das nach pennſylvaniſchem Syſtem und ganz ſo recht in ſeinem Geiſte und unter ſeiner Leitung ausgeführte neue Zuchthaus im Ausbau begriffen; der Volkswiz hatte daſſelbe Prieſersluſt getauft und der Volkshaß hätte ihm gern den erſten und alleinigen Genuß davon gegönnt.

Troz dem, ſelbſt nach ſolchen abgängigen Vorläufern, war das neue Miniſterium ein verunglückter, nicht einmal ein paar Stunden haltbarer Gedanke. Das Haupt deſſelben, Freiherr von Linden, galt nicht bloß als eine Hauptſtüze der Partei des Rückgangs, ſondern als ein Mann, der mit wahrer Luſt rückwärts arbeiten würde, und von dem man Urſache habe, zu glauben, daß der bisherige Gang ihm lange nicht reactionär genug geweſen ſei. Die öffentliche Stimme ſagte es ihm auch gleich in's Angeſicht, er habe vom Siz des Abgeordneten aus oft Dinge geſprochen, welche man aus dem Munde Schlayers vom Miniſtertiſch aus nicht gehört habe; an ſeinen Namen hänge ſich von vornherein die Furcht des Verluſtes jeder etwaigen Errungenſchaft.

Zu gleicher Zeit lief das Gerücht um, die Römer'ſche Vorſtellung werde in gewiſſen Kreiſen als unverſchämt betrachtet.

Von Schlayer nahm von ſeinen verſammelten Räthen einen bewegten Abſchied, und einer derſelben erklärte auf der Stelle, ſie ſelbſt können unter dieſen Umſtänden nichts Anderes thun, als ihre

Entlaſſung einreichen. Nachmittags um 3 Uhr unterzeichnete die ganze Oberregierung eine Eingabe um ihre Entlaſſung. Im Hauſe der Bürgergeſellſchaft wurde ſogleich eine Adreſſe an die Ständeverſammlung abgefaßt und unterzeichnet, die eine Verwahrung gegen die Zuſammenſezung eines ſolchen Miniſteriums enthielt. In der Druckerei des „Beobachters“ wurde in der Eile ein Flugblatt gedruckt, das den Inhalt dieſer Verwahrung zur allgemeinen Kenntniß bringen ſollte und das ganze Land zu Hülfe rief, um der Bewegung gegen ein ſolches Miniſterium Nachdruck zu geben. Auf den Straßen bildeten ſich immer zahlreichere Gruppen; die Gerüchte thaten das ihrige zu Vermehrung der Aufregung.

Die Wahl der Perſonen hätte wirklich nicht ungeſchickter getroffen werden können, für ein Miniſterium, das die öffentliche Stimme und der unerbittliche Drang der Zeit nur aus Männern des allgemeinen Vertrauens beſezt wiſſen wollte. Hefele war den meiſten ganz unbekannt, Varnbüler als ein feiner Ariſtokrat bekannt und bei den untern Claſſen überaus unbeliebt; Bezzenberger war ein Name des Schreckens für Würtemberg: unter ſeinem Vorſiz und Einfluß waren die um ihrer Strenge willen im Lande ſprüchwörtlich gewordenen Urtheile des Eßlinger Gerichtshofes zu Stande gekommen.

War es möglich, könnte man fragen, und zwar rechts und links, Namen zuſammenzuſezen, die unbeliebter in der öffentlichen Meinung geweſen wären, als dieſe?

In Folge der gereizten Stimmung der Stadt begaben ſich Abends zwiſchen 3 und 4 Uhr der Vizepräſident der erſten Kammer, der Fürſt von Waldburg-Zeil-Trauchburg, und der Präſident der zweiten Kammer, der Kanzler von Wächter, in das königliche Schloß, die Lage der Dinge dem König vorzuſtellen. Kurze Zeit nachher verkündete der Kanzler dem erwartungsvollen Bürgerhauſe, die Miniſterveränderung ſei vom König zurückgenommen und bis zum Zuſammentritt der Kammern werden die Miniſter in ihren bisherigen Aemtern bleiben. Die gleiche Kunde verbreitete Fürſt Zeil in der Stadt, ſie lief ſchnell durch die zahlreichen Gruppen in den Straßen und den Gaſthäuſern, und man war beruhigt und erheitert, weil man zugleich erfahren hatte, daß der König mit der Entlaſſung des gegenwärtigen Miniſteriums und mit der Zuſammenſezung eines

neuen keineswegs einen Rückgang beabſichtigt hatte, ſondern ein Zugeſtändniß machen wollte.

Noch Wochen lang nachher ergözte man ſich bei der Rückerinnerung an das Zweiſtunden-Miniſterium, wie es der Wiz nannte, und die Namen deſſelben ſah man mehrere Tage umherlaufen, als wüßten ſie ſelbſt nicht wie ihnen geſchehen.

Es ſtand dieſer Verſuch zu einem Miniſterium in ſeiner Unhaltbarkeit und Kurzlebigkeit auf dem dunkeln Grund der ernſten Zeitverhältniſſe ſo ſehr in einem heitern Lichte, daß diejenigen Perſonen, von welchen er zunächſt angerathen war, ſich alle Mühe gaben, ganz unbetheiligt dabei zu ſcheinen, und daß Anekdoten über ſolche Verſuche, dem Volk gegenüber von der Urheberſchaft eines ſolchen Miniſterverſuchs ſich zu reinigen, in den öffentlichen Blättern kamen.

Der durch dieſen Verſuch in's Volk gebrachte Glaube, und die Beſorgniß, es möchte der Staatsregierung mit ihrem Entgegenkommen gegen die Volkswünſche kein aufrichtiger Ernſt ſein, war den Tag über durch eine Nachricht aus Baden noch genährt worden. Die deutſche Zeitung wollte mit Beſtimmtheit wiſſen, es ſei von Berlin ein Eilbote nach Karlsruhe abgegangen, mit dem allerhöchſten Auftrag, der Großherzog möchte ſich auch nicht das geringſte Zugeſtändniß mehr abnöthigen laſſen, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß er gezwungen würde, ſein Land zu verlaſſen; in dieſem Falle würden die Mächte ihn ſchon wieder einſezen.

Der König von Würtemberg aber wollte ſeinem Volk und Deutſchland zeigen, und zwar raſch, nach ſeiner Art und in unerwarteter Richtung, daß er mit der neuen Zeit eine neue volksfreundliche Bahn gehe. Das verunglückte Zweiſtunden-Miniſterium hatte den König wie das Volk auf die gleiche Erkenntniß gebracht, auf die: daß zwiſchen König und Volk Perſonen ſtanden, und in nächſter Nähe den König umgaben, welche die Wahrheit, vor Allem die wahre Kenntniß der Sachlage und der Menſchen, nicht an den Thron gelangen ließen. Bei König und Volk ſcheint daraus das Gleiche hervorgegangen zu ſeyn, bei dem leztern der ſehnliche Wunſch, bei dem erſten der Entſchluß, daß die Wahrheit fortan ungetrübt an den Thron dringen möge, damit Beſchlüſſe gefaßt werden, der Verfaſſung gemäß zum unzertrennlichen Wohl der Krone und des Landes.

Es ſcheint, der König von Würtemberg habe zeigen wollen, daß er die Zeit begriffen habe; begriffen, daß der geſtürzte König der Franzoſen nur dadurch geſtürzt worden, weil eine Partei den König vom Volke getrennt, ſeine Verblendung über den wahren Stand der Dinge genährt, ihm die Mehrheit einer feilen Kammer als eine unzerbrechliche Stüze von Männern vorgeſpiegelt, die in den Tagen des Kampfes, als er den achtzehnjährigen Mißbrauch des Vertrauens einer Nation mit ſchmählicher Flucht büßte, nirgends, als aber die neue Ordnung der Dinge geſiegt hatte, auf dem Plaz, ja die erſten waren, die von der Republik Aemter erbettelten; begriffen, daß der Fürſt von jezt an verloren iſt, welcher nicht mit dem Volke geht, und daß eine für die Lehren der Vernunft wie für die der Geſchichte unzugängliche, in verjährten Vorurtheilen erzogene, vermöge Rang oder Reichthum mit der Noth des Lebens nie in Berührung gekommene Partei in ihrer Selbſtſucht eigennüzig bisher die Stimme des Volkes zu einem Erzeugniß der giftigen Preſſe geſtempelt hatte; begriffen, daß die bisherige nächſte Umgebung der Fürſten die Zuſtände und Bedürfniſſe des Volkes am allerwenigſten kenne; daß mithin Verſuche, einen neuen Rath der Krone zu bilden, die vom Standtpunkt der Höflinge aus angerathen werden, ſchlecht geeignet ſeien, Vertrauen zu erwecken und Treue zu begründen, „und daß die Wahrheit eine Frucht ſei, die nicht im Vorzimmer wachſe.“ *)

Der König fühlte jezt zum erſtenmale, was das Volk lange gefühlt hatte, es müſſe ein langes Dunkel zwiſchen dem König und ſeinem Volke liegen. Es ſpricht gleich ſchön für des Königs Perſönlichkeit wie für den Karakter des Volkes, daß ſelbſt in ſolchen aufgeregten Stunden, ſelbſt nach ſolcher Perſonenwahl für das neue Miniſterium, die Liebe zu der Perſon des Königs und der Glaube an den König, an ſeinen guten Willen, keinen Augenblick beim Volke aufgehört hatte, obgleich dieſelbe zuckende Bewegung, die in Folge des Zweiſtunden-Miniſteriums im Kopf der Hauptſtadt ſich regte, im ganzen Land nachzitterte, bis in das kleinſte Dorf. „Der König iſt durch fremde Dazwiſchenkunft beirrt, getäuſcht!“ ſo hörte man ſagen; „ſonſt hätte er an demſelben Tage, an welchem

*) Beobachter Nro. 7 vom 9. März 1848.

den Volksrechten ſo wichtige Zugeſtändniſſe gemacht wurden, zu deren Ausführung nicht Männer berufen, die zum größeren Theile ſo ganz und gar alles öffentlichen Vertrauens verluſtig ſind."

Je zugethaner der Perſon des Königs, deſto erbitterter war das öffentliche Gefühl nach der Seite hin, wo man die Schuld der Intrigue ſuchte; mitten hinein, die alten Fäden zerreißend, griff der König.

Nur wer es erlebte in Würtemberg, weiß es, welchen Eindruck es machte, als die Gewißheit ſich verbreitete, daß am Abend des 7. März der Abgeordnete von Oehringen, Duvernoy, die ſchriftliche Bitte erhielt, am andern Morgen um 8 Uhr bei dem Vorſitzenden des Geheimenraths, von Maucler, erſcheinen zu wollen. Hier wurde demſelben mitgetheilt, es ſei der freie Entſchluß des Königs, daß Duvernoy als Miniſter des Innern, Paul Pfizer als Miniſter der Juſtiz in das Miniſterium eintreten.

Duvernoy bat ſich Bedenkzeit aus, um ſich mit ſeinen Freunden zu beſprechen; Paul Pfizer war zufällig, um Ludwig Uhland zu beſuchen, abweſend. Sogleich wurde an Paul Pfizer ein Eilbote geſchickt, um ihn nach Stuttgart zurückzurufen.

Selbſt im Schwindel der Begeiſterung über einen ſolchen Umſchwung, verhehlten ſich die Freunde nicht, wie ſchwer die Zeitläufe ſeien, und wie über alles ſchwierig der Stand der neuen Räthe der Regierung, welche in die Folgen und die zurückgelaſſenen Fußſtapfen der ſeitherigen Regierung einzutreten haben. Dennoch waren alle ohne Bedenken darüber einig, daß es die Pflicht gegen das Vaterland, ſo wie gegen die Sache der Freiheit und des deutſchen Volkes verlange, das angebotene Ruder zu ergreifen, und die Löſung der Aufgabe zu verſuchen.

In demſelben Hauſe, das von der bisherigen Regierung mit dem ſcheelſten und mißtrauiſchſten Auge viele Jahre lang überwacht worden war, wurde jezt darüber verhandelt, ob die Männer des Volkes das angebotene Miniſterium annehmen ſollen.

In keinem deutſchen Lande trat in der Miniſterwahl die ungeheure Kluft zwiſchen bisher und jezt ſo grell vor Augen, wie in Würtemberg.

Aus den Dachſtübchen zu Stuttgart berief man in der Stunde der Noth die neuen Miniſter.

Der neuberufene Miniſter der Juſtiz, Paul Pfizer, war ſeit vielen Jahren im Volke bekannt, als ein in auſſerordentlicher Weiſe unabhängiger Karakter. Ausgeſtattet mit groſſem Talent und eben ſo tiefer als umfangreicher Geiſtesbildung, dadurch und noch mehr durch günſtige Stellung ſeines hochgeſtellten Vaters ungewöhnlich frühe in die Laufbahn des höheren Staatsdienſtes gebracht, hatte er bald, um ſeiner politiſchen Anſichten willen, den Staatsdienſt aufgegeben; er hatte es vorgezogen, lieber zu entbehren, als ſich ſelbſt untreu zu werden. Er hatte aber auch frühe freiwillig Vieles entbehren gelernt, was Jeder ſollte, der dem unbelohnenden Dienſte des Volks und der Freiheit ſich weihen will. Zu unabhängigen Sinnes, um von Freunden, die ihn verehrten, eine Unterſtüzung anzunehmen, lebte er von dem Ertrag ſeiner Schriften, der ſehr klein war, da er mehr dachte und forſchte als ſchrieb, und mehr tief als breit, da überdieß der Buchhandel weit mehr die Zahl der Bogen als den geiſtigen Gehalt und die ſchöne Form der Darſtellung in Berechnung zog. Bei groſſem innerm Drang nach einer öffentlichen Wirkſamkeit, hatte er wiederholten Anträgen, in höhere Staatsſtellen einzutreten, widerſtanden, weil er unter den herrſchenden Grundſäzen und Perſonen dem Staat nicht dienen konnte und wollte. In dieſem Drang war er Mitglied des Stuttgarter Stadtraths geworden, ja er hatte zulezt ſogar die Stelle eines Gehülfen beim Stadtſchultheiſſenamt angenommen und ſo lange bekleidet, bis ihn ein kränkender Erlaß des Miniſteriums Schlayer, der im Namen des Königs ergieng, veranlaßte, auch dieſer, ſeinen hohen Geiſtesgaben ſo wenig angemeſſenen Wirkſamkeit und dem damit verbundenen kargen Einkommen zu entſagen. In jenem Erlaß war, ohne daß ſein Name genannt wurde, für Alle, welche die Verhältniſſe kannten, in nicht zweideutiger Weiſe auf Paul Pfizer als Nährer und Schürer der Mißſtimmung und eines widerſezlichen Geiſtes in der Bürgerſchaft hingedeutet worden. Das war im Mai 1847 geſchehen. Seitdem hatte er wieder gelebt wie zuvor, ſo eingeſchränkt, daß wohl Niemand in Stuttgart weniger Bedürfniſſe hatte, als er, um unabhängig und männlich frei zu ſeyn.

Sein Freund Duvernoy, der mit ihm ſeit den Knabenjahren zuſammen gegangen war, dachte und lebte in vielen Stücken wie er; nicht die äuſſeren Umſtände — denn Duvernoy war reich — ſondern

Liebhaberei und ſein natürliches Weſen ließen auch ihn von jeher auf das einfachſte ſich beſchränken. Duvernoy hatte in ſeiner langen ſtändiſchen Laufbahn in allen Hauptfragen mit der Linken geſtimmt. Er war aber dabei auch der Rechten und der Regierung, ſelbſt dem Hofe eine Perſönlichkeit, die ſie nicht ungern in der Kammer ſahen. Was er gegen die Regierung ſprach, kleidete er ſtets in eine Form ein, die ſich ſelbſt für das Ohr des Miniſters und des Königs hören ließ; ſeine Worte waren ohne Stacheln. Dabei war von allen Seiten ſeine bis in's Aengſtliche gehende Rechtlichkeit anerkannt. Er wurde der Wächter der Verfaſſung, der Hüter der beſtehenden Rechtsformen genannt. Er hatte eine genaue und tiefe Kenntniß derſelben ſich angeeignet, und galt als ein Vorbild für Freiſinn und Fortſchritt, mit Mäßigung und Beſonnenheit gepaart. Seit länger ſchon wurde er von einzelnen Stimmen als ein für gewiſſe Fälle möglicher Miniſter bezeichnet.

Gegen Abend des 8. März kehrte Paul Pfizer von Tübingen zurück, und das Ergebniß einer lezten Beſprechung der Abgeordneten von der Linken war, daß Paul Pfizer und Duvernoy ihre Bereitwilligkeit erklärten, in das Miniſterium einzutreten, jedoch nur unter der Bedingung, daß auch der Abgeordnete von Geißlingen, Friedrich Römer, in daſſelbe berufen werde.

Dieſe Bedingung ſchien Manchen, beſonders Staatsmännern der bisherigen Schule, für das Zuſtandekommen dieſes Miniſteriums ſehr bedenklich, ſie ſchüttelten den Kopf, ſeltſam lächelnd als über einen Mißgriff, der dem König das Unmögliche anſinne, und ſich die Hände reibend, als müßte die Wage dadurch wieder zu ihren Gunſten umſchlagen.

Römer war die ausgeprägteſte politiſche Geſtalt in Würtemberg; was die Formen betrifft, gerade der Gegenſaz von Duvernoy; ihm gleich an anerkannter unparteiiſcher Rechtlichkeit, ja im höheren Sinne des Rechts oft noch rechtlicher als Duvernoy, weil dieſer oft die Form des Rechts, die äußerlich gegebene, über alles hoch hielt, Römer aber, in menſchlichem Rechtsgefühl, über die Form, über die Schaale des Rechts, hinaus gieng, um den Rechtskern, die Rechtsidee, das wahre Recht zur Geltung zu bringen oder zu wahren. Die Art, wie er es that, war nicht leicht vermittelnd oder verſöhnend, ſondern geradaus, nicht wählig im Wort, ohne Rückſicht und Kom-

plimente, ſchonungslos angreifend und zuſchlagend; Angriff und Schlag durch keinerlei Milde annehmlich gemacht, weder der Haltung noch der Geſinnung; er war durch und durch ein Karakter im politiſchen Sinne des Worts, unverrückt und unverrückbar, durch nichts beweglich und erſchütterlich, mit ſchärfſten Ecken und Kanten, ſchroff; für vieles, wofür Andere zugänglich ſind, durchaus unzugänglich; das Weſen, die Sache war ihm Alles; die Form, die Darſtellung galt ihm wenig; es waren ihm auch die lezten weder von Natur, noch durch Kunſt gegeben; ohne ihn wäre die Linke der würtembergiſchen Kammer ſeit Jahren ſicherlich ohne denjenigen Halt geweſen, der unumgänglich unter den Verhältniſſen nöthig war, nicht weil er im redneriſchen Sinn ein großer Redner geweſen wäre — denn das war und iſt Römer nicht — ſondern weil er eben dieſer Karakter war, und über den wahrhaften Redner, Paul Pfizer, darin überlegen, daß er nicht wie dieſer, ſich erſt faſſen, ſeine Gedanken ordnen mußte, eh' er zum Angriff ſchritt, ſondern, jeden Augenblick kampffertig, das Wort wie ein maſſives altdeutſches Schwerdt handhabte, auf jeden Schlag der Gegenſeite blizartig den Gegenſchlag führte, und überall unmittelbar praktiſch war und wirkte, mit dem was man geſunden Menſchenverſtand nennt, manchen Bildungszweig im öffentlichen Leben nicht bloß erſezte, ſondern in der dermaligen Lage der Dinge überholte. Dabei galt Römer unter den Freiſinnigen Würtembergs als der entſchiedenſte bei Hof. Noch nicht lange war ihm durch eine Sammlung im Volk ein ſilberner Lorbeerkranz, eine Bürgerkrone zuerkannt und überreicht worden. Aber ebenfalls noch nicht lange hatte man ihm von gewiſſer Seite theils die Urheberſchaft, theils wenigſtens die Betheiligung des Stuttgarter ſogenannten Maikrawalls in die Schuhe zu ſchieben ſich alle Mühe gegeben; ja noch am 29. Januar 1848, alſo kaum fünf Wochen vorher, hatte der Vorſtand des Juſtizminiſteriums, von Prieſer, in der Kammer der Abgeordneten die feindſeligſte Stellung gegen Römer angenommen. Bei Berathung der Antwortsadreſſe auf die Thronrede, verlangte Römer mit Andern, daß in der Adreſſe ausdrücklich geſagt werde, die Unruhen des verfloſſenen Jahres, einzelne Störungen der öffentlichen Ordnung, ſeyen durch den ſchweren Druck einer außerordentlichen Theurung veranlaßt worden; bekanntlich ſeyen die in Würtemberg vorgekommenen Störungen, theils in inländiſchen, theils in ausländiſchen Blättern ſo aus-

gedeutet worden, daß der Kammer daran liegen müſſe, die Grundurſache dieſer Unruhen in der Antwort an den Thron genau und beſtimmt auszuſprechen; namentlich ſeien dieſen Unruhen politiſche Beweggründe unterlegt worden; er glaube aber, daß die eingeleitete Unterſuchung keine Spur dieſes heilloſen Verdachtes, den er mit der vollſten Entrüſtung zurückweiſe, an den Tag gebracht habe. Und da, ſelbſt da noch, hatte von Prieſer gewagt, gegen Römer zu äußern, die Unterſuchung habe allerdings viele und bedeutende Anzeigen darüber geliefert, daß den Stuttgarter Unruhen ein Komplott vorhergegangen, der gerichtlichen Unterſuchung aber ſey es nicht gelungen, die Urheber des Complotts zu ermitteln.

Nach ſolcher Sachlage glaubten Viele, Römer für unmöglich halten zu müſſen. Andere waren der Anſicht: da der König einmal ſo weit auf die andere Seite hinüber gegangen ſey, ſo werde er auch Römer annehmen, ja gerade dieſer werde ihm in Kurzem am beſten zuſagen, theils weil das Unangebundene, das Wortkurze, das Keckvorgehende und Unerſchrockendurchgreifende, das Raſche und Sichere im Weſen Römers am Hofe neu, und dadurch ſchon für den König von beſonderem Reiz ſeyn müßte, theils weil dieſes Weſen gerade dem urſprünglichen Sinn des Königs, ſeiner Feldherrnnatur von Haus aus, eigentlich entſpräche, theils weil der König bald wüßte, was er an einem ſo feſten, im Mittelpunkt des allgemeinen Volksvertrauens ſtehenden Mann in ſolchen Tagen hätte. Die leztern irrten ſich nicht.

Der König nahm Römer an und die Freunde vertheilten unter ſich die einzelnen Staatszweige: Duvernoy nahm das Innere, Paul Pfizer das Kirchen- und Schulweſen, Römer die Juſtiz und dem Abgeordneten von Heilbronn, dem Kaufmann Goppelt, wurden die Finanzen zugetheilt.

Die neuen Miniſter erklärten ſogleich, daß ſie nur die Stellung und Beſoldung von Staatsräthen annehmen, einen Gehalt nur von vier tauſend Gulden.

So hatte der König dem Volk ſeine Wünſche mit dem Miniſterium erfüllt. Eine Stimme aus dem Volk hatte den Sinn des Volkes in dem Wort ausgeſprochen: „Unter der Sonne der Freiheit wollen wir unſer Land zum Garten machen, aber wir wollen nicht den Bock zum Gärtner haben.“ In der Perſon der neuen Miniſter

hatte der König dem Volk eine Bürgſchaft gegeben, daß es ihm ein Ernſt ſey, die gewünſchten Freiheiten und Rechte ihm zukommen zu laſſen, und zwar nur durch die Freunde des Fortſchritts, nicht durch die Hand ſeiner Gegner.

Die neuen Miniſter ergriffen das Ruder des Staats in einem Augenblick, wo derſelbe zu ſtranden drohte, wo die Folgen des ſeitherigen unglückſeligen Syſtems in allen Verhältniſſen ſich äuſſerten, wo bei der faſt völligen Erſchöpfung der materiellen Volkskraft die Anforderungen an den Staatshaushalt in auſſerordentlicher Weiſe ſich ſteigerten, wo auf einen ganz unterhöhlten Boden der Neubau aufgeführt werden ſollte. Die öffentliche Meinung ließ ſich ohne Scheu vernehmen: „Wir erwarten eine umfaſſende Befriedigung unſerer Bedürfniſſe; der Geiſt der Freiheit iſt nicht mehr mit halben Maßregeln zu bannen; wir wollen keinen neuen Fleck auf dem alten Kleide; es iſt uns zu eng geworden, wir brauchen ein neues.“ Von dem Miniſter des Innern verlangte man, das Polizei- und Bevormundungsſyſtem ſolle entfernt, die Vielſchreiberei mit der Wurzel ausgerottet, den leidenden Gewerben aufgeholfen, die Selbſtthätigkeit der Bürger bei Regelung ihrer Angelegenheiten hergeſtellt werden. Von dem Miniſter des Kirchen- und Schulweſens, das lange als Nebenſache betrachtet und vernachläſſigt, ja polizeilich zerfreſſen und geiſtig und bürgerlich geknechtet worden war, und darum ſehr im Argen lag, forderte man eine durchgreifende Neugeſtaltung; von dem Miniſter der Juſtiz völlige Beſeitigung des alten, auf Heimlichkeit und Schriftlichkeit gegründeten Verfahrens, und eine neue Rechtspflege, deren erſter Grundſaz das Recht des Volkes wäre, ſich ſelbſt Recht zu ſprechen; von dem Miniſter der Finanzen Erſparniſſe nach allen Seiten, und Minderung der Steuern, Erleichterung aller Erwerbs- und Geſchäftszweige.

Die Kühleren und die Billigdenkenden ſagten: „Kann, was ſo viele Jahrzehende lang ſyſtematiſch bös gemacht worden iſt, in ſo kurzer Zeit, als die Hoffnung und Ungeduld des Volks erwartet, wieder gut gemacht werden. Wachſen gründliche Umwandlungen über Nacht? Das verhaßte alte Syſtem iſt feſt gegliedert, Stein auf Stein gekittet; vom oberſten Beamten an bis hinab zum niederſten Diener der Polizei reicht die enggeſchloſſene Kette der ſchreibſeligen polizeilichen Bevormundung; Einrichtungen und Gefäße des neuen

Geiſtes können nicht im Nu geſchaffen werden; die Maſſe, zu lange fern gehalten von allen öffentlichen Dingen, iſt an das jahrelange polizeiliche Gängelband gewöhnt, und erwartet eben damit alle Hülfe nur von oben, ohne eigenes Zuthun. Und die Finanzen — werden an ihnen die neuen Miniſter nicht ſcheitern müſſen? Die Aufgabe iſt, den Erwartungen des Volks gegenüber, dem beſten Willen und Kopf zu ſchwierig, unlösbar."

Andere vertrauten ohne weiteres Paul Pfizer's im Reiche der Gedanken wie zu Hauſe ſich bewegendem Geiſt, Römer's praktiſchem Verſtand und ſeiner Thatkräftigkeit, Duvernoy's vermittelndem Talent.

Eine poetiſche Ueberſchwenglichkeit war auf einmal über die ſonſt ſo nüchternen Stuttgarter, über die ſonſt weniger als andere Stämme erregbaren Schwaben gekommen. Es war ja franzöſiſches Blut gefloſſen in Kampf und Sieg für die Freiheit, das hatte auch das deutſche Blut in Wallung gebracht. Es war ja ein Wunder geſchehen, und an Wunder glaubte der Schwabe von jeher ſo gern, und während er ſich die Hände wärmte an den Flammen der Freiheit, die über den Rhein herüber glühten, dachte er gar nicht daran, daß er ſich ſelbſt eigentlich wenig oder gar nichts von dem neuen Gut verdanke, und daß er ſich eigentlich eben ſo ſehr ſchämen als freuen ſollte, über das ihm „einſtweilig" Gegebene. Vom Rauſch der Freude verblendet, trank, ſang, jauchzte und tanzte man viel, und that wenig, ſo gut als nichts. Man ſah ja ſchon die Freiheit glänzend durch die Gaſſen gehen; man hatte ſie nie geſehen, und war doch überzeugt, daß das, was man ſah, die Freiheit ſey, und man glaubte nicht, im Traum zu ſehen, in der Verzückung des Augenblicks, nur durch das Auge der Einbildungskraft.

Nur Wenige wußten, und vergaſſen es auch jezt nicht, daß die Freiheit immer bei ihrer Geburt und Taufe, wie nach ihrer Grablegung bei ihrer Auferſtehung, bei allen Völkern, in allen Landen, ein Kleid von dunkelm Purpur getragen hatte, und daß keine Nation ihre höchſten Güter anders erwarb, als durch ſich ſelbſt, mit den höchſten Opfern. Was Tauſende entzückte, daß der Hauch von Weſten ſo leichthin die Blüthen der Freiheit den Deutſchen nur ſo in den Schooß trage, das machte die Tieferen ernſt, bedenklich, und ließ ſie vorerſt kalt. Sie ließen die Träumer träumen von der Humanität unſers Zeitalters und ihr vertrauen, daß durch ſie möglich geworden,

was vor einer Reihe von Jahren noch nicht möglich geweſen wäre: ſie ſelbſt aber bereiteten ſich auf den Ernſt der kommenden Zeit, an deren Schwelle ſie ſich erſt angelangt wußten, ungeirrt und ungeblendet durch das, was ſie um ſich her ſahen.

Das war wunderbar genug. Die Straßen, die Geſichter der Menſchen hatten ſich verändert. Es wogte und rauſchte, wo es ſonſt ſo ſtille war. Die friedlichen Bürger — ſo zeichnet ein Blatt jene Tage und jeder Augenzeuge wird die Wahrheit in der Zeichnung wieder erkennen können — welche zu Haus und in der Werkſtatt ihrem Broderwerb lebten: die Philiſter, welche nichts als ihre Zinſe ſonſt berechneten, und beruhigt, wenn dieſe eingiengen, die Politik dem König und ſeinen Miniſtern überließen, ſah man in Gruppen an den Straßenecken, wie ſie mit ernſter und bewegter Geberde die Fragen des Tages beſprachen; Leute, welche im ſchwäbiſchen Merkur höchſtens die Traueranzeigen laſen, ſtanden auf der Straße in Zeitungen verſunken; Fanatiker der Ruhe und Ordnung, welchen vor acht Tagen noch die Haut ob ſolchem Beginnen geſchaudert hätte, drängten ſich zu Hunderten herbei, gegen ein Miniſterium Linden mit ihrer Unterſchrift ſich zu verwahren; Staatsbeamte, welche freiere Gedanken im Herzen, aber tief verſteckt unter der Hemdkrauſe und der Uniform trugen, und nie einem Vorgeſezten etwas davon hatten ahnen laſſen, ſprachen öffentlich von der unumgänglichen Nothwendigkeit umfaſſender Einräumungen. „Alle Welt war freiſinnig geworden; man grüßte, man nickte, man zog den Hut, wo man ſonſt ſchwieg, weg ſah, vorübergieng; der Oberamtmann trat Abends im Gaſthof zur Krone aus dem bis dato ihm und Seinesgleichen vorbehaltenen Kabinetchen und trank mit dem Bürger ein Stündchen; der Beamte ließ ſeine Zunge ſchon etwas ſpazieren; man ſah ein, man hatte ſich verkannt; Todfeinde ſtürzten ſich gerührt in die Arme, um, alles vergeſſend, die neue Wendung der Dinge zu unterſtüzen.“

Man hörte und las wohl auch: haben ſo ſchnell gewechſelte Geſinnungen Beſtand? ſind wohl in dem jezt über alle Köpfe ausgebreiteten Schlapphut der Freiſinnigkeit alle rückgängigen Beſtrebungen verkrochen? Sind ſie für immer ſchlafen gegangen? — nein — ſie werden ſich wieder rühren, ſobald ſie nur zu Athem kommen können.

Die öffentliche Meinung wandte ſich zunächſt gegen die unzeit-

gemäßen Mitglieder der Kammer; wie die alten Miniſter, ſo ſeyen auch ſie abgängig geworden. Das Volk ſey nicht mehr daſſelbe, das ſie gewählt habe. Offen ſagte die Preſſe, die Kammer habe Mitglieder unter ſich, welche die Linke, deren Beſtrebungen das Volk in Hunderten von Zuſchriften auszeichnend anerkannt habe, für Feinde des Vaterlands erklärt und ihre Zeitſchriften „Giftquellen" genannt haben. Solche Männer haben den Beruf nicht, an dem Werk der Freiheit Theil zu nehmen, das Land rufe ihnen mit tauſend Stimmen zu: hinweg mit euch, wir haben euch nie erkannt!

Die Kammer war freilich in einer Art zuſammengeſezt, und viele waren auf Wegen und durch Mittel in die Kammer gekommen, hatten ſich auch meiſt ſo dienſtwillig gegen das alte Syſtem, und ſo feindſelig gegen die Grundſäze, die ſie nun verwirklichen ſollten, bisher gezeigt, daß ſie nicht entfernten Anſpruch auf irgend ein Zutrauen von Seiten des Volkes machen konnten. Eine Reihe Wahlbezirke beeilte ſich auch, ihre Abgeordnete um Niederlegung ihrer Stellen zu erſuchen, da „die Art und Weiſe, wie ihre Wahl zu Stande gekommen, nicht das reine Ergebniß des Vertrauens der Wähler ſey, dieſelben ihr Vertrauen nie gehabt, und durch ihr bisheriges Wirken in der Kammer auch nicht erworben haben." Einige Abgeordnete kamen dieſer Aufforderung zuvor, noch ehe die Stände auf die Einberufung der Regierung am 13. März wieder zuſammentraten. Ein Theil Abgeordneter, die von ihren Wählern zur Niederlegung ihrer Stelle aufgefordert waren, blieben auf ausdrücklichen Wunſch der Volkspartei in der Kammer.

Vor Ablauf von zwei bis, drei Wochen hätten einzelne Ergänzungswahlen nicht ausgeführt werden können. Es hätte leicht, wenn jene austraten, die zu Faſſung eines gültigen Beſchluſſes geſezlich erforderliche Zahl abgehen können; und doch waren für die Erhaltung von Ordnung und Geſezlichkeit im Land einige der wichtigſten Tagesfragen, wie Geſeze über Bürgerwehr und Volksbewaffnung, über das Vereins- und Verſammlungsrecht, ohne Verzug mit den Ständen zu verabſchieden. Eben darum ſchien eine plözliche Auflöſung der Kammer nicht vortheilhaft. Die Volkspartei in der Ständekammer ſah ſich dabei veranlaßt, in das Land die dringende Bitte ergehen zu laſſen, man möchte allſeitig freundlich mitwirken, daß jenen Mitgliedern überhaupt, beſonders aber auch beim Wiederbeginn der Kammerver-

handlungen in Stuttgart, keinerlei öffentliche perſönliche Beleidigungen oder Kränkungen zugefügt werden. Selbſt alle diejenigen Mitglieder, welche bisher der Linken entſchieden nicht angehörten, haben ſich dahin ausgeſprochen: Das Vaterland könne in dieſer außerordentlichen Lage verlangen, daß jezt ein Jeder, abgeſehen von ſeiner politiſchen Anſicht, das neue Miniſterium unterſtüze, um ihm die nöthige Kraft zu verleihen.

Auch die in Stuttgart anweſenden Standesherren, und ihrem Vorgang nach, die Ritterſchaft, ſchloſſen ſich in anerkennenswerther Weiſe der neuen Wendung der Dinge an, und erklärten öffentlich ihr Vertrauen zu dem neuen Miniſterium, und ihre aufrichtige Mitwirkung zur Abhülfe gegen Mißbräuche, zur Schaffung neuer zeitgemäßer Einrichtungen, zum kräftigen Hinwirken auf ein einiges volksthümliches Deutſchland, ſo wie ihre Bereitwilligkeit, Opfer zum Beſten des Vaterlands zu bringen. Sie ſelbſt ſchlugen, als eine der erſten Maßregeln zur Beruhigung und Erleichterung des Volkes, eine Ablöſung der auf Grund und Boden ruhenden Laſten und eine veränderte Geſezgebung über das Jagdrecht vor. — Noch vor ganz Kurzem hatte die Adelsbank auf die von Seiten des Volks ganz unzuläſſige Bildung ritterſchaftlicher Körperſchaften gedrungen, alſo auf neue Vorrecht in mittelalterlichem Geiſte, zu ihren ſeitherigen hin. —

Aber wenn auch Alles in Würtemberg ſich für den Zeitumſchwung erklärte, ſo waren doch einige Hundert dagegen, die Pietiſten. Verfaßt von einem ihrer Führer, Hoffmann auf dem Salon bei Ludwigsburg, gieng eine Schrift unter den Pietiſten des Landes zur Unterzeichnung und zur Eingabe an den König herum, welche dahin ſich ausſprach, daß ſie, die Pietiſten, mit dem bisherigen alten Zuſtand, der ihnen aus vielen Gründen beſonders behagen mochte, durchaus zufrieden ſeyen: die ſo allgemein an den Thron gebrachten Volkswünſche wurden in dieſer Schrift dargeſtellt, als wären ſie nur in einzelnen unruhigen Köpfen vorhanden. Es war gerade dieſe Art des Ausdrucks ſo oft vom allerhöchſten Kreis aus gebracht worden, daß dieſe unvorſichtige Kundgabe des Pietismus nur auf's Neue beſtätigte, von welcher Seite aus auf den Hof ſo lange der heilloſe Einfluß des Täuſchens und des Belügens geübt worden war, aus unwiderleglich nachweisbaren Zwecken des Eigennuzes, denen die ſtillen harmloſen Gemeinſchaften fremd waren; dieſe ließen ſich nur unbedingt leiten von proteſtantiſchen Jeſuiten.

Etwas hatten die pietiſtiſchen Führer voraus vor der Mehrheit der neueröffneten Ständekammer; ſie blieben ſich gleich, vorerſt wenigſtens; ſie zeigten ſich als die Alten. Die Mehrheit der bisherigen Kammer aber, freilich ſelbſt hineingeführt durch den Wunſch und Rath bisheriger Führer der ſtändiſchen Volkspartei, erſchien dem Auge des Volkes, das nicht durch das Glas der Politik die Dinge zu ſehen vermag, im Lichte der Unſittlichkeit, des ſich nicht gleich Bleibens, des übernächtigen Farbenwechſels; der Widerſpruch mit ſich ſelbſt, mit ihrem jahrelang „als ihre heilige Ueberzeugung öffentlich vorgetragenen Benehmen,“ in welchem die Mehrheit ſich jezt darſtellte, und bis zu welchem vorzugehen der Wunſch und der Rath jener Volksmänner keineswegs geweſen war, that dem Volk, that der öffentlichen Meinung überhaupt wehe, und mancher Geiſt richtete ſich auf zu beſſeren Hoffnungen an dieſem unverholenen ſittlichen Gefühl und Sinn des Volkes.

Die erſte und die zweite Kammerſizung vom 14. und 15. März waren nicht wie gewöhnlich. Am Miniſtertiſch ſaßen Miniſter, gekleidet in's einfache bürgerliche Kleid ohne alle äuſſere Auszeichnung; Miniſter, welche zuvor alle Abgeordneten anhörten, ehe ſie nur ſelbſt das Wort ergriffen; welche nicht, wie bisher die Miniſter pflegten, zu jeder beliebigen Zeit das Wort ergriffen und dadurch, oft zum Unglück der Volksſache, eine gehäſſige, häufig langweilige Beherrſchung der Berathung ausübten. Die vier Bürger am Miniſtertiſch thaten dem Auge wohl: ihr Wort war, wie man es bisher an ihnen gewohnt war. Man hörte ſagen: „Die Büreaukratie liegt beſiegt unter ſolcher Männer Fuß.“ Man glaubte dem nicht, oder verſtand ihn nicht, der ſagte: „Ich ſehe nur die oberſten Schrauben der Maſchine geändert, alles andere iſt noch das Alte.“ Unter den Miniſtern ſaß Römer's ſcharf ausgeprägte Geſtalt. Noch vor vier Wochen, aus Veranlaſſung der Berathung des Maikrawalls, im vorigen Jahr, hatte die Mehrheit dieſer Kammer den Abgeordneten Römer als förmlich vernichtet anſehen zu müſſen geglaubt; ja er war noch vor zehn Monaten mit andern, nach dem Ausdruck des Abgeordneten Murſchel, „proſcribirt worden, als er und ſeine Freunde gewagt hatten, an das Recht des Bürgers zu erinnern, nicht als vogelfrei behandelt zu werden, in jener Nacht vom 3. Mai 1847.“ Das war vor zehn Monaten geweſen. Ja, nicht bloß von der Rechten, ſelbſt

von ſolchen, die vor dem Volk die Ehre genießen wollten, mit der Linken und in Römer's Gefolg zu gehen, war Römer dafür, daß er muthig das Bürgerthum gegen brutale Gewalt vertheidigt hatte, ordentlich fallen gelaſſen, beſonders von den Ordnung liebenden Bürgern. Paul Pfizer hatte nicht viel Beſſeres erfahren. Und jezt hörte man in der Kammer, wie dieſelben Leute, welche ſo vielfach, ſo ungeheuer und lange diejenigen Grundſäze, welche nun in dem neuen Miniſterialprogramm officielle Geltung erhalten hatten, und ihre Verfechter verdächtigt und gekränkt hatten, allſeitige Unterſtüzung verhießen den Männern wie den Grundſäzen, weil beide jezt am Ruder waren. Einzelne Abgeordnete gingen ſo weit, auszuführen, man könne eigentlich nicht behaupten, daß die neuen Herren Miniſter als Abgeordnete in der Minderheit geweſen ſeyen. Die karaktervollſten Mitglieder erklärten dieſen Herren gerade in's Geſicht, daß eben ſie die politiſchen Gegner des jezigen Miniſteriums geweſen ſeyen; „das weiß Jedermann, rief Fezer, ich berufe mich auf das ganze Land, ob dieſe Kammer das Vertrauen des Landes genießt?“ Die Gallerie brach in Bravorufe aus, daß der Vorſizende drohte, ſie ſchließen zu laſſen. Ich bin ganz der Anſicht Fezers, rief Murſchel, man hat ſeit fünfundzwanzig Jahren kein Wort der Freiheit hier reden können, ohne eine anrüchige Perſon zu werden.

Gleich in der folgenden Sizung machte die ganze Kammer die Meinung Fezers, daß ſie unverweilt aufgelöst werden ſollte, zu der ihrigen, und einſtimmig beſchloß ſie, die Regierung um ihre alsbaldige Auflöſung zu bitten. Sie hatte in der erſten Sizung ſich vollends ganz im Volk zu Grunde gerichtet. Doch behielt ſie die Regierung noch bis zum 28. März. Die eingebrachten Geſezesentwürfe über Vereinsrecht und Volksbewaffnung wurden nach kurzer Berathung angenommen, der leztere nur vorläufig; er genügte der neuen Zeit nicht. Jezt wollte die Regierung die Kammer auflöſen. Da warf die Kammer der Standesherren noch die Ablöſung herein, welche das neue Miniſterium der erſt zu wählenden Kammer hatte überweiſen wollen. Der ehemals reichsunmittelbare Adel, der zuvor zu einer Ablöſung mit fünfundzwanzig Prozent als Werth einer Rente ſich nicht herbeilaſſen wollte, ſchlug jezt ſelbſt die Ablöſung zu zwölf bis ſechszehn Prozent vor, ſo daß das Entſchädigungskapital bei allen Arten von Beſizveränderungsgebühren, bei Theilgebühren und bei

Blutzehenten das Zwölffache betragen ſollte, bei Gülten, Zinſen und allen übrigen Arten von Grundabgaben und Leiſtungen das Sechszehnfache des durchſchnittlichen Jahresertrags, nach Abzug des Verwaltungsaufwands. Die erſte Kammer nahm dieß Geſez ſchnell an. In der zweiten Kammer erhoben ſich Stimmen dagegen, welche ſelbſt dieſen Maaßſtab für die Erwartungen, wie für die Ablöſungsfähigkeit des Volkes zu hoch hielten. Fezer und Müller aus Künzelsau namentlich ſprachen in dieſem Sinn. Der Zweck des Geſezes iſt, ſprach der erſtere, einem durch lange Verſagung gerechter Bitten aufgebrachten Volke Beruhigung zu ſchaffen; ich zweifle daran, daß der billige Maaßſtab deſſelben bei einem Volke, an deſſen lezten Kräften die Armuth frißt, in der Nachbarſchaft eines Landes, wo ähnliche Laſten nicht mehr beſtehen, einen freudigen Anklang finden werden. Ich rufe den Berechtigten zu, daß jezt ein Gottesgericht über ihren Häuptern ſchwebt. Jezt iſt die Zeit gekommen, wo das Wort erfüllt wird, daß die Sünden der Väter heimgeſucht werden, bis in's dritte und vierte Glied, dem Volk aber ruf ich zu: Gerechtigkeit und Großmuth zu üben, und nicht zu vergeſſen, daß die gegenwärtige Bewegung von einer großen und ſittlichen Triebkraft getragen wird.

Auf der ritterſchaftlichen Bank äuſſerte ſich darüber ein Unwillen, der bis zur Heftigkeit ſich ſteigerte.

„Ein Gottesgericht, entgegnete der Freiherr von Wöllwarth, geht über die Häupter aller Menſchen. Wir haben dieſe Opfer gebracht und ſind geneigt, noch andere Opfer zu bringen; wenn wir aber nunmehr in den Bürgerſtand herunter ſteigen, ſo verlangen wir auch, daß man uns als Freunde aufnehme und nicht als Feinde betrachte. Der Adel wird zeigen, daß er für das Vaterland jedes Opfer zu bringen weiß.“

Lauter Beifall von allen Seiten folgte dieſer im Namen der Ritterſchaft gegebenen Erklärung. Das Geſez wurde mit größter Mehrheit angenommen, nur vier Stimmen waren dagegen. Die Werthe von Naturalien wurden nach den niedrigſten Preiſen vor der Theuerung der lezten Jahre angeſchlagen. Das Neubruch-Zehentrecht wurde ohne Entſchädigung aufgehoben. Alle übrigen Arten von Zehnten, welche im Geſez nicht beſonders genannt waren, ſollten im ſechzehnfachen Betrag der durchſchnittlichen reinen Einnahme unter

Zugrundlegung der vorgeſchriebenen Preiſe von Naturalien abzulöſen ſeyn. Aller Lehensverband war damit aufgehoben, die Auflegung neuer Grundlaſten und die Bildung neuer Bauerlehen als für immer unſtatthaft erklärt. Die Zeitrenten nach einem Zinsfuß von vier vom Hundert ſollten längſtens binnen einer fünfundzwanzigjährigen Tilgungszeit zu entrichten ſeyn; zwiſchen die Pflichtigen und die Privatberechtigten, ſo wie diejenigen öffentlichen Körperſchaften, welche dieſe Vermittlung anrufen, ſolle im Namen und auf Koſten des Staats eine Ablöſungskaſſe treten, an welche die Entſchädigungsanſprüche jener Berechtigten übergehen, wogegen ſie denſelben vierprozentige Obligationen in runden Summen auf den Inhaber oder auf den Namen ausſtellt. Allen Gefällpflichtigen und Lehensleuten ohne Unterſchied ſollte das Gleiche gelten.

Das Patrimonial- und Patronatrecht, ſo wie die Erlaubniß-Gelder für Bürgerannahme, als nicht mehr an der Zeit, hatte Fezer von dem Adel ohne weiteres geopfert wiſſen wollen, und gewiß mit Recht: die Kammer aber und das Land in der Mehrheit waren vergnügt mit dem, was die Berechtigten geopfert hatten. Die ärmeren und armen Familien der Berechtigten — und deren waren nicht wenige in Würtemberg — hatten durch die Verluſte des bisher Bezogenen, wie durch die neue Stellung, die ſie nun in der Geſellſchaft einnahmen, wirklich ſchwere Opfer zu bringen; die Reichen, wenn auch weniger ſchwere, doch jedenfalls ſehr große Opfer.

Der Feudalismus hatte aber auch auf einzelnen Punkten im unpaſſendſten Augenblick ſeine höchſte Spize erreicht, daß er unerträglich geworden war. Ein Beiſpiel ſtehe hier für viele. Ein Beſizer von zwei Morgen Weinbergen in Unterriexingen, der in Folge von Hagelſchlag nur zweiundzwanzig Imi 1847er Wein erhielt, wurde durch das gräflich von Leutrum'ſche Rentamt mit folgender Berechnung erfreut: für Bodenwein 9 Imi; für Novalzehenten 1 Imi 2 Maas; für Kellerwein 6 Maas; zuſammen 10 Imi 8 Maas, thut à 24 fl. — 16 fl. 12 kr. Dazu Bodenzins 3 fl. Somit hatte dieſer arme Mann 19 fl. 12 kr. zu zahlen aus 22 Imi ſchlechten Weines; und das hatte er zu zahlen noch neben Gemeinde-, Korporations- und Staatsſteuern. Und rings umher alles theuer, und wenig, faſt kein Verdienſt! und drüben in Frankreich der Vorgang der Revolution vor Augen!

Schon hatten auch bedrohliche Stimmen aus dem Volk im fränkiſchen Theile Württembergs ſich hören laſſen.

Der Fabrikant Guſtav Rau von Gaildorf, Sohn eines armen Taglöhners aus einem Dorfe am Fuße des Heuberges, einer der dürftigſten Landſchaften Schwabens, der ſeine ganze Bildung faſt nur ſich ſelbſt verdankte, ein Mann von vielſeitigem Talent, von nicht gewöhnlicher Volksberedtſamkeit, und einem Aeuſſern, das ſeine Wirkung auf die Menge und auf das ſchöne Geſchlecht nicht verfehlen konnte, eine Miſchung von religiöſem Schwärmer und politiſchem Revolutionär, der von ſich ſelbſt glaubte und ſeinen Umgebungen den Glauben einzuflößen wußte, daß er zu einer Sendung für die Befreiung des Volkes da ſei — dieſer noch junge Mann war ſeit längerer Zeit die hervorragendſte Perſönlichkeit und der Beweger ſeiner Gegend. Er beſchäftigte als Beſizer einer ausgedehnten Glasfabrik nicht nur eine große Zahl Arbeiter, ſondern er war auch zugleich im Betrieb mehrerer Gaſtwirthſchaften und einer Landwirthſchaft. So hatte er auch äußerlich eine tief und weit in die untern Volksklaſſen eingreifende Stellung, und dadurch noch beſondere Ergebenheit für ſich, daß er mit der ſteigenden Theurung, troz dem täglich verringerten Abſaz, die Arbeiten noch lange fortſezen ließ, und nicht wie andere Leute ſeine Arbeiter auf einmal entließ und dem Hunger und der Verzweiflung preisgab. Bei der langen Andauer der für die Geſchäfte unglücklichen Verhältniſſe ſezte er ſein bedeutendes Vermögen daran, das er theils durch Fleiß, Geſchick und Glück, theils durch vortheilhafte Heirathen früher erworben hatte.

Am 12. März hielt er zu Gaildorf, ſeinem Wohnſiz, unter freiem Himmel eine große Volksverſammlung, in der er eine offene Erklärung verlas und vertheidigte, die noch in denſelben Stunden mit 738 Unterſchriften bedeckt wurde und bald mehrere Tauſend hatte. Die für das Beſtehende bedrohlichſten Säze darin lauteten:

„Noch Ein Fehljahr, und der Jammer von Irland, Flandern, Schleſien und Gallizien bricht unaufhaltſam auch über uns herein mit all' ſeiner haarſträubenden Gräßlichkeit. Wir weiſen einfach hin auf die Vorboten ſolcher Zeiten, die in erſchreckendem Maaß wachſende Zahl der Gantfälle von Woche zu Woche; wir machen aufmerkſam auf die gänzliche Stockung in Gewerben und Handel, die uns bei der Ungunſt unſerer geographiſchen Lage noch weit härter

drücken wird als andere Völker; wir erinnern an die Größe des Geldmangels, an die Möglichkeit einer abermaligen Mißerndte des Hauptnahrungsmittels unſeres Volkes, der Kartoffelpflanze; wir machen aufmerkſam auf die Möglichkeit eines europäiſchen Völkerkampfes, und fragen einfach: Iſt es denkbar, dieſen furchtbar wachſenden Größe von Noth, Elend und Gefahr, erfolgreich mit Preßfreiheit, Schwurgerichten, Volksbewaffnung, deutſchem Parlament und ähnlichen Maßregeln allein entgegen zu treten? Wachſen und reifen die Früchte aus ſolchen guten Saaten, die ſchon vor und ſeit 30 Jahren dem dankbaren Boden des Volkslebens hätten anvertraut werden ſollen, ſchnell genug, um unſere ſterbende Generation zu halten?

Mit innerſter Ueberzeugung ſagen wir: Nein! — Jene großen Verbeſſerungen allein ſind nicht im Stande, den tiefen Krebsſchaden der geiſtigen und materiellen Verkümmerung des Volks aus dem Staatskörper heraus zu treiben, er hat zu tief gefreſſen, es iſt zu ſpät!

In den zwei großen Volksthätigkeiten, dem Ackerbau und der Induſtrie, auf welchen, wie auf zwei Füßen, der ganze Staatskörper ſteht, iſt eine Schwäche und eine Hülfloſigkeit eingetreten, welche dem ganzen ſtaatlichen Verein den Einſturz droht. Ohne Herſtellung jener zwei Grundpfeiler gibt es für die Bewohner unſers Landes keine Zukunft mehr!

In Anſehung des erſten Grundpfeilers der Exiſtenz unſers Volkes, des Ackerbaus, halten wir es für ein Gebot der Wahrheit, der Ehre und der Religion, auszuſprechen: alle Grund- und Feudallaſten, alle Zehnten und Gefälle, ſie mögen Namen haben, welche ſie wollen, müſſen an Einem Tag ohne Entſchädigung fallen!

Dieſe Laſten jezt abzulöſen, das hieße bei der furchtbar wachſenden Verarmung und dem aus natürlichen ſchwer zu beſeitigenden Gründen immer mehr wachſenden Geldmangel, den Krebsſchaden von dem linken Arm auf den rechten verpflanzen und beide Hände arbeitsunfähig machen. Man müßte die Augen ganz zumachen, wenn man nicht ſehen und zugeben wollte, daß gerade die bisherigen Ablöſungen des Adels die furchtbare Plage, den Geldmangel, bedeutend vermehrten. Entweder gingen die Ablöſungsgelder geradenwegs in's Ausland, auf Banken und zum Börſenſpiel, oder ſie wanderten mit den vom Adel ausgekauften Landleuten nach Amerika.

Die Noth bricht Eiſen; ſie bricht deßhalb auch ein ſogenanntes

wohlerworbenes, verjährtes Recht, meiſt das Recht früherer Willkür und Gewalt. Die Feudalverhältniſſe enthalten eine enorme Verletzung der Bürger: denn der Adel regiert ſchon lange nicht mehr, ſondern das Haus Württemberg; durch Enthebung vom Regieren iſt der Adel um eine ungeheure Laſt erleichtert, während ihm der Lohn für das Regieren, die Grund- und Feudallaſten, verblieben ſind. Zudem ſind die Grundherren bereits genugſam entſchädigt, durch eine ſo lange rückſichtsloſe Erhebung der meiſt ungerechten Laſten. In Betracht, daß die Grund- und Feudallaſten den politiſchen, moraliſchen und leiblichen Tod der Bevölkerung zur Folge haben, wie wir dieſes in Schleſien, Gallizien und andern Theilen Europas wahrnehmen, fühlen wir uns vor Gott, der Mit- und Nachwelt verpflichtet, die Grund- und Feudallaſten, Zehnten und Gefälle aller Art als tödtlichen Krankheitsſtoff zu bezeichnen, den der Körper des Volks ungeſäumt auszuſtoßen hat.

Dagegen halten wir uns für verpflichtet, die eigenen Grundbeſizungen des Adels, ihre Gebäulichkeiten, ihre Perſonen vor jeder Unbill zu ſchüzen, und dieſen Schuz, was auch kommen möge, feierlich auszuſprechen, für den Fall, daß der Adel die Lebensbedingniſſe des Volkes, die oben bezeichnete vollſtändige Befreiung des Bodens, erfüllt. Geſchieht das Nothwendige aber nicht, und hält der Adel ſeine ſogenannten wohlerworbenen Rechte feſt, diktirt er dadurch Tauſenden den moraliſchen und leiblichen Tod, ſo erachten wir uns nicht für verpflichtet, denſelben bei den dunkeln Gefahren der Gegenwart und der Zukunft zu beſchüzen; wir müßten ihn lediglich dem Zufall überlaſſen.

Das andere große Leiden des Volkes hat es an ſeinem zweiten Grundpfeiler, den Gewerben. Im Anblick der traurigen Verwahrloſung derſelben, glauben wir zu dem Ausruf uns berechtigt und verpflichtet: der Staat, die Geſammtheit, das ganze Volk muß in's Mittel treten.

Die Anſicht, daß die Regierung für das Wohl des Ganzen, alſo für jeden Einzelnen zu ſorgen habe, iſt in dem Höchſten, was wir haben, in der Religion begründet. Es iſt eine furchtbare Verirrung, wenn man von Communismus ſpricht, da, wo die ärmeren Klaſſen Sicherung der Arbeit und einen zum nothdürftigen Leben hinreichenden Lohn anſprechen. Es kann doch wohl dem Einzelnen

nicht zugemuthet werden, Handelsverträge mit auswärtigen Nationen zu ſchließen, Zolltarife zu machen, Schiffe auf die See zu ſenden, Handelskonſuln zu ernennen, große, der jetzigen Zeit anpaſſende Gewerbsanſtalten mit eigenen Opfern zu gründen und dergleichen mehr. Das ſind Staatsaufgaben, deren Daſeyn und Wichtigkeit jeder mit Händen greifen kann, und deren Erfüllung oder Nichterfüllung das Wohl oder Wehe des Allgemeinen und des Einzelnen enthält. Wir kennen keine Unmöglichkeit da, wo es ſich um die Rettung von Hunderttauſenden handelt. Der Geiſt Gottes diktirt gegenwärtig der Menſchheit durch die Stimme der Völker die Geſeze des Friedens, die Geſeze des künftigen Lebens der Nationen auf Erden. Sein erſter Ruf iſt Bruderliebe! Keiner ſoll hinfort mehr an Leib und Seele verkümmern; denn Jeder, auch der Geringſten einer, iſt Gottes Ebenbild. Wir ſchließen mit den Worten: Wahrheit, Bildung, Bruderliebe.“

Dieſe Erklärung wurde in vielen Tauſenden von Abdrücken in der Umgegend und im ganzen Lande verbreitet. Sie erregte allenthalben großes Aufſehen, und gerade dieſe Anſchauungsweiſe und dieſer Ton mußten vielfach im Volk Gefallen und Wiederklang finden, neben entſchiedenem Mißfallen und Widerſpruch von anderer Seite, ſelbſt aus den untern Klaſſen. Man ſagte ſich, daß von der gewaltthätigen Vernichtung der Lagerbücher zu der Vernichtung der Unterpfandsbücher nur ein kleiner Schritt wäre, und daß die Erklärung ſtark wider das beſtehende Recht, ja zum Theil ſittlich unrecht und im Geiſt gewaltthätiger Revolution ſey. Doch war der Eindruck ſo groß und die Verſtärkung deſſelben durch die eilenden Ereigniſſe des Tages ſo gewichtig, daß er auf die ſchnelle Nachgiebigkeit des ganzen Adels, auf die Ablöſungsvorſchläge, nicht ohne Einfluß ſeyn konnte, zumal da auf mehreren Seiten die Bauern theils drohend daſtanden, theils mit der That vorgiengen. Gerade in den Gauen, in welchen vor dreihundert Jahren unmenſchlicher Druck die erſten Flammen des großen Bauernkriegs hervorgerufen hatte, zuckten jezt wieder, weil die fortbeſtandenen Laſten wieder unerträglich geworden waren, die erſten Flammen hervor, leckten ſchnell nach allen Seiten hin und her, und ſchienen in den Brand eines neuen allgemeinen Bauernkriegs zuſammenfließen zu wollen. Weit umher auf einem ungeheuern Kreiſe durch Deutſchland, regten ſich Bauernunruhen, und ſchon rötheten wieder auf einzelnen Punkten die Gluthen angezündeter

Herrenſchlöſſer den Himmel. Zugleich thaten ſich republikaniſche Gedanken laut im badiſchen Oberland hervor. Der Schrecken vor einer ſocialen Revolution fuhr allen Berechtigten und Beſizenden in die Glieder: das Gerücht und der Hohlſpiegel der Angſt vergrößerten und verzerrten noch das wirklich Geſchehende.

Im Badiſchen brachen die Unruhen zuerſt aus, zwiſchen dem 6. und 8. März. In Ehrſtädt, Haſſelbach, Helmſtädt, Steinsfurth, im ganzen Neckargrund und Kraichgau, im Taubergrund und Odenwald, war es rührig. Rotten von Bauern zogen vor die Schlöſſer, zwangen die Edelleute oder ihre Rentbeamten, ſelbſt die Urkunden und Saalbücher in's Feuer zu werfen. Mancher Edelmann flüchtete mit ſeiner Familie in eine Nachbarſtadt. Entſandtes Militär, mehr noch die augenblicklich eingebrachten und angenommenen Geſeze trugen zur Beruhigung bei. Das erſte Geſez erklärte alle noch nicht beſeitigte Feudalrechte für aufgehoben; über eine billige Entſchädigung der Berechtigten ſollte durch beſondere Geſeze nachträglich beſtimmt, und ſo weit eine Berechtigung nicht einen privatrechtlichen Entſtehungsgrund habe, die Entſchädigung nur aus der Staatskaſſe bezahlt werden. Das zweite Geſez machte die einzelnen Gemeinden für allen Schaden verantwortlich, der durch die Unruhen an öffentlichem oder Privateigenthum entſtünde. Mancher Edelmann litt, obgleich er für ſeine Perſon nicht hart und habſüchtig war; die Rentbeamten waren es, die durch ihre Uebergriffe und gewaltherriſche Grobheit ſich und die Herrſchaft verhaßt gemacht hatten.

Zum Theil waren die Bewegungen in Baden, nach ähnlichen ſchmählichen Vorgängen im Elſaß, gegen die Juden gerichtet. In Bruchſal wurden Thüren, Fenſter, Läden jüdiſcher Häuſer zerbrochen, und der ſchöne Hausrath in den nahen Saalbach getragen. Dragoner waren nöthig, die Menge auseinander zu treiben. Auch in den badiſchen Gränzorten im Taubergrund war die Bewegung zugleich eine Judenverfolgung.

Die entſchiedenſten Männer der Volkspartei im Badiſchen ſprachen ſich auf's Kräftigſte gegen dieſe Ausſchweifungen aus. Acht Abgeordnete, darunter Hecker und Izſtein voran, erklärten öffentlich im Namen aller wahren Freunde der Volksfreiheit und des Vaterlandes ihren tiefen Schmerz, daß dieſe Tage entweiht werden wollten durch blinde Zerſtörungswuth und Gefährdung von Perſonen und Eigen-

thum. Die Feinde der Freiheit, ſagten ſie, werden ſolche Ausſchweifungen ſchadenfroh anſehen, ſie anregen, ſchüren, herauf beſchwören, um dann ausrufen zu können: Seht da, das Volk iſt nicht würdig der Freiheit! Darum müſſe jeder Freund des Volks und der Freiheit ſolch frevelhaftem Beginnen mit aller Kraft entgegentreten. Nur Diener der Reaktion oder von ihnen irre Geleitete, vermögen zu Judenverfolgungen die Hand zu bieten, wie ſie nie ein freies Land, wohl aber der Despotismus kannte.

Auch die neuen Miniſter in Württemberg erließen an demſelben Tag, an welchem ſie die Grundſäze der neuen Regierung dem Volke kurz vorlegten, am 11. März eine Kundgabe, daß ſie feſt entſchloſſen ſeyen, mit allen ihnen zu Gebot ſtehenden Mitteln groben Ausſchweifungen entgegen zu treten, wie ſie in einigen Bezirken der Oberämter Neckarſulm, Oehringen, Künzelsau und Gerabronn gegen Perſonen und Eigenthum theils verſucht, theils wirklich ausgeführt worden, und daß ſie es nie dulden werden, wenn man wahre oder vermeintliche Rechte, ſtatt ihre Erledigung im geſezlichen Wege zu bewirken, durch Anwendung roher Gewalt gegen Perſonen und Eigenthum verfolgen wolle.

Was geſagt und geſchrieben wurde über die Haltung des Volkes in Württemberg, war zwar höchſt übertrieben, und die Hohenloher namentlich wieſen die öffentlichen Berichte mit Entrüſtung von ſich. Merkwürdig dafür, wie das Volk ſelbſt derlei Erſcheinungen und Umtriebe anſah, iſt die Erklärung der hohenlohiſchen Stadt Künzelsau. „Nach jenen Darſtellungen, ſagten ſie, ſollte man meinen, wir wären alle Mörder und Mordbrenner. Wahr iſt es, die Aufregung iſt groß, aber mit Ausnahme der auch von uns mißbilligten Vorgänge in Niederſtetten, iſt uns keine Unordnung bekannt. In jenen Darſtellungen erkennen wir nur unwürdige Umtriebe und Kunſtgriffe, als deren Urheber das Gerücht hauptſächlich einige grundherrliche Bedienſtete bezeichnet.“

Die grundherlichen Beamten zitterten vor den öffentlichen Verſammlungen und dem Geiſt der Nicht-mehr-Unterthänigkeit, der in Bürgern und Bauern ſich äußerte; vor den Eingaben, die ſie im geſezlichen Weg zu machen ſich rüſteten; vor dem kecken Gedanken des Landmanns, der die bisher jedem Ungeweihten, ſelbſt den Rechtsvertheidigern, von den Herren auf der Kanzlei beharrlich vorenthaltenen

Urkunden und Lagerbücher, und damit denſelben in die Karten und auf die Finger ſehen wollte. Beſonders im Hohenlohiſchen hatten ſich Rentbeamte ſchwere Dinge zu Schulden kommen laſſen. Aber überhaupt im Lande hatten ſich viele Beamte unbeliebt gemacht. Ihr hochfahrendes Weſen, mit dem mancher ſeinen Bezirk als ein Paſchalick, ſich ſelbſt als einen Paſcha zu betrachten ſich angewöhnte, hatte bald in einzelnen Orten, bald in ganzen Bezirken vielſeitige Mißſtimmung längſt hervorgerufen, und jezt die vorhandene zu einem höheren Grad geſteigert. Ja noch am 5. März hatte ein königliches Oberamt die Erlaubniß zu einer Verſammlung verweigert, in welcher eine Adreſſe an den König unterzeichnet werden ſollte, die den Dank für Aufhebung der Cenſur und gerechte Wünſche um weitere Verwilligungen ausſprach.

So war es hie und da mehr das eigene böſe Gewiſſen, als die bedrohlichen Worte und Schritte der Bauern, was den Grundherrn und noch mehr ſeine Amtleute zur ſchleunigen Flucht und zu den übertriebenſten Berichten fortriß. Das Landvolk legte eine Mäſſigung an den Tag, die um ſo mehr zu verwundern war, da es bisher unter leiblichem und geiſtigem Druck gehalten worden war. Hatte man es doch grundſäzlich von oben her von jeder ſtaatsbürgerlichen Bildung ausgeſchloſſen, und war man doch meiſt bei Schul- und Kirchenerziehung ordentlich darauf ausgegangen, alles eher in daſſelbe hinein zu bringen, als das Licht des Verſtandes und der Vernunft. Am 8. 9. und 10. März waren große Verſammlungen in Schrozberg, Roth am See und Lendſiedel, alſo nicht weit von einander, und doch als Abends 3 Uhr von der Lendſiedler Verſammlung hinweg hunderte von Bauern in einem Zug nach dem Amthaus zu Kirchberg, wo ein volksbeliebter Amtmann ſaß, und von da zum Fürſten ſich begaben, hatten ſie, um dieſem Schritt jeden feindſeligen Schein zu nehmen, vor der Stadt ſogar ihre gewohnten Stöcke abgelegt.

In dem Schloß Weiler im Weinsberger Thal, wo die blutigen Erinnerungen von 1525 an jeden Schritt ſich heften, gaben die Bauern Züge von ſich, die im Kleinen an ähnliche Auftritte bei Erſtürmung der Tuilerien erinnern.

In der Nacht vom 12. auf den 13. März rückten an die dreihundert Bauern, meiſt aus Neuhütten und dem Burgfried, vor das Haus des Rentamtmanns in Weiler, der ſeit lange ihre Liebe nicht

hatte. Sie forderten Einlaß, der verweigert wurde, und ſo ſchlugen ſie mit Beilen die Hausthüre ein. „Herr Amtmann, ſagten ſie in der Amtsſtube, wir ſind gekommen, um die Akten zu verbrennen, und Sie ſollen uns den Schlüſſel zum Archiv geben.“ Auf deſſen Weigerung ſezten ſie ihm mit Gewalt zu. Er gab ſich darein, die Aktenkammer aufzuſchließen. Sie ſchafften alle Akten bis auf's kleinſte Papierchen zum Hauſe hinaus, durchſuchten das ganze Haus von oben bis unten nach Papier, zogen darauf durch's freiherrliche Schloß, alle dreihundert Bauern, von Zimmer zu Zimmer, um nach Papier zu ſuchen, und trugen alles auf eine Wieſe.

Gleich als ſie in's Amthaus eindrangen, ſtellten ſie eine Wache vor die Kaſſe, „daß nichts geſtohlen werde.“ Der Amtmann hatte aus Furcht ſchon Koffer gepackt mit Silber, Kleider und Kleinodien, ſobald es in der Nähe rumorte, um ſich davon zu machen; die Bauern waren ihm zuvorgekommen. Auch dieſe Koffer ſuchten ſie aus, aber nur nach Papier. Im ganzen Hauſe ſtöberten ſie umher; kein Kreuzerswerth wurde entwendet. Durch die vielen ſchönen Zimmer des Schloſſes zogen alle dreihundert und doch keine Spur, daß etwas beſchädigt, verdorben oder genommen worden wäre. Sie verwunderten ſich nur über die niegeſehene Pracht, während ſie nichts zu eſſen haben. „Jezt dürfen wir doch auch einmal auf ſo ſchönen Teppichen gehen wie die Herren!“ lachten ſie. Dem Amtmann war gar unheimlich dabei; ihm baugte vor Sengen, Brennen und Todtſchlagen; er bot ihnen die Schlüſſel zum Keller. Da lagen Weine, deren Güte berühmt iſt. „Herr Amtmann, ſagten die Bauern, wir ſind nicht gekommen, um zu eſſen und zu trinken; wir wollen nichts, gar nichts, als die Akten verbrennen, die uns an den Bettelſtab bringen, und dann wollen wir zum König gehen und ihm unſere Noth und Armuth erzählen.“

Draußen auf der Wieſe zündeten ſie den Papierhaufen an. Wie Kinder freuten ſie ſich an dem hellen Brand. „Seht, da fliegt wieder ein Huhn! ein Kickerle!“ riefen ſie, wenn die Funken recht hoch ſtoben, zum Hohn; ſie hatten ſo lange zum Rentamt Hühner und anderes geliefert. Die Flamme muß hoch aufgelodert ſeyn in die Nacht, denn in Weinsberg, ja weiter hinauf, verkündeten die Sturmglocken Feuerlärm: es brenne in Weiler, die Bauern haben das Schloß und das Amthaus angezündet. Die Feuerſprizen, Sol-

daten, Beamte, Landjäger eilten hinaus. Der Oberbeamte kam eben noch recht den lezten Aktenſtoß auf der Wieſe verglühen zu ſehen. Von den Nachtgeſellen war keiner mehr da. Als der Papierhaufen verbrannt war, hatten ſie ein ſchallendes Hoch dem König gebracht, und leer und arm, wie ſie gekommen, waren ſie wieder abgegangen.

Zwei Tage darauf rückte eine Soldatenabtheilung von zweihundert Mann und mit ihnen der Oberrichter und zwei Aktuare in Neuhütten ein, zum Verhör. Die Bauern folgten willig der Ladung und gaben Red und Antwort. Der Oberrichter wollte die, welche er für die Schuldigſten achtete, zu weiterem Verhör und Urtheil in die Oberamtsſtadt Weinsberg abführen laſſen. Er bezeichnete ſechs derſelben und übergab ſie den Soldaten zur Abführung. In demſelben Augenblick erſchienen über fünfhundert Bauern. Was dieſe ſechs gethan, ſagten ſie, das haben wir ſechshundert auch gethan; wir werden alle nach Weinsberg gehen. Dieß zu verhindern marſchirten die Soldaten mit angelegtem Gewehr auf. Da traten etliche und zwanzig Bauern aus dem Haufen, riſſen ihre Bruſttücher auf und ſchrieen: „Da ſchießet nur, aber der erſte Schuß iſt euer Aller Tod!“ Es blieb nichts übrig, als die zur Abführung beſtimmten Bauern wieder in die Reihen der andern zurückzulaſſen.

Die Vorgänge in Niederſtetten waren ausſchweifender. In der Nacht vom 5. auf den 6. März weckte die Sturmglocke die Umwohner des Oberamts Gerabronn früh um 3 Uhr: man hörte, das fürſtlich hohenlohiſche Schloß in Niederſtetten ſey von einer Rotte Bauern an drei Orten zugleich angezündet. Es brannte nur ein Flügel ganz ab, in welchem die fürſtliche Domanial-Kanzlei ihren Siz hatte. Die Bauern ſchleppten überall her die Lehensbücher und alles Geſchriebene zuſammen, zündeten das Papier und damit das Haus an. In der Wohnung des Kanzleivorſtandes von Geßler, auf deſſen Haupt der vieljährige Haß nicht unverdient laſtete, ſchlugen ſie Fenſter, Thüren, Alles zuſammen; in Todesangſt war er ſelbſt entronnen. Bürger, die zum Löſchen herbeieilten, wurden mit Hohn und mit Waffengewalt zurückgedrängt. Als die Beamten der Umgegend kamen, war die Thätigkeit zum Löſchen wenigſtens gering. „Nieder Hohenlohe!“ war der Feldruf. „Noch ſieben Schlöſſern muß es ſo ergehen!“ wurde laut gedroht. Der Wiz Gebildeter übte

ſich an dem Wahlſpruch des hohenlohiſchen Wappens: ex flammis orior (aus Flammen ſteh ich auf), indem er ihn änderte in: in flammis morior (in Flammen geh ich drauf).

Merkwürdig iſt, daß ſie nicht herrenlos ſeyn wollten, ſondern nur einem und nicht mehreren Herren unterthan. Wie im Badiſchen die unruhigen Bauern, mitten im Bedrängen ihrer Grundherren riefen „Hoch dem Großherzog! Großherzoglich wollen wir ſeyn!“ ſo riefen die Hohenloher, königlich wollen wir ſeyn! Weg mit allen Nebenzweigen! Unmittelbar unter königliche Obhut!

Und doch waren die hohenlohiſchen Fürſten, voraus die öhringer Linie, als wahrhaft volksfreundlich und milde bekannt. Dieſen milden Herren wurde nachgeklagt, „ſie mögen daraus lernen, daß die gegenwärtige Zeit nicht geeignet ſey, die an die Zeit des Mittelalters erinnernden Ausbeutungen lehensherrlicher Ausflüſſe auf das Dreifache zu ſteigern.“ Das dankten ſie ihren Beamten.

Die ganze Gegend war in Beſtürzung. Es that ſich hervor, wie weit verbreitet in den neuwürttembergiſchen Landestheilen an der Murr, an der Roth, am Kocher und an der Jaxt, von den Städten bis hinab zur Köhlerhütte, die Gährung war; welches Mißtrauen gegenüber von den Beamten in der Bruſt jedes Taglöhners ſich eingeniſtet hatte. Auch im Limburgiſchen ſtanden hartherzige Rentbeamte zitternd vor der tobenden Menge, weit mehr befürchtend, als bloße Vorwürfe; zweideutige Schultheißen waren handgreiflich an ihre Pflichten und an ihre rohe Juſtiz erinnert worden. Ein Gerücht lief um, zehen Tauſend haben ſich verabredet, auf Einen Schlag aus den vier Thälern der Murr, der Roth, des Kochers und der Jaxt ſich vereinigen zu wollen, um, einer Lavine gleich, auf alles zu fallen, was einer Feudallaſt gleiche. Schon wollte man da und dort den Ruf gehört haben: „Nieder mit den Blutſaugern, nieder mit den Raubneſtern!“ — Ein unvorhergeſehener Augenblick und alles ſteht in Flammen, ſagten die Bangen.

Daß es nicht ſo weit kam, dafür ſorgten die neuen Miniſter durch die Bürgſchaft, die für die Freiheit in ihnen lag; eben ſo die Ermahnungen der beſonnenen Bürger; viel auch der höhere und niedere Adel ſelbſt durch die Eile, mit der ſie ſich zu allen Opfern bereit erklärten; und die Standesherren gerade, die bisher hartnäckig größtentheils der Ablöſung ſich widerſezt hatten, eilten allen voraus,

aus Furcht, ſonſt bald vielleicht Alles zu verlieren, Gut und Blut. Einzelne Edelleute entſagten freiwillig ihren Anſprüchen. So ließ Freiherr Guſtav v. Raknitz, zu Laibach bei Künzelsau, der dortigen Gemeinde eine Forderung von mehr als acht tauſend Gulden ſchon am 11. März ganz nach, und trat das ihm bisher ausſchließlich zugeſtandene Weidrecht auf der daſigen Markung unentgeldlich der Gemeinde ab. In Künzelsau und Ingelfingen wurden die heranſtrömenden Bauern dadurch beſchwichtigt, daß die Bücher aus dem Rentamt durch die Bürger herausgeholt, vor den Augen des Volkes durch einen Ausſchuß aus Stadt und Land verſiegelt und in ſtädtiſche Verwahrung genommen wurden. Man wollte hier nichts weiter, als auf Grund der geprüften Rechtsurkunden, in die man nie hatte hineinſehen dürfen, mit den Berechtigten abrechnen: freilich lebte jeder der Ueberzeugung, daß oft die Rechnung geradezu gegenſeitig ſich aufheben würde, wenn man das bisher ohne Recht Erhobene in Abzug bringe. Unruhige Regungen auf dem Schwarzwald in der Umgegend von Neuenbürg beruhigten ſich leicht wieder. In manchen Städten und Flecken des Landes ſahen ſich Beamte, die längſt unzeitgemäß und zweckwidrig geweſen waren, ſowie die lebenslänglichen Stadt- und Gemeinderäthe, durch unangenehme Muſiken und Bedeutungen veranlaßt, auf ihre Stellen zu verzichten.

Es waren dieß natürliche Folgen der eingetretenen Bewegung: aber jemehr dadurch die obrigkeitliche Gewalt in den Gemeinden im Augenblick geſchwächt wurde, und je weniger die Geſchäfte, namentlich die jezt ſo wichtigen Geldeinzüge, ordentlich vor ſich gehen konnten, deſto mehr wurde durch ſolche Vorgänge die ohnehin ſo ſchwierige Stellung der neuen Regierung erſchwert.

Freiwillig war man vielfach in Stadt und Land unter die Waffen getreten, um eine Volkswehr zu bilden. Aber wenn auch die Volksbewaffnung auf dem Papier ſtand, an Waffen fehlte es. Darum war auch der Schrecken, namentlich der badiſchen Gränze zu, bei dem Gerücht vom Anzug räuberiſcher Rotten ſo groß. Auch europäiſchen Mächten gegenüber fühlte man die Nothwendigkeit einer Achtung gebietenden Bewaffnung, und doch waren die Zeughäuſer ſo gut als leer. Um wenigſtens vorläufig eine Waffe in der Hand zu haben, und wenn ſpäter Schießwaffen zu haben wären, gleich als bereits geordnete und geübte Züge verwendet werden zu können,

übten ſich, beſonders die Turner mit Senſen ein, deren furchtbare Wirkung gegen Reiterei aus dem polniſchen Kriege her bekannt war. Dieſer Mangel an Gewehren machte ſich durch ganz Süddeutſchland ſchmerzlich fühlbar. Was aber eine Waffe hatte, ſtellte tägliche Uebungen an, und es war dabei noch der weitere Gewinn, daß die Eisrinde des Kaſtengeiſtes einzubrechen anfieng: man ſah hochgeſtellte Staatsdiener in Reih und Glied mit den Arbeitern ſich einüben und nach der Uebung beim Glaſe Bier ſitzen.

Es ſchien Manchem die Volksbewaffnung auch darum ſo dringlich, weil die Beeidigung des Militärs in Württemberg auf die Verfaſſung, welche das neue Miniſterium verheißen hatte, mehr nur ſo vorgenommen wurde, als ob es ſich um eine bloße Formalität handle, ohne daß dadurch für den Soldaten neue Rechte und Pflichten begründet würden. Die Miniſter aber hatten ausdrücklich früher geſagt, dieſe Beeidigung müſſe neben der bereits gewährten Preßfreiheit eine weitere Bürgſchaft für die neue Zeit geben. Das Volk hatte davon erwartet, es werde dadurch die ſeither herkömmliche und von vielen Seiten her mit Luſt aufrecht gehaltene Schranke zwiſchen Bürger und Soldat niedergeworfen werden, und der Soldat aufhören, bloß dem Fürſten zum Gehorſam ſich verpflichtet zu fühlen, nur dieſem zu dienen, deſſen Sache ſo häufig mit dem Wohle des Landes und Volkes ſich kreuzte, und in der Verfaſſung nichts zu ſehen, als eine läſtige Beſchränkung ſeines Kriegsherrn. Faſt heimlich, in den Kaſernenhöfen, gieng die Beeidigung vor ſich.

Das hatte zur Folge, daß der bisherige Kriegsminiſter, Graf von Sontheim, und der Miniſter des Auswärtigen, Graf von Beroldingen, auf laut ausgeſprochene vielſeitige Wünſche aus ihren Aemtern austraten. Der leztere hatte bisher nur noch auf die Wünſche der neuen Miniſter ſein Amt fortgeführt, da ein geeigneter Nachfolger für ihn zu finden ſchwer ſchien.

Große Mißſtimmung hatte ſich auch dadurch im Lande verbreitet, daß bereits öſterreichiſche Truppen im Anzug waren, um die Feſtung Ulm zu beſezen. Es hieß, ihre Abſicht, woraus höher geſtellte Militärs kein Geheimniß machten, ſey die, die Württemberger in Ordnung zu halten, und die gegenwärtigen Freiheitsbeſtrebungen nieder zu drücken. Die Beſorgniß, die Oeſterreicher dürften ſich in Süddeutſchland feſtſezen wollen, um auf den Gang ſeiner Angelegen-

heiten einwirken zu können, ſchien nicht ſo unbegründet, da Oeſterreich in politiſchen Dingen immer noch den alten, die freie Entwicklung anfeindenden Grundſäzen huldigte. Das ganze Land bot den neuen Miniſtern Gut und Blut an gegen das Einrücken der Oeſterreicher. Man erfuhr zugleich, daß Bayern, um allen Verdacht zu vermeiden, den Durchzug, Baden die Beſezung Raſtatts durch fremde Heertheile ſich verbeten hatte, und daß eines der Häupter der Rückgangspartei, Herr von Radowiz, in den lezten Tagen faſt tägliche Beſprechungen mit dem Grafen von Münch-Bellinghauſen in Wien gehabt habe, und zwiſchen dieſer Stadt und Berlin die Boten hin und her eilen, um die diplomatiſchen Erörterungen über die neuen Dinge zu überbringen. Zudem ſagte man ſich, der Einmarſch der Oeſterreicher ſey von dem Kriegsminiſter den neu eingetretenen Miniſtern verhehlt worden. Bald darauf wurde bekannt gemacht, nach den Ereigniſſen von Paris ſey ein Bundesbeſchluß gekommen, nach welchem der württembergiſche Heerhaufen alsbald marſchfertig gemacht und die Bundesfeſtung Ulm durch fünftauſend Württemberger beſezt werden ſollte. Dieſem doppelten Anſinnen habe man nicht entſprechen können und ſich an Oeſterreich gewandt; dieſe Macht habe jedoch den Marſch ihrer Truppen auf eine für Württemberg höchſt unerwartete Weiſe beſchleunigt; von Seiten der württembergiſchen Regierung ſei darum die Einleitung getroffen, daß der Einmarſch jezt nicht ſtattfinde.

Zugleich kamen von den Städten Reuttlingen und Heilbronn „offene Worte des Mißtrauens“ auch gegen den Freiherrn von Maucler als Vorſizenden des Geheimenraths: ſein Bleiben im Amt ſey unverträglich mit der neuen Regierung, „es könnte nur dazu dienen, ſie in allen Bewegungen zu hemmen und die Erfüllung der heiligſten Wünſche des Volks zu vereiteln.“ Von Maucler hatte dem Miniſterrath ſeit Römers Eintritt nicht mehr angewohnt: jezt enthob ihn der König des Vorſizes, da, wie Reuttlingen und Heilbronn ſich auch andere Städte ausgeſprochen hatten.

So ſtanden die neuen Miniſter in Würtemberg allein; da zwei davon nur kurz, zwei gar nie in einer Kanzlei geweſen waren, zur Verwunderung aller Derer, welche in einer Kanzlei geſeſſen zu ſein und den Kanzleigang durchgemacht zu haben, für die wahre und einzige Politik, für das Weſen des Staatsmanns hielten. Daß ſolche

Miniſter in Württemberg einen Miniſter des Auswärtigen für überflüſſig hielten, und deſſen Stelle nicht mehr beſezten, darüber verwunderten ſich nur Diplomaten, die keine waren.

Die Bewegung in Bayern.

Es war etwa ein Jahr, daß das politiſche Leben in Baiern umgewandelt worden war. Ein bigottes Regierungsſyſtem war geſtürzt, ein freiſinniges aus dem Boden gezaubert worden — durch den Fußtritt jener ſpaniſchen Tänzerin. Dieſe Tänzerin ſollte noch mehr veranlaſſen: Die Erhebung des bairiſchen Volkes, eine ordentliche Umwälzung, eine Thronveränderung.

Die Bevölkerung Münchens war in Dingen des Staates ſo ziemlich theilnahmlos geworden. Lola Montez, die Gräfin von Landsfeld, hatte nicht bloß herrlich und in Freuden fortgelebt, und den König Ludwig mit jedem Tage mehr zu ihrem Sclaven gemacht: ſondern ſie war unvorſichtiger mit jedem Tag und muthwilliger geworden. Der König genügte ihr nicht allein; ſie ſuchte und fand mehr Luſt, indem ſie ſich unter den jungen Männern, die zu München ſtudirten, die ſchmuckſten und kräftigſten zu Theilnehmern an ihren Freuden auslas und einlud. Der Beſuch ihres ſchönen Hauſes hatte den Ausſchluß Mehrerer davon von Seiten ihrer Verbindung zur Folge. Die Ausgeſchloſſenen gründeten eine neue Verbindung unter dem Namen Allemannia. Sie ſelbſt gaben ſich für volksfreundliche und freiſinnige und für jeſuitenfeindliche Männer aus. Geiſt mögen ſie gehabt haben neben körperlichen Vorzügen, auch eine jeſuitenfeindliche Geſinnung; denn dieſe Stücke hatte und liebte Lola. Unläugbar aber ließen ſie ſich zu tief mit der reizenden Dame ein, und Lola durchſchwärmte Nächte mit ihnen in ihrem eigenen Pallaſt, bis in den Morgen hinein, in altgriechiſchem Geiſte, wenn der ermüdete König ſich weg begeben hatte; ja ſie beſuchte ſogar das Commercehaus ihrer jungen Freunde und commercirte mit ihnen in fröhlicher Freiheit. Dieſe Freiheit, den Münchnern nicht ganz ungewohnt, mißfiel an ihr, weil eben ſie es war, die ſich dieſe Freiheit nahm. Die Münchner hätten ſie aber in ihren Freuden leben laſſen, hätten nicht ihre Freunde ihr geſchadet. Der Angeſehenſte darunter hielt ein förmliches Bureau, in welchem er Anſtellungsgeſuche, Bittſchriften aller

Art, Beſchwerden und dergleichen zu Handen der Gräfin Landsfeld entgegennahm, und überall rühmten ſich dieſelben der Gnade und des Einfluſſes, die ſie genöſſen.

Das war gegen die Begriffe von Ehre, welche die akademiſche Jugend Münchens hatte. Sie that die Allemannen in Verruf, und die Reibungen mit der Gräfin und ihren Schüzlingen begannen. Am 17. Januar ſah man ſogar den Miniſterverweſer von Berks den Commers der Allemannia im bairiſchen Hof beſuchen und ſie durch eine Rede ehren. Drei Tage darauf hieß es in einem Münchner Blatt, jener Commers habe die Weihe der Kraft und des Gedeihens geoffenbart; das geſellſchaftliche Leben der andern Studirenden ſei größtentheils von einer überſprudelnden, mitunter verdorbenen Jugend förmlich beherrſcht und von Anmaßungen aller Art heimgeſucht. Die Grundſäze der Allemannia dagegen ſeien Freude zu den Studien, Sittlichkeit und Humanität.

Einige Tage ſpäter brach die Entrüſtung der Andern darüber in den Hörſälen aus, doch ohne weitere Folgen. Am 3. Februar ſollte eine Trauermuſik, mit Geſängen verbunden, unter Fackelbegleitung am Grabe des drei Tage zuvor beerdigten Profeſſors Joſef von Görres ſtattfinden. Als dieſe auf Hinderniſſe ſtieß, wollten die Studenten Sonntag Nachmittags um 2 Uhr einige Lieder ihm am Grabe ſingen. Auch das wurde von der Polizei verboten. Das reizte. Man ſchrieb es der Gräfin Landsfeld zu. Hatte dieſe doch am Begräbnißtage ſchon, als ihr Studirende in der Ludwigsſtraße Mißachtung bezeugten, in leidenſchaftlicher Aufregung geäußert: „Wenn das ſich nicht ändert, werde ich machen, daß die Univerſität geſchloſſen wird.“

Zwiſchen dem 7. und 9. Februar kam es zum entſcheidenden Ausbruch zwiſchen den Allemannen und den andern Studenten in dem Univerſitätsgebäude. Ein Allemanne, ein Graf von Hirſchberg, zog einen Dolch und führte mehrere Stöße nach einem Studenten, die jedoch nicht trafen. Ein Officier und ein Gensdarm fielen dem Zuſtechenden in den Arm und entwanden ihm den Dolch. Die Studenten, und was vom Volk eben Zeuge war, ſtürmen auf den Grafen Hirſchberg ein und fordern von einem herbeigekommenen Polizei-Commiſſär und von den Gensdarmen, als derſelbe ſich in das Caffeehaus der Allemannen flüchtete, Verhaftung wegen eines Krimi-

nalfalls auf offener Straße. Die Polizei und die Gensdarmen verweigern die Verhaftung des Allemannen. Indem beginnt von einer andern Seite ein Volksauflauf. Die Gräfin Landsfeld ſelbſt iſt es, welche ſich zeigt.

Die Gräfin hatte ſchon am Morgen, aus Beſorgniß für ihre Freunde, auf die Straße ſich begeben, war aber von dieſen ſelbſt zurückgeleitet worden. Voll der leidenſchaftlichſten Unruhe war ſie wieder hinausgetrieben worden, weil ſie in dem Volkslärmen ihre Freunde in Gefahr glaubte, war vor die Polizei gefahren, und ſezte jezt von da ihren Weg durch die Weinſtraße herab zu Fuß nach der Theatinerkirche fort.

Dunkle Volksmaſſen bewegen ſich um ſie her: ſie iſt erkannt. Sie wird in Streit verwickelt. Sie zieht ein Piſtol. Es wird ihr entriſſen, oder es entfällt ihr. Sie wird von der Menge unter Schmähungen ergriffen, thätlich mißhandelt, ſehr hart gegen ein Eiſengitter gedrückt. Die ganze Maſſe drängt ſich ihr nach. Die Gräfin iſt in höchſter Gefahr, todtgedrückt zu werden. Flehentlich bittet ſie um Schonung und Hülfe. Der raſende Pöbel — kein Studirender war dabei — wohl aber andre Leute, die ſich ſonſt nicht zum Pöbel rechnen — der raſende Pöbel hört nicht auf das Flehen eines einzelnen wehrloſen Weibes: der Pöbel iſt fanatiſirt. Herbeigeeilten Gensdarmen gelingt es, in ihrer äußerſten Gefahr, ſie ſo weit zu befreien, daß ſie ſich in die nahe ſtehende Theatinerkirche flüchten kann. Eine Menge Menſchen, unter dem Anſchein der Neugier, drängt ihr roher Weiſe auch hier nach. Draußen vor der Kirche und bis hinter den Odeonsplaz hinunter ſammeln ſich in Kurzem weit über zweitauſend Köpfe. Inzwiſchen erſchienen Gensdarmen zu Fuß und zu Pferd. Die Leute in der Kirche wurden hinausgeſchafft, und endlich trat auch die Gräfin Landsfeld leichenbleich aus der Kirchenthüre. Das gibt das Signal zu gellendem Pfeifen, zu Verwünſchungen und zu Geſchrei von allen Seiten. Die Gensdarmen umringen ſie jedoch gleich ſo dicht, daß ſie den Augen der Maſſe ganz entzogen iſt. Die ganze, allmählig ſehr bedeutend gewordene Gensdarmenſchaar beſchränkt ſich darauf, die Gräfin zuerſt noch dicht an den Häuſern zu decken. Dann macht der berittene Theil derſelben ſo viel Plaz durch die Menge, daß die Fußmannſchaft ſie auf die Hauptwache der Reſidenz in Sicherheit bringen

kann. Pfeifend und rufend drängt die Maſſe nach, wird aber ohne Mühe durch die Gensdarmerie und die Reſidenzwache zurückgehalten.

Bei Hof war eben ein Kammerball, dem der König beiwohnte. Durch die Ereigniſſe davon abgerufen, ließ er ſofort, da die unruhige Bewegung über die ganze Stadt ſich verbreitete, Militär zu Fuß und zu Pferd ausrücken. Dadurch wurde die Menge nach und nach auseinander geſchoben. Die Barerſtraße, in der das Haus der Gräfin Landsfeld war, hatten oben und unten ſtarke Reiterabtheilungen beſezt; ſie war nur für einzelne Fußgänger offen.

Die Studenten, die ſich dem Rector mit Ehrenwort verbunden hatten, ſich an der Bewegung nicht zu betheiligen, ertrugen dieſen Zwang jezt mit innerem Zorn und nahmen endlich ihr Ehrenwort zurück.

Ein königlicher Erlaß ſchloß die Univerſität bis zum October, und befahl allen in München nicht anſäßigen Studenten binnen 48 Stunden die Stadt zu verlaſſen. Die Bürger Münchens bemühten ſich mit den Profeſſoren der Univerſität ehrerbietig, aber beharrlich und nachdrücklich gegen dieſe Maßnahme; die Bürgerſchaft empfand im ganzen Umfang, wie ſchwer dieſelbe ſie traf. Hunderten von Studenten fehlten ſelbſt die Mittel zur Reiſe.

Eine Milderung des königlichen Befehls zu erlangen, war wenig Hoffnung. Der König war entſchloſſen, nicht nachzugeben. Es hieß allgemein, er habe öffentlich auf der Straße erklärt, er ſei ein Wittelsbacher, er habe einen Kopf von Stahl, und werde eher ſeinen Thron auf's Spiel ſezen, als ſeinen Willen ſich beugen laſſen. Noch ſtärker als am 9., entfaltete ſich am 10. Februar im Innern der Stadt die bewaffnete Macht.

Gegen Mittag des 10. Februars wollte die ſtudirende Jugend Abſchied von dem Vorſtand des Unterrichtsweſens, dem Fürſten von Wallerſtein, nehmen, der ſich in den lezten Tagen ihre Liebe zu erwerben gewußt hatte. Eine große Menge Zuſchauer begleiteten ſie.

Kaum hatten ihre Züge unter den Fenſtern der Akademie, wo der Fürſt wohnte, ſich aufzuſtellen begonnen, und ihm ein Lebehoch gebracht, als in der Nähe, aus der weiten Straße um die Ecke der Michaelskirche, Abtheilungen der Gensdarmerie in raſcher Eile herumſchwenkten, zu Fuß und zu Pferd, mit gefälltem Bajonnet, mit gezogenen

Säbeln. Sie rückten an, und ritten ein mitten unter das Volk, ohne eine Warnung, ohne eine Aufforderung vorangehen zu laſſen.

Die Gensdarmen zu Pferd führte Hauptmann Bauer, ein bevorzugter Günſtling und Hausfreund Lola's; die zu Fuß hatten einen Polizeicommiſſär an ihrer Spize.

Bei dem Einreiten und dem Bajonnetanfall ſtob die Menge in Beſtürzung auseinander. Ein Haufen Studenten und Zuſchauer ſtürzten durch das offene Thor der Akademie in das Innere des Gebäudes, und warfen die Thorflügel hinter ſich zu. Das Thor wurde geſprengt, die Bewaffneten drangen nach, und Jammergeſchrei Verwundeter und Gequetſchter erſcholl aus dem Gewühl der Fliehenden und Bedrängten. Zwei Stunden darauf verbreitete ſich das falſche Gerücht, einer der verwundeten Studenten ſei verſchieden.

Die ganze Bevölkerung Münchens wurde durch dieſe Ereigniſſe noch aufgeregter. Die auf dem Rathhauſe berathenden Bürger, ſo ſtürmiſch ſie aufgeregt waren, verlangten doch in einer gemäßigten Vorſtellung die Wiedereröffnung der Univerſität. Die Studenten, durch den Vorfall vor der Akademie nicht aus ihrer Haltung gebracht, warteten den Erfolg der Abordnung des Stadtraths an den König ab.

Nach 3 Uhr Mittags bewegte ſich dieſe nach dem königlichen Schloß. Der Zug war wohl mehrere Tauſend ſtark, da Schritt für Schritt ſich Bürger anſchloſſen. Während die Abordnung im Innern des Schloſſes wartete, bis der König ſie zum Gehör zuließ, blieb die Bürgerſchaft in drei Reihen hintereinander auf dem Maxplaz in ſchweigendem Ernſt aufgeſtellt. Gegenüber ſtanden die Cüraſſiere in ruhigſter Haltung. Das Heer war ſo erbittert, als die Bürgerſchaft und die Studenten.

Die Officiere glaubten ſich von der Gräfin Landsfeld und ihren jugendlichen Freunden beleidigt. Die Gräfin hatte auch den Officieren gegenüber Anſprüche gemacht, die zu erfüllen ſie mit der Ehre eines Officiers nicht vereinbar hielten. Die Gräfin hatte ſie zwingen wollen, ihr Haus zu beſuchen. Der Adel ſah aber in ihr nicht die ſchöne Frau, ſondern eine Buhlerin. Die Geſinnung des Officiercorps war auf das Heer übergegangen und daher kam die eigenthümliche Haltung deſſelben in dieſen Tagen. Nur die Gensdarmerie und die Polizei gehorchten den Winken Lola's.

An den Fenſtern des königlichen Schloſſes ſahen die Bürger

Mitglieder der königlichen Familie ſich bewegen. Wie eines ſich öffnete und unter dem offenen Fenſter die Königin ſich zeigte, wurde ſie mit lautem, wiederholtem Zuruf begrüßt. Die Königin war gerührt, beſonders auch dadurch, daß ſie unter den verſammelten Bürgern ſo viele Häupter mit ergrautem Haare erblickte.

Die Abordnung erklärte dem König, die Weigerung ihrer Bitte um Wiedereröffnung der Univerſität dürfte einen Volksaufſtand zur unvermeidlichen Folge haben.

Der Beſcheid des Königs lautete halb gewährend, halb abweiſend. Gleich vorn herein erklärte er, er nehme wohl eine Abordnung der Bürger an, aber einer ſolchen ſtarken Begleitung habe es nicht bedurft; abtrozen laſſe er ſich nichts, er müſſe die Sache erſt mit ſeinem Staatsrathe beſprechen; innerhalb dreier Tage werde Beſcheid erfolgen. Nur auf vieles Bitten, namentlich des Prinzen und der Prinzeſſin Luitpold, hatte der König ſich bewegen laſſen, die Abordnung der Bürger zu empfangen. Er wußte, daß unter den ihm vorzutragenden Wünſchen auch die Entfernung ſeiner geliebten Lola war.

Ueber eine Stunde ſchon hatte die Bürgerſchaft Auſſen gewartet, in fortwährend ruhiger Haltung, aber mit bedeutſamem Schweigen. Das Dunkel war eingebrochen. Endlich kehrten die Abgeordneten aus dem Schloſſe zurück. Mit ihnen bewegte ſich der Volkszug nach dem Rathhauſe. Dort eröffneten ſie der Verſammlung, daß ſie vom Könige nur erlangt haben, er werde am folgenden Morgen ſeinen Willen und Entſchluß eröffnen. Das Volk hatte mehr erwartet. Es begann die ſtürmiſchſte Aufregung, ein Lärmen, Schreien, Ziſchen und Pfeifen, das ſich durch den ganzen Abend fortſezte und immer noch zunahm.

Denn jezt fingen auch die untern Schichten des Volkes an, ſich in größeren Maſſen zu betheiligen. Unter Getümmel und furchtbarem Lärm wälzte ſich der Volkshaufe in die Barerſtraße, nach dem Haus der Verhaßten. Er fand es durch ſtarke militairiſche Abtheilungen abgeſperrt. Da brach ein kleiner Trupp Menſchen durch ein Geländer, um dem Hauſe von hinten beizukommen. Hier ſtürzte eine Abtheilung Gensdarmerie hervor, der Trupp zerſtob, mehrere wurden verwundet, einer durch einen Bajonnetſtoß rücklings durchſtochen. Schrecklicher wuchs nun der Lärm, mit dem die Maſſen in die Stadt zurückzogen, der Polizei zu.

Im Nu waren die Fenſter mit Steinen eingeworfen. Die Zerſtörung des Gebäudes wäre vollendet worden, troz wiederholten Ausfällen der Gensdarmen, die vor der Uebermacht zulezt innerhalb des geſchloſſenen Thores kaum ſicher waren, wenn nicht endlich das Militair eingeſchritten wäre. Gegen die Cüraſſiere hatte ſich die Volksmaſſe durch umgeſtürzte Wagen vor den Eingängen mehrerer Nebenſtraßen verbarrikadirt. Das Fußvolk kam erſt nach fünf Viertel Stunden heran, räumte die Barrikaden weg, und beſezte verſchiedene Straßenmündungen, während die Cüraſſiere auf das Schonendſte die Volkshaufen zerſtreuten.

Das Militär that nichts, als was es unausweislich mußte. Als die vorlezte Nacht die Gräfin Landsfeld den Soldaten, die in ihrer Straße bei heftigem Regen aufgeſtellt waren, reichliche Erfriſchungen ſchicken wollte, hatten ſie ſie auf das Entſchiedendſte zurückgewieſen, und nur angenommen, was ihnen von Bürgern angeboten wurde.

Die Bürgerſchaft war vom Rathhauſe weg- und heimgegangen, mit der Erklärung, am nächſten Morgen zur beſtimmten Stunde an derſelben Stelle ſich wieder zu verſammeln. Es werde nicht ein einziger Bürger fehlen, hieß es.

Das Alles machte Eindruck auf den König. Gegen 10 Uhr Nachts erließ er eine Entſchließung an den Stadtrath: Jezt, da die Bürger Münchens ruhig ſich zurückbegeben haben, ſei es ſein Vorhaben, ſtatt erſt mit dem Winterhalbjahr, ſchon mit dem Sommerhalbjahr die Univerſität wieder zu öffnen, wenn bis dahin München's Einwohner ſich zu ſeiner Zufriedenheit benehmen. Mir liegt, ſchloß der König, das Wohl der Bürger am Herzen, das bewies ich ſeit mehr denn 22 Jahren.

Am Morgen des 11. Februar verſammelte ſich die Bürgerſchaft wieder. Sie war entſchloſſen zu den ernſtlichſten Maßregeln. Sollte ihre Bitte abgeſchlagen werden, ſo wollte man unter die Waffen treten, Sturm läuten, und die Lola mit Gewalt vertreiben. Die Bürger Augsburgs wollten in großen Zügen auf der Eiſenbahn zu Hülfe kommen. Die Reichsräthe, nebſt andern Mitgliedern des Adels, hatten ſich bei dem Fürſten Leiningen verſammelt, und ließen die Bürger wiſſen, ſie dürfen in Allem auf ihre Unterſtüzung rechnen. Hie und da hörte man auch wohl den Namen des Kronprinzen

nennen, und daß er für gewiſſe Fälle an die Spize treten ſolle und werde. Mit mehreren Tauſenden begab ſich die Abordnung der Bürger zu dem Könige, um den der Staatsrath verſammelt war.

Die vereinigten Anſtrengungen der verſchiedenen Klaſſen der Bevölkerung, unterſtüzt von den ernſtlichen Bemühungen in den höchſten Kreiſen, beſtimmten den König, dem Volke ſeine Forderungen zuzugeſtehen, und der öffentlichen Meinung Genugthuung zu geben: Lola und die Allemannen ſollten entfernt, und die Univerſität ſogleich wieder eröffnet werden. Die Kundgabe des Volks war zu groß, die Stimmung des Adels und des Heers, ſowie der kirchlichen Partei lag zu offen am Tage, als daß der König auf die Waffengewalt ſich hätte ſtüzen können, um ſeine Entſchlüſſe durchzuführen und die Gefühle ſeines Herzens gegen die allgemeine Stimme zu behaupten. Er opferte dieſe Gefühle und die, der ſie galten, dem Lande.

Um halb 11 Uhr verließ die Gräfin ihr Haus, nachdem ſie zuvor mit perſönlichem Muth den Drohungen ſich gegenüber geſtellt hatte, beſtieg ihren Wagen und machte einen Verſuch in das königliche Schloß zu gelangen, aber die Thore waren verſchloſſen. Der Max-Joseph-Platz war kaum ſo dicht mit Menſchen gefüllt, als die Ludwigsſtraße und die Straßen gegen die Barerſtraße hin. Als die Menge erfuhr, ſie ſei ſchon abgefahren und habe den Weg nach Schwabing genommen, werde aber wahrſcheinlich auf einem Umwege durch den engliſchen Garten nach dem Iſarthor fahren, da ſtrömte es, ſie abzufangen. Wilder Ruf ließ ſich von allen Seiten hören. Sie kam auch wirklich durch den engliſchen Garten gefahren.

Der Kutſcher führte ſeine Pferde ſcharf, mit großer Gewandtheit bald rechts, bald links durch enge Gaſſen gegen das Iſarthor. Die Menge im vollſten Lauf ſtürzte nach. Lola aber entkam glücklich; auch die berittenen Gensdarmen enteilten unter Steinwürfen des Volkes und ließen ſich vorerſt nicht wieder in der Stadt blicken.

Jezt drangen von einem Haufen, der ſich vor ihrem Hauſe geſammelt hatte, einige von hinten auf Leitern in das Innere, und legten Hand an deſſen Zerſtörung. Der König erſchien ſelbſt. Allgemeines Hurrah empfing ihn. Er bat ſ e i n Haus in Frieden zu laſſen; Lola habe die Stadt verlaſſen. Officiere verkündeten den beſtimmten Befehl des Königs in der Stadt, die Spanierin zu verhaften, wo ſie betroffen werde. Das ſchöne Haus wurde mehrere

Tage lang durch Militär bewacht und das Zerſtörte wieder hergeſtellt. Der Jubel im Lande Bayern war groß. Man küßte ſich an öffentlichen Orten, Unbekannte reichten ſich die Hände, Feſtmahle wurden veranſtaltet; Graf Arco ſchenkte den Armen in München fünftauſend Gulden. Man hoffte, es werde von nun an unmöglich ſein, daß ſie wieder ſich zwiſchen Fürſt und Volk dränge. Sie war es allerdings geweſen, durch deren Schuld ein Miniſterium auf das andere folgte. Die Miniſter folgten ſich ſo ſchnell, daß der Wiz ſagte: Bayern's Miniſter haben ihre Portefeuille mit Wanderbüchern vertauſcht. Das Volk hieß ſie ſpaniſche Miniſter, weil die Spanierin Lola ſie auf ihren Poſten erhob und fallen ließ, ſobald ihr einer wieder mißfiel.

Selbſt der Fürſt von Wallerſtein war nur Miniſter geworden durch ſie; man ſagt, auf das beſtimmte Verſprechen hin, daß er ihr Erſcheinen bei Hofe durchſezen wolle. Freilich hatte ſie inzwiſchen ſolche Streiche gemacht, daß es für den Fürſten nicht recht thunlich war, ſie bei Hof zu habilitiren; ſie hatte ihn darum vor Kurzem erſt ſchriftlich mit Abſezung bedroht, falls er nicht mit ihr und in ihrem Sinn ſeine Regierungsmaßregeln nehme.

Man erlebte in dieſen Tagen überhaupt Wunderliches. Der Fürſt Wallerſtein hatte im Jahre 1833 wohl gegen hundert Studenten politiſche Verfolgungen angeordnet und durchgeführt; einer war ein Jahr im Kerker geſeſſen und mit der Erklärung entlaſſen worden: es ſei eine Namensverwechſelung an ſeiner Verhaftung Schuld geweſen; ein anderer war darin wahnſinnig geworden. Und in den Februartagen des Jahres 1848 jauchzten die Studenten derſelben Univerſität dem Fürſten Lebehoch zu, und er verſicherte ſie in öffentlicher Rede, daß er von jeher Alles für die Freiheit der Studenten und der Univerſität gethan habe.

Als mit der überraſchenden Schnelligkeit einer Couliſſen-Veränderung die Wandelung der Dinge in München vor ſich gegangen war, da war Nichts als ein Rühmen, wie die laut erhobene Stimme des Volkes, die Stimme des Rechts und der öffentlichen Sitte es ſeien, welche den Sieg erfochten haben.

Diejenigen, welche hinter den Couliſſen zu ſehen in der Lage waren, wußten das ein wenig beſſer. Dieſe pflichteten vollkommen dem Worte bei, das der König in ſeiner wizigen Art ſagte: „Hätte

ſie nicht Lola Montez, ſondern Loyola Montez geheißen, ſie wäre noch heute ruhig in München.“

Ebenſo iſt es verbürgte Thatſache, daß der reizenden Lola, der Beherrſcherin des Königs, nicht blos zwanzig Tauſend Pfund Sterling von der ſogenannten öſterreichiſchen Partei für ihren Weggang aus München geboten waren, ſondern daß die geiſtlichen und weltlichen Herren, welche früher die Herrſchaft in Bayern in Händen gehabt hatten, auf mancherlei Weiſe zuerſt thätig geweſen waren, mit ihr ein freundliches Vernehmen anzuknüpfen und in ihr eine Verbündete zu gewinnen. Ja, auch die durch ſie geſchaffenen Miniſter hätten ihr gerne einen beſtimmten Einfluß auf die Regierung zugeſtanden, wenn nicht Lola hätte mehr ſein wollen, als was frühere Freundinnen des Königs, die Dhan, die Lizius, geweſen waren: Vermittlerinnen zwiſchen den Miniſtern und dem Könige. Dieſe hatten ſich damit begnügt, in manchen Regierungs-Angelegenheiten in's Geheim von den Miniſtern Vorſchriften und Fragen entgegenzunehmen, klug mit dem Könige über die Angelegenheiten zu ſprechen, in feinen Wendungen ſeine Geſinnung, ſeine Anſichten und Wünſche zu erforſchen, und davon wieder den Miniſtern Mittheilungen zu machen. Lola aber wollte den Miniſtern nicht dienen, ſondern dieſe ſollten ihre Diener ſein. Sie haßte die kirchliche Partei, ſie haßte den Adel, aber nicht demokratiſch, ſondern ſo zu ſagen, in einer Art auſſereuropäiſchen Geiſtes, als ein Weib, welchem die geſellſchaftlichen Verhältniſſe Deutſchland durchaus nicht zuſagten, weil ſie ihren Leidenſchaften, ihrer Begehrlichkeit, die jeden Mantel verſchmähete, ſelbſt die Klugheit als die Beſchränkung ihrer Freiheit verachtete, ſogar in München gewiſſe Schranken ſezten.

Das war es eigentlich, was ihr von ſo vielen Seiten den bitteren Haß zugezogen. Die Beweggründe des Haſſes waren bei den verſchiedenen Klaſſen ſehr verſchieden. Adel und Geiſtlichkeit haßten ſie, weil ſie ſich nicht mit ihnen ſtellen wollte, und erſt dann wurden ihr die Verſuche, in die Kreiſe des Adels und des Hofes zu kommen, abgeſchnitten. Der Beamtenſtand haßte ſie, weil ſie Beamte zu ernennen und von ihren Stellen zu entfernen ſich herausnahm, ohne die Männer zu kennen, auf Empfehlungen ihrer ſtudentiſchen Leibgarde hin, oder weil ſie ihr oder ihren Freunden mißfielen. Der Bürgerſtand fing erſt an, auf die Freundin ſeines geliebten Königs

wild zu werden, als die großen und tiefgreifenden materiellen Nachtheile durch ſie über die Münchener gebracht wurden, welche die Folge der Schließung der Univerſität ſein mußten. Die Maſſe war theils erbittert über die Reitpeitſchen-Complimente, die ſie den Leuten machte; weit mehr aber war die Maſſe gegen ſie, einzig aus Freude am Scandal.

Die Aeuſſerungen der Ergebenheit für den König waren allgemein; man bemühete ſich, durch geſteigerte Beweiſe ihn das Vergangene vergeſſen zu machen. Aber was in dem Herzen des Königs vorging, lag bald unzweideutig zu Tage. Es gab ſich in den trübſten und düſterſten Stimmungen deſſelben kund. Die Aufmerkſameren fürchteten, dieſe Verſtimmungen des Königs möchten ſich in unberechenbaren Entſcheidungen Luft machen. Es verbreitete ſich ein Gerücht, der König wolle ſeinen Siz von München weg, in eine andere Stadt Bayerns verlegen. Man nannte ſchon Nürnberg dafür. Andere Gerüchte ſprachen davon, der König gedenke ganz und auf lange Zeit in's Ausland ſich zu begeben. Diejenigen, die gegen Lola auffallend feindſelig ſich gezeigt hatten, ließ der König ſeine ſchwerſte Ungnade fühlen. Amtlich wurde bekannt gemacht, daß dem Grafen Arco der Hof verboten worden. Dieſer war aus einer der älteſten, vornehmſten und reichſten Adelsfamilien, der bisher viel gegolten hatte in den höheren und Hofkreiſen. Er hatte nicht nur aus Freude über Lola's Vertreibung jene 5000 Gulden an die Armen vertheilen laſſen, ſondern als das bedrängte Weib vor der Wuth des Pöbels in ſein Haus ſich hatte flüchten wollen, hatte der Graf ſie aus dem Hausflur entfernen und die Thür vor ihr ſchließen laſſen. Der Grund dieſes königlichen Hofverbots wurde dem betroffenen Grafen weder eröffnet, noch auf einem andern Wege mitgetheilt.

Das Frohlocken der jeſuitiſchen Partei bewies deutlich genug ihre Betheiligung an dem Sturz ihrer reizenden Feindin. Die Verweltlichung des ſonſt ſo kirchlichen Königs durch die geniale Spanierin hatte dieſe Partei lange genug beängſtigt. Die Frömmigkeit dieſer Partei war wirklich in Gefahr geweſen, ſelbſt in Kreiſen, wo ſie ſonſt ſo heimiſch war, auſſer Brauch und Ertrag zu kommen. Aus zufälligen Anläſſen hatte ſich die Volksbewegung zuſammengefügt. Der Haß des Adels und der Prieſter wälzte den Schneeball bis zur Lawine fort. Jenes oben angeführte Wort zeigt ſchon, wie

ſehr König Ludwig ſelbſt die Jeſuiten betheiligt glaubte oder wußte. Er löſte auch unmittelbar darauf die Redemptoriſten-Congregation auf, unter Bewilligung des dreifachen Tiſchtitels auf Lebensdauer, wenn ſie ſich entſchlöſſen, ihren Eifer als Miſſionspriester den Deutſchen — in Nordamerika zu widmen.

Kann auch die Beſonnenheit und Entſchiedenheit der Bürgerſchaft gerühmt werden, ſo bleibt es für die untern Schichten des Münchener Volkes doch ein nicht günſtiges Zeichen ſeiner ſittlichen Bildung, daß es ſich ſo weit fanatiſiren ließ, ein einzelnes Weib auf der Straße bis zum Abſcheulichen zu mißhandeln, und daß nicht eine Hand ſich erhob, eine ſchöne Frau vor der Wuth des Pöbels zu ſchützen. Der Volksingrimm rechtfertigt ſolche Dinge nicht, erfüllt aber mit Grauen bei dem Gedanken, was das deutſche Volk einſt thun könnte, wenn es mit Blut ſich berauſcht hat.

Lola war nicht verbannt. Es war kein Allerhöchſter Befehl, wie es im Volke hieß, ergangen, daß ſie München oder ſogar Bayern zu verlaſſen habe. Da ſie das Anſäßigkeitsrecht in Bayern hatte, ſo wäre ihre Landesverweiſung als politiſche oder polizeiliche Maßregel ungeſetzlich geweſen, eine Verletzung der Verfaſſung. Der König hatte ihr nur ſchriftlich den dringenden Wunſch ausgeſprochen, München ſchleunigſt zu verlaſſen, um ihr Leben zu retten.

Sie verſuchte auch noch einige Mal zurückzukehren, wie ſie mit der Hoffnung der Wiederkehr gegangen war. Aber die Dinge in Bayern geſtalteten ſich ſo raſch, und ſo ganz anders, daß ihre Wiederkehr zur Unmöglichkeit wurde.

Die bekannten Günſtlinge des bisherigen Regiments wagten in den erſten Tagen nicht, ſich ſehen zu laſſen; wo ſie ſich ſpäter ſehen ließen, wurden ſie gemieden; ſie ſelbſt boten Alles auf, um die öffentliche Meinung wieder zu gewinnen. Aber dieſer gegenüber waren ſie unmöglich geworden, voran der bisherige Miniſter-Verweſer des Innern, Herr von Berks. Dieſer galt nicht nur mit Recht als ein Anhänger und Günſtling Lola's, er hatte ſogar noch in den entſcheidenden Tagen eine ſehr zweideutige Rolle geſpielt, und in der Verſammlung der Bürger waren ihm Dinge in's Angeſicht geſagt worden, wie ſie vielleicht noch nie ein Miniſter zu hören bekam. v. Berks war bisher dazu gebraucht worden, das Miniſterium Wallerſtein dem Einfluſſe der Spanierin gegenüber ſicher zu ſtellen, und

„etwaige von dieſer Seite wider dieſes Miniſterium geführte Stöße zu pariren." Nach der Vernichtung ihres Einfluſſes erklärte die öffentliche Meinung ihn für entbehrlich, für unmöglich.

So toll die Komödie „Lola" geweſen war, ein trauriges Blatt in der politiſchen Geſchichte Deutſchlands, ſo war doch die Bewegung im bayeriſchen Volke, die ſie veranlaßte, von nicht geringer Bedeutung und weitgreifenden Folgen. Der Münchener, der Bayer überhaupt, der in politiſchen Dingen ſo gleichgültig geworden war, war aus dieſer Theilnahmloſigkeit heraus, auf einmal, und wie elektriſirt. In dieſer Bewegung erkannten Viele ſogleich fruchtbare Saamenkeime für die nächſte Zukunft, während Andere davon eine übergroße und einſeitige Erſtarkung des Volksbewußtſeins fürchteten.

Die Bewegung wäre ohne Zweifel von den Männern des Rückgangs, von der verbrüderten geiſtlich-weltlichen Partei ſchnell und voll ausgebeutet worden, wäre dieſe nicht durch die Ereigniſſe zu Paris überraſcht und betroffen worden. So gingen auch in München die Dinge vorerſt ganz anders, als man berechnet hatte. Die klugen Leute hatten die Bewegung in Fluß zu bringen gewußt, aber die Richtung derſelben entgleitete ihrer Hand; ein Geiſt, der mächtiger war, als der ihre, lenkte auch dieſe Bewegung raſch ein in den großen Strom der Veränderungen, der über Europa hinwogte.

Tiefen Eindruck machte in München die Entſchiedenheit, mit der das badiſche Volk den Wind aus Weſten für ſich benützte. Die Nürnberger gingen in Bayern voraus, ſie forderten von ihrem Könige daſſelbe, was die Badener von ihrem Großherzoge. Ew. Königliche Majeſtät ſind ſtolz darauf, ſagten ſie in ihrer Zuſchrift, aus dem Munde des Volkes ſelbſt deſſen Wünſche und Bedürfniſſe kennen zu lernen. Unſere Forderungen ſind gerecht, und allenthalben, wo nicht undurchdringliche Finſterniß herrſcht, oder äuſſere Gewalt jede freiere Regung unterdrückt, haben dieſe in einer Weiſe ſich kund gegeben, daß man wohl ſieht, die Zeit der Erfüllung iſt gekommen. Die Münchener folgten den Nürnbergern. Alle Städte Bayerns wurden zur Mitunterzeichnung eingeladen. Vor Allem wurde die Einberufung der Stände verlangt und die Vorlage der von dem Volk geſtellten Anträge.

Auch ſolche Perſonen, die dem König beſonders nahe ſtanden, ſprachen ſich offen gegen ihn aus, vor Allen der Fürſt von

Leiningen. Am 1. März ſchrieb ihm dieſer: „Drangvollere und für die nächſte Zukunft bedrohlichere Umſtände für das Königthum, und ſomit für unſer ganzes deutſches Vaterland, als jezt, haben lange nicht, vielleicht nie, beſtanden. Nur in dem völligen Vertrauen zwiſchen König und Volk im weiteſten Sinne iſt Rettung vor namenloſem Elende möglich, welches uns bedroht. Der Allmächtige hat in Ew. Majeſtät Hand den Scepter des größten ausſchließlich deutſchen Reichs gelegt, mächtig durch die treuen und kräftigen Volksſtämme, welche es einſchließt, und durch ſeine geographiſche Lage. Jeder Beſchluß, den Ew. Majeſtät faſſen, entſcheidet jezt über das Wohl und Wehe von ganz Deutſchland. Gerade in dieſem kritiſchen Zeitpunkt iſt das Vertrauen aller Claſſen Ihrer Unterthanen in Ew. Majeſtät auf das Tiefſte erſchüttert. Es iſt dieſes das wahrhaft hochverrätheriſche Werk jener Kreaturen, welche noch jezt zwiſchen Ew. Majeſtät ſich drängen, namentlich aber, daß Ew. Majeſtät noch ein Mann als Rathgeber zur Seite ſteht, wie Miniſter-Verweſer von Berks, welchen die öffentliche Meinung mit tiefer Verachtung beladet, weil er ſelbſt Jene verrathen hat, auf deren Schultern er emporgeſtiegen iſt. Schwerlich iſt jemals ein erhabener Monarch mit mehr Lug und Trug umſtrickt worden, als Ew. Majeſtät; nie ein edleres Herz zu verwerflicheren Zwecken mißbraucht. Ew. Majeſtät ſind vollſtändig über die Urſachen getäuſcht, durch welche jene Unzufriedenheit und Erbitterung hervorgerufen ſind, welche Ihnen ſo tiefen und gerechten Kummer verurſacht haben. Wäre es mir gegönnt, Ew. Majeſtät zu nahen, ſo würde ich ſo lange auf meinen Knieen flehen, bis Sie jene Maßregeln ergriffen hätten, welche das jezt ſo ganz unentbehrliche Vertrauen wieder herſtellen könnten. Noch iſt es Zeit. Möge der allmächtige Gott das Ohr Ew. Majeſtät nicht gegen die Stimme der Wahrheit verſchließen. Wenn ich hier Ew. Majeſtät ganz unerſchrocken Dinge ausſpreche, wozu, wie mir ſcheint, ſonſt Niemand den Muth hat, ſo bin ich doch ganz unbeſorgt. Allerhöchſt Sie werden an der Reinheit meiner Abſichten nicht zweifeln können, allein auch an meiner Einſicht können Sie nicht zweifeln, denn ich behaupte dreiſt, im Namen von ganz Bayern zu ſprechen. Ich flehe zu Ew. Majeſtät im Namen jenes theueren Geſammtvaterlandes, von deſſen Königen Sie Einer ſind, und für welches Sie ſchon ſo große Thaten gethan.“

Der König, inmitten der drohenden Zeitereigniſſe und der mit jeder Stunde höher anſchwellenden Aufregung in München, zeigte ſich den Forderungen wenig geneigt. Er berief die Stände durch einen Erlaß vom 1. März, aber erſt auf den 31. Mai. Das war für das Volk und den Gang der Ereigniſſe zu weit hinausgeſchoben. Der Abend des 2. März belehrte den König darüber.

Kurz vor 8 Uhr Abends erſchienen viele junge Leute in der Ludwigsſtraße. Hier wohnte v. Berks. Vor ſeinem Hauſe begannen ſie mit mißtönender Muſik und zwiſchen das Pfeifen hindurch hörte man das Geſchrei: Nieder mit Berks! Nieder mit dem Hurenminiſter!!

Fürſt Wallerſtein hatte ſo eben erſt dieſen unmöglich gewordenen Mann öffentlich zu rechtfertigen, und auch ferner möglich zu machen verſucht. Er hatte es dem Könige zu Liebe gethan. Denn der König perſönlich wollte ihn halten. v. Berks war dem König lieb geworden um Lola's Willen; Lola hatte ihn ganz beſonders empfohlen, hatte er doch ihre Anweiſungen, ihre Befehle täglich einzuholen, und ſeine Maßregeln darnach einzurichten, nie verſäumt.

Die Laternen am Damenſtifte, wo Berks wohnte, und in der ganzen Umgebung wurden durch Steinwürfe ausgelöſcht. Das Pfeifen und Schreien dauerte fort, das Pflaſter wurde aufgeriſſen und ein Hagel von Steinen raſſelte auf die Fenſter und das Thor des Mittelgebäudes. In einer Viertelſtunde war das Thor zertrümmert, und die immer wilder gewordene Menge begann einzudringen. Der Miniſter Berks war ſchon beim erſten Angriff auf ſein Haus, fliehend, über die Gartenmauer geſprungen.

In der Stadt war ſchon Nachmittags ziemlich allgemein das Gerücht verbreitet, es werde Abends losgehen. Nur die Polizei und die Militärbehörde ſcheinen keine Kenntniß davon gehabt zu haben. Erſt als die Maſſe ſchon in das Damenſtift eindringen wollte, erſchien Militär, zu Fuß und zu Roß, ruhig, Gewehr im Arm, kein Säbel gezückt. Die Menge empfing ſie mit lautem Lebehoch. Während das Militär ſich vor dem Damenſtift und vor der königlichen Bibliothek aufſtellte, wälzte ſich die Maſſe, mit jeder Minute wachſend, dem Miniſterium des Innern zu. Hier, in den Gebäuden der Kreisregierungen und der Polizei, blieb faſt nicht ein Fenſter ganz. Vor allen dieſen Gebäuden war im Nu das Pflaſter aufgeriſſen. Auch am Ständehauſe wurden die Fenſter eingeworfen, ſelbſt an der

ganzen Rückſeite des neuen Reſidenzbaues gegen den Hofgarten. Es war nicht immer derſelbe Haufe, ſondern im Thal, in der Sendlinger- und Roſengaſſe, auf dem Schrannenplaze und den andern Straßen hatten ſich Haufen geſammelt. Damit die Cüraſſiere nicht einſchreiten konnten, wurden Barrikaden errichtet, die Brauerwagen waren dazu überall zur Hand. Ein Haufen verſuchte ein Waffenmagazin vor dem Karlsthore zu ſtürmen. Es mißlang, und die Landwehr beſezte dieſes Magazin, ſowie das ſtädtiſche Zeughaus. Dagegen wurde die Gensdarmerieſtation bei den Salzſtädeln von dieſem Haufen geſtürmt und ganz verwüſtet. Gensdarmen, die noch kurz ſo übermüthig geweſen waren, mußten das Volk knieend um ihr Leben bitten.

Die Haufen trugen Fahnen vor. Man hörte Rufe, wie in Paris, und das Hoch auf die Republik wiederhallte oft durch die Nacht. Endlich wurden die Kanonen aufgefahren, in den verſchiedenen Theilen der Stadt wurde der Generalmarſch geſchlagen, und bald war die ganze Landwehr und die geſammte Beſazung auf, und beſezte und ſäuberte die Pläze. Um Mitternacht warf ſich ein Haufe auf den Eiſenbahnhof, um die Schienen daſelbſt auszuheben und die Wagen unbrauchbar zu machen, damit keine Truppen von Augsburg geholt werden könnten. Dieſer Verſuch wurde vereitelt. Die Zugänge faſt zu allen Straßen waren verbarrikadirt. Das Militär zeigte keine Luſt zu einem Kampfe mit dem Volke.

Des andern Tages verkündete eine Bekanntmachung an den Straßenecken, v. Berks ſei aus Geſundheitsrückſichten beurlaubt und abgereiſt, v. Voltz in ſeine Stelle getreten.

Aber die Aufregung ſtieg, da der König ſich fortwährend weigerte, auf die Forderungen des Volks einzugehen. König Ludwig wollte Zeit gewinnen, und vertröſtete auf ſpätere Entſcheidung. Die Prinzen, die Miniſter, die Reichsräthe, drangen in den König, die Forderungen zu bewilligen. Am Abend des 3. März wurde nichts weiter bekannt gemacht, als die Wünſche der Bürger ſollen der Berathung des Miniſterrathes unterſtellt werden. Am 4. März wogte es durch alle Straßen fort, von Menſchen aller Stände; alle Geſchäfte ſtanden ſtill. Auf dem Rathhauſe war der Mittelpunkt der Bewegung. Von hier aus unterhandelte man mit den Miniſtern, von hier aus ging auch eine Abordnung an den König ab. Hier

erſchienen auch der Regierungspräſident von Oberbayern, der Polizeidirector und der Bürgermeiſter. Sie erſuchten die Verſammlung, ſich ruhig zu verhalten, bis die königliche Entſchließung erfolge. Man wolle, rief man ihnen entgegen, ſich nicht länger hinhalten laſſen.

Volksredner begeiſterten die Verſammlung. Die Reden wurden mit größter Ruhe angehört, nur zuweilen von rauſchendem Beifall unterbrochen. Da ertönte der Generalmarſch. Das brachte einen Sturm in die Verſammlung. Fortgehen, Dableiben, ſchrie es wild durch einander. Viele, namentlich die Landwehrmänner, die jezt zu den Waffen eilen mußten, verließen den Saal.

Ein falſches Gerücht, es rotten ſich auf dem Dultplaz verdächtige Perſonen zuſammen, hatte den Befehl veranlaßt, die Beſatzung in die Waffen zu rufen. Daß der König vor ſeinem Schloß Kanonen auffahren ließ, erbitterte die Bürger. Zugleich hieß es, das Zeughaus in der Vorſtadt Au werde von den Proletariern geſtürmt. Da riefen die Bürger, es iſt beſſer, die Bürgerſchaft ſelbſt nimmt dort die Waffen, als daß wir ſie den Proletariern laſſen. Mit dem Rufe: nach dem Zeughaus! ſtürzte Alles aus dem Saale.

An dem Zeughauſe war das Militär an Zahl zu ſchwach geweſen, um der Maſſe des Volks zu widerſtehen. Die Thüren wurden erbrochen, und in kürzeſter Zeit hatten ſich einige Tauſende junger Leute aus allen Ständen daraus bewaffnet. Mit Gewehren, Hellebarden, Säbeln, einen Tambour an der Spiz, zogen ſie nach dem Dultplaze. Als man ihnen ſo im Allgemeinen Verſprechungen machte, der König werde gewiß die Volkswünſche hören, antwortete der einſtimmige Ruf: „Neue Täuſchung, neue Hinterhalte, neue Komödie! Entſcheidung, augenblickliche Gewährung wollen wir. Reden hilft zu nichts!“ Profeſſor Martius ermahnte zum Vertrauen auf den deutſchen Bund und deſſen ſo eben bekannt gewordene Proklamation. Ein ſchallendes Gelächter war die Antwort aus dem Volke. „Auf uns ſelbſt vertrauen wir, hieß es, nicht auf den Bund, der jezt einmal aus Furcht ſich an uns wendet. Nicht den Bund, ſondern ein deutſches Parlament brauchen wir.“

Am Eingange der Pfandhausſtraße ſtellten ſich die bewaffneten jungen Leute auf, gegen den Promenadeplaz hin, den Sammelplaz

der Landwehr. Bald ſah man viele Uniformen der Bürgerwehr unter ihnen. Der größte Theil derſelben war nach dem Schrannenplaze ausgerückt. Der Bürgerwehr wollten ſich die jungen Leute anſchließen und vereint neben ihr kämpfen, wenn es zum Kampfe kommen ſollte.

Es war gegen 4 Uhr Abends, da rückten Cüraſſiere und Fußvolk mit Kanonen von zwei Seiten heran. Die Offiziere vermieden den Zuſammenſtoß. Da alle Bürger und ſonſt noch ein großer Theil der Bevölkerung bewaffnet waren, die Soldaten wenig Luſt zeigten, ſich mit dem Volk zu ſchlagen, ſo wäre der Ausgang eines Kampfes nicht zweifelhaft geweſen. Und jezt, unter ſolchen Umſtänden, blieb auch dem König nichts anders als ſich zu fügen.

Der König hatte in dieſen Stunden einen entſcheidenden Mißgriff gethan. Fürſt Wrede hatte ſich erboten, die Bewegung in der Hauptſtadt durch Waffengewalt zu beſchwichtigen. Die Räthe der Krone riethen alle zu Nachgiebigkeit und Milde. Der König entſchied ſich für Wrede und gab an ihn ausgedehnte Vollmacht. Wrede war es, der, während Alles ruhig, und nur die Bürgerſchaft in öffentlicher Verſammlung auf dem Rathhaus war, den Generalmarſch hatte ſchlagen laſſen, ſicher, daß Alles zu Ende ſein werde, ſowie die geſammte militäriſche Macht entfaltet werde. Dadurch aber hatte er nur Anlaß gegeben, daß das Volk das äußerſte Mittel ergriff: Die Erſtürmung des Zeughauſes und die Selbſtbewaffnung.

Der Zorn des Volkes warf ſich auf Wrede. Mit Mühe verhinderten die Führer einen Sturm auf ſeine Wohnung.

Um 4½ Uhr theilte der Kreisinſpector der Landwehr von Oberbayern, Graf Vieregg, den Bewaffneten am Promenadeplaz, an welche der Abgeordnete v. Cloſen eine Anrede hielt, den Beſchluß des Königs mit, die Stände auf den 16. März einzuberufen. Man ſchenkte ihm keinen Glauben. Da erſchien Prinz Karl und verbürgte mit ſeinem Fürſtenwort, daß die Stände bis dahin einberufen ſeien. Das genügte.

Die jungen kampfluſtigen Leute entſchloſſen ſich, jezt, da den Wünſchen entſprochen ſei, die Waffen wieder abzuliefern. Der Zug ſezte ſich nach dem Zeughauſe in Bewegung, voran eine Abtheilung Landwehr. Die Bewaffneten, deren Führer Schärpen um den Arm

hatten, boten einen eigenthümlichen Anblick; es waren meiſt junge kräftige Leute aus allen Ständen, Studenten, Künſtler, Arbeiter aller Klaſſen, der Feingekleidete ging neben dem im Arbeiteranzug. Manche darunter waren kaum über 15 Jahre alt. Man ſah Waffen hier, die vielen Jahrhunderten angehört hatten, neben Gewehren und Säbeln Picken, Streitäxte, lange und breite Schwerdter, wie man eben ſolche im Zeughaus vorfand. Prinz Karl ſelbſt brach in ein herzliches Gelächter aus, als er einem kleinen jungen Tambour begegnete, der eine alte Trommel umhängen hatte, mit einem Schlägel aus uralten Zeiten. Auch Fahnenträger mit alten Fahnen gingen im Zuge. Eine ungeheuere Menſchenmaſſe folgte demſelben, oder war in den Straßen aufgeſtellt, durch die er ſich nach dem Zeughauſe bewegte. Der größte Theil der Bewaffneten legte dort die Waffen nieder, ein kleiner Theil trug ſie nach dem Rathhausſaal.

Fürſt Wrede verließ noch an dieſem Abend die Stadt. Sowie der König die verlangte Einberufung der Stände unterſchrieben hatte, war ſeine Herrſchaft zu Ende. Er war fünf Viertelſtunden alleiniger Miniſter geweſen, mit ausgedehnter Vollmacht, und wurde erſucht, München im öffentlichen Intereſſe der Ruhe zu verlaſſen. In der Bürgerverſammlung hatte der Volkswitz beantragt: ihm den Standesgehalt für ſein Miniſterium nach ſeiner Zurückkunft bei Heller und Pfennig redlich auszubezahlen. Fürſt Wrede ſuchte zwar nachher ſeine Miniſterſchaft in Abrede zu ziehen; aber Niemand glaubte ihm. So hätte er alſo ohne Beauftragung Gewaltbefehle gegeben? fragte man; das wäre ja noch ſchlimmer. Den „Kartätſchenminiſter“ nannte ihn das Volk; es ahnte nicht, daß Andere anderswo mit Recht ihm dieſen Titel bald würden ſtreitig machen.

Die Aufregung der Gemüther dauerte fort, weil der König, der zu Allem nur mit innerm Widerſtreben, nur gezwungen ſich herbeiließ, mit der Bekanntmachung der gefaßten Beſchlüſſe zögerte. Erſt am 6. März trat volle Ruhe ein. Mit der Ernennung eines Führers der Volkspartei in der Abgeordnetenkammer, des bekannten Thon-Dittmar's, zum Miniſter des Innern, hatte der König eine Anſprache an das Volk erlaſſen, worin er in alle Forderungen deſſelben einwilligte. „Bayern's König, ſo lautete der Schluß, iſt ſtolz darauf ein deutſcher Mann zu ſein. Alles für mein Volk, Alles für Deutſchland!

Nach den gewährten Volksrechten war in München, wie allenthalben in Bayern, die feſtlichſte und heiterſte Stimmung. Am Abend des 6. März erfolgte die feierliche Beeidigung der Truppen auf die Verfaſſung.

Wie wenig der König aus freien Stücken bewilligte, und wie weit die ſchönklingenden Redensarten in ſeiner Bekanntmachung ihm frei und grundſäzlich aus der Seele kommender Ernſt waren, das konnte für Niemand zweifelhaft ſein, der ein Auge und ein Urtheil hatte. Diejenige Partei, die es mit dem Königthum wohl meinte, hatte auf's Aeußerſte gehen müſſen, um ihn, in Verbindung mit den Kundgaben des Volkes, zum Nachgeben zu bewegen.

Am 3. März hatte der Fürſt von Leiningen ein zweites Schreiben an den König erlaſſen, das ein denkwürdiges Actenſtück zur Geſchichte jener Tage bildet.

Allerdurchlauchtigſter, ſchrieb der Fürſt, die Reichsräthe ſind von der Verfaſſungswidrigkeit durchdrungen, ſich Allerhöchſtdenſelben als eine Körperſchaft darſtellen zu wollen. Es konnte daher jeţt, wie in einem früheren Falle, nur von einer individuellen Meinungsäußerung, von Notabeln die Rede ſein, welche tief erſchüttert ſind von den Gefahren, die Ew. Majeſtät und dem Vaterlande drohen. Ich beſchwöre Sie, bei Allem was Ihnen theuer iſt, bei den Ahnen Ihres erhabenen Hauſes, empfangen Sie heute die Adreſſe Ihrer Unterthanen gnädig. Verſichern Sie, die geſtellten Bitten in Erwägung zu ziehen, und zu dieſem Zwecke die ſofortige Einberufung der Stände befehlen zu wollen. Ich komme eben vom Rathhauſe. Die Adreſſe enthält Nichts, was das Königthum in den jezigen Zeitverhältniſſen nicht freudig annehmen könnte; ich habe ſie deßhalb unterſchrieben. Der feſte Wille eines Königs iſt groß und edel; bleibt er aber unbeugſam gegen die Anforderungen der von der Vorſehung beſchloſſenen Richtungen der Zeit, dann zerfällt er in Staub und wird zu einem Fluch für Königthum und Volk. Ew. Majeſtät werden mich nicht zeihen können, jemals ein Wort der Unwahrheit zu Ihnen geſprochen zu haben. Empfangen Ew. Majeſtät daher die feierlichſte Verſicherung, daß, wenn Sie unabänderlich auf Ihrer Willensmeinung beſtehen, Sie, nachdem vielleicht Ströme Bluts gefloſſen, ſich in Kürze genöthigt ſehen werden, vom Throne Ihrer Väter herabzuſteigen. Wenn aber Ew. Majeſtät Ihre Krone Ihrem

Bayerische Staatsbibliothek München

Willen zum Opfer bringen, ſo ziehen Sie in Erwägung, daß ein ſolcher Vorfall ganz Deutſchland, unſer theures Vaterland, mit in den Abgrund ſchleudern würde. Ew. Majeſtät werden dies nicht thun, können dies nicht thun, dürfen dies nicht thun. Ich bin Ihr treueſter Unterthan; allein ich bin auch ein deutſcher Fürſt und würde als ſolcher Ew. Majeſtät nicht zur Nachgiebigkeit rathen, wenn es mit der Ehre eines Fürſten unverträglich wäre. Um Eines beſchwöre ich Sie noch: Nur keine halben Maßregeln! Gott erhalte und ſegne Sie! —

Dieſes Schreiben blieb nicht geheim. Es kam gleich nach der Bekanntmachung des Königs in die Oeffentlichkeit; vielleicht in der Abſicht, um dem Volke die Augen über die wahren Anſichten des Königs und über die Stellung der Miniſter zu ihm, troz ſeiner Zuſagen, offen zu halten. Mißtrauen gegen den König mußte die Veröffentlichung dieſes Schreibens jedenfalls in's Volk bringen. Den Fürſten v. Wallerſtein machte das Gerücht zum Verbreiter, und brachte damit die Entlaſſung deſſelben in Verbindung.

Von der Seite, welche dem Könige ſo viel Unruhe gemacht hatte, kamen neue Veranlaſſungen zu einer Volksbewegung. Die Gräfin Landsfeld gab ihre Verſuche nicht auf, nach München und zum Könige zurückzukehren. Ein Theil ihrer Dienerſchaft war ſchon ſeit einigen Tagen wieder in ihrem Hauſe in der Barer Straße ſichtbar. Am 16. März lief das Gerücht durch die Stadt, Lola ſelbſt ſei wieder da. Man wollte ſie in einem Hauſe in der Wurzer Straße geſehen haben.

In dieſer Straße nahm Abends zwiſchen 6 und 7 Uhr der Auflauf ſeinen Anfang. Das Haus wurde durchſucht, das Volk fand aber Nichts von ihr, als es auf einmal hieß, ſie ſei in Mannskleidern unter dem Schuz der Polizei im Polizei-Gebäude. Vor dieſem gab es Auftritte wie die früheren. Als die Truppen einem Sturm auf das Zeughaus begegneten, wurde ihnen vom Volk mit Steinwürfen ſo zugeſezt, daß Cüraſſiere und Landwehr Feuer gaben. Sie ſchoſſen in die Luft, keiner wurde verwundet. Es blieb bei der Verwüſtung des Polizei-Gebäudes. Eine Bewegung auf das Königliche Schloß zu, und etwaige gröbere Ausſchweifungen des Volkshaufens hier, ſchnitten die Truppen ab. Es wurde bekannt gemacht, durch Straſſenanſchlag, am Nachmittag des 17. März: Der König finde ſich zu der Erklärung bewogen, daß die Gräfin von Landsfeld das

bayeriſche Staatsbürgerrecht zu beſizen aufgehört habe, und da die Gräfin ihre Verſuche nicht aufgebe, ſezten die Vorſtände der Miniſterien der Juſtiz und des Innern hinzu, die Ruhe der Hauptſtadt und des ganzen Landes zu ſtören, ſo ſeien alle Gerichts- und Polizei-Behörden des Königreichs angewieſen worden, auf „beſagte Gräfin" zu fahnden, und ſie überall, wo man ſie finden möge, zur Haft zu bringen, um ſie ſofort der richterlichen Unterſuchung zu überweiſen.

Den erſten Theil des Straßenanſchlags hatte König Ludwig ſelbſt unterzeichnet; den lezteren Theil unterzeichneten nur von Beisler, der neue Miniſter des Innern, und Thon-Dittmar.

Der Abend ging in Ruhe und Ordnung vorüber, Alles ſchien zufrieden zu ſein; nur das Aufruhr-Geſez, das auch an den Straßenecken angeſchlagen war, wurde ſogleich vom Volke überall wieder abgeriſſen.

Der 18. März brachte aber wieder die größte Aufregung, eine größere, als bisher in München geweſen war. Eine bewaffnete Macht von 9 bis 10,000 Mann war theils auf den Pläzen und Straßen aufgeſtellt, oder durchzog dieſelben, theils war ſie in den Kaſernen unter den Waffen. Die Straßen wimmelten von Neugierigen. Jeder fragte beſtürzt den Andern, was dieſe außerordentliche Kraftentwickelung bedeute. Die Wenigſten wußten noch, um was es ſich handele. Man ſprach von einem Handſtreich, der durch geheime Leiter beabſichtigt ſei, von Anträgen, die der Bürgerſchaft gemacht worden; die Adelspartei und die mit ihr verbündete geiſtliche Partei beabſichtigen den König zur Ernennung eines Mitregenten in der Perſon des Kronprinzen, ja zur Abdankung zu bewegen.

Eine Abordnung ehrenwerther Bürger begab ſich ſchon am Vormittage zu dem Miniſter des Innern, ſezte ihn von der Intrigue in Kenntniß und ertheilte die heiligſte Verſicherung, daß die Bürger der Stadt ſolchen finſtern Umtrieben fremd und mit Gut und Blut dem König ergeben ſeien.

Die Männer des Fortſchritts, insbeſondere Dr. Greiner und Kaufmann Roſipal, hatten zur rechten Zeit entdeckt, wo gewiſſe Leute hinaus wollten. Durch ihre Maßregeln ward das Unternehmen der Adels- und Prieſterpartei in der Geburt erſtickt. Die Bürgerſchaft, das Studentenfreikorps und die Linie ſtanden bereit, ſich zum Schuze des Königs und der Thronfolge wie ein Mann zu erheben;

die erſteren erklärten aber auch um ſo entſchiedener, daß ſie die vollſtändige Verwirklichung der dem Lande gemachten Zuſagen ſofort erwarten.

Diejenigen, die aus Parteizwecken den Handſtreich vollführen wollten, hatten es darauf abgeſehen, wieder eine Volksverſammlung auf dem Rathhauſe zu halten, um von da aus auf die Bürger einzuwirken. Der Stadtrath hatte aber vorſichtig den Saal ſchließen laſſen; es konnte Niemand dort eingelaſſen werden. Noch immer liegt ein Schleier über dieſen Plänen.

Die Thronfolge zu ſichern, ſollen die Münchener Grund gehabt haben. Dem Vernehmen nach diente die Gräfin Landsfeld bei dem lezten Krawall nur zum Vorwand. Es war allgemeine Ueberzeugung in München, daß der Tumult bezahlt war. Dieſer ſollte am 18. März ſich in verſtärkter Weiſe wiederholen. Die Fäden dazu ſeien in der Hand der adeligen und kirchlichen Partei geweſen, ſie habe dabei den Zweck gehabt, den Prinzen Luitpold auf den Thron zu erheben; der Kronprinz hätte nur vorübergehend eintreten ſollen. Ohne Scheu ſprachen die bayeriſchen Blätter dieſe Anſicht aus, und die ängſtliche und dabei doch unkräftige Weiſe, in der ſich die kirchliche Partei gegen dieſe Vorwürfe verwahrte, ſprach bei Manchem eher für als gegen dieſe Annahme.

Am Morgen des 20. März empfing der König Abordnungen des Volkes in offener Audienz. Den Tag über trug man ſich in verſchiedenen Kreiſen mit Gerüchten. Niemand ſchenkte ihnen Glauben. Abends 10 Uhr erſchien ein Adjutant des Königs auf der Hauptwache des academiſchen Freikorps. Der erklärte im amtlichen Auftrag: König Ludwig hat abgedankt. Er habe, laſſe ihnen der König ſagen, ſeit 23 Jahren regiert, nach Grundſäzen, die er für die richtigen gehalten; nun ſei er gezwungen worden, Einräumungen und Verſprechungen zu machen, die er nicht zu halten im Stande ſei; er ſehe ſich unter dieſen Umſtänden veranlaßt, ſeine Krone niederzulegen.

Abends um 6 Uhr hatte König Ludwig zu Gunſten des Kronprinzen der Krone entſagt. Nur wenige Bewohner Münchens erhielten noch an dieſem Abend Kenntniß davon. Die es erfuhren, waren auf das Aeußerſte beſtürzt. Vor dem Rathhauſe, in dem Rathhausſaal, bildeten ſich Gruppen der Bürger. Die Bürger wollten ſich vor Allem verſichern, ob der König nicht gezwungen dieſen Schritt

gethan habe; in dieſem Fall waren ſie zu einer feierlichen Einſprache entſchloſſen. Der Bürgermeiſter erſchien noch Nachts nach 10 Uhr unter den Landwehrmännern auf der Wache und erklärte, daß ihm noch keine amtliche Mittheilung geworden, König Ludwig aber befinde ſich den ganzen Abend in ſehr heiterer Stimmung; ſie mögen doch warten, bis der Morgen Beſtimmtes bringe. Es wurde beſchloſſen, des anderen Tages früh 7 Uhr die Bürger zu verſammeln und einige an den König zu ſenden, um ſich Aufklärungen über die nächſten Urſachen zu dieſem Entſchluß zu verſchaffen, um ſich zu überzeugen, ob die Thronentſagung eine freiwillige geweſen.

Aber ſchon in der Frühe rückten die Truppen aus, um dem neuen König den Eid der Treue zu leiſten; zu gleichem Zweck wurde die Landwehr zuſammenberufen. Der neue König Maximilian der Zweite leiſtete Morgens 8 Uhr im verſammelten Staatsrath und in Gegenwart einer Abordnung der Reichsſtände den verfaſſungsmäßigen Eid. Der Reichsherold ritt in den Straßen umher und rief König Max den Zweiten aus.

Zu gleicher Zeit wurden „Ludwig's Königliche Worte an die Bayern,“ gedruckt vertheilt.

Bayern, ſprach er, Eine neue Richtung hat begonnen, eine andere, als die in der Verfaſſungs-Urkunde enthaltene, in welcher ich nun im 23. Jahre geherrſcht. Ich lege die Krone nieder zu Gunſten meines geliebten Sohnes, des Kronprinzen Maximilian. Treu der Verfaſſung regierte ich, dem Wohle des Volkes war mein Leben geweiht. Als wenn ich eines Freiſtaates Beamter geweſen, ſo gewiſſenhaft gieng ich mit dem Staatsgut, mit den Staatsgeldern um. Ich kann Jedem offen in die Augen ſehen. Und nun meinen tief gefühlten Dank Allen, die mir anhingen! Auch vom Throne herabgeſtiegen, ſchlägt glühend mein Herz für Bayern, für Deutſchland. —

Die Thronentſagung König Ludwig's war in der That eine freiwillige. Aber wohin die Kunde in Bayern kam, legten die in den lezten Tagen vorgekommenen Wühlereien einer geheimen und im Finſtern arbeitenden Partei den Gedanken nahe, daß die Entſagung durch halben Zwang, wäre es auch nur durch künſtliche Häufung von Schwierigkeiten und Schreckbilder, herbeigeführt worden. Aus den Städten und vom Lande wollte die Bevölkerung in

der erſten Erregung in Maſſe nach München ziehen und ſich der Bürgerſchaft der Hauptſtadt zur Seite ſtellen.

Seit dem 19. März ſtand bei König Ludwig der Gedanke der Thronentſagung feſt. Keine Bitten ſeiner Familie — es gab rührende Scenen — vermochten ihn von dieſem Schritt abzuhalten. Beigetragen haben dazu die Zeitereigniſſe, welche das Staatsleben gewaltig umänderten und unwiderſtehlich in eine neue Richtung die Regierenden drängten. Mitgewirkt haben die zahlloſen Wünſche, die von allen Seiten zum Thron gebracht wurden, und deren Gewährung oft ſtürmiſch gerade Diejenigen verlangten, von denen König Ludwig unterthänigſten Gehorſam gewohnt war, und die ihn daran gewöhnt hatten. Aber was ihn hauptſächlich dazu beſtimmte, das waren doch wohl andere Dinge.

Von zwei Seiten aus hatte man Alles in den lezten Wochen verſucht, „den König Ludwig mürbe und des Regiments ſatt zu machen,“ von Seiten des Adels und der prieſterlichen Partei. Unter ihren Intriguen fühlte ſich der König mit jedem Tag enger und enger eingeſponnen. Das ertrug er nicht; das Geſpinnſt zu zerreiſſen, wagte und vermochte er nicht. Die Bürgerſchaft, das Volk überhaupt, mit deren Hülfe er es hätte thun können, wollte er nicht anſprechen. Sie hatten ihm ſo eben erſt, zu tief wehe thuend, in den Buſen mit rauher Hand hineingegriffen, und im Augenblick wenigſtens ſchloß ſich ſein Herz vor ihnen zu.

Daß ſie ihm die förmliche Aechtung ſeiner ihm unentbehrlich gewordenen Freundin — ſie war ſeine Freundin, nicht ſeine Geliebte — in ſchwerer Stunde abgenöthigt; daß ſie ihn gezwungen, ſie für vogelfrei zu erklären, mit blutendem Herzen das ihm Theuerſte ihnen zu opfern — das konnte der poetiſche, der ſchönheitsſinnige König nicht verwinden.

Sie hatten ſelbſt die Bande entzwei geſchnitten, welche ihn innerlich an ſein Volk banden, und er knüpfte nun um ſo freier das Band wieder an, das ihn ſo lange in geheimnißvollem Zauber mit einer Einzigen verbunden, das er ſelbſt nie gelöst, ſondern das fremde Gewalt ihm ſchmerzlichſt aus dem Herzen geriſſen hatte.

Das war der eigentliche bittere Kelch, welchen ihm Adel und Prieſterſchaft, und das durch beide fanatiſirte Volk, gemiſcht, kredenzt und bis auf die Neige zu leeren ihn gezwungen hatten. Die poli-

tiſchen Grundſäze und Richtungen, die jezt neu aufkamen, mundeten ihm auch nicht, doch waren ſie nur in den ſchon anders gefüllten Kelch nur weitere bittere Tropfen; ſie allein hätte er wohl hingenommen, er hätte ſich überwunden, und wie Andere in die Zeit geſchickt.

Gerne verhüllte er die wahre tiefe Wunde des Herzens damit, als wäre er blos aus politiſchen Rückſichten abgetreten. Seine bisherige Art zu regieren machte es ihm leicht, in Vieler Augen dieſen Schein zu haben. Er hatte von jeher die Verfaſſung als eine harte Zugabe zum Throne betrachtet. Er hatte ſich in den Gedanken eines verantwortlichen Miniſteriums nie zu finden gewußt. Er liebte es, die Miniſter ſo zu ſagen als ſeine Sekretaire anzuſehen. Nun, da es ſo entſchiedener Ernſt mit einem wahren Verfaſſungsleben werden wollte, nun, da man ihm ein Regierungsſyſtem vorſchrieb und er es ſich vorſchreiben laſſen ſollte: war er in einen ſtarken Widerſpruch mit ſeiner Natur und ſeiner bisher geübten Gewohnheit des Daſeins und Wirkens gekommen. Aber die Einſprache, das Widerſtreben ſeiner Natur hätte ſein politiſcher Verſtand gewiß überwunden; der Politiker in ihm wäre der Gewalt der Umſtände gewichen, wäre nur nicht ein für ihn noch ſchwereres Opfer dazu verlangt worden, das beſte Stück ſeines Herzens, ja das Herz ſelbſt. Dieſes auf dem Altar des Vaterlandes in der Opferflamme der neuen Zeit von der Leidenſchaft reinigen zu laſſen, dazu war der König zu ſehr Romantiker und nicht klaſſiſch groß genug.

Einen Verſuch, ſich zu überwinden, hatte er gemacht; die Worte ſeiner Bekanntmachung vom 6. März, worin er wie aus übervollem Herzen ſprach, das in heldenmüthigem Entſchluß auf die Bahn der neuen Zeit ſich gewendet — dieſe Worte waren nicht blos beabſichtigter, blendender Schein; aber es waren Worte, von der Gemüthsſtimmung des Augenblicks eingegeben, und was er in einem großen Augenblick ſeinem Herzen abgerungen hatte, von den augenblicklichen Umſtänden ſo weit getrieben, das war ihm zu ſchwer, nachdem dieſe erhöhte Stimmung des Augenblicks vorüber war. Er konnte ſich nicht lange auf der idealen Höhe des ſich ſelbſt beſiegenden Fürſten halten: Die Natur des Menſchen war überwiegend mächtig in ihm. Und wenn er die Worte, die man ihm in den Mund legt, geſprochen hat, die Worte: „Ich will kein regierter König ſein;“ ſo meinte er

gewiß damit zunächſt, am wenigſten wolle er in Sachen ſeines Herzens ſich vorſchreiben laſſen und gehorchen.

Bayeriſche und rheiniſche Blätter brachten ein Gedicht, mit der Ueberſchrift „König Ludwig's Abſchied," welches das Gepräge der Echtheit an ſich hat. Was der poetiſche König darin ausſpricht, ſtimmt mit dem oben Ausgeführten überein. *)

Nach der Schilderung von Augenzeugen kam das bayeriſche Volk aus der Verwirrung, aus der Betroffenheit, die der allgemeine Eindruck bei der erſten Kunde von der unerwarteten Wendung der Dinge waren, nicht gleich heraus. Niemand wußte im eigentlichſten Sinne des Worts, welche Miene er dazu machen ſollte; es war Allen in ihrem Gedankenkreiſe etwas verrückt; man ſah kein einziges fröhliches Geſicht bei der öffentlichen Verkündigung der Thronveränderung, und die üblichen Lebehochs des Volkes waren kalt und matt.

---

*) Das Gedicht lautet:

König Ludwig's Abſchied am 20. März 1848.

(Beſonders die Münchener betreffend).

Verlaſſen und traurig wandelnd,
Zieh' ich in die Welt hinein,
Denn frei und groß nur handelnd
Mocht' ich Euer König ſein.
Ich hab' Euch ſehr geliebet,
Ihr habt mich ſehr betrübet,
Das ſchuf mir arge Pein.

Die ſtolzen Ariſtokraten
Verleideten mir den Thron,
Sie haben auch Euch verrathen,
Und ſprechen uns beiden Hohn.
Die Höflinge, glatt und ſchmeichelnd,
Die Geiſtlichen, Liebe heuchelnd,
Entriſſen mir die Kron'.

Ein Herz im Buſen tragend
Für Schönes, was Menſchen ziert,
Mein Volk mit Künſten begabend,
So hab' ich ſtets regiert.
Schwört Treue nun meinem Sohne.
Bleibt treu, ihr Bayern! der Krone,
Und dem Geſeze, das Euch regiert.

Die Bevölkerung war verſtimmt, am meiſten die Kunſtwelt, welche in Ludwig viel verlor, ob er gleich nach ſeiner Abdankung äußerte, er werde nach wie vor Beſchützer der Kunſt ſein, und das Begonnene der Vollendung zuführen.

Alles zeigte, daß die Anhänglichkeit an König Ludwig im Volke Wurzel hatte. Viel that die Macht der Gewohnheit, Viel aber auch die Perſönlichkeit Ludwigs. So ſehr auch Manches an ihm oft verlezt hatte, beſonders ſeine Hartnäckigkeit, ſein Eigenſinn: ſo ſtand er doch vor den Augen ſeines Volkes in einem eigenthümlich günſtigen Lichte, durch den poetiſchen Schein, der ſeine Perſon umgab, durch ſeinen Sinn für alles Schöne, durch eine jugendliche Friſche und Vielſeitigkeit ſeines Geiſtes, durch einen gewiſſen Schwung ſeines ganzen Weſens. Die große Mehrheit der Menſchen pflegt über glänzenden Eigenſchaften Vieles zu überſehen.

Selbſt nicht ohne ein gewiſſes Mißtrauen fügte man ſich in Baiern in die neue Ordnung der Dinge, in einen Regierungswechſel, der „ſchier bei Nacht und Nebel geſchehen ſei.“ Noch bei der Schwurhandlung ſelbſt ſprachen die Bürger: Wir wollen wiſſen, ob es der König freiwillig gethan hat, wir wollen ſeine Unterſchrift ſehen.

Es fehlte auch nicht an ſolchen, welche in dieſem Ende der Regierung König Ludwigs eine Vergeltung ſahen, und ſprachen: „Wunderbar ſind die Gerichte Gottes.“ Die Männer des Volkes und der Freiheit, die unter ſeiner Regierung ſo ſchrecklich gelitten hatten, ſtiegen aus ihren Kerkern hervor lebendig vor die Erinnerung, vor das Auge; man gedachte der unwürdigen Abbitten vor dem Bilde des Königs, der commandirten religiöſen Kniebeugungen, der Verfolgung der Andersglaubenden, und wie er, theils ſelbſt, theils zulaſſend, der Freiheit die natürliche Regung und Bewegung, ja ſelbſt das Athmen beſchränkt hatte. So mußte, hörte man ſagen, eine Regierung enden, welche mit dem Geiſte der Zeit in geraden Widerſpruch ſich geſetzt hatte; ſo, unter Scandal und wenig Ehre, mußte ein König abtreten, der meiſt nur rückwärts und wenig vorwärts ſah, der mit ſeinen Begriffen mehr im Mittelalter lebte, als in der Gegenwart, unzeitgemäß und darum in die Länge unmöglich; ein König überdies, auf deſſen Namen viele Tauſend Seufzer und heiße Thränen von Unſchuldigen laſteten, deren Väter, Brüder, Söhne oder Geliebte wegen freien Wortes, oft wegen Mißliebigkeit, auf

bloßen Verdacht hin, unter ihm in den Zuchthäuſern verkümmert, ſiech oder wahnſinnig, oder in ſcheußlichen Kerkern begraben worden waren. Doctor Wirth, der Verfaſſer dieſer Geſchichte, erlebte noch dieſen politiſchen Ausgang König Ludwigs, dann ſtarb er, fünf Monate darauf: Die Behandlung, die er unter König Ludwig erfahren, hatte ſeine ſtarke Geſundheit und die gewaltige Kraft ſeines Geiſtes früh untergraben.

Auch die Aeußerung des Königs, daß er ſo gewiſſenhaft mit den Staatsgeldern umgegangen ſei, als wenn er eines Freiſtaats Beamter geweſen wäre, wurde ſehr verſchieden beurtheilt. Die Einen ſagten, wir wollen ſehen, was der Landtag bei Berathung des Finanzweſens dazu ſagen wird. Andere meinten, in dem Ausdruck eine außerordentliche Unvorſichtigkeit finden zu dürfen, welche durch die Vermeidung des Wortes Republik um Nichts gebeſſert werde. Es heiße das, dem unklaren Gefühle Vieler den Ausdruck in den Mund geben. Manche fragten geradezu: „So iſt denn Redlichkeit nur in der Republik natürlich?“

Dafür, daß König Ludwig ganz aus eigener Ueberzeugung der Regierung entſagte, ſpricht auch noch, als beſonderer Grund, der hohe Betrag ſeines Antheils an der Civilliſte. Er behielt ſich von der Civilliſte, welche im Ganzen Eine Million Dreimalhundert Achtzigtauſend Gulden beträgt, für ſich jährliche Fünfmalhundert fünfzig Tauſend Gulden vor, was ihm kaum zugeſtanden worden wäre, hätte er nicht freiwillig die Krone niedergelegt. Auch ſoll ſich der Kronprinz Anfangs geweigert haben, unter den ihm allerdings ſehr läſtigen, geldlichen Bedingungen des Königs die Krone zu übernehmen.

So hat ſich die reizende verbannte Frau ihren Raum in der Geſchichte erobert, nicht durch Zufall, ſondern mit Willen und Bewußtheit. Sie ſelbſt machte ſich politiſch wichtig, indem ſie aus der Rolle der Freundin des Königs heraustrat und nach der Herrſchaft griff. Sie wurde noch mehr politiſch wichtig, indem ſie Anlaß gab, und als Anlaß benützt wurde, zu den Bewegungen und der Wendung der Dinge in München. Sie wird wohl ſelbſt kaum mehr nach Bayern verlangen. Geld hat ſie von König Ludwig: Herrſchaft kann er ihr nicht mehr gewähren.

Die Bewegung in den beiden Heſſen und in Naſſau.

Das politiſche Leben regte ſich aller Orten in Deutſchland. Es war, als zöge Frühlingshauch durch die Menſchenwelt, wie durch die Natur. Zu Mainz ſchloß die zuſammenberufene Generalverſammlung des Narrenvereins mit dem Rufe: „Kein Karneval, ſondern Preßfreiheit und Volksbewaffnung!“ Die Narrenkappen verſchwanden und die aus Tauſend Narren beſtehende Verſammlung geſtaltete ſich zu einer Bürgerverſammlung, welche beſchloß, in großem Zuge nach Darmſtadt zu ziehen und dort der Kammer der Abgeordneten eine Adreſſe zu überreichen. Am ganzen Mittelrhein mußte gerade Mainz es ſein, wo die Aufregung am größten war. Mainz, von jeher, ſelbſt in finſteren Zeiten, durch freie geiſtige Bildung vor andern Städten ausgezeichnet, die Stadt, in der bis auf dieſe Tage der Geiſt nicht erſtorben war, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts hier am Rhein die Republik verkündet hatte, dieſe Stadt mit den ſchönen freiſinnigen Frauen und den kräftigen feurigen Männergeſtalten — ſie mußte ſich beſonders freudig bewegen, unter dem neuen Hauche von Weſten.

An der Spize der dortigen Bewegung ſtand der Rechts-Anwalt Zitz, ein entſchiedener politiſcher Character. An ihn ging die Adreſſe, die nicht an den Fürſten, ſondern an die Abgeordneten der Stadt Mainz gerichtet war, die zu Darmſtadt in der Kammer ſaßen. Dieſe Adreſſe iſt der merkwürdigſten Eine, durch die Wahrhaftigkeit, den Muth ihrer Sprache, und durch die Kritik des bisherigen Regierungsunweſens. Sie lautete alſo:

„Der mächtige Athem der Zeit hat den Dunſt verweht, welchen Hofdiener und kurzſichtige Regierungsbeamte dem geiſtigen Auge der Fürſten vorzumachen bemüht waren. Ueberall iſt die Stimme des Volkes laut geworden, und wo ſie mißachtet wurde, hat der bewaffnete Arm die unveräuſſerlichen Rechte des Menſchen zu faſſen gewußt, die ihm eine verabſcheuungswerthe Politik nur zu lange vorenthalten hat. Auch in Heſſen iſt mit den Zugeſtändniſſen gegeizt worden, und eine verblendete Regierung hat die Liebe des Volkes zu ihrem Fürſten in hohem Grade beeinträchtigt. In Zeiten, wie die gegenwärtige, bewährt

ſich aber dieſelbe. Rheinheſſen's Bürger werden die Treue bewahren, wovon ſie ſchon ſo oft Proben abgelegt haben. Aber ſie verlangen dagegen mit allem Nachdruck, welchen Recht und Geſez zu geben vermögen, **Alles, was ihnen die Verfaſſungs-Urkunde zugeſteht**, und was zum Schuz ihrer Freiheiten und ihrer Rechte dienen kann. Sie verlangen als Grundlage der Volksfreiheit die Löſung der Preſſe von allen Feſſeln, in welche verfaſſungswidrige Willkühr und fremder Einfluß ſie gelegt hat; ſie verlangen, daß **ihre Geſezgebung**, die Bürgſchaft ihrer bürgerlichen Freiheit, **unangetaſtet** bleibe; ſie verlangen, daß das ſtehende Heer, dieſer freſſende Krebs am Staatseinkommen, aufgehoben, und eine die Sicherheit des Landes im Innern und nach Außen allein ſchüzende Volksbewaffnung an deſſen Stelle geſezt werde; ſie verlangen volle Freiheit des Gemeinde- und Volkslebens, ohne den verhaßten Zwang der Polizei-Gewalt, und ohne die Bevormundung eines anmaßenden Beamtenſtandes. Sie verlangen das Recht, ihren Ständen die Wünſche und Bedürfniſſe des Landes ungehindert ausſprechen und ſich zu dieſem Zweck in öffentlicher Verſammlung vereinigen und berathen zu dürfen. Sie verlangen endlich eine Umarbeitung der Verfaſſungs-Urkunde in zeitgemäßem Geiſte, ein beſſeres Wahlgeſez, geſezliche Gleichſtellung und Freiheit des religiöſen Kultus, endlich eine wahrhafte Vertretung des deutſchen Volkes durch ein deutſches Parlament. Sie verwahren zum Schluß ſich feierlich gegen das Polizeigeſez, welches, in einer Beamtenkammer berathen, die Rechte des Volkes vernichtet und jede freie Bewegung verkümmert. Die Zeit drängt. Soll den Ereigniſſen vorgebeugt werden, ſo müſſen Thaten an die Stelle des leeren Wortſchalls treten. Die Kammer hat eine hohe Verantwortlichkeit gegen Fürſt und Vaterland: Möge ſie ſich ihres Berufs würdig erweiſen."

Alle Bürger in Mainz und ganz Rheinheſſen wurden aufgefordert, die Adreſſe perſönlich nach Darmſtadt zu überbringen, doch begnügte man ſich zulezt mit einer Abordnung. In Darmſtadt ſelbſt fanden ſich Abordnungen aus anderen Theilen des Großherzogthums zuſammen, am 2. März. An dieſem Tage entwickelte der Abgeordnete **Reh**, im dichtgedrängten Ständeſaale, aber vor leerer Miniſterbank, einen

Antrag auf ſofortige Aenderung des Regierungsſyſtems und den Wechſel der Miniſter. „Des Fürſten Wille, ſprach Reh, konnte nicht zur That werden, weil ſeit Jahren zwiſchen ihm und ſeinem Volk ein Miniſter ſteht, als Träger eines Syſtems, das in allen Verzweigungen, mit denen es in das Staatsleben eingreift, die geſez-liche Freiheit des Volkes und die Entwickelung ſeiner Einrichtungen lähmte, welches das Inſtitut der Kreis-Räthe zu einer faſt unerträg-lichen Machtvollkommenheit gelangen ließ, die Preſſe in Feſſeln ſchlug, das natürliche Recht der Verſammlung und Beſprechung gemeinſamer Angelegenheiten zum Verbrechen ſtempelte. Die un-ausbleibliche Folge dieſes Syſtems war und iſt Mißſtimmung und Mißtrauen im ganzen Lande, in Städten wie in Dörfern und in allen Ständen.“

Die Staatsregierung eilte wie anderwärts auch hier, Zugeſtänd-niſſe zuzuſagen. Der alte, ehrliche Brunck, ein Mann aus dem ſchlichten Bauernſtande, kerngeſunden Verſtandes und Herzens, ſeit vielen Jahren Abgeordneter, meinte, die Regierung dürfe bei dem Zugeſagten nicht ſtehen bleiben. Mit dem Scharfſinn des gewandten Rechtsanwalts, mit der hinreiſſenden Macht der leichtfließenden Rede, zergliederte Zitz die Zuſagen der Regierung und zeigte, wie überall ungenügend ſie waren. Lehne ſprach im gleichen Geiſte; er ſtellte die Forderungen des Volkes bereits als rechtliche Errungenſchaften dar. Der Bürger wird ſich Nichts mehr entreiſſen laſſen, rief er begeiſtert aus, und alle Gallerien ſtimmten in größter Aufregung ein.

Heinrich von Gagern hatte ſchon am 27. Februar mit einigen andern Abgeordneten einen Antrag geſtellt:

„Auf Erzielung einer einheitlichen monarchiſchen Führung für Deutſchland, die ſich, um ſtark zu ſein, auf den Beirath des Volkes ſtüzen müſſe. Unter ſo dringenden und von außen Ge-fahr drohenden Umſtänden ſolle der Großherzog dahin wirken, daß für die Dauer derſelben die Sorge für den Schutz der äußern und innern Sicherheit Deutſchland's, insbeſondere die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, des Heerweſens und der Volksbewaffnung in die Hand Eines Kabinets gelegt werde, deſſen Miniſter dem zeitweiligen Haupt Deutſchland's und der Nation verantwortlich wären; das Haupt Deutſchlands hätte dann die Geſetzgebung und die Beſteuerung, in Uebereinſtim-

mung mit einem Rath des Volkes, nach den weſentlichen Formen des repräſentativen Syſtems auszuüben; die Berufung der Nationalvertretung aber ſollte gleichzeitig mit der Ernennung des Bundeshauptes erfolgen."

In der Kammerſitzung vom 3. März ſprach Gagern die Anſicht aus, der Wunſch nach einer allgemeinen deutſchen Geſezgebung müſſe noch über einen Sonderantrag auf Aufrechthaltung der rheinheſſiſchen Inſtitutionen geſtellt werden. In derſelben Kammerſizung erndtete Zitz ſtürmichen Beifall von den Gallerien: Er zeigte ſich als den entſchiedenſten Mann der Freiheit, der nicht danken wollte für bloße Zuſagen, ſondern den Augenblick benüzen, um die Freiheit in die Hand zu bekommen. Prinz Emil von Heſſen, ein Mann des Rückgangs, trat im Angeſicht der Bewegung, eine Reiſe nach Oeſterreich an; der Erbgroßherzog, deſſen volksfreundliche Geſinnung bekannt war, war von München nach Darmſtadt zurückgeeilt. Für das Miniſterium du Thil war Alles verloren; es war unmöglich geworden. Der Abgeordnete Zitz ſprach am 4. März in einer großartigen Bürgerverſammlung in Mainz die ſchweren Worte: „Mitbürger, unſer Wechſel läuft ſchon über 30 Jahre; dennoch wollen wir noch drei Reſpecttage gewähren; nach dieſen, alſo am Mittwoch, in Verbindung mit der ganzen Provinz, geht es nach Darmſtadt, um unſere Wünſche perſönlich geltend zu machen." Der Beifallsſturm bewies, daß er dem Volk aus dem Herzen ſprach. Man fing an, in Darmſtadt die Lage der Dinge einzuſehen. Für die neue Richtung des Staatslebens waren neue Kräfte nöthig. Der Großherzog nahm ſeinen Sohn, den Erbgroßherzog, zum Mitregenten an, und Heinrich v. Gagern, einer der Führer des bisherigen ſtändiſchen Widerparts, wurde an die Spize der Regierung geſtellt. Das neue Miniſterium verſprach dahin zu wirken, daß, was den Forderungen der Zeit entgegenſtehe, beſeitigt werde.

Die Rückwirkung auf Kurheſſen konnte nicht ausbleiben.

Den Kurheſſen hatte der Gang der Dinge gezeigt, wie viel und wie lange ein deutſches Volk ertragen und erdulden könne. Kurheſſen war ein ſprechendes Beiſpiel, daß eine Verfaſſung ohne freie Preſſe und ohne Volksbewaffnung eitel Lüge und Gaukelſpiel iſt. Die papierne Verfaſſung war gut, und vom Hof aus und von dem Miniſterium aus waltete und ſchaltete man, als wäre es darauf abgeſehen, die Verhöhnung der Verfaſſung ſo recht zur Schau zu tragen. Das

war das Land der häßlichſten Aergerniſſe von oben herab, der willkürlichſten Gewaltthätigkeiten, der Haſſenpflug'ſchen Geſchichten, der ſclaviſchen Fügſamkeit der Gerichte, durch welche ſchuldige Miniſter, troz ihrer geſezlichen Verantwortlichkeit, frei und lachend durchſchlüpften, und durch welche anerkannt ſchuldloſe Männer, wie Jordan, mit teufliſcher Bosheit gequält wurden, weil die Richter wußten, daß ſie ſich bei Hof, und was damit zuſammenhing, in Gnaden ſezten, wenn ſie mißliebige Männer durch die Chikane der Rechtspflege verfolgten. Das war das Land, wo das gute Wahlgeſez, welches das Volk auf dem Papier hatte, durch die Paſchas der Beamtenwelt ſo gehandhabt wurde, daß es zur Null wurde; Kammermitglieder, die der Willkür im Wege waren, wurden durch die Gerichte aus der Kammer hinausſchikanirt. Das ganze öffentliche Weſen war in Kurheſſen ſeit vielen Jahren durch und durch zerfreſſen. Gemeine Verbrecher, wie einer, der wegen ſchwerer Mordthat in Eiſen geſeſſen hatte, waren hier im Staatsdienſt angeſtellt. Die Regierung hatte auf's Strengſte ſtets darauf gedrungen, daß das Volk ſeine Pflichten gegen ſie erfülle; ſie ſelbſt hatte troz des Bundesbeſchluſſes von 1830, troz ihrer geſchworenen Eide, troz ihrer Frömmelei, ihre Verpflichtungen gegen das Volk nicht erfüllt. Die Urquelle alles Uebels, aller Beſchwerung, alles Drucks, aller himmelſchreienden Ungerechtigkeiten war, daß der Kurfürſt, ſeit dem Miniſter Haſſenpflug traurigen Andenkens, faſt lauter Männer zu Rathgebern hatte, die von der neu aufgebrachten niederträchtigen Anſicht ausgingen, die Völker haben gar keine Rechte, ſondern es hange bloß von der Gnade und Barmherzigkeit der Fürſten ab, wie viel oder wie wenig ſie jenen einräumen wollen; dieſe logen dem Fürſten vor, die Völker müſſen mit Allem, was ihnen ſolchergeſtalt gereicht wäre, zufrieden ſein, und wär' es auch noch ſo wenig. Solchen Leuten ſtand die Verfaſſung gar nicht an, weil dieſelbe von einer gerade entgegengeſezten Anſicht ausging, und eine ganze Menge Rechte aufzählte, die das Volk habe, und die es noch erhalten müſſe. Darum ſuchten ſie dieſe Verfaſſung auf alle Art zu beſchränken, zu umgehen oder zu vereiteln. Alle Abſäze der Verfaſſung wurden daher auf das allereingeſchränkteſte ausgelegt, und wenn das noch nicht genügend ſchien, ſo wurde ſogar den Worten und dem Sinn Gewalt angethan, oder man erfand Mittel, wodurch ihre Wirkung vereitelt wurde. Alles,

was man von verſprochenen Dingen aus irgend einem Grunde oder Vorwand verſchieben konnte, wurde verſchoben. Was ſich aber durchaus nicht verſchieben ließ, wurde wenigſtens ſo beſchränkt und kärglich gegeben, daß es faſt allen Werth verlor. Statt der Freiheit der Preſſe und des Buchhandels, die von der Verfaſſung in vollem Umfang verheißen war, hatte Kurheſſen ſeit langer Zeit eigentlich gar keine Preſſe, weil alles durch dieſe Leute gleich im Keim erſtickt und unterdrückt wurde. Das durch die Verfaſſung gewährleiſtete Recht der freien Meinungsäuſſerung war faſt gänzlich untergraben. Denn es wurde jedem freien Wort, jeder Kundgebung anderer als der miniſteriellen Anſichten, aufs ängſtlichſte aufgelauert, und wenn etwas der Art ertappt wurde, ſo waren Verfolgung, Zurückſezung, Unterſuchung, Auflöſung von Geſellſchaften und dergleichen die Folge. Darum wagte faſt Niemand mehr ein freies Wort zu ſprechen. Noch zu keiner Zeit hatte in Heſſen ein ſolches Spionir- und Angeberſyſtem geherrſcht, wie in den lezten Jahren. Jeder fürchtete ſich vor den Andern, wie vor lauter Verräthern, und es war eine ſo gedrückte engherzige Stimmung, als wenn Jeder einen eiſernen Reif um die Bruſt hätte, oder wenn das ganze Land der Alb drückte. Die durch die Verfaſſung verbürgte Freiheit des Gewiſſens wurde in der Art geachtet und berückſichtigt, daß man ehrbare Männer und Frauen, welche auf eine andere Art, als nach miniſterieller Anſicht, Gott anbeten wollten, mit Gensdarmen auseinander jagte, ja, wenn ſie ſchon geſtorben und begraben waren, wieder aus der Erde grub, damit ſie nicht neben ihren Mitbürgern ruhen. Dagegen waren Bigotterie und Kopfhängerei Empfehlungsbriefe zu Anſtellungen und Begünſtigungen geworden, und in Heſſen noch viel mehr als anderswo erhob die Heuchelei in den eckelhafteſten Erſcheinungen ihr Haupt. Der durch die Verfaſſung gewährleiſteten Unantaſtbarkeit des Eigenthums wußte man durch Mißbrauch der Oberaufſicht und durch abgenöthigte Verzichte beizukommen. Die durch die Verfaſſung verheißene Selbſtſtändigkeit der Gemeinden war ſchon an und für ſich beſchränkt genug ausgefallen, und dazu noch war das Recht zur Wahl ihrer Vorſtände, durch das vorbehaltene Beſtätigungsrecht der Regierung, faſt zur leeren Täuſchung geworden.

Die Staatsdiener, welche nach der Verfaſſung die Aufrechthaltung derſelben und die Beobachtung der Geſeze beſchwören und daher eine

Hauptſtüze der Verfaſſung ſein ſollten, waren durch Verſezung, Zurückſezung und andere Mittel ſo ſehr eingeſchüchtert, daß ſie faſt ſtumm geworden waren und allen Muth verloren zu haben ſchienen. Man verlangte von ihnen nicht bloß treue Dienſtführung, ſondern daß ſie auch außerdienſtlich den Menſchen verläugnen, ganz und gar in ihrem Miniſter aufgehen, nur wie dieſer hören, ſehen, denken, fühlen, glauben und, ſich äußern ſollen.

Um auch hier alle Selbſtſtändigkeit, Charakterfeſtigkeit und allen Freimuth zu untergraben, waren ſeit langer Zeit alle Anwalte bloß proviſoriſch beſtellt worden. Auf alle mögliche Art ward verſucht, die Bedeutung, Kraft und Wirkſamkeit der Ständeverſammlung zu unterhöhlen und zu nichte zu machen. Mittelbar und unmittelbar hatte ſich die Regierung durch ihre ganze Gliederung herab in die Zuſammenſezung der Kammer gemiſcht, den einfachen Sinn der Wähler durch die unſittlichſten und ſtrafbarſten Mittel beirrt, eingeſchüchtert, genothzüchtigt. Hatte das Volk dennoch Männer ſeines Vertrauens gewählt, ſo wurde gegen dieſe Mißfälligen alles angewandt, ſie aus der Zahl der Abgeordneten zu entfernen, allerlei grundloſe Anfechtungen der Wahl wurden erkünſtelt, durch ungebührliches Zurückbehalten der Wahlurkunden ihr Eintritt in die Kammer verhindert, und alles hervorgeſucht, was gegen ſie in irgend einer Weiſe beſchwerend hätte vorgebracht werden können, und hätt' es nur die Schwere eines Strohhalms gehabt. Die Ständeverſammlung ſelbſt war ſeit vielen Jahren von den Landeskommiſſären auf diktatoriſche, unwürdige Art behandelt worden. Es fehlte nicht an Beiſpielen dafür, daß Beförderung oder Zurückſezung bloß als Folge der Art angeſehen werden mußte, wie einer in der Ständeverſammlung aufgetreten war. Ein ſtändiſches Recht nach dem andern war heftigen Anfechtungen ausgeſezt geweſen. Dem ſtändiſchen Verwilligungsrecht hatte man zum Oeftern völlig Hohn geſprochen durch Einzwängung in einen pedantiſchen Geſchäftsgang. Durch Verhinderung oder Verzögerung der Oeffentlichkeit hatte man die Thätigkeit der Stände zu lähmen, oder die Theilnahme des Volkes an den Verhandlungen zu ſchwächen geſucht. Faſt alle von den Ständen ausgegangene Anregungen zum Fortſchritt in der Geſezgebung und in der Verwaltung waren völlig erfolglos geblieben. Wollten die Stände ändern, was nicht mehr zeitgemäß war, ſo vieles, wodurch

dem Leben nur unnöthige Hemmungen und Beläſtigungen auferlegt, der Aufſchwung des Ackerbaues, des Handels und der Gewerbe, das Aufblühen des Wohlſtandes gehemmt waren, lauter Dinge, die nothwendig hätten geändert werden müſſen: ſo that das Miniſterium entweder nichts oder das Gegentheil. Es ſchien einen gänzlichen Stillſtand oder vielmehr Rückgang beſchloſſen zu haben, und einen Ruhm darin zu ſuchen, ſowohl die Anträge und Wünſche der Stände als die öffentliche Meinung überhaupt zu verachten. Alle gemeinnüzigen Unternehmungen, alle Privatthätigkeit, wobei die Regierung mitwirken mußte, ſtießen auf unnatürliche Hemmniſſe, ſo daß aller Unternehmungsgeiſt niedergedrückt, ſo manche Nahrungsquelle verſtopft wurde.

Alle Anklagen der Stände gegen die Miniſter waren erfolglos geblieben.

Dadurch, daß bei ſo offen vor Augen liegendem verbrecheriſchem Treiben, bei ſo vielfachem, an Volk und Verfaſſung verübtem Verrath die Schuldigen immer frei ausgingen, hatte es nicht anders ſeyn können, als daß des Volkes Vertrauen auf die Unabhängigkeit der Rechtspflege den härteſten Stoß bekam. Es war allgemeiner Glauben im Volk, daß bei dem Vorſchlag zur Beſezung der Gerichte von dem Miniſterium darauf Rückſicht genommen werde, ob Jemand der politiſchen oder religiöſen Anſicht der Miniſter huldige oder nicht. Nach ſolchen Vorgängen war es kein Wunder, daß am Ende zu Anfang des Jahres 1848 ſogar das Gerücht im Volk umlief, es ſey auf den völligen Umſturz der Verfaſſung abgeſehen, die Aufhebung derſelben ſey demnächſt zu erwarten.

Auch in andern Staaten war die geſchriebene Verfaſſung keine Wahrheit, nicht Leben geworden; aber am wenigſten in Kurheſſen. Auch andere Fürſten hatten nicht die glücklichſt gewählten Umgebungen; aber ſo falſche, der Verfaſſung und dem Fortſchritt ſo feindlich geſinnte Rathgeber waren an keinem Hofe ſonſt, wie an dem kurheſſiſchen; und ſo ſehr, ſo unheilvoll hinter den Bedürfniſſen und Forderungen der Gegenwart waren keine bürgerlichen Zuſtände zurückgeblieben, wie die des Kurſtaats.

Das böſe Gewiſſen der Regierenden fürchtete, als der Märzwind wehte, im Kurheſſenland als das Nächſte einen Volksaufſtand. Sie waren aber dumm genug zu glauben, es laſſe ſich einem ſolchem

durch Gewaltmaßregeln des bisherigen Syſtems vorbeugen. Man fing an, Diejenigen, von denen man vorausſezte, ſie ſeien Führer des Volkes, zahlreich zu verhaften, und durch brutalſte Behandlung der Verhafteten hoffte man die Andern einzuſchüchtern. Da war namentlich ſo ein Dienſtfertiger zu Marburg, der aus der Jordan'ſchen Unterſuchung wohl bekannte Polizeiwachtmeiſter Schmitt, vom Volke allgemein „der Eiſenſchmidt" genannt. Er war es, der wegen Mords in Eiſen geſeſſen, und der ſich von den Machthabern zu Allem brauchen ließ, jezt vorerſt zu den Verhaftungen. Aber durch die unbefugten Verhaftungen, durch die brutale Behandlung der Verhafteten, beſchwor er die ganze Erbitterung der Bevölkerung herauf. Die Erbitterung theilte ſich dem ganzen Lande mit. Der fluchbeladene Staatsrath Scheffer, der Mann, der noch vor wenigen Wochen jedem edleren Gefühle, das im Volke lebte, Hohn ſprach, floh heimlich in der Nacht, krank und in Betten gehüllt, hinweg, vor der Volksrache und dem Laternenpfahl, den er zu zieren fürchtete. Es hat ſeitdem nichts mehr verlautet, wohin er gekommen und was aus ihm geworden iſt. Auch Andere, ſeine Mitſchuldigen, flohen hinweg. Auch die Familie des Kurfürſten verließ in der Nacht vom 5. auf den 6. März die Hauptſtadt Kaſſel. Man traute nicht mehr. Es dürfe in der jezigen Bewegung kein Bürgerblut fließen, war aus der Mitte des Artilleriecorps geäußert worden. Es war umſonſt, daß der Offizier, der das ſagte, Lieutenant Weber, verhaftet wurde. Der Geiſt, in welchem er es ſprach, war auch in Anderen. Der Aufſtand fluthete mächtig von Hanau heran.

Die Hanauer, beim erſten Blick ſchon ein herrlicher deutſcher Volksſchlag, waren von jeher in Kurheſſen die am meiſten politiſch Aufgeweckten und Entſchiedenen, und Hanau, dieſe Stadt in ihrer ſchönen Lage am Main, im Laufe der Jahre von überwiegend volksthümlichen und freiſinnigen Elementen durchzogen, bildete das Herz des öffentlichen Lebens, unendlich mehr als Kaſſel, ſeit geraumer Zeit in dieſen Landen. Hanau gab auch jezt ein großes Beiſpiel; wenige deutſche Städte folgten ihm nach.

Der Kurfürſt war ohne irgend ein Verſtändniß des Geiſtes, der in der Zeit war, völlig unbelehrt durch den früheren Vorgang in ſeinem Heere, das ſich weigerte, in jener Huldigungsgeſchichte ſeinen Herrſcherlaunen ſich zu fügen, die noch aus jener Zeit her-

ſtammten, da die Fürſten von Kurheſſen mit den Kindern ihres Landes jochweiſe wie mit Vieh Handel getrieben hatten nach allen Weltgegenden. Sonſt wenn ein Heſſenfürſt ſtarb, glaubte das Volk, daß die Fulda ſtille ſtand, und ſelbſt der Strom ſeine Trauer zu erkennen gab. Die Liebe des Volkes trug ſeine Trauer ſogar auf die Natur über. Aber ſeit Jahrhunderten hatte man weder geſehen, daß der Fluß ſtille ſtand, noch davon gehört oder geleſen, daß das Volk dieſen Glauben äußerte.

Der Kurfürſt war ſicher, dem Volk, wenn es ſich anderen gleich an der Bewegung betheiligen wollte, den Muthwillen mit Waffenzüchtigung zu vertreiben; würden ſeine Truppen dazu nicht genug oder geneigt ſeyn, ſo pochte er auf den Beiſtand der nicht weit entfernten preußiſchen Waffenmacht. Der Fürſt, welcher der beſchworenen Verfaſſung, als Unverantwortlicher, durch ſeine verantwortlichen geſchmeidigen Geſchöpfe und Werkzeuge ſo viel und oft Hohn geſprochen hatte — dieſer Fürſt nahm jezt die Miene an, als ſey die Gewalt, die er dem rechtfordernden Volk entgegenſtellen wollte, nichts anderes als ein Schuzmittel zu Gunſten der durch das Volk bedrohten Verfaſſung. Er geberdete ſich, als ſey es ihm einzig und ernſtlichſt um die Erhaltung der Verfaſſung zu thun, die er nie gehalten hatte, während das Volk, voran die Stadt Hanau, nichts wollte, als das Ende unerträglicher Despotie, und Bürgſchaften dafür, daß die Verfaſſung fortan nicht mehr mit Füßen getreten werde.

Bei der erſten Kunde der Erregung in Hanau wurde der Befehl gegeben, augenblicklich eine hinreichende Zahl Geſchüze gegen dieſe Stadt aufbrechen zu laſſen, und die Bürgerſchaft von Hanau zu entwaffnen. Auch im übrigen Lande ſollten der Bürgerwehr die Waffen abgenommen werden.

Die Männer von Hanau aber fügten ſich dem Befehl, die Waffen abzuliefern, nicht, legten vielmehr die Waffen an und bezogen die Wachpoſten in der Stadt und an den Thoren, um die Ruhe und Ordnung aufrecht zu halten, wie ſie ſagten. Das Militär, von gleichem Geiſte wie die Bürger beſeelt, blieb in den Kaſernen. Eine Abordnung der Bürger ging nach Kaſſel, die Forderungen der Zeit und den Wechſel des Miniſteriums zu verlangen. Zugleich meldete der Stadtkommandant von Hanau nach Kaſſel, wenn man nicht in

die Forderungen der Bürger willige, könne er eben ſo wenig für die Ruhe der Stadt als für die Haltung der Truppen einſtehen.

Der Kurfürſt, der in den erſten Tagen noch auf den Rath Scheffers, der ſo lange ſein böſer Dämon geweſen war, hörte, nahm die Abordnung der Hanauer nicht an, und glaubte mit einigen, jezt unbedeutenden Zuſagen ſein Volk abfertigen zu können. Die Hanauer hatten ſich bei ihrer Abordnung genau an die längſt bekannte Vorſchrift des Hofes gehalten, und nur drei Bürger nach Kaſſel geſandt, weil zu einer Audienz nie mehr als drei zugelaſſen wurden. Aber die Hanauer Adreſſe, deren Inhalt man am Hofe natürlich zum Voraus wußte, erſchien durchaus nicht hoffähig. Sie war kräftig und wahr, ſie ſprach aufrecht und männlich: das waren lauter Eigenſchaften, die man am Kaſſeler Hof nicht gerne ſah und ſeit Menſchengedenken nicht geſehen hatte. Die große Kreuzſpinne des Jeſuitismus hatte an dieſem Hof nach allen Seiten hin ihre Fäden gezogen, und die Hanauer erklärten in ihrer Adreſſe geradezu, mit ſchonendem Ausdruck, das Volk ſehe ſich einer „politiſch-religiöſen Genoſſenſchaft“ geopfert, und ſeine beſten, wohlverſtandenen Intereſſen durch das gegenwärtige Miniſterium vernachläſſigt und gefährdet. Um die nicht vorgelaſſenen Abgeordneten von Hanau, Hersfeld und Marburg bildeten ſich in Kaſſel, als um natürliche Mittelpunkte, ſehr lebhafte Bürgerverſammlungen.

Es fiel dem Kurfürſten und ſeinen Rathgebern entweder nicht ein, das Gleiche zu thun, was im Heſſen-Darmſtädtiſchen in denſelben Tagen gethan wurde, oder waren ſie doch noch geſcheidter. Eine kreisräthliche Verfügung hatte in lezterm Lande, ſogar in Mainz, durch die Schelle bekannt gemacht, es werde Jeder, der ſich fürder bei einer Volksverſammlung betheilige, ſofort zu fünf Tagen Gefängniß verurtheilt werden. Freilich hatten dort am ſelben Tage, wo das durch die Schelle bekannt gemacht wurde, ſich mehr als fünf tauſend Bürger in der Fruchthalle verſammelt, und beſchloſſen, ſich in ihren Rechten Nichts nehmen zu laſſen und von ihren Forderungen nicht abzuſtehen. Ja, als entſchiedenſte Antwort, hatten ſich die Mainzer Bürger bewaffnet, mitten zwiſchen den vielen preußiſchen und öſterreichiſchen Bajonetten und Kanonen. Durch ſolchen Muth und ſolche Entſchloſſenheit war das Verſammlungsverbot freilich ſehr

lächerlich geworden, und noch mehr der Kreisrath, von dem es ausgegangen war, und zu Kaſſel mag man ſich das gemerkt haben.

Als die Hanauer Abgeordneten nach Hanau nicht wieder kamen; als Tage verfloſſen waren, und nichts von Kaſſel kam, als die Nachricht, daß Truppen auf Wagen nach Hanau abgegangen ſeyen, und die Geſchüze unterwegs: da beſezten die Hanauer Männer das Zeughaus, der Waffenvorrath wurde ſorgfältig aufgenommen von dem Fabrikanten Doktor Rühl, und alles bewaffnete ſich, ſelbſt zwölfjährige Knaben ſah man in Waffen. Der Stadtrath geſtaltete ſich thatſächlich als einſtweilige Regierung. Ein gedienter Militär, ein ordengeſchmückter Offizier, bildete ein Freicorps von zweitauſend Mann. Durch ganz Deutſchland iſt die herrliche Geſtalt Röthelbergs, des Befehlshabers der Hanauer Freiſchaaren, in vielen Tauſenden von Abdrücken ſeitdem bekannt geworden. Die Bürgerwehr war gegen fünfzehnhundert Mann ſtark. Dazu kamen die bekannten markigen und gewandten Turner von Hanau, und die vielen Hunderte, die aus Offenbach, aus Mainz, Gelnhauſen, Frankfurt, Friedberg, Steinheim und andern Orten ſich anſchloſſen.

Am 6. März zog das bewaffnete Volk auf dem Marktplaz auf. Die Staatsdiener ſchloſſen ſich der Bürgerſchaft einſtimmig an und ſandten eine beſondere Abordnung nach Kaſſel ab mit der Erklärung, daß ſie aus vollſter Ueberzeugung die Angemeſſenheit und Nothwendigkeit der Bitten und Wünſche anerkennen, welche die Bürger der Stadt Hanau unter dem 29. Februar ſchon dem Kurfürſten vorgetragen. Ob die Erbitterung oder die Entſchloſſenheit der Bürger größer war, man wußte es nicht, und die unbedingten Anhänger der Regierung zitterten vor einem Sturm, der jeden Augenblick losbrechen könnte. Sie fühlten ſich nicht mehr ſicher in der Stadt, und erklärten darum um ſo eifriger ihre Zuſtimmung zu dieſer „geſezlichen Bewegung“ wie ſie es nannten. Herr von Specht und andere ſtanden vor dem Volk wie vor einem Vehmgericht. Das Volk hatte ihnen von Anfang an nicht recht getraut, und glaubte deßhalb, ſich die nöthige Bürgſchaft für ihre Geſinnung und ihr Wollen verſchaffen zu müſſen.

Auch die Bürgerſchaft ſandte eine zweite Abordnung der erſten nach. Statt Nachrichten von unſerer Abordnung — ſo hieß es in dem mitgegebenen Schreiben — über die vollſtändige Bewilligung

deſſen zu erhalten, um was die Bürgerſchaft gebeten hatte, hören wir, daß das hier liegende Militär verſtärkt werden ſoll. Statt Conceſſionen — Kanonen! Es kann für die längere Aufrechthaltung der Ruhe nicht geſtanden werden, wenn die Bewilligungen nicht auf's Schleunigſte erfolgen. Man will die Abordnung nicht länger in Kaſſel haben, das iſt die allgemeine Stimme, der ohne Gefahr nicht entgegengetreten werden kann. — Das Schreiben ſchloß mit der beſtimmten Aufforderung an die Abgeordneten: ſich nur noch drei Stunden in Kaſſel aufzuhalten, und nach Ablauf dieſer Zeit ſich auf die ſchnellſte Weiſe nach Hanau zurück zu begeben.

Das Volk in Hanau rüſtete ſich inzwiſchen zum Abmarſch nach Kaſſel, um das Anſuchen um Bürgſchaften für die Volksfreiheit, das bisher nicht den gewünſchten Erfolg gehabt, im großartigſten Maßſtabe zu wiederholen.

Indeſſen hatte der Kurfürſt einer Abordnung der Stadt Kaſſel neue Zuſagen gemacht, am 6. März. Die Kaſſeler Bürgerſchaft hatte eine inhaltſchwere Adreſſe überreicht. Henkel hatte ſie verfaßt, eine ſcharfe Kritik des bisherigen ſchlechten, volksverrätheriſchen Syſtems *). In Folge der Bewegung in Kaſſel hatte ſich der bisherige ſehr unbürgerliche Bürgermeiſter Nebelthau genöthigt geſehen, abzudanken. Schon mit Wenigem ſchienen ſich die Kaſſeler zu begnügen. Aber in der Stadt Hanau ſtieg die Aufregung mit jedem Augenblick, da immer noch keine genügende Antwort aus Kaſſel kam. Die Einſichtsvollſten ſprachen: Soll das Geeignetſte geſchehen, ſo müſſen alle Volksbeſtandtheile in die Berathung aufgenommen werden; die Bürgergarde und das Militär müſſen ſich gleichermaſſen mit dem Volke verſchmelzen und in dieſer Verſchmelzung Theil an der Berathung nehmen. Nachmittags am 8. März faßte das verſammelte bewaffnete Volk den Beſchluß, den jezigen Verhältniſſen angemeſſene Maßregeln zu ergreifen, und zu dem Zwecke Männer zu erwählen, charaktervolle Männer, welche das Vertrauen des geſammten Volkes beſizen, Männer aus allen Volksklaſſen, die als Volksausſchuß fernerhin handeln ſollten. Auf das wurden Abgeordnete an den Stadtkommandanten und die Militärbehörde mit der An-

*) Die frühere Schilderung der kurheſſiſchen Zuſtände iſt größtentheils dieſer trefflichen Adreſſe entnommen.

frage abgeſandt, wie ſich das Militär, das auf dem Paradeplaz unter den Waffen ſtand, zu verhalten gedenke. Der Stadtkommandant Schirmer erklärte im Namen des Militärs, ſie ſtimmen alle mit den Anordnungen der Bürgerſchaft vollkommen überein, und ſie ſeyen erfreut über das Zutrauen der Bürger zu ihnen. So wurde ein Volksausſchuß von vierundzwanzig Männern gewählt.

Des andern Morgens strömte alles in Waffen nach dem Marktplaz: der Volksausſchuß berieth auf dem Rathhaus; die Abgeordneten waren aus Kaſſel zurück.

Man beſchloß, da die Willensentſchließungen des Kurfürſten den Erwartungen keineswegs entſprachen, demſelben ein Ultimatum zu ſtellen.

Das Volk — ſo lautete die lezte Zuſchrift des Volksausſchuſſes zu Hanau an den Kurfürſten — das Volk iſt mißtrauiſch gegen Ew. K. Hoheit ſelbſt, und hat in der unvollſtändigen Gewährung ſeiner Bitten nichts geſehen, als die dringendſte Aufforderung, ſich noch enger zuſammen zu ſchaaren und eine noch feſtere Haltung Ew. K. Hoheit gegenüber einzunehmen. Das Volk, welches wir meinen, iſt nicht der vage Begriff mehr von ehedem, nein, es ſind Alle — Alle! Ja, K. Hoheit, Alle! Auch das Militär hat ſich für einſtimmig erklärt! Das Volk verlangt, was ihm gebührt. Es ſpricht den Willen aus, daß ſeine Zukunft beſſer ſeyn ſolle, als ſeine Vergangenheit; und dieſer Wille iſt unwiderſtehlich. Das Volk hat ſich einen Volksausſchuß erwählt, und dieſer verlangt nun für das Volk und im Namen des Volks Beſezung aller Miniſterien mit Männern, welche das Vertrauen des Volkes genießen; neue Wahl und alsbaldige Einberufung der Stände; die vollſtändige verfaſſungsmäßige Preßfreiheit; vollſtändige Amneſtie für alle ſeit dem Jahre 1830 politiſch Verfolgten; vollſtändige Religions- und Gewiſſensfreiheit und deren Ausübung; Hinwirkung auf den Zuſammentritt einer deutſchen Volkskammer; Zurücknahme aller Beſchlüſſe, die den Genuß verfaſſungsmäßiger Rechte beſchränken, ganz in's Beſondere derer, die das Recht zu bitten, das Recht ſich zu einigen, und das Recht, ſich zu verſammeln, verkümmern; die beſtimmte Zuſage, daß die in Bezug der Volkswünſche erforderlichen Geſezesentwürfe ſogleich der neuen Ständeverſammlung vorgelegt werden; und endlich verlangt das Volk die Entſchließung Ew. K. Hoheit binnen

drei Tagen von heute an, deren Verſtreichen ohne Antwort als Ablehnung angeſehen werden ſoll. Jezt iſt die Stunde gekommen, wo Sie zu zeigen haben, wie Sie es mit dem Volke meinen. Zögern Sie nicht einen Augenblick zu gewähren, vollſtändig zu gewähren! Beſonnene Männer ſagen Ihnen hier, daß die Aufregung einen furchtbaren Charakter angenommen hat. Bewaffneter Zuzug aus den Nachbarſtädten iſt bereits vorhanden; ſchon wird man mit dem Gedanken einer Lostrennung vertraut, und kennt recht wohl das Gewicht der vollendeten Thatſachen. K. Hoheit, gewähren Sie! Lenke Gott Ihr Herz!

Dieſes vom Volksansſchuß erlaſſene Ultimatum erhielt die Zuſtimmung des Stadtraths, der in Hanau verſammelten Bürger und Landleute und der ganzen Beſazung: jede Stunde ſezte dieſe mit den Bürgern auf freundſchaftlicheren Fuß.

Das Landvolk beſonders trug ſich mit dem Gedanken, das kurfürſtliche Land mit dem großherzoglichen zu vereinigen, ein Königreich beider Heſſen zu bilden, und den Darmſtädter Großherzog-Mitregenten zu ihrem König auszurufen. Schon war in Hanau an einem der Thore das kurfürſtliche Wappen vom Volke zerſtört, und auf dem Schilde war zu leſen „Ludwig, Großherzog beider Heſſen;“ nur der Beſonnenheit einflußreicher Volksmänner war es zuzuſchreiben, daß nicht Weiteres geſchah. Die Volksführer in Hanau wollten ſich nur in dem Fall an die Bewegung des Großherzogthums anſchließen, wenn ſie von den andern Kurheſſen allein gelaſſen würden. Aber nicht nur das halbe Land, das ganze fiel den Hanauern zu. Von allen Seiten kamen Abordnungen nach Hanau, Gut und Blut den Männern der Stadt anzubieten. Wir wollen mit euch ſtehen und fallen, war das allgemeine Wort aus den Städten und Dörfern. In dem kleinen Städtchen Bergen zwiſchen Frankfurt und Hanau arbeitete ein Schmied mit zwölf Geſellen Tag und Nacht an nichts anderem, als vielen tauſend kurheſſiſchen Bauern die Senſen gerade zu ſchmieden. In Bockenheim waren innerhalb drei Stunden mehrere hundert Picken in den Werkſtätten der Wagenfabrik gefertigt; und wie hier hatte allwärts im Nu jeder eine Art Waffe, der ſie tragen konnte. Als der erſte Zug Bockenheimer, drei hundert Mann ſtark, auszog, um ſich mit den tapferen Brüdern in Hanau zu vereinigen und mit ihnen zu ſtreiten,

überreichten die Frauen Bockenheims ihnen am Abend zuvor zwei Fahnen und ſprachen dabei ihre warmen Wünſche für ſie und die Sache der Freiheit aus; und in der Frühe nach 4 Uhr, unmittelbar vor dem Aufbruch, noch beim Fackelſcheine, übergaben die Mädchen Bockenheims in gleicher Begeiſterung den Abziehenden eine dritte Fahne. Die Herren zu Frankfurt machten große Augen, als ſie noch im Bette hörten, daß die kräftigen Männer von Bockenheim es ſeyen, welche ſo eben mit Flinten, Piſtolen und Schwerdtern, mit Senſen und Picken, in beſter militäriſcher Ordnung, mit berittenen Anführern an der Spize, mit Fahnen, Muſik und Trommelſchlag durch Frankfurt an den Main gezogen ſeyen, und eben auf dem Dampfboot den Strom hinauf nach Hanau fahren.

Gerade die raſchen und umfaſſenden Gewährungen im Großherzogthum Heſſen ſtellten die kurfürſtliche Regierung, und den Kurfürſten vor Allem, in das grellſte Licht. Wie er die Hanauer Abgeordneten gar nicht zulaſſen wollte, ſo hatte er die Marburger zwar angenommen, aber mehr als ungnädig entlaſſen. Und während er der Geduld der Kurheſſen ſchon dadurch, und noch mehr durch Drohungen mit Huſaren und Kanonen, zuſezte: eilten Neugierige und Theilnehmende zu dem großen Volksfeſt nach Mainz, das zur Feier der plözlichen Umgeſtaltung der Dinge im Heſſendarmſtädtiſchen begangen wurde. Alle Läden waren geſchloſſen, alle Arbeit ruhte, von dem Dome und allen Thürmen läutete feierliches Glockengeläute den Anbruch der neuen Zeit ein; dazwiſchen der Donner der Kanonen, und alle Straßen voll Menſchen, welche voll Dank und Begeiſterung, mit leuchtenden Augen, ein ergreifender und erſchütternder Anblick, nach den heiligen Häuſern wallten, in welchen allen für die wieder gewonnene Freiheit des Volkes ein eigener Dankgottesdienſt gehalten wurde. Abends war die ganze, in feſtlichem Schmuck prangende Stadt glänzend erleuchtet, ſelbſt die Palläſte, worin die militäriſchen Bundesbehörden wohnten. Um acht Uhr Abends bewegte ſich vom Schloßplaz aus ein Zug von mehr als tauſend Fackeln, mit drei Muſikchören, Bürgermeiſter und Gemeinderath an der Spize, durch die taghelle Stadt. Angeſchloſſen hatten ſich ſämmtliche Gewerbe mit ihren Fahnen. Tiefe Stille herrſchte, als der Abgeordnete Ziz vom Altan des Theaters den Dank für die errungenen Güter ausſprach, und als er zum Schwur aufforderte, für

die Freiheit zu leben und zu ſterben, erhob die verſammelte Menge mit ihm die Hände zu dem Sternenhimmel. Auch der ehrwürdige alte Dom ſtrahlte die Schwörenden an, durch bengaliſches Feuer magiſch erleuchtet, und trug auch in die Ferne die lichte Kunde von dieſem vaterländiſchen Feſte.

Der Kurfürſt zog immer mehr Truppen um Wilhelmshöhe zuſammen, und ließ die Hanauer warten, weil er ſelbſt noch auf preußiſche Waffenhülfe wartete. Die neue großherzogliche Regierung bemühte ſich umſonſt, den Kurfürſten zu beſtimmen, daß er den gerechten Forderungen ſeines Volkes endlich willfahren möge. Es war jezt ſo weit gekommen, daß M. Carrier mit einer Abordnung des Hanauer Volksausſchuſſes nach Darmſtadt gegangen war, um den Anſchluß der Landſchaft Hanau an das Großherzogthum anzutragen. Carrier war von Gießen aus nach Hanau geſendet worden, um den bewaffneten Zuzug der Gießener Studenten zuzuſichern.

Samstags um zwölf Uhr Mittags, den 11. März, lief der unwiderrufliche Termin ab, welchen die Stadt Hanau dem Kurfürſten geſezt hatte. Nicht ohne Bangen ſah man von Frankfurt auf die Entwicklung der Dinge in Kurheſſen. Man fürchtete, halbe oder verklauſulirte Zuſagen möchten die Volksmaſſen zu einem Aeußerſten treiben, und eine Rückwirkung in republikaniſchem Sinn über die Rheinlande und über Süddeutſchland ſich verbreiten.

Am 9. Abends verließ das Militär, das bisher in Hanau gelegen, die Stadt; weniger weil es ſein Entſchluß war, nicht gegen die Bürger einzuſchreiten, aber auch an dem Aufſtand ſich nicht zu betheiligen, als vielmehr, weil die Beſazung gewechſelt werden ſollte, und anderes Militär von Kaſſel und Fulda her ſchon anrückte. In Hanau ſah man darin die Gewißheit, daß es jezt zum Kampfe komme. Die gegen die Stadt befehligte Artillerie und Reiterei war nicht mehr ferne, und wäre ſchon näher geweſen, hätten nicht die Landleute die Pferde verweigert zur Fortſchaffung der Geſchüze. Als zu Bruchköbel der Befehlshaber zwangsweiſe verfahren wollte, läuteten die Bauern Sturm, alles ſtrömte bewaffnet zuſammen, und er mußte ohne die gewünſchten Pferde abziehen.

Am 10. März verkündete der Volksausſchuß zu Hanau: „Wir haben zu Verfolgung unſers guten Rechts dem Kurfürſten gegen-

über in unſerm Ultimatum einen Schritt gethan, den wir unſerer Würde und der Würde des deutſchen Volkes ſchuldig waren. Kühn vertrauen wir dem Hauch des Geiſtes, der unſer Vaterland durchweht; er iſt der Athem Gottes. Die Zuſage der Hülfe von allen Seiten konnte uns nur beſtärken in der tiefen Ueberzeugung, daß wir unſere gute Sache, wie zu unſerm Beſten, ſo zum Frommen deutſcher Kräftigung ſtandhaft und beharrlich zum erwünſchten Ziele führen müſſen. Die uns zugeſagte Hülfe iſt das unzweideutigſte Zeugniß für ein einig und deutſch gewordenes deutſches Volk, und gerne machen wir davon Gebrauch. Erwarten Sie inzwiſchen unſere weiteren Mittheilungen ruhig zu Hauſe und empfangen Sie unſern brüderlichen Gruß.“

Schon am Abend deſſelben Tages riefen die Hanauer die Zuzüge aus den Nachbarſtädten ein. Den Tag über waren die Thore und Straßen verbarrikadirt worden, der Poſtenlauf unterbrochen. Die abgezogene Beſazung lagerte zuerſt in dem Lamboiwalde und wurde dann in die umliegenden Ortſchaften verlegt. Die Soldaten hatten aus Hanau das Gefühl mitgenommen, daß es eine heilige Sache gelte, daß ſie es mit keinem Feinde, ſondern mit Mitbürgern und Freunden zu thun haben. Sie hatten ein und daſſelbe Intereſſe mit den Bürgern, hatten doch beide unter einem und demſelben Regierungsunweſen gelitten. Oberſt von Spangenberg ließ ſie den Eid der Treue gegen den Kurfürſten erneuern. Aber die Offiziere hatten ihre Frauen und Kinder in der Stadt zurück gelaſſen, wie als Geißeln, und es hieß, würden die Soldaten ſchießen, ſo wollen an der Spize der Bürger die Frauen und Kinder der Offiziere das erſte Glied bilden, und hinter ihnen die Frauen und Kinder der andern ſtehen.

Aber zu Markgöbel und auf der Straße von Gelnhauſen ſtanden ſtaffelförmig aufgeſtellt mehrere tauſend andere Truppen in einer ſehr bedrohlichen Stellung gegen Hanau, und ob die Preußen kämen, oder nicht, wer wußte es?

Die Stadt war auf Alles gefaßt. Mehr als ſechstauſend ſchlagfertige Leute aus Hanau ſelbſt ſtanden unter den Waffen, ſtarke Zuzüge aus der Nachbarſchaft waren ſchon da, und ſchon auf die erſten Briefe waren am ganzen Mittelrhein hin Dampfſchiffe in Bereitſchaft geſezt worden, namentlich in Mainz, um auf den erſten

Ruf tauſende von Männern von allen Seiten her als Freiſchaaren in die Wetterau zu bringen. Bis Straßburg hin ſtanden Jung und Alt bereit, den Brüdern zu Hanau und der Freiheit zu Hülfe zu eilen. Viele Mainzer hatten dieß bereits gethan. Die Dampfboote auf dem Main und Rhein nahmen die Bewaffneten unentgeldlich auf.

Die Haltung des Hanauer Volkes wurde mit jeder Stunde nicht nur immer entſchiedener, ſondern auch erſchütternder. So wie dieſe Jünglinge und Männer und nicht anders, ſagte ein Augenzeuge, kann ich mir die Dreihundert denken, welche in den Thermopylen ihren Tod fanden. Die Jungfrauen von Hanau weihten der Freiſchaar, die großentheils aus Fabrikarbeitern beſtand, eine Fahne, die führte im weißen Feld die Inſchrift „Sieg oder Tod". Ein Bataillon der beſten Schützen wurde gebildet, die Jugend übte ſich im Dolchſtechen, Alles im Schießen, in den Häuſern und auf den öffentlichen Plätzen wurden Kugeln gegoſſen. Viele hatten hoch und heilig geſchworen, zu ſiegen oder zu ſterben, Andere hatten das Abendmahl genommen; der Druck von Oben war zu unerträglich geworden, ſie wollten frei werden oder das Aeußerſte wagen. Alle ſtanden für Einen.

So brach der 11. März an. Die zwölfte Stunde des 11. März, die äußerſte Friſt für den Kurfürſten, war ſchon verſtrichen, noch waren die Abgeordneten nicht zurück. Wohl aber bewegten ſich die Truppen. Andererſeits war der Zuzug von bewaffneten Freiſchaaren aus beiden Heſſen, aus dem Wolpelsberg, dem Odenwald, dem Fuldathal, aus Gießen, Friedberg, Offenbach, Frankfurt und andern Orten ungeheuer in die aufgeſtandene Stadt hinein. Die Zuzüge vom Rhein, namentlich aus Mainz, zogen mit einem Extrazug der Taunusbahn ſchon in der Sonntagsfrühe nach Frankfurt, und eilten von da auf Wagen weiter dem bedrängten Hanau zu.

In Kaſſel hatte die drohende Erklärung des Hanauer Volksausſchuſſes gleich beim Eintreffen der Abgeordneten eine Aufregung hervorgerufen, die ſelbſt den Umgebungen des Kurfürſten gefährlich genug vorkam. Die tobende und ſchreiende Volksmenge umfaßte dießmal nicht ſo ſehr, als am 6. und 7. März, die ganze Bevölkerung, aber der Unwille war größer, der Zorn ungezügelter, ohne Scheu entſchloſſener. Mit dem Anbruch des Abends ſammelten ſich die

Volkshaufen um das Staatsminiſterium und das Schloß. Immer neue Schaaren ſtrömten zu, troz des Regenwetters; man ſchlug die Maſſe zulezt auf zwanzig tauſend an. Das iſt die bittere Frucht des Argwohns und des Mißtrauens! hieß es unter den Beobachtern. Es wurde Generalmarſch geſchlagen, die Bürgerwehr trat in die Waffen, ſie nimmt die Ruhe und Ordnung wieder in ihre Obhut, die troz den Menſchenwogen noch nicht geſtört iſt. Das Straßenpflaſter wird aufgeriſſen, zum Straßenkampf aber iſt es noch nicht gekommen. Schuldige und Nichtſchuldige in der Stadt zittern vor dem, was kommen kann.

Den ganzen Tag über gingen Rathgeber, Abordnungen der Bürgerſchaft und der Geiſtlichkeit, Leute in der Hoftracht und im Amtskleid, im Schloſſe ab und zu; ſelbſt im ſchlichten Pfarrerrock bahnte ſich ein wackerer Mann den Weg bis in's Gemach des Fürſten. Gegen alle Vorſtellungen, gegen alle Bitten hartnäckig bleibt der Fürſt.

Die Stunde, die den Hanauer Abgeordneten beſtimmt iſt, zur ſchleunigen Abreiſe, wenn ſie nicht bis dahin ein Ja auf Alles oder Nichts empfangen, iſt da. Sie zögern noch kurze Zeit. Das Ja bleibt aus. Sie fahren ab. Tiefe Wehmuth iſt in ihren Zügen zu leſen, ſie denken des Vaterlands, ihrer Heimath Hanau und der unausbleiblichen Folgen. Schon ſind ſie auf dem Friedrichsplaz angelangt; die Volksmenge, die ihnen nacheilt, erreicht den Reiſewagen. Sie hält ihn an, mit Gewalt; ſie will die Abgeordneten nicht fort laſſen. Dieſe beſchwören das Volk ſie ungehindert abreiſen zu laſſen, ihre Sendung ſey zu Ende. Sie betheuern, ihr Leben ſtehe auf dem Spiel, wenn ſie mit der Rückkehr ſäumen. Umſonſt, das Volk läßt ſie nicht ziehen. Es ſpannt die Pferde an den Wagen aus; es zieht die Hanauer Abgeordneten im Jubel zurück nach dem kurfürſtlichen Schloß. Nochmals wird das Geſuch um endliche Zulaſſung zur Audienz, um Bewilligung der Volksforderungen geſtellt. Die höchſte Entſchließung zögert. Die Steine fliegen nach dem Schloſſe und klirrend ſtürzen hunderte von Scheiben zur Erde. Die Sturmglocken heulen durch die Stadt. Das Militär bildet ein Carrè vor dem Schloß, ſonſt ruhig und feſt, ohne von ſeinen Waffen Gebrauch zu machen.

Jezt, endlich jezt, erſcheint ein Bote aus dem Schloß, der heißt

die Abgeordneten noch verweilen. Hoch leben die Hanauer! wieder=hallt der vieltauſendſtimmige Ruf. Man wartet. Die Audienz, ſo lange verſagt, wird jezt gewährt. Um halb eilf Uhr Nachts kommen die Abgeordneten zurück aus dem Schloß. Alle verlangten Punkte ſind ihnen uneingeſchränkt gewährt, mit Ausnahme der ſofor=tigen Neuwahl der Stände, auf welche die Abgeordneten aus Rück=ſichten ſelbſt verzichteten.

In ihrem Reiſewagen harren noch die Abgeordneten auf die urkundliche Ausfertigung der Zugeſtändniſſe. Es vergeht einige Zeit. Die Volksmenge, die ungeduldig gährt, bricht in ein Freudengeſchrei aus: das kurfürſtliche Schreiben wird überbracht. Unter Hurrah, Hurrah! umwogt ſie den Wagen der Abgeord=neten, welche die urkundliche Antwort des Kurfürſten in Hän=den haben. Schnell werden Fackeln angezündet, ſie leuchten dem wogenden und toſenden Zug vorauf, Fackelträger ſchwingen ſich ſelbſt auf die Wagen. Der Ruf: „Licht heraus!“ ertönt auf dem weiten Plaz und in den einmündenden Straßen; bald iſt die ganze ſüdweſtliche Seite des großen Plazes, die ganze Frankfurter=, die Karlsſtraße mit andern Straßen erleuchtet. Bis vor die Stadt gab das Volk den Hanauern das Geleite.

Des andern Tages ging der Kurfürſt nach Wilhelmshöhe. Entwich er den Verwünſchungen und Flüchen gegen die geſtürzten Miniſter, die überall zu hören waren, gegen die Miniſter, welche abzuſezen er auf dieſe Art hatte gezwungen werden müſſen? Das Militär, ſelbſt die Leibgarde, lagerte um Wilhelmshöhe bei ſchlech=tem und kaltem Wetter im freien Felde. Jeder Soldat hatte hun=dert Stück ſcharfe Patronen gefaßt. Leute, welche die Sachlage nicht genauer kannten, fürchteten einen blutigen Kampf, zu dem es zwiſchen der Bevölkerung und den Truppen kommen möchte. Unter=richtete wußten, daß die Mehrheit der Soldaten nicht Folge leiſten würde, falls man ſie befehligte, auf ihre Väter oder Brüder zu ſchießen. Ja, die Soldaten hegten ſelbſt Beſorgniß, es möchte, wenn ſie ſich nicht zu den Bürgern ſchlagen, ſchwerlich ein Sturm gegen ſie aufzuhalten ſeyn. Manche fürchteten indeſſen deßwegen einen Kampf, weil ſie der abgenöthigten plözlichen Einwilligung des ſtarren Kurfürſten die Möglichkeit eines eben ſo plözlichen Um=ſchlags, der Reue und der Rache zutrauten.

Die Hanauer aber trauten; ſie räumten die Barrikaden weg, als Abends zwiſchen drei und vier Uhr die Abgeordneten aus Kaſſel in der Stadt einfuhren. Vom Balkon des Rathhauſes verkündeten ſie dem Volke die Genehmigung aller ſeiner Wünſche. Freudenſchüſſe und Jubelrufe erfüllten die Stadt, zugleich wurde dem Oberbürgermeiſter der aufgeſtandenen Stadt, Eberhard, der Mitglied des Volksausſchuſſes, das heißt, der proviſoriſchen Regierung, war, ſeine Ernennung zum Vorſtand des Miniſteriums des Innern überreicht. Die Zuzüge aus der Nachbarſchaft, mehrere Tauſend an der Zahl, verließen noch ſelbigen Abend die Stadt, nachdem ſie feſtlich bewirthet worden. Die andern, Tags darauf.

Faſt überall in den Städten wurde beleuchtet. Bockenheim glich einem Lichtmeer, auch die Straße von Frankfurt her war beleuchtet; ſelbſt die dort wohnende hohe Diplomatie hatte zum böſen Spiel gute Miene gemacht, und ihre Wohnungen beleuchtet. Sie hatten Grund dazu; ſchon von drei Uhr Abends an wogten tauſende von Menſchen längs des ganzen Weges vom Allerheiligenthor Frankfurts bis zur Bockenheimer Heerſtraße, die aus Hanau rückkehrende Freiſchaar zu begrüßtn. Es war Nacht, als die Schaar ihren Einzug hielt, unter dem Schall der Muſik, unter dem Wirbel der Trommeln, unter Geſang und betäubendem Hurrahgeſchrei der Zuſchauer. Die Schaar mit ihren Gewehren, Lanzen und Hackenſenſen machte auf Manchen einen unheimlichen Eindruck. Wehe dem Feinde, der dieſem Rachecorps in den Wurf käme! hörte man ſagen. Weiß gekleidete Mädchen empfiengen die Schaar am Eingange des Städtchens unter einem Triumphbogen, der die Aufſchrift hatte „Für Freiheit, Wahrheit und Recht!"

Die Hanauer durften auf das, was ſie für Kurheſſen, ja für Deutſchland errungen, ſtolz ſein. Man war in Deutſchland ſolches Thun ſo ungewohnt, daß man nicht deutſchem Muth und deutſchem Geiſt das zuſchreiben wollte, ſondern fremdem: polniſche und franzöſiſche Offiziere, wollte man glauben machen, haben alles geleitet. Man vergaß, daß die Hanauer ſo groß daſtanden als Männer, weil ſie ſeit 1830 die Waffen getragen und ſich darin geübt, und einen volksthümlichen brüderlichen Sinn unter ſich groß gezogen hatten. Selbſt Männer, die im Heer als Offiziere gedient oder am Hof gelebt, wie Röthelberg und Graf, waren in Hanau durch und durch

ganz Bürger geworden. In dem brüderlichen Sinn einer Bevölkerung und in den Waffen ruht die einzige nachhaltige Macht einer Stadt und eines Volkes: ohne dieſe Beiden iſt fortan die Freiheit nicht möglich.

Die Hanauer riefen noch am Feſtabend die frühere Beſazung in ihre Stadt zurück. Sie ſelbſt aber legten die Waffen nicht ab, ſondern fuhren fort, mit der Beſazung freundſchaftlich in den Dienſt ſich theilend, alle Wachpoſten zu beſezen. Neun Monate des Dienſtes haben bis jezt den Eifer der Hanauer nicht ermüdet. Alle deutſchen Herzen waren auch für ſie, für die Bürger wie für die Arbeiter Hanaus.

Sie mißbrauchten ihren Sieg nicht. Die Volksjuſtiz begnügte ſich, durch Zeichen, durch Töne, den Beamten Robert, Bödicker, Zick, Wachs, Röder, Auffarth, Hoffmann und Anderen vor ihren Häuſern zu erkennen zu geben, wie wenig ſie die Liebe des Volks ſich verdient hatten. Kein lebendiges, nur ein hölzernes Werkzeug des Despotismus wurde vernichtet. Die weltberühmte Prügelmaſchine, der Wolf genannt, wurde von der Polizei geholt. Der ganze Zug bewegte ſich, wie eine Prozeſſion, unter Begleitung der Bürgerwehr nach der Bürgerhauptwache, wo die komplizirte Maſchine in Stücke zertrümmert wurde, um die ſich Alles riß. Jeder wollte wenigſtens ein kleines Stückchen aufbewahren, den Kindern und Enkeln zum ewigen Andenken, mit welcher Schmach unter gewiſſen Fürſten das Volk behandelt worden.

Neben Eberhard wurde der ſo lange und ſo ſchnöde verfolgte Stadtſekretär Wippermann als vortragender Rath in's Miniſterium des Innern berufen und als Regierungskommiſſär für die Ständekammer beſtellt. Eberhard wurde zum wirklichen Miniſter ernannt; an die Spize des Kriegsminiſteriums trat der volksthümliche Oberſtlieutnant Weiß, in das Auswärtige der Geheimerath außer Dienſte, von Trott; der Bergwerksdirektor Schwedes wurde Vorſtand der Finanzen. Das ganze Miniſterium war geändert. Entlaſſen war: von Moz, der bisherige Finanzminiſter; General Schmitt, der Kriegsminiſter; Freiherr von Dörnberg, der Miniſter des Auswärtigen und des Hauſes. Entlaſſen war auch von der Malsburg, der Oberhofmarſchall; entlaſſen der beim Volk von Allen gehaßte und verachtete Obergerichtsrath Conrad Abee, der die Stelle eines

Generalſekretärs des Geſammt-Staatsminiſteriums und eines vortragenden Rathes im Geheimen Kabinet inne gehabt hatte.

Es war eine der erſten Handlungen des Miniſter Eberhard, dem Märtyrer Jordan von Marburg und dem Profeſſor Hildebrand, der faſt ein mit Jordan ähnliches Schickſal gehabt hatte, die Aufhebung ihrer Suſpenſion, und dem Erſteren zugleich den Urlaub zum Eintritt in die Ständeverſammlung zu verkünden.

Am 13. März trat der Landtag zuſammen. Die erſte Sizung ſeit dem Sturz der volksfeindlichen Männer fand unter ungewöhnlichem Zudrang ſtatt. Als Wippermann, der ſo lang verhinderte und durch alle möglichen Tücke von der ſtändiſchen Wirkſamkeit ausgeſchloſſene Abgeordnete, eintrat, empfieng ihn ein jubelnder Zuruf, und er ſprach in kräftigen Worten ſeinen Gegengruß aus. Es war noch die alte, unter dem Einfluß einer heilloſen Regierung zuſammengeſezte Verſammlung; aber Vaterlandsliebe, die ſich bisher nur vor der Gewalt im Buſen verſteckt hatte und ſich jezt hervorwagte, Furcht vor dem Volke, die jezt ſchnell die Farbe des Tages überwarf, und vor dem neuen Miniſterium, wohl auch anerzogene und angewohnte Charakterloſigkeit, bei allen denen, die ſich auch unter dem jezigen immer nur beſtens empfehlen wollten, wirkte jezt mit den ächten alten Volksfreunden zuſammen, und Wippermann wurde zum Präſidenten der Kammer erwählt, Henkel zum Vizepräſidenten. Henkel ſtellte ſogleich den Antrag, den unter der vorigen Verwaltung abſichtlich verſchlechterten Geſchäftsgang in freiere und beſſere Formen zu bringen, und auf Pfeiffer's Antrag wurden der geweſene Finanzminiſter von Moz und der Vorſtand des Miniſteriums des Innern, von Scheffer, in Anklageſtand verſezt, „wegen Verlezungen der Verfaſſung, wegen vielfacher Beeinträchtigungen des öffentlichen Rechtes und des geſezlichen Zuſtandes.“

Eine volksfeſtliche, bedeutungsvolle Stunde war es für die Bürger Kaſſels, als der Mann, der einſt die Seele des ſtändiſchen Lebens geweſen war, nach fünfzehn für ihn ſo verhängnißvollen Jahren wiederkehrte, um in die Kammer einzutreten. Das war Sylveſter Jordan.

Eine jubelnde Menge begleitete ihn, als er im Gaſthof zum König von Preußen abſtieg. Mit warmer Freude, die ſich aber einer gewiſſen Rührung nicht erwehren konnte, wurde er bewillkommt.

Vom Balkon herab begrüßte er das verſammelte Volk. Es war noch immer eine wirkſame Stimme, die in einfacher, herzlicher Anſprache ſich hören ließ, ſie hatte noch immer Gewalt über die Herzen, aber es war nicht mehr die alte Macht und Kraft dieſer Stimme, ihr Metall war unter dem äzenden Einfluß der Kerkerjahre weich geworden, und es war nicht mehr das gewohnte Feuer des freien Geiſtes, der ehedem aus Jordan ſprach.

Schon hier, in dieſer Anſprache, malte ſich die Art und Weiſe der politiſchen Stellung ab, die Jordan in der nächſten Zukunft einnehmen wollte.

Er dankte für die Theilnahme, die das Volk ihm bewieſen. Er ſprach, „wie von ſchlechtem Rathgeben zwiſchen Fürſt und Volk aufgebaut, aber jezt überall eingeriſſen worden ſey.“ Er bat, das Volk ſolle nicht auf die Sendlinge hören, welche eine Republik predigen. Ein ächt konſtitutionelles Leben ſei das rechte Loſungswort. Selbſtbeherrſchung, Geſezlichkeit, aber auch Wachſamkeit, da möglicher Weiſe Gefahr von Außen hereinbrechen könne, müſſen jezt die Bürgertugenden ſeyn. Keinen Haß, ſprach er, keinen Groll mehr auf das Vergangene und das Erduldete!

Es machte tiefen Eindruck, dieſen Mann nach allen den Kerkerqualen, nach jeglicher Kreuzigung, nach jeglicher irdiſchen Trübſal, ſo ſprechen zu hören; als wäre kein Raum mehr für Haß in ſeiner Bruſt, als hätte darin nur die Liebe ſich eine heilige Stätte erbaut.

Jordan hatte in Marburg die Rache beſchworen, die ſich über dem Haupte Wangemanns, ſeines Oberkerkermeiſters, wie ein ſchwarzes Gewölk, aus dem Schooß des Volkes hervor zuſammenzog. Daß Jordan im Kerker nicht unter ſeines Peinigers Händen ſtarb, das war nicht deſſen Verdienſt; die Vorſehung nur ließ ihn nicht ſterben. Und als das Volk das Blut Wangemanns in Marburg forderte, als Sühne für das, was er an Jordan verſchuldet hatte: da war Jordan es, der den Bedrohten rettete, und da hatte Jordan bewährt, daß in der That die Liebe in ſeinem Mund kein leeres Wort ſei.

Aber das Unglück hatte des Dulders Gemüth und Weſen nicht ſo zu läutern und zu verklären vermocht, daß kein Reſt von Herbigkeit, Leidenſchaft und Haß zurück geblieben wäre; auch hatte ſich das Unglück an ihm noch nicht erſchöpft. In Erniedrigung, in der Nacht des Gefängniſſes, hatte er von den Fürſten und den Hochgeſtellten

gelitten; bald ſelbſt hochgeſtellt ſollte er das Schwere erfahren, von dem Volke zu leiden, und in Denen, die, als Alles ihn verließ, ſich als ſeine treuſten Freunde bewährt hatten, ſeine bitteren Feinde zu ſehen, nicht ohne ſeine eigene Schuld.

Jezt war Jordan der Sieger, der vom Volk auf den Händen getragene. Und ſeine Verfolger aus vorigen Tagen irrten flüchtig wie verfehmt und geächtet umher, vor der Rache des Volkes ſich zu verſtecken und zu entrinnen: denn aus Stadt und Dorf, von der Hand des Bürgers und des Bauern, fürchtete ihr böſes Gewiſſen die blutige Abrechnung für ihre Thaten. Auf den früheren Vorſtand des Miniſteriums des Innern, auf den Vaterlandsverräther Scheffer, machten die Bauern förmliche Jagd. Er wußte nicht, wohin er ſein Haupt legen ſollte. Kaum war er irgendwo angelangt, ſo wollte man ihn einfangen, weil die Sage unter dem Landvolk gieng, ein Preis von 7000 Reichsthalern ſei auf ſeinen Kopf geſezt. Selbſt in Waldeck, über der Grenze noch, hezte und jagte man ihn.

Während ſeine bisherigen Rathgeber auf der Flucht waren oder ſich verkrochen, wohnte der Kurfürſt, zum erſtenmal ſeit er die Regierung führte, den Waffenübungen der Kaſſeler Bürgerwehr an, eine weiße Binde, das Abzeichen der Bürgergarde um den Arm; wie zur Anerkennung der Verdienſte der Bürgerſchaft in den lezten politiſch-ſchwülen Tagen.

Es iſt anders geworden! hieß es vielfach im Volke. Aber nicht überall vertraute man ſo leicht, beſonders nicht in der Landſchaft Hanau. Dort vergaß man nicht ſo ſchnell das Vergangene, und nachdem die erſte Freude verflogen war, ſchöpfte man aus dem Vergangenen Argwohn und Beſorgniß für die Zukunft. Die Perſönlichkeit des neuen Großherzogs zu Darmſtadt ſchien Manchen mehr Bürgſchaft für die Dauer der neuen Zuſtände zu gewähren, und ſie wollten ſuchen, den Kurfürſten auf gütlichem Wege zu beſtimmen, daß er die Regierung zu Gunſten des heſſen-darmſtädtiſchen Hauſes niederlege, und ſo ein Königreich beider Heſſen werde, mit dem Siz in Darmſtadt. Es glühete noch länger unter der Aſche, bis das neue Miniſterium und die Zeit das Vertrauen befeſtigten.

In dem ſchönen, von der Natur mit Wein und warmen Quellen überreich geſegneten Naſſau hatte auch das Volk lang und viel

getragen. Die Hauptſtadt Wiesbaden nahm ſchon am 1. März eine ſehr entſchiedene Haltung an: Eine Bürgerverſammlung, bei der es nicht ganz ohne Unordnungen abgieng, forderte vorweg, das ſeitherige, wie erblich gewordene Regiment einiger Adelsfamilien müſſe abgeſchafft werden. Der Miniſter von Dungern war ernſtlich bedroht. Der junge Herzog war gleich nach Verkündung der franzöſiſchen Republik nach Berlin geeilt: Auf die Brautfahrt, ſagte man am Hofe; um preußiſche Hülfe nachzuſuchen, ehe noch die Wellenkreiſe der Bewegung ſein Land erreichten, hieß es nicht bloß im Volk, ſondern auch in ſonſt unterrichteten Kreiſen. Die Stimmung ſeines Volkes, und was dieſe Stimmung erzeugt und genährt hatte, konnte dem Herzog nicht unbekannt ſeyn.

Die erſte Verſammlung beſchloß, auf den 2. März in den Kolonaden des Wiesbadener Kurſals eine allgemeine Volksverſammlung zu halten. Nach allen Seiten giengen die Boten aus. Aus der Gegend zwiſchen Rhein, Main und Lahn fanden ſich Tauſende in Wiesbaden zuſammen. Die Forderungen des Volkes wurden feſtgeſtellt. Sie glichen den in Mannheim geſtellten. Neu war die Forderung, daß die Domänen zum Staatseigenthum erklärt werden, und die Stände die Verwaltung kontroliren ſollen. Das Volk von Naſſau hatte von ſeinen bisherigen Ständeverſammlungen wenig Gutes geerndtet, weil die Wählbarkeit an einen namhaften Vermögensbeſiz gebunden war. Darum war unter den jezigen Forderungen des Volkes hauptſächlich ein neues Wahlgeſez hervorgehoben, mit dem Hauptgrundſaz, daß fortan die Wählbarkeit nicht an einen gewiſſen Vermögensbeſiz gebunden ſein dürfe. Die Forderungen wurden ſofort dem Staatsminiſterium zur Erklärung vorgelegt. Während die Abgeordneten oben waren, wartete das Volk auf dem Theaterplaz den Erfolg ab, hielt begeiſterte Reden und ſang Vaterlands- und Freiheitslieder. Eine Stunde vergieng ohne Antwort. Die Menge wurde unruhig. Da erſchienen die Abgeordneten. Der Miniſter von Dungern bewilligte die allgemeine Bewaffnung und die unbedingte Preßfreiheit. Die anderen Forderungen machte er von der Ankunft des Herzogs, der ſtündlich erwartet werde, abhängig, doch ſagte er ſeine fördernde Mitwirkung auch für dieſe zu.

An der Spize der Abordnung, die mit dem Miniſter verhandelte, ſtand der Rechtsanwalt und Abgeordnete Hergenhahn. Das Volk

wollte ſich nicht mit der Antwort zufrieden geben. Hergenhahn, der Leiter der ganzen Bewegung, wußte es zu beruhigen. Vater Hergenhahn, Volksfreund Hergenhahn nannte ihn das Volk. Er beſtand auf's Entſchiedenſte auf ſofortiger Volksbewaffnung, um mit der größten Entſchiedenheit auf die Erfüllung der Volkswünſche dringen zu können. So mußte ſich den Volksführern das Zeughaus öffnen, tauſende von Gewehren und anderen Waffen wurden ausgetheilt und bald wogte das Volk bewaffnet, Kopf an Kopf, durch die Straßen. Bürger und Soldaten giengen und ſaßen brüderlich zuſammen. Wie wird das ausgehen? ſeufzten die Aengſtlichen, die ſolche Dinge noch vor ein paar Tagen für eine reine Unmöglichkeit gehalten hätten, und die in der Fürſtenfurcht und in der Volksverachtung auferzogen waren. Schrecklich klang ihnen die Stimme des Volkes, und mit Recht; denn ein leiſer Nachklang, wie von einem Mährchen aus der Kindheit, war ihnen noch geblieben, des Volkes Stimme ſei Gottes Stimme, und die wahre Gottesfurcht hatten ſie nie gekannt. Unter dem blendenden Glanz des Reichthums und der unaufhörlichen Luſtbarkeiten, der ſie in Wiesbaden und anderswo umrauſcht hatte, war dieſer Nachklang in ihrem Innern lange übertäubt worden, und nun klang er erſt wider in der ſchwülen Stille, die dem Ausbruch der jezigen Bewegung in dieſer Stadt vorangegangen war, und gedrückt ſtanden ſie unter der Wetterwolke des Tages.

Tauſende von weſterwäldiſchen Bauern waren ſchon in der Stadt, andere in Schaaren auf dem Weg dahin. In vielen, vielen tauſenden Abdrücken wurden die Forderungen der Naſſauer auf allen ordentlichen Wegen blizſchnell über das ganze Land verbreitet, zugleich damit Aufrufe zu einer größtmöglichen Volksverſammlung, die auf Samstag den 4. März, Nachmittags 3 Uhr, auf dem Plaze vor dem Gaſthofe der vier Jahrszeiten feſtgeſezt und wozu die Mitwirkung des ganzen Landes in Anſpruch genommen wurde. Es war beſchloſſen, ſich nicht früher zu trennen, bis alles bewilligt ſei. Noch in der Nacht vom zweiten auf den dritten März wurden die Landſtände durch Eilboten unverzüglich einberufen. Schon am dritten März erſchienen in Wiesbaden zwei neue Zeitungen. Das ganze Herzogthum hatte bisher keine einzige Zeitung gehabt. Die erſte Zeitung nannte ſich die freie Zeitung und erbot Freiheit und Gruß an alle Bewohner Naſſaus und Brudergruß an alle Deutſchen. Die zweite Zeitung nannte

ſich Flugblatt, und wandte ſich in gleichem Geiſte an das engere, wie an das große Vaterland.

Das ganze Naſſauer Volk ſtimmte ein in das, was die freie Zeitung an ihrem erſten Tag ausſprach: haben wir auch bis jezt geſeufzt unter dem Druck der Tyrannei, die Stunde iſt gekommen, in der die bedrängte Menſchheit ihre durch die ewigen Naturgeſeze verbürgte Freiheit zurückfordert. Jeder Gau unſers herrlichen Deutſchlands wird einſtimmen in den Jubelruf: Deutſchland iſt wiedergeboren. Deutſchland iſt frei! Ein großes, einiges, freies Volk wird von nun an erſcheinen auf dem Schauplaz der Welt. Es waren dieß nicht gemachte Redensarten. Der Mund ging nur über, weß das Herz voll war. Es war wirklich der lautere Geiſt der Revolution, der über die Gränze gegangen war, der an die Pforten von Deutſchland klopfte, und es war in dieſen Tagen, als wolle ſich alles, was von nationaler Kraft, was von Freiheitsgefühl in der deutſchen Nation noch wie in der Knoſpe ruhte, ſchleunigſt entfalten. Die Bewegung in Naſſau ging mit Rieſenſchritten vorwärts, Gerüchte aller Art liefen um und beunruhigten und reizten das Volk auf.

Am dritten März nahm in aller Frühe die Bewaffnung des Volkes, das ſich von außen her ſtündlich mehrte, ihren Fortgang. Unter andern hatte ſich das Gerücht verbreitet, es ſeyen alle Truppen gegen das Volk einberufen. Der Kammerherr Max von Gagern machte Morgens 10 Uhr in der naſſauiſchen Zeitung, die als drittes Blatt binnen acht und vierzig Stunden entſtanden war, dem Volke bekannt, es ſey vom Bund aus beſchloſſen worden, daß, wie das der andern Bundesſtaaten, ſo auch das naſſauiſche Bundeskontingent mobil gemacht werde. Damit es nicht ſcheine, als ſey dieſe Maßregel gegen die „geſezliche" Bewegung unter den treuen Bürgern gerichtet, ſey dieſe Maßregel zurückgenommen, und es werde gar kein Militär weiter in die Stadt einberufen. Um eilf Uhr trat der ſechszehnjährige Bruder des Herzogs, Nikolaus, auf der Kurſaalwieſe unter die bewaffnete Menge und theilte mit, der Herzog ſey noch nicht da, es werde gewiß alles geſchehen, was nur geſchehen könne. Die Verſammelten ließen den Prinzen hoch leben. Auf das brachte Nikolaus dem deutſchen Volke ein Hoch aus. Gleich darauf erhoben ſich Stimmen, man wolle das Volk wieder, wie

ſchon öfters, hintergehen, durch leere Verſprechungen, die nicht gehalten werden. Ein Mann der Regierung beſtieg die Rednerbühne und gab die heiligſten Verſicherungen, daß dem nicht ſo ſey. Darauf ging das Volk ruhig auseinander, da die Waffen ausgetheilt waren.

Neue Gerüchte erhitzten die Köpfe. Zwei rheinbayeriſche Regimenter ſeyen im Anzug, um die Stadt zu beſetzen. Auch hatte eine Frankfurter Zeitung die falſche Nachricht gebracht, der Herzog ſey ſchon längſt auf ſeiner Rückkehr durch Frankfurt gekommen. Auf dieſe Nachricht hin glaubte man im Volk, der Herzog halte ſich in Mainz oder in ſeinem Schloß verborgen, um die Forderungen nicht gewähren zu müſſen, und er warte nur auf das fremde Kriegsvolk. Die Bürger ſtellten die Forderung, daß ihnen zur Sicherheit die Kanonen des Artilleriecorps übergeben werden.

Der Miniſter von Dungern verkündete um ein Uhr, die Nachricht der Frankfurter Zeitung ſey falſch; in zwei Richtungen auf dem Wege nach Berlin, ſowohl über Eiſenach als über Köln, ſeyen dem Herzog Eilboten entgegen geſchickt worden, damit er ſo bald es nur immer möglich in der Mitte ſeiner treuen Naſſauer erſcheinen könne; aber bis jetzt ſey er weder ſelbſt, noch Nachricht von ihm da. Um drei Uhr, da die Bürgerwehr wieder auf der Kurſaalwieſe war, um ſcharfe Ladung zu empfangen, erſchien General von Preem. Zu den andern Gerüchten war ausgeſprengt, die Beſatzung ſey in die Kaſernen konſignirt. Der General erklärte, den Soldaten ſey erlaubt, frei umher zu gehen, und als Bürger ſich mit dem Bürger zu vereinigen. Es ſchmerze ihn tief, daß man ſo wenig Vertrauen habe und daß man Kanonen verlange. Dieſe könne er nicht geben ohne Befehl des Herzogs. Damit man aber nicht an eine böswillige Abſicht von Seite des Militärs glaube, habe er in das Zeughaus und zu dem Geſchütz Bürgerwache befehligt; es ſey Alles in der Gewalt der Bürger, das Militär ſey einig und verbrüdert mit dem Volke. Er endete unter ſtürmiſchem Hoch des Volkes.

Das Gerücht hatte ſeine Aufreizungen noch nicht erſchöpft. Gegen Abend lief um, in der Nacht ſolle die Stadt von der Beſatzung der Feſtung Mainz überfallen werden. Um ſechs Uhr erklärte eine Bekanntmachung des Miniſters auch dieſes Gerücht für eine Lüge, er ſtehe dafür ein; zur größeren Beruhigung habe er

die Anordnung getroffen, daß an der Landesgränze die Schienen der Eiſenbahn ausgehoben werden.

In Frankfurt hatte ſich ſchon die Nachricht verbreitet, die Naſſauer haben ihren abweſenden Herzog abgeſezt, und die Feſtungswerke in Kaſſel, durch welche die Eiſenbahn führt, ſollen geſperrt werden, damit die Leute nicht zur großen Landesverſammlung auf den vierten März kommen können.

Den Abend und die Nacht hindurch aber war in Wiesbaden alles ruhig. Der vierte März brach an. An dieſem Morgen ſollen gegen zwanzigtauſend Naſſauer theils in Wiesbaden, theils auf dem Wege dahin geweſen ſeyn. Noch am Abend zuvor war in allen Gemeinden des Landes amtlich verkündet worden, die verwittwete Frau Herzogin und Prinz Nikolaus haben es übernommen, bei noch fortdauernder Abweſenheit des Herzogs ſich dafür zu verbürgen, daß derſelbe die Forderungen des Volkes bereitwillig genehmigen werde; die Naſſauer mögen ſich darum die Mühe und Koſten einer Reiſe nach der Hauptſtadt, als vollkommen zwecklos, erſparen. Aus allen Gauen des Herzogthums waren aber die Männer von Naſſau zur Landesverſammlung geeilt, und hatten die Mühe und Koſten der Reiſe nicht geſcheut.

Der Argwohn wuchs, je länger der Herzog ausblieb. Die Bewegung unter dem Volke wurde ſtündlich bedenklicher. Die ungeheure Volksverſammlung, faſt lauter Bewaffnete, ließ das Militär den Eid auf die Verfaſſung ſchwören. Schon waren vom herzoglichen Schloß und andern Gebäuden die naſſauiſchen blau-orangefarbenen Fahnen durch das Volk herabgenommen, zerriſſen und zerbrochen, und über Wiesbaden hin wehte die ſchwarz-roth-goldene Fahne.

Um eilf Uhr trat wieder Prinz Nikolaus unter das Volk, das einig und entſchloſſen wie Ein Mann daſtand. Ihr glaubt wohl, ſprach er, mein Bruder komme mit fremden Truppen hieher. Dazu iſt er viel zu gut und edelmüthig. Sollte es aber doch möglich ſeyn, ſo iſt er durch Andere dazu verleitet worden. Seyd aber verſichert, daß wir Allem aufbieten werden, damit die Truppen die Stadt nicht betreten. Er läßt auf ſeine Bürger nicht ſchießen, glaubet mir, ich bleibe mitten unter Euch.

Aus dem Volk erſcholl der Ruf: Es lebe Prinz Nikolaus! es

lebe Naſſau! Der Herzog iſt gut, aber übel berathen, ſagten Einige. Nikolaus dankte einem Bürger durch einen Händedruck.

Zugleich wurde eine gedruckte Verkündigung des Miniſteriums ausgegeben, daß die Forderungen des Volkes unbedingt bewilligt ſeyen, daß die Herzogin-Mutter mit ihrem Sohne Nikolaus ſich mitten unter das Volk begebe, und mit ihrer Perſon für die Bewilligung des Herzogs Sicherheit und Bürgſchaft leiſte.

Der Miniſter von Dungern, die Herzogin Pauline und Prinz Nikolaus hatten die Verkündigung eigenhändig unterzeichnet, und dreizehn Männer des Volkes hatten die Aechtheit der Unterſchriften beglaubigt.

Endlich trifft der Herzog ein, noch in der rechten Minute. Eine Viertelſtunde ſpäter, und wer weiß, wie der Ausgang geweſen wäre.

Zu Frankfurt, als er nach dem Bahnhofe fährt, wird er von einem Haufen Volks mit Pfeifen und Ziſchen begleitet; in ſeinem Wagen wird ſogar eine Fenſterſcheibe eingeworfen; an der Eiſenbahn angekommen, läßt er ſogleich durch den elektriſchen Telegraphen ſeine Rückkehr und die Erfüllung der Volksforderungen nach Wiesbaden melden; dann reiſt er ab. Um halb fünf Uhr kommt er mit dem Bahnzug in Wiesbaden an. So wie er aus dem Bahnhofe tritt, um ſich zu Fuß nach dem Schloſſe zu begeben, ſchließen einige Leute ſich an ihn an, die erſte Bürgerwache, die ihm begegnet, nimmt ihn in Schuz, während auf dem Weg nach dem Schloß der Zug mächtig anſchwillt. Als die Herzogin-Mutter, Prinz Nikolaus und die Miniſter, welche auf dem Balkon des Schloſſes in ängſtlicher Erwartung harren, ſeiner anſichtig werden, winken ſie ihm mit Tüchern entgegen. Nach kurzer Zeit tritt der Herzog auf den Balkon und ruft mit lauter Stimme: Ich beſtätige alles Dasjenige, was in meiner Abweſenheit von meiner Mutter, meinem Bruder oder den Miniſtern dem Volke zugeſagt worden iſt. Ein Jubelruf aus der Bruſt von Tauſenden antwortete dieſer Erklärung. Der Herzog trat auf die andere Seite des Altans. Gehen Sie mit ihren Leuten in die Kaſerne! rief er dem Befehlshaber der Truppen zu.

Vor der Ankunft des Herzogs war die Ungeduld des Volkes, das von allen Orten des Landes herbei geſtrömt war, ſo bedrohlich geworden, daß der Miniſter von Dungern noch die weitere Erklärung öffentlich abgab: da es allgemein gewünſcht werde, ſo ſolle keine

Steuer mehr im Lande bezahlt werden, bis die Genehmigung des Herzogs zu den heutigen Bewilligungen erfolgt ſey.

So waren mit einem Schlag ſo viele unwürdige Feſſeln in Naſſau gefallen, ſo viele drückende Laſten abgenommen. Als ein Zeichen der innigſten Verbrüderung der Bürgerſchaft und des Militärs gingen beide am andern Tage mit einander auf die Kurſaalwieſe und vorüber am Schloß, von deſſen Balkon der Herzog die Waffenſchau hielt. Mit naſſen Augen begrüßte er ſeine getreuen Naſſauer; nochmals verſprach er Alles zu halten, was er verſprochen. An dieſem Abend wie an dem vorigen war die ganze Stadt Wiesbaden glänzend beleuchtet. Unüberſehbar durchwogte die Menſchenmenge mit den freudigſten Empfindungen die Straßen, mit dem rauſchendſten Jubelrufe begrüßte ſie den Herzog, ſeinen Bruder, ſeine Mutter, als ſie die Stadt durchfuhren. In ewigen Zeiten werden die erſten Tage des März für Naſſau denkwürdig bleiben, ſagten die Einen. Jezt nur ruhig weiter! ſagten Andere.

Acht Tage vergiengen, und man las in den Zeitungen, und man hörte von den Naſſauern, daß der Herzog ſehr verſchloſſen und einſilbig geworden, daß Alle, welche mit ihm in Berührung kommen, von der eiſigen Kälte ſprechen, welche er zeige.

Am meiſten ſchmerzte den Herzog der Verluſt der Domänen.

Dieſe Domänen waren ja faſt wie jener Niebelungenhort der Sage, von welchem Unſegen ausgieng für den fürſtlichen Beſizer, weil der Fluch des Unterdrückten darauf lag, dem er geraubt war; das waren jene Domänen, die früher zu dem ſo ſehr aufreizenden Streit Anlaß gegeben, zu jenem berüchtigten Streit, welchen der ungerechte Haushalter ſeines Volkes, der Vater des Herzogs, dadurch ſchlichtete, daß er das himmelſchreiendſte Unrecht in einen Schein von Rechtsform brachte; dadurch, daß er durch eine aus nur fünf Mitgliedern beſtehende Kammer ſich die Domänen zuſprach.

Das Land hatte damals gegen dieſe Zuſprache Proteſt eingelegt: eben jezt hatte es dieſem Proteſt nachdrückliche Folge gegeben. Auch noch ein anderes Beſizrecht griffen die naſſauiſchen Bauern am Rhein an, das Beſizthum des Fürſten Metternich, den Johannisberg.

Dieſe Bauernſchaften hatten gehört oder wo geleſen, daß das Eigenthumsrecht des verrufenen Staatskünſtlers auf den göttlichen Johannisberg nicht ſo ganz klar nachzuweiſen ſey. Im Jahre 1803

wurde die Abtei aufgehoben und der Fürſt von Oranien, der nachmalige König von Holland, kaufte alles was dazu gehörte, an ſich. Nachher zog Napoleon den Johannisberg ein, und ſchenkte ihn 1806 ſeinem General Kellermann. Später ging er, man weiß nicht wie, in den Beſitz des Kaiſers Franz von Oeſterreich über; im Jahr 1816 beſchenkte dieſer Kaiſer den Fürſten Metternich mit dem Johannisberg. Im März 1848 aber behaupteten die naſſauiſchen Bauern, der Johannisberg gehöre von Gott und Rechtswegen unter den Herzogshut von Naſſau. Ein Theil wollte ihn plündern, andere wollten ihm „den rothen Hahn auffezen;" ſo tief verhaßt bis in's Herz dieſer Rheinbauern hinein hatte ſich Metternich gemacht. Daß jezt noch ſein Eigenthum hier unangetaſtet blieb, das war Verdienſt der freiſinnigen Volksmänner, die er ſo ſchwer und ſo bitter verfolgt hatte. Dieſe beſezten das Schloß und die Weinberge mit einer bürgerlichen Sicherheitswache. So war er doch einſtweilen wenigſtens vom Volk in ſeine Hand genommen.

Diejenigen, welche die Bewegung im Herzogthum geleitet hatten, gingen nach den Zuſagen eifrig daran, die neue Ordnung der Dinge durchzuführen, und den neuen Verbeſſerungen, wie man jezt allwärts zu ſagen beliebt, die „breiteſte Grundlage zu geben." Das Anfangs im Lande wieder rege gewordene Mißtrauen verſchwand, weil es den Anſchein hatte, daß es im Guten raſch vorwärts gehe.

Die Bewegung in Sachſen.

In Leipzig, ſeit lange dem politiſchen Mittelpunkt Sachſens, für Alles, was für ein freieres Volksleben geſchah, hatten die Veränderungen in Frankreich einen nicht weniger mächtigen Eindruck hervorgebracht, als in Süddeutſchland. Schon am 29. Februar beſchloß eine Bürgerverſammlung im Schüzenhauſe eine Vorſtellung an den König um Preßfreiheit und ein deutſches Parlament, und die daſigen Buchhändler reichten eine nochmalige Erklärung „gegen die Schmach der geiſtesmörderiſchen Cenſur" ein, ſowie gegen die

Unterdrückung von Büchern und Zeitſchriften. Der Augenblick, wo, wie ſie ſagten, die lebensunfähige Welt der Völker unterdrückenden, freiheitsfeindlichen Staatsweisheit von 1815 in ihren Angeln wankte, ermuthigte ſie zu der Erklärung, daß ſie nicht mehr bitten mögen um ihr gutes Recht, daß ſie aber die unausbleiblichen Folgen fernerer Rechtsverweigerung öffentlich und feierlich auf Diejenigen wälzen, welche für Bitten und Mahnungen bisher kein Gehör hatten.

Selbſt in dieſe ſonſt ſchon lebhaft bewegte Stadt war eine Bewegung gekommen, gegen die die ſonſtige Lebendigkeit eine wahre Stille war. Wenn ſo in den Straßenecken und den öffentlichen Pläzen unter den Laternen die neuen Zeitungen den ſich drängenden Haufen vorgeleſen wurden, ſo war das nicht mehr die frühere Maſſe, ein neuer Geiſt ſchien über ſie gekommen. Hundert Gerüchte kreuzten ſich, und je tiefer ſie aus den luftigen Höhen der Börſenſpekulation auf die Straßen herunterkamen, zu deſto drohenderen Geſtalten wuchſen ſie an. Daß jezt in Deutſchland etwas Großes geſchehen werde, das konnte man jeden Laſtträger an der Straßenecke zu ſeinem Nachbar ſagen hören.

Was that die Regierung in dieſem Augenblick? In derſelben Stunde faſt, in welcher die freie Preſſe in die Vorſtellungen an den König und das Miniſterium als erſte Forderung niedergelegt wurde, ließ die Kreisdirektion zu Leipzig ſämmtliche Cenſoren zuſammenberufen, und verſchärfte ihre Vorſchriften, namentlich gegen leitende Artikel über die Pariſer Ereigniſſe und gegen Alles, was Baden und Heſſen beträfe.

Die Kluft zwiſchen der Anſchauungsweiſe der Regierenden, und zwiſchen der Art, wie die Volksmänner die Sachlage anſahen, war ungeheuer. In jener Verſammlung im Schüzenhauſe traten vor andern zwei Redner hervor, die ſchon bisher im deutſchen Volke viel und tief gewirkt hatten, und die von da an noch viel bedeutenderen Rollen für den Aufſchwung des Volkslebens durchführen ſollten: zwei Männer in der friſcheſten Manneskraft, ſehr verſchieden an Naturell, Laufbahn, Bildungsgang und Charakter, aber eins in der Liebe zur Freiheit und zum deutſchen Volke. Der eine dieſer Männer war Arnold Ruge. In einer begeiſterten Auseinanderſezung der Bewegung der lezten 60 Jahre verkündete Ruge die dritte franzöſiſche Revolution, als größtes Ereigniß der Weltge-

ſchichte, und den energiſchen Enthuſiasmus für die Verwirklichung des freien, humanen Staats, als die eigentliche Religion der Gegenwart. Ihr gegenüber ſei Guizot ein Apoſtat, Louis Philipp ein Atheiſt geweſen, darum ſeien ſie gefallen. Nach dieſer Einleitung kam er auf dieſelben Forderungen, wie ſie anderwärts geſtellt wurden.

Hatte Ruge in ſeiner eigenthümlichen Art zu philoſophiren geſprochen und mit ſeinem idealiſtiſchen Schwung, in welchem er troz der anklebenden Gelehrten-Dialektik ſeine praktiſchen Vorſchläge in einem glänzenden Licht aufſteigen ließ, die Zuhörer zu ungemeinem Beifall hingeriſſen: ſo zeigte ſich gleich hier das Unglückliche, daß andere, ihn überbietend, über die erſten Anſichten und Vorſchläge, die er machte, über ihn ſelbſt weit hinausgehen wollten. Schon hier verſuchte die Leidenſchaftlichkeit der vernünftigen Begeiſterung den Weg abzulaufen. Redner ſprachen nicht nur von der Entfeſſelung des vierten Standes, von der Gleichheit Aller, vom Rechte der Arbeit auf genügenden Lohn, ſondern ſie ſprachen von Preßfreiheit, Redefreiheit, Schwurgerichten, als von einem Spielzeuge des alten Liberalismus. So zeigten ſich vornherein überſtürzende Leute. Für jezt noch wurden ſie von dem geſunden Sinn des Volkes ausgelacht. Wie klar und praktiſch dagegen war die Sprache des zweiten der hervorragenden Männer in Leipzig, die Sprache Robert Blums!

Die Stadtverordneten Leipzig's wollten eine eigene Adreſſe an den König geben. Der Entwurf war vom Profeſſor Biedermann. Biedermann ſprach darin von der Befürchtung ähnlicher Unruhen, wie ſie der Julirevolution gefolgt ſeien. In Deutſchland, in Sachſen, in Leipzig, ſeien wie damals, ſo auch jezt, Anläſſe zu dieſen Befürchtungen und Bewegungen vorhanden. Wie in Deutſchland, ſo auch in Sachſen ſei keine Uebereinſtimmung der Verwaltung mit dem freien, gebildeten und beſonnenen Geiſt des Volks.

Gegen dieſe Faſſung der Adreſſe erhob ſich Robert Blum. Mit einem Wort, ſprach er, ſie iſt nicht energiſch, nicht wahr genug. Sie hat Andeutungen, Hinweiſungen, Beziehungen, ſtatt offener Ausſprache unſerer Ueberzeugungen. Es iſt nicht genug, von der mangelnden Uebereinſtimmung zwiſchen Regierung und Volk zu reden; man muß hinzufügen, ſie beruhe darin, daß die Regierung den

Hauptgrundſaz habe, die Freiheit und die natürliche Entwickelung zu unterdrücken. Die Verantwortlichkeit, ſchloß er, von Allem, was kommen mag, laſtet auf Denen, von welchen, ſtatt Rechtsgewährung, Rechtsverweigerung ausgegangen iſt. Gefahr ſei von Rußland nur inſofern zu befürchten, weil eine deutſche Macht mit dieſem Todfeinde Deutſchlands ſympathiſire; die Gefahr von Frankreich beruhe auf dem Haß deutſcher Regierungen gegen die Freiheit. Nicht ein Eroberungsgelüſte der Republik Frankreich, ſondern ein zweites Bündniß der Mächte, wie einſt zu Pillnitz, ſei zu fürchten. Die Vertretung am Bunde könne vom Könige allerdiengs weder gewährt, noch überhaupt neben der gegenwärtigen Frankfurter Verſammlung gedacht werden, aber ſie ſei doch eine Fahne, um welche Deutſchland's Kraft ſich vereinigen könne. So viel Robert Blum an dieſer Adreſſe auszuſezen hatte, ſo erklärte er doch, der Einigung zu lieb, daß er in ſie ſich füge: Man müſſe einmüthig ſo lange zuſammengehen, als man ſeinen Grundſäzen Nichts vergebe. So wurde die Adreſſe einſtimmig angenommen; Alle, die dagegen geweſen, folgten Robert Blum's Vorgang.

Auch in dieſem Falle, wie ſchon ſo oft, bewährte ſich der ſchöne Charakter dieſes Volksmannes, des Größten unter den Volksmännern der neuern Zeit *). Ja, ſelbſt bei der Wahl derer, welche die Adreſſe nach Dresden überbringen ſollten, trat er ungekränkt zurück, vor den Stadtverordneten Biedermann und Weyland. Auch

*) Die Charakterzeichnung dieſes in ſeiner Art einzigen deutſchen Mannes, die ich hier einſchalten wollte, verſchiebe ich auf eine andere Stelle dieſes Werkes. Er hat indeſſen, wie er es im ganzen Leben geweſen war, als ein großes Vorbild für ſein deutſches Volk geendet; unſer Schmerz um den ermordeten Freund iſt in dieſem Augenblick noch zu groß, als daß ich ſein Bild, das Bild deſſen, der vorzüglich nur der Freiheit und ſeinem Volke lebte und ſtarb, würdig zu zeichnen und zu begränzen, diejenige Ruhe und Kraft hätte, die der Geſchichtsſchreiber haben muß, um die reine Wahrheit mit treuer Vertheilung von Licht und Schatten, wie beides auch den lauterſten und größten Menſchen eigen iſt, ſo zu geben, daß jedes unbefangene Auge die treue Wiedergabe des Urbildes erkennt, und Jeder, der ihn gekannt hat, ſpricht: das iſt er, ſo war er! und Jeder, der ihn im Leben nicht das Glück hatte zu kennen, aus der Ruhe und Klarheit der Umriſſe erkennen kann, daß es ein wahrhaftiges Bild deſſen iſt, den das deutſche Volk nie vergeſſen kann, und darum nie vergeſſen wird.

der Stadtrath nahm die Adreſſe an, „als eine in der gegenwärtigen Zeit nothwendige Kundgabe.“ Ja, er dankte den Stadtverordneten, daß ſie dieſelbe ſo ſchnell und in ſo würdiger Weiſe zu Stande gebracht.

Am Abend war ein großes Reformbanquet im Schüzenhauſe. Der eilende Fortſchritt des politiſchen Lebens war unverkennbar. Arnold Ruge führte den Vorſiz. Die Volkspartei eröffnete das Feſt mit einem Dank für Diejenigen, welche ſich heute „um das Vaterland wohl verdient gemacht haben.“ Dann wurde die Adreſſe der Stadtverordneten in manchem Punkt erweitert, namentlich der Rücktritt des Miniſteriums und ein neues Wahlgeſez verlangt, durch das jeder Bürger Wähler und wählbar zugleich ſein ſollte. Wie fühlte man ſich ſo wohl, ſo gehoben, in dieſen Tagen in Leipzig, ſelbſt Derjenige, der den ganzen Tag nur mit Waaren und Zahlen umgegangen war, an einem ſolchen volksfeſtlichen Abend! Die Marſeillaiſe, nach Lamartine die Heldenmelodie, deren Noten rieſeln gleich der noch in heißes Blut auf dem Schlachtfeld getauchten Fahne, die Marſeillaiſe, die erbeben macht, aber das Beben furchtloſer Art, welches mit ſeinen Schwingungen das Herz ergreift, Schwung gibt, die Kräfte verdoppelt und den Tod verſchleiert; die Marſeillaiſe, dieſes Feuerwaſſer der Revolution, das die Trunkenheit des Kampfes in die Sinne und in die Seele des Volkes gießt, — dieſe ſo oft polizeiwidrig in Leipzig geſpielte Marſeillaiſe, wie klang ſie heute anders, wie ergoſſen ſich die deutſchen Herzen, die nach Freiheit Dürſtenden in dieſen Klängen einer fremden und durch die friſche Weihe der Freiheit ſo plözlich dem deutſchen Gefühl verbrüderten Nation!

Am höchſten ſtieg der Jubel mit Rufen, herzlichem Beifall der Hände und Tücherſchwenken, als die Abgeordneten Joſeph und Schaffrath in den Saal traten. Die deutſche Wahlreform, ſchloß Joſeph ſeine Rede, die den Sturz der deutſchen Polignac's und Guizot's herbeiführen wird, ſie lebe hoch! Umſonſt verſuchten gewiſſe Leute auch hier, wie anderwärts, das ſchöne volksthümliche Freiheitsfeſt durch Aergerniſſe zu ſtören. Paris iſt ruhig nach der Revolution, wurde gerufen, ſeien wir ruhig vor der Reform! Die Böswilligkeit ſcheiterte an der Haltung der Verſammlung.

Solche feſtliche Augenblicke leuchten wie Sterne in ſpätere

trübe Tage herein, und ſind Erinnerungs- und Haltpunkte für Viele. Darum nimmt die Geſchichte davon Kunde.

Schlimme Gerüchte liefen um. Die Univerſitäten Leipzig und Halle, hieß es, ſollen ſchon jezt geſchloſſen werden, wochenlang vor der üblichen Zeit. Die Nachrichten, die aus Baden eintrafen, erhöheten und verallgemeinerten die Spannung, womit man der Rückkehr der nach Dresden Abgeordneten entgegenſah. Abends gegen 9 Uhr, am 2. März, trafen ſie ein. Am Rathhaus ſtanden weithin über den Markt bis auf die Flur, die Treppe, den Sizungsſaal des großen Gebäudes, unabgehalten vom heftigſten Regen und Schneegeſtöber, die Maſſen, dicht gedrängt, viele Tauſende. Auch aus der Umgegend und den nächſten Städten waren Viele herbeigeeilt. Die Leute des alten Polizeiſtaats, die Behörden in Leipzig, wie die aus der vornehmen Bürgerſchaft, die bisher polizeiſtaatlich Hand in Hand mit ihnen gingen, hatten in den erſten Tagen noch lächelnd zu einander geſagt: Den ganzen Lärm macht das kleine Häuflein der Radikalen, die ganze Sache iſt Nichts, als eine gewöhnliche Kundgabe. Jezt erkannten ſie, daß das Volk in Bewegung war. Der tauſendſtimmige Ruf: „Die Abgeordneten! Antwort! Antwort!“ wurde immer ſtärker, und ſo ſtark, daß einer der Angeſehenſten des Stadtraths auf den Balkon zu treten ſich veranlaßt fand, um das Volk zu beruhigen.

Es verbreitete ſich das Gerücht von einer ungünſtigen Antwort des Königs. Endlich traten die Abgeordneten auf den erleuchteten Balkon heraus. Bravo! riefen einige Stimmen, aber allgemein erhob ſich der Ruf: „Kein Bravo! erſt anhören!“

Und Profeſſor Biedermann ſprach:

> „Seine Majeſtät der König hat uns ſehr freundlich empfangen; hat uns mit großer Rührung, oft unter Thränen, angehört; hat uns eine eigenhändig geſchriebene Antwort gegeben, auf deren Papier die Spuren der Thränen nicht zu verkennen ſind.“

Im Licht einer Fackel las er darauf mit ſeiner zwar nicht ſtarken, aber klaren und deutlichen Stimme die Antwort vor.

Die Antwort des Königs war ſo unglücklich als möglich, ſowohl an ſich, als auch im Zuſammentreffen mit der Stimmung des Volkes abgefaßt. Der Hof zu Dresden und der König waren der

Anſicht, die größte Mehrheit der Einwohner Leipzigs ſei gewiß dieſem unpaſſenden Wunſche fremd; ſolche Wünſche an den König zu bringen, wurde erklärt, ſtehe den Stadtverordneten gar nicht zu; der König und ſeine Rathgeber behandelten die Stadtverordneten als die unſchuldigen, von einer kleinen aufſtachelnden Parthei Getäuſchten, und in dieſen Unſchick Hineingeführten.

Weiter vermochte Biedermann Nichts zu leſen; alle ſeine Verſuche waren vergeblich vor dem Ausbruch des Mißvergnügens, das die Tauſende in unzweifelhaften und ſtürmiſchen Zeichen äußerten. Robert Blum! erſcholl es endlich von allen Seiten.

Der Mann des Volkes, der als Stadtverordneter auf dem Rathhauſe war, erſchien, und wie gebannt, ohne Regung, ruhte plötzlich das laute Wogen, tiefe Stille war rings umher, als der Mann mit der mächtigen, weithintragenden und beherrſchenden Stimme ſprach. Meine Herren, ſagte er, ein konſtitutioneller König kann Nichts ohne ſeine Miniſter thun. Morgen um 11 Uhr iſt Verſammlung der Stadtverordneten. Da werden wir eine Adreſſe an den König beantragen, er möge alle ſeine Miniſter, alle, entlaſſen. Unter Pfeifen, unter Pereats, unter Liedergeſang, wogte der ganze Hauſe, von Blum's Geiſt gebändigt, vom Rathhaus hinweg, vor die Wohnung von Brockhaus. Der Landtags-Abgeordnete und Stadtverordnete erſchien am Fenſter, durch jene unerquickliche Muſik des Volksmißfallens herausgenöthigt, die kein Ende nehmen wollte. Er war aus der Verſammlung der Stadtverordneten gegangen, als die Adreſſe an den König unterſchrieben wurde, ohne zu unterſchreiben. Brockhaus rettete ſich durch ein Hoch auf die Preßfreiheit und durch ein feierliches Verſprechen, daß er morgen gegen die Miniſter ſtimmen werde. Jezt zu den Cenſoren! hieß es, ſie müſſen abdanken!

Die Aufregung der ungeheueren Maſſe machte einige Beſonnene erbangen. Sie eilten, Robert Blum zu ſuchen. Sie fanden ihn; gefolgt von ihm, begegneten ſie an der Poſt dem wildbewegten Zuge. Wenige Worte, und der Sturm war beſänftigt. Ich werde morgen, wie immer, ſprach er, nicht um das Recht bitten, ſondern das Recht fordern. Ihm vertraute das Volk und zerſtreute ſich.

Die Stadtverordneten und der Rath Leipzigs beſchloſſen, mit dem erſten Bahnzug in der Frühe noch einmal nach Dresden zu

ſenden, um dem König die wirkliche Stimmung der Stadt, an die er nicht glauben wollte, vorzuſtellen.

Die Verhandlung der Stadtverordneten begann am anderen Morgen mit Vorleſung der königl. Antwort, welche vielfach von Zurufungen unterbrochen wurde, Zurufen, gegen welche die Freunde der Monarchie nichts vermochten, als ſie im Intereſſe der Monarchie ſtill auf's Tiefſte zu beklagen. Biedermann's, Otto Wigand's Vorträge genügten nicht. Robert Blum wurde vom einſtimmigen Rufe der Menge auf die Tribüne gefordert, von der aus zu ſprechen ſonſt nicht üblich war. „Alle durch Druck hervorgerufenen Volksbewegungen, ſprach er, bis zum Beginne dieſes Jahrhunderts, haben ſich nicht nur gegen die Perſon der Unterdrücker, ſondern gegen das Syſtem der Unterdrückung, als welches man das Königthum betrachtete, gerichtet. Die Neuzeit ſcheint in dieſer Beziehung eine glückliche Aenderung der Dinge herbeigeführt zu haben, indem ſie durch Grundverträge die gegenſeitigen Rechte und Pflichten feſtgeſezt, und durch Herſtellung verantwortlicher Räthe der Krone die Monarchie ſelbſt außerhalb der Stürme der Zeit geſtellt, ſie über dieſelben erhoben hat. Aber ein unglückliches Mißverſtändniß der neuen Zeit hat dahin geführt, an dem Grundvertrag in einer Weiſe zu mäckeln, daß derſelbe zum bloßen Schattenbild herabgeſunken iſt. Die geheimen Konferenzbeſchlüſſe der Kabinette haben jedes Verfaſſungsrecht zur Täuſchung gemacht und einen Zuſtand herbeigeführt, in welchem nicht das Vertrauen auf die neue Zeit und ihre Schöpfungen, ſondern entſchiedenes Mißtrauen gegen dieſelben entſtehen und ſich ausbreiten mußte. In Frankreich, wo die Verfaſſung in anderer Weiſe unwirkſam gemacht worden iſt, hat ſich daher auch ſofort gezeigt, daß ſich die Volksbewegung wieder gegen das Syſtem gekehrt und daſſelbe geſtürzt hat. Wer es demnach in Deutſchland, wo mehr Grund zur Unzufriedenheit vorhanden iſt, mit der Monarchie ehrlich meint, der muß mit Entſchiedenheit auf die Entfernung Derer dringen, die nicht auf dem alleinigen Boden des Geſezes und der Verfaſſung, ſondern auf dem der Ausnahmsmaßregeln und der Wiener Konferenz ſtehen. Will man im Angeſicht der drohenden Gefahren an der Berechtigung nicht, ſondern an der heiligen Pflicht aller öffentlichen Organe, dieſe Gefahr ſchonungslos zu enthüllen, im Geringſten zweifeln, ſo heißt dies noch keine Ein-

ſicht in die wahren Bedürfniſſe des Landes verrathen." Er unterſtützte die Anträge Biedermann's, legte aber dafür eine eigene kernhafte Faſſung der Adreſſe vor. In der Adreſſe wurde die Berechtigung der Stadtverordneten, die der König in Abrede geſtellt hatte, behauptet und begründet; daß die erſte Adreſſe, wie der König erklärt hatte, ein Ausfluß einſeitigen Parteiſtrebens ſei, wurde entſchieden widerſprochen; eine ſofortige Berufung des Landtags und die Entlaſſung der Miniſter gefordert, ſonſt möchte die Ruhe des Landes nicht erhalten oder hergeſtellt werden können.

Zu gleicher Zeit gaben die Leipziger Cenſoren eine Erklärung gegen die Cenſur ab, merkwürdig genug ein Zeichen der Zeit. „Eine mehrjährige Uebung der Cenſur, ſagten ſie darin, nach den beſtehenden geſezlichen Beſtimmungen, hat uns zu der innigen Ueberzeugung gebracht, daß die Cenſur, abgeſehen von dem, was ihr prinzipiell entgegenſteht, ein Inſtitut iſt, welches ſeinen Zweck dergeſtalt verfehlt, daß durch daſſelbe der Geiſt der Ungeſezlichkeit nicht zurückgehalten, ſondern vielmehr herausgefordert und durch die Reizung zur gefährlichſten Böswilligkeit aufgeſtachelt wird; daß mancher ehrenwerthe und beſonnene Mann durch die Vorſtellung einer Bevormundung von der Beſprechung der wichtigen Fragen des öffentlichen Lebens ſich zurückſchrecken läßt, während viele von denen, welche ſich der Schriftſtellerei ausſchließlich widmen, durch die Cenſur demoraliſirt werden, indem ſie ſich angewöhnen, anſtatt offener Beſchuldigungen zweideutige Verdächtigungen, ſtatt direkter ehrlicher Angriffe hinterliſtige Untergrabungen der beſtehenden Verhältniſſe des Vertrauens zwiſchen Volk und Regierung zu unternehmen. Die ſogenannte konſervative Preſſe hat es vielfach in dieſer Beziehung der liberal-radikalen Preſſe noch vorausgethan. So wirkt die Cenſur zum Ruin des Staates."

Es ſchien, als würde an der Form, unter der an den Fürſten Vorſtellungen zu bringen wären, das Volk mit ſeinen gerechten Wünſchen ſcheitern. Der König wollte darauf beharren, nur durch die Vermittelung der Stände, die er, ſo wie es die Umſtände erlauben, zuſammen rufen wolle, die Wünſche des Volkes zu hören. Er ſah in der Adreſſe der Leipziger nichts als ein Vorgreifen, ja einen Eingriff in die Befugniſſe der Landesvertreter und eine Unbefugtheit der Krone gegenüber.

Der König glaubte genug zu thun, wenn er die Stände binnen der zwei nächſten Monate einberufe, ſeinen Sachſen verſpreche, ſich mit den Ständen über Alles, was als wahres Bedürfniß für das Staatswohl erſcheine, zu verſtändigen, namentlich eine Vorlage über die Preſſe in Ausſicht ſtelle, und zum Vertrauen auffordere auf das was er ſchon gethan und noch thun werde. Herr von Falkenſtein, der Miniſter des Innern, im Gefühl, daß er des Volkes Liebe und Vertrauen nicht habe, eilte ſeine Entlaſſung einzureichen. Der König, nach einigem Weigern, nahm ſie an, da von Falkenſtein darauf beſtand, „indem er nicht die Veranlaſſung oder den Vorwand abgeben wolle zu irgend fernerweiten unangenehmen Kundgaben, oder möglichen Unordnungen."

Die Anſprache des Königs an ſein Volk konnte die beabſichtigte Wirkung nicht haben. Keiner, ſelbſt von der freiſinnigſten Volksparthei, bezweifelte die Verſicherungen der Liebe und des Wohlwollens, die der König darin gab. Aber die dringendſten Angelegenheiten der Gegenwart lagen vor; ſie ſollten, ſie mußten ſchnell erledigt werden, und der König hatte die Erledigung auf ſechs Wochen hinausgeſchoben. Der Rücktritt des Herrn von Falkenſtein ſchien bedeutungslos: unter der Anſprache des Königs ſtanden noch die fünf übrigen Glieder des Miniſteriums unterzeichnet, lauter Adelige; ſie hatten ſich ſeit lange das Mißtrauen des Landes zu verdienen gewußt; der Name des einſtweiligen Stellvertreters Falkenſtein's war nur den Behörden bekannt, das Volk wußte Nichts von ihm: Dr. Zſchinsky — ſo hieß der einſtweilige Miniſter des Innern — hatte ſich durch gar Nichts bisher bekannt gemacht.

Die Mißſtimmung zog ſich durch alle Schichten der Geſellſchaft, ſie drückte ſich vielfach drohend aus.

In außerordentlicher Sizung, unter großem Andrang verhandelten darum die Stadtverordneten. Verfaſſungsmäßig, ſprach der Vorſteher, Rechtsanwalt Koch, kann der König, unter Verantwortlichkeit des Geſammtminiſteriums, wenn Gefahr im Verzuge iſt, auch ohne die Stände einſtweilige Entſchließungen ausgehen laſſen. Das geſchah 1836, um die Preſſe zu knechten; es muß jezt geſchehen, um ſie zu befreien.

In beredten Worten ſchilderte Robert Blum die Gefahr im Verzug. Das Land ſieht ein, ſprach er, daß es das Opfer von

einer Anzahl ehrgeiziger Menſchen ſein ſoll, die den König täuſchen und ſchlecht berathen. Man hat uns die Verantwortlichkeit für die Ruhe der Stadt aufgewälzt. Wir haben ſehr ernſt zu wachen, daß die Bewegung in den Händen der Behörden bleibt. Das Volk muß bewaffnet werden, die ſtädtiſchen Behörden und Vertreter müſſen durch Beſchlußfaſſung die Ungeſezlichkeit der Cenſur erklären.

Otto Wigand ſchlug vor, in Maſſe ſich nach Dresden zu begeben. Die Verſammlung vereinigte ſich zulezt mit Blum's Anträgen.

Es wurde einſtimmig durch lauten Zuruf angenommen, die Stadtverordneten ſollen in Gemeinſchaft mit dem Stadtrath am Thron eine Erklärung niederlegen, ohne weitere Begründung, des Inhalts: Die Preſſe iſt geſezlich frei; die Verfaſſung bietet das Mittel, dieſe Freiheit ohne Weiteres wiederherzuſtellen; das Strafgeſezbuch bietet genügende Garantien gegen den Mißbrauch; eines beſonderen Preßgeſezes bedarf es nicht. Die Entlaſſung Falkenſtein's genügt nicht. Ruhe, Ordnung und Eintracht können nur hergeſtellt werden, wenn der König ſich mit Miniſtern umgibt, die durch ihre öffentliche und ſtändiſche Wirkſamkeit das Vertrauen des Volkes erworben haben.

Ebenſo wurde Robert Blum's Antrag an den Stadtrath angenommen, den Ausſchuß der Communalgarde zu veranlaſſen, auf den geſezlichen Wege durch Aufnahme von Freiwilligen die Communalgarde zu vermehren und ihr den Dienſt zu erleichtern. Von allen Seiten verſprach man ſich zum Eintritt in die Garde zu melden.

Es waren edle und bewegte Stunden, nach der Schilderung von Augenzeugen. In jedem Worte der Redner, in jedem vorbrechenden und raſchunterdrückten Zuruf der Höhrer fühlte man, wie die kleine und große Verſammlung in der gewaltigen Zeit auch innerlich gewachſen war. Wenn die Leipziger in den Blättern laſen, wie an andern Orten die Volksbewegung ein Schauſpiel bot, das die öffentlichen Gewalten in vollſtändiger Willenloſigkeit und Schwäche zeigte, ſo mußten ſie ſich erhoben fühlen beim Anblick der Einigkeit und der Kraft der geſezlichen Stadtbehörde, wie ſie auf der Höhe der Zeit und an der Spize der politiſchen Bewegungen mit Muth und Beſonnenheit daſtand. Die Stadtverordneten und der Stadtrath von Leipzig gaben ein ſchönes Beiſpiel für ganz Sachſen.

Ueberall folgte man nach. Keine einzige Ausſchweifung fiel vor, troz der allgemeinen Aufregung und theilweiſen Erbitterung.

Die Regierungsbehörden zeigten ſich wie gelähmt und betäubt. Der Geiſt und die Kraft waren von dieſen ganz auf die ſtädtiſchen übergegangen. Das Volk zeigte, daß es ſich ſelbſt verwalten konnte.

Robert Blum war der ordnende und leitende Geiſt auch in dieſen Tagen. Wie in jenen Auguſttagen, wo er einige Zeit den Herrn von Leipzig geſpielt, ſo zeigte er ſich auch hier mit jener außerordenlichen Begabung eines Volksführers, der die Menſchen aufzuregen und zu beſänftigen verſtand, wie es für ſeinen Zweck, das Volk zur Freiheit zu führen, gerade entſprechend war. Er war es wieder, dem man die Vermeidung aller Ausſchweifungen zu danken hatte. Die Macht des überlegenen Genius, der in ihm war, drückte ſich wieder den Regierenden vor Augen, ihnen zu Dank und Verdruß zugleich. Je ohnmächtiger ſie da ſtanden dieſem geiſtüberlegenen Volksmanne gegenüber, deſto mehr haßten ſie ihn, indem ſie ihn fürchteten. Robert Blum war dieſen Leuten gegenüber in den Märztagen ganz in der Lage, wie am 12. Auguſt. Die Regierung, das Miniſterium, waren froh, daß Leipzig in ſolcher Ruhe und Ordnung blieb, und doch waren ſie ärgerlich und verbittert zugleich, daß ſie ſo ohnmächtig vor ihm daſtanden, und daß dieſer Abenteurer und Emporkömmling, der ehemalige Klempner-Geſelle, der Alles nur durch ſich ſelber geworden war, der nichts ſtudirt hatte, der keine Kanzlei durchlaufen hatte, nicht nur dieſe Kunſt, zu regieren, bewies, ſondern ſogar ohne Vollmacht von ihnen, ohne Erlaubniß, ohne Auftrag, ohne Befugniß das Volk regierte. Hatte doch Herr von Falkenſtein es ſchon damals unverſchämt genannt, daß durch Robert Blum der Angriff der Maſſen auf das Militär verhindert wurde, daß er ihn verhindern konnte, und daß er es war, der ihn verhindert hatte. Solche unbefugte Befähigung und Thatkraft erſchien dem adeligen Herrn und dem ganzen adeligen Hof nicht nur als etwas Unerhörtes, ſondern geradezu als eine Impertinenz, als eine Unverſchämtheit. Im Schwung dieſer Bewegung rafften ſich die Leipziger Cenſoren nochmals zuſammen und richteten eine neue Vorſtellung an das Miniſterium, in der ſie um Aufhebung der Cenſur dringend baten. Sie geſtanden, „ſich in der ſchrecklichen Lage von Männern zu befinden, deren Pflicht mit ihrem

Gewiſſen in Widerſpruch geſtellt worden, indem ſie ſich ſagen müſſen, daß jeder von ihnen vollzogene amtliche Akt die Gefahr des Vaterlandes erhöhe." Die Volksſtimme äußerte ſich treffend über dieſe Cenſoren. Wir geſtehen, wurde geſagt, daß wir nicht begreifen, warum die Herren Cenſoren zu Leipzig ſich jener „ſchrecklichen Lage" nicht eben ſo einfach entziehen, wie der Cenſor in Crimmitzſchau, der ſein Amt „als ein durch die Volksſtimme für unehrlich erkanntes" niedergelegt hat.

Sollte bis auf nächſten Sonntag der König den Wünſchen des Volkes nicht entſprochen haben, ſo wollte die Bürgerſchaft in Maſſe eine Fahrt nach Dresden machen.

Der Empfang der Abgeordneten der ſechs Städte Zwickau, Werdau, Crimmitzſchau, Merane, Glauchau und Waldenburg, den ſie bei den König fanden, vermehrte die Aufregung. Der Bürgermeiſter Linke von Werdau, der gewählte Wortführer, hatte dem König, in ſehr unterthäniger Weiſe, die Wünſche des Volkes vorgetragen. „Majeſtät, hatte er geſchloſſen, wir appelliren an Ihr großes Herz; möge deſſen liebevoller Schlag der beglückende Genius und Leitſtern des geſitteten Zeitgeiſtes werden, jener göttlichen Macht der Staaten und Weltgeſchichte, welche die Regierungsorgane Ew. Majeſtät als legitim nicht anerkennen wollen. Das ſind des Volkes Wünſche."

Hiemit wurden die ſechs Adreſſen übergeben. Der König erwiederte: „Ich muß Sie jezt auf meine öffentliche Bekanntmachung verweiſen. Ich werde die Verlangen, welche billigen, beſcheidenen Wünſchen entſprechen, dem nächſten Landtage vorlegen." Majeſtät, antwortete der Bürgermeiſter Schwedler von Merane, Sie erlauben —. Nein, Nein, Nein, Nein! unterbrach ihn der König. Unbillige Wünſche werde ich nicht berückſichtigen. Ich kann mich mit Ihnen nicht in Diskuſſion einlaſſen. Ich habe Ihnen Nichts zu ſagen, als: Leben Sie wohl! Majeſtät, nahm Schwedler noch einmal das Wort, entlaſſen Sie uns nicht ohne alle Zuſagen. Und der König fiel ſogleich ein: Ich habe Ihnen weiter Nichts zu ſagen, als: Leben Sie wohl!

In Leipzig wurde vom Volk ein eigener Ausſchuß niedergeſezt, um ſo ſchleunig als möglich einen allgemeinen Zug nach Dresden zu veranſtalten. Die große Maſſe der Bevölkerung war feſt ent-

ſchloſſen, dieſen Plan durchzuführen. Ein Aufruf zur Theilnahme an dem großen Zug nach Dresden erſchien in allen Zeitungen.

In Dresden war man über dieſen Plan des Volkes ſehr in Furcht. Das meiſte Militär Sachſens lag jezt in und um Leipzig. Darum ließ die Regierung die Dresdener Communalgarde in die Waffen treten; zwei Bataillone und die Reiterei mußten die Brücke beſezen, ein Bataillon das Georgenthor, zwei Bataillone das Rathhaus am Altmarkt.

Die Unterzeichnungen zur Theilnahme an den Zug nach Dresden gingen fort, obgleich der Stadtrath dagegen ſprach. Der Ausſchuß, deſſen Seele Robert Blum war, hatte eine freiwillige Steuer ausgeſchrieben, um das Nöthige zum Zug aufzubringen. Es iſt, heißt es in dem Ausſchreiben Robert Blum's, durch den neueſten Erlaß von Seiten des Königs nicht nur Nichts gewährt, ſondern vielmehr ein neues Mittel gefunden, die Männer im Amte zu erhalten, gegen die ſich das Land ſo entſchieden ausgeſprochen hat. Die Miniſter ſuchen nichts als Zeit zu gewinnen, um König und Volk auf's Neue zu täuſchen. Es gilt, dem Volkswunſch einen großartigen Ausdruck zu verleihen; unterſtüzen Sie uns, Mitbürger, daß es in großartiger, ernſter und würdiger Weiſe geſchehe.

Man zweifelte nicht daran, daß der König von Sachſen nicht für ſich allein handele. Bei der bekannten volksfreundlichen Geſinnung dieſes Fürſten glaubte man, ſein jeziges Benehmen, der geradezu abſchlägliche Beſcheid auf die an ihn gebrachten Wünſche ſeines Volkes, laſſe ſich nur durch entſchiedene Winke, von Berlin aus, erklären. Nicht nur Leipzig war von ſächſiſchen Truppen umzingelt, auch die Preußen ſtanden Regimenterweiſe an der nahen Landesgrenze. Niemand konnte in der Aufſtellung dieſes preußiſchen Truppencorps einen Grenzcordon gegen die Freiheitsbewegung in Sachſen verkennen. Durch dieſe Truppenanſammlungen in der Nähe von Leipzig wurde der Preis der Lebensmittel hinaufgetrieben. Man fürchtete ſchon eine plözliche Theuerung und noch mehr die Folgen einer ſolchen. Männer, welche die Dinge verſtändig betrachteten, verdammten den unnüzen Aufwand dieſer Militäraufſtellungen. Was in Leipzig geſchieht, ſagten ſie, das wird durch Bajonette und Kanonen nicht verhindert und unterdrückt. Und wenn die Theuerung mitten in arbeitsloſer, gewerblich geſtörten Zeit Folgen

nach ſich zieht, die in keines Menſchen Berechnung liegen, weil der Arm und die Wuth verzweifelter Maſſen das Verhängniß des Augenblicks entſcheidet; — wer hat dann die Verantwortung, die Stadt Leipzig, welche im bewußtvollen Gang auf den Beſitz heiliger Rechte hinſchreitet? oder die Drohbewegungen verblendeter Regierungen, die darauf mit Reiterhaufen oder Batterien erwidern, als ob die Macht des Gedankens nicht größer wäre, als alle Kugeln und Säbel?

Robert Blum ſorgte dafür, daß vom Volk aus Alles unterblieb, was der bewaffneten Macht auch nur den leiſeſten Vorwand zum Einſchreiten hätte bieten können. Der Miniſter von Carlowitz konnte ſeine Ueberraſchung nicht bergen, als er nach Leipzig kam, und eine durchweg ruhig geordnete, aber eiſenfeſt entſchloſſene Stadt fand. In Dresden, zumal am Hofe, hatte man noch immer alle Adreſſen und Sendungen ſo angeſehen, als wären ſie von einer drohenden Volksmaſſe diktirt. Dieſe drohende Volksmaſſe ſuchte der Miniſter nun vergeblich in den Straßen Leipzigs. Er mußte anfangen ſich zu überzeugen, daß die an die Regierungen geſtellten Forderungen nicht von einer gewaltthätigen Parthei vorgeſchrieben, ſondern von den beſonnenſten Männern und unter den nüchternſten Umſtänden beſchloſſen waren.

Geldbeiträge zur Ausrüſtung der Stadtbewaffnung gingen zahlreich ein. Einzelne Handlungshäuſer ſteuerten Summen bis zu 100 Reichsthaler. Fliegende Blätter, Gedichte, Mahnungen und Aufrufe kreuzten ſich. Robert Blum, Arnold Ruge und Biedermann, waren faſt permanent auf der Rednerbühne. Alles exerzirte, ſelbſt die Mitglieder des Theaters waren in den Waffen und auf den Wachtpoſten. Der Rieſenzug nach Dresden ſollte am Tage der Landtagseröffnung geſchehen. An Leipzig wollten ſich ſowohl kleine als große Städte Sachſens anſchließen. Eine Völkerwanderung des Landes ſollte den verſammelten Ständen die Wünſche des Volkes vortragen. Da wandelte ſich der Sinn des Königs plözlich um. Er entließ das ganze Miniſterium. Es kam in Dresden ſelbſt zu Aufläufen und Ruheſtörungen, zu unangenehmen Kundgaben gegen die abgetretenen Miniſter; nur durch die Bemühungen des volksbeliebten Profeſſors Wigard ließ ſich die Maſſe beſchwichtigen.

Leipzig hatte mit allen ſeinen Forderungen geſiegt. Vor der plözlichen Entlaſſung der alten Rathgeber der Krone ſtanden die

Leipziger wie vor einem unlösbaren Räthſel, ſo freudig ſie auch überraſcht waren. Noch bis zulezt war der König auf's Ungünſtigſte geſtimmt geweſen gegen jede Regung der neuen Zeit, gegen Alles, was in dieſer Richtung an ihn gelangte. Die Bewohner Dresdens hatten ſich um ihn geſchaart. Billigten ſie auch nicht einmüthig die bisherige Verwaltung, ſo waren ſie, die Reſidenzler, dach darin einverſtanden, daß das dringende Verlangen der Leipziger als eine widerwärtige Anmaßung zurückzuweiſen ſei.

Auf die Sinnesänderung des Königs hatte Mehreres zuſammengewirkt. Der frühere Miniſter von Lindenau hatte den König überzeugt, daß in den Forderungen Leipzig's nichts als der wahre Geſammtwille der Bürgerſchaft ausgedrückt ſei; von Carlowitz, der von Leipzig zurück kam, hatte Lindenau's Vorſtellungen beſtätigt. Die Offiziere des ſächſiſchen Heeres hatten gleichzeitig eine Eingabe an den König gerichtet, worin ſie ſich bitter über das Heranziehen preußiſcher Truppen gegen Leipzig beſchwerten. Was ihm Lindenau ſagte, überraſchte den König; er hatte ſich Alles anders gedacht, es mußten ihm über Leipzig die albernſten Mährchen erzählt worden ſein. Ueber die Nachricht, daß preußiſche Truppen an der Grenze ſtehen, war der König auf's Höchſte erſtaunt. Der Miniſter von Könneritz und der Kriegsminiſter hatten ohne Vorwiſſen des Königs das Verlangen nach einer preußiſchen Truppenmacht geſtellt. Umſonſt beſtürmte von Könneritz den König auf's Neue mit Bildern aufſtändiſcher Gefahren. Der König hörte nicht mehr darauf, er entließ das Miniſterium auf's Ungnädigſte. Um das neue Miniſterium zuſammenzuſezen, wurden die Abgeordneten Dr. Braun, von Watzdorf, Georgi, und Profeſſor von der Pfordten zum Könige berufen. Bald war das Miniſterium gebildet. Außer Braun, Georgi, von der Pfordten, trat Oberländer ein, ſtatt des von Watzdorf, Männer die das öffentliche Vertrauen hatten, ausgenommen von der Pfordten. Gegen ihn regte ſich ſogleich Mißtrauen, das mehr auf einem Vorgefühl ruhte, als auf Thatſachen.

von der Pfordten iſt ein deutſcher Mann, ſagten die Einen. Er hängt nach Preußen hin, ſagten die Andern. Er iſt gewandt in Geſchäften, ſagten ſeine Freunde; ja, ſagten ſeine Gegner, er gibt ſich den Ariſtokraten ariſtokratiſch, den Demokraten demokratiſch. Er iſt ſchlau und koquettirt mit ſtaatsmänniſcher Appretur; er iſt der Mann des römi-

ſchen Rechts, er iſt der Berufer des frömmelnden Harleß, der Feind der geſchworenen Gerichte, gegen die er ſich auf der Germaniſten-Verſammlung erklärte. Gleich am erſten Tage erklärte ihm die konſtitutionelle Staatsbürger-Zeitung den Krieg.

Die ſcharfe Kritik der Radikalen hatte auch an den Andern auszuſezen. Braun, hieß es, iſt liberal, ja, wie es in der alten Zeit paſſen mochte, jezt aber neigt er zum vermittelnden linken Centrum hin, er iſt ängſtlich, ſchwankend, dabei zuviel Juriſt und Formenmenſch. Georgi iſt ohne eigentliche politiſche Durchbildung, er lehnt ſich ganz an Braun an. Der neue Kriegsminiſter hat noch keine große ſtaatsmänniſchen Einſichten gezeigt; an ſeinem Rufe kleben noch Roſtflecken von der blutigen Auguſtnacht in Leipzig her. Nur Oberländer beſtand auch vor der ſtrengſten Kritik der Radikalſten. Er galt als grundehrlich und zugleich als radikal-demokratiſch, obgleich auch ſeine Natur etwas weich und elaſtiſch, ſelbſt nebenbei etwas romantiſch gefunden werden wollte. Er iſt mehr Mann des Gemüths und des Worts, als der That, ſagten die Einen; ſeine Tugend und ſeine Einſicht bürgt für Alles, ſagten die Andern.

Die Anſprache des neuen Miniſteriums an das Volk wurde mit Freuden begrüßt. In der Freude ließ man ſich ſogar die Einberufung der alten Kammer gefallen. Und doch hing dieſe alte Kammer, wie ſie durch ein ſchlechtes Wahlgeſez und allerlei Mittel der Regierung zuſammengeſezt war, auf das Innigſte mit dem alten Syſtem zuſammen; und doch hatte dieſe Kammer durch ihre Mehrheit gerade dieſes alte Syſtem aufrecht erhalten, und bei ſo vielen Gelegenheiten die Sache des Volkes verrathen.

Weiterſehende ſchüttelten die Köpfe: Die Mehrheit des ſächſiſchen Volkes aber gab ſich den ſchönſten Hoffnungen hin und freute ſich „des neuen Volksminiſteriums."

In den kleineren ſächſiſchen Staaten verlief die Bewegung raſcher.

Die Unruhen nahmen im Weimar'ſchen, Koburg'ſchen, Gotha-ſchen, und den andern Gegenden Thüringens den bedenklichſten Charakter an. Wer die Thüringen'ſchen Bauern, namentlich die auf dem Bergrücken der Finne und Schmücke, vor mehreren Wochen geſehen hatte, und zu Anfang des März ſie wiederſah, der erkannte die ſonſt ſo pflegmatiſchen Naturen nicht wieder, eine ſolche Auf-

regung herrſchte unter ihnen. In Weimar war der Führer des Volks der Abgeordnete von Wydenbrugk, ein kleiner, ſchlauer, ſcharfſinniger, geiſtreicher und ſehr beredter Rechtsanwalt. Schon am 9. März gab es unruhige Auftritte vor dem Schloß, Wydenbrugk beſchwichtigte das Volk, einige hohe Staatsbeamte waren jedoch ſo verhaßt, daß das Volk in der Nacht ſeinen Zorn an ihren Häuſern ausließ. Es waren namentlich von Außen hereingekommene Bauern. Da die Regierung mit Zugeſtändniſſen zögerte, ſo zogen am 11. März Bauern, Bürger und Jenaer Studenten, an die fünftauſend Köpfe, vor das Schloß. Sechs Bürgercompagnien in drei Reihen deckten den Eingang des Schloſſes, eine halbe Stunde lang; da durchbrach ſie der mächtige Andrang, und die Maſſe ergoß ſich in den Schloßhof. Der Sturz des Miniſteriums Schweitzer wurde verlangt und gewährt. Darauf zog das Volk vor das Rathhaus, wo der Landtagsabgeordnete von Wydenbrugk war, und verlangte ſtürmiſch, daß er das Miniſterium übernehme. Wydenbrugk erklärte vom Balkon herab, er habe dazu keine Neigung, und fühle ſich mehr zum Landtagsabgeordneten, dem Miniſterium gegenüber, berufen. Das Volk ließ nicht ab, bis der Staatsminiſter von Watzdorf auf dem Rathhaus erſchien, und den Abgeordneten Wydenbrugk im Namen des Großherzogs um Uebernahme des Miniſteriums erſuchte. Wydenbrugk verkündete dies ſelbſt dem Volk, und nahm an. Die Wünſche des Volkes wurden erfüllt, die Preßfreiheit verkündet, eben ſo die Verſchmelzung des Kammervermögens mit dem Landſchaftsvermögen gegen eine dem Großherzog zu gewährende Civilliſte. Die verhaßten Miniſter Schweitzer und Gersdorf, und der Kammerpräſident Thon wurden vom Volk, ſobald ſie entlaſſen waren, nicht weiter heimgeſucht, und ſie eilten ſelbſt ihre Wohnungen zur Feier ihres Sturzes glänzend zu beleuchten.

Das Auftreten der Bauern in Weimar ermunterte die andern Thüringen'ſchen Bauern zu gleichen Schritten. Zu Tauſenden drangen ſie trunken in die Städte, um ihre Forderungen an die Behörden zu ſtellen. Nach drei Tagen, ſagten ſie, werden wir wiederkommen, und dann nicht mit Stöcken, wie jezt, ſondern mit Waffen, die uns ſchon die Wege bahnen werden. Man fürchtete eine Bauernbewegung, eine weitgreifende, um ſo mehr, weil man ihr nicht viel entgegenzuſezen wußte. Das Militär gehört gerade größtentheils

dieſer Volksklaſſe an, ſagten bange die Bevorrechtigten. So eilte man mit Zugeſtändniſſen, wie es in Weimar geſchehen war.

Es war freilich in dieſen Landen ſehr viel zu beſſern, in den bäuerlichen wie in den bürgerlichen Verhältniſſen. Denn in Gotha z. B., beſtand ja die bisherige ſtändiſche Vertretung aus vierzehn bis fünfzehn Perſonen, wovon vier Fünftel dem Adel und ein Fünftel dem Bürgerſtande angehörte. Und dieſe Volksvertreter wurden nicht vom Volke, ſondern von der Regierung gewählt.

Gang der Dinge in Hannover.

In Hannover hatte das Volk gerechte Forderungen erhoben und vertheidigt, lange bevor man ahnte, was in Frankreich vorgehen würde. Die große Bewegung, die jezt durch Deutſchland ging, theilte ſich den Hannoveranern nur in kleinerem Maaße mit. Nur Hoffnungen ſchöpfte das Volk, und ſeit den Badiſchen Verkündigungen dachte man auch in Hannover zwar nicht an gleiche Anträge, aber doch an Anträge. Man glaubte zu feſt an die Ausdauer des dortigen Regierungsſyſtems, als daß man mehr gewagt hätte. Doch hoffte man, es werde auch den Hannoveranern von der Rückwirkung, welche die Weltereigniſſe auf Deutſchland haben, ihr Theil nicht entgehen, und der Wille Weniger werde nicht ſtärker ſein können, als die heranfluthende Bewegung einer großen Nation.

Die Stadtbehörde und die Bürgervorſteher der Hauptſtadt baten allerunterthänigſt am 6. März um Preßfreiheit und darum, der König möge mit ſeinen deutſchen Verbündeten auf eine Vertretung des deutſchen Volkes bei der deutſchen Bundesverſammlung zuſammenwirken; endlich noch um ſchleunigſte Einberufung der Stände des Königreichs. Der König erwiderte in allem Weſentlichen abſchläglich, und erklärte namentlich, „bei ruhiger und reiflicher Erwägung werde Niemand verkennen, daß eine Theilnahme deutſcher landſtändiſcher Abgeordneten an den Berathungen und Beſchlüſſen des deutſchen Bundes, denen die Landesherren ſich ſelbſt

vertragsmäßig unterworfen haben, mit der monarchiſchen Regierungsform nicht vereinbar ſei.“

Das wirkte in Hannover ſehr niederſchlagend.

Die Bürger von Peine forderten ſchon mehr, ſie wollten auch Nationalbewaffnung. In der Stimmung, welche die eben aus Kurheſſen eingegangenen Nachrichten über die Nachgiebigkeit des Kurfürſten, die man kaum vermuthet hatte, allgemein erweckten, hatten ſich die Bürgervertreter der Hauptſtadt mit guten Hoffnungen in den Pallaſt begeben, und um ſo tiefer getroffen kamen ſie zurück. Die Eingabe an den König war ſchon Tags zuvor übergeben worden, nicht ihm ſelbſt, ſondern einem ſeiner Adjutanten. Der Zutritt zum König war erbeten, aber von ihm abgelehnt worden.

Und doch war ſelbſt dieſe ſchriftliche Eingabe ſo annehmlich als möglich von dem Stadtrath zubereitet worden. Um den Bürgerwünſchen diejenige Richtung zu geben, die ihm gefiel, hatte der Stadtrath klüglich eine fertige Adreſſe in gemeinſchaftlicher Sizung des Stadtraths und des Bürgerausſchuſſes mitgebracht, und der Bürgerausſchuß war mit keiner Gegenadreſſe gerüſtet. Der Wortführer deſſelben, im beſoldeten Dienſt des Stadtraths, war deſſen ergebenſte Stüze. So konnte es nicht fehlen: Die Adreſſe des Stadtraths wurde unverändert angenommen, zumal da der Stadtrath zugleich erklärte, vier ſeiner Mitglieder einer gleichen Zahl von Bürgervertretern zugeſellen zu wollen, um mit dieſen gemeinſchaftlich eine zweite ausführlichere Schrift an den König aufzuſezen, in die man dann Alles aufnehmen könne, was zur Bitte und Beſchwerde, zum Wunſch und zur Forderung reif wäre. Auf eine, in ſolcher Weiſe entſtandene Adreſſe, eine wahre Ergebenheitsadreſſe, hatte ſelbſt der Stadtrath etwas Anderes erwartet, als eine ſolche Antwort des Königs. Der Stadtrath, der bis vor Kurzem nicht durch ehrenvolle Unterſuchung, wohl aber durch unglückliche Begnadigung, ſo ſehr gedrückt war, fühlte ſich aufs Neue in übler Lage. Seine Antwort hatte der König mündlich gegeben: Er hatte am andern Tage nach dem Empfang der Eingabe eine Abordnung der Stadtbehörden vorgelaſſen.

Die Antwort des Königs iſt ſo einzig in ihrer Art, daß Einiges davon, weil es kennzeichnend für den König wie ſein Volk iſt, in die Geſchichte übergehen muß.

Meine Herren, ſprach er: Sie mögen es ſich ſelbſt nicht völlig klar gemacht haben, auf welche Weiſe Ihr Wunſch einer Volksvertretung bei dem deutſchen Bunde, welcher ein Fürſtenbund iſt, zu verwirklichen ſein könnte. Ihre Bemerkung ſelbſt, daß die Erfolge der bisherigen Bundesthätigkeit nicht in allem Maaße den zum Nationalgefühl erwachten Deutſchen entſprechen, rechtfertigt das geſtellte Begehren noch lange nicht. Es iſt der Beruf der Landesherren, für das wahre Beſte ihrer Unterthanen, ihres Landes zu ſorgen. Ich bin ſeit eilf Jahren in Ihrer Mitte, und dieſe eilf Jahre ſind unausgeſezt der Sorge für die Verbeſſerung der vaterländiſchen Einrichtungen, für das Heben des Wohlſtandes, für unpartheiliche Gerechtigkeit und für Beförderung des Geſchäftsganges in allen Behörden, gewidmet geweſen. Ich glaube mir ſelbſt das Zeugniß geben zu müſſen, und es von Ihnen, meine Herren, beſtätigt zu ſehen, daß meine Bemühungen nicht vergebens waren, und daß die Reſidenzſtadt ſelbſt davon Zeugniß gibt. Vor Allem iſt mein Bemühen auf Ermittelung der Wahrheit und auf ſtrenge Unpartheilichkeit gerichtet geweſen, welche dem Favoritismus gleich fern iſt, wie allen andern Nebenrückſichten. Ich glaube, daß Ich auch Ihnen, meine Herren, alſo, und als ein Mann von offenem und geradem Charakter bekannt bin.

Was den Punkt in Ihrer Eingabe betrifft, wo Sie von der Einberufung der allgemeinen Stände ſprechen — kennen Sie, meine Herren, denn nicht die verfaſſungsmäßigen Beſtimmungen, nach welchen die allgemeinen Stände alle zwei Jahre zu berufen ſind, namentlich in dieſem Jahre berufen werden müſſen? Wiſſen Sie nicht, daß vor dem erſten Juli die Beſchlüſſe gefaßt ſein müſſen; daß bis dahin nur noch eine dreimonatliche Friſt übrig bleibt; daß ich daher nicht anſtehen konnte, die Stände zu berufen? Ich habe das nicht vergeſſen. Um zu vermeiden, daß die für das Land ſehr koſtbaren Stände nicht unthätig hier verſammelt ſind, iſt es erforderlich, die nöthigen Vorarbeiten für die ihnen vorzulegenden Gegenſtände vor ihrer Berufung beendigen zu laſſen. Dies iſt jezt geregelt. Die Stände ſind bereits berufen.

Die Preßfreiheit anlangend, ſo kann Ich — denn Ich verſpreche Nichts, was ich nicht gewiß bin, halten zu können — keine umfaſſenden Zuſicherungen ertheilen, ſo lange Ich nicht beſtimmt

weiß, was Ich an die Stelle der Cenſur ſezen will. Ich werde Ihren Wünſchen die thunlichſte Berückſichtigung ſchenken.

Wie? hörte man in der Beurtheilung dieſer königlichen Antwort ſagen, die möglichſte Erſparung an den Landtagskoſten iſt vom König als Grund der ſpäten Berufung der Stände angegeben? Aber die mit übermäßigen Koſten verbundene überzählige Reiterei? Der Arſenalbau? Die übertheuere Steuerverwaltung, der, gegen den ausdrücklichen Wunſch der Stände, erſt unlängſt wieder ein zweiter hochbeſoldeter Generaldirektor beigeſellt wurde, und dieſe und viele andere Ausgaben — muß ſie nicht alle mittelbar und unmittelbar das Land beſtreiten? Iſt jezt nicht ſelbſt Kurheſſen gewährend der Reformbewegung beigetreten? So ſoll denn Hannover der einzige Bundesſtaat bleiben, welcher unberührt und unbeglückt von der jungen Freiheit ſeinen Gang fortgehen ſoll? Und kein anderer hat doch in der Zeit des Völkerdrucks ſo viel verlieren müſſen, wie er. Was wir die Kraft nicht hatten von koſtbaren Gütern uns zu erhalten, werden wir das jezt die Kraft haben, uns wieder zu erobern?

Solche Gedanken machten ſich jezt die Leute in Hannover. Ihre neueſte Erfahrung war ihnen eine grauſame, aber nicht unverdiente Lehre.

Außerhalb Hannover ſah man in der Antwort des Königs geradezu eine majeſtätiſche Ironie auf die Wünſche des Volkes, ja auf das ganze hannöverſche Volk ſelbſt.

Die Bürger von Osnabrück, ſehr verſchieden von der Reſidenz Hannover, ſprachen in einer Volksverſammlung am 7. März ſich auf's Freieſte aus, und ſtellten ganz im Geiſte der ſüddeutſchen Adreſſen die gleichen Forderungen, wie dieſe. Eben ſo die Bürger von Hildesheim, Lüneburg, Hameln, Leer, Neuhaus und andern Städten. Die Schaam glühte dieſe Städte an, die Schaam über die Haltung des Stadtraths der Hauptſtadt, welcher drei Wünſche als die Summe der Forderungen des Landes vor den König gebracht hatte, und ſie wollten der Welt zeigen, daß die Hannoveraner in keiner Beziehung der politiſchen Entwickelung geringere und weniger dringende Bedürfniſſe fühlen, als diejenigen, welche bei ihren deutſchen Brüdern in Baden, Württemberg, Naſſau, und in den heſſiſchen Ländern ſich kundgaben und bereits verwirklicht waren.

Dieſe Städte warfen dem Stadtrath der Hauptſtadt vor, er

habe gegen ſeine Pflicht gehandelt, ſonſt hätte er dem König ein getreues Bild von der thatſächlichen Lage der Dinge, ohne die mindeſte Verhüllung, darlegen müſſen. Und allerdings, hätte der Stadtrath der Hauptſtadt die Wichtigkeit der Rolle, die ihm in dem gegenwärtigen großen Zeitpunkte zufiel, zu begreifen vermocht, er hätte Bedenken getragen, eine Täuſchung zu begünſtigen, die über ihn ſelbſt und über das ganze Land möglicher Weiſe die traurigſten Folgen herbeiführen konnte.

Die Abordnungen dieſer Städte an den König wurden nicht vorgelaſſen, troz wiederholter Bitten. Seine Majeſtät, hieß es, ſei zu ſehr mit Geſchäften überhäuft, um die Abgeſandten zu empfangen. So wurden die Adreſſen ohne perſönliches Gehör übergeben. Unter gleichem Vorwand wies auch der Miniſter von Falke die Abgeordneten zurück, als ſie ſich bei ihm zur Begründung ihrer Beſchwerden meldeten.

Der Bürgerausſchuß der Hauptſtadt erkannte die Täuſchung, welcher der Stadtrath ſich hingab, indem er den Ausdruck des Geſammtwillens mit ſeinen drei Anträgen zu vertreten wähnte, und faßte eine kräftige Eingabe an den König ab, mit der vollen Summe der Volkswünſche. Jeder Tag brachte ja neue Zeitungen über glückliche Siege der Volkswünſche anderwärts. Die Kunde, daß in der Hauptſtadt am 11. März an die Beſazung ſcharfe Patronen und Perkuſſionsgewehre ausgetheilt worden, wirkte auch mit, das politiſche Bewußtſein in den Bürgern zu wecken.

Dazu kamen unruhige Auftritte in Göttingen. Der Senator Heinze, welcher für den Augenblick die Stelle eines Polizeidirektors verſah, und ſchon mehrfache Proben ſeiner Unfähigkeit abgegeben hatte, durchzog am 11. März Nachts mit Polizeidienern, Gendarmen und Pedellen die Straßen, um Jeden verhaften zu laſſen, wenn er noch in den Straßen träfe. Schon früher hatte die Polizei den Verſuch einer Verſammlung unterdrückt, welche die Wünſche des Volkes auch von hier aus an den Thron gelangen laſſen wollte. Er begegnete einer Schaar von dem halbjährigen Abſchiedscommers heimkehrender Studenten. Er forderte ſie auf nach Hauſe zu gehen, und ohne daß Widerſezlichkeit ſtattgefunden, ohne daß eine Warnung erfolgt war, ſprengten plözlich berittene Gendarmen unter die wehrloſen Studenten und hieben ſcharf ein. Mehrere wurden

nicht unerheblich verlezt. Eine Abordnung ging nach Hannover, um Genugthuung für dieſe Brutalität zu erlangen. Die Regierung gewährte ſie nicht. Es kam Nichts, als der geheime Cabinetsrath von Scheele, der nicht einmal die Vollmacht brachte, die Suspenſion des unfähigen Polizeidirektors zu verfügen. Und doch hatten die juriſtiſchen Mitglieder des Senats nachgewieſen, daß dieſe wegen grober Amtsvergehen ſofort erfolgen müſſe. Auch war dieſer Scheele im Jahre 1837 die eigentliche Seele im Kabinet ſeines Vaters, des verſtorbenen Kabinetsminiſters, geweſen, namentlich damals, als die plözliche Ausweiſung der ſieben Göttinger Profeſſoren ſtattfand. Schon wegen dieſer Vorgänge und Erinnerungen taugte dieſer Scheele ſchlecht für das Amt, ſowohl eines Unterſuchungsrichters als eines Vermittlers. Die Regierung blieb dabei, nicht nachzugeben, die Univerſität Göttingen wurde der Polizeiwillkür ganz geopfert, ſie, einſt der Ruhm und Stolz nicht allein Hannovers, ſondern Deutſchlands.

Am 17. März, Mittags 12 Uhr, zogen alle Studenten aus der Stadt aus, ein langer Trauerzug. Die Kranken ſchloſſen in Wagen den Zug. Zwei Meilen weit zogen ſie zuſammen, bis Nordheim, da trennten ſie ſich, jeder zog in ſeine Heimath, um da zu verkünden, wie in Hannover das Anſehen eines unfähigen und brutalen Polizeidirektors, der grober Amtsvergehen angeklagt war, höher geachtet werde, als die Exiſtenz einer Hochſchule.

Als die Regierung den Ernſt ſah, hatte ſie am Abend vor dem Auszug der Studenten durch das Zugeſtändniß einlenken wollen, daß der Polizeidirektor ſeiner Amtsverrichtungen enthoben ſei. Die Studenten aber ſagten, es handele ſich hier nicht blos um Perſonen, ſondern um das Syſtem, alle Ausnahmsgeſeze müſſen aufgehoben, und die Perſon, der Schuldige, müſſe der Criminalunterſuchung überwieſen, nicht blos der jezigen Stellung enthoben werden, um eine andere einträglichere zu erhalten, wie es ſchon früher in eben ſolcher Weiſe vorgekommen. Sonſt finden ſich nur zu bald Nachfolger, die auf dieſelbe Weiſe Carrière machen wollen. Die Erbitterung wurde noch vermehrt durch die nachträglich bekannt gewordenen empörenden Einzelheiten. Die zu dem Angriff verwendeten und eigends von auswärts herbeigerufenen Gendarmen hatten ſchon vom Nachmittag an im Wirthshauſe übermäßig gezecht und

geäußert, ſie wollen ſich Muth trinken, denn Abends müßten ſie einhauen.

Am 15. März erſchien in den amtlichen Nachrichten der hannöverſchen Zeitung eine perſönliche Antwort des Königs auf alle an ihn gerichteten Eingaben aus Stadt und Land. Er ſagte: die meiſten dieſer Eingaben beweiſen mir noch immer die alte Liebe und das Zutrauen meiner geliebten Unterthanen. Wo andere Wünſche darin laut werden, kommen ſie — davon bin Ich überzeugt — nicht von den Hannoveranern ſelbſt, ſondern ſind durch Fremde eingeflößt, die überall Unordnungen und Verwirrungen anzuregen bemüht ſind. Ich bin feſt überzeugt von der Treue und dem geſunden Sinn meiner Unterthanen, daß ſie ſich nicht ihre eigene Ruhe und ihren Wohlſtand vernichten werden, den jeder Fremde, der in das Land kommt, beneidet. Meine Zuſtimmung zu dem Antrag auf Volksvertretung bei dem deutſchen Bunde kann Ich zwar nicht geben, Ich werde aber alle meine Kräfte aufbieten, daß der hohe Bundestag mit mehr Fleiß und größerer Energie in den deutſchen Angelegenheiten handele, als dies bisher geſchehen iſt.

So war alſo der König, bei der Vorausſezung des unbedingteſten Vertrauens des hannöverſchen Volkes in ihn, über beſondere Zuſicherungen hinſichtlich der allgemein nationalen Wünſche und Forderungen, hinweggegangen; die lezten hatte er, als einem fremden Einfluſſe beizumeſſen, rund abgeſchlagen. Es erfüllte dieſe königliche Antwort die Vaterlandsherzen mit Trauer und Sorge. Man glaubte nun klar zu ſehen, daß die Regierungen im nördlichen Deutſchland, Preußen an der Spize, im genaueſten Einverſtändniß handeln, und in einer Richtung ſich zu bewegen ſuchen, die der bereits feſten Richtung des Südens durchaus entgegen laufe, und ſchwerlich in dieſelbe einſchlagen werde. Man ſah die Saat zu neuen Spaltungen unter den deutſchen Staaten, die ſchon ſo unendlich viel Schmach und Wehe über Deutſchland ergoſſen, im vollen Wachsthum begriffen.

Die Anſprache des Königs hatte natürlich nicht den Erfolg, den er gedacht. Die Bürger in der Hauptſtadt traten zuſammen und beſchloſſen eine neue Vorſtellung an den König. Das Anſehen der Stadt war ſchnell ein anderes geworden. Gegen dreitauſend Bürger waren auf dem Rathhauſe und in der Nähe deſſelben in

Bewegung. Alles zeigte die nöthige Entſchloſſenheit. Auf dem Rathhauſe wurden von verſchiedenen Seiten die äußerſten Anſtrengungen gemacht, die Vorſtellung an den König fallen zu machen. Die Bürgerſchaft der Stadt Hannover ſprach darin unter anderm aus: Das gerechte Bedauern, daß wir nicht vorher aufgefordert worden ſind, unſere Wünſche den Wünſchen des Stadtraths anzureihen, ſchwindet in dieſem Augenblick vor dem weit tiefer greifenden Schmerz über die faſt gänzliche Erfolgloſigkeit der, wir müſſen es ſagen, in den äußerſten Grenzen der Beſcheidenheit gehaltenen Schritte. Jezt länger zu ſchweigen, wäre eine Schmach. Auch wir wollen, was das ganze deutſche Volk begehrt; wir wollen nicht darin die lezten ſein. Als unſere Väter vor mehr denn dreißig Jahren mit ihrem Heldenblute die Schmach der Gewaltherrſchaft von unſerm Vaterlande getilgt, als ſie umgeſtürzte Throne wieder aufgerichtet hatten, da konnten ſie erwarten, daß das wiedergewonnene Deutſchland auch einer Wiedergeburt ſich erfreuen und in ſeiner ganzen Kraft und Majeſtät ſich entfalten werde. Feierliche Verheißungen, gegeben in den Stunden der Gefahr und der Begeiſterung, machten dieſe Erwartungen zur Gewißheit, zu einem Rechtsanſpruch des Volks. Allein dieſe gerechten und ſchönen Hoffnungen ſind nicht erfüllt worden; wer auf Erfüllung drang, wer nur die Hoffnung darnach laut werden ließ, ward als Verbrecher behandelt. Die Edelſten des Volks erlitten Verfolgung. Vaterländiſche freiheitliche Geſinnungen, die allein ein Volk erhalten, deren Pflege jeder große Geſezgeber geboten hat, waren geächtet. Die öffentliche Meinung hat der bisherigen Politik des deutſchen Bundes den Stab gebrochen. Daß ein ſolcher Zuſtand nicht wiederkehre, dafür vermögen wir keine beſſere Gewähr zu finden, als in dem allerſehnten deutſchen Parlament.

Sie ſtellten nun dieſelben Forderungen, wie die Süddeutſchen. In dieſen Wünſchen, ſchloſſen die Bürger, offenbart ſich der Pulsſchlag des ſich ſelbſt bewußten Volkes. Wir richten darum an unſere geſezlichen Vertreter, den Stadtrath und den Bürgerausſchuß, die eben ſo dringende als angelegentliche Bitte, in Anlaß dieſer Adreſſe an des Königs Majeſtät eine nochmalige Petition zu entwerfen, und vorliegende Eingabe derſelben beizufügen. Wir wünſchen ferner, daß das Geſuch an Seine Majeſtät dahin gerichtet werde, der-

ſelbe möge die Bewilligung derjenigen Wünſche, welche er ſelbſt aus eigener Machtvollkommenheit und Gnade gewähren kann, ſeinem treuen Volke nicht länger vorenthalten. Wir wünſchen, daß dem König die ganze lautere Wahrheit geſagt werde. Wahrheit ehrt das Volk, das ſie redet, den Fürſten, der ſie hört. Uns treibt nur unſer Pflichtgefühl mit Freimuth zu reden, umſomehr, als wir nicht glauben, daß der König durch ſeine Räthe und ſeine Umgebung von der öffentlichen Meinung, den Wünſchen nnd Bedürfniſſen ſeiner Unterthanen vollſtändig unterrichtet iſt. Die Erkenntniß der Nothwendigkeit nach Reform bei uns beſitzen wir längſt, aber die Cenſur und die Polizei haben deren Ausdruck gewaltſam darnieder gehalten. Die Zeit iſt gekommen, wo die Reformen, wie überall in Deutſchland, ſo auch bei uns in's Leben treten müſſen. Geſchieht das, geſchieht das bald, ſogleich, dann wird das Vertrauen zwiſchen König und Volk ein unerſchütterlicher Anker ſein. Bedarf es noch weiterer Rechtfertigung unſerer Wünſche? Sie liegt in der ſchweren Zeit, in der ernſten Stunde, die für Deutſchland geſchlagen hat. Gegenüber der jungen Republik eines kampfluſtigen, ruhmſüchtigen Volkes muß Deutſchland ſtark und einig ſein. Die moraliſche Kraft unſerer Nation iſt unbeſiegbar. In ihr, und in ihr allein liegt unſer Halt. Um aber das Volk für große Ideen zu begeiſtern, bedarf es mehr als des Commando's der Führer, bedarf es vor Allem des ſtolzen Bewußtſeins, daß ſein Vaterland ihm Güter bietet, die des Kampfes, der Vertheidigung, werth ſind: Ehre, Recht und Freiheit. Es hat ſein Blut vergoſſen für dieſe Güter vor bald denn fünf und dreißig Jahren, und harrte mit Vertrauen des ihm verheißenen Lohnes; es harrt noch bis zu dieſer Stunde, und wenn unſere ungeduldigen ſüdlichen Landsleute, des langen Bittens müde, jezt ſtürmiſch fordern, wer wird uns da einen Vorwurf machen können, wenn wir, unſerer Rechte wohl bewußt, uns bittend dem Throne nahen, um durch Gewährung unſerer heißeſten Wünſche das geſchwächte Vertrauen des Volkes wieder hergeſtellt zu ſehen? Wir wünſchen dem König eine vielleicht nie wiederkehrende Gelegenheit zu geben, das ſchöne Recht der Krone zu üben, bittende Unterthanen zu beglücken. Wir vertrauen deshalb zu der Weisheit unſeres Königs, daß er ſein Volk gleichfalls für reif und einer freieren Verfaſſung für würdig erklären werde.

Der Stadtrath reichte dazu ein befürwortendes Geſuch ein. Darin ſprach er unter Anderm: Das Wort allein kann jezt nicht mehr befriedigen, denn Thatſachen ſind es, die das Volk erwartet, die es allein beruhigen können. Euere Majeſtät haben insbeſondere wiederholt darauf hingewieſen, daß unſer Land ſich eines ungewöhnlichen Wohlſtandes zu erfreuen habe. Wir wollen das hier nicht bezweifeln, wir wollen nicht hervorheben, daß bei manchem Grunde des materiellen Wohlſeins, es auch in unſerem Lande, wie in unſerer Stadt nicht fehlt an großem Elend, an tief darniederliegenden Verhältniſſen, durch welche insbeſondere die bangen Beſorgniſſe, mit denen unſere Gewerbtreibende der neuen Gewerbeordnung entgegenſehen, nur zu ſehr gerechtfertigt werden möchten. Aber das iſt es nicht allein, was uns drückt. Die gebildete, die denkende Klaſſe unſerer Bürgerſchaft, deren Zahl täglich ſteigt, macht noch andere Anſprüche, als an das tägliche Brod. Die höheren, geiſtigen Intereſſen ſind es, die ſie erfüllen und bewegen, und es iſt nicht eine Folge leerer Einbildungen, es ſind nicht fremde Einflüſterungen, es iſt vielmehr das lebendige Gefühl, daß Jeder ein Glied eines großen Gemeinweſens iſt, wodurch der Hannoveraner gleich allen übrigen Bürgern des großen deutſchen Vaterlandes, unwiderſtehlich getrieben wird, ſeine Wünſche, ſein Verlangen nach jenen höheren Gütern laut auszuſprechen, um dieſe lange vergeblich erſehnten Güter auf jedem geſezlichen Wege zu erſtreben. Sollte vielleicht irgend einer der Rathgeber Ew. Königlichen Majeſtät dieſe Geſinnungen verdächtigen, und unſern ehrfurchtsvollſten Bitten andere Beweggründe unterſchieben wollen, oder gar verſuchen, Ew. Majeſtät die Lage des Landes und die Forderungen der Zeit nicht in ihrem ganzen Umfange vorzuſtellen, der würde eine ſchwere, eine ungeheuere Verantwortlichkeit auf ſich laden. Möge ein ſolcher Mund vor der Kraft der Wahrheit verſtummen!

Der Stadtrath hatte erſt am Ende, als er nicht ausweichen konnte, ſich an die Spize der Bewegung geſtellt. Um ein Uhr des 17. März ſezte ſich der mehrere tauſend Bürger ſtarke Zug in Bewegung zum Schloſſe, die Abgeordneten begaben ſich zum König, die Bürgeradreſſe zu überreichen, die gegen zweitauſend Unterſchriften hatte; die Menge wartete vor dem Schloſſe. Es dauerte lange, ſehr lange, bis die Entſcheidung erfolgte. Die Beſazung ſtand auf

der Esplanade unter den Waffen, die Ungeduld und Beſorgniß der Anweſenden wuchs mit jeder Sekunde. Als die Antwort zurückkam, der König ſei krank und könne keine Abgeordneten empfangen, rieſen tauſend Stimmen: „Antwort auf unſere Forderungen!“ ſo ſtürmiſch und anhaltend, daß die Abgeordneten ſich in das Schloß zurückbegaben. Eine Viertelſtunde verging abermals; die ungeduldige Menge wiederholte ihren Ruf. Einer von dem Bürgerausſchuß trat heraus und erklärte, es ſei ſo eben eine Antwort verſprochen, man möge ſie in Ruhe und Ordnung erwarten. Eine halbe Stunde ſpäter erſchien der Kabinetsrath von Münchhauſen. Als er nicht gleich ſich Gehör verſchaffen konnte, rief er aus: „Wollt Ihr ſchreien, oder ſoll ich reden?“ Der Unwille der Menge zwang ihn, dieſelbe ſogleich: „Meine Herren“ anzureden, und er gab die Erklärungen des Königs auf die Geſuche der Bürgerſchaft.

Die Erklärungen waren weit nichtbefriedigend. Die Forderungen eines deutſchen Parlaments, die Volksbewaffnung und eine durchgreifende Reform der berüchtigten Polizeiverwaltung waren gar nicht berückſichtigt. Bürgergarden ſollten nur dann errichtet werden, wenn der König erachte, daß Noth da ſei. Gewährt war Preßfreiheit, Vereinsrecht und Amneſtie. Wir haben viel erreicht! ſprach der Stadtdirektor Evers zum Volke. Nichts haben wir erreicht! antwortete ihm eine laute Stimme. So war nur natürlich, daß die Aufregung Abends ſich wiederholte. Schon gegen acht Uhr ſammelten ſich an verſchiedenen Punkten der Stadt dichte Volksmaſſen, welche ſich Anfangs unbeſtimmt hin- und herzogen, dann aber allmählig in einem Strome von mindeſtens zweitauſend Köpfen ſich vereinigten, welcher ſich in die Oſter- und Georgenſtraße ergoß. Auf der erſten dieſer Straßen faßte die Lynchjuſtiz des Volkes erſt vor der Wohnung eines Polizeiſchreibers Poſten, der durch Anmaßung und Brutalität ſeit vielen Jahren übel berüchtigt war. Seine Fenſter waren im Nu zertrümmert. Ein gleiches Schickſal hatten die Fenſter eines andern, an derſelben Straße wohnenden Polizeiſchreibers. Von da ſprang die Fenſter-Vertilgungswuth über auf die Paläſte der Miniſter von Falke, und v. d. Wiſch. Die ganze Bewegung hatte ſich ſo plözlich gebildet, daß an Vorkehrungen nicht gedacht war. Als das Militär erſchien, den Auflauf zu zerſtreuen, mit geſchultertem Gewehr, mit viel Mäßigung, ſcholl von

allen Seiten gellendes Pfeifen und höhnendes Geſchrei. Angeſichts einer bedeutenden Zahl Soldaten wurde das Haus einer hohen Dame übel zugerichtet. Als um zehn Uhr endlich Cavalleriemaſſen erſchienen, war die Volksmaſſe meiſt ſchon verlaufen. Die Perſonen, an welchen das Volk ſeine Erbitterung ausließ, waren ſeit lange von der öffentlichen Meinung als Gegenſtand beſonderen Haſſes bezeichnet, weil man ihnen gleich ſchwer anrechnete, daß ſie ſich zu Uebelem gebrauchen ließen, wie daß ſie den König übel beriethen.

Gegen Mitternacht liefen verſchiedene Gerüchte um. Das eine ſagte: der Miniſter von Falke ſei entlaſſen, jedoch nicht, weil er der öffentlichen Meinung zu lange widerſtrebt habe, ſondern weil er gegen dieſelbe nicht energiſch genug aufgetreten, und aus dieſem Grunde in Ungnade gefallen ſei. Ein anderes Gerücht ſprach davon, der König wolle alle Forderungen der Bürgerſchaft bewilligen.

Augenzeugen konnten ſich nicht genug verwundern, wie ſehr die Stimmung derer, die am vorigen Tag auf dem Rathhaus und vor dem Schloß ſo eifrig für Reformen ſich gezeigt, über Nacht ſich verändert hatte. Die Regierung ſelbſt ſcheint daran gewöhnt geweſen zu ſein, auf die öffentliche Meinung kein beſonderes Gewicht zu legen. Sie ſcheint darum einen ſolchen Umſchlag erwartet und ſogleich benüzt zu haben. Was Abends zuvor vor mehr als zweitauſend Menſchen durch den Kabinetsrath von Münchhauſen verkündet war, wurde andern Tags in eine officielle Faſſung gebracht, in einen königlichen Erlaß, der Manches wieder in Frage ſtellte. Tags zuvor war das freie Vereins- und Verſammlungsrecht mündlich anerkannt worden; Tags darauf hieß es gedruckt: „Nur, ſoweit die öffentliche Ruhe dadurch nicht gefährdet werde;“ was zu beurtheilen den Behörden überlaſſen war. Nationalgarden waren in dem Erlaß verweigert, „weil ſie gegen das eigene Intereſſe der Bürger ſeien.“ Die Bürger waren damit für unfähig erklärt, darüber, was zu ihrem Wohle gereiche, ein eigenes Urtheil zu haben. Auch fürchte man, hieß es, daß ſie dadurch noch aufgeregter geſinnt werden möchten.

Der wohlhäbige Bürger Hannovers las das Alles mit Ruhe, das heißt, derjenige Bürger, welcher Hoflieferant der That und dem Titel nach war. Dieſe nahmen die allerzufriedenſte Miene an. Zu den Bürgerwachen zeigten ſie großen Eifer, ſo ſehr dadurch, daß die Nationalbewaffnung abgeſchlagen war, das Gefühl der National-

Ehrenhaftigkeit hätte beleidigt ſein, und ſo ſehr ſie gerade wegen des Auflaufs auf Bürgerbewaffnung hätten dringen ſollen. Sie verſahen den Wachtdienſt mit weißen Streifen um den Arm und mit Stöcken bewaffnet.

Ueberall auf den Wällen, an den Wachen am Schloſſe, und auf den zweifelhafteſten Punkten der Stadt, ſah man eine Anzahl Soldaten zu Fuß und zu Pferde aufgepflanzt.

Der König ſelbſt hatte in Rückſicht auf den Auflauf vom 17. März dem Stadtrath die Genehmigung der bewaffneten Bürgergarde ertheilt, der Stadtrath aber ſie nicht angenommen, ohne etwas von der Gewährung den Bürgern mitzutheilen.

Die Bürgerſchaft, der eigentliche Kern der Bürger, dem der Eigennuz noch nicht das Ehrgefühl angefreſſen hatte, dachte anders, als die befriedigten Bürger, die zu Hof lieferten, oder für ihr großes Beſizthum bangten, oder auch „den Erfolg, das Errungene, in Erwägung der Verhältniſſe, für bedeutend anſahen.“ Es gab Leute in Hannover, welche die Sachlage ſo ſahen, wie ſie war.

Der König war durch und durch abhold dem Verfaſſungsſyſtem, von Bureaukraten und Hofſchranzen umgeben, die überall wenigſtens geſchickt genug ſind, entweder die fürſtliche Schwäche, oder den fürſtlichen Starrſinn, oder auch beides zugleich für ihre Zwecke auszubeuten. Es war am Hofe zu Hannover, wie anderswo. Den gerechten Wünſchen und Bitten des Volkes, für die man ſo viele Jahre lang kein Auge und kein Ohr gehabt hatte, bot man zuerſt Troz, als die neue Zeit dem Volke Muth einhauchte. Dieſes Trozbieten nannte man am Hofe, ſich und dem Syſtem treu bleiben, man nannte es Charakter, Conſequenz. Jezt gerade, hieß es, dürfe und müſſe man am wenigſten die ſo lange durchgeführte Politik verläugnen. Als die neue Zeit, im Verlauf von einigen Tagen oder nur Stunden, ſtärker anpochte, als das Volk mit ſeinen Forderungen bedrohlicher andrängte: da bequemte man ſich zu einem volksfreundlichen Entgegenkommen, und verſuchte durch ſcheinbare Zugeſtändniſſe oder durch Einräumung des weniger Weſentlichen den Hauptforderungen auszuweichen. Drohte endlich der Sturm auszubrechen, ſo nahm man die Miene an, als hätte man längſt vorbereitet und gewähren wollen, was das Volk jezt fordere. Um, was man nicht mehr abzuſchlagen wagte, um wenigſtens in der Erfüllung noch zu beſchränken,

ſagte man zu, behielt aber die eigentliche Entſcheidung ſich vor, bis nach den Verhandlungen der Stände. So mühete ſich das Fürſtenthum ab, den fürſtlich-ſouverainen Willen, wenigſtens den Schein daran, zu retten.

Das ſahen ſelbſt ſchlichte Bürger zu Hannover ein. v. Münchhauſen mußte die heftigſten Klagen der Bürger vernehmen, als er am Abend des 18. März ihnen für Aufrechthaltung der Ruhe dankte; Klagen, daß die vom König ertheilten Verſprechen durch den Kabinetsbeſcheid ſo gut wie zurückgenommen ſeien. Und der König willigte über Nacht in Alles, wie es hieß, zunächſt wenigſtens in die Bewaffnung der Bürger aus den Zeughäuſern, in die Entlaſſung des ganzen Miniſteriums, in die Zurückgabe der Polizei an die ſtädtiſche Verwaltung, und in die Zurücknahme der wichtigſten Abänderungen, welche das Landesverfaſſungsgeſez an dem Staatsgrundgeſez begangen hatte.

Ein Eilbote ging nach Osnabrück, um Stüve, den Vertheidiger des Staatsgrundgeſezes, in das neue Miniſterium zu berufen. Das war eine Freude unter dem Volke in Hannover. Die Size der Miniſter und der Miniſterialdirektoren waren noch niemals von dem Talent allein eingenommen worden. Ein gültig verbriefter Stammbaum mußte bisher dem Talent immer erſt die Thüre öffnen. Ja, häufig machte der alte Adelsbrief allein den Miniſter. Die kahlſte Talentloſigkeit, wenn ſie nur alt-adelig war, war bisher in Hannover für Alles möglich geweſen. Jezt hatte der Adel die Size räumen müſſen, und der Bürgerliche ſezte ſich darauf. Nicht eine plözliche königliche Laune, nicht die königliche Einſicht bisheriger Fehlgriffe, nicht gewonnene Ueberzeugung, ſondern der gewaltige Geiſt der Zeit hatte das gethan. Der erſchütterte auch die morſchen Pfeiler in Hannover, auf denen das überlaſtete Staatsgebäude ſeit lange gefahrvoll ruhete. Dieſer Geiſt offenbarte ſich mächtig in der öffentlichen Meinung. Dieſe warf die nichtexcellenten gebornen Excellenzen vom Stuhle, und hob Männer darauf, die bisher im ſchlichten Bürgerſtand durch Geiſt und Charakter excellirt hatten. Stüve, der verkezerte, der verfolgte Stüve, der den ſeitherigen Regierungsgrundſäzen am entſchiedenſten entgegengetreten, und von Hof und Regierung gleichſam vervehmt war, wurde erſucht, heranbeſchworen, um ein neues Miniſterium zu bilden, welches im Stande wäre, die drohenden Bewegungen zu beherrſchen.

Auch das Polizeiſyſtem mußte nachſtürzen. Es hatte ſo lange, ſeit 1837, den Staat vergiftet. Wie in Heſſen-Kaſſel, war die Angeberei, die ſchmachvollſte Spionerie, organiſirt geweſen, und hatte als die Hauptſtüze der Regierung gegolten, gerade weil es aller Freiheit feindlich war, und jede höhere Regung niedergedrückt hatte. Faſt alle Corporationen im Königreich Hannover hatten ſich vereinigt, zahlreiche Abordnungen nach Hannover zu ſenden, um eine entſchiedene Antwort vom König zu fordern; in allen Städten hatten Volksverſammlungen ſtattgefunden. In verſchiedenen Gegenden der Landſchaft Kahlenberg und Hildesheim zeigte ſich eine Bewegung unter den Bauern, die einen offenen Ausbruch drohte, und an einigen Punkten ausbrach. Oeffentliche Gebäude wurden in Brand geſteckt, es kam zwiſchen den Bauern und den Truppen zu einem blutigen Zuſammenſtoß, in der Hauptſtadt ſelbſt verbreitete ſich das Gerücht, am Tage der Ständeeröffnung wolle eine Unmaſſe Bauern einrücken, und vor allen Thoren der Stadt wurden durch Ingenieure die Pläze beſtimmt, zur Aufſtellung der Kanonen gegen die Bauern.

Das Alles wirkte auf die Entſchlüſſe des Königs ein; den wichtigſten Einfluß aber übten die Ereigniſſe zu Wien und Berlin, die Kunde von dem Sturze Metternichs.

Der Sturz des Großmeiſters der volksverrätheriſchen Politik zu Wien mußte nothwendig den Sturz aller ſeiner Jünger, in den deutſchen Landen, nach ſich ziehen.

Die ſtrafende Gerechtigkeit zeigte ſich hier in ihrer ganzen Majeſtät. Seit dem Miniſterium Scheele, war in Hannover nach den Grundſäzen Metternichs regiert worden. Ueber dem zertretenen Grundgeſez des Staates, war ein Gebäude angelegt worden, deſſen Säulen die nach allen Richtungen übermächtig hervortretende Bureaukratie, deſſen Haupt der Adel bilden ſollte. Dieſer Bau, an dem ſo lange gearbeitet worden, fiel in ſein Nichts zuſammen, und verlor ſeinen Meiſter, bei den erſten Regungen des wiedererwachten Volksbewußtſeins.

Das neue Miniſterium in Hannover wurde jedoch nicht von Stüve gebildet, Stüve wurde nur darin aufgenommen. Er fand es fertig vor, als er, völlig unbekannt mit den neueſten Ereigniſſen, ohne nähere Kenntniß der Perſonen und Verhältniſſe, in der Hauptſtadt eintraf. Von ſeinem erſten Schritt aus dem Bahnhof, bis zu

ſeiner Beeidigung als Miniſter, ſah er Niemand und ſprach er Niemand, als Diejenigen, die über ſeinen Eintritt in das fertige Miniſterium mit ihm zu verhandeln hatten, die ſeinen, dem Lande theueren Namen, in eine Miniſtercombination verflochten, zu welcher die geſtürzte Partei noch mitwirkte. Stüve trat in das wichtigſte Miniſterium, in das des Innern ein: für den Augenblick des Syſtemwechſels war dieſer Geſchäftskreis bei Weitem der wichtigſte. Die neuen Vorſtände des Auswärtigen und der Finanzen waren Graf Benningſen und Lehzen. Beide waren ehemalige Schazräthe, ſtändiſche Beamten, und hatten als Mitglieder der aufgelöſten Kammer von 1841 vergeblich gegen die aus Minoritätswahlen, Regierungs- und Adelseinflüſſen entſtandene große Mehrheit der königlichen Beamten und Junker angekämpft. Das Juſtizminiſterium erhielt v. Düring. Dieſer war zulezt Oberappellationsrath in Celle geweſen, und bis 1847 Mitglied der erſten Kammer. Kriegsminiſter war General Prott geworden. Er war früher ſchon einmal Verweſer des Kriegsminiſteriums. Das Cultusminiſterium hatte der Kabinetsrath Braun erhalten, ſchon früher Mitglied des Kabinets.

Das neue Miniſterium folgte dem Beiſpiel anderer Miniſterien, und erließ eine Anſprache an das Volk; aber weder dieſe Anſprache, noch die Zuſammenſezung des neuen Miniſteriums befriedigten allgemein. Die Gleichberechtigung aller Bekenntniſſe, die Volksbewaffnung, die Beeidigung des Heeres auf die Verfaſſung, fand ſich nicht in der Anſprache. Das Staatsgrundgeſez ſtellte die Initiative der Stände feſt; man erwartete mit Recht eine Rückkehr dazu, aber die Anſprache enthielt kein Wort davon. Man hatte ein beſſeres Wahlgeſez, eine beſſere Geſchäftsordnung für die Kammern erwartet; nichts davon war in der Anſprache, nichts in Ausſicht geſtellt.

Das Miniſterium ſelbſt, hieß es von mehr als einer Seite, trägt den Todeskeim in ſich. Die alte Partei iſt nur vermeintlich geſtürzt; hatte ſie doch ſogar den Muth, durch den Cultusminiſter das Kabinet Falke in Erinnerung zu halten! Und dieſer Cultusminiſter iſt mit dem Finanzminiſter verſchwägert, er iſt der Schöpfer des Polizeiſtrafgeſezbuches, an dem die Minderheit der lezten Volkskammer, wie an ſo vielen anderen widrigen Aufgaben, ihre Widerſtandskraft vergeblich erſchöpfte. Ja, ſagten Andere, iſt nicht er gerade es, dem die öffentliche Stimme den lezten Erlaß des geſtürzten

Kabinets zuſchreibt, der alle Gewährungen des Königs verdiplomatiſirte? Und der neue Juſtizminiſter — war nicht er es, welcher die Oeffentlichkeit im Civilverfahren, die er heute ſich zum Grundſaz macht, vor wenigen Monaten in der erſten Kammer nicht wollte? War nicht er es, der ſeine Abneigung gegen zeitgemäße Reformen im Juſtizfache früher bei jeder Gelegenheit kundgab? Selbſt Männer mit ſtaatsmänniſchem Blick ſagten, das Miniſterium vom 22. März iſt die lezte Anſtrengung einer Partei, die aus der Geſchichte der lezten Tage nicht gelernt hat, daß jede Zögerung den Volksanſpruch ſteigert. Das Miniſterium vom 22. März wird ſo raſch dahin ſein, wie bisher aller Widerſtand gegen die Volkswünſche. Wer bürgt dafür, daß es wenigſtens den Namen Stüve übrig läßt, daß es nicht auch ihn mit fortreißt?

Die lauteren Freunde der Volksſache tadelten vor Allem, daß Mitglieder der früheren Verwaltung in die jezige übernommen wurden, und daß Stüve, der den Rechtspunkt im Verfaſſungsſtreit ſo ſtark vertheidigt hatte, ſich zu einer gemeinſchaftlichen Verwaltung mit früheren Machthabern bequemte, die ſo lange, ſo hartnäckig das Recht des Volkes bekämpft und ſich zu allem Möglichen hatten brauchen laſſen, daß ein früherer Mitarbeiter des verhaßten Falcke neben Stüve ſaß. Sie befürchteten einen Uebergang früherer Grundſäze, die das Volk verfluchte, in das neue Miniſterium. Einſichtsvolle Militärs erwarteten beſonders von dem Vorſtand des Kriegsminiſteriums nicht diejenige Syſtemsveränderung, welche für die Wehrverfaſſung als durchaus nothwendig anerkannt war. Dennoch hatte die neue Verwaltung im Allgemeinen das Land für ſich, namentlich den Bürgerſtand. Dem Bürgerſtand hatte der Umſchwung der Dinge eine ganz neue Stellung im Staate verſchafft, einen ihm lange vorenthaltenen Einfluß, eine vorwaltende Wichtigkeit. Während vor einem Tage noch eine Landdroſtenſtelle in den Händen eines Bürgerlichen zu den „Horreurs“ gehörte, ſtanden jezt unter dem Miniſterprogramm dem Bürgerſtand angehörige Namen. Der Bürger hatte das Bedürfniß der Ruhe im Innern: er wollte die neuen Staatsformen ruhig ſich entwickeln laſſen, und ſein ganzes Gewicht zur Befeſtigung der neuen Verwaltung einſezen, von der er hoffte, daß ſie den Hannoveranern die verheißene Gewähr der Volksfreiheiten ſichern werde.

Der Aufſtand in Wien und der Sturz Metternichs.

So groß die Vortheile waren, welche die Sache der Freiheit auf ſo vielen Punkten Deutſchlands gewonnen hatte, ſo begrüßten doch alle, die ein Herz für Deutſchland hatten, als den größten, den entſcheidenden Sieg, den plözlichen Umſchwung in Wien.

Auch in dem ſchönen Oeſterreich, das die Natur mit ihren reichſten Gaben ausgeſtattet hat, hatte ſich das Volk mit jedem Jahre unglücklicher befunden, unter einem Miniſter, den die Schmeichelei und Kurzſichtigkeit den Napoleon der Diplomatie, den Neſtor der europäiſchen Politik, den großen Staatsmann ausſchließlich nannte.

Metternich's Staatskunſt beſtand darin, das Volk als Dünger zu gebrauchen für die Felder eines Andern, es zu benüzen als Zielſcheibe der Kanonen- und Musketenkugeln, ſeine mühſam erworbenen Pfennige zu Steuern zu erpreſſen, die Gelder zu verzetteln für diplomatiſche Sendungen, für Unterſtüzung abſolutiſtiſcher Thronanſprecher, für militäriſche Tändeleien und büreaukratiſchen Luxus; dabei das Volk verkümmern zu laſſen, die Quellen der Volksbildung zu verſchütten, daß es ſittlich und geiſtig darbe, wie der Abgeordnete Fiſchhof in Kremſier ſich ausdrückte.

Das Syſtem, das in Deutſchland, faſt in ganz Europa, zum Fluch und unter den Verwünſchungen der Völker ſo lange herrſchte, wurde hauptſächlich durch Metternich aufrecht erhalten. Metternich war pfiffig, aber geiſtlos. Er war der Mann der Intriguen, nicht der Mann großer Gedanken. Er hatte die Kunſt und die Ausdauer des Wurms, ſich langſam durch die grüne Schale der Zeit durchzunagen, ſich darin feſtzuſezen, und den Kern zu zerſtören; Neues, Großes zu ſchaffen, war er unfähig. Seine Arbeit war eine rein

verneinende, den Völkern gegenüber, und er hatte es ſich zu ſeiner Aufgabe gemacht, das Rad der Zeit aufzuhalten, und ſo weit es ginge, zurückzudrehen.

Die franzöſiſche Revolution konnte er nicht aus der Geſchichte ſtreichen, er ſuchte wenigſtens ihre Folgen zu vernichten, nicht nur für Oeſterreich, ſondern für Deutſchland, für Europa, für die Welt. Die Männer, die ſich für des Volkes Rechte, der Gewalt und der Willkür gegenüber, abmüheten, hatte er immer nur eine verruchte Partei genannt, die mitten im allgemeinen politiſchen Frieden einen inneren Krieg unterhalte, den Geiſt und das Gemüth des Volkes vergifte, die Jugend verführe, ſelbſt das reifere Alter bethöre, alle öffentlichen und Privatverhältniſſe trübe und verſtimme, mit voller Ueberlegung die Völker zum ſyſtematiſchen Mißtrauen gegen ihre rechtmäßigen Herrſcher aufſtachele, und Zerſtörung und Vernichtung predige gegen alles Beſtehende.

In den Fortſchritten, welche die Menſchheit ſeit 1789 gemacht hatte, vermochte er Nichts zu ſehen, als die Frucht „bedauernswerther Irrthümer, von denen ganze Geſchlechter heimgeſucht worden," wie er ſich ſelbſt einmal ausſprach. Wenn man die Sprache ſeiner geheimen Aktenſtücke lieſt, ſo weiß man oft nicht, iſt es vollendeter Jeſuitismus und Heuchelei, oder Verblendung, ja Dummheit, was da ſpricht. Das Wahrſcheinlichſte iſt, daß in Metternich dieſe Gegenſäze ſich paarten und zuſammenwirkten, daß aber der Jeſuitismus in ihm überwog. Wo der Geiſt einen grünen Halm der Freiheit aus deutſchem Boden trieb, wo eine Schwalbe den kommenden Frühling zu verkünden ſchien, wo eine edle Stimme für die von den Fürſten geſchworenen und ſo vielfach mit Füßen getretenen Rechte des Volkes den Mund aufthat: da ſah Metternich Verbrechen, da ſprach Metternich von Gefahren, welche das gemeinſame Vaterland bedrohen; während er beklagte, daß die Dinge ſo ſeien, traurige Ergebniſſe tief eingreifender älterer Ereigniſſe, die Niemand ungeſchehen machen könne. Während er zugleich darüber ſich damit tröſtete, daß es zum größten Theile Wirkungen von Urſachen ſeien, deren Schuld eine andere Zeit als die ſeinige trage, freute und rühmte er ſich, daß durch ihn geſchehen ſei, was menſchliche Kräfte unter den gegebenen Umſtänden vermochten, um dieſes Uebel der Revolution zu beſeitigen und ſeine Spuren zu vertilgen. Er war wirklich nicht

eitel genug, und nicht beſchränkt genug, zu glauben, daß er die Folgen des Erwachens der Menſchheit in der Friſt weniger Monate vernichten könne. Er ließ ſich einen Weg auffinden, er eröffnete dieſen Weg, der, wie er ſich ſchmeichelte, ſicher, wenn auch langſam zum Ziele führen mußte, ohne gewaltſame Erſchütterungen, ohne feindliche Gegenwirkungen hervorzurufen. So hatte er dafür geſorgt, daß bei allen Höfen Deutſchlands ein Regierungsſyſtem nach ſeinen geheimen Vorſchriften beliebt wurde. Die eine Regierung adoptirte das Syſtem ganz, die andere wandte davon wenigſtens etwas an, und ſchon dieſes Etwas, ja auch das Wenigſte davon, war ſchon viel zu viel, war ſchon verderblich und fluchwürdig genug. Um überall die unumſchränkte Herrſchaft des Throns, den Abſolutismus in alter Geſtalt wieder herzuſtellen, hatte er durch ſeine Vorſchriften die geſezlichen Organe des Volkes unwirkſam gemacht, wenigſtens faſt überall ihre Wirkung gelähmt. Er war es geweſen, der den Regierungen die Weiſung gab, ſich gar nicht mehr um ihre Landſtände zu bekümmern; der das ſtändiſche Recht der Steuerbewilligung ſo auslegte, daß es zu einem leeren Schein wurde; der die Stände von jeder Einmiſchung bei Allem, was den Bund oder die Bundesbeſchlüſſe beträfe, ausſchloß; der durch das Gaukelſpiel der Schiedsgerichte für etwaige Streitigkeiten der Regierungen mit den Ständen die Völker um ihre Gerechtſame zu betrügen geſucht hatte. Er war es, der durch Beſchränkung des freien Wortes in den Volkskammern, dadurch, daß in politiſchen Angelegenheiten die Unabhängigkeit der Gerichte aufgehoben wurde, dadurch, daß die Oeffentlichkeit gerichtlicher Verhandlungen in den Ländern, wo ſie geſezlich war, beſchränkt, und den Ständen das Recht genommen wurde, von einmal gefaßten Beſchlüſſen zurückzukommen, die Willkürherrſchaft der Fürſten neubegründen wollte. Er war es, durch den die Beeidigung des Militärs auf die Verfaſſung unterſagt wurde, und der ſo das Militär zum unbedingten Werkzeug der Fürſten gegen das Volk machte. Durch ihn war nicht nur die Verſchärfung der Cenſur, die Ueberwachung der Cenſoren durch ein Obercenſurcollegium, das Verbot, die Cenſurlücken anzudeuten, und eben damit die Falſchmünzerei des Gedankens, der täglich wiederholte Mordverſuch an der Wahrheit, die Abſperrung gegen freiſinnige Zeitungen in fremden Sprachen, die Unterdrückung einheimi-

ſcher Zeitſchriften, welche mißliebig wurden, ein Syſtem der Spionerie und Angeberei, durch das ſchon der Verdächtigte vom Staatsdienſt ausgeſchloſſen wurde, eingeführt worden, er hatte im eigentlichen Sinne des Wortes auf die Verdummung hingearbeitet. Und dieſe volksfeindliche, freiheitsmörderiſche Staatskunſt, die gegen die edelſten Männer Deutſchlands, gegen Recht und Geſez, gegen Licht und Geiſt wüthete, wurde alltäglich von bezahlten Zeitungsſchreibern und Büchermachern die weiſe Politik Metternichs genannt, und dieſe Knechtung der Völker, zu der man ſich der niederträchtigſten Mittel und Perſonen bediente, nannte Metternich ſelbſt „den geeigneten Weg, den Rechtszuſtand gegen jeden Verſuch zu deſſen Verlezung gewiſſenhaft zu bewähren, und für alle Zukunft die Welt auf einen beſſeren Pfad der Ordnung, der echten Freiheit und des Rechts, zu leiten.“ Die verbrecheriſchen Angriffe auf die beſchworenen deutſchen Verfaſſungen, die er ſich ſelbſt erlaubte und zu denen er Andere anleitete und nöthigte, den Hochverrath an der Nation und an der Menſchheit, nannte Metternich „eine Zurückführung auf den ſchlichten Pfad der natürlichen Verhältniſſe, eine Rettung des Vaterlandes.“

Die Schamloſigkeit, die Dummdreiſtigkeit der Sprache, die er führte, übertrifft Alles was nur je ein hochverrätheriſcher Miniſter, der dafür durch Henkershand ſtarb, ſich in dieſem Stück erlaubte, gegen das Volk und ſeine Vertreter. Denn er war es, der das gewiſſenhafte Feſthalten der Volksvertreter an dem Steuerbewilligungsrecht „Bosheit und Aberwiz einer ſyſtematiſchen Oppoſition“ nannte, einer anarchiſchen Faktion, die mit landesverrätheriſcher Selbſthülfe die Bundesregierungen bedrohe. Er war es, der meineidige Verlezungen der Verfaſſung von Seiten einzelner Fürſten „ein kräftiges und entſchiedenes Auftreten für die Sache der Gerechtigkeit und Ordnung“ nannte.

War die Politik Metternichs für Deutſchland und Europa unheilvoll geweſen, ſo hatte ſie überdies Oeſterreich ſelbſt keinen Vortheil, ſondern unſägliches Unheil gebracht. Man hatte ſo viel hinausgeſchrieben in die Welt von dem Wohlſtand der Oeſterreicher, von ihrer Zufriedenheit, von ihrem frohen Lebensgenuß, der beglückenden Ordnung und dem ſegensreichen Frieden im Innern. Die dies ſchrieben, waren bezahlt, und was ſie ſchrieben, waren Lü-

gen. Die commerziellen Verhältniſſe Oeſterreichs waren im Innern und nach Außen nicht ſo von der Regierung beſtellt, daß Handel und Gewerbe blühete. Sittliche und geiſtige Liederlichkeit, die durch alle Stufen der Beamtenwelt von oben her durchgedrungen war, verſchleuderte das Staatseinkommen, und die ſtarken ſtehenden Heere, ſo lange auf dem Kriegsfuß mitten im Frieden, die Unzahl der Angeſtellten, und eingetretene Mißjahre koſteten ungeheuere Summen. Die Theuerung machte den Bürger und Bauer unfähig ſeine Steuern zu zahlen. Die dadurch in der Staatskaſſe entſtehenden Lücken wurden durch neue Anleihen gedeckt, die Zinſen der dadurch ungeheuer vermehrten Staatsſchuld fraßen einen großen Theil der Staatseinnahme. Adel und Geiſtlichkeit blieben nach wie vor mit den Laſten möglichſt verſchont, der Bürger und Bauer mußte faſt Alles zahlen, kein Schritt geſchah zu einer gleichmäßigen Vertheilung der Steuern.

Die jährlich wiederkehrende Hungersnoth in den öſterreich'ſchen Gebirgslanden hatte Aufſtände der vom Staat ausgeſogenen, von den adeligen Gutsherren geplackten Bauern zur Folge; ſie wurden mit Mühe unterdrückt, aber das Mißvergnügen brütete fort auf dem Lande, brütete fort in den Städten. Der Credit war auf das Tiefſte erſchüttert, alle Gewerbe ſtockten, der Beſitzende ſah ſich mit der höchſten Gefahr bedroht durch Ausbrüche des Landvolks, das Metternich's Regierung ſyſtematiſch zur Rohheit erzogen hatte. Derjenige Theil des Landvolks, der edler war, namentlich der deutſche Theil, war es nicht durch Schuld Metternichs.

Schon lange wußten heller Sehende, wie viel, und wie ſehr das Viele, faul war im Staate Oeſterreichs. Sie wußten, daß durch die ſchwarzgelben Grenzſchranken, die Metternich, wie eine chineſiſche Mauer, umhergezogen hatte, die Strahlen des neuen Lichtes, des neuen Geiſtes, das Miasma der Revolution nicht ganz abgeſperrt werden konnten, und jezt, wo die Revolution in der Luft Europas ſich verſpüren ließ, jezt, wo ſie ſchon auf ſo vielen Punkten gewitterte, konnte Oeſterreich nicht unberührt bleiben. Nur Metternich glaubte feſt an die Untrüglichkeit ſeines Syſtems für Oeſterreich, an ſeine politiſchen Künſte und Mittel, die ſich ihm bisher bewährt hatten, an ſein treffliches Polizeiſyſtem, an ſeine Kerker, in die er Alle gleich verſchloſſen hatte, die verdächtig oder kühn ſich zeigten, an ſeine wirkſamen Cenſuranſtalten, welche die Weiterver-

breitung frevelhafter Anſichten und Nachrichten durch Wort und Schrift abzuſchneiden ſo geeignet ſich gezeigt hatten, an den Wall von Bajonetten, den er um ſich, um ſeinen abſoluten Willen, um den abſoluten Thron ſeines Kaiſers herumgepflanzt hatte, an den großen Reſpekt, den er dadurch und durch andere Beweismittel den Oeſterreichern eingeflößt und eingeprägt.

Es iſt wahr, nur ſchüchtern, überaus ſchüchtern, ließ ſich die erſte Stimme hören; in einer Zeit, wo der Franzoſe ſeinen König ſtürzte, den Thron verbrannte und Republik machte, in einer Zeit, wo die kleineren deutſchen Völker ſo ernſtlich ihren Fürſten vor die Häuſer und die Leiber rückten, trat das Bürgerthum in Oeſterreich leiſe und beſcheiden auf, ja in den erſten Tagen ſichtbarlich mit Furcht und Zittern.

Die Wiener Buchhändler waren die erſten, ſchon vor den Ereigniſſen in Paris, die ſich gegen den immer drückender werdenden Cenſurzwang unmittelbar an den Kaiſer wandten und offen erklärten, ſie ſeien nicht in der Lage ihre Steuern fortan zu entrichten, wenn das Bedrückungsſyſtem unter dem neuen Vorſtand des Bücherreviſions-Amtes Kankhofer ſo fortdauere, wie es begonnen.

Die ungeheueren Ereigniſſe im Weſten von Europa gaben endlich am 6. März dem niederöſterreichiſchen Gewerbsverein den Muth, eine Adreſſe an den Kaiſer gelangen zu laſſen, in der die Noth und Gefahr ausgeſprochen wurden. Nur ein feſtes inniges Anſchließen der Regierung, hieß es darin, an die Stände und Bürger, ein feſtes inniges Anſchließen Oeſterreichs an die Intereſſen des gemeinſamen deutſchen Vaterlandes und Offenheit kann das alte, ſo oft erprobte Vertrauen wiedergewinnen.

Das war ſchon Viel, das waren gewagte Worte, unter den öſterreichiſchen Verhältniſſen! Wer dieſe, wie ſie vor dem März 1848 geweſen, kennt, der weiß das.

Es war die fröhliche Zeit Wiens, es war die Zeit des Carnevals. Die luſtige Faſtnacht gieng eben zu Ende.

Ein Augenzeuge ſchildert den Eindruck, den Wien in dieſem Augenblick machte, ſehr anſchaulich. All der wüſte tolle Lärm, welcher der Hauptſtadt um dieſe Zeit ſo eigenthümlich iſt, all die Bacchanalien, die eine verworfene Regierung ſo gerne zum Zweck der Verdummung ſah und unterſtüzte; all das Getöſe von vielen hundert Tanzmuſi-

ken, von aufgeſchmückten Gelageorten und dergleichen Beluſtigungshäuſern, mußte in dem Denkenden einen Eckel, einen Abſcheu über die gedankenloſe Wüſtheit, über dieſe troſtloſe Verſtandesleere, hervorbringen. Der Winter war hart, die Armuth jammerte, wie ſeit lange nicht, das Brod war klein, der Biſſen des mühſam Arbeitenden ſchmal, und der Hunger klagte laut in allen Hütten. Dabei rollten doch die goldbetreßten Equipagen der gräflich-, fürſtlich-, erzherzoglichen Kornwucherer ſtolz durch die Straßen; dabei ſtrahlten doch die tauſend Kerzen, zu denen die armen Bienen, die Bürger und Bauern, das Wachs geliefert hatten, weithin über die Pläze, auf deren kaltem Pflaſter die Armuth frierend und jammernd dahin ſchlich; dabei wirbelten doch die hofräthlichen, geheimräthlichen, regierungsräthlichen, freiherrlichen, excellenzlichen und höchſtgnädigen Tänzer im Taumel der Luſt durch die Reihen, und klirrten doch die vom Volk bezahlten perlenden Champagnergläſer laut aneinander, als ob die ganze Welt ein Freudenhaus und jede bretterne Hütte, durch die der tobende Wind pfeift, ein prächtiges Boudoir wäre. *)

Der grelle Gegenſaz, der hier in ſo mancherlei Geſtalten zwiſchen Genießenden und Entbehrenden vor das Auge ſich drängte, mußte gerade in dieſen Tagen mehr als ſonſt auf das Volk wirken, und es iſt glaublich, daß durch die dunkele Nacht mancher durchbohrende Blick auf die hellerleuchteten Fenſter der Paläſte blizte, und manche Fauſt ſich krampfhaft ballete. Es waren zu viele Tauſende in Wien, die laut hätten aufſchreien mögen vor herzbrechendem Jammer, die hundert Urſachen dazu hatten, und die nicht einmal aufſchreien durften.

Wir laſſen eine Adreſſe ergehen! Eine Petition an die Regierung um Reformen! Dieſer Gedanke zuckte in verſchiedenen Köpfen an verſchiedenen Orten in Wien zugleich auf.

Es war nicht ſo leicht, in Wien einen Mittelpunkt zu finden, von welchem aus man den allgemeinen, durch die täglichen Nachrichten über die franzöſiſche Revolution mit jeder Minute reger gewordenen Gefühlen einen Ausdruck zu geben vermochte. Von einem öffentlichen, von einem politiſchen Leben war bisher in Oeſterreich nicht die Rede geweſen. Es war ein gefährliches Wagniß, von Politik

*) Geſchichte der Aula von A. Silberſtein Seite 11 und 12.

nur zu reden. Die vertrauteſten Freunde und abgeſchloſſene Hinterſtübchen in armſeligen Wirthshäuſern der Vorſtadt waren der enge Kreis, in welchem ſich bisher in Wien verſtohlen und ſchüchtern das Geſpräch über Politik bewegte. An allen anderen Orten lauerten die Angeber eifrig, neuerdings „betreffenden Orts" ein Zeugniß ihrer Wachſamkeit zu liefern; ein freies Wort genügte zum Verderben.

Der ſchreckliche Geiſtesdruck, den Metternich ſo lange in Wien gehandhabt hatte, konnte keine andere Folge haben, als daß auch jezt bei dem Wort Petition um Reformen der Eine ſcheu, lautlos, ſich abwandte, um nicht unglücklich zu werden; der Andere laut auflachte, weil er den Gedanken für einen Wahnſinn, oder den, der ihn hatte, für ſo dumm hielt, für ſo ganz ohne alle Kenntniß von Oeſterreich, daß man nur darüber lachen konnte. Beſonnene baten ihre Freunde, doch um Gottes Willen abzuſtehen von der Petition an die Regierung um Reformen; es ſtehe Amt, Freiheit, Gewerb auf dem Spiel; die Petition ſei nuzlos, das Opfer alſo ein muthwilliges.

Solche, die in die Staatsmaſchine eingeweihter waren, waren gewiß, daß eine ſolche Bittſchrift auch nicht von einem Beamten der Monarchie nur angenommen werden würde. Nach den bisherigen Vorgängen war das Loos der Verfaſſer und eines Theils der Unterzeichner vorausſichtlich lange Kerkerhaft, mit Qualen aller Art, mit langſamem Hinſiechen.

Und doch kamen die Petitionen zu Stande! Der Geiſt der Zeit, der Feuergeiſt war auch über die Wiener gekommen.

Die Bürger Wiens unterzeichneten zahlreich eine Adreſſe an die niederöſterreichiſchen Stände, durch die ſie an den Kaiſer gelangen ſollte. Jeder von uns, ſagten ſie darin, hegt die Ueberzeugung, daß Oeſterreich, deſſen Herrſcherfamilie durch Jahrhunderte die deutſche Kaiſerkrone trug, auch nur im feſten Anſchließen an deutſche Intereſſen und deutſche Politik ſein wahres Heil gewinnen könne. Wenn die öſterreichiſchen Bürger ſich vor Allem gedrungen fühlen, ihre unerſchütterliche Liebe und Anhänglichkeit an das erhabene Kaiſerhaus auszuſprechen, ſo halten ſie es zugleich für ihre heilige Pflicht, diejenigen Maßregeln offen und frei darzulegen, welche ihrer Meinung nach geeignet ſein können, in ſo drohenden Zeitverhältniſſen dem Herrſcherhauſe ſowie dem Geſammtvaterlande neue Kraft

und neuen Halt zu verleihen. Dieſe Maßregeln ſind: Unverweilte Veröffentlichung des Staatshaushaltes; periodiſche Berufung eines alle Länder der Monarchie, ſowie alle Claſſen und Intereſſen der Bevölkerung vertretenden ſtändiſchen Körpers, mit dem Rechte der Steuerbewilligung und Controlle des Finanzhaushaltes, ſowie der Theilnahme an der Geſezgebung; Herſtellung eines Rechtszuſtandes in der Preſſe durch Einführung eines Repreſſivgeſezes; Durchführung des Grundſazes der Oeffentlichkeit in der Rechtspflege und in der geſammten Verwaltung; Verleihung einer zeitgemäßen Municipal- und Gemeindeverfaſſung, und auf deren Grundlage, Vertretung derjenigen Elemente, die in der gegenwärtigen ſtändiſchen Verfaſſung gar nicht oder nur unvollkommen begriffen ſind, nämlich des Ackerbaues, der Induſtrie, des Handels und der Intelligenz. Die Stände — wenn gleich in ihrer dermaligen Zuſammenſezung nicht der vollſtändige Ausdruck des ganzen Landes — ſind als verfaſſungsmäßiges Organ für die Bedürfniſſe des Volkes berufen, die Gewährung unſerer Bitten bei unſerm gütigen Monarchen zu vermitteln. Die Unterzeichneten ſtellen daher die Bitte: Die niederöſterreichiſchen Stände wollen die vorgeſchlagenen Maßregeln in der nächſten Landtagsverſammlung in Berathung nehmen und die geeigneten Anträge zu deren baldiger Verwirklichung an den Thron gelangen laſſen.

Dieſe Bittſchrift unterzeichnete ſelbſt, mit Beiſezung einer freimüthigen Erklärung, ein Mitglied des kaiſerlichen Hofrathes, der Baron Dercſenyi. Freimüthig und furchtlos, ſagte er, ſchreite ich zur Mitunterzeichnung, wäre es auch auf die Gefahr hin, daß Diejenigen, die etwa königlicher geſinnt ſind, wie die Könige ſelbſt, mir dieſen Schritt nie verzeihen würden. Ich kann nicht anders, denn ich habe die feſteſte Ueberzeugung, daß, was hier gebeten wird, dem wahren und dringenden Intereſſe ebenſoſehr unſeres Landesfürſten als ſeiner Völker entſpricht, und zweitens habe ich das Bewußtſein, daß ich als einer der Räthe des Kaiſers in der Förderung ſeines Wohles, auch meinem Amtseide gemäß, nach eigenem Wiſſen und Gewiſſen zu rathen berufen bin. Ueberdies beſeelt mich der Glaube, daß unter dem Scepter eines apoſtoliſchen Landesvaters und in einem ſo religiöſen Staate, wie der öſterreichiſche, von mir Niemand, der wahrhaft chriſtlich geſinnt iſt, verlangen kann, ich ſolle es, den gegenwärtigen Fall betreffend, mit meiner Stellung als Rath des

Kaiſers unvereinbar finden, Dasjenige zu thun, was ich mir von den Begriffen auferlegt ſehe, die ich ebenſo von der Humanität und dem Staatsbürgerthum überhaupt, als von der Lehre Chriſti insbeſondere habe. Dieſen Begriffen gemäß muß ich aber auf das entſchiedenſte die Wünſche dieſer Petition nicht nur theilen, ſondern bei der äußerſten Dringlichkeit und Wichtigkeit derſelben, muß ich ſie auch auf dieſem Weg unterſtüzen. Ich thue es mit einem Herzen voll Treue gegen den Landesfürſten, aber auch voll der menſchenfreundlichſten Gefühle gegen deſſen Völker und gegen alle Volksklaſſen, wobei meinen Lippen das Gebet entſtrömt: Gott ſei du mit uns, und erleuchte unſern guten Kaiſer und ſein Haus!

So dachte, ſo erklärte ſich, ſo handelte am 11. März 1848 zu Wien der k. k. Hofrath und Freiherr Johann Dereſenyi. Er leuchtet als ein ſeltener Stern durch den trüben Nebel der Hochgeſtellten und Hochgeborenen.

Am gleichen Tage hatten Studenten in einem räucherigen Hinterzimmer eines Gaſthauſes der Vorſtadt auf einen Speiſezettel den Entwurf einer Adreſſe in der Begeiſterung hingeworfen, und ausgemacht, morgen auf der Univerſität wieder zuſammen zu kommen; jeder ſollte ſeine Freunde mitbringen. Am 12. März, morgens 8 Uhr, fand ſich eine begeiſterte Jugend ein. Eine Menge von Petitionsentwürfen war mitgebracht, man verſtändigte ſich über die beſte. Die Petition der Studirenden lautete:

Kaiſerliche Majeſtät! Durchdrungen von der Ueberzeugung, daß Freiheit es ſei, welche das ſtärkſte Band um Fürſt und Volk ſchlinge, dieſes zu großen Thaten befähige, und geneigt mache, ſchwere Prüfungen mit Macht und Ausdauer zu beſtehen, glauben die unterzeichneten Studirenden Wiens eine heilige Pflicht treuer Bürger zu erfüllen, wenn ſie Ew. Majeſtät in Ehrfurcht ihre Meinung ausſprechen, daß die Verwirklichung dieſer Freiheit in ſo kritiſcher Weltlage ein dringendes Bedürfniß ſei, und Ew. Majeſtät daher bitten, Ihren Völkern gewähren zu wollen: Preßfreiheit und Redefreiheit, zur Herſtellung eines gegenſeitigen Verſtändniſſes und Vertrauens zwiſchen Fürſt und Volk; Hebung des Volksunterrichtes und insbeſondere Einführung der Lehr- und Lernfreiheit; Gleichſtellung der verſchiedenen Glaubensgenoſſen im ſtaatsbürgerlichen Rechte; Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens; allgemeine

Volksvertretung, und außerdem, für den deutſchen Bundestheil, Volksvertretung beim Bunde.

Die Unterſchriften unter dieſe Petition wuchſen von Minute zu Minute, Studenten und Polytechniker unterzeichneten miteinander. Die Profeſſoren ſaßen im Sizungsſaale des Conſiſtorialgebäudes. Der oberſte Kanzler der Univerſität hatte ſie verſammelt, um die Jugend abzuhalten von ihrem Vorhaben. Die Kunde von einer beabſichtigten Petition war der Polizei zeitig „aus guter Quelle“ zugekommen.

Immer mehr Studenten ſtrömten herzu, ſie füllten die Univerſitätshalle, den Univerſitätsplaz, die nahen Straßen. Der geforderte Eingang in den großen Saal wurde ihnen verweigert. Die Jugend drängte an, und die Thüren der Aula waren geſprengt. Begeiſterte Reden erſchallten zum erſten Male von dem Katheder herab. Die Profeſſoren Hye und Endlicher, die bei den Studenten beliebt waren, bemüheten ſich umſonſt vom Unterſchreiben abzumahnen, zuerſt vom Unterſchreiben im Allgemeinen, dann vom Unterſchreiben des Namens. Sie riethen die Allgemeinunterſchrift „die Studenten der Univerſität“ an. Aber immer nur mehr Namen wurden unterzeichnet. Das erlangten die Profeſſoren, daß die Eingabe nicht durch die Studenten in die kaiſerlichen Gemächer getragen werden ſollte, ſondern durch die beiden Profeſſoren.

Aber heute noch! und zum Kaiſer! war der allgemeine Ruf. Um eilf Uhr Morgens waren Hye und Endlicher bei Kollowrat, der nach Metternich der einflußreichſte Miniſter war, um durch ihn Gehör beim Kaiſer zu erbitten; Kollowrat wies ſie an den Erzherzog Ludwig. Der Erzherzog Ludwig galt allgemein als durchaus einverſtanden mit der Politik Metternichs, als ein Feind alles Neuen, und er war es gewohnt worden, ſich von jeder Freimüthigkeit, von jeder zudringlichen Wahrheit verſchont zu ſehen. Die Menſchen hatten ſich ihm immer nur gebückt, unterthänigſt, und ohne eigenes Urtheil genaht. Er war der oberſte Leiter des Staatsraths, er war der Staatsrath ſelbſt, ſeine Vorſchläge waren für den Staatsrath Geſez.

Erzherzog Ludwig nahm die Abgeordneten der Studirenden ungnädig auf, er gab keine Hoffnung zum Gehör bei dem Kaiſer. Hye ereiferte ſich, die Nothwendigkeit von Reformen, die Dringlich-

keit eines Gehörs bei des Kaiſers Majeſtät, darzuthun. Endlicher ging ſoweit heraus, Metternich und mit dem ſein Syſtem ſeien allgemein verhaßt. Der Erzherzog, Metternich's engverbundener Freund, wurde darüber ſehr ungehalten, und entließ die Abgeordneten höchſt kalt und ungnädig.

Dennoch empfing der Kaiſer die Abgeordneten der Univerſität Abends 6 Uhr. Sie überreichten ihm perſönlich die entworfene Bittſchrift, und der Kaiſer verſprach ſie in Erwägung zu ziehen.

Als am andern Tage, am 13. März, die ſtudirende Jugend ſich verſammelte, um den Erfolg ihrer Sendung an den Kaiſer zu hören, war ſie wenig begnügt durch die Zuſage kaiſerlicher Erwägung. Sie wollte ſogleich Antwort haben. Zum Landhaus! zum Landhaus! erſcholl der Ruf. An dieſem Tage traten geſezlich die niederöſterreichiſchen Landſtände zuſammen.

Die öſterreichiſchen Stände waren bisher nicht im beſten Credit geweſen, ſie hatten mehr figurirt, als für's Volk gehandelt. Diesmal aber rühmte die Sage von ihnen Wunderdinge. Herr v. Schmerling, der unter den Landſtänden ſaß, und der nachher in Frankfurt eine ſo traurige Rolle ſpielte, hatte ein Promemoria ausgearbeitet, worin um Milderung der Cenſur, und um einige Verbeſſerungen gebeten wurde. Man ſprach von der Sache, als wäre es die kühnſte That, man ſprach von Schmerling, als wäre er der Mann der Freiheit, der Held des Tages. Man hoffte diesmal Etwas von den Ständen.

Kein Widerſpruch half: Arm in Arm bewegte ſich die ſtudirende Jugend über die Hauptpläze der Stadt nach der Herrengaſſe, nach dem Ständehaus.

Sonſt hatte ein einziger Polizeimann genügt, eine Menge zu zerſtieben. Ein Polizeimann, der das Heute mit Geſtern verwechſelte, ſtellte ſich der ſtudirenden Jugend in den Weg. Aber dieſe ging über ihn und das ganze Polizeiſyſtem weg, drang in geſchloſſenen Maſſen in das Thor des Ständehauſes, und füllte das Haus und die nahen Gaſſen. Es waren Tauſende von Bewohnern Wiens, die in den Hofräumen, in den Straßen, um das Gebäude ſtanden. Die Maſſe der Bevölkerung nahm nicht daran Theil, ſie ging ihren alltäglichen Weg, ſie ahnete nicht, was da kommen ſollte. Der Ständeſaal wurde nicht geſtürmt, wie verbreitet worden iſt, doch

hatte das Eindringen in denſelben etwas Ungeſtümes. Dr. Fiſchhof, ein Arzt, machte den Sprecher, er verkündete laut die Forderungen des Volkes, und das Volk ſtimmte ihm jubelnd zu.

Die Stände, erſchreckt durch das brauſende Meer der Tauſende, die das Haus theils füllten, theils umgaben, überraſcht durch die Neuheit der Sache, ſtellten ſich entgegenkommend. Die Auftritte der lezten franzöſiſchen Revolution waren friſch in ihrer Erinnerung. Graf Montecuculi trat an's Fenſter und erſuchte um Ruhe. Die Stände, ſprach er, nehmen huldvoll die Wünſche des Volkes auf und werden ſie berathen; doch möge man die Ruhe, die zu dieſen Berathungen nöthig ſei, nicht ſtören; die Beſchlüſſe werden kund gemacht werden.

Graf Montecuculi hatte ſehr gütig geſprochen; daß er vom Volke ſprach, ein Wort, das die Herren zuvor nicht in den Mund genommen hatten, das war genug, um ihn populär zu machen. Während die Stände unter ſich rathſchlagten, was zu thun, erſtanden unten in den Hofräumen Volksredner unter begeiſtertem Beifall der Verſammlung, einer ſprach nach dem andern, das Dach des Brunnens unter dem Hofbalkon war die Rednerbühne. Noch war Alles nichts, als eine einfache lebhafte Kundgabe.

Da kam Nachricht von der Stadt her. Metternich hatte das Militär ausrücken laſſen, die Burg war beſezt, alle Zugänge zur Burg waren geſperrt, auf die Hauptpläze waren die Kanonen aufgefahren, das Militär lud vor den Augen der Volkshaufen die Gewehre. Metternich wollte einſchüchtern, und er reizte, er erbitterte.

Im Ständehaus herrſchte die Verlegenheit fort. Die Stände verlangten zwölf Abgeordnete aus der Volksverſammlung, dieſe ſollten die Wünſche des Volkes im Sizungsſaale näher auseinander ſezen. Die zwölf wurden gewählt und begaben ſich hinauf.

Unten verlas ein Student Koſſuth's Rede auf dem magyariſchen Landtage, worin er eine freie Verfaſſung für den öſterreichiſchen Geſammtſtaat verlangte. Die Begeiſterung, die fieberhafte Aufregung, ſtieg mit jedem Saze. Oben im Saale glaubte man, das Volk werde ſich zufrieden geben, wenn man ihm nur irgend Etwas biete, was es auch immer wäre. Von dem oberen Stockwerk flog ein Papier, es wurde aufgefangen, der Redner las „Seine Majeſtät wolle einen Kaſſenausweis vorlegen laſſen, und Verbeſſerungen

berathen.“ Zuerſt dumpf, dann ſchnell lauter und lauter, ging die Unzufriedenheit, der Unwille durch die Verſammlung. Der Redner ließ das Blatt fallen. Ein anderer Student — Hermann war ſein Name — faßte das Papier auf, ſchwang ſich auf den Brunnen und rief: Im Namen und im Angeſichte des Volkes erkläre ich dies für null und nichtig, indem es keinen ſeiner Wünſche erfüllt, und ich zerreiße es hiemit. Und er zerriß es, zerriß ein Papier der Regierung unter unendlichem Jubel des Volkes. Conſtitution! einen conſtitutionellen Kaiſer! Nieder mit Metternich! Weg mit den Jeſuiten! Hoch, ein freies Oeſterreich! Dieſe Rufe kreuzten ſich von allen Seiten.

Oben öffnen ſich die Fenſter. Graf Colloredo, umgeben von den zwölf Gewählten aus dem Volke, tritt auf den Balkon, er ermahnt zur Ruhe, zur Ordnung, zur Geſezlichkeit, er erſucht das Volk auseinanderzugehen. Nach ſeinem Abgang treten zwei andere Herren vor, ſie leſen die Petition, welche die Stände Seiner Majeſtät unterbreiten wollen. Sie enthält faſt Nichts als allgemeine Ausdrücke. Stürmiſch ruft das Volk dazwiſchen, was es will und was darin fehlt, namentlich der Anſchluß an Deutſchland. Auch ſie treten ab, ohne Erfolg, nur aufgeregter iſt die Menge geworden.

Metternich mit den andern Miniſtern und mit den Prinzen war bei dem Kaiſer in der Hofburg. Die Miniſter rathſchlagten fort und fort. Metternich hörte hier freilich Nichts von dem wilden Geſchrei des Volkes, das ſich gegen ihn vor dem Ständehaus äußerte, in allgemeinem Unwillen, in Verwünſchungen. Der Mund des Volkes, vor den Metternich ſo viele Schlöſſer gelegt hatte, war frei, der ſtumme hatte eine Sprache gefunden, ein Wunder war geſchehen.

Die Stände im Ständehaus erkannten aus der ſteigenden Aufregung, daß Gefahr im Verzuge war, ſie nahmen die Petitionen zuſammen, und Abgeordnete gingen damit in die Hofburg, um ſie dem Kaiſer zu übergeben. Vor der Hofburg wogte bereits faſt ſo viel Volk, als vor dem Ständehaus. Die Mündungen der Kanonen ſchreckten nicht mehr. Bis nahe an ſie heran drängte das Volk. Erzherzog Max wollte feuern laſſen, der Befehl war ſchon gegeben, ein Feuerwerker Namens Pollet verhinderte ihn, er wollte eher die Kugel durch ſeinen Leib gehen laſſen. So rettete er Hunderte von Menſchenleben. Den Abgeordneten gelang es nach einigen Schwie-

rigkeiten, zu dem Erzherzog Ludwig, dem Chef der inneren Verwaltung, zugelaſſen zu werden. Der antwortete, man ſei nicht geſonnen nachzugeben. Metternich vertheidigte im Staatsrath noch immer hartnäckig ſein Syſtem. Was der Miniſterrath beſchließe, das ſollten die Abgeordneten abwarten, ſagte der Erzherzog. Sie warteten von 12 bis 4 Uhr Abends. Vor dem Ständehaus harrte das Volk ihrer Rückkehr, während Volksredner die Zeit ausfüllten. Auf einmal erſchienen die zwölf aus dem Volk Gewählten, die noch oben im Sizungsſaal waren, am Fenſter mit dem Ruf: Helft, wir ſind eingeſperrt, gefangen! Durch ein Mißverſtändniß war eine Thüre geſperrt worden. Auf dieſen Hülferuf von Oben ſchrie die Menge unten durcheinander: Verrath! Verrath! Alles drang gegen die Thüren, ſie krachten berſtend, die Fenſter wurden zertrümmert, die Geräthe in den prachtvollen Nebengemächern in Stücke zerſchlagen, die Gemächer verwüſtet, die Eingeſperrten befreit, die im Sizungsſaal noch verſammelten Stände zitterten für ihr Leben. Ihre Perſon wie der Sizungsſaal blieb unangetaſtet.

Die Studenten erkannten das Dringende, eine Leitung in das Ganze zu bringen. Sogleich bildete ſich ein leitender Ausſchuß. Dieſer Studentenausſchuß beſchloß als Erſtes, das bewaffnete Bürgercorps zuſammen zu berufen und das Einſchreiten des Militärs zu hindern. Da Stunden verfloſſen, und die Abgeordneten aus der Hofburg noch immer nicht zurück waren, ſtieg der Gedanke auf, man halte ſie in der Burg als Geiſeln gefangen. Die Erbitterung warf ſich noch einmal auf das Ständegebäude, und wüthete noch einmal darin. Das Militär rückte an, das Militär! erſcholl es Nachmittags um 2 Uhr, und man ſah die Wiener Beſazung in breiten Kolonnen die Straßen herandringen, ein Theil der Menge will flüchten, aber ehe ſie können, donnert die erſte Salve, mehrere ſtürzen, die zweite Salve folgt raſch und Alles iſt in Pulverdampf gehüllt. Der Plaz leert ſich, nur die Leichen liegen ruhig auf dem Pflaſter. Nicht der Kaiſer that das, ſprachen entſezt die Wiener, das that Metternich! Der aber als Werkzeug Metternichs auf Unbewaffnete, auf Wehrloſe zu feuern, den Befehl gegeben, das war ein kaiſerlicher Prinz, Albrecht, der Sohn des Erzherzogs Carl. Es weckte die Todten nicht; die Männer, die Weiber, die Kinder, die bei dem Landhaus, auf dem Hof, auf dem Judenplaz, vor dem Polizei-

gebäude, gefallen waren, weckte es nicht, daß nachher dieſer Befehl als ein übereiltes unglückliches Wort beklagt wurde. Mit zerſchmettertem Haupt, mit aufgeſchlizter Bruſt, forderten die Todten zur Rache auf. Die erſten Todten waren in's Ständehaus gebracht worden; ihre Wunden wurden ausgewaſchen, an demſelben Brunnen, von deſſen Dach ein Redner kurz zuvor ein Hoch auf das Kaiſerhaus ausgebracht hatte.

Gleich beim erſten Schuß waren viele in den Ständeſaal eingedrungen mit dem Ruf: Schießt man auf uns, ſo ſollen die Stände voran und wir hinten nach! Die Stände hatten diesmal ihre ſonſtigen Gallakleider nicht angelegt, und ſie machten für ſich geltend, daß ſie eben darum keine Schuzmauer für das Volk gegen die Kugeln bilden werden. Das Volk ließ ſie den Sizungsſaal unbeirrt verlaſſen.

Was ſich von der ſtudirenden Jugend flüchten konnte, hatte ſich auf die Aula begeben. Alle riefen nach Waffen, der Bürger dürfe nicht wehrlos ſich morden laſſen. Der Rector der Univerſität hatte ſeit Jahrhunderten das Recht, zu jeder Zeit ungehindert zu dem Landesfürſten zu gehen, angethan mit den Zeichen ſeiner Würde. Auf Dr. Köck's Vorſchlag, dies alte Recht jezt zu benüzen, begab ſich Dr. Jenull, der Rector, ein mehr als ſiebzigjähriger Greis, mit zwei Profeſſoren in die Hofburg, um Waffen zum Schuz zu fordern. Während dem theilten ſich die Studenten in Schaaren nach den Facultäten ein.

Die Abgeordneten der Stände brachten einen ausweichenden Beſcheid zurück, der Rector hatte für ſeine Sendung gar keinen Erfolg. Von der Aula aus ging eine zweite Abordnung in die Burg. Bürgeroffiziere verſtärkten ſie. Die ganze Stadt war in Aufregung. Mehr als hunderttauſend Menſchen waren auf den Straßen; laut, ſtürmiſch, verlangten ſie die Oeffnung des bürgerlichen Zeughauſes, um ſich zu bewaffnen, von den Vorſtädten herüber heulten die Sturmglocken; dort, hörten ſie auf ihrem Weg zur Burg, plündern und brennen halbverhungerte Proletarier. Die Abgeordneten ſchilderten lebendig die bedenkliche Lage der Hauptſtadt und warnten vor weiterem Blutvergießen. Aber ſie hatten kein Ohr, das ſie hörte, als das Ohr untergeordneter Palaſtbeamten. Man ließ ſie warten und warten, außen; drinnen ſaß und wortwechſelte der Staatsrath.

Metternich blieb dabei, es ſei nichts als ein aufgereizter Haufe Pöbel, und den Krawall müſſe man mit Kartätſchen niederdrücken. Das öſterreichiſche Volk hatte Metternich's Tyrannei gebückt ertragen, hatte geſchwiegen, trinkend und eſſend; daß dieſes Volk ſich erhebe und aufgerichtet ſtehe, daran konnte Metternich nicht glauben; ſo ſehr konnte er ſeinem Syſtem nicht mißtrauen. Um den Kaiſer herum ſtanden oder ſaßen alle Prinzen des Hauſes, ſelbſt Erzherzog Johann wär da. Auf des Kaiſers Entſchlüſſe hatte ſchon vorher die Erzherzogin Sophie einzuwirken ſich bemüht: ihre Söhne waren die Thronfolger; ihnen den Thron feſt zu übergeben, feſt in der Liebe des Volkes, darauf mußte ſie als Mutter denken, ſie rieth zum Nachgeben.

Aber Metternich wollte nicht nachgeben, und er wußte, daß er dem Kaiſer Alles war, daß Kaiſer Franz ſeinem Sohn auf dem Sterbebett ihn als koſtbarſtes Erbtheil vermacht hatte. Keine Conzeſſionen! ſprach er, es iſt der Pöbel der rumort, den werden wir bald zur Ordnung bringen. Er wollte Wien, Oeſterreich, den Becher des Jammers bis auf den Grund leeren laſſen. Daß er abdanken ſolle, ſo einen Gedanken konnte Metternich nur dem Pöbel zutrauen. Es iſt nicht der Pöbel, ſoll ihm entgegnet worden ſein, es iſt die Bürgerſchaft, es iſt das ganze Volk, es iſt ganz Wien, es iſt die ganze Umgegend, ſie ſind einig.

Metternich hatte auch in den höchſten Kreiſen ſolche, die ihn haßten. Nicht alle Prinzen ertrugen gerne ſeine Allmacht, und was Metternich ſich gegen ſie herausnahm, Erzherzog Johann am Wenigſten; auch die Erzherzogin Sophie nicht. Dieſe ſtolze Prinzeſſin von Bayern verwand es nicht, daß Metternich auch ihrem Sinne öfters entgegen trat und ſelbſt in die Erziehung ihrer Kinder herübergriff.

Kaum hatte Metternich das Wort: „Ich werde doch nicht abdanken,“ wiederholt, ſo trat Einer, der inzwiſchen mit dem Kaiſer leiſe geredet hatte, hervor. Es war der Erzherzog Johann. Sie werden nicht abdanken? ſprach er heftig und nachdrücklich. „Sie haben bereits abgedankt! Das traf wie Bliz und Donnerſchlag den herrſchſüchtigen hochfahrenden Staatskanzler. Er ſah nach dem Kaiſer. Der Kaiſer nickte, Johann's Wort beſtätigend. Und Metternich, der geſtürzte Metternich, verneigte ſich und verſchwand aus dem Gemach.

Es war gerade der Augenblick, in welchem die Abgeordneten aus der Stadt, des langen Harrens müde, von ſelbſt vor den Kaiſer treten wollten. Bürgeroffiziere ſtürzten herein, es war abermals Blut gefloſſen, beim Polizeihaus — an Minuten hing das Leben von Vielen, der Kampf zwiſchen Militär und Volk durfte nicht fortgeſezt werden. Da öffneten ſich die Thüren, Metternich empfing die Abgeordneten. Er war ſo eben aus dem kaiſerlichen Kreis herausgetreten. Bleich, gedrückt, mit erkünſtelter Faſſung, mühſam nach Würde ringend, ſtand er da. „Meine Herren," ſprach er, und ſeine Stimme zitterte — „wenn Sie glauben, daß ich dem Staat nüze, indem ich zurücktrete, ſo bin ich mit Freuden bereit."

Nichts gegen Sie haben wir, entgegnete ein Bürgeroffizier, aber Alles gegen Ihr Syſtem. Ihr Rücktritt iſt uns eine Freude.

Wie geſagt, wiederholte Metternich, wenn ich dem Staate nach Ihrer Meinung nüze, ſo bin ich mit vielen Freuden bereit. Ja, ich habe ſo eben meine Entlaſſung in die Hände Seiner Majeſtät niedergelegt.

Und die Bürger dankten ihm, daß er durch dieſen Schritt das Vaterland gerettet habe.

So hatte Metternich ſeine Kunſt zu heucheln bis zu Ende bewährt.

Die Bürgeroffiziere und die Abgeordneten erlangten auch die Bewilligung der Waffen von dem Kaiſer. Lange konnte man ſich bei Hof nicht entſchließen, dem Volk die Waffen in die Hand zu geben, heute noch, in der Nacht noch, in dieſer Aufregung das Volk zu bewaffnen — nein, es ſchien nicht möglich. Morgen um 8 Uhr wollte man endlich die Waffen abliefern. Ein Eilbote brachte dieſe Nachricht in die Stadt hinab, ſie ſollte zufriedenſtellen. Heute noch, nicht morgen, riefen die Studenten, rief das Volk. Man fügte ſich in der Hofburg, die Waffen ſollten noch heute abgegeben werden.

Jezt eilten die Abgeordneten, die Bürgeroffiziere in die Stadt. Die Kunden, welche ſie dem Volke zu verkünden hatten, das waren Freudenbotſchaften. Das Volk ſchrie vor Jubel auf, die Hunderttauſende ſchrieen auf, als wollte ihr Freudenſchrei den Himmel ſtürmen und nicht enden. Metternich geſtürzt — kein Metternich mehr — in Wien, das Volk frei und in Waffen! — das war faſt zu viel auf einmal!

Metternich wagte nicht in ſeine Gemächer zurückzukehren. Er barg ſich in dem Palaſt eines Freundes, des Fürſten Lichtenſtein. Er hörte — und wie wird er erzittert haben, wie er es hörte? — das Jubelgeſchrei der Menge über ſeinen Sturz, und die Flüche, die das Volk, das entfeſſelte Volk, auf ihn ſchleuderte; er ſah die Flammen der brennenden Mauthhäuſer, welche einzelne Rotten in Brand geſteckt hatten, den Himmel über den Vorſtädten röthen und herüberleuchten; und in den Straßen Wiens, auf den Plätzen ſtrömten die Gasflammen armsdick aus dem Boden heraus, aus dem das Volk die eiſernen Kandelabers geriſſen und ſich damit bewaffnet hatte. Das waren die Leichenfackeln von Metternich's Herrlichkeit, ſagt ein Augenzeuge*).

Noch an dieſem Abend wurde die Kundmachung überall verbreitet, durch Druck und Maueranſchlag, daß der Kaiſer, um die Ruhe in der ſeit geſtern bewegten Reſidenzſtadt zu ſichern, die Bewaffnung der Studirenden, doch mit Ausſchluß aller Ausländer, und unter zweckmäßiger Regelung anzuordnen geruht habe, und daß er erwarte, alle Bürger werden durch Einreihung in die Bürgercorps dieſe möglichſt verſtärken und zur Erhaltung der Ruhe kräftig mitwirken. Auch habe der Kaiſer bereits einen Ausſchuß zur Erwägung des Zeitgemäßen zuſammengeſezt, es werden demſelben nicht allein ſtändiſche, ſondern auch andere Mitglieder aus dem Bürgerſtande beigegeben. Seine Majeſtät erwarteten, daß in dieſer Maßregel ein neuer Beweis der väterlichen Fürſorge erkannt werde, und daß die Ruhe zurückkehre. Mit Bedauern wird ſonſt der Kaiſer die Strenge der Waffen eintreten laſſen.

Während ſich die Nationalgarden und die Studenten waffneten, ſammelten ſich die ſchon zuvor bewaffneten, ſogenannten uniformirten Bürger. Bei ihrem Eintritt in die innere Stadt wurden die leztern mit freudigſtem Zuruf empfangen, und überall erſcholl es, „Es leben die Bürger Wiens!“ Bald ſtrömte auch die ſtudirende Jugend zu. Aus demſelben Zeughauſe, an welches ſchon einmal an dieſem Tage angegangen, von dem aber die Andringenden mit blutigen Köpfen zurückgewieſen waren, waffneten ſich jezt die Studenten mit Fug und Ordnung. Ihre Schaaren mit gewähl-

*) A. Silberſtein, Geſchichte der Aula.

ten Führern reiheten ſich hinter einander. Es wurde nach den Fahnen vom Türkenkriege, nach jener von 1798 gerufen. Dieſe Fahnen waren nicht gleich zu finden. Dr. Köck ſchwang eine Fackel mit dem Ruf: das Licht ſei unſere Fahne. Beim Licht des Mondes und beim Fackelſchein ging die Bewaffnung vor ſich. Jeder trat zu einem Tiſch im Hofraum, nannte ſeinen Namen, wurde eingezeichnet und erhielt Waffen. Nicht alle Waffen waren gerade die beſten, da fehlte das Schloß, dort der Hahn oder der Ladeſtock, aber ein Bajonett hatten alle, und das war vorerſt genug. Die Aula, die Halle der Wiſſenſchaft, wurde der Waffenſaal, wurde das Hauptquartier der academiſchen Legion, und während die Bürger in der inneren Stadt die Ruhe theilweiſe wieder herſtellten, zogen die Studenten in die Vorſtädte, wo durch wilde Rotten Leben und Eigenthum der Bürger gefährdet war. Dem Geſez Achtung zu verſchaffen, war der erſte Gebrauch, den die Studenten von ihren Waffen machten, mit Lebensgefahr; ſchon in den erſten Tagen kamen mehrere um in dieſer Pflichterfüllung.

Noch in dieſer Nacht waren die Straßen auf polizeiliche Anordnung erleuchtet, der Sicherheit wegen, und in den hellen Straßen drängten ſich die Maſſen freudetrunkener Menſchen, die mit Metternich's Sturz Alles gewonnen wähnten. Alle Stände, Geſchlechter und Altersklaſſen, trieben ſich in der inneren Stadt durcheinander. So verſtrich die Nacht, und mit dem Morgen des 14. März ſtrömten immer mehr Bewaffnete und Unbewaffnete hinzu, und wo die Studenten, wo die Bürgerſchaaren mit Fahnen, Gewehren und Trommeln, mit Kokarden und weißen Bändern ſich zeigten, um die Poſten zu beſezen, um die Sicherheit zu erhalten, da weheten die weißen Tücher aus den Fenſtern. Die allgemeine Stimmung war im Laufe des Vormittags keineswegs eine beruhigte. Die Regierung gebot durch Maueranſchlag, alle Haus- und Familienväter, alle Inhaber von Fabriken und Werkſtätten haben ihre Angehörigen und Untergebenen, ſoweit ſie nicht zur regelmäßig bewaffneten Einwohnerſchaft gehören, zu Hauſe zu halten, um die Menſchenmenge auf den Straßen nicht zu vermehren und dadurch die wünſchenswerthe Geſtaltung der Dinge zu hindern, oder doch vielleicht zu verzögern. Die Maſſen in den Straßen wuchſen demungeachtet mit jeder Stunde. Von der Aula aus war ein neuer Funke in das

Volk geworfen worden. Die Freiheit des Wortes, die freie Preſſe, war die Loſung des Tages. Auf den öffentlichen Pläzen drängten ſich die Redner, die das Volk begeiſterten: Brunnen, Eckſteine, eine Männerſchulter, genügten, als Rednerbühne des Augenblicks.

Gegen 2 Uhr verbreitete ſich das Gerücht, die Preßfreiheit ſei zugeſtanden, die Nationalgarde, die bereits ohne Bewilligung entſtanden war, und aus den genommenen Zeughäuſern ſich bewaffnet hatte, geſezlich anerkannt, dem Grafen Hoyos die Oberleitung übergeben. Stunde um Stunde verſtrich. Die amtliche Beſtätigung blieb aus. Gegen 4 Uhr brachte endlich eine Kundmachung die Gewißheit des zweiten Punktes, aber keine Sylbe von Aufhebung der Cenſur. Die in der Hofburg konnten ſich nicht ſo ſchnell zu einem ſolchen Zugeſtändniß, wie die Preßfreiheit, entſchließen, es graute ihnen davor. Immer mehr ſtieg das Mißtrauen unter der Bevölkerung. Um die Hofburg her war ein Drängen und Wogen, noch ſtärker als geſtern. Das Volk forderte. Es gewann die Bewegung das Anſehen der Revolution. Männer, die die Achtung und das Vertrauen des Volkes hatten, ſtrengten ſich an, die aufgeregten Maſſen noch zu beſchwichtigen. Umſonſt; die Gährung erreichte den höchſten Grad, als es zu dunkeln begann, und immer noch keine Bewilligung kam.

Das Ungeheuere in Wien geſchah: der Wiener faßte den Gedanken, die Burg ſeines Kaiſers zu ſtürmen. Da ſtand die bewaffnete Macht des Volkes, die academiſche Legion voran, in breiten Colonnen, die ſich über die ganzen Straßen zogen, die Bürger, die Arbeiter, was Waffen hatte und tragen konnte; Greiſe ſah man, die mit zitternden Händen das geladene Gewehr hielten. Zur Seite und hinten wogte die unabſehbare Menge der Unbewaffneten. So ging's gegen die Burg, und im Zug dahin ſtrömten aus allen Straßen neue Streitkräfte zu.

Schon war das Volk nahe den enggeſchloſſenen Reihen des Militärs, das die Burg beſezt hielt. Die nächſte Minute mußte den Anfang blutiger Entſcheidung, unberechenbarer Folgen, bringen. Da ſprengten aus den Reihen des Militärs hoch zu Roß Herolde hervor, mit weißen Tüchern wehend und verkündeten laut den kaiſerlichen Erlaß, der die Freiheit der Preſſe bewilligte.

So löste ſich der beabſichtigte Sturm auf die Burg in einen

Freudenſturm auf, die Maſſe wogte in die Stadt zurück, die Straßen erleuchteten ſich mit allen Fenſtern, und „hoch der Kaiſer! hoch die Studenten!“ wiederhallte es.

In den Vorſtädten dauerte die Unſicherheit des Eigenthums fort, die Studenten wurden aufgefordert, dieſelben zu ſchüzen, und faſt die ganze Legion vertheilte ſich außerhalb der Stadt.

In der Kundmachung des Kaiſers war geſagt, die Aufhebung der Cenſur und die alsbaldige Veröffentlichung eines Preßgeſezes ſeien beſchloſſen. Dieſe Ausdrücke erregten bei Vielen Argwohn. Nicht vertraut mit der amtlichen Geſchäftsſprache, am Wenigſten in Preßſachen, argwöhnten ſie, das neue Preßgeſez ſchließe die Preßfreiheit aus, es ſei nur eine andere Art von Cenſur, und mehrere der bekannteſten Schriftſteller ſahen ſich veranlaßt, durch eine eigene Erklärung den mißtrauiſchen Gemüthern jeden Zweifel zu benehmen. Unklug genug ſuchten dieſelben aber den Grund von der Meinung, als ſei die Preßfreiheit nicht ertheilt oder nicht im eigentlichen Sinne des Wortes gemeint, nicht in der Unvertrautheit mit der Geſchäftsſprache, ſondern „in unlauteren, vielleicht auch böswilligen Gerüchten.“

Der Morgen des 15. März brachte zwei neue Kundmachungen, die nicht geeignet waren, auf das Volk günſtig zu wirken.

Die eine enthielt die Ernennung des Fürſten Windiſchgräz zum Oberbefehlshaber der Hauptſtadt.

Feſtentſchloſſen, hieß es darin, die Würde des Thrones nicht zu gefährden, habe der Kaiſer die Wiederherſtellung und Erhaltung der Ruhe und Ordnung dieſem Feldmarſchall-Lieutenant zu übertragen und demſelben alle Civil- und Militärbehörden unterzuordnen geruht, mit gleichzeitiger Uebertragung aller zu dieſem Zwecke nothwendigen Vollmachten. Der Kaiſer erwarte, daß die geſammte Bürgerſchaft, vereint mit den Truppen, die Beſtrebungen zur Wiederherſtellung der öffentlichen Ruhe mit allen ihren Kräften unterſtüzen werde. Die zeitgemäßen Einrichtungen, welche der Kaiſer ſo eben in Ueberlegung nehmen laſſe, können während des Zuſtandes der Aufregung unmöglich berathen werden, noch weniger in das Leben treten; es liege daher im Intereſſe der Bittenden ſelbſt, ſich ruhig zu verhalten und dadurch den Zeitpunkt möglicher Gewährung herbeizuführen.

Die andere Kundmachung enthielt die Einberufung der Stände

auf den 3. Juli. Sie war eigenhändig vom Kaiſer unterzeichnet. Sie lautete: In Erwägung der gegenwärtigen politiſchen Verhältniſſe haben Wir beſchloſſen, die Stände Unſerer deutſchen und ſlaviſchen Reiche, ſowie die Central-Congregationen Unſeres lombardiſch-venetianiſchen Königreichs durch Abgeordnete in der Abſicht um Unſern Thron zu verſammeln, Uns in legislativen und adminiſtrativen Fragen deren Beirathes zu verſichern. Zu dieſem Ende treffen Wir die nöthigen Anordnungen, daß dieſe Vereinigung, wo nicht früher, am 3. Juli ſtattfinden könne.

So war der Tag der Vereinigung der Stände vierthalb Monate hinausgerückt, keine entſprechende Vertretung des Volkes angeordnet, dem Ganzen keine conſtitutionelle Grundlage gegeben.

Dieſe beiden Kundmachungen waren noch in der Nacht vom 14. auf den 15. März angeheftet worden; ebenſo eine dritte am Morgen des 15. März von dem Fürſten Windiſchgrätz, worin er alle Bürger aufforderte, ſeinen Maßregeln ſich in Gehorſam zu fügen, und die ernſte Warnung beifügte, jede Beleidigung der kaiſerlichen Truppen zu meiden.

Die Bevölkerung las noch in der Nacht dieſe Anheftungen. Die, in welchen der Name des Fürſten Windiſchgrätz vorkam, wurden abgeriſſen, zerfezt, angeſpieen, in den Koth getreten.

Windiſchgrätz ermangelte jeder Eigenſchaft, um ſich zu irgend einer Zeit Liebe zu erwerben. Von Kindheit an genährt mit den Vorſtellungen jener vornehmen Ueberlegenheit, wodurch der deutſche und ſlaviſche Boden länger als andere Länder entweiht wurde, angewöhnt, wie von den glaubwürdigſten Männern aller Farben verſichert wird, von Solchen, die unterrichtet ſein können und müſſen, unwiderſprochen iſt, das Volk zu verachten, den Bauer und Bürger als Laſtthiere, als Maſchinen, als Sachen 2c. anzuſehen und zu behandeln, und den Menſchen erſt bei dem Baron anfangen zu laſſen. Alle ſeine Bildung hatte er aus dem Feldlager. Jeder ſchönen menſchlichen Regung war er verſchloſſen und Feind.

Mit dieſer Ausſtattung mußte Windiſchgrätz den Wienern verhaßt ſein. Er wurde es noch mehr, wie verlautete, daß er Wien in Belagerungszuſtand erklären wollte.

Windiſchgrätz, der kalte entſchloſſene Soldat, hatte ſchon am 14. Nachmittags in der Umgebung des Kaiſers zur äußerſten Ge-

walt gerathen, zur Beſchießung des Volkes mit Kartätſchen. Dieſer Rath war an dem Herzen des Kaiſers geſcheitert. Nein, nein! rief Ferdinand, ich laſſe auf meine Wiener nicht ſchießen! Später, als ihm, dem Fürſten Windiſchgrätz, der Oberbefehl in der Stadt vom Kaiſer zugeſtanden war, ſann er den ſchwarzen Plan aus, die Studenten aus der Stadt zu entlocken, ihrer, denen er den Unfug ihrer Bewaffnung und ihres heldenmüthigen Auftretens in ſeinem hochariſtokratiſchen Kopfe nicht verzieh, draußen ſich zu bemeiſtern, und zu gleicher Zeit die Stadt innen in ſeine Hand zu nehmen.

Darum wurde der größte Theil der Studenten am Abend des 14. März durch die Aufforderungen zum Schuze der Vorſtädte aus der Stadt hinausgelockt. Windiſchgrätz wollte des andern Tages die Thore ſchließen laſſen, und die Baſteien mit Kanonen beſäen: Kämen die Studenten mit ihren Waffen zurück, ſo ſollten ſie entwaffnet, im Fall des Widerſtands zuſammengeſchmettert werden. Daß die „Knaben“ in das Kriegshandwerk pfuſchen wollten, daß ſie die Herren ſpielten, das grimmte den hochmüthigen alten Kriegsmann, der den Geiſt und die Bildung haßte, und die Begeiſterung, weil er dieſe drei ſelbſt nicht hatte.

Noch hatte man ſich mit dieſem lezten Theil des Planes in der Hofburg nicht vereinigen können, als die Kunde von der drohenden Gefahr durch die ganze Stadt lief. Die Bürger auf den Wachtpoſten, die die Nacht über auf waren, ſelbſt die Bürger, die zu Hauſe zur Ruhe ſich gelegt hatten, ſtürzten bewaffnet aus den Häuſern zur Aula, dem Hauptquartier der academiſchen Legion. Die wenigen Studenten, die daſelbſt zurückgeblieben waren, waren ſo entſezt wie die Bürger, über den ſchwarzen Verrath, den Windiſchgrätz ausgebrütet hatte. Eilende Boten ritten hinaus nach allen Seiten, um die Zerſtreuten der academiſchen Legion wie der Bürgerſchaft zurückzurufen. Auf das brachen alle Außenpoſten auf, marſchirten im Sturmſchritt nach der Stadt, entſchloſſen, den Eingang zu erzwingen, und wärs mit ihrem Blute; und ſie erreichten die Thore, ehe ſie geſchloſſen wurden.

Ungeheuer war die Aufregung alles Volkes in der Stadt. Es trug bei, ſie zu mildern, daß das Wort des Kaiſers umlief: Ich laſſe auf meine Wiener nicht ſchießen; es trug dazu bei, daß dieſen Morgen der volksbeliebte Erzherzog Stephan, der Statthalter von

Ungarn, aus Preßburg in Wien ankam. Die Freude über ſein Erſcheinen war ſo groß, daß hundert Arme und Hände aus dem Volke die Pferde ſeines Reiſewagens ausſpannten, und ihn ſelbſt nach der Hofburg zogen. Sogleich hatten die niederöſterreichiſchen Stände aus ſich und aus der Bürgerſchaft je zur Hälfte einen proviſoriſchen Ausſchuß von vierundzwanzig Männern gebildet, um Dasjenige vorzukehren, was in dieſem wichtigen Augenblicke zur Beſorgung der ihnen zukommenden Geſchäfte erforderlich wäre. Auch die Nationalgarde nahm einen raſchen Fortgang. Und den Bürgern, wie den Führern der Aula, gelang es abermals, in die Nähe des Kaiſers zu kommen. Sie legten dar, wie die Dinge in Wahrheit ſtanden, ſie faßten alle noch rückſtändigen Wünſche des Volkes in der einen Bitte, um eine Conſtitution, zuſammen. Sie baten, der Kaiſer möge ſeinem Volke ſich zeigen, und mit Augen ſehen, ob die Freiheit nicht die Liebe der Wiener zu ihm nur größer, ſeinen Thron nur feſter gemacht habe.

Im Laufe des Vormittags durchfuhr der Kaiſer mit dem Erzherzog Franz Carl und deſſen älteſten Prinzen, ohne alle Bedeckung, die Straßen der Stadt. Von der unüberſehbaren Menge wurde er mit lauteſtem Jubel empfangen und begleitet. Als er das ſah, als er dieſe Liebe fühlte, da weinte der Kaiſer. Er fühlte, daß das Volk ſein Freund war, und er kannte jezt ſeinen Feind, der ihn und das Volk bisher in argliſtigen Stricken gehalten und von dem er und das Volk zugleich frei waren. Er fühlte jezt, wie gut es ſein Volk, wie böſe es Metternich mit ihm gemeint hatte. Sein Herz war erweitert. Wiederholt ſprach er aus dem Wagen die Worte zum Volk: Ich gewähre Euch Alles. Leute vom Volk wollten auch ihm die Pferde ausſpannen, er duldete es nicht.

Im Laufe des Nachmittags durchflog das Gerücht die Straßen, eine Abordnung aus Ungarn ſei da, Koſſuth, der hochgefeierte Koſſuth, ſei da.

Koſſuth, der geniale Redner und Führer der Volksparthei auf dem ungariſchen Landtag, war für die nach Freiheit dürſtende Wiener Jugend ſchon lange das Ideal eines Freiheitshelden, und das Gefängniß, in welchem er für ſeine Sache geſeſſen, hatte ihn mit dem Heiligenſchein des Märtyrers umgeben. Koſſuth kämpfte auch gegen dieſelben Uebel, unter denen die Wiener ſeufzten, und für dieſelben Güter, nach denen ſie ſchmachteten.

Das Gerücht wurde Wahrheit: Koſſuth mit anderen edlen Ungarn war da. Tauſendſtimmiges Hoch begleitete dieſe ungariſchen Abgeordneten durch die menſchenvollen Straßen.

Schon Erzherzog Stephan hatte in die Hofburg die Nachricht gebracht, daß Ungarn für ſeine Freiheit ſich erhoben habe. Koſſuth war beſonders dafür geſendet, die Freiheit mit allen ihren Rechten von dem Kaiſer für Ungarn zu verlangen, um ſogleich mit den in Erhebung begriffenen Wienern ſich zuſammenzuſchließen.

Das Zuſammentreffen aller dieſer Umſtände entſchied in der Hofburg; Kaiſer Ferdinand erließ folgende höchſte Entſchließung: Wir haben nunmehr ſolche Verfügungen getroffen, die Wir als zur Erfüllung der Wünſche Unſerer treuen Völker erforderlich erkannten. Die Preßfreiheit iſt durch Unſere Erklärung der Aufhebung der Cenſur in derſelben Weiſe gewährt, wie in allen Staaten, wo ſie beſteht. Eine Nationalgarde, errichtet auf den Grundlagen des Beſitzes und der Intelligenz, leiſtet bereits die erſprießlichſten Dienſte. Wegen Einberufung von Abgeordneten aller Provinzialſtände und der Centralcongregationen des lombardiſch-venetianiſchen Königreichs in der möglichſt kürzeſten Friſt, mit verſtärkter Vertretung des Bürgerſtandes, und unter Berückſichtigung der beſtehenden Provinzialverfaſſungen, zum Behufe der von Uns beſchloſſenen Conſtitution des Vaterlandes, iſt das Nöthige verfügt. Sonach erwarten Wir mit Zuverſicht, daß die Gemüther ſich beruhigen, die Studien wieder ihren geregelten Fortgang nehmen, die Gewerbe und der friedliche Verkehr ſich wieder beleben werden. Dieſer Hoffnung vertrauen Wir um ſo mehr, als Wir Uns heute in Eurer Mitte mit Rührung überzeugt haben, daß die Treue und Anhänglichkeit, die Ihr ſeit Jahrhunderten Unſeren Vorfahren ununterbrochen, und auch Uns bei jeder Gelegenheit bewieſen habt, Euch noch jezt, wie von jeher beſeelt.

Gegeben in Unſerer kaiſerlichen Haupt- und Reſidenzſtadt Wien den 15. März, im Eintauſend Achthundert Acht und Vierzigſten, Unſerer Reiche im vierzehnten Jahre.

Ferdinand.

Gegengezeichnet hatten dieſe merkwürdige Entſchließung als oberſter Canzler Carl Graf von Inzaghi; als Hofkanzler Franz Freiherr von Pillersdorff, und Joſeph Freiherr von Weingarten.

So war Oeſterreich in drei Tagen conſtitutionell geworden. Am 13. März noch das alte ſcheintodte Oeſterreich, am fünfzehnten das freie Oeſterreich!

So viel verändern wenige Stunden in den Verhältniſſen auch des größten Staates, die auf ewig feſtgeſtellt ſcheinen und geglaubt werden.

Auf den Straßen umarmten ſich Menſchen, die ſich nicht kannten, mit Thränen in den Augen vor Freuden, als dieſe Entſchließung des Kaiſers bekannt wurde.

Der Rath der Stadt Wien und der Bürgerausſchuß ſagten in ihrer Dankadreſſe an den conſtitutionellen Kaiſer: Zum Himmel dringe unſer Jubel und der Allmächtige, welcher die Schickſale der Völker lenkt, vernehme unſere inbrünſtigen Gebete, daß er lange erhalte unſeren gütigen Vater, daß er ſegne die Regierung, getragen von der Liebe eines treuen Volkes, welches Blut und Leben für ſeinen großherzigen Kaiſer, für ſeine Freiheit geben, und allen Stürmen der Zeit trozen wird. Wir Oeſterreicher werden beweiſen, daß wir der Freiheit würdig ſind; wir werden es beweiſen, in dem feſten Verbande mit allen unſeren Brüdern, welches Stammes und welcher Sprache ſie ſind; wir werden es beweiſen Angeſichts von Europa, welches nun in uns einen Fels erkennen wird, gegen jeden Feind der Intelligenz und Selbſtſtändigkeit.

Waren Montag Abends die Häuſer der inneren Stadt, Dienstag auch die der Vorſtadt zur Vorſicht beleuchtet geweſen; ſo war es am Mittwoch, am 15. März, eine Feſtbeleuchtung. So hatte Wien wohl noch nie geglänzt. Wo das Entzücken eines befreiten Volkes beleuchtet, da ſtrahlen die Fenſter und die Wände anders, als wo die Beleuchtung einem Hofereigniß gilt, und aus Rückſicht oder auf Befehl geſchieht. Die Straßen waren Feuer- und Lichtſtröme, die Stadt ein Feuer- und Lichtmeer, der Glanz ſtieg zum Himmel, aus deſſen Schwarzblau die reichſtbeleuchtete Kuppel des Stephansthurmes wunderbar ſtrahlte. Zwiſchen den beleuchteten Häuſern hin bewegten ſich Fackelzüge, die zu einem großen Fackelzug ſich vereinigten, der, von Tauſenden der Nationalgarde gefolgt und von der Menge mit Jubel begrüßt, von der Univerſität über eine Reihe von Pläzen und Straßen hinzog und bei dem Lokal des juridiſch-politiſchen Leſevereins, wo die aufgeweckteſten Köpfe in der Zeit der Noth

zuſammen gekommen waren, die Fackeln niederlegte. Es war eine große Prozeſſion, aber eine neuer Art in Wien, es flatterten die weißen Fahnen, aber nicht mit Heiligenbildern im lichten Grunde, ſondern mit den Deviſen: Freiheit, Vernunft und Recht. Die Prozeſſion galt einer Heiligen, aber einer neuen Heiligen Oeſterreichs — der Conſtitution.

Aus den erleuchteten Fenſtern flatterten Tauſende von weißen Tüchern von ſchönen Händen und ertönte fortwährend der Hochruf auf den Kaiſer, auf die Bürger Wiens, auf die braven Studenten. Das war eine Nacht! Alle Gewölbe der Stadt waren wieder geöffnet, denn Ordnung und Ruhe und freudeſtrahlende Geſichter waren überall zu ſehen. Die Feſtlichkeiten dauerten auch den 16. März fort. Mitten unter ihnen organiſirte ſich die Nationalgarde, zu der auch die academiſche Legion gehörte, noch feſter und geregelter. In die Begeiſterung kam eine treffliche Leitung.

Die Freude wäre etwas getrübt geweſen, durch die Folgen der rohen Ausbrüche des blind wüthenden Fanatismus, dem ſich zwiſchen dem 13. und 14. März die Rotten in den Vorſtädten hingegeben hatten, wäre nicht die Urſache zur Freude zu groß geweſen. In den Vorſtädten hatten die öffentlichen Gebäude gelitten, die Mariahilfer Linie war zerſtört, in Brand gelegt, in den nahen Ortſchaften waren Gewaltthätigkeiten vorgefallen. Es waren Leute daſelbſt thätig geweſen, die gerne Alles umgeſtürzt und geplündert hätten, und die, weil ſie die Gebildeten über die Schranken hinausgehen ſahen, um die Freiheit zu erkämpfen, für ſich Strafloſigkeit erwarteten und ſich Alles erlaubten.

Während ſich Wien's Bevölkerung zu den Feſten bereitete, waren die Feinde des Volkes aus Wien entflohen. Der Bürgermeiſter der Hauptſtadt, Ritter von Czapka, ein übermüthiger Ariſtokrat, hatte ſich mit Gefahr ſeines Lebens geflüchtet. Erzherzog Albrecht, der ſelbſt Feuer auf das Volk kommandirt hatte, und ſich dadurch bei den Wienern in einem ſchmerzlichen Andenken wußte, hatte ſich ebenfalls aus der Stadt entfernt, auch Erzherzog Ludwig und Erzherzog Wilhelm. Der Polizeiminiſter Sedlnitzky hatte ſich verborgen, bis er aus der Stadt entrinnen konnte. Fürſt Metternich's Villa war vom Volke gräulich zerſtört worden. Es war die bekannte, mit lukulliſchem Luxus eingerichtete Villa am Rennweg,

in deren Park die vielbeſprochenen diplomatiſchen Fêten gegeben wurden. Sein neuer Palaſt am Rennweg wurde verſchont. Er war als Wittwenſiz der Fürſtin erbaut, und das Volk war großmüthig.

Metternich ſelbſt, für ſein Leben zitternd, und mit Recht, war, von einem treuen Diener und ſeiner Gemahlin begleitet, in einem unſcheinbaren Wagen in der Nacht zwiſchen dem 13. und 14. März entflohen vor der Vehme des Volkes. Er war ſo geächtet und gefährdet, daß man ſich erzählte, ſelbſt ſein Schwiegerſohn, Graf Sandor, ſolle die feierliche Erklärung abgegeben haben, daß, wenn der Fürſt nach Ungarn fliehe, er ihn in ſeinem Hauſe nicht aufnehmen werde.

Unter fremdem Namen, im tiefſten Geheimniß, in ſteter Furcht, entdeckt, verhöhnt, thätlich mißhandelt, vom Volk gefangen, nach Wien ausgeliefert und gerichtet zu werden, floh Metternich durch das zu ſchwerer Rache an ihm berechtigte Deutſchland, das überall in Erhebung und Bewegung war. Tagelang war in ihm das herrſchende Gefühl — ſtündliche Todesangſt; — an vielen Orten, wo man die Ankunft des von dem allgemeinen Urtheil geächteten Flüchtlings, des Hochverräthers an der deutſchen Nation, vermuthete, wurde er von der Rache des Volks geſucht; Fremde, deren Perſon man mit ihm verwechſelte, ſchwebten in Lebensgefahr, bis das Mißverſtändniß ſich aufklärte, bis das Volk ſich überzeugte, daß es ein Anderer, daß es nicht Metternich ſei.

Unter ſolchen Umſtänden, unter neuen, unterwegs blutig ihn umlagernden Schrecken des Volksaufſtandes, floh er dahin, von Gewiſſensangſt und Furcht gejagt, von Millionen Flüchen, die er, wo er raſtete, in jedem Gaſthof hören, in jeder Zeitung leſen konnte, von der Stelle, wo er ruhen wollte, gleich wieder fortgehezt, bis der Verbrecher das Meer, und über dem Meer England erreichte, wohin ihm andere, vom Völkerfluch Beladene vorausgegangen waren.

Er hatte in den lezten Stunden ſchon, da er noch in Wien war, Schreckliches über ſich ergehen laſſen müſſen. „Wie?“ hatte der Fürſt in tiefſter Aufregung ausgerufen, als er in ſeine Abdankung ſich fügen mußte; „wie? iſt das der Lohn für meine, dem Staat und dem Kaiſerhaus geleiſteten fünfzigjährigen Dienſte?“ — Und Gelächter ward ihm zur Antwort, ein ſpöttiſches Gelächter, in das alle bei dem Familienrath verſammelten Prinzen ausbrachen, ein

vernichtendes Gelächter. Welch ſchreckliche Lehre iſt dieſes Lachen, das die Laufbahn eines Mannes beſchloß, der ſeit dreißig Jahren die Politik Europa's leitete, und als ein untrügliches Orakel in der diplomatiſchen Welt galt!

Selbſt ſeine Anhänger und Handlanger, der Antiſtes Hurter, Jarke und Pilat, die Männer des öſterreichiſchen Beobachters, zeigten ihm durch den Ton ihres Blattes, daß ſie keine große Theilnahme für ſein Unglück fühlten. Seine Helfershelfer, die Ligorianerprieſter, flüchteten größtentheils aus ihrem Kloſter, ihre Kirche wurde vom Volk geſperrt.

Am Nachmittag des 17. März war die große Todtenfeier für die am 13. Gefallenen.

Es war der Freitag. Die Todten wurden von allem Volk verehrt als für das Vaterland Gefallene. Schon am 16. März hatte Graf Hoyos als Oberbefehlshaber der Bürger- und der Nationalgarde einen Tagsbefehl mit den Worten geſchloſſen: „Nationalgarde! Morgen findet das Leichenbegängniß der im Kampfe Gefallenen ſtatt. Sie waren im Leben des aufopferndſten Seelenadels fähig. Ihnen gleich an edler Hochherzigkeit werden Sie als treue Freunde den Särgen der gefallenen Brüder folgen; aber Sie werden über den Pflichten der Freundſchaft nicht jene des Bürgers und jene der Nationalgarde vergeſſen.“

Man fürchtete Ausbrüche der Rache, Unordnungen, in Folge dieſes Trauerfeſtes.

Eine ungeheure Menſchenmenge bildete den Leichenzug. An 20,000 Bürger und Nationalgarde, nach Andern noch mehr, ja doppelt ſo viel, waren der Kern des Zuges. Siebenzehn Särge waren es in ſieben Leichenwagen. Die Geiſtlichkeit und die aus allen Ständen zuſammengetretenen Vertreter der Nation hatten den Vortritt. So ging der Zug an den Ruinen der Mariahilfer-Linie vorüber, nach dem Schmelzer-Friedhof. Dort wurden die Gefallenen, unter denen der Student Spitzer war, in ein gemeinſchaftliches Grab eingeſenkt. Rede und Lied verherrlichten die Todten. Unter der Reihe der Redner war auch nicht einer, der die Gefallenen anders anſah, als für Opfer, deren Blut für die Freiheit vergoſſen worden, und deren Todestag den Tag der Wiedergeburt Oeſterreichs bezeichnet.

Mit Schmerz durchbebtem Herzen, ſprach Profeſſor Neumann,

trete ich heran zur heiligſten Stätte, die heute mein Vaterland birgt, die glorreichſte Errungenſchaft eines Jahrtauſends iſt gewonnen, unvergleichbar mit den Siegen blutiger Schlachten, nicht zu wägen mit den Kämpfen losgehetzter feindlicher Heere, hochüberragend jedes ähnliche Ringen nach Freiheit auswärts, weil von den mächtigſten, ſonſt noch nirgends vorgekommenen Schwierigkeiten umgeben, und doch im ſchnellen Walten nur des Geiſtes vollbracht. Groß aber war der Preis, um welchen wir die koſtbarſten Güter erworben. Die hier Begrabenen haben mit ihrem Blut gedüngt die Saat, die durch alle redlichen Männer, die vor Allem durch die Wiſſenſchaft ausgeſät worden, indem ſie die über uns immer enger ſich ſpannende Decke entwürdigender Finſterniß kühn durchbrachen. Die Repräſentanten, die Jünger der Wiſſenſchaft, hochherzige deutſche Jünglinge, muthvolle entſchloſſene Kinder Oeſterreichs haben geſiegt; der Sieg iſt bezahlt mit dieſem Leben. Denken wir nicht an Jene, welche das Unglück hatten, euch auf dem Altare des Vaterlandes zu opfern. Entweihen wir dieſes heilige Opfer, das mit unauslöſchlicher Flamme zum Himmel emporſteigen wird, ſo lange auch nur ein einziges redliches Herz unter Oeſterreich's Scepter zu finden iſt, entweihen wir es nicht mit der Regung eines Rachegefühls! Die euch ſchlugen, ſind unglücklich genug in ihrem Bewußtſeyn, und weil ſie ausgeſchloſſen ſind von unſerer Eintracht und Freude. Wir wollen nicht vergeſſen, daß Erziehung, Gewohnheit, ja die Schuld des Volkes ſelbſt ſie unfähig gemacht haben, den Strahl öſterreichiſcher Freiheitsſonne zu ertragen. Das Volk ſelbſt hat mit Heuchelei und Verleugnung der Menſchenwürde lange ihren guten Kern vergiftend umhüllt und hat ſie mit verhängnißvoller Blindheit ſchlagen laſſen. Die unglückſelige, unheilvolle Verblendung, ſie wird in reuevoller Buße ſich aufhellen, und dem Vaterland die verlorenen Söhne wieder zuführen. — Ihr aber, ihr reinen Seelen der Erſchlagenen, die ihr uns in heiliger Glorie umſchwebet, ihr werdet bis dahin verziehen haben, wo man ſich eurer Verzeihung würdig gemacht! Dich aber, Allmächtiger! bei dem Glauben an eine Ewigkeit, bei der Hoffnung auf das Entgelten, und bei der Liebe, mit welcher die Erſchlagenen ſich für die gute Sache eines großen Volkes hingeopfert, dich bitten wir, laſſe uns ihr Andenken ehren durch kräftige Pflege des Fortſchrittes zur Veredlung des öſterreichiſchen Volkes!

Unter den Gefallenen waren auch zwei Juden, einer darunter ſeines Vaters einziges Kind. Zum erſten Male nahm in Oeſterreich die Leiber von Menſchenſeelen, die verſchiedenen Glaubens gelebt, ein und daſſelbe Grab auf. Und wären ſie, wie dies hier der Fall war, mit den übrigen Opfern noch ſo ſehr in gleicher Weiſe für die gleiche gerechte Sache in anderer Zeit gefallen geweſen, das gleiche gemeinſchaftliche Grab wäre zu jeder Zeit vor dieſen Märztagen eine Unmöglichkeit geweſen: So ſprach an dem gemeinſchaftlichen Grabe auch der Prediger der iſraelitiſchen Gemeinde, Mannheimer, für die „dahingeſchiedenen Brüder, die im Kampfe für ihr Vaterland gefallen.“ Wenn der gerecht iſt, ſprach er, der in dem Glauben auf Gottes unwandelbares Recht auf Erden, aus innerem Herzenstrieb und Drang, mit Leib und Seele einſteht, für das, was des Menſchen Köſtliches auf Erden iſt, für Wahrheit, Freiheit, Recht und Würde, ſo ſind die, die hier in einem Grabe ruhen, geſtorben den Tod des Gerechten. Sie haben dem Vaterland mit ihrem Blut und Leben einen Sieg errungen, den die Weltgeſchichte in ihren Jahrbüchern verewigt.

Der greiſe Rabbiner ſchloß an die Verſammlung: Ihr habt gewollt, daß die todten Juden da mit euch ruhen, in eurer, in einer Erde. Vergönnt nun aber auch denen, die den gleichen Kampf gekämpft, und den ſchwereren, daß ſie mit euch leben auf einer Erde, frei und unbekümmert wie ihr. Ich rede nicht für mich, mein Lebensweg iſt abgeſchloſſen, geht abwärts und ſeinem Ende zu. Aber die mit euch gerungen um das Licht der Wiſſenſchaft, und ihre Befähigung bewährt haben, ſie, die mit euch gekämpft den blutigen Kampf, und ihren Freimuth und ihre Seelenſtärke erprobt, ſie werden morgen, wenn ſie den Lohn anſprechen für ihren Fleiß, nicht den Lohn und Ehrenſold, nein, das Gebiet, und wäre es noch ſo beſchränkt, noch ſo klein und eng, das Gebiet anſprechen, daran und darauf ſie ihre Tüchtigkeit beweiſen konnten, ab und zurückgewieſen werden, und auf das Leben hingewieſen, das nun ſeit vielen Jahren und Jahrhunderten unſer trauriges Geſchick auf Erden iſt. Ihr ſeid die freien Männer; keiner unter euch fühlt es inniger und wärmer, wie viel die Errungenſchaft der dahingeſchiedenen Tage giebt. Nehmet auch uns auf als freie Männer!

Im Namen der Wiener Bürgerſchaft ſprach der Bürgeroffi-

cier Scherzer: Meine Brüder! Die wir heute der Erde überlaſſen, haben nicht aufgehört zu leben. Sie leben fort im Herzen ihrer Mitbürger, im Andenken des Vaterlandes, in den Blättern der Weltgeſchichte. Rieſenhaft erſteht aus ihrem Grabe das frei bleibende Wort; der freie bewaffnete Arm, die freie Verfaſſung des Vaterlandes. Jüngling und Mann, die muthig kämpften, das Kind, das neugierig dem Erwachen der Freiheit zuſah, das Weib, das hochherzig wünſchte, wo es nicht handeln konnte — ſelbſt Jene, die entſezt vom rothaufblizenden Strahl des Freiheitsmordens das Auge abwendeten — Alle ſind ſie gefallen; aber Alle umſtrahlt zugleich ein heller Tag, Alle umfaßt Ein Grab, Ein Andenken, Ein tragiſcher Jubel.

So viele Tauſende auch ſelbſt von der Ferne herbeigekommen waren, um dieſer Todtenfeier anzuwohnen, ſo ging ſie doch ohne Störung vorüber. Metternich's Politik, die ſonſt jede öffentliche Regung mit einem Heer von offenen und geheimen Polizeidienern überwachte, wurde auch in dieſer Hinſicht durch das Volk ſelbſt zu Schanden gemacht.

Am Abend dieſes Tages legten die Bürger und die Studenten die Waffen ab. Fünf Tage hatte beſonders die academiſche Legion ſie Tag und Nacht im Dienſte des Vaterlandes getragen. Von den Rotten, welche-geſengt und geplündert hatten, waren durch ſie und die bewaffneten Bürger Hunderte eingebracht und den Gerichten übergeben worden.

Am 20. März erließ der Kaiſer, oder vielmehr der neue Miniſter von Pillersdorf, eine vollkommene Amneſtie für alle unter Metternich, aus politiſchen Gründen, Verfolgten oder Gefangenen.

Wie wunderbar verjüngt erſchien Wien, als nun Tag für Tag die Nationalgarde mit Luſt und Eifer ſich in den Waffen übte, mit ihren ſelbſtgewählten Bezirks-Commandanten, Officieren und Unterofficieren!

Wie eigenthümlich, wie berauſchend zugleich wirkte die freie Preſſe!

Oeſterreich hatte ſchon lange durch ausgezeichnete Leiſtungen auf dem Gebiete des Geiſtes den Beweis geliefert, daß Oeſterreich auch ein Boden für das ſchriftſtellernde Talent ſey. Aber nicht in Oeſterreich's eigener Luft, ſondern in fremder entfalteten ſich und

blüheten die öſterreichiſchen Talente; ſie konnten es nicht in Oeſterreich, wegen Metternich's Cenſur und Polizei und Kaſematten. Die beſten Schriftſteller hatten ſich aus der vergifteten und verdunkelten Luft Wien's und Prag's in's Ausland geflüchtet, und Nicolaus Lenau ſchauderte, obwohl im Zuſtand des Wahnſinns, noch ſchreckhaft zuſammen, als er hörte, daß man ihn in das Land der Metternich'ſchen Herrſchaft zurückbringen wollte. Durch die Freigabe der Preſſe war nun dem Gedanken, dem Geiſt eine weite Bahn geöffnet, ſeit dem 14. März. Es war nur naturgemäß, daß, da das Schweigen, zu dem Oeſterreich verdammt war, ſo lange gedauert hatte, jezt das Wort, plözlich freigegeben, hie und da ausſchweifte; daß Manches geredet und geſchrieben wurde, was bei längerem Genuß der Freiheit nicht oder anders ausgedrückt worden wäre. Der erſte Rauſch, in den die freie Preſſe die Oeſterreicher verſezte, äußerte ſich poetiſch in einer Unzahl lyriſcher Gedichte auf die junge Freiheit. Obwohl keiner der Dichter den Ton und das Herz des Volkes zu treffen wußte, wurden dennoch alle damals gedruckten Gedichte in einer ungeheueren Zahl verkauft, den an allen Ecken ſtehenden Austrägern und Verkäufern für ſchweres Geld eigentlich von der Maſſe aus den Händen geriſſen, und zwar von der Maſſe aller Stände und Geſchlechter. Es war der Drang nach der friſch aus dem Felſen durch ein Wunder geſchlagenen Quelle, der Drang der Durſtigen, die ſo lange in der Wüſte gelechzt hatten.

Die großen Buchhändler machten gute Geſchäfte in dem Zweig des Flugblatts. Namentlich waren es zwei von Caſtelli geſchriebene Flugblätter in öſterreichiſcher Mundart, welche durch den ganzen Kaiſerſtaat ſich verbreiteten. Sie waren geſchrieben, das Landvolk über das zu belehren, „was Neu's geſcheh'n iſt in Wien," wie auch der Titel lautete. Die Wiener Märztage waren treu und humoriſtiſch geſchildert. [1]) Dieſe Flugblätter wurden auch in's Böhmiſche überſezt,

---

[1]) Caſtelli ſagt unter Anderm:

Wir haben uns befreit, indem wir unſern guten Kaiſer von allen denen befreit haben, die ihm ſchlecht gerathen haben, die um ihn eine Mauer herum gezogen haben, damit er nicht hören könne, um was ſein Volk gebeten hat. So was hat freilich nicht ſo manierlich geſchehen können, daß wir dabei unſre ſchön'n Röcke und gelben Handſchuh hätten anziehen können, ſondern es hat müſſen mit Ernſt, mit ſcharfem Ernſt geſchehen, ſonſt hätten die, die um

Eben ſo thätig wie die Poeſie in fliegenden Blättern und das Flugblatt überhaupt war auch die bildende Kunſt. Portraite der Märzhelden, Darſtellungen von Scenen aus den Märztagen wurden in großer Zahl gemacht und verkauft. Das Portrait des Studenten Spitzer fand man in Wien und in deſſen Umgebungen faſt in allen Familien; die Caricatur wurde ſehr gepflegt, meiſt waren Metternich, Sedlnitzky und der entwichene Bürgermeiſter von Wien, Czapka, Gegenſtand dieſer Carikaturen, in denen ſich die Naivetät des Wiener Humors offenbarte. Während hier in Wien, durch ganz Oeſterreich, in nicht geahnter Schnelligkeit die Freiheit Laub und Blüthe trieb, geſchah das längſt Erwartete in Berlin, viel blutiger als in Wien.

Der Aufſtand in Berlin.

Seit die Republik am 24. Februar in Paris verkündet worden war, ſeit die Bewegung Deutſchland durchflogen hatte, ſah Alles im mittleren und ſüdlichen Deutſchland geſpannt nach Berlin, was dort wohl werden möchte. In Berlin ſelbſt hatte ſich viel Stoff für eine mächtige Bewegung geſammelt, und es fehlte ſeit lange, noch mehr aber ſeit den erſten Tagen des März, hier nicht an bedeutenden Kräften, um die Bewegung in Fluß zu bringen und zu leiten. Die Regierung ſelbſt fürchtete Ausbrüche. In Berlin waren viele brodloſe Arbeiter. Die Einrichtung von Arbeitsnachweiſungs-Anſtalten in Berlin diente mehr dazu, aufzuregen, als die Gefahr zu beſeitigen. Die Stadtverordneten ſelbſt beſchäftigten ſich mit der Arbeiterfrage, als mit der dringendſten im Augenblick. Ein Stadtverordneter berichtete, daß am Tage, an welchem die Anſtalt für Arbeitsnachweiſungen

den Kaiſer waren, ihm wieder ein X für ein U vormachen können. Man hat trachten müſſen, daß ſie's endlich verſtehen, was der Wunſch des Volkes iſt, und daß dieſe Wünſche auch zu den Ohren des Kaiſers kommen. Das wäre nun nicht gegangen, wenn man ſtill und in der G'ham geredt hätt' und ganz pomali aufgetreten wäre, nein, man hat ſchreien müſſen, laut ſchreien.

eröffnet worden, ſich gegen 700 Arbeiter gemeldet haben, und daß nur drei untergebracht worden ſeien. Es wurde ein Antrag geſtellt, fortwährende Ausſchüſſe für das Wohl der arbeitenden Claſſe zu bilden, und alle wohlhabenden Einwohner durch eine Hausſammlung zur Selbſtbeſteuerung zu veranlaſſen, um Geldmittel für gemeinnützige Arbeiten zu beſchaffen. Die Forderungen des Volkes in Cöln, die Adreſſen aus allen bedeutenden Städten der Rheinlande an den König waren Vorgänge für die Berliner. Von Königsberg in Preußen war gleichfalls eine von Rupp, Jakobi und Dinter entworfene und zahlreich unterzeichnete Adreſſe nach Berlin gebracht worden, worin offen und frei ausgeſprochen war, daß nur ein durch freie Einrichtung erſtarktes und den Intereſſen Deutſchlands ſich hingebendes Preußen Schutz bieten könne; daß nur durch eine wahre, aus allen Ständen des Volkes hervorgegangene Volksvertretung, durch unbedingte Preßfreiheit und durch ein deutſches Parlament Deutſchland die Kraft erlange, allen Feinden zu widerſtehen. Die Aufſtellung eines preußiſchen Beobachtungsheers an der ſächſiſchen Grenze, der Verſuch, den man darin fand, die freie Volksbewegung in Sachſen einzuſchüchtern oder gar zu unterdrücken, ſchadete der Regierung ſehr. Aus Breslau kamen Gerüchte von Ruheſtörungen. Schon am 6. März hatte dort eine große Volksverſammlung in dem Wintergarten ſtattgefunden, in deren Folge die ganze Stadt in Aufregung kam. Während die Maſſen unter dem Rufe: Freiheit! vom Wintergarten her ſich in die Stadt ergoſſen, in der alle Wachpoſten und alle öffentlichen Gebäude, namentlich auch die Eiſenbahn und die Gasbereitungsanſtalt mit ſtarken Abtheilungen Soldaten beſezt waren: ſtand die ganze Beſazung unter den Waffen, und die Küraſſiere hieben auf einzelnen Punkten ein. Nach wiederhergeſtellter Ruhe laſtete die nächſten Tage durch eine Gewitterſchwüle auf den Gemüthern, faſt beängſtigender für die Behörden, als offene Kundgebungen der Aufgeregtheit.

Wie fürchteten Viele nicht den Faſtnacht-Dienstag? Der wurde aber in Breslau in ſolcher Stille verlebt, wie man ſich deren ſelbſt in Zeiten drückendſter Noth nicht erinnern konnte. Daß auch die Regierung dieſer ungewöhnlichen Ruhe nicht traute, bewies ſie durch das Verbot der Aufführung der Oper „Wilhelm Tell“, das ſo ſpät von Seite des Polizeipräſidiums erfolgte, daß gar keine Vorſtellung

mehr Statt finden konnte. Eine Faſtnacht ohne Theater: das war unerhört, und mancher ſchloß daraus, daß auch in Preußen die Zeit aus den Angeln und eine neue Art von Schauſpiel vor der Thüre ſei.

Wie lange war nicht in Berlin, in der Stadt der Büreaukratie und der Hoflieferanten, der Univerſitätsmänner und der Gardejunker, ein neues Ballet ein Ereigniß geweſen! Die Berliner, überraſcht durch die Weltereigniſſe, konnten ſich nicht ſogleich in die neue Zeit finden. Von einigen jungen Schriftſtellern ging der erſte Impuls zu einer Volksregung in Berlin aus.

Am 7. März hatte der König den vielen Bitten von allen Seiten her die Preßfreiheit, oder vielmehr, wie es amtlich ausgedrückt war, die Cenſurfreiheit bewilligt. Am Abend wurden ſtarke militäriſche Vorkehrungen getroffen. Dunkle Gerüchte hatten ſie veranlaßt. Aber Alles blieb ruhig. Gegen ſechshundert junge Männer, Studenten, Schriftſteller, Kaufleute, Handwerker, verſammelten ſich in dem vor dem Brandenburger Thor gelegenen Vergnügungsort „unter den Zelten“. Der Gedanke dazu war von den Doctoren Oppenheim und Löwenberg ausgegangen. Sie hatten nicht gewagt, in den Zeitungen dazu einzuladen; noch beſtand das Verſammlungsrecht nicht, und nach bisheriger Erfahrung hätte eine öffentliche Einladung zu einer Volksverſammlung in Berlin die Urheber auf die Feſtung führen können. So war es nur unter der Hand umhergeſagt worden.

Berathen und angenommen und unterzeichnet wurde eine Adreſſe der „Berliner Jugend“ an den König, deſſelben Inhalts wie die Mannheimer. Es wurde beſchloſſen, den Entwurf in der Univerſität, in der Zeitungshalle und an andern Orten auszulegen. Auch im Handwerkerverein ihn auszulegen, hielt man nicht für räthlich, da das dem ohnedieß ſchon gefährdeten Verein das Verbot deſſelben nachziehen könnte. So ſtand es am 7. März noch in Berlin.

Man hatte auch, den Handwerkerverein ſchließen zu können, von gewiſſer Seite her Verdächtigungsmittel nicht geſcheut. In der Behauſung der großen Sittenfeld'ſchen Druckerei wurden einige Exemplare eines revolutionären Aufrufs an die Berliner und eines anderen an das Militär gefunden. Allgemein glaubte man, es ſeien dieſe lediglich von einigen böswilligen Reactionsmännern ausgegangen, um dem Handwerkerverein, der ſeinen Verſammlungsſaal in eben

demſelben Hauſe hatte, zu ſchaden; denn man ſuchte den Glauben zu verbreiten, dieſe Aufrufe ſeien von Mitgliedern dieſes Vereins ausgeſtreut.

Die Adreſſe der Berliner Jugend ſollte dem König perſönlich überreicht werden; falls, wie zu erwarten ſtehe, eine ſolche Ueberreichung ſcheitere, ſollte ſie durch preßfreie deutſche Zeitungen veröffentlicht werden.

Das Alles kam bei einer zweiten größern Verſammlung der Berliner Jugend zu Stande.

So ging, wie in Wien, auch in Berlin die Jugend vor. Daß die Stadtbehörde der Jugend es überließ, ſo wichtige Wünſche dem König vorzutragen, daß ſie ſelbſt hierin vorzugehen in der zu dieſem Zweck gehaltenen Sizung ablehnte, erweckte bei Vielen eine ungünſtige Meinung.

In der Verſammlung der Stadtverordneten vom 11. März theilte der Vorſteher Fournier mit, die Herren Levinſon und Löwenberg haben ihm eine von mehr als Tauſend Namen unterzeichnete Adreſſe zugeſtellt, mit der Bitte, daß die ſtädtiſche Behörde ſie im Namen der Bürgerſchaft dem König übergebe. Die Mehrheit dieſer Verſammlung lehnte dieſe Bitte ab. Die Stadtverordneten nahmen in ihrer Mehrheit eine Adreſſe an, die in ihren Wünſchen weit hinter der der Berliner Jugend zurückblieb, vorzüglich auf Anregung des Buchhändlers Veit. Umſonſt ſezte ſich der geiſtvolle Volksmann Nauwerk der Faſſung derſelben entgegen. Auch ein Antrag auf Bildung einer bewaffneten Bürgerwehr fand nicht die Annahme der Mehrheit. Der Baumeiſter Mertens kämpfte umſonſt für denſelben. Er wurde von den Gegnern überſchrieen. Die Sizung wurde wegen der großen Aufregung, namentlich der Zuhörer, aufgehoben. Die Zuhörer aber blieben und lärmten, bis endlich Wöniger mit den Worten ſich erhob: „Hier können wir unter den gegenwärtigen Umſtänden doch weiter Nichts ausrichten, wir wollen hinunter gehen und dem Stadtverordneten Mertens ein dreimaliges Lebehoch bringen.“

Und unten auf der Straße, unter Hut- und Tücherſchwenken, wurde dies Lebehoch gebracht und eine weitere Ehrenbezeugung für Mertens ſofort verabredet. Schon liefen unter den Zuhörern Zettel herum mit Namen derjenigen Mitglieder des Magiſtrats, welche der Adreſſe beitreten und welche ihre Beiſtimmung verweigern: Es waren

9 dafür und 18 dagegen. Man fürchtete in Folge dieſer Vorgänge „beklagenswerthe Auftritte.“

An jenen heilloſen Leuten, die überall und zu allen Zeiten dem Wohl der Fürſten und der Völker gleichgefährlich waren, und die ſich ſelbſt treffend durch die Bezeichnung: „Unbedingt ergeben,“ „treuerſterbende,“ „wohlmeinende,“ „gutdenkende“ kennzeichnen — an ſolchen Leuten fehlte es in Berlin nicht. Sie traten zuſammen. Gegen die verſchiedenartigen, den Wünſchen des Volkes entſprechenden Adreſſen aus allen Theilen des Königreichs ſollte eine Loyalitäts-Adreſſe vorbereitet und beſonders die Zahl der Beſizenden dazu vermocht werden.

Die Polizei ging damit um, ein Verbot zu erlaſſen, wonach zunächſt in Tabagien und Bierſtuben nicht mehr als 6 Perſonen zuſammenſitzen, und politiſche Geſpräche überhaupt ausgeſchloſſen bleiben ſollen.

Die Spottmuſiken, die auch in Berlin auftauchen wollten, wurden durch großartige Vorkehrungen hintertrieben, die Volksverſammlungen verboten. Dennoch verſammelte ſich am Abend des 13. März eine unüberſehbare Menſchenmenge. Es war blauer Montag, Handwerker und Arbeiter feierten, es war bekannt geworden, daß die, welche die Adreſſe der Volksverſammlung hätten überbringen ſollen, Mittags vom Hofmarſchallamt den Beſcheid erhalten haben, der König wolle ſie nicht empfangen. Eben ſo ſchnell kam auch der Empfang, den die Abgeordneten von Breslau bei dem König gefunden hatten, unter das Volk. Seine Antwort auf die Breslauer Adreſſe wirkte nicht günſtig. Der König erklärte: Zu einer Berufung des Landtages ſeien keine Vorlagen vorhanden; er laſſe ſich nicht drängen; was er gebe, gebe er freiwillig. Die Cenſurfreiheit war nur in Ausſicht geſtellt, da ſie erſt mit einem Preßgeſez eintreten ſollte. Das mußte das preußiſche Volk um ſo mehr erbittern, da rings um Preußen her thatſächlich Preßfreiheit war. Der König hielt nun einmal den Zeitpunkt für Bewilligungen nicht geeignet. Kammerherren, Hofdamen, Geheimräthe und Cenſurbeamte, ſollen ſchon das Verſprechen, das die Cenſurfreiheit in Ausſicht ſtellte, für zu viel gehalten haben, weil man ja doch den Leuten irgendwie Hoffnung mache, daß ſie irgend einmal cenſurfrei würden ſchreiben und leſen können. Unverrückbare Stillſtandsleute, Hofräthe und Pro-

feſſoren, Mitglieder der Academie und ihre Geiſtesverwandten, bangten ſelbſt vor der Möglichkeit der Cenſurfreiheit. „Wer mag Seine Majeſtät dem Könige nur dazu gerathen haben? ſagten ſie. Es iſt ſchwerlich zu unſerem Heil.“ Die ſchwankende Politik des Königs und ſeiner Umgebungen, welche die Entſchließungen je nach den augenblicklichen Zeitumſtänden beſtimmen wollte, ſchien vielen gefährlich, troz der bedeutenden Waffenmacht, die der Regierung zur Hand war.

Seit den lezten Tagen waren die Truppen in den Caſernen ſchlagfertig. In den Abendſtunden wartete die Reiterei, ſogar auf dem Pferde ſizend, ganz gerüſtet, ſeit 3 Tagen ſchon eines möglichen Befehls.

Durch die allgemeine politiſche Aufregung und durch die Volksverſammlung in den Thiergarten-Zelten erſchreckt, entwickelte die Regierung am Abend des 13. März ſtarke Truppenmaſſen auf dem Schloßplaz, an allen Straßenecken und Brücken, beſonders dem Thiergarten zu. Selbſt der Polizei-Präſident von Minutoli hielt das für einen Fehler, nicht blos für eine überflüſſige Maßregel.

Unter der in den Zelten verſammelten Menſchenmenge hatte ſich das Gerücht verbreitet, es ſeien im Laufe des geſtrigen und heutigen Tages mehrere Verhaftungen vorgenommen worden, und es werde jede Berathung im Nothfall mit Gewalt gehindert werden. Die Aufregung war groß. Es gab ſich eine ſehr entſchiedene, aber immer noch friedliche Stimmung kund. Selbſt Arbeiter beſtiegen Stühle und riefen: „Wir wollen Freiheit, vollſtändige Freiheit, ohne Exceſſe!“ Die ungewöhnliche Entfaltung der Militärmacht brachte viele Tauſende auch in der Stadt in Bewegung. Drauſſen unter den Zelten gab ein unbedeutender Umſtand die Veranlaſſung zu einer äuſſeren Kundgabe der Aufregung. Ein Commiſſair, der die bisher ruhige Menge zum Nachhauſegehen aufforderte, nach anderen ein völlig bewaffneter Gensdarm, erſchien plözlich in einem der Zelte, er wurde verhöhnt, mit Pfeifen und Ziſchen bis auf die Brandenburger Thorwache verfolgt, und bald umſtand zahlreiches Volk in drohender Haltung dieſen Wachtpoſten. Es wurde militäriſche Hülfe von dem Poſten verlangt; die Leibgarde, Dragoner, Küraſſiere, Uhlanen und eine Menge Fußvolk rückten heran; das Volk wurde die Linden hinabgetrieben, während es unten vom Schloſſe her gleichfalls vom Militär empfangen wurde. Das Volk tobte, ſchrie, pfiff,

die Reiterei ritt von Zeit zu Zeit in Trab unter die Maſſe, nicht ohne Blutvergießen; einzelne Dragoner und Küraſſiere werden vom Pferde geriſſen, das Militär, das ohne Noth ſcharf einhaut, ſtatt das Volk nur auseinander zu treiben, reizt, und beſchwichtigt nicht; am Ernſteſten iſt der Zuſammenſtoß in der unmittelbaren Nähe des Schloſſes, bei den Werder'ſchen Mühlen und der Stechbahn und in der Umgegend des Petriplazes, von wo das Volk die Grünſtraße hinab gegen die dortige, zum Theil verbarrikadirte Brücke gedrängt wird. An mehreren Stellen wird das Straßenpflaſter aufgeriſſen, das Volk hat keine Waffen, nur Steine; endlich wird der Schloßplaz ganz abgeſperrt, die Kanonen ſtanden ſchon den ganzen Tag daſelbſt; alle Straßenecken, alle zu Verſammlungen geeigneten Pläze werden mit zahlreichen Streitkräften beſezt, viele Verhaftungen vorgenommen, alle öffentlichen Gebäude, namentlich das Zeughaus, die Bank und andere waren vorher ſchon im Innern ſtark mit Militär beſezt, in den Kaſernenhöfen ſtand die Artillerie mit beſpannten Geſchüzen zum Ausmarſch bereit; es bedurfte ihrer nicht; ohne Kartätſchen verlief von 12 Uhr an die Nacht vom 13. auf den 14. ruhig.

Am Morgen des 14. März ergingen die ſtrengſten Weiſungen, fortan gegen jede öffentliche große Zuſammenkunft kräftig, bei Widerſezlichkeiten mit Waffengewalt einzuſchreiten. Dagegen hütete ſich die Polizei langbeſtehende kleinere Polizeiverbote in Ausübung zu bringen, um ja Alles zu vermeiden, was irgend zu einer Aufregung führen könnte.

Man ſchien auf Seite der Regierung einzuſehen, daß erſt das unzeitige Einſchreiten und Einhauen des Militärs der Volksbewegung einen ſo gereizten und bedrohlichen Charakter gegeben, daß das von Hurrahs begleitete Geſchrei, bald um Preßfreiheit, bald um Arbeit, ſowie die aus umgeworfenen Droſchken und Pflaſterſteinen leicht gebildeten Barrikaden rein improviſirt waren. Erſt durch das Militär gereizt, zog das Volk die Brücken auf; um ihm den Weg zu ſperren, erſtürmte es einen Waffenladen, um Waffen gegen die brutalen Bewaffneten zu haben. Mancher Unſchuldige hatte in der Nacht ſtarke Verwundungen davon getragen, ſo der Student Rückert, der Sohn des Dichters, der ruhig und allein ſeinen Weg ging; ſo der Stadtverordnete Behrens, der vor einer Conditorei ſaß.

Der Stadtrath, wohlgeſinnt, wie er war, erklärte öffentlich:

Die unruhige Stimmung in den Nachbarländern hat auch in unſerer Stadt die Gemüther erregt, und in unſerer Bürgerſchaft Wünſche erzeugt. Wir haben, im Vereine mit den hieſigen Stadtverordneten, dieſe Wünſche am Throne unſeres Königs niedergelegt. Wir kennen ja Alle das Herz und den Willen unſeres Königs! Sie ſind unabläſſig gerichtet geweſen auf die Wohlfahrt und die politiſche Entwickelung des Vaterlandes, und vor wenigen Tagen noch haben wir die ſchönſten Zeichen ſeines Vertrauens zu ſeinem Volke erhalten. Verlaſſen wir daher nicht den Weg des Geſezes und der Ordnung, halten wir uns fern von allen Schritten, die, einer Mißdeutung fähig, zur Vermehrung der Aufregung und Störung führen könnten, und vertrauen wir, wie bisher, der landesväterlichen Weisheit unſeres Königs. Wir beklagen mit allen gutgeſinnten Bürgern und Einwohnern unſerer Stadt den „Unfug" des geſtrigen Abends, welcher die Mitwirkung der bewaffneten Macht zur Aufrechthaltung der geſezlichen Ordnung nothwendig machte. Wir müſſen daher dringend wünſchen, daß jeder von uns ſich ſelbſt und alle Diejenigen, welche ſeiner Aufſicht unterſtellt ſind, von jeder Theilnahme an aufregenden Verſammlungen fern halte, die zur Erreichung unſerer Wünſche weder nothwendig noch förderlich ſein können, wohl aber nur unſere Familien großen Gefahren ausſezen müſſen.

Die Ruhe wurde am 14. März in keiner Weiſe geſtört. Die Angſt gewiſſer Leute aber zeichnete es ſehr maleriſch, daß ſie in die Welt hinausſchrieben, „in den Stadtvierteln in der Nähe der Linden laſſen ſich hin und wieder noch einzelne Perſonen verdächtigen Ausſehens zu je 3 bis 4 bei einander blicken, einige Beſorgniſſe auch wieder für den heutigen Abend erregend."

Der König dagegen erklärte den ſtädtiſchen Abgeordneten, er freue ſich des Vertrauens und des Wohlverhaltens der Berliner Bürgerſchaft, von der er überzeugt ſei, daß ſie nicht den Aufſtand wolle.

Eine der Hofzeitungen erzählt: „Seine Majeſtät fühlten die Bedeutung des Augenblicks; es ſei die erſte Adreſſe, welche Sie in dieſer bewegten Zeit von Hand zu Hand entgegennehmen und es ſei Ihnen ein angenehmes Gefühl, daß ſie von Ihrer lieben Vaterſtadt komme, die ſich auch in dieſer Zeit der Bewegung in erfreulichſter Weiſe bewährt habe. Wenn es ringsum koche, dürfe man

freilich nicht erwarten, daß hier allein die Stimmung unter dem Gefrierpunkt ſtehe und erwäge man dies, ſo ſei es anerkennenswerth, daß in einer Stadt von ſolcher Größe, in der es an reichlichen Elementen der Unruhe nicht fehle, die Ordnung nicht erheblich geſtört worden ſei. Selbſt der geſtrige Abend könne dieſes Anerkenntniß nicht weſentlich trüben, denn bei allen Denen, auf deren Benehmen Seine Majeſtät Werth lege, ſei die ruhigſte und beſonnenſte Haltung zu erkennen, und Sie ſeien über die Haltung der Bürger erfreut geweſen. Was die Adreſſe ſelbſt betreffe, ſo könne Seine Majeſtät nicht, wie es in anderen Ländern Sitte ſei, darauf in wohlſtyliſirter Rede antworten, nur im Converſationston wollen Sie einige Worte erwiedern. Zunächſt freuen Sie ſich auf die Hauptbitte erwiedern zu können, daß ſie bereits gewährt ſey. Die Einberufung des vereinten Landtags ſei ſeit mehreren Tagen beſchloſſen und das Berufungspatent bereits vollzogen. Mit Zuverſicht ſehe der König deſſen naher Verſammlung entgegen, da ächt preußiſche Geſinnung in Tagen der Gefahr am Wenigſten fehlen werde. Mit vollſter Offenheit und vollſtem Vertrauen werden Seine Majeſtät dem Landtag entgegentreten. Ihre Loſung ſey: „Freie Völker, freie Fürſten.“ Nur wenn beide frei ſeien, könne die wahre Wohlfahrt gedeihen. Die andere Bitte könne nur durch den Landtag ihre Löſung erhalten; ein näheres Eingehen darauf ſei daher nicht nöthig. Doch eines Ausdrucks der Adreſſe müſſen Seine Majeſtät erwähnen, desjenigen nämlich, welcher gegen die allmählige Entwickelung der Verfaſſung gerichtet ſei. Dieſem können Sie nicht unbedingt beitreten. Es gebe gewiſſe Dinge, die ſich nicht übereilen laſſen, wenn man nicht Gefahr laufen wolle, ſie auf den Kopf zu ſtellen. Das lehre ja auch die Geſchichte des Nachbarlandes, wo ſich innerhalb Menſchengedenken fünfzehn (?) beſchworene Verfaſſungen einander verdrängt haben, wo erſt neuerdings das ſelbſt geſchaffene Gebäude zuſammengefallen ſei. Nicht in ſechs Wochen dürfe man ein Haus bauen, welches zu bauen anderthalb Jahre erfordere; auch nicht auf Sand dürfe man es bauen, wenn es beſtehen ſolle. „Kühn und bedächtig,“ das ſeien die Loſungsworte jedes guten Feldherrn, ungeſtraft dürfen ſie nicht getrennt, nicht das eine über das andere vergeſſen werden. Das wollen Seine Majeſtät auch nicht vergeſſen — die gute alte deutſche Ordnung

dürfe nicht unbeachtet bleiben; auch die Gliederung der Stände ſei deutſch, wer dagegen anſtrebe, der ſeze ſich Gefahren aus. Auch dafür fehle es nicht an Beiſpielen. Ebenſo der Beſiz als alt hergebrachte Grundlage der Standſchaft komme in Betracht. Doch Alles dieſes könne nur mit dem Landtag erledigt werden. Wie Seine Majeſtät ihm vertraue, ſo möge auch das Volk ihm vertrauen, und dadurch eine recht innige Vereinigung der Regierung, der Stände und des Volkes erwirken. Dieſe Einigkeit müſſe das höchſte Ziel des Strebens ſein, bis zum Landtag, während des Landtags. Nur durch feſtes Zuſammenhalten könne übrigens das Unheil vom deutſchen Vaterlande abgewendet werden, welches der Revolutionskrieg (?) über daſſelbe gebracht hätte. Seine Majeſtät möchten die Verantwortlichkeiten des Zwieſpaltes nicht über ſich nehmen. Was überhaupt Deutſchland betreffe, ſo liege deſſen Schickſal nicht in Ihrer Hand. Alles aber, was Ihre Kraft vermöge, wollen Sie redlichſt und ernſtlichſt anwenden, damit auch dieſe Zeit der Kriſis zu deſſen Einigkeit, Kraft und Größe ausſchlage. Sie liege Ihnen ſo nahe am Herzen, als diejenige Preußens. Theilen Sie, ſchloß der König, dieſe meine Antwort Ihren Mitbürgern mit.

Es war in den Stunden der Volksbewegung des 13. März, da das Staatsminiſterium zuſammen ſaß, und das Unhaltbare der gegenwärtigen Zuſtände nach allen Seiten zur Sprache kam. Es wurde beſchloſſen, mit der Entwickelung der Verfaſſungs-Angelegenheit unverzüglich weiter vorzugehen, auch den ſonſtigen allgemein laut gewordenen Wünſchen des Volkes, ſoweit ſie berechtigt erſcheinen, nachzugeben. Zu dieſem Zweck wurde der vereinigte Landtag auf den 25. April zuſammenberufen.

Denkwürdig in mehr als einer Hinſicht bleibt das Königliche Patent, durch das der Landtag einberufen wurde.

„Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden, hieß es, haben im Verein mit der Kaiſerlich Oeſterreichiſchen Regierung Unſere deutſchen Bundesgenoſſen eingeladen, ſich unverzüglich zu einer gemeinſamen Berathung über diejenigen Maßregeln zu vereinigen, welche unter den gegenwärtigen ſchwierigen und gefahrvollen Verhältniſſen das Wohl des deutſchen Vaterlandes erheiſcht, und ſind entſchloſſen, mit allen Unſeren Kräften dahin zu wirken, daß dieſe Berathungen zu einer wirklichen Regeneration des deutſchen Bundes

führen, damit das deutſche Volk in ihm wahrhaft vereinigt, durch freie Inſtitutionen gekräftigt, nicht minder aber auch gegen die Gefahren des Umſturzes und der Anarchie geſchüzt, die alte Größe wieder gewinne, damit Deutſchland den ihm gebührenden Rang in Europa einnehme. Welches aber auch der Erfolg ſein möge, ſo werden jedenfalls dadurch Maßregeln für Unſere Staaten bedingt, zu deren Ausführung Wir der Mitwirkung Unſerer getreuen Stände bedürfen. Dieſerhalb, und weil Wir überhaupt in ſo großen und entſcheidenden Epochen, wie die gegenwärtige, Uns nur in Vereinigung mit Unſeren Ständen ſtark fühlen, haben Wir beſchloſſen, den vereinigten Landtag einzuberufen." Soweit hatte ſich alſo die Politik ſelbſt Preußens geändert; über Nacht. So eben noch hatte die preußiſche Regierung nach Dresden, nach Carlsruhe, wohl auch nach Caſſel Sendungen gemacht, die gegen die Bewegung der Zeit feindſelig waren: Die Gerüchte davon waren wenigſtens unwiderlegt, ja durch das miniſterielle Schweigen in der Kammer faſt beſtätigt. Die Verſammlungsverbote, das Beobachtungscorps an der ſächſiſchen Grenze, und ſo Manches, was in der lezten Zeit vorkam, hatte die öffentliche Meinung in Deutſchland dahin geführt, daß ſie ſich laut durch die Preſſe ausſprach; „Dieſe preußiſche Politik fröſtelt uns an, wie ein ruſſiſcher Nachwinter gegenüber dem Vorfrühling Süddeutſchlands." Preußens Regierung und Volk waren ſo lange auf ihr Loſungswort „Vorwärts" ſtolz geweſen. In den lezten Wochen hatten ſie ſich gefallen laſſen müſſen, ſelbſt hinter den kleinſten deutſchen Staaten zurück zu ſein. Der im deutſchen Bunde mächtigſte deutſche Staat hatte in dieſen Tagen eine faſt komiſche Stellung, die Stellung deſſen, der nicht weiß, was? wie? und wo hinaus? Und weil Preußen ſelbſt nicht über ſich im Reinen war, konnten es andere noch weniger ſein. Da ſtand Preußen, das alte Preußen, mit ſeinem Militär; dort ſtand Süddeutſchland mit ſeinem Volk in Waffen.

Das Königliche Patent machte die erſten Zugeſtändniſſe. Die Preſſe hob es ſehr hervor, daß dadurch Preußen ſich thatſächlich zu einem gebührenden Antheil an der großen Sündenſchuld bekenne, welche die Fürſtenhäuſer Europas auf ſich geladen. Denn, hieß es, wenn der deutſche Bund wirklich regenerirt (wiedergeboren) zu werden nöthig hat, ſo muß er degenerirt (faul) geworden ſein, und doch wurde dieſe Fäulniß des Bundes bisher als der Stand des Rechts und der

Ordnung aufrecht erhalten, und mit welchen Mitteln! Das deutſche Volk, ſagte man, ſoll jezt wahrhaft vereinigt werden; Preußen geſteht alſo, daß Deutſchland das bis jezt nicht war, und doch hat man, namentlich von den Thronen herab, von Deutſchland's Einheit ſo viel geſagt und ſo viel geſungen. Das deutſche Volk, ſprach man zürnend, ſoll jezt durch freie Inſtitutionen gekräftigt werden, es ſoll den ihm gebührenden Rang in Europa einnehmen; dadurch geſteht der König mit ſeinen Staatsmännern, daß das deutſche Volk bisher unfrei geweſen, daß die unfreien Regierungs-Inſtitutionen bis jezt ſeine Kraftentwickelung gehemmt, es abſichtlich in Schwäche erhalten haben, in Erniedrigung vor den Augen des Auslandes, in Schmach und Geltungsloſigkeit im Rath der europäiſchen Mächte.

Merkwürdig iſt, daß in der Phraſe von der Wiedergewinnung der alten Größe Deutſchlands ſchon in der Mitte des März das Gelüſten herausgewittert wurde, den König von Preußen zum deutſchen Kaiſer erküren zu laſſen, deſſen Thronvaſallen die ihrer Souverainetät entkleideten Fürſten werden. Ebenſo merkwürdig iſt, daß man laut ſagte und druckte, die Phraſe „freie Inſtitutionen,“ ſo ohne alle weitere Beſtimmungen hingeworfen, bedeute nichts weiter, als Veränderungen. Habe doch der König und ſeine Umgebung auch die Verfaſſung vom Februar als eine überreiche Erfüllung der feierlichen Verſprechungen von 1813 und 1815 ausgegeben. Auch wäre es, ſagte man, an der Zeit, von der Vereinigung mit dem Volke zu reden, ſtatt von der mit den getreuen Ständen. Wie? hieß es im Volk, wir werden in die Waffen gerufen, den Thron zu ſtüzen, aber an den Thron werden wir nicht gerufen, unſere Meinung ſoll nicht vertreten werden! Wir ſind im Staate der Intelligenz allmählig intelligent genug geworden, um jeden Widerſpruch zu fühlen und zu haſſen!

Unglücklicher Weiſe hatte das Patent einen in Dresden abzuhaltenden, von der öffentlichen Meinung bereits gerichteten Congreß der verbündeten Fürſten, als den geordneten Weg zur Erreichung der nationalen Zwecke angedeutet. Unglücklich, taktlos, war die Wahl des übelberüchtigten Ausdrucks „Congreß.“ Die Congreſſe von Carlsbad und Wien und andere Unſäuberlichkeiten dieſer Art waren dem deutſchen Volke noch ſchmerzlich genug im Gedächtniß durch die forteiternden Wunden, die ſie in's Fleiſch des deutſchen Volkes

geſchlagen. Daß, während überall die Völker ſich erhoben, die Fürſten zuſammen treten wollten, um „den wohlbegründeten nationalen Bedürfniſſen zu entſprechen und diejenigen Einrichtungen zu ſichern, durch welche Deutſchland gekräftigt und erhoben werde", — darüber lachte man im deutſchen Volk. Daß öffentlich in den amtlichen Blättern wörtlich geſagt wurde, „die Kronen Oeſtreich und Preußen haben ihre deutſchen Bundesgenoſſen erſucht, ſich mit ihnen ungeſäumt zu einer umfaſſenden Berathung alles deſſen zu vereinigen, was das Wohl Deutſchlands erheiſche" — war das nach den Vorgängen von drei und dreißig Jahren nicht zugleich lächerlich und keck genug?

Ganz mißfiel auch, daß zulezt die Kronen Oeſtreich und Preußen „an den beſſeren Geiſt der Nation" Berufung einlegten; daß das Leben und die Begeiſterung für ein hohes Ziel nur als „Aufregung und Täuſchung" erwähnt wurden. Nein, ſagte man im Volke, jener „beſſere" Geiſt, von dem dieſe Höfe und ihre Höflinge reden, iſt nicht der gute Geiſt der deutſchen Nation, nicht der Geiſt, in welchem ſie ſich in dieſen Wochen aus der Unterthänigkeit und Trägheit kräftig frei gemacht hat, und die Zukunft in's Auge faßt, aber nicht um von veralteten Bedenklichkeiten ſich einſchränken und ſich wieder rückwärts führen zu laſſen, ſondern um etwas Ganzes und Tüchtiges zu ſchaffen. Beſſer wäre es geweſen, einfach und klar ſich mit den einfachen Forderungen jenes guten Geiſtes einverſtanden zu erklären, ſtatt den „beſſeren" in Anſpruch zu nehmen; nur ſo konnten die Regierungen auf den guten Geiſt rechnen.

So ſprach die Stimme des Volkes ſich frei aus in den Zeitungen von der Donau und dem Main, der Elbe und namentlich der Weſer.

In Berlin waren am 14. März Abends Soldaten und Volk nach der Ruhe des Tages wieder zuſammengeſtoßen. Die Entwicklung der Militärkräfte wirkte, wie Tags zuvor, wie ein Magnet auf Eiſenſpäne. Ueberall wurden die ſtarken Cavalleriepatrouillen, welche die Umgebungen des Schloſſes durchſtreiften, von zahlreichen Volkshaufen begleitet. Die Volksbewegung begann mit dem Aufſtellen und der Bewegung von Truppenmaſſen, gegen ſieben Uhr. Später wandte ſich der Zug der Bewegung entſchieden dem Schloßplaz zu. In den dem Schloß nahe liegenden Straßen wurden kleine Anfänge von Barrikaden gemacht, um ſich gegen die Angriffe zu

ſchüzen. Das Volk war noch vollſtändig unbewaffnet und wehrlos. Auch heute wie geſtern wurden, dem an allen Straßenecken angeſchlagenen Tumultgeſez zum Troz, ohne daß irgend eine Warnung, ein Zeichen eines militäriſchen Angriffs voraus ging, wehrloſe Menſchen überfallen, die Küraſſiere hieben ſcharf ein, und viele wurden verwundet. Hinter zwei aufgezogenen Brücken, hinter Barrikadenanfängen gedeckt, empfieng das Volk die Küraſſiere mit Steinwürfen. Die Volksbewegung dauerte bis Mitternacht. In der auf beiden Seiten geſperrten Brüderſtraße hatten, nachdem ſie geſäubert war, ſechs Unglückliche den Ausweg nicht ſchnell genug gefunden, ſie wurden einzeln, Mann für Mann, zu Boden gehauen. Viehiſche Reiter machten auf Einzelne eine förmliche Hezjagd. Ein Laden, in welchen ſich einer der Gehezten flüchtete, wurde vom Militär völlig verwüſtet, blos weil ein Opfer ihm entgangen war. Ueber hundert Menſchen wurden durch Säbelhiebe, Bajonett- und Lanzenſtiche verwundet.

Am 15. März war im Laufe des Tages die Erbitterung immer höher geſtiegen; man erfuhr jezt erſt, wie viele Verwundungen bis auf den Tod vorgekommen waren, und beſonders erbitterte die Ermordung des Handſchuhmachers von Haake. Dieſer friedliche, allgemein geachtete Bürger hatte eben ſeinen Laden zumachen wollen, als er von einer Patrouille überfallen und mit ſechs Säbelhieben über den Kopf zuſammengehauen wurde, daß er bald darauf ſtarb. Die thieriſche Rohheit einzelner Soldaten brachte ſelbſt friedlichſte Bürger in Eifer. Nicht nur auf Menſchen, auch auf Thüren und Fenſter hatten die Schnaps-betrunkenen Soldaten eingehauen.

Allgemein beſprach man die Ereigniſſe des vergangenen Abends. Den ganzen Vormittag ſtanden dichte Gruppen auf dem Schloßplaz und in der Brüderſtraße. Die Läden waren hier und in den anliegenden Straßen geſchloſſen. In der Brüderſtraße hielten zwei Männer im Freien Reden an das verſammelte Volk; man zeigte einen mit Blut gerötheten Kellerhals, erzählte von den Verwundungen der wehrlos Unſchuldigen, wie hier ein Handlungsdiener, dort ein Student, dort wieder ein anderer von den Soldaten mißhandelt worden. Beſonders die arbeitende Bevölkerung war auf das Militär äußerſt erbittert. Die Königſtadt wimmelte von Arbeitern. Sie hatten theils keine Arbeit, theils wurde dieſe Woche gefeiert. Ganze

Trupps zogen zu den Stadtbehörden und verlangten Arbeit, verlangten auch freie politiſche Einrichtungen: andere zogen herum zu den Behörden, ohne eine beſtimmte Forderung zu ſtellen. Die Stadtbehörden waren rathlos. Volksmänner brachten eine Beſchwerdeſchrift in die Stadtverordnetenverſammlung. Der Oberbürgermeiſter Krausnick begab ſich zu dem Militärgouverneur, dem General von Pfuel, und dem Miniſter des Innern, um Vorſtellungen gegen das Einſchreiten des Militärs zu machen. Er erhielt die Zuſicherung, daß die Soldaten heute Abend nur eine beobachtende Stellung annehmen ſollten. Die Wohlgeſinnten waren voll Furcht für den Abend. Eine obrigkeitliche Bekanntmachung konnte die Furcht nicht beſchwören. An den Straßenecken war angeheftet: „Straßenexceſſe haben geſtern die Aufſtellung und an einigen Orten das Einſchreiten der Truppen nothwendig gemacht; es ſei zu beklagen, daß bei dieſer Gelegenheit außer den Unruheſtiftern, die ſich zum Theil durch die Flucht ihrer Verhaftung zu entziehen gewußt, mehrere friedliche, an jenen Orten zufällig anweſende Bürger verwundet worden ſeien. Zur Feſtſtellung dieſer Vorgänge ſei ſofort ein Unterſuchungsverfahren eingeleitet worden, um der Strenge des Geſezes überall freien Lauf zu laſſen. Die Einwohner ſollen aber Alles aufbieten, um durch eine ruhige Haltung dem ferneren Einſchreiten des Militärs vorzubeugen; man rechne vertrauensvoll auf den längſtbewährten Bürgerſinn der Berliner; eine Vereinigung der ehrenhaften Bürger werde zur Aufrechthaltung der Ordnung und Ruhe weſentlich beitragen."

So ſprachen der Gouverneur von Pfuel, der Polizeipräſident von Minutoli. Gutdenkende Bürger aus der Brüderſtraße theilten gedruckte Zettel aus, welche verſicherten, das Militär werde nur dann vorrücken, wenn Perſonen oder Eigenthum angegriffen würden; und der Miniſter des Innern habe verfügt, daß der zur Feſtſtellung der Thatſachen des geſtrigen Abends niedergeſezte Unterſuchungsausſchuß ein gemiſchter, alſo unpartheiiſcher ſei.

Aber die Bürger wurden durch den Unterſchied, den die Bekanntmachungen zwiſchen Bürgerſchaft und Pöbel feſthielten, nicht gewonnen. Die Stimmung blieb eine ſehr bittere und ernſte. Die Geduld, welche die Junker und den Uebermuth der Soldateska ſo lange ertragen hatte, ſchien erſchöpft. Es zeigten ſich wohl Bürger mit weißen Binden, um beruhigend zu wirken, aber man glaubte noch blutigere

Zuſammenſtöße unvermeidlich, wenn nicht das Militär ganz zurückgezogen würde. Man fühlte recht den Mangel einer Bürgergarde. Wenn ſich dieſe, hieß es, nicht ſchnell bildet, ſo ſind die Folgen nicht abzuſehen. Es war ein vollſtändiges Chaos; die Bewegungen der aufgeregten Arbeiter waren ohne Leitung, ſo ſehr ſie auch nach einer ſolchen riefen.

In dieſes Chaos hinein fiel die Nachricht von Metternich's Sturz, von der Waffenerhebung in Wien, die Nachricht, wie in der großen Donauſtadt die Bajonette vor der bewehrten Jugend ſich geſenkt, wie mit fliegenden Fahnen das Volk ſeine Erlöſerin Freiheit durch die Straßen bis in die Hofburg getragen, und wie Millionen den glorreichen 13. März als den Geburtstag einer ſchöneren und freieren Zukunft feiern. Der Berliner hatte ſo lange ſich darin gefallen, auf den ſinnlich-genießenden Wiener herab zu ſehen; er fühlte ſich ſo ſtolz vor dieſem voraus im politiſchen Leben. Und jezt mußte der Berliner in den Zeitungen leſen: „Was thut Preußen? Preußen, der Staat der Zukunft, das Land der Bildung, der Hort der deutſchen Hoffnungen? Preußen hat ſich überflügeln laſſen von dem alternden Reiche der Vergangenheit, der im Stillen ſo herzlich verachteten „„materiellen““ öſtreichiſchen Monarchie? Das „„Immer langſam voran““ iſt ſchneller geweſen, als das „„Vorwärts?““ In Berlin raſſeln die Dragoner in das Volk, während man in Wien die Nationalgarde organiſirt! In der Hauptſtadt der Intelligenz amtet geſchäftig die Cenſurſcheere, während in der phäakiſchen Donauſtadt der Kaiſer die Preßfreiheit verkündet! In dem Schloſſe Friedrichs des Großen marktet man um einiger perſönlicher Liebhabereien willen den lauten Forderungen der Nothwendigkeit etliche mittelalterliche Schnörkel ab, während drüben, in der tauſendjährigen Hofburg, eine kühne Hand den feſten Strich durch die geheiligten Ueberlieferungen entſchwundener Jahrhunderte zieht! Und alles das, all dieß kleinliche Mäckeln und Feilſchen um Nebendinge da, wo es ſich handelt um das Höchſte, um Alles in Allem, um die eigene Exiſtenz, um die Rettung des ererbten Machtbeſitzes! Nein, hieß es, das Alles läßt ſich nur erklären daraus, daß in den entſcheidenden Kreiſen eine vollſtändige Unkenntniß deſſen herrſcht, was alle Tage um uns her vorgeht. Die Freiheitsbewegung iſt unwiderſtehlich geworden, und ſie muß ſiegen; es handelt ſich nicht einmal mehr um das: Wann? —

einige Tage werden die Entſcheidung bringen; es fragt ſich ganz einfach nur noch, ob im Guten oder im Böſen. Aber die Gefahr ſteht vor den Thoren, und — man rathſchlagt und überlegt! Ganz Europa bebt in ſeinen Grundveſten; jeder Morgen weckt uns mit weltgeſchichtlichen Zeitungen; die Stunden werden Jahre an Bedeutung; der Sturmhauch weniger Minuten ſtürzt, inmitten ihrer Trabanten und Höflinge, die Heroen des alten Syſtems in den Staub; Ludwig Philipp iſt entthront, Metternich auf der Flucht, ganz Deutſchland im Rauſche des Freiheitsſieges — und — man überlegt! Jenſeits des Rheins und diesſeits des Rheins ſind die brennendſten Fragen unter die Maſſen geſchleudert, zu Paris tagt in den Prachtſälen der alten Pairs eine Arbeiterverſammlung, in London beräth man unter freiem Himmel die Vorzüge der Republik, in Deutſchland kehren die alten Zeichen wieder, und „der Bundſchuh" röthet den Himmel mit dem Wiederſcheine brennender Herrenſchlöſſer; Tag für Tag harren Hunderttauſende mit der bangen Frage: „Was wird Preußen thun?" — und Tag für Tag kommt dieſelbe troſtloſe Antwort: „Man überlegt!" — Der Landtag iſt auf den 27. April einberufen; — wer kann wiſſen, wo am 27. April die Welt ſteht? Das Preßgeſez ſoll mit Nächſtem veröffentlicht werden, als ob nicht die deutſche Nation ſich ihr Preßgeſez bereits ſelbſt gegeben hätte? Man will ſich in Dresden mit ſeinen hohen Bundesgenoſſen beſprechen; als ob die hohen Bundesgenoſſen ſich mit Preußen beſprochen hätten, ehe ſie thaten, was ihre Schuldigkeit war.

Auch der preußiſche Stolz ſprach mit. Will, fragte dieſer, Preußen dem Kaiſer von Oeſtreich den ungeheuren Machtzuwachs allein überlaſſen, welchen ihm die Nation ſelbſt entgegentragen wird, wenn ſie ihn offen und ehrlich an der Spize der Bewegung erblickt? Will Preußen mit Rußland und der Türkei eine Dreieinigkeit des Abſolutismus feſthalten? Wollen die Räthe Friedrich Wilhelm IV. an ihrem Ohr die ernſte Mahnung vorübergehen laſſen, die von dem verwüſteten Schloß Metternichs her an ſie ergeht?*) Doch waren das Stimmen nur der Gebildeten, der Politiker, unter ſich und in der Preſſe. Die Maſſe ſelbſt, ſo aufgeregt und verworren ſie ſich zeigte, politiſirte noch immer nicht feindlich, weder mit Wort noch

*) Weſerzeitung vom 20. März 1848.

That, gegen das bisherige Syſtem der Krone. Noch entbehrte der Straßenkrawall jedes politiſchen Charakters. Es waren Zuſammenrottungen der niedern Volksklaſſen, es ſchienen Noth und Arbeitsmangel die einzigen Beweggründe zu ſeyn, welche die Leute auf die Straße trieben. Auf die Frage, was ſie denn eigentlich wollen, gaben ſie bald zur Antwort, wir wollen Arbeit; bald, wir wollen keine Miethſteuern mehr zahlen; bald, wir wollen ein Arbeiterminiſterium; bald, wir wollen nicht am Schafgraben arbeiten. Am Schafgraben wollte man Diejenigen mit Handarbeit beſchäftigen, die ſich bei den Arbeitsnachweiſungs-Bureaus gemeldet hatten. Communiſtiſchen Anſtrich hatte die Bewegung weit mehr, als eigentlich politiſchen. Denn nicht zu verwechſeln ſind die jungen Kaufleute und Studenten unter denſelben mit der großen Maſſe in der Stadt. Schon unter den Zelten jedoch war theilweiſe in dieſem Sinne geſprochen worden. Der Gedanke eines Arbeiterminiſteriums, oder, wie es erklärt wurde, eines Miniſteriums, das aus Arbeitgebern und Arbeitern, nicht aber aus Geheimeräthen zuſammengeſezt ſei, war in mehreren Reden abgehandelt worden, und eine hatte mit den Worten geſchloſſen: „Geſandte und Agenten gehen in aller Herren Länder, die Intereſſen des Hofs und des Staates zu vertreten; jezt muß man auch Geſandte ſchicken, um zu unterſuchen, wo ſich Arbeit findet, und wo unſer Fleiß im Ausland angewendet werden kann. Vor allen Dingen ſag ich euch aber: Vermeidet allen Scandal; es wird auf den König, auf die Bürger, auf Alle einen ungeheuren Eindruck machen, daß eine Verſammlung, die aus Tauſenden beſteht, und ſich nicht auf geſeʒlichem Boden befindet, auf den ſie aber bald gebracht werden muß, ruhig und ernſt eine ernſte Sache berathen hat. Bewahrt euch davor, den Leuten Gelegenheit zu geben, zu ſagen: es iſt eine Emeute, die man bezweckt; denn eine Emeute iſt eine Revolution, die von dummen Jungen ausgeht, die ihnen aber nichts helfen kann. Geht deßhalb ruhig nach Hauſe.“

Ganz in dieſem Sinne faßte der Polizeipräſident Minutoli die Berliner auf. Er hatte ſich, wenn kein Militär aufgeboten würde, für die Ruhe verbürgt. Weil das Militär dennoch am vorigen Abend aufgeboten wurde, forderte er ſeine Entlaſſung. In Berlin hatte man ſich aber ſeit lange gewöhnt, ſchon einen ſingenden Volkshaufen von hundert Perſonen für den Brennpunkt einer Volksemeute oder noch

etwas mehr zu halten, und die vielen hunderte von bezahlten Spürhunden des Miniſteriums in gröberem, feinerem und feinſtem Tuche brachten, nur um ſich dienſteifrig zu zeigen und ſich wichtig zu machen, die abenteuerlichſten Uebertreibungen und Erdichtungen an. Das Auge des böſen Gewiſſens und der Furcht, welche die Ereigniſſe der Zeit vorbereiteten, ſah ſelbſt in den alltäglichſten Erſcheinungen, welche ihr Aeußeres um nichts verändert hatten, bedrohlichſte Geſtalten, beſonders in den Arbeitergruppen, die freilich mit eben nicht freundlichen Mienen beiſammen ſtanden. Das Voigtland war beſonders ſtark dabei vertreten, und dieſe Leute mit ihren hagern Geſichtern und ſtarken Bärten flößten jezt auf einmal den feinen Spaziergängern Beſorgniß ein. Und doch war ihre nicht zu verkennende Gereiztheit Folge von nichts Anderem, als nur von der rohen Gewalt, die ſich Junker und Soldateska unanſtändig genug gegen friedliche Bürger erlaubt hatten. Selbſt die ruhigſte, die philiſterhafteſte Bürgerſchaft der Welt, der Bürger von Berlin, war in Harniſch gejagt, nur dadurch, daß Menſchen getödtet und verwundet worden, die nie an Widerſtand oder Aufſtand gedacht hatten, nur dadurch, daß der unſchuldigſten Kundgabe eine Wichtigkeit beigelegt worden war, zu der ſie keinen Grund gegeben hatte.

Abzeichen, Farben, Kokarden ſind an und für ſich ohne Bedeutung. Als in den erſten Märztagen Alles, was für vaterlandsliebend, für getragen vom Geiſt der Freiheit gelten wollte, mit den deutſchen Farben, mit Schwarz-Roth-Gold, ſich ſchmückte: da gingen einzelne Männer ohne Kokarde am Hut nach wie vor ihres Weges, ohne ſchwarz-roth-goldenes Band im Knopfloch. Viele, die große Mehrheit, haben nicht ſo lange Farbe gehalten, als die Bänder, mit denen ſie prangten; ſie haben ſich früher beſchmuzt und abgenüzt, als ihre Kokarden; und Frauen und Jungfrauen, welche Kleider ganz aus Schwarz-Roth-Gold angelegt hatten, zogen es bald vor, dieſe färben zu laſſen. Jene Männer, und Frauen auch, welche nie in Abzeichen ihre Vaterlandsliebe zur Schau trugen, ſind treu geblieben der Sache des Volkes, der Freiheit, der Nation.

Und doch gibt es Augenblicke, wo die Annahme ſinnvoller Farben für ein Volk das werden kann, was die Fahne dem Soldaten iſt. So war es nicht ohne Wirkung, daß gleich nach der Kunde von den Vorgängen in Wien die Studenten Berlin's und die Schüler der

wiſſenſchaftlichen und Kunſtanſtalten, und nach ihrem Vorgang andere Perſonen in großer Zahl mit ſchwarz-roth-goldenen Bändern und Kokarden auf den Straßen ſich zeigten. Auch die Berliner Studenten zeigten Luſt, gleich den Wienern, von nun an bei den öffentlichen Vorgängen ſich zu betheiligen. Sie ſtellten Geſuche, ſich bewaffnen zu dürfen. Waffen! Waffen! war, wie ſchon die ganze Woche, ſo heut noch mehr der Ruf unter der Bevölkerung; nur um ſo ſtrenger wurde von oben herab den Waffenhändlern unterſagt, Waffen zu verkaufen. Auf den Straßen fand man ſchon an dieſem Tag Zettel ausgeſtreut, ohne Namen, welche andeuteten, wo Waffen zu finden ſeien.

Am Mittag äußerte ſich die Aufregung unter Arbeitern und Studenten als Verbitterung gegen die adeligen Offiziere und gegen des Königs nächſte Umgebungen. Vorüberziehende Offiziere, höhere Perſonen wurden verhöhnt, ja mit Koth beworfen; Lieutenants wurden ſogar mit thätlicher Unart behandelt, Räthe des Königs, ja noch viel höher ſtehende Perſonen, ſelbſt der Prinz von Preußen, am hellen Tage unter den verlezendſten Worten vom Volke verfolgt.

Die Offiziere, ſelbſt die Unteroffiziere, ja die gemeinen Soldaten großentheils waren nicht nur unbedingte, dafür herangezogene Werkzeuge des Abſolutismus, ſondern ſie geberdeten ſich als die übermüthigſten Vertreter deſſelben. Des Königs Räthe, die Beamten großentheils waren dem Volke verhaßt wegen ihrer Selbſtüberhebung, wegen ihres Kaſtengeiſtes, der in ſich ſelbſt verliebt, dem Volke abhold, kalt, befehlshaberiſch, kurz angebunden, jeder Freiheitsregung feind, dem höheren Commando unterthänigſt war. Der Prinz von Preußen galt im Volk als Derjenige, deſſen Gunſt und Schuz dieſe Beamtenkaſte und dieſe Soldatenkaſte ohne Beſchränkung ſich zu erfreuen haben. Er war der Gott des Heeres, und die Soldaten waren ihm die Cherubim des Thrones von Gottes Gnaden und der königlichen Allmacht.

Im kölniſchen Rathhauſe, nahe beim Schloſſe in der Breiten Straße, befand ſich ſeit langen Jahren eine Wache. In der Nähe derſelben, weil in der Nähe des Schloſſes, drängte ſich Nachmittags eine unabſehbare Menſchenmenge zuſammen. Die Wache mußte der Uebermacht des Volkes weichen, ſie wurde zurückgezogen und die Wachzimmer wurden vom Volke ziemlich verwüſtet.

Doch ehe dieß geſchah, waren längſt Fußvolk, Reiterei und viel Geſchüz in der Nähe des Schloſſes aufgeſtellt. Die, im Verhältniß zur Erbitterung des Vormittages, am Abend ruhiger gewordene Haltung des Volkes, aus deſſen Mitte nur hin und wieder Hurrahs und Pfeifen ertönten, und das noch immer unbewaffnet war, änderte ſich wieder, als um 7 Uhr Fußvolk aus dem Schloß marſchirte unter dem Trommelſchlag des Generalmarſches, und den Platz ſäuberte.

Die Volksmaſſen drängten ſich in die angrenzenden Straßen hinein und verſuchten durch Anhäufen einiger Brückenbohlen, Waſſerkufen und umgeſtürzter Wagen, zu ihrem Schuz eine Art Barrikaden zu errichten. Man ſah Knaben von 12 Jahren, junge Leute meiſt von 15 bis 18 Jahren dabei. Auch das Aufziehen der über die Spree führenden Brücken wurde verſucht, aber theilweiſe vergeblich, da ſchon am Tage von den Behörden geeignete Vorſichtsmaßregeln dagegen getroffen waren.

Als Bürger mit weißen Binden am Arm und einen Stab in der Hand gegen 7 Uhr ſich in Thätigkeit geſezt hatten, um die Ordnung aufrecht zu erhalten, waren ſie mit Geſpött und Pfeifen empfangen worden. Schon zuvor, als durch Dr. Wöniger verkündet worden war, daß den Bürgern die Aufrechterhaltung der Ordnung zugeſtanden worden ſei, hatte das Volk gerufen: „Ei was, Bürger hin, Bürger her! Man gebe uns diejenigen Freiheiten, welche man längſt zu geben verpflichtet war, und wir werden nach Hauſe gehen!“ Als die Bürger mit ihren weißen Armbinden ſahen, daß es ihnen an Anſehen und Eindruck gebrach, legten die Tapfern ihr Amt in die Hände des Militärs nieder. Man hatte, wie faſt überall, den Fehler begangen, nicht vertrauenswerthe, volksbeliebte Bürger, ſondern ſolche, die nur oben gut und unten ſchlecht angeſchrieben waren, ſogenannte Gutdenkende, unter die Maſſen zu ſchicken. Darum wurden Einzelne von denſelben geprügelt.

Fußvolk und Küraſſiere waren roh, wie an den Tagen zuvor, gegen die Maſſen, wie gegen Einzelne. Nicht blos von flachen und ſcharfen Hieben, ſondern auch von der Schußwaffe, wurde ſogleich Gebrauch gemacht; ſo klar vor Augen lag, daß die Abſichten des Volkes zu einigem Widerſtand vergeblich ſein mußten, da es ohne Waffen war, nur ein Theil der Arbeiter hatte ſich mit Handwerkszeug bewaffnet. Die erſte Salve kam aus dem Schloß, die zweite

wurde in der Spreegaſſe gegeben, wo der dort aufgeſtellte Zug der erſten Compagnie des Kaiſer-Alexander-Grenadier-Regiments Feuer gab. Zweimal ließ ein Lieutenant, von demſelben Regiment, ſechs und dreißig Mann an der Gertraudenbrücke Feuer geben; das erſtemal ließ er in die Luft ſchießen, das zweitemal unter das Volk. In der Spreegaſſe, in den Stadttheilen Werder und Köln war es nach Werfung der Volkshaufen ein wahres Treibjagen auf Unbewaffnete, auf einzelne Menſchen, das bis gegen Mitternacht dauerte. Auf dem Gensdarmenmarkt hielten mehrere Kavallerieregimenter, und von hier aus wurden, während die Zurückbleibenden ſich ausruhten, einzelne Schwadronen ausgeſchickt auf die Hezjagd gegen Unbewaffnete. Schon am 14. Abends hatte ein Lieutenant ſeine Soldaten mit den Worten angefeuert: „Schlagt die Hunde todt!“ Die Bewohner der Brüderſtraße hatten dieß in ihrer Eingabe an den König beſonders hervorgehoben. Am 15. war gleiches zu hören. In der Spreegaſſe ganz dicht am Schloß, wurde ein Mann auf der Flucht ſo erſchoſſen, daß ihn die Kugel im Rücken traf, und vorn wieder heraus gieng, woraus ein Arzt, der den Todten unterſuchte, den Schluß zog, der Schuß müſſe auf einige Schritte Entfernung gefallen ſein. Unter den Todten in der Spreegaſſe waren zwei talentvolle junge Männer, ein Graveur und der Bildhauer Drechsler. Die Zahl der augenblicklich Todten wurde verſchieden angegeben, von den einen höchſtens auf 15 bis 18; das Gerücht gab ſogar in die fünfzig an; verwundet wurden ſelbſt Frauen; die Zahl der Verwundeten war überhaupt noch größer als an den Tagen zuvor. Und doch befanden ſich ſchon von dieſen Tagen gegen 80 Verwundete in der Charité, ohne die größere Zahl derer, die in den eigenen Wohnungen und den Gaſthäuſern lagen, darunter zwei vornehme Polen. Bei dem Einhauen des Militärs wurde ſelbſt ein Officier in Uniform, der gerade keinen Dienſt hatte, ſo verwundet, daß er zuſammenſtürzte. Auch aus dem Militär waren nicht Wenige verwundet; denn die Säbelhiebe, die Lanzenſtiche, die Schüſſe wurden ſchließlich mit Steinwürfen, mit Ziegeln von den Dächern erwiedert; mehrere Häuſer wurden faſt abgedeckt, und Straßen waren andern Tags mit Ziegelmehl wie beſät. Auch mit Glas und Aexten hatte das Volk ſich vertheidigt. Bei jener Companie des Kaiſer-Alexander-Grenadier-Regiments war faſt kein Mann, der nicht einen Steinwurf erhalten hatte. Das Militär

hatte in der Überwaſſerſtraße, wo das Volk die Brücken aufgezogen hatte, ſelbſt über das Waſſer hinübergefeuert.

Noch immer hatte die Bewegung keine bewußte politiſche Richtung. Der Bürger hatte Verſicherungen gegeben; ſie waren an dieſem Abend von der Regierung nicht gehalten worden, dadurch verlor der Erſtere alles Vertrauen in der unteren Schichte des Volks. Die Erbitterung gegen das Militär war grenzenlos geworden, und die Nachrichten von Wien aus entzündeten eben die unteren Schichten des Volkes am meiſten; jede Poſt brachte neue Nachrichten aus Wien durch die Zeitungen und durch die lebendigen Erzählungen angekommener Reiſenden. Und doch hörte man bis jezt nirgends einen eigentlich politiſchen Ruf; eine Schaar, die mit einer dreifarbigen Fahne am 14. März vom Thiergarten hereingezogen kam, und Freiheit und Brüderlichkeit hochleben ließ, war vereinzelt geblieben, und nicht bloß in Maſſe verhaftet worden, ſondern man hatte ſie verhaften laſſen, ohne irgend eine weitere Kundgabe.

Große Volkshaufen waren vor dem Zeughauſe und dem Palaſt des Prinzen von Preußen verſammelt geweſen; mehrere Läden wurden geſtürmt, um Waffen zu erhalten. Um 11 Uhr Nachts war die Ruhe ſoweit hergeſtellt, daß die Straßen leer waren. Verhaftungen wurden in großer Zahl vorgenommen.

Des andern Tags, den 16. März, hielten die Stadtverordneten eine lange Sizung. Jezt wurden für die arbeitenden Claſſen Reihen von Vorſchlägen gemacht; die beſten giengen dahin, die Staatsbehörden ſollen gebeten werden, die Bauten nicht einzuſtellen, ihre Arbeiten nicht mehr dem Mindeſtfordernden zu überlaſſen, auch die Rechnungen gleich zu bezahlen. Der Miniſter des Innern ertheilte die Zuſicherung, daß der Kanalbau aufgenommen und Beihilfe zu einem Heerſtraßenbau bewilligt werden ſolle. Das war Alles.

Mitten in dieſem Wogenſchlag der Gefahr wieſen die Berliner Stadtverordneten den Antrag auf eine allgemeine Bürgerwehr mit 61 Stimmen gegen 31 zurück; das Anerbieten der Studenten, bei Beruhigung der Aufläufe mitzuwirken, wurde angenommen, jedoch deren bewaffnete Mitwirkung abgelehnt. Man war überzeugt, mit dem Schuzausſchuß mit Stab und Binde auszureichen, und wünſchte nur, daß das Militär erſt dann einſchreite, wenn der Schuzausſchuß erkläre, ſie vermögen nichts mehr, wenn der weſentliche Inhalt des

Aufruhrgeſezes von 1835 vorgeleſen worden, und das Militär in drei Zwiſchenräumen drei Signale mit Horn oder Trompete gegeben.

Unter ihnen war wenigſtens Ein Mann, der weit ſah und ein weites Herz für das Volk hatte. Das war Nauwerck. Noch war die goldene Brücke da, die den König vom Volke trennte; noch lag der Nimbus, der romantiſche Nebelſchleier zwiſchen dem Thron und Stadt und Land: und noch dachte Niemand daran, in dieſer höchſten lezten Noth, wo Verſtändigung über Alles gieng, dieſen Bann zu löſen durch das Eine, was Noth that. Nauwerk war es endlich wieder wie ſchon oft. Preßfreiheit! Preßfreiheit! rief er; das iſt jezt nothwendig vor Allem, daß der König die Stimme des Volkes höre. Und die Verſammlung beſchloß einſtimmig, bei dem Könige die Preßfreiheit nochmals zu befürworten, und die Vergehen derſelben einſtweilen nur nach dem Landrecht beſtrafen zu laſſen.

Den 16. März erſchien die Stadt den ganzen Tag über ruhiger als in den vorhergehenden Tagen. Tauſende von Neugierigen waren auf den Straßen, wo Blut gefloſſen war, zu ſehen. Alles hatte eine feindliche Haltung. Die inneren Schloßhöfe waren voll Truppen. Gegen Abend geſtalteten ſich die Anzeichen drohend. Noch war es heller Tag, und ſchon ſtanden Tauſende von Menſchen die ganzen Linden hinab, vor der Univerſität und dem Palaſt des Prinzen von Preußen bis zum Königlichen Schloſſe. Der Unmuth der Maſſe entlud ſich in der Mißhandlung eines bekannten Bedienten des Prinzen von Preußen, und in dem Abreißen der zur Ruhe und Ordnung ermahnenden Bekanntmachung, die eben an allen Ecken angeſchlagen, und gleich wieder unter Hohngeſchrei abgeriſſen wurde. Mit Einbruch der Dunkelheit wurden alle Truppen wieder aufgeſtellt. Gleichzeitig mit ihnen erſchienen auch die bürgerlichen Schuzbeamten, an einem weißen Stab und einer weißen Armbinde mit der gedruckten Umſchrift „Schuzwache“ kenntlich, zu Hunderten, um als friedliche Vermittler der Wiederkehr der unglücklichen Vorfälle der vergangenen Abende vorzubeugen. Ein Theil der akademiſchen Jugend erſchien gleichfalls mit Schuzbinden und Stab. Denkenderen ſchien das ein thörichtes Kinderſpiel.

Denn überall in der Stadt fingen die Leute an, ſich im Stillen, ſo gut ſie konnten, zu bewaffnen, und auf einen blutigen Kampf vorzubereiten. Die einzelnen gewiſſen Nachrichten, die ſich mehrten,

über die Wiener Volkserhebung, hatten ſo zur Nacheiferung die Studenten und das Volk gereizt, daß Viele in der Stadt glaubten, dieſe ſowohl als die Erbitterung über das von militäriſcher Rohheit vergoſſene Bürgerblut müſſen zuſammen noch am Abend des 16. März einen Ausbruch hervorrufen. Dazu kam noch eine Abordnung aus den Rheinlanden, von Köln, an den König. Am 15. hatte der Kölner Gemeinderath in einer außerordentlichen Sizung Morgens beſchloſſen, 12 Abgeordnete nach Berlin zu ſenden, um dem König Vorſtellung über die Lage der Stadt und der Provinz zu machen. Der Kölner allgemeine Stimme war: Es muß Licht werden zwiſchen dem König und dem Volk, es muß Wahrheit ſein zwiſchen ihm und uns! Unter den Abgeordneten befand ſich der berühmte Volksmann und Volksredner, der Mann, mit dem alle Herzen gewinnenden Äußern, mit der ſeelenvollen Stimme, mit der Redemacht der Wahrhaftigkeit, Franz Raveaux, der Liebling der Kölner.

Noch ehe die Kölner Abgeordneten in Berlin eintrafen, gieng es wie ein Lauffeuer durch die Stadt: „Die Rheinländer kommen mit beſtimmten Forderungen, mit der Drohung des Abfalls von Preußen!“

Jezt endlich regte ſich die bisher rathloſe, in ungewiſſer Furcht hin und her ſchwankende Bürgerſchaft. Die Mehrzahl war für Bürgerbewaffnung. Der Stadtverordnete Nauwerk drang mit all’ der ſittlichen und geiſtigen Macht, die ihm eigen iſt und ſeinen Worten Nachdruck gibt, auf eine bewaffnete ſtehende Bürgerwehr, als etwas Unausweichliches. Sein Antrag fiel durch, er hatte 60 Stimmen gegen, nur 31 für ſich. Der Oberbürgermeiſter, der Stadtrath hemmte noch immer; jezt die Bürger zu bewaffnen, ſchien ihnen immer noch zu viel, zu gefährlich. Die Nachrichten über die Umwälzung in Wien hatten auf dieſe vornehmen Stadtbürger einen ſehr einſchüchternden Eindruck gemacht. Von einer Volksbewaffnung fürchteten ſie das Gleiche in Berlin. Die Furcht war ſtärker als der Einwand: „Wie werden Bürger, wenige Bürger, mit weißen Armbändern und Stäben die Ruhe und Ordnung in einer ſo großen Stadt unter ſolchen Maſſen herſtellen können, da Alles ſchon ein ſo ernſtes, ein ſo düſteres Ausſehen zeigt?“ Mehr war nicht von den Vätern der Stadt zu erlangen, als der Beſchluß, daß es den Schuzbeamten geſtattet werde, im Nothfall auch bewaffnet zu erſcheinen.

Zwei Jahre lang war dringend um die Einführung bürgerlicher Schuzbeamten, nach Art der engliſchen Conſtabler, gebeten worden, aber vergebens; erſt am Morgen des 16. März hatte endlich der Miniſter des Innern die Erlaubniß dazu gegeben. Dazu, daß auf dieſe Art die Anſtalt der Schuzbeamten ein erſter Verſuch, ohne Wurzel in der Volksvorſtellung war, kam noch, daß jezt der Vorſchlag, jeden Schuzausſchuß auf 100 Mann zu bringen, was für die ganze Stadt 8000 Bürger ausmachte, vielen Bürgern ſelbſt mißfiel. In ſehr vielen Bezirken traten die Bürger zurück, weil ſie der Meinung waren, in dieſer Lage der Dinge komme eine ſolche Einrichtung zu ſpät, es müſſen ihnen Waffen gegeben werden. Gegen die Weigerung der Bürger, als Schuzbeamte ihre Pflicht zu thun, gab es noch nicht, wie in England, ernſte Strafmittel.

Die neue Erſcheinung der Schuzbeamten ſammelte, wo ſie ſich um 7 Uhr Abends zeigten, die Neugierigen um ſich. Leichenbitter taufte ſie der Berliner Wiz, ein Name böſer Vorbedeutung. Die Schuzbeamten ſchienen ſich eigentlich unter dem Schuze des Militärs zu befinden. Denn die ganze Beſazung war ausgerückt. Im Schloß, in deſſen Nähe, unter den Linden, ſtand das Fußvolk; die Reiterregimenter waren wie an den vorigen Abenden vor dem Schauſpielhauſe aufgeſtellt, und entſandten von hier aus ihre Haufen zur „Säuberung“ der Straßen von dem ſogenannten „Pöbel.“ Und doch ſah man in den Umgebungen des Schloſſes meiſt eigentlich nur Spaziergänger, neugierige ehrbare Bürgersleute, theilweiſe ſelbſt Perſonen aus der ſogenannten vornehmen Welt.

Hin und wieder kamen die Schuzbeamten in's Gedränge. Es zeigte ſich bald, daß diejenigen Bürger Recht gehabt hatten, die da ſagten, ſie würden ohne Waffen dem Volk, ſelbſt dem Militär bloßgeſtellt ſein. Es war der Befehl ergangen, es ſolle an dieſem Abend ſchon um 8 Uhr ſich Niemand mehr auf den Straßen ſehen laſſen. Dennoch, vielleicht eben darum, füllten ſich die Straßen ſchon nach 7 Uhr, allerdings nur mit meiſt unbewaffneter Bevölkerung, an welche Volksredner Reden hielten. Vor dem Palaſt des Prinzen von Preußen war die größte Menſchenanhäufung. Der Prinz hatte ſich in alle Kaſernen begeben, und den Soldaten einen neuen Eid abgenommen, dem König treu zu dienen.

Die vor dem Palaſt des Prinzen erſchienenen Schuzbeamten

mußten in die nahe gelegene Neue Wache flüchten. Auf das wurde die Trommel gerührt, das Militär machte ſeine üblichen Bewegungen, und — ſchoß. Die Volksmaſſe, dicht zuſammengedrängt, konnte unmöglich gleich nach gegebenem Zeichen zum Angriff ſchnell ſich zerſtreuen, und dem kaum gegebenen Zeichen folgten Hieb und Schuß. So ſtürzten neue Menſchenopfer, theils verwundet, theils todt zuſammen. Unter den Lezten ein Student, ein Kaufmann, ein vierzehnjähriges Mädchen.

Mit furchtbarem Angſtgeſchrei ſtürzten ſich die am Opern- und Zeughauſe befindlichen Maſſen an der Schloßfreiheit hinunter nach der Schleuſenbrücke. Die Verwirrung wurde noch vermehrt durch eine von der Jägerſtraße aus anrückende Reiterpatrouille. In wenigen Minuten war das bis dahin vollkommen friedliche Ausſehen der umliegenden Straßen und Pläze wie verwandelt. Überall verwirrtes Geſchrei, durcheinander laufende Menſchen, Gruppen an den Straßenecken. Mit den Bahnzügen von Halle, Leipzig und Breslau waren an dieſem Abend viele Studenten herübergekommen, vielleicht angelockt durch das ſeit mehreren Tagen umlaufende Gerücht, daß es am Donnerſtag in Berlin losgehen werde. Man ſah ungewöhnlich viel ſchwarz-roth-goldene, ſogar einzelne franzöſiſche Kokarden. Gegen 9 Uhr lag derjenige Stadttheil, welcher das Schloß und die Linden ſowie die angrenzenden Straßen umfaßt, wie in der Ruhe eines Friedhofs. Im Volk aber war die Erbitterung um ſo größer, als das Gerücht verbreitet wurde, daß an dieſem Abend ſogar das Geſchüz hätte gebraucht werden ſollen, und daß dieß nur unterblieben ſei, weil die bürgerlichen Artillerieofficiere ihre Dienſte verweigert haben. Auſſer mit Ziegeln und Steinen, leiſtete das Volk auch heute wieder keinen Widerſtand. Das Verdienſt der an dieſem Abend ſo ſchnell mit Blutvergießen hergeſtellten Ruhe, ſchrieben die gutdenkenden Bürger ſich zu, ſie meinten, die weißen Stäbchen und Bänder haben es gethan.

Schon nach 6 Uhr Abends war der Staatsrath in der größten Eile zu dem König gerufen worden. Man wußte jezt amtlich das Nähere von Wien. Man wußte, Metternich war nur durch eine Volksbewegung gefallen, durch Nichts als eine Volksbewegung. Selbſt die Hauptträger des bisherigen politiſchen Syſtems in Preußen fingen an zu fühlen, daß jezt der aufrichtige Uebergang zur parla-

mentariſchen Regierung unvermeidlich geworden ſei. Die allgemeine preußiſche Zeitung, der anerkannte Ausdruck der Regierungsanſichten, ſchlug über Nacht um. Es zeigte ſich auch hier, wie anderswo, die gleiche Unſittlichkeit des Denkens und Handelns. Noch am Tag zuvor hatte dieſe Zeitung die tiefſten Sympathieen für den Hohenprieſter der abſoluten Fürſtengewalt und des Stillſtandes, für Metternich, breit ausgelegt. Und Tags darauf, am 17. März, hatte ſie das Alles vergeſſen. Troz dem, daß Metternich's Worte über ein Vierteljahrhundert als Orakel zu Berlin gegolten hatten, ließ jezt die allgemeine preußiſche Regierungszeitung Zufriedenheit darüber durchblicken, daß Wien fortan nicht mehr als ein abſoluter Hemmſchuh ſich jeder Vorbewegung in Deutſchland anhängen werde. Und die Ergebniſſe der Sizung des Staatsraths waren, daß nicht nur der Antrag Nauwerks auf Preßfreiheit Eingang fand, ſondern auch die alsbaldige Zuſammenberufung des Landtags auf den 2. April entſchieden wurde. In der Regierung ſelbſt ſprach man jezt davon, daß eine Veränderung des bisher befolgten allgemeinen politiſchen Syſtems unabweisbar ſei, und daß man damit entweder ſofort dem Landtag bei deſſen Eröffnung entgegenzutreten, oder demſelben die erſten Anträge für dieſen Zweck zu überlaſſen habe.

In den Kreiſen, in welchen man die politiſchen Dinge mit Einſicht betrachtete, ſprach man ſich unumwunden dahin aus, da das bisherige Syſtem jezt als unzweckmäßig anerkannt ſei und der Stand der öffentlichen Meinung einen Wechſel nöthig mache, ſo müſſen nach einem alten politiſchen Grundſaz gleich bei dem Syſtemswechſel auch die weſentlichen Träger dieſes Syſtems ſich vom Ruder zurückziehen und in den Hintergrund treten. Am Hof aber und im Miniſterium zog man dieſe Nuzanwendung noch nicht.

Am 17. März wurde, die Preſſe freizugeben, nach langem Widerſtand von dem Miniſterium beſchloſſen und vom König unterzeichnet. Die Cenſur wurde ſofort aufgehoben; Preßvergehen ſollten bis zur Feſtſtellung eines angemeſſenen beſondern Geſezes nach den Landesgeſezen beſtraft werden.

Den Widerſtand zu brechen, mußte erſt Manches noch zuſammenwirken. An dieſem Tag war die flüchtige Fürſtin Metternich im Elend in Berlin eingetroffen, der verjagte, von der Volksrache verfehmte Fürſt wurde hinter ihr drein erwartet — eine augenfällige

Mahnung, dem Volk ſeine gerechten Wünſche nicht zu ſpät anzuerkennen. Die Abgeordneten von Köln gaben die Gewißheit, daß die Fortdauer des Königthums in den Rheinlanden gefährdet ſei, falls nicht auf der breiteſten Grundlage beruhende freiſinnigſte Aenderungen im Staatsweſen ſofort verwilligt werden. Der Oberpräſident Eichmann war zugleich für ſich vom Rhein gekommen; er beſtätigte dem König, daß zu fürchten ſei, die Rheinlande möchten ſich, wenn man ihnen nicht genüge, für unabhängig erklären und den Beiſtand Frankreichs anrufen. Das Gerücht, daß man am Rhein Freiheitsbäume aufgepflanzt, hatte zuvor ſchon am Hof Eindruck gemacht. Ebenſo war eine Abordnung von der Moſel, aus Trier, angelangt, noch entſchiedener auftretend. Sie wollte dem Herrſcher, wenn ſie für die Moſellande einſtehen ſolle, nur ſehr kurze Beſinnzeit laſſen. Jetzt gingen auch in der Berliner Bevölkerung die erſten Blüthen des politiſchen Geiſtes auf. Obgleich der eigentliche Bürger ſich der thätlichen Kundgabe bisher ganz enthalten hatte, ſo fühlte ſich doch auf einmal Alles in einem ungekannten aufgeregten Zuſtand, in einem Frühlingsdrang und Treiben. Und ſchon am Mittag des 17. hatten ſich von den 30,000 Bürgern Berlins zwar einige Tauſend verſtanden, unbewaffnet zwiſchen Volk und Militär zu treten, aber 6000 Bürger hatten ſich auch zugleich entſchloſſen, ſich andern Tages zum König zu begeben und von ihm, um nicht hinter den Rheinländern zurückzubleiben, die Freilaſſung der Preſſe, die Volksbewaffnung und die alsbaldige Einberufung des Landtags zu fordern. Die Bürger hofften, die Ariſtokraten fürchteten, den 6000 dürften ſich auch noch die übrigen 24,000 anſchließen. Einer ſolchen Wallfahrt zum Schloß glaubte man auf Seiten der Regierung vorbeugen zu ſollen.

Zudem erklärten ſich ſchon Einzelne auf dieſer Seite für das Volk, ſolche, welche Unbefangenheit und Verſtand genug hatten, die nächſte Zukunft vorauszuſehen. Aus der Landſchaft Poſen, aus Magdeburg und Erfurt kamen Nachrichten von großer Aufregung, von theilweiſer Verbrüderung des Militärs mit dem Volk. In Breslau hieß es, habe ſich das Volk in den Beſitz der Stadt gebracht, und es wetterleuchte revolutionär.

Im Angeſicht dieſer Dinge, dieſer Befürchtungen, dieſer Thatſachen und dieſer durch die Luft gehenden Gerüchte und Electricität beſchloß man am Berliner Hof, zu dem böſen Spiel vorerſt eine gute

Miene zu machen. Zwar ſagte man ſich: Der Aufſtand in der Stadt iſt unterdrückt! Die ſchon zuvor anſehnliche Beſazung iſt durch die aus Potsdam, Frankfurt a. d. O. und Stettin herbeigezogene Verſtärkung von 10,000 Mann ſtark genug! Aber als Abends es wieder anfing, in den Straßen vom Volk zu wogen, hielt man, ſo ſchien es, doch für gerathener, für jezt gütlich zu gehen. So hatte man auch gegen Diejenigen, welche man als die Leiter der Volksbewegung bezeichnete, ſchon am Abend des 16. und am Morgen des 17. die Verhaftsbefehle unterzeichnet, aber man hielt nicht für gut, ſie jezt ſchon in Ausführung zu bringen. Wie gewöhnlich, war die Polizei viel zu pfiffig, als daß ſie, wie es die einfache Wahrheit war, glaubte, daß die Aufläufe der lezten Tage ohne eine Spur von Leitung und Zuſammenhang waren; die Polizei verfolgte ſehr ſorgfältig die Spuren derſelben und rühmte ſich, Ausſicht zu haben auf die Anfänge derſelben, das heißt, auf die vorbereitenden und leitenden Potenzen zu treffen oder zu gelangen.

Der König, der Prinz von Preußen, die Miniſter des Königs, ſtellten ſich inzwiſchen als Männer des Fortſchritts dar, ſie pflanzten öffentlich in einer Bekanntmachung die deutſche nationale Fahne auf.

Die Geſchichte bewahrt auch dieſes Actenſtück. „Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden, König von Preußen ꝛc. ꝛc., ſprach der König am 18. Morgens zu ſeinem Volk: Als Wir am 14. d. M. Unſere getreuen Stände zum 27. April d. J. beriefen, um vereint mit ihnen diejenigen Maßregeln zu beſchließen, welche die, Unſeren deutſchen Bundesgenoſſen vorzuſchlagende Regeneration Deutſchlands auch für Preußen nothwendig bedingen, konnten Wir nicht ahnen, daß in denſelben Stunden große Ereigniſſe in Wien einerſeits die Ausführung Unſerer Vorſchläge weſentlich erleichtern, andererſeits aber auch die Beſchleunigung ihrer Ausführung unerläßlich machen würden.

Jezt, nach jenem wichtigen Ereigniß, finden Wir Uns vor Allem bewogen, nicht allein vor Preußens, ſondern vor Deutſchlands — ſo es Gottes Wille iſt — bald innigſt vereintem Volke laut und unumwunden auszuſprechen, welche die Vorſchläge ſind, die Wir Unſeren deutſchen Bundesgenoſſen zu machen beſchloſſen haben.

Vor Allem verlangen Wir, daß Deutſchland aus einem Staatenbund in einen Bundesſtaat verwandelt werde. Wir erkennen an, daß dies eine Reorganiſation der Bundesverfaſſung vorausſezt, welche

nur im Vereine der Fürſten mit dem Volke ausgeführt werden kann, daß demnach eine vorläufige Bundesrepräſentation aus den Ständen aller deutſchen Länder gebildet und unverzüglich berufen werden muß. — Wir erkennen an, daß eine ſolche Bundesrepräſentation eine conſtitutionelle Verfaſſung aller deutſchen Länder nothwendig erheiſche, damit die Mitglieder jener Repräſentation ebenbürtig neben einander ſitzen.

Wir verlangen eine allgemeine deutſche Wehrverfaſſung und werden beantragen, ſolche im Weſentlichen derjenigen nachzubilden, unter welcher Unſere — Preußens Heere — in den Freiheitskriegen unverwelkliche Lorbeeren ſich errangen. Wir verlangen, daß das deutſche Heer unter einem Bundesbanner vereinigt werde, und hoffen, einen Bundesfeldherrn an ſeiner Spitze zu ſehen. Wir verlangen eine deutſche Bundesflagge und hoffen, daß in nicht zu langer Friſt eine deutſche Flotte dem deutſchen Namen auf nahen und fernen Meeren Achtung verſchaffen werde.

Wir verlangen ein deutſches Bundesgericht zur Schlichtung aller Streitigkeiten ſtaatsrechtlichen Urſprungs zwiſchen den Fürſten und Ständen, wie auch zwiſchen den verſchiedenen deutſchen Regierungen.

Wir verlangen ein allgemeines deutſches Heimathsrecht und volle Freizügigkeit in dem geſammten deutſchen Vaterlande.

Wir verlangen, daß fortan keine Zollſchranke mehr den Verkehr auf deutſchem Boden hemme und den Gewerbefleiß ſeiner Bewohner lähme; Wir verlangen alſo einen allgemeinen deutſchen Zollverein, in welchem gleiches Maß und Gewicht, gleicher Münzfuß, ein gleiches deutſches Handelsrecht auch das Band materieller Vereinigung bald um ſo feſter ſchließen möge.

Wir ſchlagen vor Preßfreiheit mit gleichen Garantien gegen deren Mißbrauch für das geſammte deutſche Vaterland.

Das ſind Unſere Vorſchläge, Unſere Wünſche, deren Verwirklichung Wir mit allen Unſeren Kräften zu erſtreben ſuchen werden. Mit ſtolzem Vertrauen rechnen Wir dabei auf die bereiteſte Mitwirkung Unſerer deutſchen Bundesgenoſſen und des geſammten deutſchen Volkes, welches Wir mit Freuden durch Einverleibung Unſerer nicht zum Bunde gehörigen Provinzen in den Bund verſtärken werden, wenn, wie wir vorausſetzen, deren berufene Vertreter dieſen Wunſch theilen und der Bund ſie aufzunehmen bereit iſt.

Wir geben der freudigen Hoffnung Raum, daß die Ausführung Unſerer Abſichten, ja, daß ſchon deren Anbahnung die Spannung heben wird, die jezt zu Unſerem großen Schmerze das deutſche Vaterland erfüllt, die Verkehr und Gewerbe lähmt, es ſpaltet, die es zu zerreißen droht, — ja, Wir hoffen, daß jene Maßregeln Deutſchland in ſich ſtark, nach außen geachtet machen werden, damit in ſeinen vereinigten Kräften Europa die ſicherſte Gewähr eines dauernden, geſegneten Friedens finden möge.

Damit aber die Erfüllung Unſerer Abſichten am wenigſten in Unſeren Staaten Zögerung und Hinderniß finden könne, damit Wir deſto eher diejenigen Vorſchläge zu entwickeln im Stande ſind, welche Wir für die Verfaſſung Unſerer Staaten nöthig erachten, haben Wir beſchloſſen, die Berufung des Vereinigten Landtages zu beſchleunigen und beauftragen das Staatsminiſterium, dieſe Einberufung auf Sonntag den 2. April d. J. zu bewirken."

Und dieſe Acte hatten unterzeichnet: Der König Friedrich Wilhelm, der Prinz von Preußen; die ſämmtlichen Miniſter: Mühler, v. Rother, Eichhorn, v. Thile, v. Savigny, v. Bodelſchwingh, Graf zu Stollberg, Uhden, Frhr. v. Caniß, v. Düesberg, v. Rohr.

Am Abend des 17. war Alles ruhig geblieben, troz dem Wogen der Maſſen durch die Straßen der Stadt, und mehr als 2000 Schuzbeamte waren zu ſehen; die Ruhe war ihr Werk, ſo ſagten ſie ſich ſelbſt, ſo ſagten die Behörden. Die viertägige Aufregung hat die Bevölkerung erſchöpft, ſagten die Politiker. Es iſt die Ruhe des Feuerbergs vor dem Ausbruch! dachten Andere für ſich. Wer das Auge offen hatte, und noch mehr ſah, als was auf den öffentlichen Pläzen und Straßen vorging, der wußte, daß in Folge der Erlebniſſe der lezten Abende man auf vielen Seiten in der Stadt ſich zum Kampfe rüſtete, die Meiſten ohne klare Anſchauung der Verhältniſſe, nur aus einem dunkeln Gefühl, das ihnen ſagte, daß der Kampf bevorſtehe.

Ehe am 18. März — es war der Sonnabend — die Entſchließungen des Königs und des Miniſteriums, die ſie am 17. Abends gefaßt hatten, in der Stadt bekannt wurden, war Berlin in großer Bewegung. Es war Morgen. Ein langer Zug des Volkes begab ſich aus einer Verſammlung nach dem Sizungsſaal der Stadtverordneten,

um dieſen ſeine Reformforderungen, namentlich die auf Entfernung der Miniſter vorzutragen. An dieſem Morgen hatten die Rheinländer zum zweitenmal beim König Gehör. Der König gewährte Alles, was ſie verlangten. Mit ihnen waren Abgeordnete der Berliner Stadtverordneten zugleich im Schloß geweſen. Dieſe konnten bereits um 1 Uhr den Stadtverordneten und der verſammelten Menge die Gewährung des Königs melden. Die Stadtverordneten und die Schuzbeamten hatten eine allgemeine Verſammlung der Bürger auf dem Schloßplaz auf 2 Uhr Nachmittags anſagen laſſen; es gereuete ſie aber bald die Lawine in Bewegung geſezt zu haben; ſie waren deßwegen ſchon um 1 Uhr zum König gegangen, und kamen, noch ehe die Bürger und Arbeiter ganz beiſammen waren, mit den königlichen Zugeſtändniſſen herunter. Sie waren es, welche die Lebehochs auf den König veranlaßten. Es waren wohl Solche da, meiſt Leute aus den gebildeten Ständen, die ſich mit dem Gegebenen keineswegs begnügten, und unter Manchem, vor allen Dingen, Volksbewaffnung und Aenderung des Miniſteriums. Die Mehrheit der Bevölkerung war aber nicht ſo weit im politiſchen Blick und Takt.

Die Nachricht verbreitete faſt allgemeinen Jubel durch die ganze Stadt, der ungeheuer ſchon auf dem Schloßplaz war, wo den dort harrenden Tauſenden die Kunde zuerſt wurde. Die Preſſe iſt frei, die Verfaſſung erhält eine gänzlich freiſinnige Umgeſtaltung, ein liberaler Aufruf an das Volk, der die weiteren Zugeſtändniſſe verkünden wird, iſt ſo eben in die Druckerei gegangen! Dies und Ähnliches rief Einer dem Andern zu, und der Jubel wuchs mit den wachſenden Menſchenſtrömen, die aus allen Straßen nach dem Schloß ſich ergoſſen; denn königliche und ſtädtiſche Beamte trugen wie Herolde die Zugeſtändniſſe herum, und die Lebehochs riefen Alles aus den Häuſern. Da müſſen wir auch dabei ſein! hieß es in den entfernteſten Theilen der Stadt. Bis 2 Uhr Nachmittags, zu welcher Zeit ſchon die gedruckten Zuſicherungen vertheilt wurden, hatte der Jubel vor dem Schloſſe fortgedauert. So begrüßt von den treuen Herzen ſeines Volkes, das, bei Weitem der größten Mehrheit nach, kein Verlangen über dieſe königlichen Freiheitsgeſchenke hinaus hatte, erſchien der König auf dem Schloßbalkon mit entblöstem Haupt. Er konnte nicht zum Worte kommen vor dem ſchallenden Hoch, er mußte ſeinen Dank freundlich nur mit der Hand zuwinken. Als der

Jubel nicht enden wollte, trat nach dem König der Miniſter von Bodelſchwingh auf denſelben Balkon.

Das machte einen ſchmerzlichen Eindruck, noch mehr, daß er das Volk aufforderte, nach Hauſe zu gehen.

Warum will man dem Volk — ſo grollte Mancher — nicht einen Augenblick freien Jubels gönnen? Hat es nicht lange genug ſeinen Schmerz und ſeinen Ärger gewaltſam in ſich zurückdrängen müſſen? Will der Miniſter eines jezt glücklich überwundenen Syſtems noch zum Leztenmal herriſch befehlen?

Gerade das künſtlich verbreitete Gerücht, das ſeit 2 Stunden lief und geglaubt wurde, von dem Wechſel der Miniſter, namentlich von der Entlaſſung des volkswiderwärtigen Bodelſchwingh, hatte die Freude vermehrt, die zuvor bitter aufgeregten Gemüther mitberuhigt.

Die Ermahnung des Miniſters zum Nachhauſegehen hatte bei den unten im Schloßportal befindlichen Offizieren Anklang gefunden; es miſchten ſich mehrere derſelben unter das Volk und wiederholten die Aufforderung, nicht ohne einige unvorſichtige, das Volk verlezende Aeußerungen. Dieſe gaben Veranlaſſung, einen Offizier vom Kaiſer-Franz-Regiment mit Gewalt in's Schloßportal zurückzudrängen, und während das in den Schloßhöfen befindliche Militär eine kriegeriſche Stellung einnahm, erſcholl aus dem Volk der ziemlich allgemeine Ruf: Zurück mit dem Militär, fort mit ihm! Der König vertraue ſich ſeinen Bürgern an! Graf von Arnim berichtete dem König dieſes Verlangen des Volkes, das in der Zurückziehung des Militärs die Bürgſchaft der hohen Verſprechungen ſah. Einzelne aus dem Volk hatten ihn darum gebeten, mit der Zuſicherung, es werden Alle beruhigt nach Hauſe gehen, ſobald die Zuſage des Abzugs von dem Militär erfolge. Der Graf ging mit einem Bürger durch das Militär in das Schloß. Ehe er zurückkehrte, fielen zwei Schüſſe.

Sie kamen aus dem Schloßhof und gingen über die Köpfe des Volkes nach der Breitenſtraße zu. Hinten ſtob das Volk auseinander mit dem Ruf: „Wir ſind verrathen!“ An die Vordern trat ſogleich ein Offizier heran und ſagte, es ſeien zufällig zwei Gewehre losgegangen, jedoch in die Luft, es könne kein Schaden geſchehen ſein. Die Verſammelten wurden, ſo aufgeregt ſie waren, wieder ruhig. Aus dem Schloſſe kam, nach der einen Erzählung, kein Beſcheid, nach der andern, ein Beſcheid, der dahin lautete: Ein unehrenvoller

Rückzug der Truppen könne nicht ernſthaft verlangt werden. Die Meiſten der auf dem Plaz Verſammelten erfuhren nur im Allgemeinen, der Wegzug des Militärs ſei abgeſchlagen. Die Verwirrung wurde groß. Julius Kurtius, einer der Redacteure der Haude- und Spener'ſchen Zeitung, trat an den Generalmajor von Möllendorf, der zu Pferd vor dem Portal hielt, in dieſem Augenblick heran, umfaßte ſeine Kniee und flehte ihn an, als guter märkiſcher Edelmann kein Unglück über Berlin zu bringen, und die von einem Zuſammenſtoß zwiſchen Militär und Volk drohende Gefahr zu verhüten. Der General antwortete, ſo viel an ihm ſei, ſolle dieß ſicher geſchehen; zurückgehen können aber die Truppen nicht. Fernerſtehende, welche dieſen Auftritt anſahen, mißverſtanden ihn als einen „Angriff," ein thätliches Sichvergreifen „wohlgekleideter Männer" an dem General. Das Militär drang etwas vor. Die vom Volk entfernten ſich, der Schloßbrücke zu; zulezt gingen, Hand in Hand, die Schuzbeamten.

Plözlich erſchien ein Herr mit dem Extrablatt der allgemeinen preußiſchen Zeitung, das die Zuſagen des Königs enthielt. Er wurde auf einen Wagen geſtellt, der unweit der langen Brücke hielt, und las vor. Seine Stimme war zu ſchwach. Junge Männer des Handwerkervereins hoben ihren Lehrer, Julius Kurtius, auf den Wagen. Der las mit lauter, weithin hörbarer Stimme. Jeder Saz wurde mit Jubel, mit Lebehochs auf den König aufgenommen, und die Hüte wurden freudig geſchwenkt. Bei den Worten, daß die Preſſe frei ſei, wurde der Jubel über alle Maßen groß, unendlich. Es kam noch ein Herr zu Pferde, welcher daſſelbe Actenſtück in Händen hielt. Kurtius las weiter, die Stimmung des Volkes war die allerbeſte; die Berliner, ein bis zur Stunde politiſch wenig bewußtes Völkchen, an's Kommando gewöhnt, dankbarſt für die Broſamen der Gnade, — dieſe Berliner, ſo voll von anerzogener ehrfurchtsvoller Liebe gegen den König, daß ſie ſich vor Kurzem „den beſchränkten Unterthanenverſtand" hatten in's Geſicht ſchleudern laſſen — dieſe Berliner waren mehr als vergnügt und dankvoll über das königliche Patent vom 18. März.

Plözlich wurde, ganz in der Nähe des Generals von Möllendorf, von den Dragonern eingehauen. Am Rande des Plazes, bei der Stechbahn, entwickelte ſich Reiterei. Dort ſtürzt Alles durcheinander und ſucht zu fliehen. Bei der Brücke, in der Meinung, es ſei wohl wieder ein Mißverſtändniß, und mit wieder gewonnener halber

Ruhe, las Kurtius das Patent weiter. Da wurde ihm zugerufen: „Es wird geſchoſſen, es wird auf Sie angelegt!" Alles eilte über die lange Brücke. Es war gegen halb 4 Uhr Abends.

Ohne daß ein Zeichen zum Angriff gegeben war, hatten die Dragoner einen Ausfall auf das Volk gemacht. Das Volk war vielleicht wegen der Dichtheit der Maſſen in der Unmöglichkeit augenblicklichen Weichens; vielleicht daß die rückwärts flüchten Wollenden unwillkührlich von dem Menſchenknäuel, der feſtſtand, wieder vorwärts gedrängt wurden; vielleicht daß wirklich das Volk im Zorn über den Anfall der Reiterſchwadron auf dieſe ſich vorwärts ſtürzte, und ſie einen Augenblick zurückwarf. Thatſache iſt in dieſem bis jezt unaufgehellten Dunkel, daß unmittelbar darauf von der Reiterei im Schloß mit ſcharfen Hieben eingehauen, und von dem Fußvolk, das in den Schloßportalen ſtand, zugleich eine Salve den Fliehenden nachgeſandt wurde; mehrere ſtürzten tödtlich getroffen. Thatſache iſt, daß zuvor ſchon die entſprechenden Befehle zum Anrücken in die verſchiedenen Kaſernen abgegangen waren; und die Verwirrung des Volkes wurde um ſo größer, als bereits die Dragoner durch die Jägerſtraße im Trab anritten, und auf die ſich drängende Menge einhieben. Ein Einſchreiten der bürgerlichen Schuzbeamten war nicht vorangegangen; dieſe waren eben ſo gefährdet, wie die übrige Menge. Daß die ſich zum Schloß herandrängenden und ſchiebenden Menſchenmaſſen einen Angriff auf das Schloß beabſichtigen — dieſer Wahn durchzuckte vielleicht einen Augenblick den Kopf eines von denen, die zu befehlen hatten. Ja, dieſer Wahn, daß es ſo kommen könnte oder werde, ſcheint während der ganzen Woche in gewiſſen Köpfen geherrſcht zu haben; daher die förmliche Beſpickung des Schloſſes mit Truppen und Kanonen, ſo daß deſſen Höfe das Schauſpiel eines Feldlagers darboten. Oder ſollte wohl die wahre, die ganze Erklärung des nachher ſogenannten „unſeligen Mißverſtändniſſes" in der verbürgten Thatſache liegen, daß um ihre Ruhe gebrachte, von der Gaſſenjugend geneckte Soldaten ſchon Tags zuvor erbittert geäußert hatten: „Wenn ſie die Hunde unter ihre Klinge kriegten, wollten ſie es ſie ſchon fühlen laſſen." — ?? Das trat wie ein Verhängniß in den Jubel des Volks hinein. Die Scene war verwandelt.

Die große Freude des Volkes brauchte zum Uebergang in die größte Erbitterung, in Wuth nur einen Augenblick. Verrath! Ver-

rath! Waffen! Zu den Waffen! Von dieſem Ruf war im Nu ein großer Theil der Stadt voll; denn wie ein Bliz zuckte die Kunde von dem Angriff des Militärs, von Gefallenen aus dem Volke, durch die Straßen. In zehn Minuten ſtand die Barrikade in der Königsſtraße, an der Poſtſtraſſenecke; und bald ziſchten die erſten Kartätſchen die Königsſtraße herab.

Die Menge löste ſich voll Angſt und Wuth allmählig auf; an die Stelle der Menge traten die Kämpfer des Volkes, die ſchloſſen ſich feſt zuſammen, und der Krieg zwiſchen Volk und Militär begann. Es war ein ungleicher Kampf; hier uneingeübte, oft blutjunge Leute, vom Zufall zuſammengewürfelt, meiſt waffenlos; dort ein Heer geübter Truppen, planvoll vertheilt und geleitet. Die Truppen waren überdieß durch die vieltägige Unruhe und Strapaze auf's Höchſte gegen das Volk erbittert. Der Arbeiter, der Bürger mußte ſich erſt nach und nach Waffen erobern; er hatte nur Handwerksgeräthe, Pflaſterſteine, Dachziegel im Anfang, aber bald hatte ein kleiner Theil ſich Schußwaffen erſtürmt; alle Waffenläden wurden erbrochen, Wachthäuſer überfallen, die Wachtmannſchaften entwaffnet, und auch das Volk ſchoß. Der Kampf war ſchwerer als in Paris. Dort hatte das Volk von Anfang Waffen; dort wurde nicht vom Militär mit Kanonen und Kartätſchen auf's Volk geſchoſſen. Der eigentliche Kampf begann um halb 4 Uhr an der Ecke der Oberwall- und Jägerſtraße. Eine Barrikade, welche das Eckhaus, worin ſich die Zeitungshalle befindet, mit dem gegenüber liegenden Eckhauſe verband, wurde in Eile und mit unerwarteter Geſchicklichkeit aufgeführt, indem man zwei Droſchken und eine Kutſche, welche die darin Sizenden freudig hergaben, niederwarf, dazu das Schilderhaus vom Bankgebäude, die Brücken von den Rinnſteinen, Fäſſer und Steine in die Lücken ſtopfte, das Straßenpflaſter aufriß. Eine zweite Barrikade entſtand eben ſo ſchnell an der Ecke der Werderſtraße, dem Gouvernementshauſe gegenüber. Die Barrikaden wuchſen aus dem Boden, von Straße zu Straße. In mancher Straße zählte man zehn und mehr Barrikaden. In der Friedrichsſtraße, in der Leipzigerſtraße und in der Königsſtraße waren die Stärkſten. Auch die Nebenſtraßen waren verbarrikadirt. Im Ganzen zählte man nachher über vierhundert Barrikaden. Sie waren ſehr verſchieden, je nach den Talenten der Erbauer und dem vorhandenen Material. In der

Kochſtraße, wo man ſich Zeit dazu genommen hatte, waren die Barrikaden ſo vollſtändig feldmäßige ſchnurgerade Bruſtwehren, aus Erde und Steinen, daß Pionniere ſagten, die ſind von kundigen Händen gemacht. Von den Thürmen heulten die Sturmglocken, von nervigten Armen des Volks angeſchlagen. Die Poſten in der Nachbarſchaft waren im Nu entwaffnet. Ein Soldat wurde während des Ringens um ſein Gewehr getödtet. Offiziere wurden von den Pferden geriſſen. Die einzelnen Soldaten, welche ſchoſſen, waren verloren. Auf die Dächer der Häuſer wurden Steine getragen. Durch Steinwürfe wurden die Dragoner in der Jägerſtraße vertrieben. Gleich darauf erſchien von der andern Seite her eine Abtheilung Fußvolk. Ein heftiges Feuer wurde zuerſt gegen das Eckhaus der Werderſtraße, ein Gaſthaus, gerichtet, dann gegen die folgenden Häuſer. In der Zeitungshalle wurde ein braver Bürger erſchoſſen. Einen Stock höher trat ein Dienſtmädchen mit den Worten: „Seinem Schickſal kann man nun einmal nicht entgehen!“ an's Fenſter; ſie ſank unter Schüſſen todt zu Boden, ohne Laut wie der Erſtere. Da die Vertheidiger keine Schußwaffen hatten, ſo konnte der Widerſtand aus den Häuſern nur ſo lange fortgeführt werden, als auf den Dächern die Pflaſterſteine, die Dachziegel, Sparren, Balken und Ofenſtücke ausreichten. Die Häuſer wurden von den Truppen genommen, die Steinſchüzen vom Dache der Zeitungshalle retteten ſich durch Flucht über die Dächer.

Um 4 Uhr war die Kunde von dem auf das Volk geſchehenen Angriff in das Univerſitätsgebäude gedrungen. Es war eben eine allgemeine Verſammlung der Studenten. Ein allgemeines Entſezen, gemiſcht mit der Erbitterung über die fehlgeſchlagenen Hoffnungen, ergriff die jungen Gemüther. Schon Tags vorher hatten einige Studenten ſich bewaffnet. Jezt erfolgte allgemeine Bewaffnung. Schwerdt, Piſtolen, Büchſen wurden zur Hand genommen; Hut, Müze und Kleid mit den deutſchen Farben geſchmückt. Dieſe rege Jugend that Wunder der Tapferkeit, ſie bewahrte durchweg eine edle Haltung, und ſorgte in der Verwirrung möglichſt für Ordnung. Oft ſah man in dieſen heißen Stunden, in Mitten des Kampfes, Studierende der Univerſität, der Kunſtacademie, der Bauſchule und Andere, Anordnungen machen, förmliche Schlachtenpläne entwerfen; ein Student ſoll es geweſen ſein, der den Operationsplan für verſchiedene Barri-

kaden einem Andern, der mit Bleiſtift bliʒſchnell nachſchrieb, zu dictirte, und fernere Anordnungen machte, was anderweitig zu geſchehen habe. Die Studenten ſchienen von da an gleichſam die Führer der Bewegung.

Die Anfangs roh und leicht aufgerichteten Barrikaden wurden durch das Ausbrechen der Granitplatten aus den Trottoirs, durch alle möglichen herbeigeſchafften Schuʒmittel, namentlich durch dahintergezogene Gräben und aufgehäufte Mehlſäcke, durch welche die Kugeln matt wurden, zu künſtlichen Befeſtigungen erweitert. Bald wehte auf den meiſten die rothe oder die ſchwarz-roth-goldene Fahne. In einer halben Stunde war der Verkehr mit Wagen und Fuhrwerken überall geſperrt, die Hausthüren wurden durchgängig offen gehalten, die Privatleute gaben oder mußten geben, was ſie auſſer dem Selbſtgebrauch an Waffen vorräthig hatten; auf den Straßen wie in den Häuſern wurden Kugeln gegoſſen. Die ganze Stadt war in ein Kriegslager verwandelt. Von Seiten des Militärs wurden alle Kräfte entwickelt. Um ſie anzufeuern, wurde den Soldaten Branntwein verabreicht, aber Branntwein für drei Tage auf einmal. In wüſtem Rauſch giengen die Rotten des Fußvolks, die Schwadronen der Reiterei vor. Weder von der Seite des Volks, noch von der des Militärs wurde eine Verſtändigung verſucht. Alles gieng zum Angriff über; ein ſchrecklicher Kampf begann; ein Kampf beiſpielloſer Erbitterung zwiſchen Söhnen eines Vaterlandes.

Mit geringen Unterbrechungen dröhnte der Donner des ſchweren Geſchüzes und der Gewehrſalven durch die ſonſt friedlichen Straßen, von den Vertheidigern der Barrikaden, Bürgern, Studenten, und Arbeitern, aus Büchſen und Piſtolen erwiedert, von den Dächern herab mit Steinen, mit Glas und Holz. Ein Student rief mit andern jungen Leuten die Arbeiter der Borſig'ſchen Maſchinenfabrik zur Hülfe. Drauſſen vor dem Thor erſchienen dieſe jungen Leute, welche Hülfe ſuchten in dem Augenblick, als beſpannte Militärgeſchüze nach der Stadt eilten. Die Arbeiter ſchwankten, der Beſiʒer der Fabrik mahnte ſie ab. Da verſuchten die jungen Leute die Stränge der Pferde zu kappen, um die Kanonen aufzuhalten. Eine Wendung, eine Salve mit Kartätſchen und neun Mann vom Volk ſtürzten. Jeʒt waren die Arbeiter nicht länger zu halten, ſie eroberten die Kanonen, bewaffneten ſich mit Eiſenſtangen und zogen in den Kampf.

Es war eine allgemeine, eine furchtbare Erbitterung, eine unerhörte Todesverachtung im Volke. Kinder und Weiber fochten mit, trugen bei, pflegten die Verwundeten. Die Studenten ſorgten für Lebensmittel, Tabak und Cigarren ihrer heldenmüthigen Mitkämpfer, und wo ihnen dieſe Gaben nicht bereitwillig entgegengebracht wurden, da bezahlten ſie unverkürzt. Manche Frau, manches Mädchen ſah man mit den Waffen in der Hand, einzelne in Mannskleidern, voll Begeiſterung am Kampfe Theil nehmen. Ein Mädchen, dem der Geliebte an einem der früheren Tage getödtet worden war, erſchoß einen Dragoneroffizier. Wo die Frauen ſo heldenmüthig waren, konnte kein Mann zurückbleiben. Knaben von zwölf bis ſechszehn Jahren waren in Menge beim Kampfe thätig. Einem Knaben von vierzehn Jahren wurde hinter einer Barrikade der linke Oberarm zerſchoſſen, ohne daß er in ſeinem Eifer es irgendwie bemerkte, und als in Folge der Vernachläſſigung der Wunde die Abnahme des Arms nothwendig wurde, unterzog er ſich derſelben ohne einen Schmerzenslaut. Ein andrer gleichen Alters fiel auf der Barrikade; er hielt noch als Leiche den Säbel krampfhaft in der Hand, ſo daß er nicht ohne Mühe herauszunehmen war. Bei dem Kampf an der Wilhelmsſtraße ſtand ein Knabe von kaum neun Jahren unter den pfeifenden Kugeln, und wehrte mit andern durch fortwährende Steinwürfe dem Herannahen eines Reiteroffiziers, der ſich zuletzt zurückziehen mußte. Wie eine Mauer ſtellten ſich die Kämpfer des Volkes dem Kugelregen entgegen. An der Ecke der Weberſtraße ſah man Männer, kaum mit Beilen und Knitteln bewaffnet, ganze Rotten des 8. Infanterie-Regiments aufhalten, gegen ihren Andrang ihren Stand behaupten, ja ſie entwaffnen. Es war, als ob in der Begeiſterung einzelne Bürger geradezu den Heldentod ſuchten.

Ein großer rieſiger Mann ſprang hinter einer Barrikade, welche wegen Mangels an Schießgewehr hart bedroht war, hervor, und ſchlug den zugführenden Lieutenant mit einem an einer langen Stange befindlichen Hacken nieder. Dann fiel er, von einem ganzen Pelotonfeuer zerſchmettert, vor der Barrikade. Ein Anderer, man ſagt, ein Pole, ſprang mit einem Degen bewaffnet hinter einer Barrikade hervor, und ſpaltete einem Offizier den Kopf. Er erhielt einen Stich in den Arm, der ihm das Fleiſch herunterriß. Mit dieſem Arm tödtete er noch zwei Soldaten, dann fiel er mit zerſchmettertem Hirnſchädel nieder. Ein

polniſcher Edelmann, der an der Barrikade der Taubenſtraße kämpfte, richtete den Angriff ſeiner Schußwaffen hauptſächlich auf die Offiziere, deren er drei tödtete. Als er ſelbſt tödtlich getroffen niederſank, rief er einem neben ihm kämpfenden Studenten zu: „Sorgt für Polens Freiheit!“ Bei der Barrikade am Eingang der neuen Königſtraße hatte ein ſehr junger Mann hinter einem Schießloch ſeinen Stand und ſchoß mit einer Flinte thätigſt hervor. Während er, am Fuße verwundet, ſich verbinden ließ, blieb er, der Schmerzen ungeachtet, ruhig auf ſeinem Stand, und ſchoß fort, nach wie vor.

Schon waren, bis in die äußerſten Vorſtädte, alle Straßeneingänge in kleine Feſtungen verwandelt; alle Dächer der Eckhäuſer, welche den Barrikaden zu Stüzpunkten dienten, abgedeckt und von Männern aus dem Volke beſezt, welche ſich vorbereiteten, die heranziehenden Truppen mit einem Steinhagel zu empfangen. Auf jedem dieſer Häuſer wurde die ſchwarz-roth-gelbe Fahne des deutſchen Reiches aufgepflanzt, und von dem Volke mit dem Jubelruf: „Es lebe die Freiheit!“ begrüßt. Von Zeit zu Zeit erſchienen junge bewaffnete Männer, meiſt Studenten, um die Barrikaden zu beſichtigen, der Menge Verhaltungsvorſchriften zu geben, oder ſie nach andern Punkten des Aufſtandes zu leiten.

Die buntgemiſchten Haufen folgten willig dieſen Anweiſungen und eilten mit den Führern auf den blutigen Schauplaz des mörderiſchen Kampfes. Die meiſten Häuſer öffneten die Thüren, um dem Volke Waffen, Munition, Barrikadenmaterial einzuhändigen. War und blieb wo eine Hausthüre geſchloſſen, ſo mußte geöffnet werden, auf des Volkes Befehl, bei Todesſtrafe. Heilig war das Eigenthum. Auch bei den unterſten Volksklaſſen war das Ehrgefühl gehoben.

Die Pelotonfeuer krachten unter Trommelwirbel, und Kartätſchenladungen wechſelten damit ab, auch mit Paßkugeln und Granaten wurde geſchoſſen; es war ein wahres Schlachtfeuer. Gegen 6 Uhr rückten ſieben Bataillone Fußvolk, welche von Halle zurückkehrten, in die Stadt ein, und von jezt an gewann das Peloton- und Kanonenfeuer, beſonders in der Richtung nach dem Schloſſe, wo die ganze königliche Familie verſammelt war, immer größere Stärke.

Schon vorher war auf der Kurfürſtenbrücke eine weiße Fahne

aufgezogen worden, vom Schloß aus eine offizielle Friedensfahne, auf welcher das Wort „Mißverſtändniß“ zu leſen war. Allein die Hand, die mit dem friſchen Herzblut des Volkes auf den Boden geſchrieben hatte und jezt die weiße Fahne flattern ließ, vermochte nicht ſo plözlich das Volk zu verſöhnen: hatten doch bei der erſten Salve aus dem Schloſſe Viele im wörtlichen Sinne „vor Wuth geheult.“

Mit dem Geſchrei: „Nieder mit Friedrich Wilhelm!“ wurde auf die weiße Mißverſtändnißfahne geſchoſſen. Als es dunkel zu werden anfing, wurden an den Barrikaden Wachtfeuer angezündet, an denen ſich die Volkshaufen erwärmten und Kaffee kochten; die Bäcker lieferten die Eßwaren dazu im Ueberfluß.

Während dem gieng der mörderiſche Kampf fort. Das Haus des Conditors D. Heureuſe, quer vor der Mündung der Breitenſtraße und dem Schloſſe gerade gegenüber, war in eine kleine Burg verwandelt, welcher das Kölniſche Rathhaus zum Nebenfort diente. Auf der Zinne des D. Heureuſe'ſchen Hauſes wehte eine ungeheure ſchwarz-roth-gelbe Fahne. Dieſes Haus wurde von Granaten- und Flintenkugeln zerſchoſſen, endlich, nach ſchwerem Verluſt an Offizieren und Gemeinen, von dem Potsdamer Garderegiment erſtürmt und genommen. Was lebend darin war, Männer, Weiber und Kinder, wurden von den Soldaten niedergemacht oder drei Stock hoch zum Fenſter hinaus geworfen. Die Grauſamkeit der Soldaten war unmenſchlich.

Vor dem Einbruche der Nacht begab ſich nochmals eine Abordnung zum König. Es waren der Buchhändler Gumbinner, der praktiſche Arzt Löwe, die Bezirksvorſteher Lademann und Ring und der Stadtverordnete Reimer.

Dieſe waren zuſammengetreten, hatten einige Nachbarn bis zum Kölniſchen Rathhauſe aufgefordert, ſich ihnen anzuſchließen, aber vergeblich, und waren durch die bewaffneten und kämpfenden Haufen bis zur Wohnung des Biſchoffs Neander in der Brüderſtraße vorgedrungen, der entſchloſſenen Muths in geiſtlichem Ornat ſich zu ihnen geſellte. Dieſe Männer zogen in feierlicher Haltung, entblösten Hauptes, begleitet von dem Beifallruf der Bürger, durch die Truppenhaufen nach dem Schloſſe. „Brav, ihr Friedensſtifter! rief das Volk; bringet uns den Frieden!“ Nach

einigen Schwierigkeiten gelang der Zutritt zum König. Die Eintretenden erklärten: das Volk ſey kampffertig, Straßen und Dächer ſeyen zum Widerſtand eingerichtet, die Folgen nicht zu überſehen; das Militär möge in ſeine Kaſernen zurückgezogen werden, nur dann ſey unberechenbarem Blutvergießen vorzubeugen.

Der König antwortete in den gnädigſten und freundlichſten Formen, zuerſt müſſe das Volk ſeine Stellungen aufgeben und die Barrikaden wegräumen, ehe er die Truppen zurückziehen könne. Hinter dem König ſtand der Prinz von Preußen.

Der König und der Prinz traten mit den Abgeordneten an das Fenſter. Der König wies nach der Königsſtraße hin. Sie blizte von militäriſchen Waffen. „Sehen Sie, ſprach er, dieſe Straße iſt mein.“ Nur der Bitte, nicht der Gewalt bewillige er etwas, ſagte er zum Abſchied.

Vergeblich verſuchten die Abgeordneten das Volk zu dem zu beſtimmen, was der König verlangte. Sie wurden an den Barrikaden mit Unwillen zurückgewieſen. Der Kampf loderte auf beiden Seiten jezt nur noch heißer auf.

Es war eine mond- und ſternenhelle Nacht. Von oben und unten, vom Licht des Himmels und der vielen hundert Wachtfeuer lag das Schlachtfeld der Hauptſtadt erleuchtet mit ſeinen Barrikaden, und dahinter mit den todesmuthigen Streitern des Volkes, jenſeits mit den waffenblizenden Maſſen der kunſtgeübten Krieger. Ringsum das Geſchrei der Kämpfenden, das Knallen der Gewehre, das Donnern der Kanonen, das Wimmern der unaufhörlich angeſchlagenen Sturmglocken von den Thürmen herab, und bald auch der Himmel vom Brande geröthet; in der königlichen Eiſengießerei brach Feuer aus. Zudem war während der halben Nacht faſt die ganze Stadt an den Fenſtern beleuchtet.

Am furchtbarſten war der Kampf in der Breitenſtraße, welche von Bürgern, Schriftſtellern und Studenten bewacht und durch eine gewaltige Barrikade verſchloſſen war. Aus dem Portal im Schloß wurde vier Stunden lang mit Kartätſchen auf dieſe Barrikade geſchoſſen, unter den Augen des Königs und unter der Leitung des Prinzen von Preußen, während Fußvolk von der Scharrenſtraße und dem Mühlendamm anſtürmte.

Hier, in der Breitenſtraße, war es, wo in den Brunnen,

in der Mitte der Straße, eine Kanonenkugel einſchlug, und ſtecken blieb, mit der Umſchrift: „An meine lieben Berliner!“ Viele Tauſende haben am andern Tag dieſe Kugel geſehen und die Umſchrift geleſen. *)

Von 4 Uhr Abends bis Mitternacht hielt ſich dieſe handvoll Kämpfer des Volkes gegen Kanonen und Militärmaſſen. Die drei beſezten Häuſer wurden endlich erſtürmt, und, was in denſelben war, ermordet; nur ein Bürger, den man als todt die Treppe hinunter warf, rettete ſich. Später, an der Taubenſtraße, hielt eine Barrikade mit ſechs Flinten acht Angriffe und mehrſtündiges Kartätſchenfeuer aus, und wurde erſt Morgens um 4 Uhr genommen. An der Spittelbrücke hatten acht Volkskämpfer ein Haus beſezt und dem Militär viele Leute weggeſchoſſen. Endlich wird das Haus erſtürmt. Die Volkskämpfer ſezen die Flinten beiſeit und ergeben ſich. Ein Unteroffizier ſezt einem der Entwaffneten das Bajonet an die Bruſt und ruft: „Wart, verfluchter Hund, du ſollſt krepiren!“ Eh er ſchießt, dreht er ſich um nach Jemand, der ihn anruft. Der Bedrohte wechſelte ſchnell ſeinen Plaz und — rettet ſein Leben; denn der Unteroffizier erſchießt jezt einen andern. Der Hauptmann kommt herauf und befiehlt, alle auf die Straße zu führen und niederzuſchießen; ein Lieutenant drängt ſie hinaus; ſie müſſen unter Hieben und Stößen die Barrikaden hinwegräumen, in Todesangſt, dann werden ſie nach Spandau abgeführt, mit mehr als fünfhundert andern Gefangenen, die auf verſchiedenen Punkten gemacht wurden.

Die Vorgänge im Berliner Schloß am 18. März.

Im Schloſſe, hart an den Fenſtern, blieb um den König der Prinz von Preußen und eine Zahl Generale verſammelt. Mitten unter dem Kampfe, von dem die Stadt widerhallte, war Herr von Vincke in Berlin angelangt. In der Nacht, ohne ſich Zeit zum Um-

*) Dieſe Thatſache hebt die Berliner „Reform“ ſehr hervor. Sie wurde, ſo viel uns bekannt iſt, nirgends widerſprochen.

kleiden zu nehmen, von der weiten Reiſe aus Weſtphalen her, beſtäubt, wie er war, eilte er zum König, ſchilderte den gährenden Zuſtand in Weſtphalen, ſprach offen aus, welchen Schmerz ihm hier in Berlin der Anblick des grauſam behandelten Volkes gemacht habe.

Da lachten die Generale, die zugegen waren, laut auf.

Vincke äußerte ſich entrüſtet über ſo ein Lachen in ſolcher Stunde und Sache. Ja, ſagte er, der König muß Frieden ſchließen mit dem Volk.

Sie, Herr von Vincke, Sie ſind ſelbſt auch Schuld an der Unordnung im Lande, Sie mit Ihrer Oppoſition und Ihren heftigen Reden auf dem Landtag — Und die Generale lachten wieder, der König ſprach nichts.

Sie lachen, meine Herren? rief Vincke. Eben in die Stadt gekommen, ſeh ich einen Thron wanken. Sie lachen? Lachen Sie nicht! Der König muß Frieden ſchließen mit dem Volke. Es ſteht mehr, als Sie wiſſen, auf dem Spiel.

Der König, um ihn zu begütigen, lud Vincke ein, mit ihm zu ſoupiren.

Majeſtät, ſagte Vincke, erlauben Sie mir, die Geſellſchaft dieſer lachenden Herren zu verlaſſen — und er ging.

Was Vincke beim König zu erreichen geſucht hatte, das hatte zuvor, ſchon am Mittag, der alte Pfuel, ein wohlwollender, volksfreundlicher General, vergebens verſucht. Er hatte ſich alle Mühe gegeben, und als Gouverneur von Berlin hatte er dazu Gelegenheit, einem blutigen Zuſammenſtoß zwiſchen Volk und Militär vorzubeugen. Es ſoll darüber zwiſchen dem Prinzen von Preußen und ihm zu einem heftigen Auftritt gekommen ſeyn. Während des Jubels, den das verſammelte Volk vor dem Schloſſe erhob, entfernte ſich Pfuel, um ſich umzukleiden. Da fielen die Schüſſe, da erſcholl das verworrene Geſchrei, die Soldaten hatten angegriffen, Pfuel eilte zurück, und wie er auf dem Plaz anlangte, hörte er, er ſey nicht mehr Gouverneur von Berlin, der Befehl über die Truppen in der Stadt ſey auf einen andern übergegangen.

Als ſolchen bezeichnete man den Prinzen von Preußen. Während des Straßenkampfes hielt man allgemein in Berlin niemand anders, als eben dieſen Prinzen, für den, welcher als Oberbefehlshaber den Truppen die Befehle gebe und die Angriffe auf das Volk leite.

Später war es ſehr im Intereſſe des Prinzen, daß öffentlich erklärt wurde, durch ſeine Veranlaſſung, er habe an dem Blutvergießen keinen Theil. Der König ſelbſt ſprach den Prinzen des Antheils daran ledig. Glaubwürdige unparteiiſche Männer, die den Prinzen perſönlich kennen, verſicherten den Verfaſſer, daß ſie an des Prinzen Unſchuld in dieſer Beziehung feſt glauben. Andere ſind noch jezt von dem Gegentheil überzeugt.

Wer es auch befahl, der Befehl zu dem blutigen Einſchreiten der Truppen kam jedenfalls aus dem Schloſſe, von einer Perſon im Schloß, ſey es eine mittleren, höheren oder höchſten Rangs. Auch wäre im äußerſten Fall möglich, daß Befehl und Zufall ſich ergänzt hätten, daß auch in dieſem einzelnen Punkt das ſo verhängnißvoll wirkende Wort gewaltet hätte — „ein Mißverſtändniß.“

Um den König her, in den lezten Tagen der Bewegung, an dieſem Morgen, an dieſem Mittag, in dieſer Nacht, wer waren die Männer? — Es waren die Leute „des alten preußiſchen, des vielarmigen, aber wenig köpfigen Syſtems.“ Soldaten waren um ihn, die nichts waren als Soldaten; Beamte, die nichts waren als Beamte; Soldaten und Beamte, ſo ſehr einander ähnelnd, „als ob ſie alle auf einer Maſchine gedreht wären.“ *)

Was konnten jezt die Männer, welche Staatsdiener, aber keine Staatsmänner waren, Diejenigen, welche nichts vorausgeſehen hatten, und welche jezt das Rechte immer noch nicht ſahen — was konnten dieſe dem König nüzen, jezt, in dieſer Stunde, wo, wie Vincke ſagte, ein Thron wankte, und vielleicht mehr — ? Die Uhden, Stollberge, Thiele, Canize und ihresgleichen, ein Eichhorn mit ſeiner religiös politiſchen Unklarheit und ſeiner Dienſteifrigkeit, die er gegen jeden freien Kopf ſo gern und oft an den Tag gelegt hatte, „aus purer Frömmigkeit zur Ehre Gottes“?

Nur zwei Männer waren es, welche in dieſen Stunden dem König hätten zu dem rechten Weg rathen, und vielleicht ihn dazu beſtimmen können, und von dieſen beiden, einzigen, war keiner anweſend.

---

*) Preußen, ſeine Revolution und die Demokratie. Ein Skizze von Guſtav Sigmund. Berlin 1849. Dieſe kaum drei Bogen ſtarke Broſchüre iſt das Geiſtvollſte und Reellſte, was in dieſer Hinſicht öffentlich erſchienen iſt.

Der eine war Alexander Humboldt, Wilhelm's Bruder, ein freiſinniger Mann, aber deſſen Freiſinn nur geduldet war, weil er ihn in die öffentlichen Angelegenheiten nicht einmiſchte, weil er ſchwieg; ein ſehr einſichtsvoller Mann, an dem man aber, weil er in den Wiſſenſchaften ſo groß war, in Deutſchland gerne den Politiker überſchäzte.

Dieſer große Miniſter in den Naturwiſſenſchaften, war in der Politik nicht ſein Bruder. Von Zeit zu Zeit, als des Königs, des frühern wie des jezigen, geiſtvoller Abendumgang, wurde er zu diplomatiſchen Sendungen verwendet, und davon wurde viel Redens gemacht in den Zeitungen, und der anderweit hochberühmte Mann erhielt einen Ruf, als wäre er ein Mann großen Einfluſſes, höchſter politiſcher Bedeutung am Berliner Hofe. Und doch war er, um einzugreifen, ſchon viel zu alt, an der Schwelle des achtzigſten Lebensjahres. Aber in dieſer Stunde hätte er dem König gewiß den rechten Rath geben können und gegeben.

Der zweite dieſer Männer war General von Radowiz. Der beſaß einen Einfluß auf den König, wie nicht leicht ſonſt Jemand. Er wußte die Menſchen, die Dinge, die Lagen zu überſchauen und zu bemeſſen, aber er war in Frankfurt am Main.

Die Umgebungen des Königs waren entſchiedene Abſolutiſten, voll Uebermuth auf ihre militäriſchen Mittel, voll Verachtung des Volks und ſeiner Leiter.

Als die Kunden kamen aus den kleineren deutſchen Staaten von den Siegen des Volkes, ſah man am Berliner Hof hoch herab auf jene Regierungen, die ſich vom Volke hatten Zugeſtändniſſe abnöthigen laſſen. Selbſt dem ſchlauen Louis Philipp und Guizot hätte man am Berliner Hof Rath zu geben gewußt, daß ſie nicht geſtürzt worden wären. Selbſt Metternich hatte nur nach ihrer Anſicht einen Augenblick den Kopf verloren, ſonſt wäre er nicht verjagt worden. So dachten, ſo ſprachen die Herren am Berliner Hof. Man hatte ſich zu lang und zu unverſchämt gegenſeitig ſelbſt gelobt und loben laſſen, ſo daß man ſich groß vorkam, unüberwindlich. Das „herrliche, das unvergleichliche Heer“ ſtand ja jedem Wink bereit, und man freute ſich am Hofe einmal Gelegenheit zu haben, der Welt zeigen zu können, wie in Berlin das abſolute Regiment durch Energie im rechten Augenblick, durch ein paar

gut angebrachte Salven jedes Unterfangen des „beſchränkten Unterthanenverſtands“ zur Ordnung zu weiſen wiſſe.

Das war das höhniſche Lachen der militäriſchen Umgebungen des Königs dem Herrn von Vincke gegenüber.

Der Prinz von Preußen ſah ſein und Preußen's Heil nur darin, daß auch nicht das Geringſte an dem abſoluten Königthum geſchmälert werde. Dieſer entſchiedene, reine Abſolutiſt, der künftige Thronerbe, wußte von keiner andern Herrſcherweisheit, als derjenigen, die mit den Waffen niederdrückt, niederſchlägt, vernichtet; er glaubte an keine andere Macht, als an die Macht der Bajonette und Kanonen. Das Heer war für ihn, lebte ihm, ſchwärmte für ihn: wie ſollte er, geſtüzt auf dieſes Heer, zu Zugeſtändniſſen zuſtimmen, das Volk fürchten?

Der König ſelbſt dachte eben ſo. Dazu kam des Königs Vertrauen auf den Gott, der ihn, ſeinen Geſalbten, ſchon vor Vielem bewahrt, der das Geſchoß Tſchechs zu Boden geſchlagen.

Darum hörte der König, dem ſchon ſeine bisherigen Zugeſtändniſſe an das Volk die Vorwürfe der abſoluten Prinzen zugezogen hatten, jezt auch auf die Stimmen, die zu energiſchem Handeln, zum Waffenbeweis riethen, es gefiel ihm, durch die Kanonen zu predigen, daß er der Herr ſey, und daß die Unterthanen, die an die Krone griffen, Verbrecher ſeyen, und ſein Ohr blieb verſchloſſen den Bitten um Einſtellung des Kampfes, die ſelbſt einige treue Diener des Königs an ihn gewagt haben ſollen.

Als die Entſezen der Nacht wuchſen, als der Kampf die gräßlichere Geſtalt des Bürgerkriegs annahm, wagte ſich eine neue Abordnung der Bürger in's Schloß, der König ließ ſie vor; einer früheren war es nicht gelungen vorgelaſſen zu werden, weil ſie um Rückziehung des Militärs bitten wollte, und die Miniſter Graf Arnim und Bodelſchwingh hatten erklärt, die Verantwortlichkeit einer ſolchen Maaßregel könne Niemand übernehmen.

Als die Abordnung bei dem König eingetreten war, fand ſie den König für ihre Bitte im Geringſten nicht geneigt. Das Militär, ſprach er, darf nicht aus der Stadt, kann nicht aus der Stadt gezogen werden. Das Militär iſt ja auch zum Schutz der Bürger da, und nicht blos zur Herſtellung der Ruhe!

Die Bürger Neumann und Nobiling ſtellten dem König unterthänig die Sachlage dar, ſie erkannten klar, daß man im Schloß nicht wußte, wie es in der Stadt ſtand. Sie beſchworen den König flehentlich, unverzüglich den Befehl zum Rückzug der Truppen zu ertheilen.

„Das geht nicht!“ fiel der Prinz von Preußen dazwiſchen.

Die Bürger fragten beſcheiden, aber feſt, wer es wagen dürfe, ſich zwiſchen Seine Majeſtät und die Abordnung der Stadtverordneten von Berlin unberufen einzumiſchen?

Und der König ſagte: Seine Königliche Hoheit der Prinz hat Recht!

Dann fuhr der König fort: „Ich bin ein mächtiger Herr; meine Truppen werden über die Ruheſtörer ſiegen.“

Majeſtät, ſagte einer der Abgeordneten, worunter auch der Bürgermeiſter Naunyn, Dunker und Doktor Stieber, ein Sieg für Ew. Majeſtät käme in dieſem Fall einer Niederlage gleich!

„Mein väterliches Herz blutet, ſprach der König Friedrich Wilhelm IV. — aber ſie wollen es nicht anders.“

Die Abgeordneten baten den König, die Miniſter zu wechſeln.

„Sie ſprechen wirklich im revolutionären Ton!“ ließ ſich einer aus der Umgebung des Königs vernehmen, ein Staatsminiſter.

Es iſt nicht die Rede, verſezte einer der Abgeordneten, von einer Emeute, ſondern von einer Revolution, einer Revolution im vollen Sinne des Wortes. Hören Sie es drauſſen? —

Und die Gewehrſalven knallten, die Geſchüze donnerten, die Sturmglocken heulten von allen Thürmen, brandroth leuchtete der Himmel, und von Waffengeklirr und wildem Geſchrei erdröhnte die Stadt. Aber der König und ſeine Umgebungen blieben unbeweglich, und die Abgeordneten gingen hinweg.

Der romantiſche König hatte keine Vorſtellung von der Macht im Volke, nur von ſeiner königlichen Machtvollkommenheit. Die Zugeſtändniſſe, die er gemacht hatte, reuten ihn gewiß ſchon Stunden zuvor, ehe der Kampf begonnen hatte. Er war durch und durch ein mittelalterlicher König. Er kannte das Volk, und vollends ſeine Berliner, nur von der Seite „des angeſtammten Vertrauens und der Liebe zum Herrſcherhauſe.“

Die mittelalterlichen Anſichten von der Krone, von ſeiner königlichen Perſon und von Unterthanen waren ihm angeboren und anerzogen. Sie waren mit ihm verwachſen, ſie waren ſein Charakter, ſein Weſen, war jene unangetaſtete, von nichts ſich beſchränken laſſende Machtfülle eines romantiſchen Königthums, und es gehörte zu ſeinen ſüßeſten, glücklichſten Stunden, ſich recht tief in dieſelbe hinein zu träumen und zu fühlen, und ſich ſelbſt in königlicher Größe zu genießen.

Einen Theil von dieſer Macht und Würde hatte er im Drang des Augenblicks an die Volksfreiheit abgegeben, es hatte ihn müſſen hart ankommen, es war ihm von den Umſtänden abgezwungen, er hatte ſich geſträubt ſo lang er konnte: es konnte nicht anders ſeyn. Denn es lag darin nichts Anderes, als die Anmuthung, ſein eigentlichſtes Weſen, ſeinen Charakter aufzugeben, und aus einem romantiſchen König ein moderner zu werden.

Was er, gewiß mit mißſtimmtem Herzen, bewilligt hatte, ſo wenig es war, das hatte er vielleicht ſchon im Augenblick des Bewilligens mit halb oder ganz bewußter Hoffnung gegeben, unter veränderten Umſtänden es zurück zu nehmen oder zu beſchränken, zumal da er, ſeiner innerſten Ueberzeugung nach, eine wahrhafte Repräſentativ-Verfaſſung ſchädlich für das Volk glaubte, und er in ſeiner myſtiſchen Religiöſität es für eine Pflicht des Königs, des Geſalbten, gegen ſeinen Gott hielt, die abſolute Krone in reinem Glanz zu erhalten und zu vererben.

Furcht nach unten kannte er bis jezt auch nicht, und er ſagte es nicht nur einmal, er pflegte es zu ſagen, ſeine Feinde ſeyen immer feig geweſen.

Sollte es ihm nicht, zumal unter den vorwurfsvollen Blicken und Reden der Prinzen ſeines Hauſes, als Schwäche vorgekommen ſeyn, daß er dem Volke nachgegeben ohne energiſchen Widerſtand? Mußte ihm, bei dieſer Natur und Anſchauungsweiſe, der Kampf nicht willkommen ſeyn, um am Ende deſſelben mit Grund wieder zurück nehmen zu können, was er zugeſtanden hatte?

Die Rückkehr der Abgeordneten unter das Volk, das Bekanntwerden ihrer ganz erfolgloſen Sendung, ſteigerte die Wuth des Widerſtandes. Im alten Berlin, wo es um dieſe Zeit am ſchärfſten hergegangen war, war die Hauptwache am Markt überrumpelt, die Wachen an dem Gouvernementshauſe erſtochen, die beiden

Poſten an der Bank entwaffnet, die Hausvogtei erſtürmt gegen 8 Uhr Abends. Nachdem die Kartätſchen in den Straßen furchtbar aufgeräumt hatten, ließ erſt das Kanonenfeuer nach, dann wurde auch das Kleingewehrfeuer ſchwächer. Das war die Zeit, da man einen Erfolg von der Abordnung an den König erwartete.

Viele Offiziere hätten dieſen Erfolg gerne geſehen. Die Truppen hatten in dem Straßenkampf bereits furchtbar gelitten, und der unheimliche Graus, dieſe Art Krieg zu führen, drückte ſelbſt auf tapfere Herzen. Die Truppen waren zuerſt — war es Verachtung des Volks? war es Kopfloſigkeit? — befehligt worden, die Barrikaden mit dem Bajonett zu nehmen. Das hatte verderblichſt für ſie ausgeſchlagen, da von der Höhe der Barrikaden, hinter denſelben hervor und am lebhafteſten aus den Häuſern, beſt gezielt auf ſie geſchoſſen wurde, jedes Fenſter Musketen, aber keinen Schüzen zeigte, und von den Dächern in die dicht zuſammen gedrängten Reihen der Soldaten die Steine regneten. Bei einer Barrikade, in der Friedrichsſtraße, verlor ein Offizier ſo viel Leute, daß der Reſt nicht ausreichte, um die Todten und Verwundeten wegzuſchaffen. Als die Kanonen aufgefahren waren, um die Barrikaden durch Kartätſchen und Paßkugeln zu zerſtören, wurde jede Barrikade immer nur mit großem Verluſt genommen, und die Vertheidiger derſelben zogen ſich von Dach zu Dach, von Haus zu Haus, von einer Barrikade hinter die andere. Denn fiel eine Barrikade, ſo zeigten ſich hinter derſelben gleich drei neue. Die Reiterei hatte einen noch ſchlimmeren Stand, das Aufreißen des Pflaſters und das Ausſtreuen von Glasſcherben machten ihre Haltung in den Straßen unmöglich.

Gegen 9 Uhr begann das Feuer auf beiden Seiten wieder heftig. Gerüchte liefen um in der Stadt, der König habe dem General Pfuel — bis jezt hatte man nichts von ſeiner Abſezung gewußt — das Commando genommen und dem General von Prittwiz übertragen, und Prittwiz habe bei der Annahme des Befehls geſagt, er werde als Militär handeln, und wenn er dann als Bürger gefehlt haben ſollte, möge der König ihm den Kopf vor die Füße legen laſſen.

Das Kartäſchenfeuer zeigte bald, wie ernſt es den Truppen ſey. Früher hatte mancher, der ſein Ohr bei den Schießübungen der Artillerie geübt hatte, an manchem Schuß zu hören geglaubt, daß es nicht ſo ſchlimm gemeint ſey.

Bisher hatte das Volk kein Geſchüz gehabt, nur drei Böller ſtanden, von Schloſſergeſellen bedient, auf einer Barrikade. Sie gehörten der Schüzengilde, und waren ſonſt nur zu Freudenſchüſſen beſtimmt. Statt der Kartätſchen wurden die Böller mit Pfundgewichten und anderm, was man nur hatte, geladen. Der Schüzengilde faſt immer treffende Büchſenſchüſſe wirkten beſonders verderblich. Jezt brachte das Volk auch Kanonen in's Gefecht. Drei Stücke wurden vor dem Thor, als ſie von auswärts unter ſchwacher Bedeckung in die Stadt gebracht werden ſollten, von einer Schaar Turner und Arbeiter der Borſig'ſchen Fabrik genommen, und im Triumph auf den Kampfplaz geführt. An bedienenden Händen fehlte es nicht. Die allgemeine militäriſche Dienſtpflicht in Preußen hatte militäriſche Kenntniſſe unter allen Ständen verbreitet.

Bei weitem die meiſten Kämpfer waren Arbeiter. Wo es an Kugeln mangelte, wurden Eiſen- und Zinkſtangen aus den Fabriken herbei geholt, zerſchnitten und die Stücke in die Gewehre geladen. Kinder, Mädchen, Frauen goſſen Kugeln, zerſtampftes Glas wurde in das geſchmolzene Blei gemiſcht, und dieſes noch warm in die Flinten geladen. Mit jeder Stunde war die Bewaffnung allgemeiner geworden. Das Volk erſtürmte in der Nacht die Kaſerne der Lehreskadron und die Dragonerkaſerne am Halliſchen Thor, entwaffnete das Militär und bewaffnete ſich mit Waffen aller Art.

Der Kampf war vom Schloſſe ausgegangen. Um Mitternacht war das Militär Meiſter von dem Schloßplaz, der Breiten- und Brüderſtraße, und von dem Stadttheil, der von den Linden bis zu der Leipzigerſtraße ſich zieht. Die Kanonen, die auf der Höhe der langen Brücke vor der Reiterſtatue des großen Kurfürſten aufgepflanzt waren, hatten die Hauptſtraße der Königsſtadt, die bis an den Schloßplaz führende Königsſtraße geleert, aber auch die koſtbaren Läden zu beiden Seiten ſehr beſchädigt, und von den verrammelten Einmündungen der engen Seitenſtraßen wurden die in der Königsſtraße vorgedrungenen Truppen auf beiden Seiten in der Flanke angegriffen. Das Ende der Königsſtraße, die in den Alexanderplaz einmündet, war ſo verbarrikadirt, und durch Geſchüze und die ſicheren Schußwaffen der Schüzengilde ſo gut vertheidigt, daß jeder Angriff der Truppen abprallte. Der Verluſt des Militärs war hier größer als irgendwo. In Stunden lang dauerndem Kampf ſtreckten die

Schüzen mit ihren Büchſen Schuß auf Schuß die Soldaten nieder, aus den Fenſtern, von den Dächern der Häuſer, wo ſie gedeckt ſtanden. Die ganze Nacht durch trugen Bürger, Frauen, Mädchen, oft unter augenſcheinlicher Lebensgefahr, Wein und Brod und Erfriſchungen aller Art den Kämpfern des Volkes zu.

Hartnäckig, blutig gekämpft wurde da, wo die Friedrichsſtraße die Taubenſtraße, die Dorotheenſtraße und die Leipzigerſtraße durchſchneidet. An dieſen Punkten waren mächtige Barrikaden. Mit Mehlſäcken und Matrazen ganz bedeckt, widerſtanden ſie lange den Kartätſchen und Granaten, und die Scharfſchüzen des Volkes richteten unter den ſtürmenden Truppen eine Reihen lichtende Verwüſtung an, beſonders an der Taubenſtraße.

Hier und auf dem Alexanderplaz, vom hartnäckigſten Widerſtand feſtgehalten, wurden die Truppen von der Kaſerne des Alexanderregiments und von der Dragonerkaſerne am Halliſchen Thor abgeſchnitten. Dadurch gelang es dem Volk, wie die Dragonerkaſerne ſo auch die Alexanderkaſerne zu erſtürmen, und was von Waffen dort vorräthig war, an ſich zu nehmen.

Damit rüſtete es ſich, einen bedeutenden Waffenplaz, das Landwehrzeughaus in der Lindenſtraße, zu ſtürmen. Dieſes Waffendepot, weil es den Volkskämpfern die gefährlichſten Mittel an die Hand geben konnte, war ſtark beſezt. Eine Anzahl Offiziere hatte die Wichtigkeit deſſelben und den Angriff darauf ermeſſen. Mit gezogenen Büchſen erwarteten ſie, mit ihren Leuten an den Fenſtern ſtehend, den Angriff. Ein junger hochgewachſener Mann führt die Maſſen im Sturmſchritt heran. Ein wohlgerichtetes Feuer empfängt ſie, jeder Schuß aus dem Hauſe ſtreckt ſeinen Mann zu Boden; mit großem Verluſt ziehen ſich die Bürger zurück. Aber der jugendliche Führer ſchwingt abermals die ſchwarz-roth-goldene Fahne, und zum zweiten Mal ſtürmen die Volkskämpfer an. Zum zweiten Mal werden ſie zurückgeſchlagen, mit gleichem Verluſt. Fünf Mal ſo nacheinander führt ſie der Jüngling zum Angriff heran, links und rechts neben ihm fallen die Streiter von den Kugeln durchbohrt: er, ſo hoch er hervorragt, ſteht, die deutſche Fahne in der Hand, keine Kugel verſehrt ihn. Der Morgen graut. Da kommt eine Abtheilung Scharfſchüzen von der Barrikade an der Taubenſtraße, die räumen auf, ein Offizier nach dem andern fällt durch ihre Kugeln, die lezten

Vertheidiger des Zeughauſes retten ſich hintenaus über Gärten und Dächer, das Zeughaus wird genommen, und jubelnd wird der reiche Waffenvorrath vertheilt, namentlich eine Maſſe Gewehre.

Faſt zu gleicher Zeit war in einem andern Stadtheil ein entſcheidender Vortheil vom Volke gewonnen, auf dem Alexanderplaz. Dort kommandirte General von Möllendorf. Er ſollte, ſo hieß es, am geſtrigen Abend den Befehl zum Einhauen gegeben haben.

In den andern Stadttheilen und Straßen trat eine Stille ein, die Geſchüze ſchwiegen, nur die Glocken von den Thürmen klangen noch fort durch die Morgendämmerung. Einzig noch von der Königſtadt her hörte man fortwährend Flinten- und Kanonenſchüſſe. Es waren die braven Berliner Bürgerſchüzen, welche von ihren Verſchanzungen aus am Alexandersplaze, unbezwungen, noch immer ein Feuer gegen das Militär unterhielten, ein nie fehlendes, allgemein bewundertes. General v. Möllendorf trat endlich, um ſeine Leute durch das fürchterliche Geſchüz- und Büchſenfeuer dieſer Schüzen nicht aufreiben zu laſſen, mit einem Parlamentär und einer weißen Fahne vor, in der Abſicht, um Einſtellung des Feuerns anzuſuchen. In dieſem Augenblick näherten ſich ihm von der Seite einige Bürgerſchüzen, voran der Thierarzt Urban, ergriffen ihn plözlich, erklärten ihn als Gefangenen und führten ihn hinter die Barrikade.

Einige verlangten ſein Blut zur Sühne, er müſſe ſterben, der Volksverräther. Die Beſonneneren drangen durch, er wurde verſchont und als Geiſel behalten. In's Schüzenhaus geführt, unterzeichnete er den Befehl an ſeine zwei Garderegimenter, den Kampf einzuſtellen und vom Alexanderplaz abzuziehen.

Zugleich wurde von dieſer ſiegreichen Barrikade weg eine Deputation und mit ihr Möllendorf's Adjutant an den Miniſter v. Bodelſchwingh geſchickt, mit dem Auftrag, dem König zu eröffnen, daß ſie ihren Gefangenen erſchießen würden, wenn er nicht binnen einer Stunde die ihm geſtellten Anträge annähme und das Militär aus der Stadt zöge.

Im Schloß hatte die vorrückende Nacht, hatten die Verluſte bedeutender Punkte in der Stadt, die das Militär an das Volk verlor, Ahnungen hervorgerufen, es könnte wie in Wien oder gar wie in Paris ausgehen. Der König blieb folgerecht in ſeiner Verblendung: ſeine militäriſchen Umgebungen hatten ihn aber auch

fort und fort über die Lage der Dinge, getäuſcht mitten unter den wachſenden Schreckniſſen der Nacht. Vielleicht, weil ſie ſich ſelbſt täuſchten und belogen. Daß der König aber über die einfachſten Thatſachen abſichtlich belogen wurde, von Verräthern an ihm und am Volke, das beweist, was der König in der Nacht vom 18. auf den 19. März an ſein Volk ſchrieb.

Es wurde gedruckt und lautete alſo:

„An meine lieben Berliner!

Durch mein Einberufungspatent vom heutigen Tage habt Ihr das Pfand der treuen Geſinnung Eures Königs zu Euch und zum geſammten deutſchen Vaterland empfangen. Noch war der Jubel, mit dem unzählige treue Herzen mich begrüßt hatten, nicht verhallt, ſo miſchte ein Haufe Ruheſtörer aufrühreriſche und freche Forderungen ein, und vergrößerte ſich in dem Maaße, als die Wohlgeſinnten ſich entfernten. Da ihr ungeſtümes Vordringen bis in's Portal des Schloſſes mit Recht arge Abſichten befürchten ließ, und Beleidigungen wider meine tapfern und treuen Soldaten ausgeſtoßen wurden, mußte der Plaz durch Cavallerie im Schritt und mit eingeſteckter Waffe geſäubert werden, und zwei Gewehre der Infanterie entluden ſich von ſelbſt, Gottlob! ohne irgend Jemand zu treffen. Eine Rotte von Böſewichtern, meiſt aus Fremden beſtehend, die ſich ſeit einer Woche, obgleich aufgeſucht, doch zu verbergen gewußt hatten, haben dieſen Umſtand im Sinne ihrer argen Pläne durch augenſcheinliche Lüge verdreht und die erhizten Gemüther von vielen meiner treuen und lieben Berliner mit Rachegedanken um vermeintlich (!) vergoſſenes Blut erfüllt, und ſind ſo die gräulichen Urheber von Blutvergießen geworden. Meine Truppen, Eure Brüder und Landsleute, haben erſt dann von der Waffe Gebrauch gemacht, als ſie durch viele Schüſſe aus der Königsſtraße dazu gezwungen wurden. Das ſiegreiche Vordringen der Truppen war die nothwendige Folge davon.

An Euch, Einwohner meiner geliebten Vaterſtadt, iſt es jezt, größerem Unheil vorzubeugen. Erkennt, Euer König und treuſter Freund beſchwört Euch darum, bei Allem was Euch heilig iſt, den unſeligen Irrthum! Kehrt zum Frieden zurück, räumt die Barrikaden, die noch ſtehen, hinweg, und entſendet an mich Männer, voll des ächten alten Berliner Geiſtes, mit Worten, wie ſie ſich Eurem

Könige gegenüber geziemen, und ich gebe Euch mein königliches Wort, daß alle Straßen und Pläze ſogleich von den Truppen geräumt werden ſollen, und die militäriſche Beſezung nur auf die nothwendigen Gebäude des Schloſſes, des Zeughauſes und weniger anderer, und auch da nur auf kurze Zeit, beſchränkt werden wird. Hört die väterliche Stimme Eures Königs, Bewohner meines treuen und ſchönen Berlins, und vergeſſet das Geſchehene, wie ich es vergeſſen will und werde in meinem Herzen, um der großen Zukunft willen, die, unter dem Friedensſegen Gottes, für Preußen, und durch Preußen für Deutſchland anbrechen wird.

Eure liebreiche Königin und wahrhaft treue Mutter und Freundin, die ſehr leidend darnieder liegt, vereint ihre innigen, thränenreichen Bitten mit den meinigen.

Geſchrieben in der Nacht vom 18—19. März 1848.

Friedrich Wilhelm".

Der Morgen des 19. März.

Auf dieſes königliche Schreiben antwortete das Berliner Volk mit einer dreifachen Antwort, mit ſchrecklichem Wiz und mit furchtbarem Ernſt.

Denn jezt erſt ſoll — und das iſt das Menſchlichere und darum auch Glaublichere — über die geſprungene Granate, die dem Schloß gegenüber in jenen Brunnenpfoſten der Breitenſtraße eingeſchlagen hatte, der Volkswiz die Ueberſchrift der königlichen Proklamation „An meine lieben Berliner" geklebt haben. Dieſe Kritik des Volkes war bitter, aber wahr.

Zu gleicher Zeit trugen die Kämpfer des Volkes die Leichen ihrer Gefallenen auf den Straßen zuſammen, welche die Angehörigen noch nicht in ihre Wohnungen gebracht hatten. Dieſe Leichen, darunter von Granaten, im Feindeskrieg ſonſt ſelten gebrauchten Granaten, gräßlich zerriſſene Leichen — dieſe blutigen Zeugen, deren Mund nicht mehr reden konnte, waren auch eine Antwort auf eine ſolche königliche Proklamation.

Die thatſächlichſte Antwort des Volkes war, daß es die alten

Barrikaden verſtärkte, neue baute, Pulver und Waffen vertheilte, und ſich zum äuſſerſten Kampf rüſtete. Rache war die Nacht durch überall Gefühl und Ausruf des Volks geweſen, am Morgen entflammten die Todten ſeine Wuth, das Licht der Sonne deckte ihre Wunden auf und beleuchtete hin und wieder einzelne Leichname, die an den Dächern hingen, beleuchtete das Schlachtfeld auf Erden und in den Lüften. Das königliche Schreiben konnte das Rachegefühl nicht beſchwören, es klang wie Hohn, es rief Hohn hervor, und vergrößerte das Mißtrauen und den Argwohn, während überdieß der König ein Gefühl der Schwäche verrieth. Das Volk war entſchloſſen, auf den blutigen Sonnabend einen mörderiſchen Racheſonntag folgen zu laſſen.

Der Geiſt, der das königliche Schreiben diktirt hatte, war der Geiſt der bisherigen Politik, die der Wahrheit abgewandt war, die das Verdrehen der klarſten Thatſachen, die kecke Lüge für Staatskunſt hielt, und durch heuchleriſches Thun bisher in der Bourgeoiſie Glück gemacht hatte. Der Offizier aus dem Schloſſe, der den Auftrag hatte, die Bürger auf den Barrikaden zur Niederlegung der Waffen zu bewegen, mit der königlichen Proklamation in der Hand, ging unverrichteter Sache von der erſten und zweiten Barrikade hinweg; bei der dritten ſtellte er ſeine Verſuche ein; er wußte warum. Er eilte in's Schloß zurück, um mit andern Offizieren gleichen Schickſals denen drinnen die Augen zu öffnen.

Noch in der Nacht, unter den erſten Morgenſchauern, war den Truppen neuer Befehl gegeben worden, das Aeuſſerſte zu thun, bis früh 5 Uhr müſſen ſie Meiſter der ganzen Stadt ſeyn. Noch einmal hatten die Soldaten, Brüder gegen Brüder, das Gräßlichſt-Aeuſſerſte verſucht. Gegen 5 Uhr war ihre Kraft erſchöpft. Da ſtanden, da größeren Theils lagen ſie, hingeſunken auf den Boden, theils zerſchmettert von Steinen oder erſchoſſen von Kugeln des Volks, theils durch Wunden und Blutverluſt, theils durch die Wirkungen des Schnapſes erſchöpft. Jezt zeigte ſich die Wirkung davon, daß man ihnen die ganze Portion für drei Tage auf einmal in dieſer Nacht ausgetheilt; man hatte ſie ſchnapsberauſcht, damit ihr Herz und Auge in den Bürgern nicht ihre Brüder erkenne, damit ſie ihre Waffen ſchonungslos brudermörderiſch gegen das Volk gebrauchen ſollten, aber jezt waren ſie kraftlos, „hin“.

Die Neufchateller Schüzen machten eine Ausnahme. Viele weigerten ſich ſchon am Tage, auf's Volk zu ſchießen. Dieſe wurden verhaftet. In der Nacht, hieß es, gingen die Andern zu den Bürgern über. Dem war nicht ſo. Aber ihre guten Gewehre ſollen ſie dem Volk geliehen, und nachher zurück empfangen haben.

Nicht auf Kommando, von ſelbſt, durch Erſchöpfung war die Waffenruhe in der Frühe durch alle Theile der Stadt eingetreten, den Alexanderplaz ausgenommen. Der Schnaps hatte die Soldaten zuerſt geſteigert, dann erſchlafft, und General Möllendorf hatte um Einſtellung des Feuerns mit dem Volk parlamentiren wollen, weil auch ſeine Truppen, die Garden, kampf- und ſchnapserſchöpft dalagen, ohne Luſt, das Gefecht fortzuſezen, matt, wie die andern Truppen.

Das Volk hatte beſſere Erfriſchungen, hatte meiſt gedeckt gefochten, ruhte nicht aus Erſchöpfung, ſondern um ſich beſſer zu waffnen und zu rüſten zur Fortſezung des Kampfes.

Der Kampf ſollte eine gräßliche Geſtalt annehmen. Die Färber hatten — ſo wird erzählt — ihre großen Vitriolflaſchen herbei geholt und bereit geſtellt, um die Feuerſprizen mit Vitriol zu füllen und das Militär mit der freſſenden Säure nieder zu äzen. Was die Fortſezung des Kampfes bringen konnte für den König, für das Königthum, wer wußte es? Schon hatte die Brandfackel mehrfach in der Stadt gewüthet, eine Bude auf dem Alexanderplaz und ein Theil einer Kaſerne waren eingeäſchert worden, an die Kaſerne der Lehrescadron hatte das Volk dreimal Feuer gelegt, eh es ſie erſtürmte. Jezt nahte die Brandfackel dem Schloſſe ſelbſt, Stimmen wurden gehört, nahe dem Schloß, man müſſe das hohe Balkengerüſt an der Façade des Palaſtes in Brand ſtecken. Einige Augenblicke noch und das Schloß Friedrich Wilhelms IV. bedrohte das Schickſal der Tuilerien, der König lief Gefahr, die Krone, wo nicht mehr zu verlieren. Denn die Verbitterung des Volkes gegen die Perſon des Königs war von Stunde zu Stunde gewachſen, ſelbſt in den ſonſt ſo ruhigen Mittelklaſſen: Bürger, Eigenthümer von Werkſtätten und Fabriken, hatten Tags zuvor, beim Beginne des Kampfes, ihren Arbeitern einen doppelten Lohn bezahlt, gleichſam als Sold dafür, daß ſie im Dienſte des Volkes kämpfen.

Erbitterung gegen König und Militär, Begeiſterung für die

Sache des Volks waren ſo groß, daß immermehr Frauen und Mädchen in männlicher und weiblicher Kleidung auf den Barrikaden mitfochten, mitſchoſſen.

Es war in einer der lezten, ſchrecklichſten Stunden der Nacht. Auf der Rieſenbarrikade in der Leipzigerſtraße ſtand ein junger Maler, ein ſchöner Mann, im ſchwarzen Sammetrock, mit zwei Büchſen, hinter ihm ſeine Braut. Sie lud, während er ſchoß. Dieſes Brautpaar war den Soldaten verderblich. Der Major, der hier befehligt, reitet heran, er weist mit dem Degen nach dem Schüzen im Sammtrock, eine Salve kracht, von vielen Kugeln durchbohrt ſtürzt dieſer herab. Im gleichen Augenblick erſcheint das junge Mädchen auf der Barrikade, legt an und ſchießt, und tödtlich getroffen taumelt der Major vom Pferde. — Unter den Leichen, die der Tag aufklärte, fand man Mädchen in Männerkleidung, mit Kugelwunden, die Waffen in der Hand, auf dem Kampfplaz liegen, wie 1813 und 1815, in dem Kriege, den ſie Befreiungskrieg nannten. Das Schlachtfeld in der Nacht vom 18. auf den 19. März war ein wahreres Freiheitsſchlachtfeld, als das von Waterloo, und würdiger der weiblichen Todesweihe. Vierzehn weibliche Opfer tödtete die Kugel oder das Bajonnett in dieſer Nacht.

Das alles wies hin auf eine gräßlichſte Entſcheidung der nächſten Stunden.

Der Miniſter von Bodelſchwingh, der die Abordnung der bürgerlichen Sieger vom Alexanderplaz gehört hatte, führte den Adjutanten des gefangenen Generals Möllendorf in das Schloß.

Wie war jezt auf einmal, durch Möllendorf's Schreiben, durch ſeines Adjutanten genaueren Bericht, durch des Miniſters ſchreckenbleiche Beſtätigung das Anſehen im Königsſchloß ein anderes! Die Dinge ſahen ſie anders an, und ſie, die Perſonen, ſahen anders aus. Der Uebermuth wich der Niedergeſchlagenheit, die Siegesſicherheit der Angſt, die vom Wein die Nacht durch roth angeglühten Geſichter — wie waren ſie plözlich ſo fahl, ſo weiß durch Ein Wort, durch das Wort: Das Volk iſt im Sieg, wir ſind geſchlagen!

Augenzeugen haben es geſehen, daß in den Gemächern, in denen am Abend höhniſch gelacht worden war, als Herr von Vincke von einem wankenden Throne ſprach, daß in dem Schloſſe, aus deſſen Portal vier Stunden lang mit Kartätſchen und Granaten

geſchoſſen worden war, Kniee zitterten. Ihr Spiel war verloren. Der König nahm ſich Bedenkzeit.

Jezt war die vollendete Rathloſigkeit im Schloß. Das Militär, in dem man hochfahrend den Schild und die Vertretung der abſoluten Monarchie zugleich zu ſehen ſich gewöhnt hatte — das Militär, dieſer prächtig uniformirte Ausdruck des Abſolutismus, war erlegen, erlegen dem Volk, dem Pöbel dieſer Nacht, wie die Ariſtokratie ſich vor Stunden noch hatte hören laſſen! Vierzigtauſend Mann des „unvergleichlichen Heeres“ waren beſiegt von den Berliner Studenten, Literaten, Bürgern, Arbeitern. Der Sieg war nicht wegzuläugnen, nicht wegzuproklamiren. Offiziere bekräftigten es: was in der Stadt von Soldaten war, konnte von dem ſeit dieſem Morgen gut bewaffneten Volk in den nächſten Stunden ſchmählich verringert, aufgerieben ſeyn bis auf den lezten Mann. Und der Gedanke an Louis Philipp, an den ſechszehnten Ludwig — lag er ſo ferne? Man hatte ihn hören müſſen im Schloß, den Ruf vom vorigen Abend: Nieder mit Friedrich Wilhelm IV.!

Das war das Volk von vorgeſtern nicht mehr, das war nicht mehr „der Krone fanatiſche Garde des Preußenthums“. Das Volk, ſchien es, hatte eine Nacht mündig gemacht, aufgerichtet ſtand es da, in den Waffen, in der Leidenſchaft des gerechten Zornes, im feuchten Purpur des Sieges, in der Bewußtheit nie geahnter Kraft.

Jezt fanden die Abgeordneten des Volks einen andern Empfang. Um die Perſon des Königs trafen ſie alles verſammelt, was man ſonſt den höchſten Glanz des Hofes nennt, die Prinzeſſinnen wie die Prinzen des königlichen Hauſes, die Staatsminiſter, die hohen Hofbeamten, die Generalität.

Es waren zwölf angeſehene Einwohner Berlins, an deren Spize wieder der Bürgermeiſter Naunyn, der Stadtrath Dunker und Neumann ſtanden. Sie erklärten dem König, neben der Gewährung der allgemeinen Wünſche des Landes müſſe der König ſofort das Militär zurückziehen, und die bei den Unruhen verhafteten Perſonen frei laſſen; nur dadurch würde das Volk zu bewegen ſeyn, die Barrikaden zu öffnen und ſich zur Ruhe zu neigen; ſonſt ſey das Aeußerſte zu fürchten.

Der König drückte ſeinen tiefſten Schmerz über das Geſchehene aus und reichte den Volksabgeordneten freundlich die Hand. Hier

ſoll es geweſen ſeyn, daß der König ſagte, er thäte alles gern, aber er könne nicht alles thun, aus Rückſicht auf Rußland, Rußland ſey die ſtärkſte Macht, der ruſſiſche Monarch halte feſt am bisherigen Syſtem und gebe nicht nach.

Die Abgeordneten der Stadt traten auf einige Zeit ab, und der König berieth ſich mit ſeinen Umgebungen.

Es war eine lange verhängnißvolle Stunde und drüber. Fühlten Alle im Schloß das Gericht Gottes, der in Wetterwolken über ihre Häupter hinging? — Der König beugte ſich, aber es war die Nothwendigkeit, der er ſich beugte.

Die Abgeordneten wurden gerufen. Der König eröffnete ihnen, ſofort werden alle Straßen und öffentlichen Pläze vom Militär geräumt werden, die Regimenter die Stadt theils verlaſſen, theils in die Kaſernen zurückkehren, und die allgemeinen Wünſche des Landes ſo weit nur irgend möglich erfüllt, namentlich ſofort eine Volksbewaffnung eingerichtet und ein volksthümliches Miniſterium gebildet werden. Er, der König, vertraue aber auch, daß es dem Einfluſſe der Abgeordneten gelingen werde, nunmehr die Barrikaden zu öffnen und die Ruhe wieder herzuſtellen.

Zugleich erklärte der Miniſter von Bodelſchwingh den Bürgern, er ſpreche heute zum leztenmal als Miniſter zu ihnen, da er ſein Amt bereits niedergelegt habe. Nach den hiebei gemachten Andeutungen waren Männer wie Vincke, Beckerath, Auerswald, Graf Schwerin beſtimmt, das neue Miniſterium zu bilden.

Nach Empfang dieſer freudigen Botſchaft wurden den Abgeordneten drei Stabsoffiziere zur Verfügung geſtellt, um mit Hülfe derſelben den Rückzug der Truppen und die Herſtellung des Friedens zu bewirken. Der Bürgermeiſter Naunyn wandte ſich mit einem dieſer Parlamentäre der Friedrichsſtraße, Doktor Stieber mit einem andern der Lindenſtraße zu, der dritte eilte nach der Wilhelmsſtraße.

Ueberall ſchwenkten dieſe Boten des Friedens weiße Tücher, und verkündeten dem Volk den Zweck ihrer Sendung. Es war die Anerkennung des Volksſieges. Aus allen Fenſtern wurden weiße Tücher geſchwenkt, lauter Jubel erſcholl, zwar nur von den offiziellen Bürgern, noch nicht vom Volke, deſſen Argwohn und Racheſtimmung nicht ſo im Nu wichen, und die Barrikaden fingen an ſich zu öffnen.

Es war dieß gegen eilf Uhr Vormittags.

Die Truppen vom Alexandersplaz waren die erſten, welche abzogen, bald folgten alle andern Soldaten.

Einige Gardeoffiziere, die ſich weder ſo angeſtrengt noch ausgeſezt hatten, wie ihre Leute, meinten zwar, es wäre dazu noch nicht Zeit. Als ſie von des Königs Bedenkzeit hörten, ſoll einer geſagt haben: „Noch Eine Stunde Sengen und Morden, dann iſt es Zeit zum Beſinnen“!

Das waren die Leute, die nachher die lächerliche Lüge verſuchten, die Truppen ſeyen überall ſiegreich geblieben, und nur zurückgezogen worden, um ferneres Blutvergießen zu vermeiden. Die Unruhen ſeyen ſyſtematiſch vorbereitet geweſen. Aus ganz Deutſchland haben ſich die bewegenden republikaniſchen Mächte in Berlin concentrirt gehabt, weil hier der Knoten der Entſcheidung gelegen ſey. Die Bewegung ſey am Nachmittag des 18. März nach künſtlichem Plan ausgebrochen. Ihre Veranlaſſung ſey künſtlich herbeigeführt worden, und der Zweck der geheimen Leiter ſey Sturz des Militärregiments und die Republik geweſen.

So ſuchte die „herrliche“ Garde ihre Niederlage zu beſchönigen. Gardelieutenants ſollten eingeſtehen, daß ſie, die Hauptſtüzen der abſoluten Monarchie, von Arbeitern, daß das preußiſche Militär vom Volke geſchlagen worden — das ſchien zu viel. Den Schein mitten in der Niederlage noch zu retten, wollten ſie mit klingendem Spiel abziehen, die Muſikchöre ſollten die gewöhnlichen ſtolzen Märſche ſpielen.

Aber auch dieſen lezten Stolz brach das Volk mit drohendem Finger; das Volk durfte es nicht dulden, daß die Zerſtörer und Mörder an den zerſtörten Häuſern vorüber durch die blutgetränkten Straßen, mit klingendem Spiel zogen. Es zwang ſie den Rückzug auszuführen mit gedämpftem Trommelſchall unter Choralmuſik und dem Choleramarſch.

Man hörte aus den Reihen der Soldaten auch Freundſchaftszurufe an die Bürger, und dieſen Soldaten riefen Bürger ſelbſt ein Hoch zu. Von Volksmaſſen wogte der Schloßplaz hin und her. Einzelne Volksredner erſtiegen erhöhte Steine, um ſie zur Einigkeit oder zur Ruhe zu ermahnen. Unter denen, die zu beruhigen ſuchten,

zeichnete ſich der Landtagsabgeordnete Fürſt Lichnowsky aus: er verpfändete ſein fürſtliches Wort, daß er auf dem Landtag als ein wahrer Vertreter des Volks auftreten werde.

Mehrere Stadtverordnete begaben ſich wieder in das Schloß, das Volk drang auf ſofortige Freilaſſung der geſtern Verhafteten. Der König antwortete: „Ich will ſie Euch erſt ſchicken und Ihr könnt ſehen, ob Ihr ſie haben wollt". Er trat ſelbſt auf den Balkon des Schloſſes auf der Seite des Schloßplazes, machte die Freilaſſung der Gefangenen dem Volke bekannt, und bat dann, ihm eine Stunde Ruhe zu gönnen.

Die Menge wollte die Gefangenen haben, denn ſie empfing ſie mit Umarmungen; es waren gegen zweihundert, die noch in der Stadt in Haft geblieben waren. Das Volk verlangte auch die Unterhaltung der Wittwen und Waiſen der Gefallenen auf Staatskoſten, feierlichſte Beſtattung der Todten, und eine Märzſäule auf ihr Grab. Man ſchäzte die Zahl der Opfer um mehr als das Doppelte derer, die in der lezten pariſer Revolution gefallen waren: in Paris hatte man nicht mit Kartätſchen und Granaten auf das wehrloſe Volk geſchoſſen.

Der Abend des 19. März.

Noch zogen die Regimenter zu den Thoren hinaus, auf die benachbarten Dörfer, andere in ihre Kaſernen. Eine Kompagnie des zweiten Garderegiments rückte vom Zeughaus die Linden hinanf und die Trompeten klangen. Auch hier wurde Schweigen vom Volk verlangt und die Trompeten verſtummten.

Da zog eine lange Schaar von Menſchen heran, in der Mitte ſieben Bahren mit unverdeckt liegenden Leichen, die mit Kränzen und Immergrün geſchmückt waren. Entblösten Hauptes folgten Tauſende. Das Militär mußte Halt machen, und die ganze Compagnie präſentirte, während man die Leichen vorbei trug, das Gewehr. So zog der Haufen nach dem Schloß, durch den Schloßhof

hindurch nach dem Schloßplaz, mit einem Todtengeſang. Der Choral „Jeſus meine Zuverſicht“ wurde geſungen, wenigſtens fünftauſend Menſchen ſtimmten ein. Es war eine Scene, die das tiefſte Innerſte erſchütterte.

Der Choral verſtummte, immer mehr Leichen wurden herein gebracht, während die ſieben erſten Bahren unmittelbar unter dem Balkon des Königs aufgeſtellt wurden.

So weit man ſehen konnte, ſtand Mann an Mann entblößten Hauptes und es erhob ſich ein furchtbarer Ruf: „König heraus“! Er muß erſcheinen, er muß die Leichen ſehen! ſchrie es durcheinander.

Endlich zeigt ſich der Graf Schwerin und mit ihm der Fürſt Lichnowsky auf dem Schloßbalkon. Der erſtere verlangt zu ſprechen. Das Toben des Volks läßt ihn nicht zum Worte kommen. Beide hoffen, das toſende Meer werde ſich zur Ruhe legen, ſie trozen dem Geſchrei, zehn Minuten und mehr verrinnen, ſie müſſen weichen und ſie treten zurück in das Gemach.

Und auf's Neue beginnt ſchrecklicher, bedrohlicher der tauſendſtimmige Ruf nach dem König. Wieder vergehen zehn Minuten. Die Thüre auf den Balkon öffnet ſich, es iſt nicht der König, es iſt abermals Lichnowsky.

Er winkt mit der Hand, noch einmal, zum drittenmal. Er will dem Volk mit der Hand zu erkennen geben, daß der König in Kurzem erſcheinen werde. Das Volk verſteht ihn, und der König erſcheint.

Er tritt heraus auf den Balkon, an der Hand die Königin. Sie iſt in tiefe Trauer gehüllt, ein Bild ſchmerzvollſten Leidens. Dem Königspaar folgen Arnim und Schwerin, der General Noſtiz und der Oberbürgermeiſter Krausnick.

Da ſteht der Monarch und die Monarchin — mit welchen Gefühlen? — Man hält ihnen die bekränzten Leichen hoch entgegen, die Blumen und Zweige, womit man ſchonend die gräßlichen Wunden zugedeckt hatte, werden aufgehoben, ſie liegen in ihren Wunden entblößt.

Es war verabredet, daß dem König, wenn er ſich zeige, das gewöhnliche Hoch dießmal nicht gebracht werde. Dennoch werden im Hintergrund zahlreiche Lebehochs laut, es ſind Bourgeoiſierufe. Sie werden übertönt aus der Mitte und dem Vordergrund durch

wildes Wuth= und Rachegeſchrei; drohende Fäuſte, Knittel erheben ſich, von ſehnigten Armen geſchwungen.

Der König winkt um Ruhe, vergebens. Die Königin ringt die Hände und fleht um Stille.

Die Wuth wendet ſich zunächſt gegen den Oberbürgermeiſter Krausnick, der die Intereſſen der Bürgerſchaft während der Tage der Gefahr nicht eben energiſch wahrgenommen hatte. Der König gibt ihm einen Wink und er verſchwindet vom Balkon.

Der König verſucht zu ſprechen. „Sie haben mir vor einer Stunde das Verſprechen gegeben", hebt er an. Stürmiſches Rufen unterbricht ihn. Er verſucht zum zweiten=, zum drittenmal zu reden. Das Rufen wird zum Geſchrei, es iſt der Ausdruck des Volksgeiſtes, der, lange gereizt, weniger Rache, als Genugthuung fordert.

Zum vierten=, zum fünftenmale beginnt der König ſeine Anſprache. Der Sturm, der unten im Volke braust, läßt ihn nicht weiter reden, es wird verlangt, daß er in den Schloßhof herab= ſteige und den gefallenen Söhnen des Vaterlands ſeine Achtung bezeuge.

Der Thron wankt in dieſem Sturm mehr als zuvor. Das abſolute Königthum beugt ſich nicht bloß vor dem Volk, es demüthigt ſich auf's Tiefſte vor demſelben.

Das war der Augenblick, in welchem ſich Preußen's Geſchick, ja das Geſchick Deutſchlands, gewiſſermaaßen ſelbſt Europas, für längere Zeit entſchied. Von dieſem Augenblick an ſchreibt ſich das Unglück der Sache des deutſchen Volkes.

Wer einen König wie Friedrich Wilhelm IV. ſo tief demüthigt, der muß, wenn er Verſtand hat, dabei nicht ſtehen bleiben, ſondern weiter gehen, die Bewegung muß den Thron überfluthen. Der ſo gedemüthigte König konnte nicht — denn er war ein Menſch und kein Gott — von nun an dem Volk und ſeiner Sache zugethan ſeyn, ohne immer wieder das Schwerdt zu fühlen, das in dieſem Augenblick durch ſein Herz ging.

Der König, ſichtbar tief bewegt, winkt ſchmerzlich mit der Hand, er tritt mit der Königin in das Gemach zurück, er ſteigt, die Königin am Arm, in den Schloßhof hinab. Er entblöst das Haupt vor den granatenzerriſſenen Todten, deren Wunden gräßlich aufgedeckt, offen liegen, mitten unter Blumen und grünen Zweigen. Die Königin

fällt in Ohnmacht. Ohnmächtig muß ſie in's Schloß zurückgetragen werden. Harte Worte der Erbitterung ſollen gefallen ſeyn, die des Königs Ohr galten. Was mag er in der Seele mit in's Schloß genommen haben?

Der Graf Schwerin erſchien auf's Neue auf dem Balkon mit dem Grafen von Arnim, da ſich wieder wildes Geſchrei erhob. Graf Arnim fragte, was man weiter wolle? Auf den Schultern hob das Volk einen jungen Mann empor. Der erklärte mit weithin hörbarer Stimme: „Das Volk verlangt vor allen Dingen Waffen, damit es ſich vertheidigen kann und nicht mehr wehrlos gemordet wird. Das Volk verlangt ferner, daß der Prinz von Preußen, der Haupturheber des Blutvergießens, der Nachfolge auf den Thron entſage“.

Bei dieſen Worten verbeugte ſich der Miniſter und entfernte ſich vom Balkon.

Graf Schwerin verſuchte zu ſprechen. Dieſem Herrn hat die Natur die Volksberedtſamkeit verſagt. Man konnte nur mit Mühe durch das Getöſe hindurch die Worte von ihm vernehmen, die beſchwerlich verſchränkten Worte, wenn man nunmehr die Ruhe nicht erhielte, und ſich nach Hauſe begäbe, mache man den Männern, die der König ſo eben berufen habe, die Verfaſſung auf den freiſinnigſten und breiteſten Grundlagen zu entwerfen, die Erfüllung ihrer Aufgabe unmöglich.

Die Leichen wurden noch einmal durch's Schloß getragen, und dann nach der Werder'ſchen Kirche.

Auf eine am Vormittag herumgeſandte Einladung waren indeſſen die Bürger zahlreich im Luſtgarten erſchienen. Der König trat auf einem andern Balkon zu ihnen heraus, auf einer andern Seite des Schloſſes, und verkündete mit lauter Stimme: „Ich lege die Bewachung und die Sicherheit Berlin's in die Hände der Bürger. Ich vertraue ihnen auch mein Leben und meine Sicherheit; wollen ſie ſich dazu bewaffnen, ſo ſollen ihnen die Militär-Waffenvorräthe ſofort ausgeliefert werden“.

Gleich darauf traten die Grafen Schwerin und Arnim unter die Bürger, und führten den langen Zug nach dem Zeughauſe, wo die Bezirksvorſteher die Bürger von den übrigen Perſonen ſonderten, und die erſteren aus dem Staatszeughaus mit Waffen verſehen wurden.

Inzwiſchen waren, auf großen Bogen gedruckt, die Namen der neuen Miniſter unter das Volk vertheilt worden, es verbreitete ſich unter der Bourgeoiſie eine wahre Zufriedenheit. Der Bürger zeigte ſich ſehr verſöhnlich, durch des Königs ausgeſprochenes volles Vertrauen zu ſeinen Bürgern ganz gewonnen. Die Bourgeoiſie war wieder plözlich und mehr als zuvor „die fanatiſche Garde des Preußenthums mit Gott für den König". „Wer nun, hörte man ſolche Bürgerwehrmänner ſagen, unſerem König nur ein Haar krümmen wollte, dem ſchlagen wir die Knochen entzwei".

Auch das Gewoge der Volkshaufen nahm ab; ein heftig herabſtrömender Regen trieb Viele nach Hauſe. Die Bürger kehrten bewaffnet auf die Straße zurück, löſten das Militär von den Wachen ab, und ſtellten zahlreiche Poſten auf. In den fernen Stadtgegenden, wohin dieſe Nachrichten erſt ſpät kamen, namentlich in der Frankfurter Vorſtadt, dauerte der Kampf noch lange fort. Erſt als das Volk die Bewaffnung der Bürger aus dem Zeughaus ſah, und wie ſie ſtatt des Militärs mit der Cigarre im Mund im Schloſſe Schildwache ſtanden, legte ſich der Grimm etwas, und Abends, bei der Beleuchtung der Stadt, war anſcheinend der Jubel allgemein: nur vor dem Hauſe des Oberbürgermeiſters Krausnick wurde ein Sterbechoral angeſtimmt.

Da kamen die nach Spandau abgeführten Gefangenen in die Stadt zurück.

Bis vier Uhr Morgens von Mitternacht an waren ſie im Hofe des Kriegsminiſteriums ſcharf bewacht worden. Dann wurden ſie, begleitet durch Soldaten des 31. Regiments, unter der Anführung des Generals von Thümen, nach Spandau gebracht. — Sie waren zu zwei und zwei zuſammengebunden, die Arme auf den Rücken gefeſſelt. Auf dem Marſche wurde das 31. Regiment durch eine Abtheilung des 2. (Königs-) Regiments abgelöst. Nicht wie Menſchen, nicht wie Verbrecher, ärger als eine Horde Vieh wurden ſie von den Soldaten des 2. Regiments behandelt. Die Offiziere, ſtatt die Soldaten zur Ordnung anzuhalten, ſpornten vielmehr die Wuth derſelben noch an; beſonders darin hervor that ſich ein junges blondes Lieutenantchen. Todtmüde, vielfach vom Kampf her verwundet, wurden die Gefangenen mit den Kolben geſtoßen, mit den Bajonnetten verwundet, in's Geſicht geſchlagen. So mißhandelt,

mußten die Zuſammengebundenen, im ſchnellſten Trabe, in Reihe und Glied zu Vieren, bis Spandau marſchiren, und Viele derſelben hatten ſich ſchon zuvor ſeit 12 Stunden ohne Nahrung in Haft befunden.

In Charlottenburg und Spandau wurden ſie von einzelnen Bewohnern auf das Aergſte verhöhnt, und durch die ſo aufgemunterten Soldaten auf das Grauſamſte gepeinigt. Die lezte halbe Stunde mußten ſie im Galopp zurücklegen. Menſchen ſtürzten, es quoll ihnen das Blut aus den Augen, man ſtieß ſie mit den Füßen und Bajonnetten und ſchleppte ſie dem Zuge nach. Unterwegs machte ſich ein Soldat den Spaß, ſein Gewehr mitten in den Haufen der Gefangenen hinein abzuſchießen. Vom Hauptmann erfolgte ein Tadel, ſonſt Nichts; denn der Soldat log, es habe Einer entfliehen wollen, entfliehen, gefeſſelt, umgeben von wüthenden Soldaten, mit ſcharf geladenen Gewehren und geſpannten Hahnen, und escortirt durch eine Abtheilung Uhlanen!

Greiſe ſchlug man blutig, Kinder ſtieß man nieder, Männer trat man mit Füßen. Vier blieben todt unterwegs; darunter ein alter, ehrwürdig, mit eisgrauen Haaren.

In der Feſtung Spandau war man etwas menſchlicher. Ein anderer Offizier des zweiten Regiments löste ſelbſt die Bande der Gefangenen. Dann wurden ſie in die Kaſematten und Keller, in feuchte Löcher geſperrt, ohne einen andern Ruheplaz als den ſteinernen Fußboden, ohne Stroh. Vergebens flehten ſie bei ihrer Ankunft gleich um einen Trunk Waſſers oder um ein Stück trockenes Brod. Mit ironiſcher Höflichkeit erwiederte der Commandant, er ſey auf ſo zahlreichen Beſuch nicht vorbereitet geweſen, ſie mußten durſten und hungern, zu ſieben bis achthundert Menſchen zuſammengepreßt. Endlich bekamen ſie Waſſer — in Eimern, keinen Becher; um 12 Uhr ein Pfund grobes Brod.

So ſtanden ſie und lagen ſie umher bis Abends 6 Uhr. Die Verwundeten wurden erſt nach 12 Uhr unterſucht. Die meiſten Verwundungen waren, wie jezt zum Vorſchein kam, den Gefangenen erſt nach ihrer Verhaftung durch die Soldaten beigebracht worden. Bis auf Tauſend hatte ſich nach und nach die Anzahl der nach Spandau Verbrachten gemehrt. Die in der Nähe des königlichen Schloſſes Gefangenen waren am ſcheußlichſten mißhandelt worden, Greiſen

hatte man das Bajonnett in das Geſicht geſtoßen, Knaben mit Kolben zu Boden geſchlagen.

Um 6 Uhr Abends wurden ſie je zu zehn hinaus gelaſſen. Man kündigte ihnen an, Seine Majeſtät halte die Gefangenen meiſt für Verführte, und habe ſie darum amneſtirt. Beim Rückweg müſſen ſie Spandau und Charlottenburg vermeiden: dieſe Bedingung werde durch die getroffenen militäriſchen Maaßregeln gefordert. Man fürchtete, die Mißhandelten, nahe an Tauſend, möchten Rache nehmen am zweiten Regiment, das, verworfener als das zwölfte, jene undenkbaren Scheußlichkeiten an ihnen begangen hatte, und noch daſelbſt ſtand.

Die Erlösten kehrten über Moabit nach Berlin zurück, und ſie trafen ein, 9 Uhr Abends, als eben die Straßen, ſelbſt der Palaſt des ruſſiſchen Botſchafters, im Höhepunkt ihrer Beleuchtung ſtrahlten. Sie proteſtirten gegen dieſe Art der Amneſtie. Wir haben nichts verbrochen, riefen ſie, wir verlangen für ſo viel Mißhandlungen eine andere Genugthuung. Möge ſie darin beſtehen, daß jeder die meuchelmörderiſche Soldateska, dieſes zweite in Stettin garniſonirende Regiment, verachte, möge es für immer von dem Umgang mit den Gebildeten ausgeſchloſſen bleiben!

So beſchämten dieſe Männer des Volkes dieſen Auswurf des preußiſchen Heeres. Aber welches Geſchrei der Rache und Wuth erregte dieſe Erzählung der Zurückgekehrten unter dem Volke Berlins, zumal der Anblick der Halbgemordeten! Wehe dem Offizier, dem Soldaten, der ſich ſehen ließ!

Dazu kamen die Erzählungen der einzelnen Grauſamkeiten, die ſich in Berlin die Soldaten erlaubt hatten. Den ganzen Mittag ſchon waren alle Gaſſen voll geweſen von zahlloſen Neugierigen, welche die Hauptſchaupläze des Kampfes betrachteten, und faſt jeder hatte dem andern zu erzählen, wie preiswürdige, bewundernswerthe Thaten vom Volke geſchehen waren, beſonders von den Arbeitern mit den Eiſenſtangen, von den Studenten, von der Schüzengilde, aber auch von den Mordthaten, von den ſchnapsberauſchten Unmenſchlichkeiten der Soldaten.

Da wurde erzählt, wie ſie überall, wo ſie ein Haus erſtürmt hatten, ſich benahmen, als in einer mit Sturm genommenen und der Plünderung preisgegebenen Stadt; wie Gardeoffiziere viehiſch

waren, das Gräßlichſte gerade ſie nicht bloß geſtatteten, ſondern geboten, wie Kinder mit Bajonnetten in der Wiege geſpießt, wie Mädchen und Weiber aus den Fenſtern geworfen wurden; wie in der Zeitungshalle den ruhigſten Bürgern Soldaten die Spizen der Seitengewehre auf die Bruſt ſezten, vor dem Kampfe des 18., und ſchrieen: Sacré nom de Dieu, ich ſtoße dich Kanaille durch und durch! Und wie einer, im Begriff, auch den Herrn von Holtzendorf, einen ausgezeichneten Studenten voll Kopf und Herz, zu ſtechen, nur durch den Ruf des Lieutenants zurück gehalten wurde: Warte bis ich kommandire; wie ſelbſt einer der Herren Schuzbeamten dem Militär vor der Zeitungshalle zurief: Ja, ja, das Weſpenneſt da muß aufgehoben werden! — wie eben dieſer von Holtzendorf aus dem Hauſe ſeiner Tante fort geſchleppt, und, als die geleitenden Soldaten vom Volke bedrängt wurden, auf der Stelle, bloß um ihn nicht wieder frei zu laſſen, niedergeſchoſſen wurde, mitten durch's Herz. Man hatte lange genug in den höchſten Kreiſen von „Schreiern und Literaten" geſprochen. Die Unteroffiziere hatten es ſich gemerkt. Auf dieſe war es beſonders abgeſehen. Die Doktoren ſind eben die Kerls, die das Volk verhezen! fluchte einer in einem Haus der Friedrichsſtraße über eine ohnmächtige junge Frau mit zwei kleinen Kindern hinein, und wer hörte nicht darin den Nachklang deſſen, was die Commandirenden ſprachen? Selbſt in Häuſern, in denen tiefſte Ruhe war, wurden die ſchlafenden Bewohner durch Flintenſchüſſe aufgeſchreckt, von einſtürmenden Soldaten, wie in einem Haus in der Oberwallſtraße, in welches ſich ein Volkskämpfer geflüchtet hatte. Sie verfolgten ihn bis in den oberſten Stock, mit dem Ruf: „ſchlagt ihn todt, ſchlagt ihn todt"! und nicht zufrieden, den Gefangenen im Hauſe ſicher zu haben, ſchoſſen und ſtachen ſie auf ihn ein auf dem Boden des Hauſes, faßten den noch Athmenden an den Beinen und ſchleuderten ihn die Treppen hinunter, völlig todt langte er unten auf dem Flur an und wurde als Leiche vor der Thüre vier mitgefangenen Volksſtreitern zum Tragen übergeben.

Solche Erzählungen von den brutalſten Rohheiten und Grauſamkeiten des Militärs machten das Blut kochen; die Mäßigung des Volkes dieſen gegenüber war um ſo bewun-

dernswerther, großartig, mitten in der Aufregung. Auch durch Anderes zeichnete ſich das Volk vor dem Soldaten aus. Soldaten hatten geplündert: während der ganzen Zeit hatte keine Hand aus dem Volk an fremdem Eigenthum ſich vergriffen. An Dieben, die bei Eigenthumsentwendung ertappt wurden, war öffentlich auf der Straße Volksjuſtiz geübt worden. Es gab keinen Pöbel. Die Furcht des behäbigen Bürgers vor Exceſſen bewies ſich als grundlos. In der Königſtraße wurde an alle Läden geſchrieben: „Schonet das Eigenthum"! An das Stadtgerichtsgebäude ſchrieb man: „Bürgergut". Selbſt beabſichtigte Stürme auf die Wohnungen verhaßter Perſonen wurden von Männern des Volks verhindert. Nur an zweien wurden Beiſpiele einer warnenden Volksjuſtiz gegeben, die am Tage zuvor das Volk verrathen hatten.

Der königliche Hoflieferant, Handſchuhmacher Wernicke, hatte drei Polen, als hätten ſie Geld unter das Volk vertheilt, denuncirt und den Soldaten ausgeliefert. Alle ſeine Vorräthe wurden herausgetragen und verbrannt, Nichts wurde entwendet, das Haus verwüſtet. Das geſchah unter den Linden. An der Ecke der Königs- und Heiligengeiſtſtraße wurde das zweite Strafbeiſpiel an einem Volksverräther vollſtreckt. Es war ein Herr von Preuß, ein Gensdarmeriemajor außer Dienſt. Der hatte zwanzig unbewaffnete junge Leute, meiſt Studenten, durch das Verſprechen, ihnen Waffen zu liefern, in ſein Haus gelockt, am Abend des Kampfes. Dann ſchloß er ſie im obern Theile des Hauſes ein und ließ die Soldaten hinauf rufen. Dem größern Theil der jungen Leute glückte es, durch Hülfe der Frauen und Mädchen im Hauſe, ſich vom Dach aus zu retten und durch andere Wege, unverſehrt, einige nur mit ſchweren Verwundungen zu entkommen, ſechs wurden von den Soldaten mit Bajonnetten und Kolben ermordet. Der elende Verräther war entflohen, ſonſt wäre er, als Opfer ſeiner Verrätherei an der Volksſache, wahrſcheinlich gräßlich unter den Händen des Volkes gefallen. So wurde nur ſein Haus geſtürmt. Alle Möbeln und ſonſtige Geräthſchaften wurden zu den Fenſtern hinaus auf die Straße geworfen, ſelbſt das Silberzeug, und hier wurde alles auf einem großen Scheiterhaufen verbrannt, nicht eines Kreuzers Werth entwendet.

Größer war die Verbitterung des Volkes gegen den Prinzen von Preußen, gegen ſeinen Palaſt war der Hauptandrang am

Abend des 19. Zahlloſe Menſchenhaufen umſchwärmten ihn. Man konnte hier die fabelhafteſten Gerüchte in Bezug auf Vergangenheit und Zukunft hören. Eine ſtarke Abtheilung der Berliner Schüzengilde, Studenten und Bürgerwehr beſchüzten den Palaſt. Volkshände ſchwangen die Brandfackeln. Die Volksrache forderte die Zerſtörung des Palaſtes.

Einer aus dem Volk, ein Maurergeſelle, trat auf und bedeutete das Volk, daß hart an den Palaſt, hinten, die Staatsbibliothek anſtoße, und daß durch die Flammen des prinzlichen Baues auch dieſe ergriffen werden, und ſie mit ihren unerſezlichen Schäzen der Wiſſenſchaft unrettbar zu Grund gehen müßte.

So löſchte das Volk die Brandfackeln, ein Maler ſtieg auf eine Leiter und ſchrieb an Wand und Thüren: „Eigenthum der Nation“. Auf das Dach und den Balkon wurde die deutſche Fahne geſteckt. Auch wirkte, daß man ausſtreute, der Prinz von Preußen habe ſein Hotel, mit allem, was darum und darin ſey, als Entſchädigung für die Hinterbliebenen der gefallenen Volkskämpfer hergegeben.

Schon Vormittags waren bei mehreren Gewerbtreibenden und Handwerkern, welche Hoflieferanten des Prinzen von Preußen waren, die Aushängeſchilder zerſtört worden, während die mit den Namen des Königs und anderer Prinzen vollſtändig verſchont blieben.

Gegen die zwei andern Brüder des Königs, beſonders gegen den jüngſten Bruder deſſelben, den Prinzen Albrecht, war die Stimmung des Volkes günſtig.

Der Prinz Karl hatte früher keinen guten Klang im Volke gehabt. Seine politiſchen Anſichten ſchienen volksfeindlich. In jenen ernſten Stunden der Nacht vom 18. auf den 19., als der König die zweite Abordnung der Bürger nicht annahm, als die Miniſter unnahbar ſich zeigten, da hatte Prinz Karl den Bürgern verſprochen, den Vermittler zwiſchen dem König und den Stadtverordneten zu machen, und er hatte es verſucht, obwohl ohne Erfolg. Das rechnete ihm das Volk hoch an.

Vom Prinzen Albrecht erzählte man ſich im Volke, daß ſeine Leute ſeinen Pallaſt nach dem Beginn des Kampfes dem Volke geöffnet haben, Speiſe und Trank ſeyen den Kämpfern des Volkes gereicht, eiſerne Gitterſtäbe und andere Dinge zur Wehr verabfolgt worden.

Waffen, habe man geſagt, könne man nicht geben, aber auch nicht hindern, daß das Volk ſie nehme. Das nüzte dem Prinzen ſehr in den Augen des Volkes.

Die Prinzen des königlichen Hauſes — ſo wird aus Berlin behauptet — waren nicht eins unter ſich. Für's Volk war keiner. Um zuſammen, einer mit den Andern, gegen das Volk zu ſeyn, dazu waren ſie zu wenig ein Sinn und ein Herz. Man ſagt, von den Prinzen habe jeder für ſich Partei gemacht, jeder habe ſeine eigenen Gedanken und ſeine eigenen Plane gehabt und verfolgt, je nachdem er Hoffnung oder Furcht in Betreff der Dinge hatte, die da kommen möchten. Keiner, heißt es, habe dem andern offen vertraut, ja das gegenſeitige Mißtrauen ſey ſichtbar geweſen. Jeder habe von ſeinen Regierungsanlagen groß gedacht, weniger groß von denen des andern. Die Damen haben eine nicht geringe Rolle in dieſer Politik geſpielt, und dieſe namentlich haben ſich gegenſeitig bekämpft und ſich entgegen gearbeitet, dadurch der Sache des Königthums geſchadet, während ſie den Glauben und den Schein hatten, für die Sache der Monarchie zu arbeiten. So waren die bedeutendſten Perſonen im Schloß ſich ſelbſt nicht Freund, ſondern theilweiſe ſogar Feind, und darum in den Stunden der Gefahr nicht ſtark genug gegen die neue Macht, in der ſie ihren gemeinſchaftlichen Feind ſahen, gegen das zum Bewußtſeyn gekommene Volk.

Eine vollendete Rathloſigkeit offenbarte ſich auch in der Zuſammenſezung des neuen Miniſteriums.

Graf Arnim, der es zu bilden hatte, war weder der Mann des Volkes noch des Augenblickes. Deutſchland, Europa wußten, das war der Mann, deſſen Polizei-Deſpotismus, deſſen Freiheits- und Volksfeindſchaft von der öffentlichen Meinung gebrandmarkt waren, ſeit er Itzſtein und Hecker aus Berlin ausgewieſen hatte; das war der Mann, der früher die rheiniſche Zeitung, das einzige bis auf einen gewiſſen Grad freiſinnige Blatt der preußiſchen Staaten, verboten hatte; der durch ſeinen Aenderungsantrag der Adreſſe des erſten vereinigten Landtags alle patriotiſche Kraft, das Mark, ausgezogen hatte, und oben wie unten in Deutſchland als Förderer und Diener des Deſpotismus bekannt war. Und dieſer Mann ſollte jezt an der Spize der neuen Regierung ſtehen. Graf Schwerin und von Auerswald — waren das Karaktere, wie ſie die Stunde

verlangte? Köpfe, in dieſem Sturm zu leiten und zu genügen? Es waren nicht halbe, es waren kaum Drittelspopularitäten, ſie hatten ſich auf dem vereinigten Landtag in den wichtigſten Fragen unentſchloſſen, hemmend, der Volksſache nachtheilig und der Krone einſeitig ergeben gezeigt. Wenn Preußen jezt ſeine Stellung begriff, ſo war es die Vorhut Deutſchlands, aber Männer gehörten an die Spize, die einen deutſchen Namen, einen zeitgemäßen Geiſt und entſchloſſenen Karakter hatten.

Wohl glänzten die Hotels aller Miniſter und Höflinge in brillanter, feſtlicher Beleuchtung, beſonders auch die der geſtürzten, von Thile's, Eichhorns, Bodelſchwinghs; wohl war das Freudenſchießen in der Stadt ſo lebhaft bis Mitternacht, daß man hätte glauben können, der Kampf daure noch fort: Aber die Stadt ſelbſt rauſchte von Waffenklang und kriegeriſcher Bewegung wie ein Feldlager. Durch alle Gaſſen wogten Bewaffnete, und durch die Freudenzeichen hindurch erkannte das ſchärfere Auge die Blicke des Argwohns, die kampfgerüſtete Hand, die mißtrauiſch am Schwerdte lag, um die Schlacht zu erneuern, falls Miene gemacht würde, dem Volke nicht in Allem Wort zu halten. Das Schloß ſelbſt „glich mehr einem Bivouack, als dem Hoflager eines mächtigen Herrn.“ Der Prinz von Preußen, der Thronfolger, hatte mit den abziehenden Soldaten Berlin verlaſſen, er war flüchtig, die Staatszeitung meldete noch am 19. Abends ſeine Abreiſe nach England. Der Hof, das Miniſterium, er ſelbſt hatte das für nöthig gefunden, entweder blos, weil man für ihn fürchtete, oder wie Andere meinen, um Alles auf ihn äußerſten Falls ſchieben zu können.

Der König ſelbſt hatte noch heimlich Soldaten im Schloß. Als der Kampf in der Nacht vom 18. auf den 19. ſich ſeinem Ende zuneigte und man bereits überſehen konnte, daß bei der Erſchöpfung und Aushungerung des durch das Volk zum Theil abgeſchnittenen Militärs eine Fortſezung deſſelben nicht werde möglich werden, hatten ſich 800 Mann vom Kaiſer-Franz-Grenadier-Regiment in die oberen Stockwerke und auf den Boden des Schloſſes zurückgezogen, um dort zum Schuze des Königs zu verbleiben, und ſich für ihn zu opfern, falls ihm irgend welche Unbill vom Volke ſollte angethan werden.

Der 20. März.

So kam der Montag. Noch ſaßen viele politiſch Angeklagte in den Gefängniſſen, darunter auch neunzig von dem lezten großen Polenprozeß her. Das Volk verlangte allgemeine Amneſtie: Wem es auf der Straße einfiel, der war Deputation, der gieng gerade in die Säle des Schloſſes, verhandelte mit den Miniſtern, brachte Forderungen an den König — ſo ſagt ein Augenzeuge. Der König bewilligte eine allgemeine Amneſtie.

Am Morgen des 20. März wurde ſie bekannt gemacht. Geſtern, erklärte der König, habe ich bereits ausgeſprochen, daß ich in meinem Herzen vergeben und vergeſſen habe. Damit aber kein Zweifel darüber bleibe, daß ich mein ganzes Volk mit dieſem Vergeben umfaßt habe, und weil ich die neu anbrechende große Zukunft unſeres Vaterlandes nicht durch ſchmerzliche Rückblicke getrübt wiſſen will, verkünde ich hiemit Vergebung allen denen, die wegen politiſcher oder durch die Preſſe verübter Vergehen und Verbrechen angeklagt oder verurtheilt worden ſind.

Die Amneſtie wurde ſofort bei den gefangenen Polen vollzogen. Gegen 1 Uhr Mittags verfügte ſich der Staatsanwalt des Kammergerichts nach dem Staatsgefängniß, um den dort verhafteten Polen ihre Freiheit und Wiedereinſezung in Alles zu verkünden, unter ungeheurem Zulauf des Volkes. Mieroslawski und Liebelt beſtiegen einen bereitſtehenden Wagen mit ſechs andern Polen, jubelnd ſpannte das Volk die Pferde aus und zog ihn durch das Neuthor im Triumphe nach dem Schloſſe. Vor den Fenſtern des Königs wurde gehalten, nach langem Jubelruf erſchien der König auf dem Balkon und grüßte dreimal durch Bewegungen und durch Abnahme ſeiner Feldmüze das Volk, ſichtlich erfreut. Graf Schwerin ſprach vom Balkon herab zu den Polen, der König vertraue zu ihnen, nachdem ſie geſehen, wie man in Preußen die politiſchen Gefangenen behandle, werden ſie ſich auch an Preußen und deſſen Königshaus anſchließen. Die Polen antworteten zuſichernd unter den Lebehochs des Volkes. Das leztere freute es, daß ſelbſt der Generallieutenant von Neumann, der neben dem König ſtand, in bürgerlicher Tracht erſchien.

Vom Schloſſe gieng der Zug in die Brüderſtraße weiter durch die Stadt. Man hatte die befreiten Polen bekränzt und ihnen polniſche und deutſche Fahnen in die Hände gegeben. Wie ſchon zuvor, auf dem Weg nach dem Schloß, ſo hielt auch jezt der Zug an mehreren Stellen, und Liebelt ſprach begeiſtert zu dem Volke; unter anderm ſagte er: „Wir danken Euch, daß Ihr uns nach zweijähriger Haft habt befreien helfen. Unſer Dank mag ſich darin beweiſen, daß künftig Polen und Preußen Ein Volk ſey, ſich ſchüzend gegen den Nachbar Rußland."

Sie erließen gleich darauf eine Dankadreſſe an das Berliner Volk, das ihnen ihre Freiheit bei dem König ausgewirkt habe. Der Akt der königlichen Gnade, hieß es weiter, iſt zugleich ein Akt der Gerechtigkeit. Nachdem ſich das Blatt der europäiſchen Politik auf einmal ſo wunderbar gewendet hat, nachdem ganz Deutſchland den Ruf für die nationale Einheit eines großen, freien und mächtigen deutſchen Vaterlands in allen deutſchen Gauen hat laut erſchallen laſſen; ſo konnte auch in dem verurtheilten Polen ein Beſtreben, für ein einiges, unabhängiges und freies polniſches Vaterland zu wirken, nicht mehr als Landesverrath angeſehen und geahndet werden. Der geſunde Sinn des Volkes ſieht die Dinge und beurtheilt ſie beſſer als die Weisheit der Politik. Ihr fühlt es, Bürger Berlins, daß nicht nur die Zeit gekommen iſt, in welcher die verhängnißvolle That der Theilung Polens wieder geſühnt werden mußte, ſondern daß die Zeit auch gebietet, daß zur Sicherſtellung eines freien Deutſchlands ein unabhängiges Polen als Vormauer gegen den Drang der Aſiaten errichtet werden muß. Es iſt der mächtige Finger Gottes, der in die Geſchicke der Völker heute ſichtlich eingegriffen hat. Möchte Preußen's neu conſtituirte liberale Regierung auch die Initiative zur Befreiung Polens ergreifen, und die Herzen aller Polen würden ihr entgegen fliegen! Deutſche und Polen würden ſich, wie es hier geſchehen, ſo überall brüderlich in die Arme fallen und der Friede Europas nach Wiederherſtellung Polens auf immer geſichert ſeyn! —

Die Straßen Berlin's hallten wieder von den Lebehochs auf die Freiheit Deutſchlands und Polens.

Schon am 19. waren an ſehr vielen Straßenecken und Privathäuſern metallene Schüſſeln aufgeſtellt, mit einem Zettel verſehen:

„Für die am 18. März Verwundeten“. Viele der Schüſſeln ſah man nach wenigen Stunden vollauf gefüllt mit Geld. Neben Silbergroſchen ſah man doppelte Louisd'or liegen. Die Beiträge gingen immer reichlicher ein, von Wohlhabenden, mehr noch von armen Leuten. Um den ärmeren Klaſſen der Stadt, beſonders den Barrikadenkämpfern, bei der Stockung des Verkehrs Erleichterung zu ſchaffen, beſchloß die Regierung zweierlei, daß die Pfänder, die um fünf Thaler und weniger beim königlichen Leihamt verſezt waren, unentgeldlich zurückgegeben wurden, und daß keine gerichtliche Exekution ſtatt haben ſollte, bis wieder ein geregelter Verkehr eingetreten wäre. Es waren Geſchenke des Landes an die tapfern, aber armen Streiter des Volkes in der Hauptſtadt. Die Pfandeinlöſung forderte dritthalb Millionen Thaler: ſo groß war die Noth. Auch die Miethesteuerreſte, die rückſtändigen Schul- und Strafgelder wurden erlaſſen.

Ohne irgend eine Unruhe verging der Tag und die Nacht kam. Die Stunden der Nacht waren vorgerückt, da ſcholl Feuerlärm über die ſchlafende Stadt hin. Bald verbreitete ſich die Nachricht, dieſer Lärm ſey nur ein Nothzeichen, um die Bürger aus dem Schlaf zu wecken, da der Prinz von Preußen mit dem Militär gegen die Stadt heranrücke.

Frauen, Kinder wie Männer waren in zehn Minuten auf den Straßen und viele Barrikaden ſchnell wieder hergeſtellt. Es war eine über alle Beſchreibung fieberhafte Aufregung. Reitende Boten flogen durch die Stadt. Alles griff zu den Waffen. Es gelang, die Falſchheit des Gerüchtes darzuthun, aber mit Mühe wurde die Aufregung gedämpft. Erſt am Morgen wurden die Barrikaden weggeräumt.

Die Polizei verhaftete einige Franzoſen und Polen, ihnen wollte man aufbürden, ſie haben dieſe Aufregung in böswilliger Abſicht künſtlich erzeugt. Man hätte gar zu gern glauben gemacht, es liegen der neueſten Bewegung geheime und ganz andere Triebfedern zu Grund, als die natürlichen, die am Tag lagen und mehr als genügten. Ja, man wechſelte Blicke und Reden, als müſſe, wer auf einen tieferen Einblick Anſpruch mache, davon überzeugt ſeyn.

Im Volke dagegen blieben Argwohn und Furcht vor dem Militär, vor dem Prinzen von Preußen, vor Rußland, ſo lange bis

man die Gewißheit des Gegentheils hatte. Während man auf Seiten des Hofes franzöſiſche und polniſche Emiſſäre in der Bewegung zu ſehen ſich Mühe gab, wurde auf der andern Seite die Vermuthung lautbar, ruſſiſches Geld habe am 18. März die Erbitterung unter dem Volke genährt und zum Angriff gereizt. Selbſt Politiker waren von dem Glauben durchdrungen, ruſſiſches Geld reize das Volk auf, ruſſiſcher Einfluß heze am Hof, die ruſſiſchen Reſerven ſeyen im Zuſammenhang damit einberufen, es gelte gegen Deutſchland, und der König von Preußen ſey das Schlachtopfer der ruſſiſchen Politik.*)

Die Furcht war im Volk, die Ruſſen ſeyen herbeigerufen, und mit ihrer Hülfe und den geſammelten und durch Zuzüge verſtärkten preußiſchen Regimentern wolle der Prinz von Preußen die neue Ordnung der Dinge wieder umzuſtürzen verſuchen. Bald glaubte man ihn in Spandau, bald in Potsdam, bald der ruſſiſchen Gränze zugeeilt.

Ganz ohne Grund war die Beſorgniß des Volkes nicht. Es war, entweder von Berlin oder aus der Nähe, eine Eſtafette nach Rußland abgegangen. Selbſt in Königsberg verbreitete ſich bei der Ankunft derſelben die Beſorgniß, das Schreiben des Kuriers bringe die Aufforderung nach Rußland, ruſſiſche Kriegsvölker in Preußen einrücken zu laſſen, und der Oberpräſident ſah ſich bemüſſigt, ſein heiliges Wort öffentlich zu geben, daß er alle möglichen Mittel anwende, dieſes Schreiben zurückzuhalten, und die Provinz Preußen vor einem Einmarſch fremder Truppen zu bewahren. Mir ſind, ſagte er, zwar bis jezt durchaus keine Nachrichten zugekommen, welche eine ſolche Maaßregel irgend befürchten laſſen; ich ſchicke indeſſen einen Beamten nach der Gränze, um Nachrichten einzuziehen.**)

Dieſe Eſtafette, deren Abgang alsbald in Berlin bekannt wurde, war für das Volk jedenfalls beunruhigend und, ſelbſt wenn ſie das Unſchuldigſte enthielt, von Seiten des Abſenders unvorſichtig. Die Stimmung und die Aeußerungen der Offiziere zu Potsdam und Spandau kamen dazu.

---

*) So ein Brief aus Berlin in der damals einflußreichen deutſchen Zeitung.

**) Bekanntmachung des Oberpräſidenten Böttiger zu Königsberg vom 21. März 1848.

Es gab zwar Offiziere, alte wie junge, die von der begeiſterten Tapferkeit des Volkes, durch die es ſich als freiheitswürdig bewies, hingeriſſen waren. Oelze, Lieutenant in der dritten Artilleriebrigade, hatte den Muth und den Verſtand, einen denkwürdigen, ihn ſtets ehrenden „Zuruf an ſeine Kameraden“ in die öffentlichen Blätter einrücken zu laſſen, der charakteriſtiſche Stellen für den preußiſchen Offiziersgeiſt enthält.

„Meine Stimme iſt ſchwach, ſagte er, aber die Kraft der Wahrheit macht ſie ſtark, und wird ihr die Gewalt der Ueberzeugung geben. Zeugniß will ich ablegen von dem herrlichen Benehmen unſeres Volkes. Warum? Weil das Wort eines Offiziers, der zwar nicht Theil hatte am Kampf, deſſen militäriſches Gefühl aber auch tief gedemüthigt war, vielleicht Einfluß übt und dazu beiträgt, daß die Geiſter in der Ferne ſich dem großen herrlichen Geiſt anſchließen, der in Berlin den Sieg errungen hat, anſtatt ihm unheilvoll entgegenzutreten. Als einziger Offizier in einem großen königlichen Gebäude zurückgeblieben, habe ich unangefochten in tiefſter Ruhe unter dem Schuz desjenigen Volkes gelebt, das ſo eben den erbitterten Kampf gegen die Truppen ausgefochten hat, welche, treu den Grundſäzen, in welchen ſie erzogen wurden, mit hingebender Tapferkeit ihre Pflicht zu erfüllen glaubten. Sicherheit und Ruhe überall in den Straßen, nirgends Polizei, nirgends Gensd'armen! — Das war keine Emeute! — Das war der Sturm eines ſich großartig erhebenden Volkes! — Was viele von uns als Knaben ſo begeiſtert geträumt, das wird jezt Wahrheit. Einſt war das ſchwarz-roth-goldne Band in bedrohter Heimlichkeit begrüßt, jezt weht daſſelbe hoch vom königlichen Schloß und aus jedem Hauſe. Das begeiſterte Volk wogt durch die Straßen. Iſt das etwa Kanaille? Weh uns, wenn wir verſuchen ſollten, dem Strome der Zeit entgegenzutreten! Sind wir nicht Söhne deſſelben Volkes? Haben wir eine andere Ehre als dieſe tapfern Bürger, die im ganzen deutſchen Vaterlande ſich erheben? Meine perſönliche Demüthigung iſt völlig aufgegangen in dem erhebenden Gefühl, daß jezt die größte Aera für unſer deutſches Vaterland gekommen. O meine theuren Kameraden, laßt fahren den ſteifen, alten militäriſchen Dünkel! Helfen wir, jeder ſo viel an ihm iſt, unſerem theuren, heißgeliebten König über die Kluft zwiſchen Volk und Heer,

hinweg, die wir mit freudiger Hingebung ausfüllen können. Schließen wir uns dem Strome der Bewegung willig an, ſtatt im ärgerlichen Zwange."

Selbſt in Potsdam, in der Mutterſtadt, wie man jezt ſagte, der unſeligen Soldateska, hier, wo kaum ein Horizont über den Militärſtaat hinausreichte, und Alles und Jedes die Herrſchaft des Syſtems verkündigte, äußerten ſich Ehrenmänner in der Uniform in ähnlicher Weiſe. Einige Offiziere ſollen mit Thränen nach Berlin marſchirt, mit Verzweiflung zurückgekehrt ſeyn. Man ſah einen Gardeoffizier und einen Republikaner zuſammenſtehen — eine erſchütternde Scene! „Unſer Eid, unſere Pflicht, unſere Ehre! Können wir treulos ſeyn, können wir eidbrüchig werden? Und gegen unſere Brüder, gegen unſer Volk, dieſer entſezliche Kampf! Wollte Gott, ich und mein Sohn wären vor der Barrikade gefallen"! — Solche Worte hörte man bei dieſem Auftritt.

Aber ſolcher Offiziere von edler Natur war es nur eine kleine Zahl. Die anderen kochten vor Wuth nach Rache. In Potsdam Anweſende gaben die beſtimmte Verſicherung, daß die mit dem Prinzen von Preußen gleichgeſinnten Offiziere den Plan haben, auf Berlin zu marſchiren, den König, von dem ſie in den unwürdigſten Ausdrücken ſprechen, zu „befreien" — oder ihn zum Abdanken zu zwingen und einen der Prinzen auf den Thron zu erheben. So groß als die Erbitterung war die Verblendung, die in dieſen Kreiſen herrſchte. Bei dem Jägerbataillon wurden an den Mann 100 ſcharfe Patronen ausgetheilt. Vierzehn Freiwillige traten muthig vor und erklärten: „Auf das Volk ſchießen wir nicht! Das Vaterland und Königthum werden wir gegen äußere und böswillige innere Feinde vertheidigen, aber nie gegen den wehrloſen, ſeine heiligen Rechte verfechtenden Bürger kämpfen". Die Sprecher, die zuerſt vortraten, hießen Stengel, Riemann und Gehricke. Sie wurden ſogleich entlaſſen.*)

Wo der Prinz von Preußen war, wußten die Meiſten in Potsdam nicht. Die es wußten, hielten es geheim. Daß er nicht nach Italien gegangen war, darüber waren Alle einig.

Der Prinz von Preußen ſcheint wirklich geſchwankt zu haben, ob es nicht das Beſte ſei, nach Oſten zu gehen. In den erſten

*) Schreiben aus Potsdam vom 21. März in der W. Z. vom 24. März 1848.

Tagen war er in der Nähe Berlins. Da ſich die Sachen ſo, wie geſchah, geſtalteten, ſoll ihm die ſtrenge Weiſung gegeben worden ſeyn, nicht nach Rußland zu gehen. Der Prinz ſchwankte zwiſchen Neapel und England. Am 23. März ging er über die preußiſche Gränze, um nach England zu reiſen. In der Nacht vorher war er von Potsdam aus in Perleberg angekommen, auf Nebenwegen, bald zu Fuß, bald auf einer Art von Wagen, auf der man keinen Prinzen vermuthen konnte, in Civilkleidern und ohne Schnurrbart, den er ſchon zu Berlin am 19. Morgens ſich abgenommen hatte. Perleberg hatte er glücklich paſſirt, als dort das Volk ſich ſeiner bemächtigen wollte. Selbſt auf der erſten mecklenburgiſchen Grenzſtadt Grabow, wo er erkannt wurde, wich er der großen Volksaufregung aus, und fuhr nicht mit der Eiſenbahn weiter, ſondern zu Wagen. Seine Abreiſe nach England wie ſeine Ankunft daſelbſt wurden von der Regierung zu Berlin amtlich kundgethan. Zu dem Prediger Behrens in Quitzow, der ihn in's Geheime durch's Preußiſche weiter befördert hatte, äußerte der Prinz, er vermuthe am Beerdigungstag in Berlin einen neuen Aufſtand. „Und deſſen Gräuel, ſoll der Prinz geſagt haben, werden meine in Berlin getroffenen Maßregeln rechtfertigen“.

Dieſes Loos des Prinzen ergriff Manche tiefer. So, wurde geſagt, ſchätzte ſich der Fürſt noch glücklich, fliehend durch deutſche Lande, unerkannt das Exil zu erreichen, er, der noch wenige Tage vorher zum Generalgouverneur der Rheinlande ernannt war und das Ruder des Staates unerſchütterlich feſt in ſeiner Hand zu haben glaubte.

Der 21. März.

Es waren, um dem Volk zu genügen und Vertrauen zu zeigen, alle Reſte von Truppen nach und nach aus der Stadt gezogen worden; einige freilich meinten, um ſie draußen zu ſammeln, für den Fall, daß gegen die Stadt vorausſichtlich mit Erfolg etwas zu unternehmen wäre. Nur die im Schloß verſteckten Achthundert waren noch in der Stadt. Die Mittel zu ihrem Unterhalt fingen

an auszugehen, und auf der Schloßwache, auf den Schloßhöfen ſtanden zahlreich die Bürger in Waffen, zum Schuz ihres jezt doppelt von ihnen geliebten Königs. Das Mißtrauen, das rege geworden war, als wolle der Prinz von Preußen von Außen her die Stadt einnehmen, griff der König auf, um auch dieſe Grenadiere ſicher aus der Stadt zu bringen.

Er gieng mit dem Prinzen Adelbert ſelbſt auf die Schloßwache in der Nacht zu den Bürgern hinab; beide gaben ihr Wort, daß gegen die Stadt nichts Feindliches im Werke ſey, der König wolle den Bürgern einen neuen Beweis geben, daß er ſeine Sicherheit ganz in die Hände des Volkes lege. Er erzählte offen, daß ſich noch achthundert Grenadiere im Schloſſe befinden, er wolle ſie noch dieſe Nacht entlaſſen, und die Bürger mögen ſie ſicher aus der Stadt geleiten.

Die Bürger ſahen darin, daß der König es wirklich wohl meine und eine frohe Zukunft bevorſtehe. Unter dem Geleit von hundertfünfzig Bürgergarden zog lautlos und ſtill das lezte Militär mit geſenktem Haupt aus dem Schloßportal und zur Stadt hinaus. Es geſchah dieß Morgens 2 Uhr.

Was weiter in dieſer Nacht in den innern Räumen des Schloſſes beſprochen und berathen wurde, mit welchen Gedanken der König dieſe Nacht in ſeinen Gemächern durchwachte: das ſollte die Sonne des 21. März aufklären.

Es leben wohl Wenige, welche in dieſen erregten Stunden der Nacht und der Frühe dem Könige nahe genug ſtanden, ſo daß ſie in ſeiner Seele laſen, oder daß er ihnen das Werden und Wachſen ſeiner geheimſten Gedanken verrathen hätte. Man hat in Süddeutſchland dem König gewiß Unrecht gethan, wenn man vorausſezte, er habe ſeine auffallendſten Schritte nur gethan, wie ein geſchickter Künſtler auf der Bühne ſeine Rollen ſpiele. Der König hatte ſo ſeine Inſpirationen über Nacht in erhöhten Augenblicken des Gemüthes, und er glaubte an dieſe Inſpirationen, vermöge des romantiſch-religiöſen Zuges in ihm, er glaubte an die Weihe ſeiner Perſon, und daran, daß Funken von Oben, ſchickſalvolle Gedanken aus einer höheren Welt herüber, ſein königliches Herz und ſeinen königlichen Geiſt von Zeit zu Zeit berühren und entzünden.

Wenn Einer, ſo ſpricht wohl Herr von Radowitz aus der Seele des Königs heraus, und deutet den Gang der Gedanken an, die geheim in jener Nacht die Bruſt des Königs bewegten und zu einem raſchen Entſchluſſe leiteten.

Das Volk hatte in den lezten Tagen Viel errungen, vom Königthum erzwungen. Ein großes freies Geſchenk, ſagt Radowitz, konnte der König Preußen und Deutſchland noch machen aus dem Schaze ſeiner Machtvollkommenheit und ſeines aufopfernden, patriotiſchen Herzens.

Er konnte ſeinem Volke ſagen: Auf, und laßt uns das Vaterland retten, das in Gefahr iſt; laßt uns die Vorkämpfer von Deutſchland ſeyn, wie im Befreiungskriege!

Und der deutſchen Nation konnte er ſagen: Hier bin ich mit meinem braven Volke, mit meinem tapfern Heere, das Vaterland bedarf unſer, wir wollen zuſammenſtehen mit Deutſchland gegen innere und äußere Feinde; Preußen und Deutſchland haben nur eine und dieſelbe Sache und ſollen es auch künftig nur haben, „Preußen geht hinfort in Deutſchland auf;“ deß zum Zeichen „ſtelle ich mich und mein Volk unter das ehrwürdige Banner des deutſchen Reichs;“ denn ich will „die Wiedergeburt, die Gründung eines neuen Deutſchlands“ und zu ſeinem Schuze „die Aufſtellung eines allgemeinen deutſchen volksthümlichen Bundesheeres“ und die Erklärung „der Neutralität Deutſchlands.“

Dieſes Aufgehen in Deutſchland, dieſe völlige Hingabe an das gemeinſame Vaterland vor allem Volk jezt auszuſprechen, das war der Entſchluß in der Seele des Königs in dieſer Nacht. Es ſollte ein eben ſo bedeutender als ein durch keine äußere Nöthigung veranlaßter Schritt von ihm geſchehen.*)

Um 9 Uhr Vormittags des 21. März erſchien eine nicht unterzeichnete Kundgabe. Sie lautete alſo:

An die deutſche Nation!

„Eine neue glorreiche Geſchichte hebt mit dem heutigen Tage für euch an. Ihr ſeid fortan wieder eine einige große Nation, ſtark,

*) Vergleiche die anonyme Flugſchrift: Frankfurt und Berlin, ein Wort zur Verſtändigung (von Radowitz). 1848. Seite 8—9.

frei und mächtig im Herzen von Europa. Preußen's Friedrich Wilhelm IV. hat ſich, im Vertrauen auf euren heldenmüthigen Beiſtand und eure geiſtige Wiedergeburt, zur Rettung Deutſchlands an die Spize des Geſammt-Vaterlands geſtellt. Ihr werdet ihn mit den alten ehrwürdigen Farben deutſcher Nation noch heute zu Pferd in eurer Mitte erblicken. Heil und Segen dem konſtitutionellen Fürſten, dem Führer des geſammten deutſchen Volkes, dem neuen Könige der freien, wiedergeborenen, deutſchen Nation!“

Der große Einfluß, den die Studenten auf die Bewegung der lezten Tage und durch ihren dargelegten Verſtand und Muth, namentlich auf den Sieg des Volkes hatten, und auch deſſen Unterordnung unter dieſelben, ebenſo die Hoffnung, dieſe Jugend am leichteſten zu entzünden und durch ſie das Volk fortzureißen, — dieſe beiden Gründe beſtimmten den Miniſter, Grafen von Schwerin, ſich zunächſt an die Studirenden zu wenden, um ſie für den Gedanken und den Schritt des Königs vorzubereiten.

Er traf Studirende im Kaſtanienwalde, theils mit Exerzieren, theils mit Einüben des für dieſen Zweck gedichteten und in der Frühe vertheilten Volksliedes beſchäftigt. Er ließ ſie in die Aula zuſammenrufen. Sie ſtürmten mit den Waffen in der Hand herein.

Der Miniſter Schwerin, umgeben von den ebenfalls bewaffneten Profeſſoren, Rektor Müller und Prorektor Hecker, ſprach zu den Studirenden:

„Meine Herrn, ich halte es für meine Pflicht, die academiſche Jugend, welche ſich in den lezten Tagen ſo thätig und tüchtig bewährt hat, bei Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung von den Maßregeln in Kenntniß zu ſezen, welche Se. Majeſtät im Sinne des Fortſchritts zu nehmen gedenkt. Se. Majeſtät wollen ſich an die Spize des konſtitutionellen Deutſchlands ſtellen. Sie wollen die Freiheit unter dem Schuze der conſtitutionellen Monarchie nicht nur für Preußen, ſondern für ganz Deutſchland.

Sie haben daher auch die ſchleunige Bildung eines deutſchen Parlaments anzubahnen beſchloſſen und werden ſich auch hier an die Spize des Fortſchritts ſtellen. Der König rechnet dabei auf den Schuz und Beiſtand ſeines treuen Volkes. Sind Sie nicht auch der Meinung, daß er es kann? — Der König wird demnächſt, geſchmückt

mit den deutſchen Farben in den Straßen erſcheinen und rechnet darauf, daß die academiſche Jugend ſich um ihn ſchaaren werde. Meine Herrn, es lebe unſer wahrhaft deutſcher König! Meine Herrn, wir ſind Sr. Majeſtät verantwortliche Miniſter, aber unſre Seele iſt der König; der Fortſchritt, die Freiheit ſein Gedanke; für die Ausführung ſind wir verantwortlich. Die Verantwortlichkeit der Miniſter hoch!"

Zu gleicher Zeit wurde eine königliche Kundgabe in den Straßen Berlins verbreitet, in welcher der König ſelbſt ſprach. Sie lautete:

An mein Volk und an die deutſche Nation!.

Mit Vertrauen ſprach der König vor fünfunddreißig Jahren in den Tagen hoher Gefahr zu ſeinem Volke, und ſein Vertrauen ward nicht zu Schanden; der König, mit ſeinem Volke vereint, rettete Preußen und Deutſchland von Schmach und Erniedrigung.

Mit Vertrauen ſpreche Ich heute, im Augenblicke, wo das Vaterland in höchſter Gefahr ſchwebt, zu der deutſchen Nation, unter deſſen edelſte Stämme mein Volk mit Stolz ſich rechnen darf. Deutſchland iſt von innerer Gährung ergriffen und kann durch äußere Gefahr von mehr als einer Seite bedroht werden. Rettung aus dieſer doppelten, dringenden Gefahr kann nur aus der innigſten Vereinigung der deutſchen Fürſten und Völker unter einer Leitung hervorgehen.

Ich übernehme heute dieſe Leitung für die Tage der Gefahr. Mein Volk, das die Gefahr nicht ſcheut, wird Mich nicht verlaſſen, und Deutſchland wird ſich Mir mit Vertrauen anſchließen. Ich habe heute die alten deutſchen Farben angenommen und Mich und Mein Volk unter das ehrwürdige Banner des deutſchen Reiches geſtellt. Preußen geht fortan in Deutſchland auf.

Als Mittel und geſezliches Organ, um im Vereine mit Meinem Volke zur Rettung und Beruhigung Deutſchlands voranzugehen, bietet ſich der auf den 2. April bereits einberufene Landtag dar. Ich beabſichtige in einer unverzüglich näher zu erwägenden Form, den Fürſten und Ständen Deutſchlands die Gelegenheit zu eröffnen, mit Organen dieſes Landtages zu einer gemeinſchaftlichen Verſammlung zuſammenzutreten.

Die auf dieſe Weiſe zeitweilig ſich bildende deutſche Ständeverſammlung wird in gemeinſamer, freier Berathung das Erforderliche

in der gemeinſamen, inneren und äußeren Gefahr ohne Verzug vorkehren.

Was heute vor Allem Noth thut, iſt

1) Aufſtellung eines allgemeinen deutſchen, volksthümlichen Bundesheeres,
2) bewaffnete Neutralitäts-Erklärung.

Solche vaterländiſche Rüſtung und Erklärung werden Europa Achtung einflößen vor der Heiligkeit und Unverlezlichkeit des Gebietes deutſcher Zunge und deutſchen Namens. Nur Eintracht und Stärke vermögen heute den Frieden in unſerem ſchönen, durch Handel und Gewerbe blühenden Geſammt-Vaterlande zu erhalten.

Gleichzeitig mit den Maßregeln zur Abwendung der augenblicklichen Gefahr wird die deutſche Ständeverſammlung über die Wiedergeburt und Gründung eines neuen Deutſchlands berathen, eines einigen, nicht einförmigen Deutſchlands, einer Einheit in der Verſchiedenheit, einer Einheit mit Freiheit.

Allgemeine Einführung wahrer conſtitutioneller Verfaſſungen, mit Verantwortlichkeit der Miniſter in allen Einzelſtaaten, öffentliche und mündliche Rechtspflege, in Strafſachen auf Geſchwornengerichte geſtüzt, gleiche politiſche und bürgerliche Rechte für alle religiöſen Glaubens-Bekenntniſſe und eine wahrhaft volksthümliche, freiſinnige Verwaltung werden allein ſolche höhere und innere Einheit zu bewirken und zu befeſtigen im Stande ſeyn.

Dieſe Kundgabe war von dem König ſelbſt unterzeichnet, mit Gegenzeichnung der Miniſter.

Das zog viele Menſchen nach dem Schloßhof. Sie verlangten den König zu ſehen, um ihm ein Lebehoch zu bringen. Um 10 Uhr erſchien der König auf dem Balkon des Schloſſes, und rief den Bürgern zu, er werde ſofort zu Pferd unter ihnen erſcheinen. Es möge ihm Jemand eine dreifarbige deutſche Fahne bringen, damit er ſie als ſein Panier trage.

Herr Stieber, der bekannte Doktor, war ſchon zur Hand. Auf des Königs Wort ſprang er eine Leiter in der Breiten Straße hinauf, ergriff eine dort aus den Fenſtern wehende ſtattliche Fahne und überreichte ſie dem König, der indeß auf dem Schloßhof an dem Eingang der Wendeltreppe erſchienen war und zu Pferde hielt.

Der König trug die Uniform des erſten Garderegiments und den Helm, ein breites ſchwarz-roth-goldenes Band um den Arm

geſchlungen. Der König ergriff die Fahne, und bat, es möchten ihn einige Männer des Volkes durch die Stadt geleiten. Er wolle mit ſeinem Volke reden.

Auf das ordnete ſich ein Zug. Voran ritt der Kammergerichts⸗aſſeſſor Friedberg, jezt Kabinetsrath des Königs. Dann folgte der König auf der einen Seite von Stieber, auf der andern vom Stadt⸗verordneten Kaufmann Gleich geführt. Der Bürgerſchüze Krauſe trug die dreifarbige Fahne des Königs. Der Bezirksvorſteher Wolff machte dem Pferde des Königs Bahn. Hinter dieſen folgten die Prinzen, drei Miniſter in Civil, einige Generale, der Polizei⸗Präſident, Stall⸗meiſter, Bediente, Gensdarmen, alle mit den deutſchen Farben am Arm.

Im innern Schloßhof ſprach der König: „Es iſt keine Uſur⸗pation von mir, wenn ich mich zur Rettung der deutſchen Freiheit und Einheit berufen fühle. Ich ſchwöre zu Gott, daß ich keine Fürſten vom Throne ſtoßen will, aber Deutſchlands Freiheit und Einheit will ich ſchüzen; dieſe iſt bedroht. Es hat ſich plözlich in einigen Theilen von Deutſchland Untreue gezeigt, nicht gegen mich — denn ich rede hier nicht von mir — ſondern gegen Deutſchland. Die deutſche Einheit und Freiheit muß geſchirmt werden durch deutſche Treue. Soll Deutſchland in dieſem Augenblick nicht verloren gehen, ſo muß ich, als Deutſchlands mächtigſter Fürſt, mich an die Spize der ganzen deutſchen Bewegung ſezen. Ich hoffe, alle Deutſchen werden ſich um mich ſchaaren. Ich ſchwöre es, ich will Nichts als das vereinigte Deutſchland, auf den Grundlagen einer aufrichtigen conſtitutionellen deutſchen Verfaſſung."

Die Umſtehenden antworteten mit Freuderufen. Der Zug hatte Mühe vorwärts zu ſchreiten.

Der König hielt auf's Neue an dem Schloßplaz, und richtete ähnliche Worte an das Volk. Dann ging es die Schloßfreiheit entlang. Aus allen Fenſtern wehten Tücher, der Jubel tönte ſtürmiſch hinter dem König fort. An der Königswache hielt er vor den ſalutirenden Bürgern und ſprach: „Ich ſehe euch hier auf der Wache, ich kann es nicht genugſam in Worte kleiden, was ich euch danke — Glaubt es mir". Einer der Verſammelten rief nun: „Es lebe der Kaiſer von Deutſchland!"

„Nicht doch, erwiederte der König unwillig, das will, das mag ich nicht".

Jezt ging der Zug bei der Blücherſtatue vorbei, die Behrenſtraße entlang und über die Linden zurück.

Während des Zuges ſah man, wie auf dem Thurme des Schloſſes die deutſche Fahne aufgezogen wurde. Ueberall hin ſichtbar flaggte das Schwarz-Roth-Gold auf der Spize der preußiſchen Königsburg in die Lüfte.

Auf dem Umzug wurde dem König von allen Seiten zugerufen: „das Volk ſey nicht gegen ihn, ſondern gegen Diejenigen geweſen, die ihn getäuſcht haben. Dieſe haben das Geſchehene zu verantworten. Viele umdrängten den König, er reichte ſeine Hände fortdauernd zum Kuß und zum Händedruck. Auch Bittende drängten ſich zu. Der König erkundigte ſich nach den Namen, bewilligte auch ſofort einige ihm mündlich vorgetragene Gnadengeſuche.

An mehreren Orten, an denen die Schlacht gegen das Volk am heißeſten geſchlagen worden war, ließ ſich der König von ſeinen beiden Führern einzelne Ereigniſſe der lezten Tage umſtändlich erzählen.

Auch die Königin wurde vielfach hoch gefeiert. In Arnim (nicht dem Grafen) und in Bornemann ſahen Viele die volksthümlichſten Miniſter. An fünf verſchiedenen Orten ſprach der König in längerer Rede zum Volk.

An der Univerſität hielt der König länger, als anderswo. Drei Studirende trugen ihm das Reichsbanner voraus. Die Studenten, ſo viel ihrer da waren, ſtanden vor der Univerſität in Reih und Glied unter den Waffen. Den beiden Führern derſelben reichte der König die Hand. Dann ſprach er, unfern des Denkmals Friedrichs des Großen, zu den Studirenden:

„Mein Herz ſchlägt hoch, daß es meine Hauptſtadt iſt, in der ſich eine ſo kräftige Geſinnung bewährt hat. Der heutige Tag iſt ein großer, unvergeßlicher, entſcheidender. In ihnen, m. H., ſteckt eine große Zukunft, und wenn Sie in der Mitte oder am Ziele ihres Lebens zurückblicken auf daſſelbe, ſo bleiben Sie doch ja des heutigen Tages eingedenk. Die Studirenden machen den größten Eindruck auf das Volk und das Volk auf die Studirenden. Ich trage Farben, die nicht mein ſind, aber ich will damit Nichts uſurpiren, ich will keine Krone, keine Herrſchaft, ich will Deutſchlands Freiheit, Deutſchlands Einigkeit, ich will Ordnung, das ſchwöre ich zu Gott (hier

erhob der König ſeine Rechte gen Himmel). Ich habe nur gethan, was in der deutſchen Geſchichte ſchon oft geſchehen iſt, daß mächtige Fürſten und Herzoge, wenn die Ordnung niedergetreten war, das Banner ergriffen und ſich an die Spize des ganzen Volkes geſtellt haben, und ich glaube, daß die Herzen der Fürſten mir entgegenſchlagen und der Wille des Volkes mich unterſtüzen werde. Merken Sie ſich das, meine Herrn, ſchreiben Sie es auf, daß ich nichts uſurpiren, nichts will, als deutſche Freiheit und Einheit. Sagen Sie es der abweſenden ſtudirenden Jugend: es thut mir unendlich leid, daß ſie nicht Alle da ſind. Sagen Sie es Allen!"

„Friedrich Wilhelm hoch!" ſcholl ihm entgegen, die nicht ſehr zahlreich anweſenden Studenten ſchlugen die Waffen an einander, das Volk warf die Hüte, an denen die deutſchen Farben prangten, in die Höhe, und brach wieder in lang anhaltenden Jubel aus.

Beſonders laut ertönte das Hurrah, als der König am Kölniſchen Rathhauſe mit den Worten ſchloß:

„Bürger, ich weiß es wohl, daß ich nicht ſtark bin durch die Waffen meines gewiß ſtarken und tapferen Heeres, daß ich nicht ſtark bin durch meinen gefüllten Schaz, ſondern nur durch die Herzen und die Treue meines Volkes. Und nicht wahr, dieſe Herzen, dieſe Treue werdet ihr mir ſchenken! Ich ſchwöre es Euch, ich will nur das Gute für Euch und Deutſchland."

An alle Wachen ritt der König heran und dankte für die ihm und der Stadt geleiſteten mühevollen Dienſte.

Im Schloß angelangt, lud der König ſeine Begleiter ein, mit herauf zu kommen, und ſprach hier über die augenblicklichen Wünſche der Stadt noch viele ſchöne Worte.*)

Einer der Begleiter des Königs bemerkte ihm, mehrere Bürger ſeyen darüber unzufrieden, daß ſie zwar Gewehre erhalten haben, aber in der ganzen Stadt keine Zündhütchen auftreiben können, die zu den Gewehren paſſen: daher ſey die Stadt ohne hinreichenden Schuz. Jezt erſt wurde befohlen, daß an die Bezirksvorſteher nicht nur paſſende Zündhütchen, ſondern auch Pulver und Blei hinreichend ausgetheilt werden ſollen.

*) Eigene Worte der hoffähigen Voſſiſchen Zeitung.

Die Miniſter erklärten, es ſey wohl einzuſehen, daß von den Bürgern der ſchwere Wachdienſt nicht für immer verſehen werden könne. Aber der König wolle, um den Bürgern ſein Vertrauen zu beweiſen, nicht eher Militär behufs des Wachdienſtes nach der Stadt zurückkehren laſſen, bis die Bürger ſelbſt darum bitten würden, und dann möchten die Soldaten mit den Bürgern zuſammen die Wachen beziehen. Auch würde der König ſehr gern die Wünſche der Bürgerſchaft berückſichtigen, wenn dieſelben irgend eine beſondere Vorliebe für einzelne Truppentheile hätten.

So fein wurde jezt ſchon die Rückkehr des Militärs in die Stadt eingeleitet.

Der Stadtverordnete Gleich war „von dem Triumphzug und der Gemüthsbewegung“ ſo erſchöpft, daß er im Zimmer des Königs ohnmächtig wurde. Die Königin reichte ihm ſelbſt mit eigener Hand Stärkungen dar, und ſorgte für ſeine Pflege.

In dem Schloſſe ſelbſt, und zwar in den Zimmern der Herzogin von Mecklenburg, ließ der König einen großen Theil der Bürger auf das Beſte verpflegen, welche am 18. „in dem Befreiungskampf“ — ſo ſprach man jezt allgemein — verwundet worden waren. Die Königin gab von ihrem eigenen Haushalte Betten und Kleidungsſtücke zu dieſem Behufe her, und ließ die Verwundeten aus ihrer eigenen Küche verſorgen. Mehrere Militärärzte waren fortdauernd im Schloſſe bei den Kranken. Die Königin beſuchte die verwundeten Volkskämpfer täglich und ſprach ihnen freundlich Troſt zu. Die Schloßfrauen der Königin machten die Krankenwärterinnen. Es gewährte einen eigenthümlichen Anblick, die Betten dieſer Kranken in den prächtigen Sälen des Schloſſes ſtehen zu ſehen, reihenweiſe unter den ſchönen und ſeltenen Marmorbildern alter und neuer Kunſt.

Aber auch das Volk war zart, das Volk, das man vom Hof und von den Adelskreiſen aus ſtets ſonſt mit dem Namen Pöbel bezeichnete; das Volk, von dem am 17. März noch der Telegraph von Berlin nach Cöln berichtete, der Pöbel ſey in Trupps durch die Straßen Berlins gezogen.

Gerade das Volk, das an des Königs Seiten auf ſeinem Zug durch die Stadt den Polizeipräſidenten, die Bedienten und die Gensdarmen wie die Generale nicht gerne ſah, und ihn ſelbſt lieber in Civil als im Waffenrock und im Helm erblickt hätte — gerade

das Volk empfing ihn überall mit Vertrauen erwiederndem Jubel, mit ſolchem Ehrgefühl und mit dem feinen Takt, den es in den lezten Tagen bewieſen hatte, und durch den es die adelige Offiziere auf immer beſchämt.

Es war am 18. gegen Abend geweſen, in der Hize des Barrikadenkampfs. Bürger und Arbeiter forderten auch in der Oranienburgerſtraße die Oeffnung der Häuſer und die Beleuchtung der Treppen, um von da aus gegen die anrückenden Truppen ſich vertheidigen zu können. Eine Anzahl Arbeiter erzwingt die Oeffnung des Hauſes Nr. 67, ſtürmt die Treppe hinauf und fordert die Oeffnung des durch einen dünnen Glasverſchlag verſchloſſenen erſten Stockes. Kein Klingelſchild gibt den Namen des Bewohners an. Sie klingeln einigemale, es wird nicht geöffnet, ſie ſtoßen die Thüre ein. — Da erſcheint ein alter Herr mit weißem Haar und freundlichem Weſen. Er iſt erſtaunt über den großen Beſuch. Als er erfährt, was man will, drückt er ſein Bedauern aus, daß man die friedliche Wohnung eines nur den Wiſſenſchaften lebenden alten Mannes vielleicht zum Schauplaz kriegeriſcher Auftritte machen würde. „Wer ſind Sie denn?“ fragt ein Mann aus der Mitte des Haufens. Beſcheiden antwortet der alte Herr: „Ich heiße Humboldt“. — Wie, rief es: Sind Sie der berühmte Mann, Alexander von Humboldt? „Mein Name iſt Alexander von Humboldt“ ſagt der Greis. Augenblicklich entblößen Alle ihr Haupt, beklagen, daß kein Klingelſchild den Beſizer der Wohnung genannt habe, weil dann Niemand ihn beläſtigt hätte, und indem ſie ſich entfernen, machen ſie den unten im Hauſe wohnenden Leuten Vorwürfe, daß man ſie nicht benachrichtigt habe, wer da oben wohne.

Eine Ehrenbürgerwache ſtellten die Volkskämpfer vor das Haus Oranienſtraße Nr. 67, und die dorthin Befehligten rechneten es ſich zur Ehre, ſie ſprachen mit Stolz davon.

Solche Züge ſtellte das Volk auf als Gegenſtücke zu dem, was ſich das Militär und voran adelige Offiziere zu Schulden kommen ließen gegen wehrloſe Frauen und Kinder in den genommenen Häuſern Berlins, gegen Greiſe auf dem Wege nach Spandau.

Die „große Todtenfeier".

An jenem Tage und in jener Nacht, da das Volk ſich ſo heldenmüthig gegen das Militär ſchlug, und wie Ein Mann für ſeine Sache ſtand, eine feſtgeſchloſſene Mauer vor dem Kugelregen, da waren Viele hingeſunken, mehr als zu Paris, viel mehr als zu Wien, entweder todt oder verwundet. Manchen für's Volk geopferten hatte die naheſtehende Liebe ſogleich in's eigene oder in's freundliche Haus gebracht, und geeilt, die theuern Todten in Familienbegräbniſſen oder ſonſt in der Nähe vorangegangener Familienglieder zu begraben. So waren einzeln 42 Opfer in der Stille beſtattet worden von den Ihrigen, die ihnen, weinend und mit gehobenem Gefühl zugleich, als Siegern der Volksſache, den Lorbeer um die Schläfe und auf den Sarg ohne Geräuſch legten. Die andern Verwundeten, Sterbenden und Todten waren zunächſt in den Häuſern volksfreundlicher Bürger hart an den verſchiedenen Kampfplätzen ſelbſt untergebracht worden. Von da wurden die Todten nach verſchiedenen Kirchen zuſammengetragen, damit die, deren Namen und Verhältniſſe unbekannt waren, von den Ihren erkannt würden. Auf Veranlaſſung des Königs war eine Zahl ſogar in einem Zimmer des Schloſſes niedergelegt worden.

Die Leichen wurden gereinigt, ſauber bekleidet und in ſtattliche, wohlverzierte Särge gelegt. In der Nacht vom Montag zum Dienſtag (vom 20. auf den 21. März) wurden alle dieſe Särge nach der Kirche auf dem Gensdarmenmarkt gefahren. Vierzig Leichen wurden ohne Sarg hingeführt und getragen, in der Kürze der Zeit waren noch nicht für Alle die ſchönen Särge fertig geworden. Dieſe Leichen wurden in ihren urſprünglichen Kleidern auf einem Strohlager nebeneinander gebettet auf dem freien Raume vor dem Altar.

Noch während der König unter dem Reichsbanner ſeinen Triumphzug hielt, dauerte die langſame, ſtille, feierliche Fahrt der Wagen fort, welche die gefallenen Söhne und Töchter des Vaterlands nach der Kirche brachten. Einem Wagen mit ſieben Leichen wurden die Pferde abgeſpannt und Bürger zogen ihn.

Es war ein Kontraſt — beſonders für den, der aus den dem König nachjubelnden Gaſſen unmittelbar hinweg und hineintrat in

die Kirche, in deren ſtillen Räumen die unerhörten Maſſen von Leichen und Särgen hart vor ſein Auge gerückt lagen. Und um ſie her die bewegte Trauer.

Die Liebe und Freundſchaft hatten nicht gewartet, bis der Tag kam, um die Vermißten zu ſuchen unter den Todten. Noch in der Nacht waren ſie hingeeilt in die erleuchtete Kirche, um zu ſehen, ob der, den das Herz ſuchte, unter den Todten ſey oder nicht.

Gegen Morgen — ſo erzählt ein Augenzeuge — entwickelte ſich hier eine Reihe von Scenen, die auch die geſchickteſte Feder vergeblich zu beſchreiben verſuchen würde. Angſtvolle Mütter, Gattinnen, Töchter, Bräute, Schweſtern, Freundinnen, treten in die Kirche ein. Sie vermißten ſeit dem Kampf ihre Männer, ihre Söhne, ihre Väter, ihre Brüder, ihre Geliebten, ihre Freunde. Sie ſuchen unter den Todten. Sie gehen mit ſtieren trockenen Augen von Reihe zu Reihe. Endlich erkennen ſie in dem dämmernden Morgenlicht, das noch mit den falben Strahlen des Mondes kämpft, die geliebten Züge. Ein Angſtſchrei, und ſie ſtürzen Hände ringend neben den Todten nieder.

So lagen Lebendige unter den Todten. Von Minute zu Minute erneuerten ſich dieſe Scenen, man fing zulezt an, ſich daran zu gewöhnen. So ſehr hatten die lezten Tage das Gefühl an das Schreckliche gewöhnt. Ganz Berlin war ja nur ein einziges großes Schlachtfeld geweſen. Ein junger Geiſtlicher, der im vollen Ornat neben den Leichen ſtand, war zulezt ganz erſchöpft von dem mühevollen Werk der Tröſtung. So gieng es an dieſer Stätte den ganzen Dienſtag hindurch.

In der Nacht vom Dienſtag zum Mittwoch änderte ſich die Scene. Bei Fackelſchein waren Hunderte von Arbeitern beſchäftigt, an der großen Freitreppe der Kirche, vor der mächtigen Säulenhalle derſelben, einen gigantiſchen Trauerkatafalk zu errichten. Emſige Hände bekleideten denſelben mit Trauerflor und lebendigem Grün, und am Morgen ſtanden hier die Särge neben einander geſchichtet.

Es hatte ſich von ſelbſt ein Ausſchuß gebildet „zur Beſtattung unſerer Todten.“ So ſprach man von den Gefallenen, in allen Kreiſen der Geſellſchaft, wenigſtens öffentlich. Die Opfer unſeres glorreichen Kampfes, die gefallenen Freiheitskämpfer, die Vaterlandsvertheidiger, die Helden der großen Tage — ſo wurden ſie genannt, auf den Fahnen, in den Proklamationen, in den öffentlichen Reden,

in den Zeitungen ohne Unterſchied der früheren Farbe, in Gedichten, durch den Mund des Königs, wie des Berliner Magiſtrats, durch die königlichen Hofprediger, wie durch die Stadtverordneten. *)

Daß ſie zu ehren waren, die Todten, das fühlte Berlin. Warum ſie zu ehren waren, wofür ſie gefallen waren, das war den Meiſten nur ein dunkles Gefühl, eine Ahnung. Wunderliche Gedanken tauchten in dieſen Stunden in Berliner Köpfen auf. Mitten in dem gewaltigen Sturme des Geiſtes, der durch Europa gieng, der die Throne brechen oder wanken machte, der die Prieſter in's Dunkel ſcheuchte, daß ſie ſich nicht ſehen ließen, der den Sieg einer neuen großen Idee für die Welt durch die Paläſte und durch die Hütten brauste — mitten im Sturm dieſes Geiſtes, verſtanden die Berliner, wenige ausgenommen, nicht, was dieſer Geiſt zu den Völkern ſprach. Das preußiſche Ohr im Allgemeinen war für das Kommando eingeübt, aber nicht für Geiſterſtimmen.

Männer, die auf Geiſt Anſpruch machten, waren ſo betäubt von dem Dröhnen, von dem Sauſen und Brauſen des Sturms der Zeit, der über ihre Häupter hingieng, daß ſie, im Unverſtändniß deſſelben, rathlos mit dem Wort des Dichters riefen: „Hilft denn kein Beiſpiel der Geſchichte mehr?" — Ja, ſagten die Wiſſenſchaftlichen, vielleicht hilft uns ein Blick in die Vergangenheit, die gegenwärtigen Revolutionszuſtände in Berlin beſtimmter in ihrem Weſen und ihrer Bedeutung zu erkennen und dadurch einige Einſicht in die Möglichkeit ihrer Fortentwicklung zu gewinnen.

Die Aehnlichkeit mit den Freiheitskriegen iſt auffallend, und ſelbſt bei denen, die nicht gewohnt ſind, ſich auf ſolche Standpunkte der Ueberſchau zu ſtellen, machte ſich unbewußt darin geltend, daß die Ausdrücke des Lobes und der Anerkennung, womit die Gefallenen geehrt wurden, ganz dieſelben wie nach jenen Kriegen ſind.

Das Volk hat ein Gefühl von jener Aehnlichkeit.

Wie damals, wurde auch jezt nicht unmittelbar für die politiſche Freiheit gekämpft. Kein konſtitutionelles Recht, wie in Frankreich, war zu erkämpfen oder zu vertheidigen. Beidemale griff der Bürger gegen die Unterdrückung ganz im Allgemeinen zu den Waffen,

*) Dieſe Thatſache iſt in allen öffentlichen Blättern zu leſen, die in dieſen Tagen in der preußiſchen Monarchie erſchienen.

damals gegen die des fremden Feindes, jezt gegen die des innern. Damals ſtand die beleidigte Nationalität auf, jezt das beleidigte Bürgerthum. Die Berliner Revolution iſt, wir dürfen das bittere Wort nicht ſcheuen, ein Bürgerkrieg, kein einfach politiſcher Kampf geweſen. Die Wirkungen ſind aber beidemale über den erſten Horizont hinausgegangen.

Welche Stellung des Königs zum Volk, welche Widerſprüche! Dieſer Vergleich des jezigen Kampfs mit dem Freiheitskrieg giebt auch das Löſungswort des Räthſels. Das „Geſindel", die „Rebellen", deren Emeute durchaus unterdrückt werden mußte, werden öffentlich als Helden und Märtyrer der Sache proklamirt, an deren Spize man den König glaubt und begrüßt. Prinz Karl theilt an die Rebellen ſeine Jagdgewehre, Prinz Albrecht ſeinen Wein aus, der König endlich belobt die Bürgergarden, dieſelben Leute, die ſeine Truppen niederſchoſſen, wegen ihres herrlichen Benehmens. Und das Militär, die Garde vor Allen? — Sie äußert ſich, vom Offizier bis zum Gemeinen, erbittert und feindlich gegen den König, dem ſie die ſpeziellſte Treue geſchworen hat. Die Stellung des Königs iſt nur zu vergleichen mit der Lage im Anfang der Freiheitskriege, wo Schill ein Freiheitskämpfer und Rebell war, wo ſpäter der König die Freiſchaaren, die ſich in Breslau ſammelten, formell als Rebellen gegen ſeine Verbündeten betrachten mußte, während ſie in der That ſeine Retter waren.

So ſprachen in Berlin die Wiſſenſchaftlichen, die Dialektiker.*)

Das, wofür das Volk, obgleich nur in dunklem Drang, in Wahrheit ſich ſo geſchlagen hatte, das erkannten ſie nicht. Und das war das Hoheitsrecht des Volkes. Für dieſes unveräußerliche Recht hatte es gekämpft, mit ſeinem Blute geſiegt. Den Ueberlebenden ziemte es, den Tod Derer anzuerkennen, die ſo edel in der Schlacht für die Hoheit des Volkes geſtorben waren, die es nicht bei ſchönen Worten ließen, ſondern zeigten, daß bei ihnen, wie bei den Söhnen der antiken Freiheit, Wort und That im Gleichgewicht war. Sie hatten die erſte Probe gegeben, wie das Volk für ſeine Sache Leib und Leben opfern müſſe, in der Ueberzeugung des alten Sazes, daß das wahre Wohl ächter Männer und Frauen auf der Freiheit,

*) Schreiben aus Berlin vom 21. März in der W. Z. vom 26. März.

die Freiheit aber auf der Tapferkeit beruhe, und daß ein raſcher Tod im muthigen Kampfe beſſer ſey, als Mißhandlung mit zaghaftem Dulden ſich gefallen zu laſſen.

Dem Hofe kam der Gedanke einer großen Todtenfeier nur willkommen. In der Erinnerung an Metternich's Wort, „daß ſolche Feſte, wenn ſie gut benuzt werden, Feſte der Guten werden können“, hoffte man auch die Todtenfeier für ſich benüzen zu können.

In dieſem Sinne brachten die Blätter Aufrufe zur Verſöhnung. Der ſchöne Gedanke, daß der Tod verſöhne, und daß die Todtenfeier ein Verſöhnungsfeſt für alle Preußen werden könne, wurde benüzt, wurde politiſch ausgebeutet.

Die Leichen, hieß es, des in den großen Märztagen gefallenen Militärs mit denen unſerer Heldenbrüder möge ein Grab umfangen, und in Frieden verbunden mögen die beieinander ruhen, die ein unglückſeliger Augenblick nicht ſowohl durch Haß, als vielmehr durch Erfüllung auseinanderfallender Pflichten getrennt hatte. Denn, theure Mitbürger, nimmermehr könnet ihr ja verkennen, daß Diejenigen, die gegen euch zu fechten gezwungen waren, nichts als die Pflicht erfüllt haben, die ihre bisherige widerwärtige Stellung ihnen auferlegt hatte; ja, daß ihr ſelbſt nicht einmal wünſchen könnet, daß das Militär, mit Ausnahme der zu vermeidenden Exceſſe Einzelner, anders hätte handeln ſollen. Die Soldaten, Söhne unſeres gemeinſamen Vaterlandes, mußten den Befehlen ihrer Oberen Gehorſam leiſten, und haben eure Verzeihung um ſo mehr verdient, mit je größerem Widerſtreben ſie gegen euch fochten, der ſchwerſten Pflicht zu gehorchen. Ihr erkennt, daß, je tapferer auch ſie die Ehre des Soldaten aufrecht zu erhalten ſich bethätigt haben, um ſo mehr gerade ſie beigetragen haben, euren Ruhm zu begründen und zu verherrlichen, indem Feiglinge und Eidbrüchige zu beſiegen freilich leicht, aber auch ruhmlos iſt. Alſo, liebe theure Mitbürger: „Verſöhnung!“ Verſöhnung zunächſt mit den Todten, um ſpäter auch die mit den Lebenden anzubahnen. —

So vorbereitet, erſchien der Aufruf des Ausſchuſſes für „Beſtattung unſerer Todten“ an allen Straßenecken am Abend des 21. Er lautete: An alle Preußen. Bürger! Im Kriege iſt jeder Bürger Soldat. Soldaten! Im Frieden iſt jeder Soldat Bürger. Bürger und Soldaten! Umarmen wir uns als Brüder deſſelben Vaterlandes,

und erweiſen unſern gefallenen Mitbrüdern gemeinſchaftlich die lezte Ehre. Ein Friedhof umfaſſe die Leichen der Gefallenen, und ein einziger Trauerzug, Bürger und Soldaten Arm in Arm, ſey ihr Geleite. Derſelbe Frieden, der die Gefallenen im Grabe vereint, möge die Lebenden umſchließen!

In dem Ausſchuß ſaßen nicht die eigentlichen Volksmänner. Es war überhaupt zu bemerken, daß Leute, welche der Gefahr fern geſtanden, ſich nach dem Siege vordrängten, um der Leitung und des Sieges ſich zu bemächtigen. Solche Vermittler, die bei Allem nur ſich bedenken, ſtehlen dem Volk die Frucht des Sieges, und werden mit Gnadenbezeigungen dafür bezahlt. Solche Geſchmeidige befleißigten ſich ſchon ſeit zwei Tagen, die wahre Bedeutung des ſtattgehabten Kampfes zu mißkennen, ihn durch einen unſeligen Zufall einzig und allein zu erklären, zu einer Straßenemeute abzuſchwächen und eine weiche Stimmung in der Stadt hervorzurufen, um unter deren Begünſtigung das Militär wieder in die Stadt und die Dinge in's alte Geleiſe zu bringen. Der Befehl zur Zurückholung der Regimenter war bereits ausgefertigt.

Selbſt vom Miniſterium aus wurde das Geſchehene zu leugnen verſucht. Es war keine Revolution, meine Herren, ſondern ein unglückſeliger Zufall, ſagte Graf Arnim am Abend des 21. zu einer Abordnung des Volkes. Dieſe aber erklärten ihm, daß Alles nur der Anfang des Endes ſey, beſonders wenn die Maßregeln nicht zurückgenommen werden für die gemeinſame Beſtattung, da die Stimmung dadurch ſehr aufgeregt ſey, ſeit man wiſſe, daß zwei Garderegimenter, durch die Bürger wieder zurückgeholt, Arm in Arm mit den Bürgern zum gemeinſamen Grabe wallen ſollen. Schon höre man ſagen: „Das Begräbniß unſerer Opfer ſoll auch das Begräbniß der wiedergewonnenen Freiheit ſeyn." Andere ſprachen: „Haben die Soldaten auch im beſten Fall eine traurige Pflicht erfüllt, ſo haben doch Viele ihre Waffen durch unverzeihliche Grauſamkeiten geſchändet."

So wurden andere Maßregeln beliebt, und das Volk wurde ruhig und ernſt. Der Abend des 22. März war der Beſtattung der „für die Freiheit" Gefallenen beſtimmt. Die auf und hinter den Barrikaden Gefallenen waren es, ſo viel ihrer nicht ſchon beſtattet waren. Die in ihren Behauſungen Erſchoſſenen und Gefallenen deckte ſchon die Erde.

Am frühen Morgen fand in allen Kirchen ein Trauergottesdienſt ſtatt. Alle Läden waren geſchloſſen, aller Verkehr war aufgehoben. Von allen Dächern herab wehte die ſchwarz-roth-goldne Fahne, heute mit ſchwarzem Flor verhüllt. Die ganze Bevölkerung war in Trauer, die Frauen in tiefſtes Schwarz gekleidet. Auf den Thoren, auf den Thürmen, auf den Miniſterien, ſelbſt auf dem Palais des verewigten Königs, auf den vier Ecken des Königsſchloſſes waren neben der deutſchen Fahne große ſchwarze Trauerfahnen aufgezogen. Die Statuen von Scharnhorſt, Blücher und Bülow waren mit deutſchen umflorten Fahnen geſchmückt.

Von 12 Uhr an begann das Strömen der Gewerke und Innungen, der Univerſität, der Gymnaſien, der Schulen, der Bürgerwehrabtheilungen nach dem Gensdarmenmarkt, zu der neuen Kirche, im Mittelpunkt der Stadt.

Die Säulen der Kirche waren mit Trauerflor und grünem Laube geſchmückt, und die hundertdreiunddachtzig Särge, neben und über einander geſtellt, zeigten ſich auf dem Katafalk den Augen.

Liebe Hände hatten auf jeden Sarg Kränze und Schleifen geſpendet, und auch der Aermſte hatte irgend ein kleines Liebesopfer gefunden für ſeinen theuren Angehörigen. Alle Leichen, bis auf dreiunddreißig, waren von den Ihrigen erkannt worden. Auch fünf Frauen und zwei zwölfjährige Knaben waren darunter. Die eine Frau war erſchoſſen worden, während ſie ihren Säugling an der Bruſt hatte.

Am meiſten zeichneten ſich die Särge des Regierungsreferendärs von Lensky, und des Studenten von Holzendorf aus. Da, wo dem Lezteren, einem ſchönen kräftigen Mann, die Kugel mitten durchs Herz geſchlagen hatte, war eine dreifarbige Kokarde auf die Schußwunde geheftet. Auch der Sarg des Studenten Weiß war ſchön geſchmückt. Ueber ihren Särgen flaggten deutſche Fahnen.

Gegen 2 Uhr hatten ſich Alle, welche ſich dem Zug anſchließen wollten, verſammelt.

Das Muſikkorps begann den Choral „Jeſus meine Zuverſicht.“ In langſamen feierlichen Tönen erklang er. Die Orgel aus der Kirche fiel ein, und alle Verſammelten ſtimmten zu dieſer Weiſe ein Lied an, das für dieſen Tag gedichtet und vertheilt worden war. Der erſte Vers war geendet, die Poſaunen und die Orgel ſchwiegen.

Eine lautloſe Stille herrſchte in der „Völkerverſammlung“, denn nur ſo konnte man dieſe Verſammlung nennen. Wohin das Auge reichte, war Kopf an Kopf gedrängt.

Da trat der Prediger Sydow vor den Altar des Katafalkes. Alle Häupter entblößten ſich in einem Augenblick, als er von da herab ſprach: „Traget ſie hinaus, die Brüder, welche gefallen ſind in dem Kampfe, der ſo ſegensreiche Folgen für das Vaterland gehabt hat, und der beſtimmt iſt, jezt das Band der Liebe und Einigkeit um das ganze deutſche Vaterland zu ſchlingen.

Laſſet in der Ehrfurcht vor den Todten alle Gefühle, welche in der einzelnen Bruſt verſchieden wogen, untergehen. Denket an den Willen Gottes, der die Geſchicke der Menſchen regiert und Alles zum Beſten führt, der die Kugeln in der Schlacht leitet und Leben gibt und nimmt.“

Nachdem er in dieſem Geiſt einige Minuten geſprochen, trat ein katholiſcher Geiſtlicher, Ruhlandt, vor und begann mit den Worten: „Geſtattet, meine Lieben, daß auch der katholiſche Bruder die Brüder grüßt“, eine kurze gehaltvolle Rede. Ihm folgte ein jüdiſcher Geiſtlicher, Sachs. Der wies darauf hin, wie alle Scheidewände, die bisher den Bruder vom Bruder getrennt haben, mit dieſem herrlichen Werke gefallen ſeyen, wie Alle ohne Unterſchied des Glaubens ſich brüderlich die Hände gereicht haben, und auch der alte Bund des urälteſten Glaubens freudig ſich erhebe, dieſen neuen Bund zu beſiegeln. —

Dieſer Augenblick war nicht vorbereitet, er war völlig improviſirt. Manchem erſchien er als der ſchönſte der ganzen ſchönen Feier. Vielen Tauſenden ſchlug das Herz höher, als ſo die Geiſtlichen der drei ſonſt ſo völlig verſchiedenen Glaubensbekenntniſſe freudig mit einander denſelben Gottesdienſt abhielten.

Es iſt ein großer geſchichtlicher Augenblick, hieß es, der eben ſo ohne Beiſpiel in der Geſchichte daſteht, als dieſe ganze Feierlichkeit ſelbſt.

Auch der deutſchkatholiſche Geiſtliche war anweſend und ſtand neben dem Altar.

Nach 2 ½ Uhr ſezte ſich der Zug in Bewegung. Der ganze Zug ſelbſt hatte die Länge einer Meile und währte vier volle Stunden und drüber. Die älteſten Leute in Berlin hatten etwas Aehnliches nie geſehen. Als die Spize des Zuges von der neuen

Kirche nach dem weit entfernten Friedrichshain, dem Orte der Beiſezung, aufbrach, war es gegen ½3 Uhr; und es war gegen 6 Uhr, als das Ende des Zuges von dem Verſammlungsort aus ſich entwickelte. So zahlreich waren die Leidtragenden. Die ganze Umgegend hatte Abordnungen und Theilnehmer geſchickt. Ueber hunderttauſend Menſchen waren dem Zuge eingereiht, und gegen eine halbe Million Zuſchauer ſollen ſich angeſchloſſen haben.

Es war ein ſchöner ſonniger Märztag, ſchön wie ein Tag im Mai.

Der Zug wurde eröffnet von Männern der Handwerkervereine und den Schüzengilden. Der ganze Zug beſtand bald aus größeren, bald aus kleineren Abtheilungen, zwiſchen welchen eine Anzahl Särge kam, die auf umflorten Bahren getragen wurden, bald mehr, bald weniger Särge, zuweilen erſchienen auch einzelne, ſo der lezte, ein Kinderſarg.

Die Abtheilungen des Zuges waren aus Bürgerwehr, unbewaffneten Bürgern, Trauermarſchällen, aus den Gewerken und der Kaufmannſchaft mit ihren Abzeichen gebildet. Auch die in Berlin anweſenden Italiener und Polen folgten mit ihren Nationalfahnen. Die Italiener mit der grün-roth-weißen, die Polen mit der deutſchen und der roth-weißen polniſchen Fahne. Die Polen ehrten den Schmerz des preußiſchen Volkes, wie dieſes die Freude jener geehrt hatte.

Der erſten Abtheilung der Särge voran gingen junge Mädchen in Trauer, welche Kränze auf Sammtkiſſen trugen. Hinter dem lezten, dem Kinderſarg, geleitete die Geiſtlichkeit aller Bekenntniſſe, die evangeliſchen, katholiſchen, deutſchkatholiſchen und jüdiſchen Seelſorger, alle in der Amtstracht und in außerordentlicher Zahl, die lange Reihe der Leidtragenden, ſie gingen tröſtend zwiſchen dieſen.

Da waren die Eltern, die Geſchwiſter, die Frauen, die Kinder, die Verlobten der Gefallenen. Die Wittwen und Waiſen ſchwammen in Thränen und konnten ſich ihres Schmerzes nicht erwehren. Die Leidtragenden hatten alle Blumenſträuße, die aus den königlichen Gärten geſchickt worden waren. Auch den Blumenſchmuck des Katafalks hatte das Hofmarſchallamt durch die Schloßgärtner beſorgt.

Die Abtheilung der Univerſität folgte ihnen unmittelbar mit dem Reichsbanner. Der ehrwürdige Alexander von Humboldt und der Rektor der Univerſität gingen voraus. Große Theilnahme

erregten die Studenten, ſie ſchritten mit ihren Waffen, durch die ſie in der fürchterlichen Nacht die Führer des tapfer kämpfenden Volkes geworden waren.

Ebenſo blickte man mit wärmſter Theilnahme auf die in militäriſcher Haltung und Bewaffnung einherſchreitenden Mitglieder des Handwerkervereins und der zahlreichen Fabrikarbeiter, die faſt Alle hinter oder auf den Barrikaden geſtanden hatten.

Da waren die Arbeiter der Borſig'ſchen Fabrik, Herr Borſig ſelbſt als ihr Führer; die Arbeiter der Egell'ſchen, der Rüdiger'ſchen und anderer großen Fabriken, die der Nationalbaumaſchinenanſtalt, und lange Reihen von Handwerkern. Die Schriftſteller waren zum erſtenmale hier vertreten, mit der Fahneninſchrift „freie Preſſe“. Dann folgten die Künſtler, zahlreiche Abordnungen auswärtiger Städte, von Charlottenburg, Potsdam, Spandau, Magdeburg, Frankfurt a. O., Breslau und anderen. Auch die deutſchen Städte Braunſchweig und Hamburg hatten ihre Vertreter geſandt. Der Magiſtrat mit den goldenen Ketten geſchmückt, und ſämmtliche Stadtbehörden, mit allen Schulen der Stadt, die Gymnaſiſten ſelbſt mit Waffen und Fahnen, waren im Zug. Wie den Anfang, ſo bildeten auch das Ende des Zuges die Gewerke, große Abtheilungen namentlich der Maſchinenbauer.

Unter ihnen war einer der Hauptthelden, Guſtav Heſſe aus Halle, ein Drechslergeſelle. Der hatte als Führer auf den wichtigſten Punkten die ganze Nacht im Feuer geſtanden. Er war mit Lorbeer bekränzt. Nicht alle lobten das, der Anſicht, daß im Bürgerkrieg kein Sieger den Lorbeerkranz tragen ſollte, weder im Siege des Volkes gegen das Militär, noch im Siege des Militärs gegen das Volk, und daß nur der Deſpotismus ſeine Söldner und Schergen in ſolchem Falle mit Orden und Auszeichnungen ſchmücke, daß aber Gleiches oder Aehnliches unwürdig ſey edler und gebildeter Menſchen.

Auch von der Stadt Berlin wurde dieſer Arbeiter geehrt, durch Geld zu ſeiner Ausrüſtung als Meiſter, durch den Meiſterbrief und durch die Zuſicherung, bei Beſtellungen beſonders berückſichtigt zu werden.

Betrachtete man die zahlloſen Inſignien, welche den Zug ſchmückten, ſo ſchien ſich die ganze Geſchichte Preußens in ſolchen vor's Auge zu ſtellen. Die Banner vieler Städte und Landſchaften

miſchten ſich unter die Banner der einzelnen Gewerke. Viele dieſer Banner ſtammten aus den älteſten Zeiten des Landes, und trugen denkwürdige halbverwitterte Inſchriften.

Außer der Uniform zweier Landwehroffiziere und der des Polizeipräſidenten von Minutoli, der als Freund des Volkes ſich in den lezten Tagen bewieſen hatte und ſehr beliebt war, ſah man in der ganzen Menge nicht eine einzige Uniform. Die Polizei enthielt ſich jeder Amtsthätigkeit, und war in Civil. Bei der allgemeinen Einigkeit und dem tiefen Ernſt des Tages war nichts der Art nöthig. Faſt Niemand in dem Zug trug einen Orden, ſo viele Inhaber von Ehrenzeichen auch dabei waren. Nur das eiſerne Kreuz und die andern Ehrenzeichen der früheren Freiheitskriege glänzten an mancher Bruſt.

Als der Zug die Charlottenſtraße hinab nach den Linden zu bis zum Opernplaz gekommen war, wurde er mit einem Choral empfangen von den Mitgliedern der königlichen Schauſpiele, der Singakademie und des Domchors, die ſich hier anſchloſſen. Von da ging der Zug über den Schloßplaz.

Wie er am zweiten Schloßportal anlangte, trat der König, umgeben von ſeinen Miniſtern, auf den Balkon heraus, er nahm den Helm ab und grüßte, und blieb ſo, den Helm im Arm, ſtehen, bis die lezten Särge vorüber waren. Auch die Trauerfahnen auf und an dem Schloſſe wurden feierlich grüßend vor den Todten geſenkt.

Der Zug bewegte ſich weiter durch die Königsſtraße und den Alexanderplaz nach dem landsberger Thor. Das Thor war mit Blumen und Laubgewinden geſchmückt, und trug die Inſchrift: „Zum Andenken der gefallenen Brüder". Während der Dauer des ganzen Zuges läuteten alle Glocken Berlins. Wo er an Bürgerpoſten auf den Straßen vorüber kam, machten dieſe den Särgen die Honneurs, unter gedämpftem Trommelwirbel.

Draußen vor dem Thor, auf der höchſten Stelle des Friedrichshaines war das Grab gegraben, ein großes Viereck. Volkskämpfer, Mitſtreiter der Gefallenen, hatten es gegraben, keine bezahlte Hand hatte eine Schaufel dabei geführt.

Es wurde ein freier Raum in der Mitte gelaſſen, um das zu errichtende Denkmal aufzunehmen. Ein Altar ſtand auf der Höhe des Friedrichshains. Aus der Mitte des Grabes erhob ſich ein Maſt

mit dem verſchleierten deutſchen Adler und dem Wappen der Stadt Berlin. Unter dem Maſt ſah man Lorbeerzweige und Cypreſſen dicht verſchlungen über dem Grabe. Sarg an Sarg, in doppelter Reihe, wurde eingeſenkt in das gemeinſame Grab. Am Altar ſprach der Prediger Sydow die Gedächtnißrede. Er erinnerte daran, was die Gefallenen erkämpft, indem ſie erreicht und mit ihrem Blute beſiegelt haben, was ihre Väter ruhmvoll im Jahr 1813 begonnen. Aus dem Grab herauf töne der Ruf: Friede, Eintracht, Liebe"! und darum müſſe mit Rührung und Dank den auf beiden Seiten Gefallenen ein Andenken geweiht werden.

Der Volksmann, Aſſeſſor Jung, ſprach im Geiſt der entſchiedenen Volksfreunde.

Der Biſchof Neander ſegnete die Särge ein und die Schüzengilde gab nach Kriegsbrauch den Kampfgenoſſen drei Salven in's Grab.

„Sie ſind nicht umſonſt geſtorben. Das Vaterland wird ihrer ewig gedenken"! So dachten, ſo ſagten faſt alle. Für die Hinterbliebenen der Gefallenen übernahm der Staat zu ſorgen; für die gefallenen Bürgerlichen ſelbſt legte die ganze Stadt auf vierzehn Tage Trauer an. Schon in den erſten Tagen hatten ſich hundert fünfzig Wittwen herausgeſtellt, deren Männer im Kampfe des Volks gefallen waren.

Schon am Abend des 21. März hatten die Stadtverordneten Berlins an allen Straßenecken anſchlagen laſſen:

„In den lezten Tagen ſchweren Kampfes haben Einwohner aus den verſchiedenſten Klaſſen und in großer Maſſe mit der preiswürdigſten Hingebung und Ausdauer für unſere Stadt geſtritten, ohne das eigene Leben zu ſchonen. Wir ehren das Andenken an die Gefallenen und werden den Hinterbliebenen derſelben und der Verwundeten eingedenk bleiben. Wir haben aber auch eine Pflicht der Dankbarkeit gegen alle Kämpfer zu erfüllen, welchen das Geſchick verſtattet hat, ſich der glorreichen Gegenwart zu erfreuen und der fruchtbringenden Zukunft, wie ſolche durch die von unſerm erhabenen Monarchen eröffnete Bahn verbürgt wird, entgegen zu ſehen. Allen, welche mitgekämpft für unſere Stadt, für das allgemeine Wohl, ſeyen ſie Studierende, Bürger, Künſtler, Arbeiter, oder welches anderen Standes, unſeren wärmſten und tiefempfundenen Dank.

Ihr Muth, ihr edler Sinn werden fortleben in unſerm Andenken, wie in der Erinnerung der kommenden Geſchlechter unſerer Stadt und des gemeinſamen Vaterlands".

Dieſer Anſprache der Stadtverordneten folgten zwei Anſprachen des Magiſtrates am 22. und 23. März. In der einen wurden die Geiſtlichen aller Bekenntniſſe erſucht, „am nächſten Sonntag Vormittags einen Trauergottesdienſt zum Andenken an die in den Tagen des großen Kampfes Gefallenen zu veranſtalten". Die andere lautete:

„Mitbürger! Die Beſtattung unſerer theuren Todten iſt vollzogen. Sie bot uns und der Welt das großartigſte Schauſpiel dar, das wir bis jezt in unſern Mauern geſehen, — die ehrfurchtsvolle dankbare Huldigung, welche unſere ganze Bevölkerung den in dem ruhmvollen Kampfe Gefallenen und in ihnen allen den Helden darbrachte, die für die große Sache der politiſchen und ſocialen Freiheit geſtritten und ſie uns durch ihre todesmuthige Hingebung erkämpft haben. Vor dieſer erhabenen Dank- und Trauerfeier muß jeder noch ſo innige Dank verſtummen, den wir oder Einzelne unſern Helden durch das Wort auszudrücken vermöchten. Unſer Dank ſey es vielmehr, die großen Güter, die nun errungen ſind und errungen werden können, dem Vaterland und unſerer Stadt ſicher zu ſtellen. Dafür zu wirken, daß aus der Freiheit ſich jezt die Größe, das Glück und die Wohlfahrt unſeres Volkes in feſteſter Ordnung aufbaue, das iſt und ſey jezt unſer Aller Aufgabe. Um unſeren tapferen Kämpfern auch noch im Einzelnen den Dank des Vaterlands durch die That zu erweiſen, haben wir bereits die nöthigen Einleitungen getroffen".

In gleicher Anerkennung und begeiſterter ſprachen ſich alle großen und kleineren Städte gegen die gefallenen wie gegen die überlebenden Kämpfer des Berliner Volkes aus in Adreſſen, in welchen die unſterblichen Thaten derſelben am 18. und 19. März der höchſte und ſchönſte Glanzpunkt deutſcher Geſchichte genannt und mit den Tagen von Leipzig und Waterloo zuſammengeſtellt wurden. Jene Tage, wurde geſagt, vermögen nicht, den Sieg des deutſchen Bürgerthums innerhalb der Mauern und auf den Straßen der preußiſchen Hauptſtadt über eine ſtolze und mächtige Soldateska zu verdunkeln. Wir werden unſern Kindern erzählen von dem Todes-

muth der Berliner Helden. Das Vaterland iſt euch zu ewigem Dank verpflichtet! ſchrieben die Soeſter. Wir danken den theuren Blutzeugen, den glorreichen Opfern des Heldenkampfes, auch für uns ſtrömte ihr Blut; und in unſerer Bruſt erwacht der Schwur, ihres Todes würdig zu leben — ſo ſchrieb man aus Magdeburg.

Während die Todtenglocken Berlins die Gefallenen zu Grabe läuteten, hallten zu gleicher Zeit die Trauerglocken von allen Thürmen der preußiſchen Städte, welche die Kunde von der großen Todtenfeier noch zeitig erreichte. Selbſt die großen, nur an höchſten Feſttagen ertönenden Glocken der Dome miſchten ihre Klage in die dumpfen Klänge ihrer Schweſtern; von allen Häuſern flatterten die ſchwarz umflorten deutſchen Fahnen, und Männer und Frauen gingen in Trauer. Ueberall begannen die Sammlungen für die dürftigen Hinterbliebenen der im Kampf gefallenen Brüder, man ſpendete mit vollen Händen.

Nach der Berliner Feier am großartigſten war die Todtenfeier im Dome zu Cöln, wiewohl hier erſt ſpät am 29. März. Um 10 Uhr morgens begannen die Glocken von allen Thürmen ihre dumpfen Klänge niederzuſenden. Bald erfüllten Tauſende die weiten Räume des Domes, deſſen Chor würdig der ernſten Feier ausgeſchmückt war. Der Hochaltar, von oben herab mit breiten Trauerfloren überſpannt und mit wehenden Cypreſſen beſezt, ſchimmerte im reichſten Kerzenglanz. Die Wände des Hochchores waren mit ſchwarzem Tuch ausgeſchlagen, worauf die deutſchen Fahnen, in jedem Felde kreuzweis aufgezogen, als Einſchluß der umkränzten Bürgerkronen dienten. Inmitten des herrlichen Chores erhob ſich ein großartiger Katafalk, deſſen ſchwarz und weiße Trauerfarben, durch die zierlich angebrachten grünen Kränze und Feſtons, ſo wie durch Cypreſſen- und Palmbäume einen ſinnreichen Schmuck erhielten, während an den Ecken vier broncene Kandelaber die Trauerkerzen aufnahmen. Oben auf der Mitte des Katafalks prangte zwiſchen den deutſchen Flaggen eine ſchöne mit Immortellen und Eichenlaub bekränzte Bürgerkrone, an beiden Enden ruhten zwei Soldatenhelme.

Der Erzbiſchof, die Stadtkommandanten und viele Stabsoffiziere, die Behörden, der Gemeinderath, die geſammte Bürgergarde, mit Trauerflor geſchmückt, nahmen Theil an der erhabenen Feier. Zwei Domkapitulare feierten der eine durch ein Todtenamt, der andere

durch eine Gedächtnißrede die gefallenen Streiter des Volkes. Das Mozart'ſche Requiem mit ſeinen ergreifenden Klängen erhöhte die feierliche Stimmung Aller.

Wir haben, ſagten die Cölner, damit eine ernſte heilige Pflicht erfüllt. Wir konnten die edeln Todten nicht zu Grabe geleiten, die für die Freiheit des Vaterlandes ſtarben, wir konnten ihre Schläfe nicht mit Lorbeeren ſchmücken: ſo haben wir ihnen denn aus der Ferne und an heiliger Stätte einen lezten Scheidegruß hinabgerufen in die ſtille Gruft, wo ihre blutigen Leichname ruhen.

Ja, eine Stunde ernſter Erinnerung haben wir erlebt. Als die Glocken von unſerm hohen Dom herab ſo feierlich erklangen, als dann ringsum von allen Thürmen ein trauerndes Echo wiederhallte in die Ferne, da traten die Bilder der Vergangenheit uns vor die Seele.

Wir gedachten jener mond- und ſternenhellen Nacht, da die Straßen unſerer Hauptſtadt zu einem Schlachtfeld wurden. Blizſchnell ſtiegen die Barrikaden aus dem Boden hervor, hinter ihnen die todesmuthigen Streiter des Volkes, jenſeits in Maſſen die kunſtgeübten Krieger und dazwiſcheu das Knallen der Gewehre, das Donnern der Kanonen, das Wimmern der Sturmglocken von den Thürmen herab, dazu der Himmel vom Brande geröthet.

Und ſodann gedachten wir jener feierlichen Stunde, in welcher Berlin ſeine Todten zu Grabe trug. Nein, ſagen wir nicht Berlin! es war ein Volk, das an dieſem Grabe ſtand. Es war ein König, der ſein Haupt entblöste vor dieſen Leichen! Stumm, in feierlicher Stille, zogen dieſe Tauſende hinaus zu jener Ruheſtätte für die Gefallenen. Und an dieſer Stätte wird ſich ein Denkmal erheben, welches der Nachwelt ſagt, daß hier nicht nur ein Kirchhof, daß hier ein Pantheon iſt.

Gewiß, es iſt ein großartiges Schauſpiel, die Trauer eines Volkes. Sie iſt doch etwas anderes, als jene offizielle Trauer, die auf ein Kommandowort von oben angelegt wird. Sie gibt uns auch heute Zeugniß davon, daß noch ein deutſches Volk lebt, das einig iſt in Freud und Leid.

Ja, erinnern wir hier, an den Ufern des Rheines, in dem Angeſichte des deutſchen Domes, in dieſer ernſten Stunde an eine der herrlichſten Tropháen, welche in jener bangen Todesnacht hinter

den Barrikaden von Berlin, auf einem zweiten Leipziger Schlachtfeld erkämpft worden ſind. Nicht der Abſolutismus allein, nicht allein das Militärregiment iſt zu Boden geſchmettert worden in jener Nacht: auch die künſtliche Zwietracht zwiſchen den Stämmen unſeres Volkes iſt beſiegt. Zwiſchen den Stämmen am Rhein und an der Oſtſee gibt es keinen Mißklang mehr. Von dem Preußennamen iſt ein Schatten genommen, der am Rhein über ihm ruhte. Nach langer Entfremdung reichen wir dem Volk an der Oſtſee die Bruderhand hinüber. Die ſchwarz-roth-goldene Fahne über dem Grabe der Gefallenen wird das Zeichen dieſes Sieges ſeyn.

Und ſo mögen ſie denn in Frieden ruhen in ihrer Gruft! Aber ruhen möge ihr Name, möge das Andenken ihres Todes nicht. Nein, der Gedanke an die Barrikaden-Kämpfer wird fortleben bis zu kommenden Geſchlechtern: er wird, eine ernſte Mahnung, um die Throne, um die Völker ſchweben.

So ſprach, ſo ſchrieb man in Cöln.

Nach einem Jahre, am 5. April 1849, nannte der Miniſter des alten Syſtems die Berliner Märzrevolution „einen Straßenkampf, der die Hauptſtadt und das Land entehrt habe“; er nannte ſie ſo im Saal der preußiſchen Volksvertreter, und die Mehrheit geſtattete es ihm.

Das Heer.

Der großen Todtenfeier in Berlin folgte in dieſer Stadt wie in anderen Städten die Feier des Sieges, den das Volk errungen. Bis an die ruſſiſche Gränze hin erſcholl unter der ſchwarz-roth-goldenen Fahne von den Kirchthürmen herab der Choral „Nun danket Alle Gott“, Abends wurden die Städte erleuchtet und durch die Straßen zogen Muſikchöre, die denſelben Choral blieſen. Ueberall waren Militär und Polizei ganz zurückgezogen, die Volksmaſſen wogten in den Straßen, und doch fiel nirgends eine Ruheſtörung vor.

Das preußiſche Volk zeigte eine ſchöne Haltung: Nirgends wilder Jubel, überall nur freudige Begeiſterung. Es fühlte, daß

Siegesjubel und Ausſchweifung, nachdem Brüder Brüder beſiegt, unwürdig wären.

Am 24. März, in der Frühe, wurden diejenigen geſtorbenen Soldaten, welche in dem allgemeinen Garniſonslazareth niedergelegt worden waren, feierlich von der Bürgerſchaft beerdigt.

Es iſt Sitte im preußiſchen Heer, die Gefallenen, ſelbſt vor den Truppen, geheim zu halten, und die Leichen augenblicklich einzugraben, oder auf Wagen, dahin, dorthin, eine Zahl vom Schauplaz des Kampfes wegzuführen, und ſie in der Stille zu begraben.

Die Zahl der Gefallenen wie der Verwundeten war unter den Truppen größer als unter dem Volk. Man wird ſie vorerſt wohl nicht erfahren. Selbſt Offiziere gaben Bürgern an, es ſeyen mehr nicht, als ſiebenhundertſieben Todte geweſen, darunter hundertzweiunddreißig Offiziere und fünfhundertfünfundſiebenzig Gemeine, und Verwundete gegen tauſend.

Von den Verwundeten des Volkes, wie des Heeres ſtarben nicht blos Viele, ſondern die meiſten in den nächſten Tagen oder Wochen. Von dreiundzwanzig verwundeten Volksſtreitern rettete ein bedeutender Arzt nur drei.

Die auf dem Plaze gebliebenen Soldaten waren augenblicklich geſammelt und noch in der Nacht die meiſten in vier Kähnen und vierzehn Wagen nach Spandau, andere anderswohin, geführt worden, wo ſie ſchnell eingegraben wurden, damit Niemand die Zahl erfahre.

Die von Adel, wie die Offiziere, hatten die Ihrigen im Familienbegräbniß beigeſezt. Die jezt zu Beerdigenden waren an ihren Wunden geſtorben.

Abtheilungen der Schüzengilde und der Studirenden, Abordnungen der verſchiedenen Bezirke der Bürgergarde, Sängerchöre der Jugend und der Erwachſenen, Geiſtliche der evangeliſchen und katholiſchen Kirche, die in Berlin anweſenden Offiziere, die im Dienſt wie die Veteranen, Arbeiter in langen Zügen mit ihren Fahnen und Trauermarſchällen und bewaffnete Bürger geleiteten die mit Blumen und Kränzen geſchmückten Leichenwagen. Beim Invalidenhaus empfingen die Invaliden den Zug und ſchloſſen ſich ihm an. Auf dem Invalidenkirchhof war ein langes Grab gegraben, in welches die Särge — nur fünfzehn waren es — neben einander geſtellt wurden.

Nach vollendetem Gottesdienſt feuerten die Schüzen und die Bürger eine Salve über das Grab und die Fahnen ſenkten ſich von allen Seiten über daſſelbe.

General von Natzmer dankte für ſich und im Namen der übrigen Militärs für die ihren gefallenen Kameraden erwieſene Ehre. Die Verſammelten, wohl gegen 10,000 Bürger, die freiwillig, ganz improviſirt, aus allen Stadttheilen zuſammen den Zug bildeten, brachten dem Militär ein dreimaliges Hoch. Darauf hörte man den Ruf: „Militär zurück!“ Eine aufgeregte Bewegung folgte. Alle verſtanden, die Entfernung der anweſenden Militärs werde gefordert. General von Neumann klärte das Mißverſtändniß auf: „Der Rufende habe nur den Wunſch ausgeſprochen, daß wieder Militär nach Berlin komme“. Da erſcholl ein Hurrah und der Ruf nach Frieden und Ausſöhnung.

Viele hofften, aus den beiden Grabhügeln, die über den Bürgerlichen und den Soldaten ſich erhoben, werde die Palme des Friedens ſprießen und darunter eine treue einige Schaar von Brüdern ſich ſammeln.

An dieſem Morgen begab ſich der König nach Potsdam. Die Bürger dieſer Stadt jubelten ihm entgegen. Anders war es mit dem Militär.

Viele Familien waren in den lezten Tagen mit Hab und Gut nach Potsdam geflüchtet, unter den Schuz der Garden und der anderen Regimenter. Furcht vor Republik, Furcht vor Königs- und Ariſtokratenmord, wovon ihre Angſt träumte und ſprach, hatte ſie dahin getrieben. Waren doch ſelbſt im königlichen Schloſſe die Reiſewagen gepackt, die Geſpanne angeſchirrt geweſen, hatte doch die Prinzeſſin von Preußen ihre Papiere und Diamanten gepackt und die Hofdamen in den Kleidern ſchlafen laſſen, und zwar ſchon in den erſten Tagen der Unruhen. Manche Familien kehrten ſchon am nächſten Tag von Potsdam wieder nach Berlin zurück. Abenteuerliche Gerüchte ſcheuchten ſie zurück, Gerüchte von Mord und Brand, der durch Tauſende von Berliner Revolutionären über Potsdam gebracht werden ſollte.

Ein Zug aus der Herzensgeſchichte des Volks, ſo klein er ſcheint, darf nicht übergangen werden.

In dem Weberdorf Nowaweß ſaßen arme Leute. Sie hatten von der königlichen Familie, die ihnen nahe weilte, manche Wohlthat

empfangen. Die böſen Gerüchte waren auch in ihr Dorf gedrungen. Mit einer ungeheuren ſchwarz-weißen Fahne zogen die Nowaweſſer Weber zum Potsdamer Schloß, pflanzten ſie dort auf und ſtellten ſich zur Vertheidigung hin: Die Prinzeſſin von Preußen mit ihren Kindern war darin.

Der Zufall wollte es, daß gerade die Bürger kamen, die abgeordnet waren, die ſchwarz-roth-goldne Fahne aufzupflanzen. Die Weber, über dieſe revolutionäre Neuerung empört, widerſezten ſich. Sie ließen es erſt zu, als ſie den ſchriftlichen Befehl des Königs geſehen. Da nahmen ſie ihre ſchwarz-weiße Fahne herunter, zerriſſen ſie in Stückchen, damit jeder ein Andenken davon hätte, und es den Kindern vererben könnte, und pflanzten ſelbſt die „Freiheitsfahne" mit auf, weil ſie vom Könige befohlen ſei. Darauf zogen ſie ſich mit ihrer Anhänglichkeit zurück, demüthig, nicht ohne denkende Menſchen zu rühren mit dieſer Anhänglichkeit, und zu Gedanken zu veranlaſſen.

Das war das Völkchen, deſſen vereinzelte, von königlichen Wohlthaten bewegte Stimme, deſſen unſchuldige Loyalität noch vor Kurzem für die „wahre" Stimme des Volks, gegenüber den Schreiern, namentlich den „Juden" und „Literaten", erklärt wurde.

Man hatte ſo gern Oben ſo ein Webervölkchen bisher für das Volk genommen, und die den Thron Umſtehenden hatten die Fürſten beredet, ihrem Privatintereſſe gemäß, daß es ſo ſey. Ehrliche und denkende Männer, wie Radowitz, ſo ſcharf gegenüber ſie der Volkspartei ſtanden, hatten nur leiſe anzudeuten gewagt, daß das Volk etwas anderes ſey, als ein Weberdorf, und daß in Oeſtreich und in Preußen ſich zwar bisher noch etwas mehr Anhänglichkeit an die regierenden Familien erhalten habe, daß aber auch hier „die alte Anhänglichkeit reißend ſchnell von dem kalten Strom der neueren Freiheitsideen hinweggeſchwemmt werde, und daß ſelbſt in Wien die ungewohnte und deßhalb mit doppeltem Eifer getriebene Uebung des ſpekulirenden politiſchen Denkens an die Stelle des bisherigen bewußtloſen gemüthlichen Fühlens trete".

Die ſchwerſte Sündenſchuld liegt auf den Betrügern, welche den Fürſten vorzulügen fortfuhren von der lange gerühmten Anhänglichkeit an die „angeſtammten Dynaſtien", in einer Zeit, welche das myſtiſche oder religiöſe Band längſt gelöst hatte, das früher das

Volk an die Fürſten knüpfte. Kein Band war geblieben, als das gemüthliche der Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten, aber auch dieſes hing mit der Berechnung des Verſtandes zuſammen, der zunächſt von dem, den er lieben, dem er gehorchen ſollte, verlangte, daß es durch ihn dem Volk materiell und politiſch wohl werde.

Selbſt in der Brandenburger Mark wurde bemerkt, dieſe Herzen der Weber von Nowaweß ſeyen zwar nicht die Herzen der neuen Zeit, aber ſie zeigen die Liebe, deren das Herz des deutſchen Volks fähig ſey. Sie halten die alte Liebe, die Liebe zu den Fürſten, noch feſt, hieß es, wenn dieſe Liebe, die Liebe zum Volke, von den leicht beweglichen Fürſten wie ein altes Gewand abgethan und verlaſſen wird.

Schon das Kaſernenartige der Stadt hatte in Berlin und Potsdam den König vom Volke geſchieden, der Adel noch mehr.

Der gemeine Soldat in Potsdam war eher volksfreundlich als volksfeindlich, die ausgenommen, welche von bitteren Erinnerungen und aus Brutalität anders geſtimmt waren. Die meiſten Offiziere der Garde aber und andere adelige Offiziere ließen ſich von der Wuth über die vermeintliche Kränkung ihrer Ehre durch den Rückzug vor den Bürgern, und über die plötzliche Umwandlung des Syſtems, deſſen treueſte Stützen ſie bisher waren, zu Gedanken hinreißen an eine augenblickliche Reaction und Contrerevolution.

Sie waren königlicher geſinnt als der König, ſie glaubten die Monarchie gefährdet und den Pöbel zur Herrſchaft gekommen. Sie waren bis jezt bei Hof, in allen geſellſchaftlichen Kreiſen Alles geweſen. Jezt waren Bürger auf der Schloßwache, und wenn die Königin in der friſchen Luft ſpazieren gehen wollte, ließ ſie bei der Bürgerwehr anfragen, ob einige von ihr ſie auf ihrem Spaziergang begleiten können. So ſahen ſie ihre ariſtokratiſche Stellung beeinträchtigt, ja viele unter ihnen bei den zu erwartenden Verminderungen des Heeres ihre Carriere und Exiſtenz in Frage geſtellt.

Im Marmorſaal des Potsdamer Schloſſes empfing der König die Offizierkorps. Er wollte ihnen die Meinung benehmen, als ob er nicht frei in Berlin wäre, und zugleich den Berlinern zeigen, daß er die Stellung des Heeres zum Volke richtig auffaſſe. Unter voller Anerkennung der bewieſenen Disciplin und treuen Pflichterfüllung der Truppen, ſprach der König Worte der Verſöhnung und der Eintracht an die Verſammelten, und wies darauf hin, wie nun auch

das Heer nach dem Beiſpiel des Königs ſich der deutſchen Sache entſchieden und treu anzuſchließen habe. „Ich verſichere Sie, ſprach der König, daß ich nie ſicherer in Berlins Mitte gelebt habe, als es jezt der Fall iſt. Der Zuſtand in Berlin iſt ein unerhörter; es gibt faſt keine obrigkeitliche Gewalt mehr dort, und dennoch iſt die Sicherheit der Perſonen und des Eigenthums und die Ruhe der Stadt niemals beſſer überwacht geweſen als gerade jezt. Kinder von fünfzehn Jahren und Greiſe von ſechszig Jahren beſtreben ſich gleich ſehr, die höchſte Ordnung aufrecht zu erhalten. Was ich gethan habe, meine Herren, das that ich im vollſten Bewußtſeyn mit einem feſten Ziel im Auge. Unterſtüzen Sie mich, indem Sie Ihren Zorn bemeiſtern und Ihr bewährtes Verdienſt der neuen Ordnung der Dinge zuwenden".

Mehrmals wiederholte der König das Wort, daß er das Militär nur zur Unterſtüzung nach Berlin berufen werde, wenn die Bürger Berlins ausdrücklich darauf antragen.

Mit ſtiller Reſignation nahmen die Offiziere die Rede des Königs auf. Es waren nicht wenige Offiziere im Heer und auch in der Potsdamer Beſazung, die ſchon zuvor ſchmerzlich geſtimmt über das vergoſſene Bürgerblut waren, ſich als Kinder eines und deſſelben Vaterlandes mit den Bürgern betrachteten und die Verſöhnung mit dem Volke ſehnlichſt wünſchten. Das Offizierkorps ſprach die Verſicherung unbedingter Hingabe an den König, an das Vaterland, an die deutſche Sache aus.

Den meiſten Offizieren, ſelbſt der Garde ſank die Hand, die contrerevolutionär nach dem Säbel gezückt hatte, durch die königlichen Worte gelähmt herab. Ein Theil hatte gleich nach dem Rückzug aus Berlin den Abſchied nehmen wollen. Als ächte Reaktionäre achteten es einzelne Offiziere alten Adels als ihre Ehrenpflicht, auch jezt noch als eine Nothwendigkeit, aus dem Heer auszuſcheiden, da ſie, welche die treuſten Dienſte geleiſtet haben, thatſächlich vom König aufgegeben werden; habe ſich ja der König dem Schuze der unter ſeinen Augen und von ihm ſelbſt geprieſenen „Freiheitskämpfer" anvertraut. Mehr als ein Offizier der Leibgarde ſoll ſeinen Degen zerbrochen haben und ausgeſchieden ſeyn.

Das Gardekorps erhielt Befehl, zum Schuz der norddeutſchen Gränze nach Holſtein vorzurücken: dort drohte den Deutſchen Kriegs-

gefahr, durch die Erklärung der Herzogthümer Schleswig-Holſtein, ſelbſtſtändig ſein zu wollen.

Der lange Friede, das kleinliche Beobachten des Exerzierreglements, der Kamaſchendienſt, der adelige Dünkel, bei Vielen verbunden mit ſittlicher Rohheit und Mangel an Bildung, zu dieſem Allem die militäriſche Einbildung, etwas ganz Beſonderes zu ſeyn, — das Alles und noch vieles Andere war Schuld an den lezten Erſcheinungen im Heer. Man hatte das Heer durch eine ordentliche Schule dazu erzogen.

Die Junker hatten von Kindesbeinen an eine Erziehung erhalten, die auf den Charakter des Militärſtandes berechnet war. Scharnhorſt und andere Männer hatten dem preußiſchen Heere eine volksthümliche Verfaſſung und Beſtimmung gegeben. Dem Widerſtand Boyens, Wilhelm Humboldts, Grollmanns und anderer edlen Männer zum Troz hatte die militäriſch-abſolutiſtiſche Partei ſchon im Jahr 1819 angefangen, die Wehrverfaſſung Preußens in ihr Gegentheil zu verkehren, und eine Soldateska zu ſchaffen, gleich den Söldnerheeren der Bourbonen. Das Militär wurde für die Abſonderung vom Volke, ja für eine feindliche Stellung dieſem gegenüber heranerzogen. Es wurde ihm ein Standesbewußtſein, ein Korporationsgeiſt eingeprägt, der ſich in ſeinem Kopf als eigenthümliche Ehre befeſtigte und ſelbſt in brutaler Weiſe geltend machte. Es wurde dem Offizier frühe eingeſchärft, daß ſeine Intereſſen, ſeine gewinn- und ehrenreichen Vorrechte mit dieſem Korpsgeiſt und mit dem Militärſtand, ſo wie er ſey, überhaupt eng zuſammenhängen. In einem ſo beſchränkten Bewußtſein wurde der Offizier herangebildet, um die ſtärkſte Waffe des Abſolutismus zu ſeyn.

Das abſolute Königthum ſchmeichelte einerſeits der Eitelkeit des Militärs, indem Könige und Königsſöhne ſtets in Militäruniform, nie im bürgerlichen Rock, öffentlich ſich zeigten; andererſeits wurde das Militär willenloſe Maſchine, die Bevormundung erreichte im Militär den Gipfelpunkt.

Nach einem genauen Kenner des Militärunweſens in Preußen *) waren es das Kriegsgericht und die abſonderlichſte Disciplinargeſezgebung, ein Ausbund von Schulmeiſterei, welche den Soldaten in

*) Wiß, die Reform. Nr. 161.

ſeinen Oberen die einzige und höchſte Macht erkennen ließen. Daß der König öffentlich ſelbſt nie anders als in Uniform erſchien, gab dieſer Knechtſchaft der Militärgeſeze den Reiz des Hochmuths, die Luſt am Dünkel, als ſey der Soldat der höchſte Stand, und der bunte Rock nährte bei ungebildeten Menſchen dieſe Gefühle nicht wenig. Die Praxis des Gerichtsverfahrens trug viel dazu bei, den Soldaten ſtets gegen das Volk zu verhezen. Bei Schlägereien zwiſchen Beiden war es als bekannt angenommen, daß der ſoldatiſche Richter nie nach dem Unrecht der Betheiligten fragte und ſtrafte, ſondern nur darnach, ob ſie ſich tapfer oder feig gegen die Civiliſten geſchlagen hatten. Bei den Offizieren genügte es, daß ein Offizier mit einem bekannten Manne des Volkes Umgang hatte, und das Ehrengericht von Offizieren erklärte dieſem Offizier, das Offizierkorps wolle nicht mehr mit ihm dienen. Am Rhein durfte der Offizier ſelbſt nicht vor den Aſſiſen erſcheinen, ſondern reichte ſeine Ausſagen ſchriftlich ein. Selbſt den Gewalten der Gerichtshöfe gegenüber konnten Offiziere eine bevorzugte, eine Ausnahmsſtellung behaupten, eine legitime Verachtung zur Schau tragen.

Maßloſe Eitelkeit, ſchroffſter Kaſtengeiſt mußten ſich ſo der jungen Leute bemächtigen. Alle Veruntreuungen in der Militärverwaltung, deren Summen oft in die vornehmſten Familien floſſen, wurden ſtets geheim gehalten, daß kein gemeines Verbrechen den Augen der Welt entdeckt werde, damit die Unehre des Einzelnen keinen Mackel auf die Ehre des Korps werfe. So wurde den Einzelnen in der öffentlichen Meinung künſtlich der Schein ſittlicher Untadelhaftigkeit erhalten. Nur einmal in den lezten Jahren vor der Revolution zeigte öffentlicher Scandal mehrer Offiziere, worunter fürſtliche Perſonen waren, dem Bürger, welche Tiefe von Gemeinheit oft unter dieſem Schein der Ehre, unter der Maske adeliger Säuberlichkeit verborgen ſey. Zu Offiziersſtellen vorzurücken war noch in den erſten Monaten nach der Revolution keinem Gemeinen möglich, bei der größten Tüchtigkeit, bei der ausgezeichnetſten Bravour im Kriege nicht*).

---

*) Auszug aus einem trefflichen Aufſaz von Wiß über die preußiſche Militärverfaſſung, in der Berliner Zeitſchrift: Die Reform. Der Aufſaz geht ſehr in's Einzelne ein und läuft durch eine Reihe Nummern des Septembers 1848 durch.

Die Offiziere bis zum Gemeinen herab waren Sclaven; von oben tyranniſirt, hatten ſie die Macht und die Luſt frei, nach Unten hin tyranniſiren zu können. Die niedrigſten Leidenſchaften wurden durch das Syſtem gepflegt, die Beſtialität im Menſchen wurde gehegt und genährt, um ſich aus dem Soldaten ein zu allen Zwecken bereites Werkzeug zu ſchaffen.

Die militäriſch-abſolutiſtiſche Partei ſah die Dinge anders an als das Volk. Sie ſah ſich nicht überwunden, ſondern nur nach einer verlornen Schlacht bei Seite gedrängt, und Hoffnung und Rache waren das Herrſchende in ihr ſchon am 19. März. Des Königs „Fehler", wie ſie es nannten, wieder gut zu machen, verſtändigten ſich die Führer dieſer Partei ſogleich geheim unter einander. Dieſe Partei haßte des Volkes Herrſchaft ſo durchaus, auch das Bürgerthum, und über Alles noch eine Volksvertretung; es war dieſer Haß ihr ſo ganz zum Charakter, zur Natur geworden, daß ſie mit dem Volke nicht gehen konnte, niemals gehen kann.

Sie dachte vornherein daran, die Rachſucht im gemeinen Soldaten zu pflegen, die falſche Ehre und den Drang in ihm aufzuregen, die Scharte am Volk auszuwezen, das ihnen den Schimpf angethan. Planmäßig wurde dieſe Verhezung der Soldaten gegen das Volk betrieben, um ſie zur Stunde der Gelegenheit auf's Neue gegen daſſelbe loslaſſen zu können.

Eigentlich zu fürchten war dieſe reine Soldatenpartei jedoch nicht, ſo lange ſie ſich nicht mit der kirchlich-abſolutiſtiſchen Partei verband und verſchwor. Die Soldateska für ſich allein hatte zu wenig Geiſt.

Das Volk und die Regierung.

Das Berliner Volk, das preußiſche Volk überhaupt, war begnügt oder ſchwärmte für Hoffnungen und Träume, meiſt für den König. Der Glaube war groß in Preußen.

Der König, jezt beſſer berathen, hieß es, hat im vollen Sinne des Wortes die Fahne der Demokratie ergriffen und zu der ſeinigen

gemacht. Er ſteht jezt auf der Höhe ſeines Berufes. Alle ſeine Miniſter ſollen entſchloſſen ſeyn, ihn als Vertreter dieſes Prinzips nicht zu verlaſſen. Die Miniſter ſind Ehrenmänner, ſie werden alſo und ſie können die Parteien befriedigen. Der Adel iſt wüthend — mag er doch! Die Geiſtreichen unter ihm werden ſich ſo ſchnell als möglich umdenken und umbilden. Die Andern wird man von der Emigration, die jezt ſchon begonnen hat, nicht zurückhalten. Nur werden ſie wohl thun, dießmal nicht nach Coblenz zu gehen. Der Adel war der Könige perfideſter Feind. Des Adels faktiſche Exiſtenz hat aufgehört. Jezt iſt der König der erſte Bürger ſeines Landes geworden. Wenn er als ſolcher ſich bewährt, ſo wird er eine Erſchütterung überdauern, die ſeit der erſten franzöſiſchen Revolution die bedeutendſte und nachhaltigſte der Geſchichte des neueren Europa genannt werden muß, eine Erſchütterung, neben welcher Reformation, wie dreißigjähriger Krieg, Kinderſpiele waren, und deren erſte Phaſe nicht zwiſchen der Königsſtraße und dem Brandenburger Thor ſondern an den Ufern öſtlicher Flüſſe in den nächſten Jahren ſich ſchließlich entwickeln muß.

So ſprachen öffentliche Stimmen aus dem Volk.

Die Zeit der Freiheit und der Thaten, ſagten Andere, iſt gekommen. Die ganze Mitte Europas iſt ein Schlachtfeld geworden, auf dem neue Ideen mit den unwürdigen und veralteten Zuſtänden von Geſtern in den Kampf gehen, ſie beſiegen und vernichten. Die Revolution hat bereits ihren Donner in den Oſten von Europa geworfen. Wie unſere Zukunft ſich auch geſtalten möge, das Eine iſt gewiß: Unwiederbringlich iſt das alte Regiment dahin, kein Pfad führt mehr zu ihm zurück, keine Reaktion kann mehr die junge Freiheit ertödten. Das Volk von Deutſchland iſt wieder aufgelebt. Unſere äußere Politik hing bisher von dynaſtiſchen Intereſſen ab, nationale haben ſich an ihre Stelle geſezt. Wir ſind von Petersburg emanzipirt. Die alten Bande ſind zerriſſen, nur Eines iſt geblieben: der glühende Haß gegen Rußland in jedem deutſchen Herzen. In Polen bewegt es ſich. Ungarn hat ſich frei gemacht. In Ungarn eine beginnende, in Galizien eine nur ſchlummernde, in Italien eine ſiegende Revolution! Man muß die Revolution nach Rußland tragen! Krieg gegen Rußland!

So hin und wieder ſprach, träumte, phantaſirte das Volk. Die Preußen waren noch mehr als andere Deutſchen zurück in der Politik,

zu deren erſten Bedingniſſen der Verſtand gehört und der Wille, der das Verſtandene raſch zur That ſchafft. Das Volk war noch betäubt, fortgeriſſen von dem Wirbel der ſich jagenden Ereigniſſe. Daß das Volk ſich ſelbſt herausfinde auf den rechten Weg, dazu war zu Vieles auf einmal, und das Viele zu neu über es hereingebrochen. Es rief nach Führern, aber es waren keine da. Die Demokratie war in Berlin, in Preußen überhaupt, noch im erſten Grad der Lehrjahre.

Es gab in Berlin ächte Demokraten, mit geſundem politiſchem Sinn, in den Bewegungstagen vom 14. bis zum 19. März. Davon war ein Theil, vielleicht die Beſten, die Fähigſten, im Kampf gefallen. Andere, wird erzählt, haben am 19. Berlin verlaſſen, „weil die Revolution nicht ihre verdiente Frucht getragen". Das Begnügtſein der Bürgerſchaft, der Eifer für Stadtbeleuchtung und Lebehochs auf den König ließ ſie an der Revolutionsfähigkeit der Berliner verzweifeln, troz der demokratiſchen Haltung und Miene, welche die Bevölkerung annahm. „Wohin man blickte, ſagt ein Augenzeuge, ſah man Demokraten. Alles hatte die Parole „Demokratie" angenommen. Der größte Theil taumelte mit fort; er wäre auch in eine andere Richtung gegangen, wenn die Macht dorthin getrieben hätte; es gab Demokraten aus Nachahmung, Demokraten aus Furcht, ſogar königliche Demokraten" *).

Die politiſche Urtheilsloſigkeit des Volkes, die in dieſen Worten liegt, war ihm lange genug anerzogen worden.

Man hat es oft geſagt, niemals habe ſich ein größerer Beruf, ein ſchöneres Schickſal einer Perſönlichkeit aufgedrängt, als dem König Friedrich Wilhelm IV. Da war Preußens Volk, empfänglicher als ein anderes für von Oben eingeführte Reformen: dort war das unumſchränkte Königthum, mit unumſchränkter Freiheit, dem Volke zu dienen. Aber nicht dem Volk und ſeiner Wohlfahrt zu dienen, ſondern zu herrſchen und zwar zu herrſchen blos um zu herrſchen, das war die Parole, die von der kirchlichen wie von der militäriſch-abſolutiſtiſchen Partei aus der gebieteriſchen Hand Rußlands angenommen worden war. Es klingt bös, wie alle Wahrheit für gewiſſe Ohren: die ruſſiſche Hofpartei verführte den einflußreichſten Theil der Umgebungen des Königs von Preußen.

---

*) Guſtav Sigmund: Preußen, ſeine Revolution und die Demokratie S. 27.

Unumſchränkte Herrſchaft des abſoluten Syſtems wurde durch die verſchmizteſten Umtriebe gewiſſer, Rußlands Politik dienender Perſonen als Parole am Hof eingeführt.

Des Königs Sinn, dem zu viel Geiſt und Gemüth zugeſchrieben wird, als daß er nicht hätte für's Volk ſeyn ſollen, ließ man nicht zur Geltung kommen, und die wirklichen Zuſtände verbarg man ihm, und er ſelbſt war zu romantiſch, zu phantaſiereich, um die Zuſtände anders als durch das getrübte Glas der eigenen Leidenſchaftlichkeit zu ſehen.

Dieſe Ruſſenpartei am Hof vergiftete des Königs wohlwollendſte Gedanken im Keim: ſonſt hätte er wohl Abſolutismus und Volkswohlfahrt mehr vereinigt.

Schrecklich lautet das Urtheil von vielen Preußen über den Gang des Staates in den lezten Zeiten vor der Revolution.

Mit monſtröſen Geſezen, mit confuſen Maßregeln, ſagt der Eine, beſchenkte man das Land. Kamen die materiellen Klagen, ſchrie die Bevölkerung eines ganzen Landſtriches vor Noth auf, ſo hieß es: „Euch ſoll, euch muß geholfen werden“, aber nicht mit den proſaiſchen, irdiſchen Finanzmitteln, nein, es wurde ein Dom gebaut. Der Gott mußte verſöhnt werden. Statt der geforderten Religionsfreiheit erſchien ein dürftiges Religionsedict. Keine Frage, auch die dringendſte nicht, wurde entſchieden. Es ſchien, man wolle lieber ein ganzes Volk zu Grunde richten, als einen Fußbreit vom Terrain der Willkür opfern*).

Ein Anderer ſagt: Der vereinigte Landtag wurde nur berufen, weil man ein leichtes Spiel mit ihm zu haben glaubte. Dann, als er mißfiel, als er kein Spielzeug ſeyn wollte, warf man ihn weg, die Krone verſtärkte ihre Gewaltmittel und zog die Zügel des abſoluten Polizeiſtaates noch ſtraffer an. Man machte durch Abweis der Verſtändigung den Zwieſpalt zwiſchen Regierung und Volk von Oben nur immer klaffender. Ein Strafgeſezbuch wurde eingeführt, mit dem in der Hand die Regierung jeden Schriftſteller, überhaupt jeden Menſchen, der freimüthig ſeine Meinung in politiſchen und religiöſen Dingen äußerte, auf irgend eine Weiſe für ein paar Jahre in's Arbeitshaus ſperren laſſen konnte. Durch Beſezung der Land-

*) G. Sigmund a. a. O. S. 14—15.

wehroffizierſtellen mit Offizieren aus der Linie, durch Aufhebung des Staatsraths in ſeiner bisherigen verfaſſungsmäßigen Bedeutung, durch Vernichtung der richterlichen Unabhängigkeit und durch andere Maßregeln ſtrebte der Abſolutismus nach Befeſtigung ſeiner Allgewalt. Das Miniſterium Eichhorn war eifrigſt in Glaubensverfolgungen, und Schleſien ließ man verhungern. Der „erſte Unterthan“, der Prinz von Preußen, erkannte nur den „Willen des Königs“ als ſein Geſez an. Er, der „erſte Soldat“ der „Armee“, hatte für jede Ordre, auch für die ſeiner Ueberzeugung widerſtreitende, nur Eine Antwort, das Soldatiſche „zu Befehl“ *).

Ein Dritter ſpricht: Das bisherige Syſtem der Lüge, die Cenſur und Büreaukratie, und der ganze Mechanismus der verkörperten und öffentlich conſtituirten Sünde wider den heiligen Geiſt der Wahrheit hatte beide, den König und das Volk, belogen, und beide einander verdächtigt; es hatte mit ſeiner Täuſcherei und „Pfiffigkeit“ das Vertrauen von Grund aus vergiftet; hatte der Rede bitterſten Zwang angethan, geradezu verhindert zu reden, oder genöthigt, in verſchleierte Formen und Wendungen zu hüllen, was die Seele bewegte **).

Und ein Vierter ſagt: Die Hauptſtadt war Polizeigewohnt, Soldatenerfüllt. Der alte Staat war ein Willkürſtaat. Berlin war die kaſernenartige Stadt der politiſchen Gleichgültigkeit, der unfruchtbaren Negation, der geradlinigen Polizeimäßigkeit, auf welche die Provinzen mit einer gewiſſen mannhaften Verachtung herabzuſehen gewohnt waren, der Mittelpunkt der ſelbſtgefälligſten und zuverſichtlichſten Beamtenherrſchaft. Alles Vertrauen war untergraben, die Regierung trieb ein Spiel, das zwiſchen der perſönlichen Willkür und den gerechteſten Forderungen des Volkes hin und her ſchwankte. Die höchſten Staatsgewalten, die ſich durch den Schein und die Heuchelei eine erträumte Macht zu ſichern wähnten, waren demoraliſirt. Durch unzählige Hinhaltungen, Vertröſtungen und Ausflüchte wich die Regierung dem billigſten Zugeſtändniß aus, und im weißen Saale ſprach der König im Jahr 1847 ſtolz das Wort: Keine Macht der Erde ſoll mir meinen Gewaltbeſiz ſchmälern!

*) A. Stahr, Allgemeine Zeitung vom 13. September 1849, Beilage.
**) Kölner Zeitung, 22. März 1848.

So war das Berliner Volk ſo geduldig und ſo loyal geworden, daß es die andern höhnten, daß es zum Märtyrer ſeiner Unterthanentreue wurde*).

So fand die franzöſiſche Februarrevolution, ſo fand die deutſche Bewegung Regierung und Volk zu Berlin. Es hatte ſich zwar im Volk ein Mißtrauen gegen den Thron gebildet, bei den Einen Abneigung, bei den Anderen grollender Haß gegen die Regierungsweiſe und die, welche an der Spize waren. Aber ein kräftiger Widerſtand war nirgends und nie auf Seiten des Volkes geweſen. Die Schuld der Paſſivität lag ſchwer auf ihm, dem commandofügigen, dem gehorſamgewöhnten, dem trägen Volke. Nur die Rheinprovinz und ein Theil von Schleſien, dieſe beiden innerlich nur durch dünne Fäden mit Preußen zuſammengehaltenen Lande, waren in politiſcher Bildung voraus. Das übrige Preußen war das „wohlconſervirte alte Königsland"; das Volk war bei allem Mißtrauen das ergebene, leicht wieder gewonnene Volk ſeines Königs.

Was von freiſinnigen Kräften in Preußen war, hatte an der Aufklärung des Volkes gearbeitet. Aber an der Macht der Verhältniſſe ſcheiterte ihr Bemühen, das Volk raſch zu bürgerlichem Selbſtgefühl, zur Freiheit heranzubilden.

Unter dieſen Männern ſelbſt waren viele ausgezeichnet fähig, „mit Rechtsparagraphen zu deduciren, dem Volk ſein Recht, ſeine Kraft, die Unwürdigkeit ſeiner bisherigen Lage zu beweiſen", aber nicht einer, das Volk jezt, nach dem Siege, weiter zu führen, thatkräftig, zu einem neuen großen Daſeyn.

Die Oppoſitionsmänner von den Landtagen her waren Männer der Dialektik und nicht der That, mehr als begnügt mit den königlichen Verheißungen, theils ſo leichtgläubig als die Maſſe, theils bald genug auf Seite der Königlichen und wacker, der Bewegung die Kraft ausziehen zu helfen. Die Treueſten und Redlichſten unter der Oppoſition der Landtage hatten nicht Friſche, nicht Jugend des Geiſtes genug für den großen Augenblick, auch fehlte es ihnen an Takt und Geſchick, um Führer des Volks zu werden. Sie waren Reformer, keine Revolutionäre.

Selbſt in andern Kreiſen, in welchen ſich Revolutionäre fanden,

---

*) Weſer Zeitung vom 22. März 1848.

waren dieſe nur Theoretiker, keine Praktiker; zudem war ihnen bisher die Gelegenheit verſperrt geweſen, ſich zu einem Namen, zu einem Anſehen beim Volke hervor zu arbeiten.

In Preußen litt noch mehr, als in andern deutſchen Ländern, die Demokratie an völligem Mangel ſtaatsmänniſcher Kräfte und tüchtiger militäriſcher Leiter.

Es waren Männer in Berlin, denen es ſehr mißfiel, und ſehr bedenklich ſchien, daß der König nach allem Vorgefallenen, dem Volke gegenüber von Vergeſſen und Vergeben redete, als wäre er der durch das Volk Beleidigte. Dieſen Männern mißfiel es, daß man nach einem ſolchen Kampfe und ſo vielen Opfern ſich mit dem Austritt und den Ernennungen im Miniſterium beruhigte, die ſchon das königliche Programm vor dem Kampf in ſich ſchloß, daß man nichts als die überflüſſigen Truppen fort wünſchte und dann Lebehochs rief. Unglücksſtimmen weiſſagten: „Es war ein erfolgloſer Kampf, es war Opferblut ohne politiſche Conſequenzen, ohne Früchte, es war kein Kampf für die Freiheit. Man will vermitteln, und doch thut eine vollſtändige Vernichtung des alten Syſtems vor Allem Noth!“ Es gab ſogar einzelne Stimmen, die im engern Kreiſe geradezu ſagten, nicht nur Wenig, ſondern Nichts ſey erreicht, als die Bewaffnung des Volkes. Jezt ſey die Regierung ganz unfähig zum Widerſtand, jezt vermöge man alles, es wäre eine Kleinigkeit, Paris nachzuahmen, den Thron umzuſtoßen, und Preußen den Namen Republik zu geben. Aber dieſe unzeitigen Einfälle blieben vereinzelt, wie die, welche in Breslau die neuen Miniſter für Feinde des Volkes erklärten, und eine kleine Liſte geächteter Namen an öffentlicher Ecke anſchrieben.

In Blättern, wie in der Berliner Zeitungshalle Rudolf Schramm, ließen ſich zeitgemäßere, aber immer noch ſich ſelbſt täuſchende Stimmen hören. Die Sorge für die Zukunft, rief der leztere ſeinen preußiſchen Mitbürgern zu, fordert augenblickliche Entſcheidung gebieteriſch. Man ſcheint in denjenigen Kreiſen, deren unſelige Verblendung die Ereigniſſe leichtſinniger Weiſe herbeigeführt hat, über die thatſächlich bereits eingetretenen Folgen derſelben entweder noch ſehr im Unklaren zu ſeyn, oder eine Reaktion für möglich zu halten. Wir beeilen uns daher, dieſe nothwendigen Folgen auszuſprechen, da wir in der unbedingteſten Wahrhaftigkeit den einzigen Weg zur Ver-

hütung ferneren Blutvergießens, zur Aufrechthaltung der Ordnung, zur Vermeidung eines gänzlichen Umſturzes der Dinge und eines europäiſchen Krieges erkennen. Es iſt nicht eine bloße Emeute geweſen, die in der Nacht vom Sonnabend ausgekämpft worden, ſondern eine vollſtändige Revolution. Die öffentliche Macht ruht jezt ganz in den Händen des Volkes und kann demſelben durch keine Militärgewalt mehr entriſſen werden. Wenn zahlloſe Regimenter einziehen, ſie werden in den Straßen Berlins ihr ſicheres und ruhmloſes Grab finden. Wer die Geſinnung der Bürger in allen Stadttheilen erforſcht, der wird in dieſem Augenblick eine Entſchloſſenheit und Einheit unter ihnen finden, die bewundernswerth iſt, und jeden Verſuch einer Bewältigung der Stadt als Thorheit erſcheinen läßt. Er wird ſich überzeugen, daß die Bruſt der Bürger freier zu athmen begonnen, daß ſie hundertjährige, hiſtoriſch begründete Feſſeln abgeworfen hat, welche ſich nicht mehr ſchließen laſſen. Das bisherige geſchichtliche Recht hat in Preußen ſeine Grundlage verloren, nachdem in der Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag von dem Volk auf den Barrikaden Geſchichte gemacht worden iſt. Die Elementarkraft der Nation iſt losgelaſſen. Man verlange nicht, ſie in ihrer furchtbarſten Geſtalt zu ſehen. Die unerläßlichſten Maßregeln ſcheinen uns zu ſeyn: allgemeines Bürgerrecht aller Schuzverwandten, und Neuwahl des Magiſtrats und der Stadtverordneten, weil die Magiſtratsglieder die politiſche Bewegung des Volkes wider beſſeres Wiſſen als eine gegen das Eigenthum und das Leben der Bürger gerichtete darzuſtellen, die beſizenden Claſſen gegen die beſizloſen aufzuhezen verſucht, und durch dieſe falſche Darſtellung das Vertrauen des Königs und der Bürger getäuſcht haben; und weil die Stadtverordneten ſich feig und unfähig zeigten, mit wenigen Ausnahmen. Ferner iſt unerläßlich die Ausbildung der Bürgerwehr; neue Wahl der Volksvertreter; eine Mediatiſirung ſämmtlicher kleiner Fürſten; das Wegſchleudern des ohne Schuld des Königs mit Bürgerblut befleckten Banners der Hohenzollern und das Ergreifen der ſchwarz-roth-goldnen Fahne; Herſtellung der polniſchen Nationalität, Abtretung Poſens, ſo weit es nicht ſtrategiſch zum eigenen Schuz Deutſchlands unentbehrlich iſt, und Berufung der in Paris gebildeten polniſchen Legion in preußiſche Dienſte.

Aber ſo wenig der Vorſchlag deſſelben Mannes durchdrang, die

gefallenen Streiter des Volkes unmittelbar vor dem Palaſt des Prinzen von Preußen auf der Stelle zu beerdigen, die bisher für das Standbild Friedrichs II. beſtimmt war, mit einem Obelisk, der ihre Namen der dankbaren Nachwelt aufbewahre: ſo wenig fanden ſeine Vorſchläge obiger Art Gehör.

Liebelt, einer der freigelaſſenen Führer der polniſchen Bewegung, verlangte, die Maſſen in Polen, die bewaffnet mit Senſen und Picken, bereit der Revolution ſich anzuſchließen, daſtehen, zu einem Nationalheer zu organiſiren, zur Vorhut von Deutſchland, um den Andrang der ſich zuſammenziehenden ruſſiſchen Heerhaufen aufzuhalten, ſie zurückzuſchlagen und dann die Wiederherſtellung Polens zu verkünden. Der Bruch mit Rußland beſtehe thatſächlich. Rußland ſey bis jezt nicht eingeſchritten, weil es nicht konnte, weil es im ganzen Königreich Polen nur fünfundfünfzig Tauſend Mann Truppen hatte. Es werde aber ſofort einſchreiten, wenn es ein Heer von zweimalhunderttauſend Mann zuſammen gezogen haben werde. Ehe dieſes geſchehe, und es könne erſt ſpät geſchehen, ſey keine Zeit zu verlieren. Der natürliche Verbündete des freien Deutſchlands ſey das republikaniſche Frankreich. Mit Frankreich müſſe man ein Bündniß ſchließen.

Andere ſagten: Das Militärſyſtem war ein Verbündeter des bisherigen politiſchen Syſtems. Noch beſteht dieſe Deſpotie formell, ſie muß unmöglich gemacht werden. Die privilegirte Soldatenehre, dieſe künſtlich gepflegte, falſche Ehre des Heeres iſt tödlich verwundet. Sie kann nur geneſen durch Vernichtung und Wiedergeburt. Die privilegirte Soldatenehre muß in die Flamme geworfen werden, und die allgemeine Ehre des wehrbaren Staatsbürgers muß aus der Aſche ſich emporſchwingen. Verſöhnung dem einzelnen Soldaten, Ehre der Tapferkeit, die er bewieſen hat, aber keine Verſöhnung dem Inſtitute! Das Heer muß untergehen im Volke. Volksbewaffnung iſt nothwendig. Das ſtehende Heer kann zwar nicht ſofort äußerlich abgeſchafft oder nur bedeutend geſchwächt werden, aber es muß ſofort aus einem anderen Prinzip wiedergeboren werden. Die nächſte Maßregel muß die Vereidigung des Heers auf die Verfaſſung, ſo bald ſie geſchaffen iſt, ſeyn, und die Offiziere müſſen mit andern Staatsbeamten gleichgeſtellt werden. Das Militär darf nicht wieder zum ganz beſondern Diener „des Königs" gemacht, nicht eine ganz

beſondere privilegirte Ehre ihm mit dem bunten „Rocke des Königs“ förmlich aufgezwungen werden. Das Heer darf nicht länger ein vom Volke getrennter und dem Volk entgegenſtehender Orden ſeyn, mit beſonderen „Ehrengerichten“, geheimen „Conduitenliſten“; es darf nicht mehr die Anſchließung an den allgemeinen öffentlichen Geiſt der Nation verhindert oder gar beſtraft werden. Ein neuer Scharnhorſt muß gefunden werden, der das Heer in das Volk auflöſe und das Volk in das Heer aufnehme. Das Heer ſelbſt muß zum Führer, Lehrer und Waffenmeiſter des Volkes erhoben werden.

Aber es erſchien kein Scharnhorſt. Es fehlten die energiſchen und entſchloſſenen Leute, wie ſie die pariſer Revolution gehabt hatte, die Führer, die im rechten entſcheidenden Augenblick raſch beſtimmte Maßregeln ergriffen, und Neues an die Stelle des Alten zu ſezen wußten.

So kam es, daß kein beſtimmtes Programm der Volkswünſche, wie anderwärts, auf der Stelle vorgelegt und die Annahme derſelben der Regierung diktirt wurde. Theils wollte man die Provinzen nicht verlezen, theils ging es Berlin, wie ein Augenzeuge ſagt, gleich dem Mann in der Fabel, dem alle Wünſche freigegeben wurden, und der ſich nicht beſinnen konnte, um was er gern reicher wäre, bis der Termin verſtrich.

Die Revolution hatte Berlin unvorbereitet überraſcht: ein Mißverſtändniß hatte den erſten Anſtoß dazu gegeben, wie die königliche Partei behauptet, ein unglücklicher Zufall; ihre Durchführung war die Stegreifdichtung einiger Volksmänner oder des Volkes. Um den Sieg politiſch recht zu benüzen, hätten die Berliner ſchon zuvor wie die Pariſer politiſch gelebt haben müſſen.

So glaubte das Volk, es ſey ſchon alles gewonnen, was doch erſt noch zu gewinnen geweſen wäre, und ſo leicht hätte gewonnen werden können, da das Volk vorerſt Herr war, und keine offene Macht ihm gegenüber ſtand. Es glaubte nicht bloß an alles was der König verhieß, es ſah die Verſprechungen ſchon als Erfüllungen an, und war ſicher, daß die goldene Frucht der Revolution fortwachſen und reifen werde, und als der König mit der Reichsfahne an die Spize der deutſchen Bewegung ſich ſtellte, da feierte das Preußenherz einen entſchiedenen Triumph über die kalte Ueberlegung. Im Taumel, Preußen an der Spize von Deutſchland zu ſehen,

hörte man nicht auf die Stimmen der Wenigen, die von Geſchichte und Politik etwas Praktiſches verſtanden.

„Wo will das hinaus? fragten ſich kopfſchüttelnd alte Wohlmeinende. Bei der Betrachtung dieſer ſorgloſen Indolenz, die ihren Sieg nicht benüzt, ſteigen Gedanken drohend auf, es möchte gehen, wie nach der Begeiſterung, nach den Opfern von 1813—1815. Am vierten Tage noch ſind an den lebhafteſten Verkehrpunkten das Straßenpflaſter und die Ueberbrückungen nicht wieder hergeſtellt; es iſt als gäbe es gar keine Polizei und keine öffentliche Gewalt mehr; es herrſcht durchaus die Stimmung einer friedlichen Anarchie. Da ſind keine Führer, da iſt keine organiſirte Partei im Volk; im Miniſterium ſind keineswegs die entſchiedenen Männer, welche Noth thäten. So werden die Früchte des Freiheitskampfes auch dießmal zurück bleiben hinter den Erwartungen, zu denen der augenblickliche Umſchwung berechtigen kann".

„Wir fürchten nicht ſo ernſtlich, ſagten Andere. — Je weniger das Miniſterium ſich energiſch an die Spize der Bewegung ſtellt, deſto mehr wird es Einzelne locken, ſich zu Führern aufzuwerfen, und nach dem zu greifen, was jezt ſo wohlfeil zu erlangen iſt. Wir haben auch noch die zuſtrömende friſche Luft aus den Provinzen zu erwarten, wir ſehen einem Landtag entgegen, der unter den Augen eines von Polizei, Gensdarmen und Cenſur befreiten Volkes eine ganz andere Sprache führen wird als vorher".

Und es lockte Einzelne, zu Führern ſich aufzuwerfen. Die Jugend ergriff die Zügel.

Berlin befand ſich in der That in einem Zuſtand, der bei aller äußeren Ordnung, die er anſcheinend darbot, doch mit der Anarchie die größte Aehnlichkeit hatte. Das alte Unterjochungs- und Bevormundungsſyſtem war mit einem Schlage gefallen; nachdem etwas an der Maſchine in Unordnung gerathen war, verſagte ſie ſogleich ihren Dienſt und ſtand ſtill. Die Polizei war thatſächlich aufgehoben, alle Polizeibüreaux waren geſchloſſen. Von der ganzen Polizei war nur Ein Mann übrig geblieben, der Polizeipräſident von Minutoli, der, durch ſeine Popularität geſchüzt, die Erinnerung wenigſtens an ein ſonſt Alles einſchnürendes Inſtitut lebendig erhielt. Auch die übrigen Verwaltungsbehörden gaben kein Lebenszeichen von ſich und ſchienen, wie die Gerichte, die ihre Thätigkeit offiziell

eingeſtellt hatten, Feiertage zu machen. Keine Verfügung der Staatsbehörde erſchien in den erſten acht Tagen nach dem achtzehnten März, während, wenn eine Regierung vorhanden geweſen wäre, ſie gerade in dieſer Zeit ihr Daſeyn hätte beurkunden müſſen. So tauchten Menſchen auf und gebahrten ſich, als ob ſie das allgemeine Vertrauen genöſſen, welche, wenn man das Mildeſte von ihnen ſagen wollte, nur mit dem Strom zu ſchwimmen gewohnt waren. So konnte ein ehemaliger Polizei-Vigilant bei dem Umritt des Königs mit der ſchwarz-roth-goldnen Fahne voranſchreiten. Nur der Durcheinander in der anarchiſchen Ruhe dieſer Tage machte es möglich. Die Stadtverordneten hatten gleich nach den Ereigniſſen des achtzehnten ihre Entlaſſung gegeben, dann aber ſich überzeugt, daß gerade in ſolchen Uebergangsſtunden jeder auf ſeinem anvertrauten Poſten bleiben müſſe. Sie erklärten ſich für permanent und hielten täglich Sizungen mit dem Magiſtrat, ſie ſorgten für die Kämpfer des achtzehnten März und ihre Hinterbliebenen; ſie ſezten einen Ausſchuß für die Arbeiterverhältniſſe ein, um theils die Bitten, Vorſchläge und Beſchwerden der Einzelnen entgegen zu nehmen und zur Erledigung weiter zu befördern, theils ſich mit den Maßnahmen zur Regelung der Verhältniſſe der Arbeiter und zur Abhülfe ihrer Noth, unter Zuziehung von Arbeitern und Gewerken, zu beſchäftigen und dieſelben zur Ausführung zu bringen; ſie bewilligten Summen zur Unterſtüzung gemeinnüziger Geſellſchaften, wie des Vorſchußvereins und der Anſtalt für Arbeitſame, und zur Verſchaffung von Arbeit durch Bauunternehmungen in großartigem Umfang; ſie richteten ihre Sorge auf die Organiſirung derjenigen Inſtitute, die auf tumultuariſche Weiſe in's Leben getreten waren, vor Allem auf die Organiſirung der Nationalgarde unter Mitwirkung der Gemeindebehörden.

Denn bisher hatten ſie nichts dafür gethan. Gleich auf die Kabinetsordre vom neunzehnten war ganz aus eigener Machtvollkommenheit ein Ausſchuß zur Bildung der bewaffneten Bürgerwehr zuſammengetreten, hatte ſich mit den Bezirksvorſtehern in Verbindung geſezt, hatte Waffen austheilen, in jedem Bezirk die Mannſchaften zuſammentreten, durch dieſe die Hauptleute und Zugführer, und durch die Hauptleute einen Oberbefehlshaber ernennen laſſen. Minutoli hatte ſich der Bildung einer Bürgerwehr

ſehr angenommen [und ſie auf alle Weiſe gefördert. So war die Wahl zum Oberbefehlshaber auf ihn gefallen. Aber die Wahl war doch eine unglückliche, mindeſtens taktloſe, da, ſo lange der Polizeipräſident noch Chef der Polizei war, er nicht Chef der bewaffneten Bürgerſchaft ſeyn konnte. Die gänzliche Abweſenheit der executiven Polizei und der Gensdarmerie hatte zu dieſer Wahl viel veranlaßt. Das Organiſationstalent des Volkes, ſo wenig ſeiner Ausbildung unter der bisherigen Regierung Vorſchub geleiſtet worden war, hatte ſich auf eine ſchöne Weiſe dargelegt. Gegen dreißigtauſend Mann Nationalgarden waren ſchnell unter den Waffen: Bürger und Schuzverwandte; daneben viele Freikorps, von einzelnen Körperſchaften, den Handwerkervereinen, den Lehrern und Schülern der Obergymnaſien, der Univerſität und anderer Anſtalten gebildet. Sie verrichteten ihren Dienſt mit ſolchem Eifer und ſolcher Hingebung, daß jede Störung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit verhütet wurde.

Da ſich die Männer, die bisher die Zügel oder das große Wort im Staat geführt hatten, unbrauchbar für die Gegenwart, ohne Fähigkeit zeigten, das neue Geleiſe zu befahren und den Ton anzugeben: ſo übernahmen das, wie geſagt, junge Männer, die bisher nicht regiert hatten.

Es war dieß ein Unglück, aber nicht zu ändern. Nichts war verloren, die Ausſaat in der Blutnacht des achtzehnten konnte zur Reife und Erndte kommen, wenn das Volk nur ſchnell ſeine Aufgabe begriff, ſich ſämmtlich in die Waffen einübte und mehr handelte, gemäß den Erfahrungen und Lehren anderer Völker, als träumte, ſchwazte und ſchwazen hörte. Verſtand, offenes Auge auf den Gang der Dinge und der Menſchen, und energiſches Wollen, welches das Erkannte, das Begriffene raſch zur That ſchuf — das that Noth.

Am meiſten die Mittelklaſſen im Volke hatten ſich als Sclaven der Polizei niedergelegt und am Morgen beim Erwachen ſich als conſtitutionelle Bürger gefunden. Die untern Klaſſen waren zwar beſſer, bildungsfähiger, als jene, und doch war es ſchwer, ſie durch eine kurze Schule in das öffentliche Leben einzuleiten. Die Sprecher der Klubbs, die Redner der Volksverſammlungen übernahmen dieſes.

Denn jezt waren die Tage der Volksreden gekommen. Rednerbühnen wurden aus dem Stegreif geſchaffen und das Volk ſtand

und lauſchte und lernte. Es war ein Stück altklaſſiſchen Lebens aus den todten Büchern heraus in die friſche Wirklichkeit, auf den Markt und andere öffentliche Pläze getreten. Maſſenhafte Volksverſammlungen, Aufzüge, Kundgaben aller Art drängten ſich. Jedes Dorf hatte ſeine Sprecher. Die Klubbs bildeten ſich und begannen ihre Herrſchaft. Die Preſſe leitete und bearbeitete in Zeitungen, in Flugblättern, in Plakaten die Bevölkerung. In den Klubbs wie in den Volksverſammlungen zeigte ſich, daß die Berliner dialektiſch in der Schule, aber nicht politiſch im Leben gebildet waren, Theoretiker, keine Praktiker. In den Sälen der Klubbs ging man ſehr weit in Gedanken und Worten, zu Thaten kam es nicht, man glaubte die wichtigſten Fragen dadurch gelöst, daß man darüber redete. Man regierte, man verfügte von den Klubbs aus mit Worten und vergaß, daß das Alte noch alles daſtand, man that, als wäre es nicht mehr da, weil man es wegdisputirt hatte. Man ſprach vom ſouveränen Volk, in ihm ſey allein die Herrſchaft, aber man that nichts, daß es thatſächlich die Herrſchaft in die Hand nahm und ſie ſich ſicherte. Man verdarb die Revolution durch Reden, durch Schwärmen, durch Phantaſiren, durch Abſtraktionen. So ein junger Volksmann aus der philoſophiſchen Schule ſezte ſich mit ein paar Phraſen und abgezogenen Begriffen über alles Wirkliche weg, über Adel, Geiſtlichkeit, Bourgeoiſie, Hof und Heer, ſo ſehr in handgreiflicher Wirklichkeit dieſe auch noch vor ihm und gegenüber ſtanden. Für ſolche kühne Redner war die neue Form des Staates fix und fertig aufgebaut auf dem Boden der wirklichen Außenwelt, ſobald oder weil einer von ihnen einige Gedanken dazu in ſeinem Kopfe fix und fertig hatte. Was man Regierung heißt, war, nach Augenzeugen, ſo ziemlich „ein Regierungsdilettantismus auf den Straßen und öffentlichen Pläzen" geworden. „Ein unerſchöpfliches Pathos mit Fanfaren und Poſaunenſtößen verſezte die Hörer in ein urtheilsloſes Entzücken. Das Publikum ging dahin, wo es die grellſten Farben ſah".

Das Unglück vieler Volksbewegungen, der Ehrgeiz und die Eitelkeit, ſpielten eine große Rolle, eben ſo ſehr die politiſche Narrheit, welche das Edle der Begeiſterung an ſich hatte, aber nicht wußte und nicht anerkannte, daß wie in der Natur, auch im öffentlichen Leben der Völker, alles was geſund ſeyn und Dauer haben ſoll, nicht treibhausartig getrieben, nicht überſtürzt werden darf, ſondern wachſen, ſich entwickeln muß.

Excentriſche Köpfe ſuchten ſich zu überbieten. Da waren Männer, denen die Geſchichte, denen das Leben auf einmal etwas Beſeitigtes war. Ihre Begeiſterung war ihnen Alles. Philoſophiſche Ideen, herüber geholt aus Frankreich, angelernt in der deutſchen Schule, wahrhaft politiſche Gedanken, aber entlehnt aus der alten Welt Griechenlands, aus Nordamerika, aus England und Spaniens Corteszeit, wurden vorgetragen, als Heil verkündet, ohne Rückſicht, ob die deutſchen Elemente, ob die Elemente der Gegenwart, der noch ſo ſehr entwicklungsbedürftigen Gegenwart, dafür reif waren, durchzuführen verſucht. Nicht bloß das Volk, auch die Demokratie in Berlin war noch in ihren Lehrjahren. Beiderlei Lehren der Geſchichte, ſowohl die, aus dem weſentlichen Alten das Neue zu entwickeln, als die, das Alte zu vernichten, wenn Neues an die Stelle geſezt werden ſolle, wurden nicht beachtet. Man hielt Geſinnung, weit und keck vorgehende Beſtrebungen für genug, man rauſchte dieſen Beifall zu, und die Kenntniſſe, die Fähigkeit, weil ſie die Verhältniſſe kannte und nüchtern zurechtlegte, die Proſa des politiſchen Denkens, waren ſelbſt bei großer Volksberedtſamkeit im Schatten gegen die dahinbrauſenden Redner des Tages.

Man machte in Berlin eine Revolution durch im Kopf, mit allen Folgerungen. Die Revolution in der Außenwelt blieb ſtehen bei dem achtzehnten März.

Es rächte ſich bald genug — dieſe Halbheit. Die Schwierigkeit einer neuen radikalen Reform war in Preußen größer als anderswo. Faſt alles war beziehungsweiſe verarmt, nämlich mehr oder minder geldlos. Wenn Preußen geholfen werden ſollte, war die ganze Beamtenwelt, als Bureaukratie, ſo wie das Heer zu verringern. Dieſe beiden Finanzmaßregeln waren im Augenblick ſo ſchwierig als gefährlich, und je deutſcher, und je freiſinniger Preußen wurde, deſto mehr war von Rußland wegen der Freiheit, von England wegen des deutſchen Aufſchwungs in materiellen Intereſſen, ein Kampf zu fürchten — und wahrſcheinlich.

Dann waren da die Proletarier auf den Straßen, wunderbar zahlreich, die natürlichen Söhne des Regierungsſyſtems der lezten ſechszig Jahre; es war da das tauſendfache Elend, das drohend Hülfe, eine menſchliche Exiſtenz forderte. Half man dieſem Elend durch Verringerung der Beamten, ſo hatte man weniger Beamte in

der Beſoldung und mehr Familien im Elend, eine neue Art von Proletariat, das Proletariat abgeſchaffter brodloſer Beamtenfamilien.

Es war da die große Lücke in der Staatskaſſe, der Kredit durch Vergeudung des Staatsvermögens in den lezten Jahren geſunken, die Aufbringung großer Geldmittel im Augenblick ſcheinbar unmöglich.

Es war da der Mangel an ſtaatsmänniſchen Kräften im Volke, das, an unbedingten militäriſchen Gehorſam gewöhnt, nicht zur Selbſtverwaltung vorbereitet war.

Das waren die Hauptſchwierigkeiten für die Partei des Volkes wie für die neue Regierung.

Auch dieſe hätten ſich überwinden laſſen, wenn nur Ein Mann von wahrhaftem Genius an die Spize ſich geſtellt hätte. Eine unerſchöpfliche Quelle hätte er in der Begeiſterung und damit in der Aufopferungsfähigkeit des Volkes gefunden, und zwar nicht des preußiſchen blos, ſondern des deutſchen, der Nation.

Aber wer dieſe Begeiſterung zu ſeiner Verfügung haben wollte, der mußte den Sieg des demokratiſchen Gedankens verkünden, ein Miniſterium von freien und energiſchen Männern bilden, ein freiſinnigſtes Verfaſſungswerk raſch vollenden und durchführen, den kleineren deutſchen Staaten Gelegenheit geben, ſich in allen inneren und auswärtigen Angelegenheiten feſt und eng an Preußen anzuſchließen, und dann mußte er unmittelbar die energiſche Initiative in der ganzen auswärtigen Politik Deutſchlands ergreifen: er mußte unter der Fahne der Freiheit, unter ihren Garantien, die Einheit Deutſchlands, wenn auch gewaltſam gegen dynaſtiſches Widerſtreben, durchſezen: leicht, die Völker waren dann für ihn.

Das wollte man nicht, für ſo etwas hatte man nicht Geiſt genug, nicht Sinn, nicht Begriff; ein deutſcher Bürgerkönig unter dem Banner der Demokratie war der militäriſch wie der kirchlich abſolutiſtiſchen Partei am Hof wider die Natur: ſonſt ein Mann, der dieſer Aufgabe gewachſen geweſen wäre, trat auch aus dem Volke nicht hervor.

Die Bildung der Reaktion.

Während man im Volk ſich nicht von der Möglichkeit träumen ließ, daß eine Macht aufkommen könnte, ſelbſt in ferner Zukunft nicht, eine Macht, welche gegen die ſiegreiche Revolution zu reagiren, und das, was ſie hervorgebracht, wieder rückgängig zu machen verſuchte: ſpielte bereits die Staatskunſt der Reaktion hinter den Couliſſen ihr geheimes, unheimliches Spiel.

Das Volk wußte den einfachen Saz nicht, daß jede Revolution den nothwendigen Rückſchlag mit ſich bringt, daß eine Reaktion hinter einer Revolution nur eine natürliche Sache iſt.

Daß nicht blos das berliner, ſondern das deutſche Volk über dieſen Erfahrungsſaz hinwegſchwärmte, war viel. Daß Männer, an deren Redlichkeit nicht zu zweifeln iſt, und die als Staatsmänner gelten wollten, noch dann, als die Reaktion mit unſichtbarer Hand den Dolch regierte, der von hinten und von vornen nach der jungen Freiheit ſtieß, an das Daſeyn einer Reaktion nicht glaubten — das iſt unverzeihlich.

Als die Führer des berliner Volkes, die keine Staatsmänner waren, aufmerkſamer wurden, und es ihrem Ohre war, als würde ein Gewebe leiſe im Dunkeln gewoben: Da war es ſchon zu ſpät, da ſie keine ächten Revolutionäre waren, nur Revolutionäre des Worts und der Feder, nicht der rückſichtsloſen, der nothwendigen, „rettenden That".

Schon am neunzehnten März war Potsdam der Mittelpunkt der reaktionären Militärpartei, der Heerd der Wuth gegen die Revolution. Dieſe Partei war für ſich unmächtig zu reagiren. Die Folgen eines ſolchen Umſchwungs, wie in der Nacht vom 18. auf den 19. März, aufzuheben, oder dem Umſchwung eine andere Richtung zu geben, dazu gehörten feinere Köpfe, eine feinere Ueberlegung und ein leiſeres Auftreten. Es gehörte dazu die Verbindung der Militärpartei mit derjenigen, die ſie ſchon lange beherrſcht hatte, mit der kirchlichen Partei.

Dieſe kirchliche Partei war weit verbreitet in den höheren Kreiſen Berlins und trieb ihre Aeſte und Zweige durch alle Theile der preußiſchen Staaten. Unter der heiligen Fahne der romantiſchen,

der altkirchlichen, vor Thron und Altar knieenden Frömmigkeit, hatte die Klugheit Eines Mannes, der noch nicht lange zum Oberen dieſer Partei ſich aufgeſchwungen hatte, vieles vereinigt, was in der Geſellſchaft durch Glauben, Stellung und Anſicht weit aus einander zu liegen ſchien, alle Stände, alle Alter, beide Geſchlechter. Das war auch der Mann, von dem ſelbſt Preußen ſagten, daß er eine unter den Umgebungen des Königs ſeltene Auszeichnung an ſich gehabt habe, nämlich ein geiſtreiches Auge. Das war der Herr von Radowitz.

Viele Vortheile für die Rolle, die er ſpielte, hatten ihm Natur und Schickſal mitgegeben.

Ueber ſeiner Herkunft lag ein Schleier, er lüftete ihn nie. „Man wußte nicht, woher er kam" — weder von welchen Eltern, noch von welchem Volke. Die Sage ließ ihn dem fernen Ungarlande entſtammen und die gelbliche Farbe der Haut ſchien darauf hinzuweiſen. Bürgerlich geboren ſey er, hieß es von ſeinen Gegnern. Der große Napoleon fand den Knaben in einer deutſchen Schule zu Altenburg, erkannte den Geiſt in ihm, und brachte ihn in die erſte Kriegsſchule Frankreichs — ſo ſagten Andere. Sein Aeußeres von Natur wie ſeine Haltung, ſein Benehmen, ſicherten ihm Eindruck auf die Menſchen. Lebendigen Geiſt und dabei kühlen Verſtand in ſeltenem Grad, bei Schönheit des Leibes, hatte ihm Gott verliehen: Gewandtheit, feines Benehmen, jene leichten geſelligen Formen und jenen ariſtokratiſchen Adel der Manieren eignete er ſich an zuerſt am kurfürſtlich heſſiſchen Hofe, in deſſen Dienſte er nach weſtphäliſchen Kriegsdienſten getreten war, und am preußiſchen Hof im Umgang mit dem königlichen Hauſe.

Das äußere Gepräge des intereſſanten Mannes, das er zeigte, hatte bei ihm eine tiefere ächte Unterlage von nicht gewöhnlichen geiſtigen Gaben und wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen, bei edelm Geſchmack, der ſich in Wort und Schrift von ihm ausdrückte. Seit 1836, da er als preußiſcher Militärbevollmächtigter beim Bundestage zu Frankfurt war, hatte er in Wien, in Karlsruhe, in Darmſtadt, in Wiesbaden als Geſandter, dann in Berlin als Vertrauter des Königs, zuletzt in Wien, in der Schweiz bei der Luzerner Angelegenheit, und in Paris als Diplomat gehandelt, bis die Februarrevolution ausbrach. Er war noch einmal nach Wien geſandt

Die Offiziere bis zum Gemeinen herab waren Sclaven; von oben tyranniſirt, hatten ſie die Macht und die Luſt frei, nach Unten hin tyranniſiren zu können. Die niedrigſten Leidenſchaften wurden durch das Syſtem gepflegt, die Beſtialität im Menſchen wurde gehegt und genährt, um ſich aus dem Soldaten ein zu allen Zwecken bereites Werkzeug zu ſchaffen.

Die militäriſch-abſolutiſtiſche Partei ſah die Dinge anders an als das Volk. Sie ſah ſich nicht überwunden, ſondern nur nach einer verlornen Schlacht bei Seite gedrängt, und Hoffnung und Rache waren das Herrſchende in ihr ſchon am 19. März. Des Königs „Fehler", wie ſie es nannten, wieder gut zu machen, verſtändigten ſich die Führer dieſer Partei ſogleich geheim unter einander. Dieſe Partei haßte des Volkes Herrſchaft ſo durchaus, auch das Bürgerthum, und über Alles noch eine Volksvertretung; es war dieſer Haß ihr ſo ganz zum Charakter, zur Natur geworden, daß ſie mit dem Volke nicht gehen konnte, niemals gehen kann.

Sie dachte vornherein daran, die Rachſucht im gemeinen Soldaten zu pflegen, die falſche Ehre und den Drang in ihm aufzuregen, die Scharte am Volk auszuwezen, das ihnen den Schimpf angethan. Planmäßig wurde dieſe Verhezung der Soldaten gegen das Volk betrieben, um ſie zur Stunde der Gelegenheit auf's Neue gegen daſſelbe loslaſſen zu können.

Eigentlich zu fürchten war dieſe reine Soldatenpartei jedoch nicht, ſo lange ſie ſich nicht mit der kirchlich-abſolutiſtiſchen Partei verband und verſchwor. Die Soldateska für ſich allein hatte zu wenig Geiſt.

Das Volk und die Regierung.

Das Berliner Volk, das preußiſche Volk überhaupt, war begnügt oder ſchwärmte für Hoffnungen und Träume, meiſt für den König. Der Glaube war groß in Preußen.

Der König, jezt beſſer berathen, hieß es, hat im vollen Sinne des Wortes die Fahne der Demokratie ergriffen und zu der ſeinigen

und ihre Mitglieder und thätigen Freunde hatte ſie unter der Diplomatie in London und Petersburg, in Wien und Paris, in München und in Brüſſel, wie anderswo.

Sie war mächtig durch ihr Geld, das ihr ein Heer alter und neuer Diener ſicherte, und durch ihre Soldaten, durch die einflußreichſten Militärs in den verſchiedenen Heeren. Aber auch in die Bourgeoiſie hinein, beſonders in die reichen Banquiers- und Fabrikantenfamilien, hatte ſie tief ihre Wurzeln getrieben.

Es war in den erſten Tagen nach dem achtzehnten März, als die ausgezeichneten Männer dieſer Partei unter ſich zuſammentraten. Als die Kanonen donnerten, als in den Straßen Wiens und Berlins, Breslaus, Königsbergs, Magdeburgs und in den Rheinſtädten der Geiſt des Volkes aufgerichtet, drohend oder rächeriſch, da ſtand: da war dieſe Partei untergetaucht. Ueber ſich hin ließ ſie die Wogen des Zeitſtroms und den Sturm jener Märznacht gehen; wer weiß, ob von ihr nur Einer in jener Nacht im berliner Schloſſe war, oder wie viele von der Militärpartei, die den König umgab, auch zu ihr zu zählen geweſen wären?

Dieſe Partei hatte warten gelernt. Sie wußte, daß ausgetretene Waſſer ſich wieder verlaufen, daß hinter dem Sturm die Windſtille kommt, hinter der Anſpannung die Abſpannung. Aber ſie glich nicht den Demokraten, nicht den Altliberalen, nicht den Leuten vom Volk überhaupt, die in der Regel glauben und hoffen, es werde Alles von ſelbſt ſich machen, weil, wenn ſie etwas gethan haben, ſie meinen, die Hauptſache ſey gethan. Jene Partei wartete nicht blos zu, ſie grub augenblicklich an Abzugskanälen, ſie beförderte die Abſpannung, ſie bereitete ſich vor, die nahe Windſtille zu benüzen.

Ihr Operationsplan, wie er theils zu Berlin, theils zu Potsdam, theils zu Frankfurt, theils in der Nähe von London, unter Berathungen, nach und nach, aber raſch genug, ſich ausbildete, verdient Bewunderung, wenn man vom Sittlichen abſieht, und nur die Politik zum Standpunkt nimmt.

Die allwärts ausbrechende Revolution, durch welche die Partei ſo viel Boden, ſo manche vortheilhafte Stellung in wenigen Tagen und Nächten verloren hatte, zwang ſie zur Zuſammenfaſſung aller ihrer Kräfte, zunächſt auf Einen Punkt, auf welchem die Entſcheidung lag, und das war jezt für ſie Preußen. Hatte ſie

zu deren erſten Bedingniſſen der Verſtand gehört und der Wille, der das Verſtandene raſch zur That ſchafft. Das Volk war noch betäubt, fortgeriſſen von dem Wirbel der ſich jagenden Ereigniſſe. Daß das Volk ſich ſelbſt herausfinde auf den rechten Weg, dazu war zu Vieles auf einmal, und das Viele zu neu über es hereingebrochen. Es rief nach Führern, aber es waren keine da. Die Demokratie war in Berlin, in Preußen überhaupt, noch im erſten Grad der Lehrjahre.

Es gab in Berlin ächte Demokraten, mit geſundem politiſchem Sinn, in den Bewegungstagen vom 14. bis zum 19. März. Davon war ein Theil, vielleicht die Beſten, die Fähigſten, im Kampf gefallen. Andere, wird erzählt, haben am 19. Berlin verlaſſen, „weil die Revolution nicht ihre verdiente Frucht getragen". Das Begnügtſein der Bürgerſchaft, der Eifer für Stadtbeleuchtung und Lebehochs auf den König ließ ſie an der Revolutionsfähigkeit der Berliner verzweifeln, troz der demokratiſchen Haltung und Miene, welche die Bevölkerung annahm. „Wohin man blickte, ſagt ein Augenzeuge, ſah man Demokraten. Alles hatte die Parole „Demokratie" angenommen. Der größte Theil taumelte mit fort; er wäre auch in eine andere Richtung gegangen, wenn die Macht dorthin getrieben hätte; es gab Demokraten aus Nachahmung, Demokraten aus Furcht, ſogar königliche Demokraten" *).

Die politiſche Urtheilsloſigkeit des Volkes, die in dieſen Worten liegt, war ihm lange genug anerzogen worden.

Man hat es oft geſagt, niemals habe ſich ein größerer Beruf, ein ſchöneres Schickſal einer Perſönlichkeit aufgedrängt, als dem König Friedrich Wilhelm IV. Da war Preußens Volk, empfänglicher als ein anderes für von Oben eingeführte Reformen: dort war das unumſchränkte Königthum, mit unumſchränkter Freiheit, dem Volke zu dienen. Aber nicht dem Volk und ſeiner Wohlfahrt zu dienen, ſondern zu herrſchen und zwar zu herrſchen blos um zu herrſchen, das war die Parole, die von der kirchlichen wie von der militäriſch-abſolutiſtiſchen Partei aus der gebieteriſchen Hand Rußlands angenommen worden war. Es klingt bös, wie alle Wahrheit für gewiſſe Ohren: die ruſſiſche Hofpartei verführte den einflußreichſten Theil der Umgebungen des Königs von Preußen.

---

*) Guſtav Sigmund: Preußen, ſeine Revolution und die Demokratie S. 27.

Unumſchränkte Herrſchaft des abſoluten Syſtems wurde durch die verſchmiztesten Umtriebe gewiſſer, Rußlands Politik dienender Perſonen als Parole am Hof eingeführt.

Des Königs Sinn, dem zu viel Geiſt und Gemüth zugeſchrieben wird, als daß er nicht hätte für's Volk ſeyn ſollen, ließ man nicht zur Geltung kommen, und die wirklichen Zuſtände verbarg man ihm, und er ſelbſt war zu romantiſch, zu phantaſiereich, um die Zuſtände anders als durch das getrübte Glas der eigenen Leidenſchaftlichkeit zu ſehen.

Dieſe Ruſſenpartei am Hof vergiftete des Königs wohlwollendſte Gedanken im Keim: ſonſt hätte er wohl Abſolutismus und Volkswohlfahrt mehr vereinigt.

Schrecklich lautet das Urtheil von vielen Preußen über den Gang des Staates in den lezten Zeiten vor der Revolution.

Mit monſtröſen Geſezen, mit confuſen Maßregeln, ſagt der Eine, beſchenkte man das Land. Kamen die materiellen Klagen, ſchrie die Bevölkerung eines ganzen Landſtriches vor Noth auf, ſo hieß es: „Euch ſoll, euch muß geholfen werden“, aber nicht mit den proſaiſchen, irdiſchen Finanzmitteln, nein, es wurde ein Dom gebaut. Der Gott mußte verſöhnt werden. Statt der geforderten Religionsfreiheit erſchien ein dürftiges Religionsedict. Keine Frage, auch die dringendſte nicht, wurde entſchieden. Es ſchien, man wolle lieber ein ganzes Volk zu Grunde richten, als einen Fußbreit vom Terrain der Willkür opfern*).

Ein Anderer ſagt: Der vereinigte Landtag wurde nur berufen, weil man ein leichtes Spiel mit ihm zu haben glaubte. Dann, als er mißfiel, als er kein Spielzeug ſeyn wollte, warf man ihn weg, die Krone verſtärkte ihre Gewaltmittel und zog die Zügel des abſoluten Polizeiſtaates noch ſtraffer an. Man machte durch Abweis der Verſtändigung den Zwieſpalt zwiſchen Regierung und Volk von Oben nur immer klaffender. Ein Strafgeſezbuch wurde eingeführt, mit dem in der Hand die Regierung jeden Schriftſteller, überhaupt jeden Menſchen, der freimüthig ſeine Meinung in politiſchen und religiöſen Dingen äußerte, auf irgend eine Weiſe für ein paar Jahre in's Arbeitshaus ſperren laſſen konnte. Durch Beſezung der Land-

*) G. Sigmund a. a. O. S. 14—15.

wehroffizierſtellen mit Offizieren aus der Linie, durch Aufhebung des Staatsraths in ſeiner bisherigen verfaſſungsmäßigen Bedeutung, durch Vernichtung der richterlichen Unabhängigkeit und durch andere Maßregeln ſtrebte der Abſolutismus nach Befeſtigung ſeiner Allgewalt. Das Miniſterium Eichhorn war eifrigſt in Glaubensverfolgungen, und Schleſien ließ man verhungern. Der „erſte Unterthan“, der Prinz von Preußen, erkannte nur den „Willen des Königs“ als ſein Geſez an. Er, der „erſte Soldat“ der „Armee“, hatte für jede Ordre, auch für die ſeiner Ueberzeugung widerſtreitende, nur Eine Antwort, das Soldatiſche „zu Befehl“ *).

Ein Dritter ſpricht: Das bisherige Syſtem der Lüge, die Cenſur und Büreaukratie, und der ganze Mechanismus der verkörperten und öffentlich conſtituirten Sünde wider den heiligen Geiſt der Wahrheit hatte beide, den König und das Volk, belogen, und beide einander verdächtigt; es hatte mit ſeiner Täuſcherei und „Pfiffigkeit“ das Vertrauen von Grund aus vergiftet; hatte der Rede bitterſten Zwang angethan, geradezu verhindert zu reden, oder genöthigt, in verſchleierte Formen und Wendungen zu hüllen, was die Seele bewegte **).

Und ein Vierter ſagt: Die Hauptſtadt war Polizeigewohnt, Soldatenerfüllt. Der alte Staat war ein Willkürſtaat. Berlin war die kaſernenartige Stadt der politiſchen Gleichgültigkeit, der unfruchtbaren Negation, der geradlinigen Polizeimäßigkeit, auf welche die Provinzen mit einer gewiſſen mannhaften Verachtung herabzuſehen gewohnt waren, der Mittelpunkt der ſelbſtgefälligſten und zuverſichtlichſten Beamtenherrſchaft. Alles Vertrauen war untergraben, die Regierung trieb ein Spiel, das zwiſchen der perſönlichen Willkür und den gerechteſten Forderungen des Volkes hin und her ſchwankte. Die höchſten Staatsgewalten, die ſich durch den Schein und die Heuchelei eine erträumte Macht zu ſichern wähnten, waren demoraliſirt. Durch unzählige Hinhaltungen, Vertröſtungen und Ausflüchte wich die Regierung dem billigſten Zugeſtändniß aus, und im weißen Saale ſprach der König im Jahr 1847 ſtolz das Wort: Keine Macht der Erde ſoll mir meinen Gewaltbeſitz ſchmälern!

---

*) A. Stahr, Allgemeine Zeitung vom 13. September 1849, Beilage.
**) Kölner Zeitung, 22. März 1848.

Man zählte auch auf die Beihülfe oder wenigſtens das Zufallen anderer Elemente: auf die revolutionsſcheuen Perſönlichkeiten, auf die Quietiſten, die Freunde der Ruhe um jeden Preis, auf die Eiſenbahn- und Staatspapierherren und auf die geſchmeidigen Gelehrten; eben ſo auf die Vielen, die aus Philiſterhaftigkeit oder aus Schrecken über die Auswüchſe der demokratiſchen Bewegung ſich vor dem Fortgang derſelben entſezten. Die politiſche Urtheilsloſigkeit der Maſſe, der Gang der öffentlichen Dinge, ſo wild und ſo confus; die Ungeſchlachtheit des reſpectvergeſſenen Volkes, ſeine drohende Leidenſchaftlichkeit — das mußte Manchen auf die Seite der Reaktion hinüber drücken, halb oder ganz.

Zu gleicher Zeit ſollten der Bevölkerung Berlins die neuen Zuſtände recht fühlbar entleidet werden, und auf der andern Seite die Führer der Reaktion als Wohlthäter und Helfer in der Noth die Arbeiter gewinnen. Damit das erſte eintrete und Gewerb und Verdienſt, die ſchon lange ſtockten, noch mehr gelähmt würden, ſollte eine ſtarke Auswanderung der am meiſten Geld in Umlauf ſezenden Familien aus Berlin ſofort ſtattfinden. An die ſechstauſend ſolcher Familien zogen ſich aus der Hauptſtadt weg, manche darunter aus Furcht, die meiſten wohl dieſem Plan gemäß. Zu gleicher Zeit trat man vor die gereizte hungernde Maſſe, man ſtellte die Marktpreiſe der Lebensmittel feſt und gewann dadurch die Städter, während man die Landleute gegen die neue Ordnung der Dinge erbitterte, ſowohl gegen die Bürger, als die Studenten, durch welche dieſe Maßregel zwangsweiſe ausgeführt werden mußte, nach einer Anordnung der Regierung. Bauten an den Kanälen und Straßen wurden von der Regierung eingeleitet, die Eiſenbahnherren ließen größere oder kleinere Arbeiten alsbald unternehmen, der Vorſtand der Artilleriewerkſtätte überwies die Ausführung der Arbeiten dieſer Anſtalt an Berliner Gewerbsleute.

Der König ſelbſt ſuchte ſich ſehr populär zu machen; er that, als erkenne er in den Vertretern des Volks eine ihm gleichberechtigte Macht an, mit der er im Vertragswege eine Verfaſſung zu Stande bringen wolle, „auf der breiteſten Grundlage“ wie der König ſagte. Da ſah man den König, wie er der Bürgerwehr Ehrenbezeugungen erwies, wie er ihr Aeußerungen ſeines Vertrauens gab, wie er die Schloßwachen beſuchte und ſich mit den

wachhabenden Bürgern in Geſpräche einließ, wie er namentlich häufig mit der Legion der Studenten und Künſtler in dem Schweizerſaal und in dem Garde du Corps-Saal ſich unterhielt.

Die Reaktion redete dem König von der Beleidigung vor, die ihm, dem ſchuzloſen Monarchen, perſönlich vom Volke geworden ſey. Das zündete um ſo mehr, als ihm am 19. März herbe Worte, nicht nur aus dem Munde des Volkes, ſondern am 21. aus dem Munde des bekannten Heinrich Simon, der an der Spize der breslauer Abordnung ſtand, zugekommen waren. Simon's Wort: „Majeſtät, erfüllen Sie raſch und vollſtändig die Wünſche des Volkes, dann wird Ihnen vielleicht Ihr Volk verzeihen"! klang dem König lang im Ohr und Herzen nach. War der König auch in den erſten Tagen ganz in dem Schwunge drinn, in den er ſich hinein gearbeitet hatte, ſo mußte ihm die Gelegenheit, „mit Gottes Hülfe die Revolution doch vielleicht noch ungeſchehen machen zu können" nur willkommen ſeyn. An ſeinem Herzen, von Haus aus voll Haß gegen die Demokratie, fand die Reaktion wunde Stellen genug, die ſie nur berühren durfte, um ihn für ſich und gegen das Volk zu ſtimmen.

Man beſchloß eine doppelte Politik zu ſpielen, eine geheime, reaktionäre, ruſſiſche; und eine freiſinnige, deutſche, vor dem Volk, um zu ſcheinen und zu täuſchen, und aus der Täuſchung mehr als Einen Vortheil zu ziehen, für das abſolute Königthum und vielleicht für Preußen's Größe.

Daß für die leztere die Führer der kirchlichen Partei nur ſcheinbar wirken wollten, dürfte die Geſchichte bald genug aufklären. Doch wurde ſchon in jenen erſten Tagen ihrer Berathung beſchloſſen, die deutſche Bewegung als ſolche auszubeuten, und wer zweifelte wohl, daß damit des Königs Umritt mit der ſchwarz-roth-goldenen Fahne zuſammenhing?

Da ſagte man zum Könige: „Preußen hat zuerſt den Bruch des alten römiſchen Reiches deutſcher Nation zur Erſcheinung gebracht; an Preußen muß das neue deutſche Reich ſich aufrichten. Haben wir es nicht ſchon oft geſagt? Preußen muß ſich vergrößern, um zu beſtehen. Preußen iſt ein erobernder Staat, hat ſchon der Franzoſe de Pradt geſagt. Aber unter Erobern kann jezt nicht mehr eine Beraubung der Nachbarn zu verſtehen ſeyn, und die Vergrößerung muß in etwas Anderem beſtehen, als im Länderzuwachs.

Um zu beſtehen, bedarf Preußen jezt nur der moraliſchen Eroberung der öffentlichen Meinung und der Vergrößerung ſeines Einfluſſes in Deutſchland. Preußen muß ſich mit dem Geſammtvaterland identifiziren, Preußen muß in Deutſchland aufgehen, die andern deutſchen Dynaſtien haben nur die Wahl zwiſchen der Abgabe eines Theils ihrer Souveränität an das neue deutſche Reich nach oben, oder dem Verluſt der ganzen Herrlichkeit nach unten. Es muß eine kühne Maßregel im allgemeinen Intereſſe der Gegenwart und Zukunft ergriffen werden".

So ſprach man zum König, und die große Phraſe: „Deutſchland muß aus einem Staatenbund ein Bundesſtaat werden!" wurde unter die Berliner, unter die Preußen hinaus geſchleudert. Nicht gedankenlos, ſondern fein und ſchlau berechnet auf das Volk, das gewöhnt war mit Worten und um Worte zu ſtreiten, mit Worten Syſteme zu bereiten, und an Worte zu glauben.

So war von der Reaktion das Mittel gefunden, den blutigen Schein, in welchem der König in der Nacht des 18. März, die Demüthigung, in der er am Mittag des 19. daſtand, vor den Augen der Preußen verſchwinden zu laſſen unter der vorgeſpiegelten Glorie eines deutſchen Königs. Und das Volk, das eben gegen den Thron in Bewegung geweſen war, ſchwärmte in anderer Richtung ab und fing an für den Glanz eines deutſch-preußiſchen Thrones zu ſchwärmen, der über allen Deutſchen ſich erheben ſollte: das ſchmeichelte dem künſtlich anerzogenen preußiſchen Stolze.

Vieles gewann die Reaktion durch ihre andern Mittel, das Meiſte durch dieſe Phraſe und durch die Vornahme der conſtitutionellen Maske.

Unter dieſer Maske läugnete ſie — ſo war verabredet — in ihrer Preſſe und auf den Rednerbühnen das Vorhandenſeyn, ja die Möglichkeit einer Reaktion mit allem Aufwand von Redemitteln. Nur Thoren, hieß es, können glauben, es ſey dem geſtürzten Abſolutismus wieder möglich, ja er glaube nur an die Möglichkeit, über die Trümmer wieder zur alten Herrſchaft emporzuſteigen. Wer erinnert ſich nicht — ſo blizten die entſchloſſenſten Reaktionäre, im Waffenrock der neuen Freiheit, unter das gläubige Volk — wer erinnert ſich nicht aus der Geſchichte aller Revolutionen, beſonders der erſten franzöſiſchen, jenes unheilvollen Geſpenſtes, das die

Gemüther erſchreckte, und ſie zur Rache, zu den grauenhafteſten Thaten der Selbſthülfe antrieb? Reaktion war das Schreckbild, das die Hand der Leiter geſchickt hinzuhalten wußte, wenn es galt, die Leidenſchaften wieder zu wecken zu neuen blutigen Thaten. So ſoll es auch hier bei uns ſeyn. Reaktion iſt das Mährchen, mit dem man das politiſche Urtheil des Volkes erſchrecken möchte, man kann nur Kinder damit erſchrecken. Wo iſt ſie? Niemand kann ſie ſehen und finden. Die aber, die tiefer blicken, ſie haben hinter dem dunkeln Vorhang eine andere Hand geſehen, die dem Grundſaz folgt: Sturz des herrſchenden und beſizenden Bürgerthums; Vermehrung des Proletariats, als des Heeres der Anarchie, durch Verarmung, und dieſe herbeigeführt durch den Schrecken, durch Zerrüttung des Kredits, durch Zerreißung der Adern des Wohlſtandes; Benüzung der Arbeiter für die ehrgeizigen Plane der Führer; und mit dieſem Heere der Arbeiter und des Proletariats vorwärts wider die Ordnung des Staates und der Geſellſchaft, wider Thron, Familie und Eigenthum.

Hinter dieſen alten Reaktionären ſtanden die neuen, Männer von der alten Oppoſition, die ſich überfluthet ſahen, und ſprachen, voran die Gelehrten: Evolution, keine Revolution! Fortentwicklung des Gegebenen auf friedlichem Wege, keine Umwälzung! Der erſte entſcheidende Schritt aus der Revolution heraus iſt der erſte Fortſchritt! Vertrauen zu dem Könige wird das allgemeine Vertrauen wieder herſtellen und Verkehr und Kredit wieder beleben.

So ſchrieben, ſo ſprachen mit ſicherer Bewußtheit die Reaktionäre, mit großem Erfolg. Sie ſelbſt nannten die Märzerrungenſchaften unter ſich Erzwungenſchaften, und ihren vornehmſten äußern Stüzpunkt hatten ſie — an Metternich.

Die kluge, berechnende kirchliche Partei wußte, daß der preußiſche Monarch für ſich ſelbſt, und die preußiſche Reaktion für ſich ſelbſt, nicht mächtig genug waren, ihre Plane durchzuführen. Der Schüler des Herrn von Genz ſollte als Meiſter jezt die Geiſter beſchwören helfen, die ſo unbotmäßig überall Lärm machten. Metternich billigte den ganzen Plan, er ſah, daß er gut war. Dem Prinzen von Preußen, den man zu ihm geſchickt hatte, gab er ſeine Rathſchläge, deren Grundlage — die Statiſtik der Militärmaſſen war und die Ungeſchicklichkeit der Deutſchen in allen ihren

Bewegungen, vorzugsweiſe in der Politik. Er ſelbſt übernahm es, die abgeriſſenen Fäden des Abſolutismus auf diplomatiſchem Weg wieder anzuknüpfen, und das diplomatiſche Gewebe wieder in Ordnung zu bringen. „Der Fürſten ſind wir gewiß, und die Völker kenn' ich! ſoll er geſagt haben. Das iſt keine Revolution, dieſe berliner, das iſt nur ein Straßenkrawall, der eine Revolution werden wollte und im Anfang ſtecken blieb. —“

Die neuen Verbindungsmittel zu Land wie zur See erleichterten den Verkehr, trozdem daß Metternich bei London ſaß, die Männer der Reaktion zu Potsdam tagten, und Rußland weit weg war. Metternich's Rathſchläge liefen ſchnell ein, ſchnell die Zuſage ruſſiſcher Hülfsvölker. Die Reaktion konnte Preußen ſich ſelbſt überlaſſen, und ihre vornehmſten Leiter nach Frankfurt am Main ſchicken. Die Rollen waren ausgetheilt, das Spiel konnte beginnen.

Einſam im ſüdlichen Deutſchland ſaß ein Prophet, und ſah die Dinge, die da in Deutſchland vorgingen, und er heftete ſein Auge beſonders nach Norden auf Preußen. Hervorgegangen aus dem Kerne des Volks, in der Jugend begeiſtert für den Gedanken eines freien, einigen Deutſchlands, gelb geworden und an Haaren erbleicht, an Geſundheit gebrochen im Kerker und im Zuchthaus des abſoluten Königthums, unter den Geſchichtſchreibern des deutſchen Volkes einer der größten, jedenfalls der eigenthümlichſte, der freiſinnigſte, der niemals Rückſichten nahm, um eine Stelle oder einen Orden zu erhalten, troz deſſen, was er für's deutſche Volk gethan und gelitten, troz ſeiner Geſchichte des deutſchen Volkes, gerade in dieſem Jahr verarmt und ausgezogen — ſtand J. G. A. Wirth über dem in den Wehen einer neuen Geburt begriffenen Deutſchland und ſprach die prophetiſchen Worte:

Es iſt ein einfaches Naturgeſez, daß Niemand ſein angebornes Weſen, ſeinen innerſten Charakter, wie dieſer in Folge der Anlagen und Lebensſtellung ſich bildet, über Nacht plözlich und gänzlich umwandeln kann. Nun ſind die deutſchen Fürſten durch eine tauſendjährige Geſchichte an den Gedanken ihrer Macht gewöhnt, von ihrer Kindheit an als rechtmäßige Beſizer ſolcher Macht erzogen und gebildet worden; die fürſtliche Gewalt trägt aber einen Reiz in ſich, welchen ſich außer den Inhabern derſelben nur wenige Menſchen in ſeinem ganzen gewaltigen, ungeheuren Umfang vorſtellen

hörte man nicht auf die Stimmen der Wenigen, die von Geſchichte und Politik etwas Praktiſches verſtanden.

„Wo will das hinaus? fragten ſich kopfſchüttelnd alte Wohlmeinende. Bei der Betrachtung dieſer ſorgloſen Indolenz, die ihren Sieg nicht benützt, ſteigen Gedanken drohend auf, es möchte gehen, wie nach der Begeiſterung, nach den Opfern von 1813—1815. Am vierten Tage noch ſind an den lebhafteſten Verkehrpunkten das Straßenpflaſter und die Ueberbrückungen nicht wieder hergeſtellt; es iſt als gäbe es gar keine Polizei und keine öffentliche Gewalt mehr; es herrſcht durchaus die Stimmung einer friedlichen Anarchie. Da ſind keine Führer, da iſt keine organiſirte Partei im Volk; im Miniſterium ſind keineswegs die entſchiedenen Männer, welche Noth thäten. So werden die Früchte des Freiheitskampfes auch dießmal zurück bleiben hinter den Erwartungen, zu denen der augenblickliche Umſchwung berechtigen kann“.

„Wir fürchten nicht ſo ernſtlich, ſagten Andere. — Je weniger das Miniſterium ſich energiſch an die Spize der Bewegung ſtellt, deſto mehr wird es Einzelne locken, ſich zu Führern aufzuwerfen, und nach dem zu greifen, was jezt ſo wohlfeil zu erlangen iſt. Wir haben auch noch die zuſtrömende friſche Luft aus den Provinzen zu erwarten, wir ſehen einem Landtag entgegen, der unter den Augen eines von Polizei, Gensdarmen und Cenſur befreiten Volkes eine ganz andere Sprache führen wird als vorher“.

Und es lockte Einzelne, zu Führern ſich aufzuwerfen. Die Jugend ergriff die Zügel.

Berlin befand ſich in der That in einem Zuſtand, der bei aller äußeren Ordnung, die er anſcheinend darbot, doch mit der Anarchie die größte Aehnlichkeit hatte. Das alte Unterjochungs- und Bevormundungsſyſtem war mit einem Schlage gefallen; nachdem etwas an der Maſchine in Unordnung gerathen war, verſagte ſie ſogleich ihren Dienſt und ſtand ſtill. Die Polizei war thatſächlich aufgehoben, alle Polizeibüreaux waren geſchloſſen. Von der ganzen Polizei war nur Ein Mann übrig geblieben, der Polizeipräſident von Minutoli, der, durch ſeine Popularität geſchüzt, die Erinnerung wenigſtens an ein ſonſt Alles einſchnürendes Inſtitut lebendig erhielt. Auch die übrigen Verwaltungsbehörden gaben kein Lebenszeichen von ſich und ſchienen, wie die Gerichte, die ihre Thätigkeit offiziell

eingeſtellt hatten, Feiertage zu machen. Keine Verfügung der Staatsbehörde erſchien in den erſten acht Tagen nach dem achtzehnten März, während, wenn eine Regierung vorhanden geweſen wäre, ſie gerade in dieſer Zeit ihr Daſeyn hätte beurkunden müſſen. So tauchten Menſchen auf und gebahrten ſich, als ob ſie das allgemeine Vertrauen genöſſen, welche, wenn man das Mildeſte von ihnen ſagen wollte, nur mit dem Strom zu ſchwimmen gewohnt waren. So konnte ein ehemaliger Polizei-Vigilant bei dem Umritt des Königs mit der ſchwarz-roth-goldnen Fahne voranſchreiten. Nur der Durcheinander in der anarchiſchen Ruhe dieſer Tage machte es möglich. Die Stadtverordneten hatten gleich nach den Ereigniſſen des achtzehnten ihre Entlaſſung gegeben, dann aber ſich überzeugt, daß gerade in ſolchen Uebergangsſtunden jeder auf ſeinem anvertrauten Poſten bleiben müſſe. Sie erklärten ſich für permanent und hielten täglich Sizungen mit dem Magiſtrat, ſie ſorgten für die Kämpfer des achtzehnten März und ihre Hinterbliebenen; ſie ſezten einen Ausſchuß für die Arbeiterverhältniſſe ein, um theils die Bitten, Vorſchläge und Beſchwerden der Einzelnen entgegen zu nehmen und zur Erledigung weiter zu befördern, theils ſich mit den Maßnahmen zur Regelung der Verhältniſſe der Arbeiter und zur Abhülfe ihrer Noth, unter Zuziehung von Arbeitern und Gewerken, zu beſchäftigen und dieſelben zur Ausführung zu bringen; ſie bewilligten Summen zur Unterſtüzung gemeinnüziger Geſellſchaften, wie des Vorſchußvereins und der Anſtalt für Arbeitſame, und zur Verſchaffung von Arbeit durch Bauunternehmungen in großartigem Umfang; ſie richteten ihre Sorge auf die Organiſirung derjenigen Inſtitute, die auf tumultuariſche Weiſe in's Leben getreten waren, vor Allem auf die Organiſirung der Nationalgarde unter Mitwirkung der Gemeindebehörden.

Denn bisher hatten ſie nichts dafür gethan. Gleich auf die Kabinetsordre vom neunzehnten war ganz aus eigener Machtvollkommenheit ein Ausſchuß zur Bildung der bewaffneten Bürgerwehr zuſammengetreten, hatte ſich mit den Bezirksvorſtehern in Verbindung geſezt, hatte Waffen austheilen, in jedem Bezirk die Mannſchaften zuſammentreten, durch dieſe die Hauptleute und Zugführer, und durch die Hauptleute einen Oberbefehlshaber ernennen laſſen. Minutoli hatte ſich der Bildung einer Bürgerwehr

begraben, als man ihn hörte, nach wenigen Monaten. Da kaufte und las man J. G. A. Wirth's „leztes Wort an die deutſche Nation". Es war ſpät, noch nicht zu ſpät*).

Aufnahme des preußiſchen Kaiſerthums in Deutſchland.

Wie war es ihnen ſo wohl und ſo hoffnungsvoll, den Männern der Reaktion, als ſie den Feldzugsplan und mit den Mitteln die Wahrſcheinlichkeit des Erfolgs in Händen hatten! Verſprechungen des Königs, dachten ſie, wenn ſie dem Lande nicht zuträglich ſind, und als ſolche von der Mehrheit der Kammern erkannt werden, ſo beſeitigt man ſie. Nein, ſagte ein Anderer, es iſt unſere Schuldigkeit, die Verſprechungen des Königs, wenn ſie dem Lande nicht zuträglich ſind, nicht in's Leben treten zu laſſen, und die Regierung wird nichts dagegen einzuwenden haben.

Die Herren von Gerlach, Leo, Thiele, welche, ohne religiöſes Gefühl, unter der Fahne des Heiligſten, der Religion, operirten, ſagten: Mit Gott, für König und Vaterland werden wir ſiegen; es wird die Zeit kommen, wo das Volk uns Bedingungen und Beſtimmungen ſezen wird, aber auch die Zeit, wo ein Miniſterium mit einem leichten Achſelzucken höflichen Bedauerns über dieſe Beſtimmungen einer Verfaſſung ſich wegſezen wird.

So ſprachen die Männer der fein überlegten Reaktion. Und die Regierung war der Anſicht: wenn ſich eine Kammer fände, die es für ihre Schuldigkeit erkläre, die Verſprechungen des Königs, als dem Lande nicht zuträglich, nicht in's Leben treten zu laſſen, ſo habe ſie, die Regierung, nichts dagegen einzuwenden. Der König ſelbſt hatte Gewandtheit genug für ſeine königliche Rolle.

In der Provinz fingen die Fäden der Reaktion bald ganz offen zu ſpielen an. Proteſte gegen „die Gewaltherrſchaft der Berliner" wurden in Umlauf geſezt, Landvolk und Landwehr wurden fanatiſirt;

*) J. G. A. Wirth's leztes Wort an die deutſche Nation, mit Randgloſſen von M. Wirth. Frankfurt 1849.

des Königs Majeſtät ſey gefangen und ſolle geſtürzt werden, wurde ihnen vorgeſpiegelt; in mehreren Kreiſen wurden die deutſchen Farben verſpottet, und die deutſchen Kokarden denen, die damit erſchienen, abgeriſſen.

Als der König jenen Umritt durch die Stadt hielt, war er, in's Schloß zurückgekehrt, ſichtbar nicht ganz zufrieden mit dem Erfolg, den dieſe Kundgabe auf die Berliner gemacht hatte. Er hatte wahrgenommen, daß dieſer neue Glanz und Schein, unter dem er einherging, wenigſtens nicht Alle blendete. Das Blut auf den Straßen war noch zu friſch und roth. Doch der größere Theil des preußiſchen Volkes nahm dieſe Kundgabe mit Jubel auf. Das Gleiche erwartete man von dem übrigen Deutſchland. Man war überraſcht, man war betroffen von der Aufnahme, die ſie dort fand; man glaubte ſolche Aufnahme nicht verdient zu haben: ein Beweis von Mangel an Selbſtkenntniß, ſo wie an Kenntniß der ſüddeutſchen Völker.

Sicher des Siegs, wenn auch ohne Ahnung der Wirklichkeit, hatte man ſich doch nicht ganz gefühlt. Daher die zweideutige Faſſung der Anſprache und die zweideutige Art des Auftritts. Man wollte für alle Fälle die Auslegung beider für ſich frei haben. Gefiel es in Deutſchland nicht, in dem König von Preußen den neuen Kaiſer zu verehren, ſo blieb für den Ausdruck „ein deutſcher König" noch immer die Deutung offen, daß Preußen von nun an nicht mehr abgeſchloſſen preußiſch, ſondern wie ſein König ganz deutſch ſeyn wolle.

In den kleinern deutſchen Staaten antwortete der grauſame Volkswiz „auf die Uſurpation des Hohenzollern" mit Hohn: das Bild des Königs wurde unter ſpöttlichen Ceremonien umhergetragen, und unter großem Zulauf öffentlich verbrannt. So zu Hanau, zu Darmſtadt, zu Wiesbaden. Selbſt in München und Stuttgart geſchah Aehnliches, wiewohl nur von muthwilliger Jugend und Janhagel.

Die Vergangenheit Preußens unter dem vorigen König, die ſieben Regierungsjahre des jezigen Königs, dieſes freiheitsfeindliche doctrinär-deſpotiſche Syſtem, hatten die Völker Süddeutſchlands angeekelt. Die Mordnacht des 18., da wehrloſen Bürgern mit Granaten geantwortet wurde, hatte alle ſüddeutſchen Herzen mit Abſcheu und Grimm erfüllt. Die am mildeſten ſprachen, die ſagten: „ein Kabinet, das nach allen andern, und nach allen andern,

Excentriſche Köpfe ſuchten ſich zu überbieten. Da waren Männer, denen die Geſchichte, denen das Leben auf einmal etwas Beſeitigtes war. Ihre Begeiſterung war ihnen Alles. Philoſophiſche Ideen, herüber geholt aus Frankreich, angelernt in der deutſchen Schule, wahrhaft politiſche Gedanken, aber entlehnt aus der alten Welt Griechenlands, aus Nordamerika, aus England und Spaniens Corteszeit, wurden vorgetragen, als Heil verkündet, ohne Rückſicht, ob die deutſchen Elemente, ob die Elemente der Gegenwart, der noch ſo ſehr entwicklungsbedürftigen Gegenwart, dafür reif waren, durchzuführen verſucht. Nicht bloß das Volk, auch die Demokratie in Berlin war noch in ihren Lehrjahren. Beiderlei Lehren der Geſchichte, ſowohl die, aus dem weſentlichen Alten das Neue zu entwickeln, als die, das Alte zu vernichten, wenn Neues an die Stelle geſezt werden ſolle, wurden nicht beachtet. Man hielt Geſinnung, weit und keck vorgehende Beſtrebungen für genug, man rauſchte dieſen Beifall zu, und die Kenntniſſe, die Fähigkeit, weil ſie die Verhältniſſe kannte und nüchtern zurechtlegte, die Proſa des politiſchen Denkens, waren ſelbſt bei großer Volksberedtſamkeit im Schatten gegen die dahinbrauſenden Redner des Tages.

Man machte in Berlin eine Revolution durch im Kopf, mit allen Folgerungen. Die Revolution in der Außenwelt blieb ſtehen bei dem achtzehnten März.

Es rächte ſich bald genug — dieſe Halbheit. Die Schwierigkeit einer neuen radikalen Reform war in Preußen größer als anderswo. Faſt alles war beziehungsweiſe verarmt, nämlich mehr oder minder geldlos. Wenn Preußen geholfen werden ſollte, war die ganze Beamtenwelt, als Bureaukratie, ſo wie das Heer zu verringern. Dieſe beiden Finanzmaßregeln waren im Augenblick ſo ſchwierig als gefährlich, und je deutſcher, und je freiſinniger Preußen wurde, deſto mehr war von Rußland wegen der Freiheit, von England wegen des deutſchen Aufſchwungs in materiellen Intereſſen, ein Kampf zu fürchten — und wahrſcheinlich.

Dann waren da die Proletarier auf den Straßen, wunderbar zahlreich, die natürlichen Söhne des Regierungsſyſtems der lezten ſechszig Jahre; es war da das tauſendfache Elend, das drohend Hülfe, eine menſchliche Exiſtenz forderte. Half man dieſem Elend durch Verringerung der Beamten, ſo hatte man weniger Beamte in

der Beſoldung und mehr Familien im Elend, eine neue Art von Proletariat, das Proletariat abgeſchaffter brodloſer Beamtenfamilien.

Es war da die große Lücke in der Staatskaſſe, der Kredit durch Vergeudung des Staatsvermögens in den lezten Jahren geſunken, die Aufbringung großer Geldmittel im Augenblick ſcheinbar unmöglich.

Es war da der Mangel an ſtaatsmänniſchen Kräften im Volke, das, an unbedingten militäriſchen Gehorſam gewöhnt, nicht zur Selbſtverwaltung vorbereitet war.

Das waren die Hauptſchwierigkeiten für die Partei des Volkes wie für die neue Regierung.

Auch dieſe hätten ſich überwinden laſſen, wenn nur Ein Mann von wahrhaftem Genius an die Spize ſich geſtellt hätte. Eine unerſchöpfliche Quelle hätte er in der Begeiſterung und damit in der Aufopferungsfähigkeit des Volkes gefunden, und zwar nicht des preußiſchen blos, ſondern des deutſchen, der Nation.

Aber wer dieſe Begeiſterung zu ſeiner Verfügung haben wollte, der mußte den Sieg des demokratiſchen Gedankens verkünden, ein Miniſterium von freien und energiſchen Männern bilden, ein freiſinnigſtes Verfaſſungswerk raſch vollenden und durchführen, den kleineren deutſchen Staaten Gelegenheit geben, ſich in allen inneren und auswärtigen Angelegenheiten feſt und eng an Preußen anzuſchließen, und dann mußte er unmittelbar die energiſche Initiative in der ganzen auswärtigen Politik Deutſchlands ergreifen: er mußte unter der Fahne der Freiheit, unter ihren Garantien, die Einheit Deutſchlands, wenn auch gewaltſam gegen dynaſtiſches Widerſtreben, durchſezen: leicht, die Völker waren dann für ihn.

Das wollte man nicht, für ſo etwas hatte man nicht Geiſt genug, nicht Sinn, nicht Begriff; ein deutſcher Bürgerkönig unter dem Banner der Demokratie war der militäriſch wie der kirchlich abſolutiſtiſchen Partei am Hof wider die Natur: ſonſt ein Mann, der dieſer Aufgabe gewachſen geweſen wäre, trat auch aus dem Volke nicht hervor.

Die Bildung der Reaktion.

Während man im Volk ſich nicht von der Möglichkeit träumen ließ, daß eine Macht aufkommen könnte, ſelbſt in ferner Zukunft nicht, eine Macht, welche gegen die ſiegreiche Revolution zu reagiren, und das, was ſie hervorgebracht, wieder rückgängig zu machen verſuchte: ſpielte bereits die Staatskunſt der Reaktion hinter den Couliſſen ihr geheimes, unheimliches Spiel.

Das Volk wußte den einfachen Saz nicht, daß jede Revolution den nothwendigen Rückſchlag mit ſich bringt, daß eine Reaktion hinter einer Revolution nur eine natürliche Sache iſt.

Daß nicht blos das berliner, ſondern das deutſche Volk über dieſen Erfahrungsſaz hinwegſchwärmte, war viel. Daß Männer, an deren Redlichkeit nicht zu zweifeln iſt, und die als Staatsmänner gelten wollten, noch dann, als die Reaktion mit unſichtbarer Hand den Dolch regierte, der von hinten und von vornen nach der jungen Freiheit ſtieß, an das Daſeyn einer Reaktion nicht glaubten — das iſt unverzeihlich.

Als die Führer des berliner Volkes, die keine Staatsmänner waren, aufmerkſamer wurden, und es ihrem Ohre war, als würde ein Gewebe leiſe im Dunkeln gewoben: Da war es ſchon zu ſpät, da ſie keine ächten Revolutionäre waren, nur Revolutionäre des Worts und der Feder, nicht der rückſichtsloſen, der nothwendigen, „rettenden That“.

Schon am neunzehnten März war Potsdam der Mittelpunkt der reaktionären Militärpartei, der Heerd der Wuth gegen die Revolution. Dieſe Partei war für ſich unmächtig zu reagiren. Die Folgen eines ſolchen Umſchwungs, wie in der Nacht vom 18. auf den 19. März, aufzuheben, oder dem Umſchwung eine andere Richtung zu geben, dazu gehörten feinere Köpfe, eine feinere Ueberlegung und ein leiſeres Auftreten. Es gehörte dazu die Verbindung der Militärpartei mit derjenigen, die ſie ſchon lange beherrſcht hatte, mit der kirchlichen Partei.

Dieſe kirchliche Partei war weit verbreitet in den höheren Kreiſen Berlins und trieb ihre Aeſte und Zweige durch alle Theile der preußiſchen Staaten. Unter der heiligen Fahne der romantiſchen,

beſondere privilegirte Ehre ihm mit dem bunten „Rocke des Königs“ förmlich aufgezwungen werden. Das Heer darf nicht länger ein vom Volke getrennter und dem Volk entgegenſtehender Orden ſeyn, mit beſonderen „Ehrengerichten“, geheimen „Conduitenliſten“; es darf nicht mehr die Anſchließung an den allgemeinen öffentlichen Geiſt der Nation verhindert oder gar beſtraft werden. Ein neuer Scharnhorſt muß gefunden werden, der das Heer in das Volk auflöſe und das Volk in das Heer aufnehme. Das Heer ſelbſt muß zum Führer, Lehrer und Waffenmeiſter des Volkes erhoben werden.

Aber es erſchien kein Scharnhorſt. Es fehlten die energiſchen und entſchloſſenen Leute, wie ſie die pariſer Revolution gehabt hatte, die Führer, die im rechten entſcheidenden Augenblick raſch beſtimmte Maßregeln ergriffen, und Neues an die Stelle des Alten zu ſezen wußten.

So kam es, daß kein beſtimmtes Programm der Volkswünſche, wie anderwärts, auf der Stelle vorgelegt und die Annahme derſelben der Regierung diktirt wurde. Theils wollte man die Provinzen nicht verlezen, theils ging es Berlin, wie ein Augenzeuge ſagt, gleich dem Mann in der Fabel, dem alle Wünſche freigegeben wurden, und der ſich nicht beſinnen konnte, um was er gern reicher wäre, bis der Termin verſtrich.

Die Revolution hatte Berlin unvorbereitet überraſcht: ein Mißverſtändniß hatte den erſten Anſtoß dazu gegeben, wie die königliche Partei behauptet, ein unglücklicher Zufall; ihre Durchführung war die Stegreifdichtung einiger Volksmänner oder des Volkes. Um den Sieg politiſch recht zu benüzen, hätten die Berliner ſchon zuvor wie die Pariſer politiſch gelebt haben müſſen.

So glaubte das Volk, es ſey ſchon alles gewonnen, was doch erſt noch zu gewinnen geweſen wäre, und ſo leicht hätte gewonnen werden können, da das Volk vorerſt Herr war, und keine offene Macht ihm gegenüber ſtand. Es glaubte nicht bloß an alles was der König verhieß, es ſah die Verſprechungen ſchon als Erfüllungen an, und war ſicher, daß die goldene Frucht der Revolution fortwachſen und reifen werde, und als der König mit der Reichsfahne an die Spize der deutſchen Bewegung ſich ſtellte, da feierte das Preußenherz einen entſchiedenen Triumph über die kalte Ueberlegung. Im Taumel, Preußen an der Spize von Deutſchland zu ſehen,

„Die ruſſiſche Armee — ſo, hieß es, hat der Herzog geſagt — iſt auf den Kriegsfuß geſezt. Sobald ſie, oder ein Theil derſelben, die preußiſche Gränze überſchreitet, werden franzöſiſche Truppen an den Rhein rücken. Die Sicherheit unſeres deutſchen Vaterlandes erfordert die augenblickliche Wahl eines deutſchen Kaiſers und alle deutſchen Fürſten werden darin übereinſtimmen. Ich bin Herzog von Braunſchweig, ich liebe mein Volk, ich liebe mein Land, will aber gern alle Opfer bringen, welche das Intereſſe des deutſchen Vaterlands erfordert. Ich werde mit Freuden als Soldat dem theuren Vaterlande dienen und für daſſelbe kämpfen“.

So ſprach der Herzog von Braunſchweig.

Zwiſchen die Ereigniſſe in Wien und Berlin hinein war der Gedanke eines deutſchen Parlamentes groß gewachſen.

eingeſtellt hatten, Feiertage zu machen. Keine Verfügung der Staatsbehörde erſchien in den erſten acht Tagen nach dem achtzehnten März, während, wenn eine Regierung vorhanden geweſen wäre, ſie gerade in dieſer Zeit ihr Daſeyn hätte beurkunden müſſen. So tauchten Menſchen auf und gebahrten ſich, als ob ſie das allgemeine Vertrauen genöſſen, welche, wenn man das Mildeſte von ihnen ſagen wollte, nur mit dem Strom zu ſchwimmen gewohnt waren. So konnte ein ehemaliger Polizei-Vigilant bei dem Umritt des Königs mit der ſchwarz-roth-goldnen Fahne voranſchreiten. Nur der Durcheinander in der anarchiſchen Ruhe dieſer Tage machte es möglich. Die Stadtverordneten hatten gleich nach den Ereigniſſen des achtzehnten ihre Entlaſſung gegeben, dann aber ſich überzeugt, daß gerade in ſolchen Uebergangsſtunden jeder auf ſeinem anvertrauten Poſten bleiben müſſe. Sie erklärten ſich für permanent und hielten täglich Sizungen mit dem Magiſtrat, ſie ſorgten für die Kämpfer des achtzehnten März und ihre Hinterbliebenen; ſie ſezten einen Ausſchuß für die Arbeiterverhältniſſe ein, um theils die Bitten, Vorſchläge und Beſchwerden der Einzelnen entgegen zu nehmen und zur Erledigung weiter zu befördern, theils ſich mit den Maßnahmen zur Regelung der Verhältniſſe der Arbeiter und zur Abhülfe ihrer Noth, unter Zuziehung von Arbeitern und Gewerken, zu beſchäftigen und dieſelben zur Ausführung zu bringen; ſie bewilligten Summen zur Unterſtüzung gemeinnüziger Geſellſchaften, wie des Vorſchußvereins und der Anſtalt für Arbeitſame, und zur Verſchaffung von Arbeit durch Bauunternehmungen in großartigem Umfang; ſie richteten ihre Sorge auf die Organiſirung derjenigen Inſtitute, die auf tumultuariſche Weiſe in's Leben getreten waren, vor Allem auf die Organiſirung der Nationalgarde unter Mitwirkung der Gemeindebehörden.

Denn bisher hatten ſie nichts dafür gethan. Gleich auf die Kabinetsordre vom neunzehnten war ganz aus eigener Machtvollkommenheit ein Ausſchuß zur Bildung der bewaffneten Bürgerwehr zuſammengetreten, hatte ſich mit den Bezirksvorſtehern in Verbindung geſezt, hatte Waffen austheilen, in jedem Bezirk die Mannſchaften zuſammentreten, durch dieſe die Hauptleute und Zugführer, und durch die Hauptleute einen Oberbefehlshaber ernennen laſſen. Minutoli hatte ſich der Bildung einer Bürgerwehr

ſehr angenommen und ſie auf alle Weiſe gefördert. So war die Wahl zum Oberbefehlshaber auf ihn gefallen. Aber die Wahl war doch eine unglückliche, mindeſtens taktloſe, da, ſo lange der Polizeipräſident noch Chef der Polizei war, er nicht Chef der bewaffneten Bürgerſchaft ſeyn konnte. Die gänzliche Abweſenheit der executiven Polizei und der Gensdarmerie hatte zu dieſer Wahl viel veranlaßt. Das Organiſationstalent des Volkes, ſo wenig ſeiner Ausbildung unter der bisherigen Regierung Vorſchub geleiſtet worden war, hatte ſich auf eine ſchöne Weiſe dargelegt. Gegen dreißigtauſend Mann Nationalgarden waren ſchnell unter den Waffen: Bürger und Schuzverwandte; daneben viele Freikorps, von einzelnen Körperſchaften, den Handwerkervereinen, den Lehrern und Schülern der Obergymnaſien, der Univerſität und anderer Anſtalten gebildet. Sie verrichteten ihren Dienſt mit ſolchem Eifer und ſolcher Hingebung, daß jede Störung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit verhütet wurde.

Da ſich die Männer, die bisher die Zügel oder das große Wort im Staat geführt hatten, unbrauchbar für die Gegenwart, ohne Fähigkeit zeigten, das neue Geleiſe zu befahren und den Ton anzugeben: ſo übernahmen das, wie geſagt, junge Männer, die bisher nicht regiert hatten.

Es war dieß ein Unglück, aber nicht zu ändern. Nichts war verloren, die Ausſaat in der Blutnacht des achtzehnten konnte zur Reife und Erndte kommen, wenn das Volk nur ſchnell ſeine Aufgabe begriff, ſich ſämmtlich in die Waffen einübte und mehr handelte, gemäß den Erfahrungen und Lehren anderer Völker, als träumte, ſchwazte und ſchwazen hörte. Verſtand, offenes Auge auf den Gang der Dinge und der Menſchen, und energiſches Wollen, welches das Erkannte, das Begriffene raſch zur That ſchuf — das that Noth.

Am meiſten die Mittelklaſſen im Volke hatten ſich als Sclaven der Polizei niedergelegt und am Morgen beim Erwachen ſich als conſtitutionelle Bürger gefunden. Die untern Klaſſen waren zwar beſſer, bildungsfähiger, als jene, und doch war es ſchwer, ſie durch eine kurze Schule in das öffentliche Leben einzuleiten. Die Sprecher der Klubbs, die Redner der Volksverſammlungen übernahmen dieſes.

Denn jezt waren die Tage der Volksreden gekommen. Rednerbühnen wurden aus dem Stegreif geſchaffen und das Volk ſtand

und lauſchte und lernte. Es war ein Stück altklaſſiſchen Lebens aus den todten Büchern heraus in die friſche Wirklichkeit, auf den Markt und andere öffentliche Pläze getreten. Maſſenhafte Volksverſammlungen, Aufzüge, Kundgaben aller Art drängten ſich. Jedes Dorf hatte ſeine Sprecher. Die Klubbs bildeten ſich und begannen ihre Herrſchaft. Die Preſſe leitete und bearbeitete in Zeitungen, in Flugblättern, in Plakaten die Bevölkerung. In den Klubbs wie in den Volksverſammlungen zeigte ſich, daß die Berliner dialektiſch in der Schule, aber nicht politiſch im Leben gebildet waren, Theoretiker, keine Praktiker. In den Sälen der Klubbs ging man ſehr weit in Gedanken und Worten, zu Thaten kam es nicht, man glaubte die wichtigſten Fragen dadurch gelöst, daß man darüber redete. Man regierte, man verfügte von den Klubbs aus mit Worten und vergaß, daß das Alte noch alles daſtand, man that, als wäre es nicht mehr da, weil man es wegdisputirt hatte. Man ſprach vom ſouveränen Volk, in ihm ſey allein die Herrſchaft, aber man that nichts, daß es thatſächlich die Herrſchaft in die Hand nahm und ſie ſich ſicherte. Man verdarb die Revolution durch Reden, durch Schwärmen, durch Phantaſiren, durch Abſtraktionen. So ein junger Volksmann aus der philoſophiſchen Schule ſezte ſich mit ein paar Phraſen und abgezogenen Begriffen über alles Wirkliche weg, über Adel, Geiſtlichkeit, Bourgeoiſie, Hof und Heer, ſo ſehr in handgreiflicher Wirklichkeit dieſe auch noch vor ihm und gegenüber ſtanden. Für ſolche kühne Redner war die neue Form des Staates fix und fertig aufgebaut auf dem Boden der wirklichen Außenwelt, ſobald oder weil einer von ihnen einige Gedanken dazu in ſeinem Kopfe fix und fertig hatte. Was man Regierung heißt, war, nach Augenzeugen, ſo ziemlich „ein Regierungsdilettantismus auf den Straßen und öffentlichen Pläzen" geworden. „Ein unerſchöpfliches Pathos mit Fanfaren und Poſaunenſtößen verſezte die Hörer in ein urtheilsloſes Entzücken. Das Publikum ging dahin, wo es die grellſten Farben ſah".

Das Unglück vieler Volksbewegungen, der Ehrgeiz und die Eitelkeit, ſpielten eine große Rolle, eben ſo ſehr die politiſche Narrheit, welche das Edle der Begeiſterung an ſich hatte, aber nicht wußte und nicht anerkannte, daß wie in der Natur, auch im öffentlichen Leben der Völker, alles was geſund ſeyn und Dauer haben ſoll, nicht treibhausartig getrieben, nicht überſtürzt werden darf, ſondern wachſen, ſich entwickeln muß.

Excentriſche Köpfe ſuchten ſich zu überbieten. Da waren Männer, denen die Geſchichte, denen das Leben auf einmal etwas Beſeitigtes war. Ihre Begeiſterung war ihnen Alles. Philoſophiſche Ideen, herüber geholt aus Frankreich, angelernt in der deutſchen Schule, wahrhaft politiſche Gedanken, aber entlehnt aus der alten Welt Griechenlands, aus Nordamerika, aus England und Spaniens Corteszeit, wurden vorgetragen, als Heil verkündet, ohne Rückſicht, ob die deutſchen Elemente, ob die Elemente der Gegenwart, der noch ſo ſehr entwicklungsbedürftigen Gegenwart, dafür reif waren, durchzuführen verſucht. Nicht bloß das Volk, auch die Demokratie in Berlin war noch in ihren Lehrjahren. Beiderlei Lehren der Geſchichte, ſowohl die, aus dem weſentlichen Alten das Neue zu entwickeln, als die, das Alte zu vernichten, wenn Neues an die Stelle geſezt werden ſolle, wurden nicht beachtet. Man hielt Geſinnung, weit und keck vorgehende Beſtrebungen für genug, man rauſchte dieſen Beifall zu, und die Kenntniſſe, die Fähigkeit, weil ſie die Verhältniſſe kannte und nüchtern zurechtlegte, die Proſa des politiſchen Denkens, waren ſelbſt bei großer Volksberedtſamkeit im Schatten gegen die dahinbrauſenden Redner des Tages.

Man machte in Berlin eine Revolution durch im Kopf, mit allen Folgerungen. Die Revolution in der Außenwelt blieb ſtehen bei dem achtzehnten März.

Es rächte ſich bald genug — dieſe Halbheit. Die Schwierigkeit einer neuen radikalen Reform war in Preußen größer als anderswo. Faſt alles war beziehungsweiſe verarmt, nämlich mehr oder minder geldlos. Wenn Preußen geholfen werden ſollte, war die ganze Beamtenwelt, als Bureaukratie, ſo wie das Heer zu verringern. Dieſe beiden Finanzmaßregeln waren im Augenblick ſo ſchwierig als gefährlich, und je deutſcher, und je freiſinniger Preußen wurde, deſto mehr war von Rußland wegen der Freiheit, von England wegen des deutſchen Aufſchwungs in materiellen Intereſſen, ein Kampf zu fürchten — und wahrſcheinlich.

Dann waren da die Proletarier auf den Straßen, wunderbar zahlreich, die natürlichen Söhne des Regierungsſyſtems der lezten ſechszig Jahre; es war da das tauſendfache Elend, das drohend Hülfe, eine menſchliche Exiſtenz forderte. Half man dieſem Elend durch Verringerung der Beamten, ſo hatte man weniger Beamte in

der Beſoldung und mehr Familien im Elend, eine neue Art von Proletariat, das Proletariat abgeſchaffter brodloſer Beamtenfamilien.

Es war da die große Lücke in der Staatskaſſe, der Kredit durch Vergeudung des Staatsvermögens in den lezten Jahren geſunken, die Aufbringung großer Geldmittel im Augenblick ſcheinbar unmöglich.

Es war da der Mangel an ſtaatsmänniſchen Kräften im Volke, das, an unbedingten militäriſchen Gehorſam gewöhnt, nicht zur Selbſtverwaltung vorbereitet war.

Das waren die Hauptſchwierigkeiten für die Partei des Volkes wie für die neue Regierung.

Auch dieſe hätten ſich überwinden laſſen, wenn nur Ein Mann von wahrhaftem Genius an die Spize ſich geſtellt hätte. Eine unerſchöpfliche Quelle hätte er in der Begeiſterung und damit in der Aufopferungsfähigkeit des Volkes gefunden, und zwar nicht des preußiſchen blos, ſondern des deutſchen, der Nation.

Aber wer dieſe Begeiſterung zu ſeiner Verfügung haben wollte, der mußte den Sieg des demokratiſchen Gedankens verkünden, ein Miniſterium von freien und energiſchen Männern bilden, ein freiſinnigſtes Verfaſſungswerk raſch vollenden und durchführen, den kleineren deutſchen Staaten Gelegenheit geben, ſich in allen inneren und auswärtigen Angelegenheiten feſt und eng an Preußen anzuſchließen, und dann mußte er unmittelbar die energiſche Initiative in der ganzen auswärtigen Politik Deutſchlands ergreifen: er mußte unter der Fahne der Freiheit, unter ihren Garantien, die Einheit Deutſchlands, wenn auch gewaltſam gegen dynaſtiſches Widerſtreben, durchſezen: leicht, die Völker waren dann für ihn.

Das wollte man nicht, für ſo etwas hatte man nicht Geiſt genug, nicht Sinn, nicht Begriff; ein deutſcher Bürgerkönig unter dem Banner der Demokratie war der militäriſch wie der kirchlich abſolutiſtiſchen Partei am Hof wider die Natur: ſonſt ein Mann, der dieſer Aufgabe gewachſen geweſen wäre, trat auch aus dem Volke nicht hervor.

Die Bildung der Reaktion.

Während man im Volk ſich nicht von der Möglichkeit träumen ließ, daß eine Macht aufkommen könnte, ſelbſt in ferner Zukunft nicht, eine Macht, welche gegen die ſiegreiche Revolution zu reagiren, und das, was ſie hervorgebracht, wieder rückgängig zu machen verſuchte: ſpielte bereits die Staatskunſt der Reaktion hinter den Couliſſen ihr geheimes, unheimliches Spiel.

Das Volk wußte den einfachen Saz nicht, daß jede Revolution den nothwendigen Rückſchlag mit ſich bringt, daß eine Reaktion hinter einer Revolution nur eine natürliche Sache iſt.

Daß nicht blos das berliner, ſondern das deutſche Volk über dieſen Erfahrungsſaz hinwegſchwärmte, war viel. Daß Männer, an deren Redlichkeit nicht zu zweifeln iſt, und die als Staatsmänner gelten wollten, noch dann, als die Reaktion mit unſichtbarer Hand den Dolch regierte, der von hinten und von vornen nach der jungen Freiheit ſtieß, an das Daſeyn einer Reaktion nicht glaubten — das iſt unverzeihlich.

Als die Führer des berliner Volkes, die keine Staatsmänner waren, aufmerkſamer wurden, und es ihrem Ohre war, als würde ein Gewebe leiſe im Dunkeln gewoben: Da war es ſchon zu ſpät, da ſie keine ächten Revolutionäre waren, nur Revolutionäre des Worts und der Feder, nicht der rückſichtsloſen, der nothwendigen, „rettenden That“.

Schon am neunzehnten März war Potsdam der Mittelpunkt der reaktionären Militärpartei, der Heerd der Wuth gegen die Revolution. Dieſe Partei war für ſich unmächtig zu reagiren. Die Folgen eines ſolchen Umſchwungs, wie in der Nacht vom 18. auf den 19. März, aufzuheben, oder dem Umſchwung eine andere Richtung zu geben, dazu gehörten feinere Köpfe, eine feinere Ueberlegung und ein leiſeres Auftreten. Es gehörte dazu die Verbindung der Militärpartei mit derjenigen, die ſie ſchon lange beherrſcht hatte, mit der kirchlichen Partei.

Dieſe kirchliche Partei war weit verbreitet in den höheren Kreiſen Berlins und trieb ihre Aeſte und Zweige durch alle Theile der preußiſchen Staaten. Unter der heiligen Fahne der romantiſchen,

der altkirchlichen, vor Thron und Altar knieenden Frömmigkeit, hatte die Klugheit Eines Mannes, der noch nicht lange zum Oberen dieſer Partei ſich aufgeſchwungen hatte, vieles vereinigt, was in der Geſellſchaft durch Glauben, Stellung und Anſicht weit aus einander zu liegen ſchien, alle Stände, alle Alter, beide Geſchlechter. Das war auch der Mann, von dem ſelbſt Preußen ſagten, daß er eine unter den Umgebungen des Königs ſeltene Auszeichnung an ſich gehabt habe, nämlich ein geiſtreiches Auge. Das war der Herr von Radowitz.

Viele Vortheile für die Rolle, die er ſpielte, hatten ihm Natur und Schickſal mitgegeben.

Ueber ſeiner Herkunft lag ein Schleier, er lüftete ihn nie. „Man wußte nicht, woher er kam" — weder von welchen Eltern, noch von welchem Volke. Die Sage ließ ihn dem fernen Ungarlande entſtammen und die gelbliche Farbe der Haut ſchien darauf hinzuweiſen. Bürgerlich geboren ſey er, hieß es von ſeinen Gegnern. Der große Napoleon fand den Knaben in einer deutſchen Schule zu Altenburg, erkannte den Geiſt in ihm, und brachte ihn in die erſte Kriegsſchule Frankreichs — ſo ſagten Andere. Sein Aeußeres von Natur wie ſeine Haltung, ſein Benehmen, ſicherten ihm Eindruck auf die Menſchen. Lebendigen Geiſt und dabei kühlen Verſtand in ſeltenem Grad, bei Schönheit des Leibes, hatte ihm Gott verliehen: Gewandtheit, feines Benehmen, jene leichten geſelligen Formen und jenen ariſtokratiſchen Adel der Manieren eignete er ſich an zuerſt am kurfürſtlich heſſiſchen Hofe, in deſſen Dienſte er nach weſtphäliſchen Kriegsdienſten getreten war, und am preußiſchen Hof im Umgang mit dem königlichen Hauſe.

Das äußere Gepräge des intereſſanten Mannes, das er zeigte, hatte bei ihm eine tiefere ächte Unterlage von nicht gewöhnlichen geiſtigen Gaben und wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen, bei edelm Geſchmack, der ſich in Wort und Schrift von ihm ausdrückte. Seit 1836, da er als preußiſcher Militärbevollmächtigter beim Bundestage zu Frankfurt war, hatte er in Wien, in Karlsruhe, in Darmſtadt, in Wiesbaden als Geſandter, dann in Berlin als Vertrauter des Königs, zuletzt in Wien, in der Schweiz bei der Luzerner Angelegenheit, und in Paris als Diplomat gehandelt, bis die Februarrevolution ausbrach. Er war noch einmal nach Wien geſandt

worden, und hatte dann den preußiſchen Staatsdienſt verlaſſen, in dem er Chef des Generalſtabs der Artillerie geweſen war, und ſich in das Privatleben nach Frankfurt zurückgezogen.

Es gehörte zu den Mitteln, die ſeinen Eindruck in der Geſellſchaft verſtärkten, daß er ein fruchtbarer Schriftſteller war, und neben mathematiſchen, militäriſch-politiſchen und kunſtgeſchichtlichen Arbeiten auch über Kirchliches ſchrieb, eine Geſchichte über die bildliche Darſtellung der Heiligen, und Geſpräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche, eben ſo Deviſen und Motto's des ſpäteren Mittelalters, und die lezteren Schriften in den Jahren 1846 und 1847.

Myſtik war in ihm, uad er wußte auch mit einem myſtiſchen Schein ſich zu umgeben, und die Myſtik geſchickt als Draperie zu gebrauchen. Doch iſt nicht zu zweifeln, daß Radowitz nie heuchelte, ſondern daß es Zug des Herzens war, wenn er den Katholizismus liebte, und die Welt zu ihm zurück zu führen hoffte, zurück zu jener, von der idealen und nicht von der wirklichen Seite betrachtet, ſchönen Religion, der an der Schwelle der neuen Zeit alle Künſte des Mittelalters ihren höchſten Schmuck bereiteten, und die ſeitdem nach den Einen todt im Sarge liegt mit dem Schein des Lebens, nach den Andern nur ſcheintodt, um demnächſt ihre verklärte Auferſtehung und ihren Sieg über die Welt zu feiern. Mächtig unter ſeiner Partei, und überragend, mußte Radowitz bald werden durch den feſten, von keiner Niederlage gebrochenen Glauben an den Sieg ſeiner Anſichten, und dadurch, daß er unter vielen unklaren Köpfen ſich klar war über ſein Wiſſen und Wollen.

Seit dem Jahr 1848 galt er als das Haupt der geheimen kirchlichen Partei, ihr Kopf war er gewiß für Nord- und Weſtdeutſchland, und an den Höfen von Kaſſel, von Darmſtadt, von Naſſau, und beſonders von Karlsruhe und Dresden, ſah man im leztern Jahre ihn oft, ganz in der Stille, ab- und zugehen.

Zu dieſer Partei zählte man geweſene Könige und geweſene Miniſter, regierende Fürſten und Miniſter, den größeren Theil der Büreaukratie, den ganzen Royalismus von reinem Waſſer, ohne Unterſchied des religiöſen Bekenntniſſes, die Camarilla aller Länder; ja man ſah Männer, die öffentlich gegen dieſe Partei ſprachen, in ihren geſchloſſenen Verſammlungen einmüthig mit ihr zuſammen,

und ihre Mitglieder und thätigen Freunde hatte ſie unter der Diplomatie in London und Petersburg, in Wien und Paris, in München und in Brüſſel, wie anderswo.

Sie war mächtig durch ihr Geld, das ihr ein Heer alter und neuer Diener ſicherte, und durch ihre Soldaten, durch die einfluß-reichſten Militärs in den verſchiedenen Heeren. Aber auch in die Bourgeoiſie hinein, beſonders in die reichen Banquiers- und Fabrikantenfamilien, hatte ſie tief ihre Wurzeln getrieben.

Es war in den erſten Tagen nach dem achtzehnten März, als die ausgezeichneten Männer dieſer Partei unter ſich zuſammen-traten. Als die Kanonen donnerten, als in den Straßen Wiens und Berlins, Breslaus, Königsbergs, Magdeburgs und in den Rhein-ſtädten der Geiſt des Volkes aufgerichtet, drohend oder rächeriſch, da ſtand: da war dieſe Partei untergetaucht. Ueber ſich hin ließ ſie die Wogen des Zeitſtroms und den Sturm jener Märznacht gehen; wer weiß, ob von ihr nur Einer in jener Nacht im berliner Schloſſe war, oder wie viele von der Militärpartei, die den König umgab, auch zu ihr zu zählen geweſen wären?

Dieſe Partei hatte warten gelernt. Sie wußte, daß ausge-tretene Waſſer ſich wieder verlaufen, daß hinter dem Sturm die Windſtille kommt, hinter der Anſpannung die Abſpannung. Aber ſie glich nicht den Demokraten, nicht den Altliberalen, nicht den Leuten vom Volk überhaupt, die in der Regel glauben und hoffen, es werde Alles von ſelbſt ſich machen, weil, wenn ſie etwas gethan haben, ſie meinen, die Hauptſache ſey gethan. Jene Partei wartete nicht blos zu, ſie grub augenblicklich an Abzugskanälen, ſie beförderte die Abſpannung, ſie bereitete ſich vor, die nahe Windſtille zu benützen.

Ihr Operationsplan, wie er theils zu Berlin, theils zu Potsdam, theils zu Frankfurt, theils in der Nähe von London, unter Be-rathungen, nach und nach, aber raſch genug, ſich ausbildete, verdient Bewunderung, wenn man vom Sittlichen abſieht, und nur die Politik zum Standpunkt nimmt.

Die allwärts ausbrechende Revolution, durch welche die Partei ſo viel Boden, ſo manche vortheilhafte Stellung in wenigen Tagen und Nächten verloren hatte, zwang ſie zur Zuſammenfaſſung aller ihrer Kräfte, zunächſt auf Einen Punkt, auf welchem die Entſcheidung lag, und das war jezt für ſie Preußen. Hatte ſie

hier wieder feſten Boden unter den Füßen und die Arme frei, ſo konnte ſie ihre Feinde in allen Ländern zugleich wieder faſſen und bekämpfen.

Darin gleichen ſich die guten Köpfe in den zwei Lagern, in dem republikaniſchen und in dem kirchlich-royaliſtiſchen: beide wiſſen, daß ihr Sieg nicht an Einem Punkte zu vollenden iſt, ſondern daß ſie, wenn ſie ſiegen wollen, in Europa ſiegen müſſen; daß die Durchführung ihrer Plane nicht möglich iſt in der Beſchränkung auf ein einzelnes Land. Die Republik wird ſiegen auf die Dauer, wenn der größere Theil Europa's den Gedanken einer edeln freien Menſchlichkeit wird in ſich aufgenommen, und die höhere Weihe dafür durch eine Grundlage wahrer Gottesfurcht und Sittlichkeit zuvor bethätigt haben. Die kirchliche Partei würde ſiegen, und ihre Theorie des Deſpotismus glücklich in die Praxis überſezen, wenn es ihr gelänge, den Volksgeiſt in ganz Europa unter ihr großes Nez zu bringen, das ſie aus Millionen Maſchen von allen Farben kunſtreich und mit zäher Ausdauer zuſammenſtrickt.

Die Politik dieſer Partei iſt nicht deutſch, nicht preußiſch, nicht öſtreichiſch. Sie nimmt nur den Schein bald dieſer, bald jener Farbe an, nach dem jeweiligen Gebot ihrer Intereſſen. Sie dient dem Einen Gedanken einer neuen Art von Hierarchie. Nicht der Kaiſer von Oeſtreich, nicht der König von Preußen, nicht die Ariſtokratie weder der Geburt noch des Geldes, nicht die Demokratie, ſoll herrſchen. Herrſchen ſoll die hierarchiſche Ordnung und Zucht als höchſtes Geſez aller Völker Europa's, ja der Welt. Und durch dieſe hierarchiſche Ordnung, welche der größte Theil der Altkirchlichen im Ernſt für die einzig völkerbeglückende hält, ſoll ſie, die kirchliche Partei, die Fürſten wie die Völker beherrſchen. Es ſoll Ein Hirt und Eine Heerde werden, der Hirte aber das Haupt der kirchlichen Partei ſeyn. „Erhöhte ſpezifiſche Glaubenskraft“ hat ſie in neueſter Zeit als den Anker nationalen Fortſchritts erklärt, und da ſie dies in den Deutſchen für ſich allein nicht wahrſcheinlich hält, hat ſie ſeit länger ſchon ihr Auge „auf die weniger gebildeten aber frommen Slaven“ gerichtet, und auf ein Slavenreich; in den Slaven hofft ſie mächtig, und durch die Slaven in Deutſchland und weiterhin ſiegreich und herrſchend zu werden. Es ſind, wie in allen Parteien, auch in dieſer, und in ihr vorzugsweiſe, gemiſcht

untereinander ſtarke und ſchwache, feine und grobe, gute und böſe Kräfte; Geiſter, bewußt und ihrer Ueberzeugung treu, jedoch auch ſie gebunden durch eine Macht, der ſie unbedingt zu gehorchen haben, alſo nicht frei; dagegen andere, die blos geleitet werden, gläubige, fanatiſirte Werkzeuge, ohne die Bewußtheit der Ueberzeugung und des Syſtems.

Männer aus dieſer Partei waren es, die ſich zuſammenfanden, und zuſammen Briefe wechſelten, um die Folgen der Revolution aufzuheben.

Sie überſchlugen die Mittel, die ihnen geblieben waren, und es war ihnen viel geblieben: viel Militär, viel Polizei, eine große Dienerſchaft ihrer Zwecke, viel Geld, viel weibliche Welt, viel Schlechtigkeit und Schwachheit der Menſchen, Gegnern gegenüber, die zu ſiegen, aber den Sieg nicht zu benützen gelernt hatten, und die hundert große Fehler machen mußten.

Zuerſt beſchloß die kirchliche Partei unter ſich, Beſchlüſſe, die blos für ſie waren und geheim bleiben mußten, die aber der Erfolg aufgedeckt hat. Die Partei beſchloß, eine Doppelrolle zu ſpielen; wenn es ſeyn müßte, eine drei- und vierfache Rolle. Die Einen, weil ſie nach ihrer amtlichen Stellung nicht anders konnten, ſollten preußiſch auftreten, die Andern öſtreichiſch, wieder Andere deutſch: aber alle unter dem Zeichen des Verfaſſungsſtaats, alle als Conſtitutionelle, doch ſo, daß Einzelne, je nach dem Gang der Dinge und der Intereſſen, durchblicken ließen oder andeuteten, daß ſie ſogar ſelbſt bis zur Republik, und zwar zur demokratiſchen Republik, vorgehen könnten, wenn das der Wille der Mehrheit der Nation wäre. Das Leztere war um ſo weniger ſchwer, als in der kirchlichen Partei ſich in der That eben ſo zahlreiche und eben ſo kräftige demokratiſche Elemente finden als ariſtokratiſche, ja als ſogar die erſtern von Haus aus überwiegend in unſern Tagen ſeyn dürften. Der Zweck Aller ſollte ſeyn, gegen die Revolution zu arbeiten, und zwar gegen ein preußiſches Kaiſerthum mit einer demokratiſchen Verfaſſung eben ſo ſehr als gegen die Republik. Zunächſt ſollte die preußiſche Dynaſtie reſtaurirt, dann aber, wo es nöthig wäre, auch Preußen höheren Prinzipien und Rückſichten geopfert werden. Damit aber in Preußen für dieſe leztern Zwecke ſicher gearbeitet werden könnte, ſollte der Schein angenommen werden,

als würde Preußens Erhöhung ernſtlich erſtrebt, und zwar ſo, daß, wenn dieſe daran wäre ſich zu verwirklichen, die Hinderniſſe bereit lägen, daran ſie wieder ſcheitere.

Erſt nach dieſem ſchloſſen ſich dieſe Männer mit der Militärpartei zuſammen. Die erſteren waren der Geiſt, leztere der Arm.

Es ſollten ſo viel militäriſche Kräfte als möglich in Preußen aufgebracht, die Offiziere aller deutſchen Truppen für die dynaſtiſchen Intereſſen gewonnen werden. Die preußiſchen Garden kam man überein, an die däniſche Gränze zu ſchicken, nach Schleswig, um dort im Kampfe an kriegeriſchen Thaten den alten preußiſchen Geiſt ſich wieder erheben zu laſſen, die Mannszucht des Heeres wieder zu kräftigen, dabei ihnen im Gedächtniß zu halten, wie in der Nacht vom 18. auf den 19. die militäriſche Ehre verlezt worden, welche bei nächſter Gelegenheit um jeden Preis gerächt werden müſſe. An dem ſiegreich aus Schleswig-Holſtein zurückkehrenden Heere hofften ſie ein blindes Werkzeug ihrer Politik zu erhalten.

Zugleich wurde mit Rußland verhandelt, in geheimen Verabredungen, damit im Hintergrund deſſen Heerhaufen drohend ſtünden, für äußerſte Fälle zu ihrem Beiſtand bereit.

Um die weitern Bewegungen der Demokratie vornherein zu lähmen, beſchloß man, Mitglieder der Klubbs zu gewinnen, und in alle demokratiſchen Geſellſchaften Leute zu bringen, welche im Sinn und im Dienſt der Reaktion thätig wären.

Ein Hauptaugenmerk ging darauf, die Bürger wieder zu entwaffnen, man beſchloß, dem Bürgerwehrgeſez künſtlich die Kraft auszuziehen, die Bürgerwehr durch neue Beſtimmungen ſo gut wie unwirkſam zu machen.

Desjenigen Theils der Bürger, der die Bourgeoiſie bildete, war man ohnedieß ſicher. Dieſe trug alle Elemente einer Reaktion in ſich, beſonders die Kaufmannſchaft machte ſolche Kundgebungen.

Auf die alten Beamten durfte man auch zählen, da dieſe beibehalten wurden. Selbſt die, welche in das alte Syſtem ganz eingeroſtet waren, blieben in ihren Stellen, und mit den alten Menſchen blieben die alten Grundſäze. Die Geſandten an den auswärtigen Höfen wurden ebenfalls nicht gewechſelt. Sie, wie die andern Beamten, waren zuverläſſige Diener der Reaktion, ſo märzfreundlich ſie auch äußerlich ſich zeigten.

Man zählte auch auf die Beihülfe oder wenigſtens das Zufallen anderer Elemente: auf die revolutionsſcheuen Perſönlichkeiten, auf die Quietiſten, die Freunde der Ruhe um jeden Preis, auf die Eiſenbahn- und Staatspapierherren und auf die geſchmeidigen Gelehrten; eben ſo auf die Vielen, die aus Philiſterhaftigkeit oder aus Schrecken über die Auswüchſe der demokratiſchen Bewegung ſich vor dem Fortgang derſelben entſezten. Die politiſche Urtheilsloſigkeit der Maſſe, der Gang der öffentlichen Dinge, ſo wild und ſo confus; die Ungeſchlachtheit des reſpectvergeſſenen Volkes, ſeine drohende Leidenſchaftlichkeit — das mußte Manchen auf die Seite der Reaktion hinüber drücken, halb oder ganz.

Zu gleicher Zeit ſollten der Bevölkerung Berlins die neuen Zuſtände recht fühlbar entleidet werden, und auf der andern Seite die Führer der Reaktion als Wohlthäter und Helfer in der Noth die Arbeiter gewinnen. Damit das erſte eintrete und Gewerb und Verdienſt, die ſchon lange ſtockten, noch mehr gelähmt würden, ſollte eine ſtarke Auswanderung der am meiſten Geld in Umlauf ſezenden Familien aus Berlin ſofort ſtattfinden. An die ſechstauſend ſolcher Familien zogen ſich aus der Hauptſtadt weg, manche darunter aus Furcht, die meiſten wohl dieſem Plan gemäß. Zu gleicher Zeit trat man vor die gereizte hungernde Maſſe, man ſtellte die Marktpreiſe der Lebensmittel feſt und gewann dadurch die Städter, während man die Landleute gegen die neue Ordnung der Dinge erbitterte, ſowohl gegen die Bürger, als die Studenten, durch welche dieſe Maßregel zwangsweiſe ausgeführt werden mußte, nach einer Anordnung der Regierung. Bauten an den Kanälen und Straßen wurden von der Regierung eingeleitet, die Eiſenbahnherren ließen größere oder kleinere Arbeiten alsbald unternehmen, der Vorſtand der Artilleriewerkſtätte überwies die Ausführung der Arbeiten dieſer Anſtalt an Berliner Gewerbsleute.

Der König ſelbſt ſuchte ſich ſehr populär zu machen; er that, als erkenne er in den Vertretern des Volks eine ihm gleichberechtigte Macht an, mit der er im Vertragswege eine Verfaſſung zu Stande bringen wolle, „auf der breiteſten Grundlage“ wie der König ſagte. Da ſah man den König, wie er der Bürgerwehr Ehrenbezeugungen erwies, wie er ihr Aeußerungen ſeines Vertrauens gab, wie er die Schloßwachen beſuchte und ſich mit den

wachhabenden Bürgern in Geſpräche einließ, wie er namentlich häufig mit der Legion der Studenten und Künſtler in dem Schweizerſaal und in dem Garde du Corps-Saal ſich unterhielt.

Die Reaktion redete dem König von der Beleidigung vor, die ihm, dem ſchuzloſen Monarchen, perſönlich vom Volke geworden ſey. Das zündete um ſo mehr, als ihm am 19. März herbe Worte, nicht nur aus dem Munde des Volkes, ſondern am 21. aus dem Munde des bekannten Heinrich Simon, der an der Spize der breslauer Abordnung ſtand, zugekommen waren. Simon's Wort: „Majeſtät, erfüllen Sie raſch und vollſtändig die Wünſche des Volkes, dann wird Ihnen vielleicht Ihr Volk verzeihen“! klang dem König lang im Ohr und Herzen nach. War der König auch in den erſten Tagen ganz in dem Schwunge drinn, in den er ſich hinein gearbeitet hatte, ſo mußte ihm die Gelegenheit, „mit Gottes Hülfe die Revolution doch vielleicht noch ungeſchehen machen zu können“ nur willkommen ſeyn. An ſeinem Herzen, von Haus aus voll Haß gegen die Demokratie, fand die Reaktion wunde Stellen genug, die ſie nur berühren durfte, um ihn für ſich und gegen das Volk zu ſtimmen.

Man beſchloß eine doppelte Politik zu ſpielen, eine geheime, reaktionäre, ruſſiſche; und eine freiſinnige, deutſche, vor dem Volk, um zu ſcheinen und zu täuſchen, und aus der Täuſchung mehr als Einen Vortheil zu ziehen, für das abſolute Königthum und vielleicht für Preußen's Größe.

Daß für die leztere die Führer der kirchlichen Partei nur ſcheinbar wirken wollten, dürfte die Geſchichte bald genug aufklären. Doch wurde ſchon in jenen erſten Tagen ihrer Berathung beſchloſſen, die deutſche Bewegung als ſolche auszubeuten, und wer zweifelte wohl, daß damit des Königs Umritt mit der ſchwarz-roth-goldenen Fahne zuſammenhing?

Da ſagte man zum Könige: „Preußen hat zuerſt den Bruch des alten römiſchen Reiches deutſcher Nation zur Erſcheinung gebracht; an Preußen muß das neue deutſche Reich ſich aufrichten. Haben wir es nicht ſchon oft geſagt? Preußen muß ſich vergrößern, um zu beſtehen. Preußen iſt ein erobernder Staat, hat ſchon der Franzoſe de Pradt geſagt. Aber unter Erobern kann jezt nicht mehr eine Beraubung der Nachbarn zu verſtehen ſeyn, und die Vergrößerung muß in etwas Anderem beſtehen, als im Länderzuwachs.

Um zu beſtehen, bedarf Preußen jezt nur der moraliſchen Eroberung der öffentlichen Meinung und der Vergrößerung ſeines Einfluſſes in Deutſchland. Preußen muß ſich mit dem Geſammtvaterland identifiziren, Preußen muß in Deutſchland aufgehen, die andern deutſchen Dynaſtien haben nur die Wahl zwiſchen der Abgabe eines Theils ihrer Souveränität an das neue deutſche Reich nach oben, oder dem Verluſt der ganzen Herrlichkeit nach unten. Es muß eine kühne Maßregel im allgemeinen Intereſſe der Gegenwart und Zukunft ergriffen werden“.

So ſprach man zum König, und die große Phraſe: „Deutſchland muß aus einem Staatenbund ein Bundesſtaat werden!“ wurde unter die Berliner, unter die Preußen hinaus geſchleudert. Nicht gedankenlos, ſondern fein und ſchlau berechnet auf das Volk, das gewöhnt war mit Worten und um Worte zu ſtreiten, mit Worten Syſteme zu bereiten, und an Worte zu glauben.

So war von der Reaktion das Mittel gefunden, den blutigen Schein, in welchem der König in der Nacht des 18. März, die Demüthigung, in der er am Mittag des 19. daſtand, vor den Augen der Preußen verſchwinden zu laſſen unter der vorgeſpiegelten Glorie eines deutſchen Königs. Und das Volk, das eben gegen den Thron in Bewegung geweſen war, ſchwärmte in anderer Richtung ab und fing an für den Glanz eines deutſch-preußiſchen Thrones zu ſchwärmen, der über allen Deutſchen ſich erheben ſollte: das ſchmeichelte dem künſtlich anerzogenen preußiſchen Stolze.

Vieles gewann die Reaktion durch ihre andern Mittel, das Meiſte durch dieſe Phraſe und durch die Vornahme der conſtitutionellen Maske.

Unter dieſer Maske läugnete ſie — ſo war verabredet — in ihrer Preſſe und auf den Rednerbühnen das Vorhandenſeyn, ja die Möglichkeit einer Reaktion mit allem Aufwand von Redemitteln. Nur Thoren, hieß es, können glauben, es ſey dem geſtürzten Abſolutismus wieder möglich, ja er glaube nur an die Möglichkeit, über die Trümmer wieder zur alten Herrſchaft emporzuſteigen. Wer erinnert ſich nicht — ſo blizten die entſchloſſenſten Reaktionäre, im Waffenrock der neuen Freiheit, unter das gläubige Volk — wer erinnert ſich nicht aus der Geſchichte aller Revolutionen, beſonders der erſten franzöſiſchen, jenes unheilvollen Geſpenſtes, das die

Gemüther erſchreckte, und ſie zur Rache, zu den grauenhafteſten Thaten der Selbſthülfe antrieb? Reaktion war das Schreckbild, das die Hand der Leiter geſchickt hinzuhalten wußte, wenn es galt, die Leidenſchaften wieder zu wecken zu neuen blutigen Thaten. So ſoll es auch hier bei uns ſeyn. Reaktion iſt das Mährchen, mit dem man das politiſche Urtheil des Volkes erſchrecken möchte, man kann nur Kinder damit erſchrecken. Wo iſt ſie? Niemand kann ſie ſehen und finden. Die aber, die tiefer blicken, ſie haben hinter dem dunkeln Vorhang eine andere Hand geſehen, die dem Grundſaz folgt: Sturz des herrſchenden und beſizenden Bürgerthums; Vermehrung des Proletariats, als des Heeres der Anarchie, durch Verarmung, und dieſe herbeigeführt durch den Schrecken, durch Zerrüttung des Kredits, durch Zerreißung der Adern des Wohlſtandes; Benüzung der Arbeiter für die ehrgeizigen Plane der Führer; und mit dieſem Heere der Arbeiter und des Proletariats vorwärts wider die Ordnung des Staates und der Geſellſchaft, wider Thron, Familie und Eigenthum.

Hinter dieſen alten Reaktionären ſtanden die neuen, Männer von der alten Oppoſition, die ſich überfluthet ſahen, und ſprachen, voran die Gelehrten: Evolution, keine Revolution! Fortentwicklung des Gegebenen auf friedlichem Wege, keine Umwälzung! Der erſte entſcheidende Schritt aus der Revolution heraus iſt der erſte Fortſchritt! Vertrauen zu dem Könige wird das allgemeine Vertrauen wieder herſtellen und Verkehr und Kredit wieder beleben.

So ſchrieben, ſo ſprachen mit ſicherer Bewußtheit die Reaktionäre, mit großem Erfolg. Sie ſelbſt nannten die Märzerrungenſchaften unter ſich Erzwungenſchaften, und ihren vornehmſten äußern Stüzpunkt hatten ſie — an Metternich.

Die kluge, berechnende kirchliche Partei wußte, daß der preußiſche Monarch für ſich ſelbſt, und die preußiſche Reaktion für ſich ſelbſt, nicht mächtig genug waren, ihre Plane durchzuführen. Der Schüler des Herrn von Gentz ſollte als Meiſter jezt die Geiſter beſchwören helfen, die ſo unbotmäßig überall Lärm machten. Metternich billigte den ganzen Plan, er ſah, daß er gut war. Dem Prinzen von Preußen, den man zu ihm geſchickt hatte, gab er ſeine Rathſchläge, deren Grundlage — die Statiſtik der Militärmaſſen war und die Ungeſchicklichkeit der Deutſchen in allen ihren

Bewegungen, vorzugsweiſe in der Politik. Er ſelbſt übernahm es, die abgeriſſenen Fäden des Abſolutismus auf diplomatiſchem Weg wieder anzuknüpfen, und das diplomatiſche Gewebe wieder in Ordnung zu bringen. „Der Fürſten ſind wir gewiß, und die Völker kenn' ich! ſoll er geſagt haben. Das iſt keine Revolution, dieſe berliner, das iſt nur ein Straßenkrawall, der eine Revolution werden wollte und im Anfang ſtecken blieb. —"

Die neuen Verbindungsmittel zu Land wie zur See erleichterten den Verkehr, trozdem daß Metternich bei London ſaß, die Männer der Reaktion zu Potsdam tagten, und Rußland weit weg war. Metternich's Rathſchläge liefen ſchnell ein, ſchnell die Zuſage ruſſiſcher Hülfsvölker. Die Reaktion konnte Preußen ſich ſelbſt überlaſſen, und ihre vornehmſten Leiter nach Frankfurt am Main ſchicken. Die Rollen waren ausgetheilt, das Spiel konnte beginnen.

Einſam im ſüdlichen Deutſchland ſaß ein Prophet, und ſah die Dinge, die da in Deutſchland vorgingen, und er heftete ſein Auge beſonders nach Norden auf Preußen. Hervorgegangen aus dem Kerne des Volks, in der Jugend begeiſtert für den Gedanken eines freien, einigen Deutſchlands, gelb geworden und an Haaren erbleicht, an Geſundheit gebrochen im Kerker und im Zuchthaus des abſoluten Königthums, unter den Geſchichtſchreibern des deutſchen Volkes einer der größten, jedenfalls der eigenthümlichſte, der freiſinnigſte, der niemals Rückſichten nahm, um eine Stelle oder einen Orden zu erhalten, troz deſſen, was er für's deutſche Volk gethan und gelitten, troz ſeiner Geſchichte des deutſchen Volkes, gerade in dieſem Jahr verarmt und ausgezogen — ſtand J. G. A. Wirth über dem in den Wehen einer neuen Geburt begriffenen Deutſchland und ſprach die prophetiſchen Worte:

Es iſt ein einfaches Naturgeſez, daß Niemand ſein angebornes Weſen, ſeinen innerſten Charakter, wie dieſer in Folge der Anlagen und Lebensſtellung ſich bildet, über Nacht plözlich und gänzlich umwandeln kann. Nun ſind die deutſchen Fürſten durch eine tauſendjährige Geſchichte an den Gedanken ihrer Macht gewöhnt, von ihrer Kindheit an als rechtmäßige Beſizer ſolcher Macht erzogen und gebildet worden; die fürſtliche Gewalt trägt aber einen Reiz in ſich, welchen ſich außer den Inhabern derſelben nur wenige Menſchen in ſeinem ganzen gewaltigen, ungeheuren Umfang vorſtellen

können. Jede Fiber, jedes Seelenvermögen der Fürſten klammert ſich krampfhaft an dieſe ſüße, gewohnte Gewalt an; dieſelbe verkümmert und beſchränkt zu ſehen, iſt ein bitteres, zu bitteres Gefühl; kein Fürſt vom alten legitimen Stamme verſteht ſich daher gerne zu ernſten Bewilligungen zu Gunſten der Volksfreiheit; nur der Drang der Umſtände nöthigt ſolche Zugeſtändniſſe ab. Eifrig hegen und nähren darum die Fürſten die Hoffnung beſſerer Zeiten, alſo Aufhebung oder Beſchränkung der Zugeſtändniſſe, in den geheimſten Falten ihrer Bruſt. Dieſe Stimmung der Herrſcher, welche aus dem Weſen ihres Charakters unaufhaltſam hervorſtrömt, drängt ſie in den Zeiten der Umwälzung zu geheimen Verabredungen oder Einverſtändniſſen mit auswärtigen unumſchränkten Monarchen. Oeffentlich betheuern ſie, daß alle ihre gemachten Zugeſtändniſſe aufrichtig gemeint ſeyen und gewiſſenhaft erfüllt werden ſollen; doch heimlich geloben ſie ſich die Zurücknahme oder Beſchränkung bei der erſten günſtigen Gelegenheit.

Nichts beweist das deutlicher, als die Geſchichte Ludwigs XVI. von Frankreich. Oeffentlich ſchwor dieſer unglückliche Monarch mehr als einmal, daß er die gemachten Bewilligungen zu Gunſten der Volksfreiheit freiwillig gegeben habe, daß er unter allen Franzoſen der treueſte Anhänger des conſtitutionellen Syſtems ſey. Als er hingegen die Flucht verſuchte, ſo hinterließ er eine Schrift, worin er erklärte, daß von ihm alle gemachten Zugeſtändniſſe durch Gewalt erzwungen worden ſeyen, daß er ſie deßhalb alle widerrufe und für ungültig erkläre. Und Ludwig XVI. war gewiß ein wohlwollender, milder Mann; indeſſen er mußte den Geſezen ſeines Standes und ſeiner Organiſation folgen.

Ich will nicht anklagen, nicht aufreizen, ſondern nur Thatſachen und Regeln der Weltordnung an einander reihen. Ich will darum die deutſchen Fürſten nicht alle beſchuldigen, daß ſie ihre Zugeſtändniſſe nur mit heimlichen Vorbehalten gemacht haben, daß ſie mit einem mächtigen auswärtigen Selbſtherrſcher geheime Verbindungen ſuchen oder unterhalten. Ich bin überzeugt, daß einzelne Fürſten einer verſtändigen, würdigen Volksfreiheit aufrichtig ergeben ſind, daß ſie die gemachten Zugeſtändniſſe nicht nur gerne bewilligt haben, ſondern ſie ſelbſt vor dem Eintritt der franzöſiſchen Februarrevolution bewilligt haben würden, wenn es ihnen der Bundestag erlaubt hätte.

Aber daß der König von Preußen über Nacht plözlich ſeine Natur geändert, daß er von dem eifrigen unumſchränkten Herrſcher des göttlichen Rechts mit einem Schlag in einen aufrichtigen conſtitutionellen König verwandelt worden ſey, ein ſolches Wunder iſt ſchwer zu glauben. Der Mann, welcher nach den Ereigniſſen in Karlsruhe, Stuttgart, Darmſtadt, Kaſſel, München, Wien und anderen deutſchen Höfen kaltblütig und unbarmherzig die Bürger niederſchießen ließ, die nur ehrerbietig um weniger baten, als in den ſüddeutſchen Ländern bereits bewilligt war, der Mann, welcher nach ſeiner tiefſten Ueberzeugung eine wirkliche repräſentative Verfaſſung ſogar für das Volk ſelbſt für ſchädlich hält, ein ſolcher Mann ſoll über Nacht den ganzen innern Kern ſeines Weſens plözlich umſchaffen? — Glaube das nicht, deutſches Volk, ſelbſt wenn Männer deines Vertrauens dir es betheuern.

Der Volksinſtinkt lehre dich, daß die Zugeſtändniſſe vieler Fürſten nur Blendwerk ſind, hinter dem ſich weſentlich andere Abſichten verſtecken. Mißtraue. Wie ſind die Fürſten ſeit dem Befreiungskrieg mit dem Volk umgegangen, mit welcher vorbedachten Kaltblütigkeit wurden die heiligſten Zuſicherungen gebrochen, mit welcher halsſtarrigen Hartnäckigkeit wurde dieſes Syſtem dreiunddreißig Jahre, troz der wohlwollenden Vorſtellungen aller Menſchenfreunde, troz der Warnungen aller gemäßigten Männer, fortgeſezt?

Deutſches Volk, glaube von Stund an bloßem Worte nicht mehr; verlange die That, und zwar augenblicklich die That. Sey wachſam, du haſt Urſache auf deiner Hut zu ſeyn. Ueberſeh es nicht, daß Fürſten patriotiſche Tugenden und Beſtrebungen jezt noch theils Verirrungen, theils Verbrechen und Vergehen heißen. Ueberſeh es nicht, daß der König Ludwig von Bayern geradezu erklärt hat, er danke nur ab, weil man ihn zu Bewilligungen gezwungen habe, welche er nicht halten könne.

So ſprach Wirth, ſo ließ er es drucken von Karlsruhe aus, am 27. März 1848. Aber kein Prophet gilt in ſeinem Vaterland, am wenigſten in Deutſchland und deſſen kleinen Staaten. Den Fürſten wie den ſogenannten Liberalen war er nicht genehm: ſie waren zu tief unter ihm, er zu hoch über ihnen. Der Prophet mußte untergehen, ohne daß man ihn hörte. Todt war er und

begraben, als man ihn hörte, nach wenigen Monaten. Da kaufte und las man J. G. A. Wirth's „leztes Wort an die deutſche Nation“. Es war ſpät, noch nicht zu ſpät*).

Aufnahme des preußiſchen Kaiſerthums in Deutſchland.

Wie war es ihnen ſo wohl und ſo hoffnungsvoll, den Männern der Reaktion, als ſie den Feldzugsplan und mit den Mitteln die Wahrſcheinlichkeit des Erfolgs in Händen hatten! Verſprechungen des Königs, dachten ſie, wenn ſie dem Lande nicht zuträglich ſind, und als ſolche von der Mehrheit der Kammern erkannt werden, ſo beſeitigt man ſie. Nein, ſagte ein Anderer, es iſt unſere Schuldigkeit, die Verſprechungen des Königs, wenn ſie dem Lande nicht zuträglich ſind, nicht in's Leben treten zu laſſen, und die Regierung wird nichts dagegen einzuwenden haben.

Die Herren von Gerlach, Leo, Thiele, welche, ohne religiöſes Gefühl, unter der Fahne des Heiligſten, der Religion, operirten, ſagten: Mit Gott, für König und Vaterland werden wir ſiegen; es wird die Zeit kommen, wo das Volk uns Bedingungen und Beſtimmungen ſezen wird, aber auch die Zeit, wo ein Miniſterium mit einem leichten Achſelzucken höflichen Bedauerns über dieſe Beſtimmungen einer Verfaſſung ſich wegſezen wird.

So ſprachen die Männer der fein überlegten Reaktion. Und die Regierung war der Anſicht: wenn ſich eine Kammer fände, die es für ihre Schuldigkeit erkläre, die Verſprechungen des Königs, als dem Lande nicht zuträglich, nicht in's Leben treten zu laſſen, ſo habe ſie, die Regierung, nichts dagegen einzuwenden. Der König ſelbſt hatte Gewandtheit genug für ſeine königliche Rolle.

In der Provinz fingen die Fäden der Reaktion bald ganz offen zu ſpielen an. Proteſte gegen „die Gewaltherrſchaft der Berliner“ wurden in Umlauf geſezt, Landvolk und Landwehr wurden fanatiſirt;

---

*) J. G. A. Wirth's leztes Wort an die deutſche Nation, mit Randgloſſen von M. Wirth. Frankfurt 1849.

des Königs Majeſtät ſey gefangen und ſolle geſtürzt werden, wurde ihnen vorgeſpiegelt; in mehreren Kreiſen wurden die deutſchen Farben verſpottet, und die deutſchen Kokarden denen, die damit erſchienen, abgeriſſen.

Als der König jenen Umritt durch die Stadt hielt, war er, in's Schloß zurückgekehrt, ſichtbar nicht ganz zufrieden mit dem Erfolg, den dieſe Kundgabe auf die Berliner gemacht hatte. Er hatte wahrgenommen, daß dieſer neue Glanz und Schein, unter dem er einherging, wenigſtens nicht Alle blendete. Das Blut auf den Straßen war noch zu friſch und roth. Doch der größere Theil des preußiſchen Volkes nahm dieſe Kundgabe mit Jubel auf. Das Gleiche erwartete man von dem übrigen Deutſchland. Man war überraſcht, man war betroffen von der Aufnahme, die ſie dort fand; man glaubte ſolche Aufnahme nicht verdient zu haben: ein Beweis von Mangel an Selbſtkenntniß, ſo wie an Kenntniß der ſüddeutſchen Völker.

Sicher des Siegs, wenn auch ohne Ahnung der Wirklichkeit, hatte man ſich doch nicht ganz gefühlt. Daher die zweideutige Faſſung der Anſprache und die zweideutige Art des Auftritts. Man wollte für alle Fälle die Auslegung beider für ſich frei haben. Gefiel es in Deutſchland nicht, in dem König von Preußen den neuen Kaiſer zu verehren, ſo blieb für den Ausdruck „ein deutſcher König“ noch immer die Deutung offen, daß Preußen von nun an nicht mehr abgeſchloſſen preußiſch, ſondern wie ſein König ganz deutſch ſeyn wolle.

In den kleinern deutſchen Staaten antwortete der grauſame Volkswiz „auf die Uſurpation des Hohenzollern“ mit Hohn: das Bild des Königs wurde unter ſpöttlichen Ceremonien umhergetragen, und unter großem Zulauf öffentlich verbrannt. So zu Hanau, zu Darmſtadt, zu Wiesbaden. Selbſt in München und Stuttgart geſchah Aehnliches, wiewohl nur von muthwilliger Jugend und Janhagel.

Die Vergangenheit Preußens unter dem vorigen König, die ſieben Regierungsjahre des jezigen Königs, dieſes freiheitsfeindliche doctrinär-deſpotiſche Syſtem, hatten die Völker Süddeutſchlands angeekelt. Die Mordnacht des 18., da wehrloſen Bürgern mit Granaten geantwortet wurde, hatte alle ſüddeutſchen Herzen mit Abſcheu und Grimm erfüllt. Die am mildeſten ſprachen, die ſagten: „ein Kabinet, das nach allen andern, und nach allen andern,

kommt, das erſt durch die „großen Ereigniſſe in Wien“ die geiſtige Freiheit und den ſittlichen Entſchluß zu großen Reformen findet, das dieſe Reformen, die von den Dächern gepredigt werden, in einem Tone vorträgt, als wären es neue Entdeckungen — ein ſolches Kabinet kann jezt in Deutſchland nicht leitende Macht ſeyn. Und dann das furchtbare Unglück für einen Fürſten, ſo übel berathen geweſen zu ſeyn, daß ſo ſchwere Thaten nicht gehemmt wurden, und daß nach allem Vorgefallenen, dem Volke gegenüber, noch von Vergeſſen und Vergeben geredet wird!“

Andere, von gleicher Milde, ſprachen: „nicht einmal eine Hegemonie Preußens, keine preußiſche Regierung, kein Berlinerthum an die Spize Deutſchlands! Das fühlt jede deutſche Bruſt. Der König von Preußen hat dieſe Hegemonie augenſcheinlich in keiner Hinſicht anzuſprechen. Er iſt nicht der mächtigſte deutſche Fürſt, ſondern der Kaiſer von Oeſtreich iſt es. Preußen hat die Leitung im Zollverein geübt. Was war die Folge davon? Standhafte Verweigerung des von andern Vereinsſtaaten von ihren Ständen und von der öffentlichen Stimme Deutſchlands verlangten Schuzes für den deutſchen Gewerbfleiß; der Abſchluß der nachtheiligſten Zoll- und Schifffahrtsverträge; der Vortheil Englands, Hollands u. ſ. w.; die Verarmung und der Ruin der deutſchen Gewerbe. In der innern Regierung Preußens aber, was war die ſeitherige Erſcheinung? Beförderung „der nothwendigen Gliederung der Stände“ d. h. des Junkerthums, und Preis „der Erbweisheit“; Zurückweiſung „des beſchränkten Unterthanenverſtandes“ von der Beurtheilung öffentlicher Verhältniſſe; Beſchränkung der ſtaatsbürgerlichen Rechte auf ein geringſtes Maß, durch ein Scheinbild von Verfaſſung, welches ſelbſt das Recht der Bitte beinahe unmöglich machte. Die Nothwendigkeit hat endlich — und unter welchen blutigen Ereigniſſen! — dem König von Preußen eine Reihe von Zugeſtändniſſen abgerungen. Was war eines dieſer Zugeſtändniſſe? Die Ernennung eines Ariſtokraten, welcher eine Hauptſtüze des ſeitherigen Syſtems war, zum erſten Miniſter. Natur ändert ſich nicht. Der König wird über Nacht wieder umſchlagen. Kann Deutſchland wünſchen einen Fürſten an ſeiner Spize zu ſehen, von dem die ſtaatsbürgerlichen Zugeſtändniſſe unter ſolchen Vorfällen, wie die jüngſten waren, erlangt worden ſind, der bisher in ſeiner Regierung eine ſolche

Richtung eingehalten, und bis jezt auch als Leiter des Zollvereins die Anträge ſeiner Bundesgenoſſen und ſeiner wie ihrer Stände auf Schuz der Nationalintereſſen ſo wenig berückſichtigt hat? Alles was wir hier ſagen, iſt Schmeichelei, verglichen mit den Gefühlen, welche anderwärts offen ſich kund geben".

Es war ſchreckliche Wahrheit: über die Verkündigung des Königs von Preußen, ſich an die Spize von Deutſchland zu ſtellen, ſprach ſich allwärts, in der Preſſe wie in Geſellſchaften, die tiefſte Entrüſtung aus.

Vor ſieben Jahren, hieß es, war Preußen in Deutſchland wieder möglich. Hätte der König von Preußen nur den kleinſten Theil der Hoffnungen, mit denen ihm einſt ganz Deutſchland entgegenjauchzte, erfüllt — das ganze deutſche Volk, Fürſten und Staatsbürger, wählten ihn jezt zum Oberhaupt des neuen Bundes. Er hat ſeinen großen Ruf nicht verſtanden, er hat ſich unfähig gezeigt ihn zu erfüllen. Jezt iſt es zu ſpät. Was er gethan hat, weiß das deutſche Volk. Keine Rede mit volltönenden Wendungen kann jezt vergeſſen machen, was wir mit tiefem Schmerz ſieben Jahre hindurch mit unſern Augen geſehen haben.

Andere ſagten: Es kommt nicht darauf an, welche Perſon, ſondern welcher deutſche Staat an die Spize von Deutſchland trete. Die Perſonen der Herrſcher wechſeln, ſie ſind auch weniger von Einfluß neben Volksvertretern mit wahrhaften Rechten; aber bleibend ſind die Staaten, denen die Herrſcher angehören, und wichtig iſt es daher, daß unter dieſen die richtige Wahl getroffen werde. Zunächſt ſpricht für Preußen, daß nicht Oeſtreich, ſondern Preußen der mächtigſte der reindeutſchen Staaten iſt. Es iſt eine rein deutſche Macht, und kann nicht nur, ſondern muß ſich ungetheilt den deutſchen Zwecken widmen, indem es ohne Deutſchland aufhören würde, eine Großmacht zu ſeyn, mit ihm aber vielleicht die wichtigſte ſeyn wird. Oeſtreich wird ſeinen Schwerpunkt als europäiſche Großmacht immer mehr in ſeiner Hausmacht als in Deutſchland ſuchen.

Und gläubig ſezte man hinzu: Mit Unrecht macht man den König von Preußen verantwortlich für Handlungen, die nicht von ihm, ſondern von ſeiner Umgebung ausgegangen ſind. Wir glauben, daß die lezten Erklärungen, namentlich die an die breslauer Abordnung, den Beweis liefern, daß Preußen's König mit aller Entſchiedenheit

ſeine Regierung auf die volksthümlichſten Grundlagen errichten will. Mag man aus der verhängnißvollen Woche vom 13. bis zum 20. März der preußiſchen Regierung einen ſchweren Vorwurf machen — dem preußiſchen, dem berliner Volk gebührt dafür eine um ſo höhere Anerkennung.

Weniger gläubig, und doch auf gleichem Standpunkt ſprachen wieder Andere: Die deutſchen Regierungen haben ſich dem mächtigen Gebot und Willen der Nothwendigkeit fügen müſſen; die deutſchen Völker, das deutſche Volk muß es auch. Es muß ſeine Neigungen und Empfindungen, es muß ſeine an ſich noch ſo berechtigten moraliſchen Gefühle unterordnen dem Wohl, der Rettung des Vaterlands. Der König von Preußen hat erklärt, ſich an die Spize des einigen, freien Deutſchlands ſtellen zu wollen. Er hat dieſe Erklärung, welche vor acht Tagen mit gränzenloſem Jubel begrüßt worden wäre, erſt gegeben, nachdem die entſezlichſten Ereigniſſe vorangegangen ſind, und der Duft der Freude, der reinen Begeiſterung, iſt unwiederbringlich weggewiſcht. Aber die Nothwendigkeit iſt damit nicht verändert, die deutſche Politik muß darum doch, wenn auch ohne Enthuſiasmus, feſthalten an dem, was durch die Natur der Dinge als einziger Weg des Heils bezeichnet iſt. Wenn Preußen, wenn Berlin, deſſen Söhne die Opfer jener unſeligen Nacht wurden, das Vergangene vergeſſen kann, ſo kann, ſo muß auch das übrige Deutſchland eine weit geringere Selbſtverläugnung üben, falls es nicht bei der erſten Probe politiſcher Einſicht und Bildung kläglich unterliegen will. Man unterwerfe ſich, mit Hintanſezung von Neigungen, Fantaſien und Gefühlen, der nüchternen klaren ernſten Stimme des politiſchen Verſtandes, der unabweislichen Nothwendigkeit. Man ſchließe ſich auch hier der Mehrheit des deutſchen Volkes an.

Wohl, erwiederten Jene. Wird die Verſammlung der deutſchen Männer, die in den nächſten Tagen in Frankfurt zuſammen treten werden, um gemeinſam das Wohl Deutſchlands zu berathen, gewillt ſeyn, von Berlin aus ſich Verhaltungsmaßregeln zu holen? Wir zweifeln. Herzlich und aufrichtig wird den Preußen die Hand gereicht werden, als einem mächtigen wackern Bruderſtamme, aber nur als einem gleichberechtigten, nicht als einem vorherrſchenden. In dem großen Völkerbund, welchen wir ſchließen, werden Oeſtreich

und Preußen die wichtigſten Glieder ſeyn. Aber weil der neue Bund nicht wieder der alte Fürſtenbund iſt, darum ſoll auch nicht die alte Hegemonie Oeſtreichs oder Preußens wieder von neuem erſtehen. Gegen den König von Preußen an der Spize der deutſchen Bewegung, hat bereits die allgemeine Volksſtimme das entſchiedenſte Veto eingelegt. An der Spize Deutſchlands wird das deutſche Parlament ſtehen, in ihm haben die Führer unſerer Bewegung ihre Stelle.

So ſprachen die Männer der verſchiedenen Parteiungen und Schattirungen, ja ſelbſt die Männer von derſelben Partei und Schattirung, in dieſer Frage gegeneinander.

Die bedeutenden Fürſten Deutſchlands mußten von dem Auftreten des Königs von Preußen verlezt werden. Kleinere deutſche Fürſten, wie der Braunſchweiger, ſahen darin einen „hochherzigen Entſchluß, in dem Sturme der Gegenwart die Ordnung der allgemeinen deutſchen Angelegenheiten zu leiten".

Merkwürdig, wegen der Folgezeit, iſt die durch den Druck veröffentlichte Erklärung des braunſchweigiſchen Miniſteriums unterm 21. März:

Die hieſige Landesregierung wird den zu erwartenden Anträgen des königlich preußiſchen Gouvernements bereitwillig entgegen kommen, und hofft mit Zuverſicht, daß alle deutſchen Fürſten und Stämme mit gleicher Freude ſich zu dem großen Nationalwerk die Bruderhände reichen und gemeinſam eine Verfaſſung gründen werden, die das große deutſche Volk in die ihm gebührenden Rechte einſezt, achtunggebietend nach Außen und frei und glücklich im Innern. Um ſchon jezt die äußeren Verſchiedenheiten, welche die Deutſchen trennen, verſchwinden zu laſſen, hat der Herzog befohlen, daß das Truppenkorps die deutſche dreifarbige Kokarde anlege.

Nicht bloß von dem Schloſſe wehte die dreifarbige deutſche Fahne, der Herzog ſelbſt erſchien mit einer ſolchen Kokarde, der erſten einer, öffentlich. „Unſer Herzog, hieß es, ergibt ſich mit wahrer Freudigkeit der Idee eines einigen Deutſchlands". Auf allen Straßen ſtanden Gruppen von Menſchen, welche ſich voller Freudigkeit die Worte mittheilten, die der Fürſt gegen mehrere höhere Offiziere geäußert haben ſollte.

„Die ruſſiſche Armee — ſo, hieß es, hat der Herzog geſagt — iſt auf den Kriegsfuß geſezt. Sobald ſie, oder ein Theil derſelben, die preußiſche Gränze überſchreitet, werden franzöſiſche Truppen an den Rhein rücken. Die Sicherheit unſeres deutſchen Vaterlandes erfordert die augenblickliche Wahl eines deutſchen Kaiſers und alle deutſchen Fürſten werden darin übereinſtimmen. Ich bin Herzog von Braunſchweig, ich liebe mein Volk, ich liebe mein Land, will aber gern alle Opfer bringen, welche das Intereſſe des deutſchen Vaterlands erfordert. Ich werde mit Freuden als Soldat dem theuren Vaterlande dienen und für daſſelbe kämpfen“.

So ſprach der Herzog von Braunſchweig.

Zwiſchen die Ereigniſſe in Wien und Berlin hinein war der Gedanke eines deutſchen Parlamentes groß gewachſen.

Die
Tage des deutſchen Parlaments.

Vorſpiele des deutſchen Parlaments.

Das Drängen der Ereigniſſe von allen Seiten.

Das war ein März für Deutſchland! Jeder Tag brachte Neues. Außer dem Erzählten geſchah Vieles, was die Geſchichte nur im Flug berühren kann. Sie berührt es der Zeitfolge nach: man ſieht um ſo beſſer, wie die Ereigniſſe ſich drängten, ſpannten, kaum zu Athem, zur Beſinnung kommen ließen. Es war ein geſchichtliches Feuerwerk, das der Weltgeiſt raſch hintereinander abbrannte.

In den freien Städten Deutſchlands, wo die Ariſtokratie allmächtig und allein ſonſt herrſchte, und auf das Volk und den Geiſt drückte, eilten im erſten Schreck die ſchuldbewußten Ariſtokraten, die Preſſe und die Zungen frei zu geben. Der Bundestag ſelbſt, der alte Frankfurter Bundestag, erlaubte den Einzelſtaaten, die Preßfreiheit einzuführen. Die Frankfurter, wie die Bürger zu Hamburg, Bremen und Lübeck forderten eine Reihe von Volksrechten ein. Selbſt der Landgraf von Heſſen-Homburg genehmigte dreizehn Punkte. Von Frankreich aus erließ der Miniſter Lamartine ein Rundſchreiben voll brüderlicher Geſinnung der franzöſiſchen Republik gegen Deutſchland, eine Friedensbotſchaft der jungen Freiheit an die erwachenden Völker. Von England kam die Kunde von den Bewegungen der Chartiſten in Glasgow und Edinburgh. Und während ſchon in mehreren deutſchen Staaten das Heer auf die Verfaſſung vereidigt wurde, die Unruhen in den Städten und auf dem Lande wie ein laufendes Feuer ſich fortſezten, dekretirte der Bundestag eine Reviſion der Bundesverfaſſung auf zeitgemäßer und nationaler Grundlage.

Der Herzog von Naſſau hatte auf den Rath der Männer, die er jezt an die Regierung berufen, bereits am 7. März Schritte gethan, um der übernommenen Verpflichtung, daß er für ſofortige Einberufung eines deutſchen Parlaments wirken wolle, zu entſprechen. Der Freiherr Max von Gagern ging in außerordentlicher Sendung an die Höfe von Darmſtadt, Baden, Württemberg und Bayern ab, um zunächſt an dieſen Orten, wo die deutſche Bewegung einen gleichmäßigen Charakter und die gleiche Richtung einhielt, eine Vereinbarung zum übereinſtimmenden Handeln in dieſer großen Angelegenheit zu Stande zu bringen. Eine der Regierungen aus den fünf Landen ſollte die Leitung der Verhandlung vorerſt in die Hände nehmen.

Die Regierungen ſuchten darum die Angelegenheit in ihre Hände zu bekommen, damit das Volk nicht fortfahre, für ſich allein zu handeln.

Jene Männer des Volkes, welche in langen, ſchweren Jahren nicht müde geworden waren im Kampfe für die Rechte des Volkes, kamen, wie ſie ſonſt zuſammen getreten waren, durch ſchnelle Verſtändigung am 5. März in Heidelberg zuſammen, um die Schritte zu berathen, die jezt in Sachen deutſcher Nation zu thun ſeyen.

Es waren Männer darunter, die Amt und bürgerliche Ehre, Gut, Leben und Freiheit, das Glück von Weib und Kind bisher gewagt hatten, unter Rechtszuſtänden, unter denen jedem freiſinnigen Mann der Hochverrathsprozeß gemacht werden konnte, unter Volkszuſtänden, denen Volksvereine, ihr Schuz und ihre Unterſtüzung völlig fehlten.

Nicht alle dieſe Männer waren in Heidelberg: die Kürze der Zeit und die weite Entfernung ließen manchen der Beſten nicht erſcheinen, und dafür waren Manche da, welche nicht zu ihnen gehörten. Von verſchiedenen Männern des Volkes ſah man da als die Erſten, lange Bewährten, von Itzſtein, Hecker, Dreſel, Brentano, Brunk, Kapp, Lehne, Leisler, Peter, Stößer, Sachs, Stockinger, von Struve, Winter, Römer, Fetzer, Hagen, Chriſtmann und Heldmann.

Man ſah aber auch da, von Manchem ſchon mit andern Augen als bisher betrachtet, Baſſermann, Mathy, Gervinus, Hanſemann, Welcker, Werner von Nierſtein, Häuſſer, Heinrich von Gagern, Stedtmann, einſt der Beſten einer, und von Soiron. Es waren

nur Mitglieder von Ständekammern eingeladen, und nur für die Lande, in denen keine Kammern waren, hatte man Nichtabgeordnete eingeladen. Außer den Genannten waren da die württembergiſchen Abgeordneten Bantlin, Barchet, Becher, Redwitz, Schweickhart, Wieſt und Witzemann, die Bayern Eppelsheim, Kirchgeßner und Willich; die Badener Biſſing, Buhl, Helmreich, Schmitt und Weller; die Frankfurter Binding I. und Jucho; die Rheinpreußen Carové und Raffauf; die Heſſen Frank und Langen; aus Oeſtreich war Wiesner da.

Dieſe einundfünfzig Männer aus Preußen, Bayern, Württemberg, Baden, Heſſen, Naſſau und Frankfurt, traten zuſammen, und — wie ſie ſelbſt öffentlich erklärten — einmüthig entſchloſſen in der Hingabe für Freiheit, Einheit, Selbſtſtändigkeit und Ehre der deutſchen Nation, ſprachen alle die Ueberzeugung aus, daß die Herſtellung und Vertheidigung dieſer höchſten Güter im Zuſammenwirken aller deutſchen Volksſtämme mit ihren Regierungen — ſo lange auf dieſem Wege Rettung noch möglich wäre — erſtrebt werden müſſe.

Einmüthig nicht minder war der tiefe Ausdruck des Schmerzes, daß die traurigſten Erfahrungen über die Wirkſamkeit der deutſchen Behörde das Vertrauen zu derſelben ſo ſehr erſchüttert haben, daß eine Anſprache der Bürger an ſie die ſchlimmſten Mißklänge hervor rufen würde. Tiefbetrübend, ſagten ſie, in einem Augenblick, wo dieſe Behörde ſich auf die traurigen Erfahrungen der Geſchichte beruft und mit ſchönen Worten von der hohen Stellung ſpricht, welche die Nation unter den Völkern einzunehmen berufen ſey, wo ſie jeden Deutſchen zu vertrauensvollem Wirken auffordert — tiefbetrübend in dieſem Augenblick iſt die Erinnerung, daß ſie ſelbſt den Deutſchen verboten hat, Vorſtellungen an ſie zu richten.

Deutſchland darf nicht durch Dazwiſchenkunft in die Angelegenheiten des Nachbarlandes, oder durch Nichtanerkennung der dort eingetretenen Staatsveränderung, in Krieg verwickelt werden.

Die Deutſchen dürfen nicht veranlaßt werden die Freiheit und Selbſtſtändigkeit, welche ſie als ihr Recht für ſich ſelbſt fordern, andern Nationen zu ſchmälern oder zu rauben.

Die Vertheidigung der Deutſchen und ihrer Fürſten darf hauptſächlich nur in der Treue und dem bewährten Kriegsmuth der Nation, nie in einem ruſſiſchen Bündniß geſucht werden.

Wie ſich darum deutſche Regierungen herbei ließen, mit dem von der Heidelberger Verſammlung ernannten Ausſchuß in Beziehung zu treten: ſo drang ſich auch dem Bundestag „die Ueberzeugung auf, daß ſeine Vorſchläge mehr Ausſicht auf allgemeine Befriedigung haben dürften, wenn ſie ſolche Männer von außerhalb der Bundesverſammlung berufe, welche das öffentliche Vertrauen auf ihre richtige Würdigung der gegenwärtigen Zeitverhältniſſe beſizen."

War es dem Bundestag Ernſt? oder hoffte er nur Zeit zu gewinnen, bis die Ruſſen näher wären?

Denn man erzählte ſich: am lezten Tage des Karnevals war Ball im Winterpalaſt zu Petersburg. Es wird eben ein Maſurka getanzt, als ein Adjutant dem Kaiſer ein Papier überreicht. Des Kaiſers Züge veränderten ſich unter dem Leſen. Er tritt mitten unter die Tanzenden. Alles hält inne, die Muſik verſtummt, der Kaiſer tritt vor: „In Paris iſt die Republik ausgerufen, viel Blut iſt gefloſſen, der König und die königliche Familie ſind auf der Flucht. Meine Herren, ſchließt er, zu den Offizieren gewandt, machen Sie ſich fertig auf's Pferd zu ſteigen."

So erzählte man ſich, und gleich darauf war ein ruſſiſcher Ukas in allen Zeitungen zu leſen, der die ſofortige Vermehrung aller Reſerven und die Einberufung aller beurlaubten Soldaten anordnete. Die Einleitung des Ukas ſprach von Ereigniſſen in dem Weſten Europa's, welche die frevelhafte Abſicht darthun, die geſezlichen Gewalten zu ſtürzen. Die freundſchaftlichen Bündniſſe und Verträge, durch welche Rußland mit den benachbarten Mächten verbunden ſey, legen dem Kaiſer die heilige Pflicht auf, frühzeitig Anordnungen zu treffen, einen Theil der ruſſiſchen Truppen auf den Kriegsfuß zu ſtellen, um, im Falle die Umſtände es erheiſchen, der verderblichen Ausbreitung der Anarchie einen feſten Schuz entgegen zu ſetzen.

In Deutſchland fürchtete man ſich nicht in dieſen Märztagen vor dem ruſſiſchen Ukas, wiewohl man es für möglich hielt, daß deutſche Fürſtenhäuſer daran denken könnten, den Ruſſen, den allgemein gehaßten Feind der Civiliſation und des gemeinſamen Vaterlands, in der Furcht für ihr Daſeyn, um Beiſtand anzugehen.

Der Sturz des alten Syſtems und ſeiner Vertreter ſezte ſich immer weiter fort. Im päbſtlichen Rom wie in den Niederlanden

fielen die bisherigen Miniſter unter dem Jubel des Volkes. Im hohen Norden, in Stockholm bewegte ſich das Volk, wurden Reformbankette gefeiert. Im Süden, in Italien, ſtand Venedig auf, das Volk von Parma erhob ſich bewaffnet, der Herzog entfloh, in Venedig wurde eine proviſoriſche Regierung eingeſezt, nach fünftägigem Kampfe mußte der öſtreichiſche Feldmarſchall Radetzky Mailand verlaſſen, der Herzog von Modena wurde verjagt, Karl Albert, der König von Sardinien, erklärte, das Schwerdt und der Schild Italiens ſeyn zu wollen, ein piemonteſiſches Hülfsheer rückte in Mailand ein, ein neapolitaniſches Heer war unterwegs, den Lombarden zu Hülfe, aus Rom wurden die Jeſuiten vertrieben, das Miniſterium in Neapel geſtürzt. In Ungarn wurden die Bauern emancipirt, der Reichstag erklärte ſich für permanent, Ungarn wurde ein Miniſterium zugeſtanden, und nachdem die Punkte, auf welche hin die öſtreichiſche Regierung unterhandeln wollte, von den Ungarn verworfen waren, überbrachte der Erzherzog Palatin ſelbſt den Ungarn die erwünſchte Antwort.

Der Bundestag zu Frankfurt anerkannte den Reichsadler als Wappen und ſchwarz-roth-gold als Bundesfarben, verlangte ſelbſt von den Einzelſtaaten Vertrauensmänner. Es war eine Ironie des Schickſals, daß die ſtereotyp gewordene Bundestagsfigur, Freiherr von Blittersdorf, im Auftrag der badiſchen Regierung, als eine ſeiner lezten Amtshandlungen, den Antrag ſtellen mußte auf die Einberufung ſolcher Vertrauensmänner des Volkes zur Mitwirkung bei dem Entwurf der neuen Bundesverfaſſung. Er war damit nicht nur perſönlich ſelbſt abgängig geworden und an ſeine Stelle rückte Welcker ein, ſondern in der Annahme dieſes Antrags lag ſogar die Selbſtauflöſung des Bundestags. Der noch nicht lange beſeitigte Profeſſor Welcker, der volksthümliche vieljährige Abgeordnete der badiſchen Kammer, gegen den der badiſche Staatsanwalt vor Kurzem auf zehnjährige Zuchthausſtrafe wegen Hochverraths und Majeſtätsbeleidigung angetragen hatte und der namentlich durch Heckers, eines weithin bekannten Republikaners, beredte Vertheidigung, von der Verurtheilung gerettet worden war — dieſer wurde jezt Großherzoglich Badiſcher Bundestagsgeſandter.

Die überall ſiegreiche Volksbewegung änderte ſchon jezt zum Theil die Bundestagsgeſandten. Von Wien aus kam der Ritter von

Schmerling zuerſt als Vertrauensmann, dann als Geſandter; von Kaſſel aus Sylveſter Jordan; von Stuttgart der Freiherr von Sternenfels, ein Mitglied der ſtändiſchen Oppoſition von 1833. Als Vertrauensmann ſandte Württemberg Ludwig Uhland, den Dichter und ſtändiſchen Oppoſitionsmann; Baden den Abgeordneten Baſſermann; alle andern Staaten Männer, die man auf Seiten des Volkes zu ſehen gewohnt war.

Die Offenburger Volksverſammlung und die Republik.

Während in den Berathungszimmern von Seiten freiſinniger Männer ſolche kühne Schritte gethan wurden, und die Regierungen widerſtandslos ſich fügten, wurde von Anderen noch Kühneres und Weitergehendes unmittelbar durch das Volk verſucht.

Heinrich von Gagern hatte zu Heidelberg das erbliche Kaiſerthum vertheidigt, er wollte einen von den etlichen und dreißig deutſchen Fürſten als erblichen Kaiſer neben und über dieſelben aufſtellen, und zwar den König von Preußen. Die Vorliebe und die Voreingenommenheit machten Gagern kurzſichtig, mit einer leichten Abſtraktion ſezte er ſich über den Widerſpruch und Widerſtand Oeſtreichs hinweg, hinweg über die Volksabneigung des von Oeſtreich ſo ſehr abhängigen Bayerns, hinweg über den ſeit vielen Jahren ſtehend gewordenen Widerwillen des ſchwäbiſchen Volksſtamms und anderer ſüdweſtdeutſcher Länder, hinweg über die gut öſtreichiſche und antipreußiſche Geſinnung der mächtigen kirchlichen Partei, deren Macht vor Kurzem erſt in den Rheinprovinzen und Weſtphalen, wie in Poſen und Schleſien ſich gezeigt hatte.

Schon damals ſahen ſolche, die keine Staatsmänner waren, wohl aber ſehr kurzſichtig, in dieſem abſtrakten Sich-Hinwegſezen über Dinge, die jedem Unbefangenen ein preußiſches Erbkaiſerthum über Deutſchland als eine baare Unmöglichkeit erſcheinen ließen, „einen weitſchauenden und ſichern ſtaatsmänniſchen Blick, und im preußiſchen Erbkaiſerthum die einzig mögliche Form einer ſtarken einheitlichen Bundesgewalt für Deutſchland.“

fielen die bisherigen Miniſter unter dem Jubel des Volkes. Im hohen Norden, in Stockholm bewegte ſich das Volk, wurden Reformbankette gefeiert. Im Süden, in Italien, ſtand Venedig auf, das Volk von Parma erhob ſich bewaffnet, der Herzog entfloh, in Venedig wurde eine proviſoriſche Regierung eingeſezt, nach fünftägigem Kampfe mußte der öſtreichiſche Feldmarſchall Radetzky Mailand verlaſſen, der Herzog von Modena wurde verjagt, Karl Albert, der König von Sardinien, erklärte, das Schwerdt und der Schild Italiens ſeyn zu wollen, ein piemonteſiſches Hülfsheer rückte in Mailand ein, ein neapolitaniſches Heer war unterwegs, den Lombarden zu Hülfe, aus Rom wurden die Jeſuiten vertrieben, das Miniſterium in Neapel geſtürzt. In Ungarn wurden die Bauern emancipirt, der Reichstag erklärte ſich für permanent, Ungarn wurde ein Miniſterium zugeſtanden, und nachdem die Punkte, auf welche hin die öſtreichiſche Regierung unterhandeln wollte, von den Ungarn verworfen waren, überbrachte der Erzherzog Palatin ſelbſt den Ungarn die erwünſchte Antwort.

Der Bundestag zu Frankfurt anerkannte den Reichsadler als Wappen und ſchwarz-roth-gold als Bundesfarben, verlangte ſelbſt von den Einzelſtaaten Vertrauensmänner. Es war eine Ironie des Schickſals, daß die ſtereotyp gewordene Bundestagsfigur, Freiherr von Blittersdorf, im Auftrag der badiſchen Regierung, als eine ſeiner lezten Amtshandlungen, den Antrag ſtellen mußte auf die Einberufung ſolcher Vertrauensmänner des Volkes zur Mitwirkung bei dem Entwurf der neuen Bundesverfaſſung. Er war damit nicht nur perſönlich ſelbſt abgängig geworden und an ſeine Stelle rückte Welcker ein, ſondern in der Annahme dieſes Antrags lag ſogar die Selbſtauflöſung des Bundestags. Der noch nicht lange beſeitigte Profeſſor Welcker, der volksthümliche vieljährige Abgeordnete der badiſchen Kammer, gegen den der badiſche Staatsanwalt vor Kurzem auf zehnjährige Zuchthausſtrafe wegen Hochverraths und Majeſtätsbeleidigung angetragen hatte und der namentlich durch Heckers, eines weithin bekannten Republikaners, beredte Vertheidigung, von der Verurtheilung gerettet worden war — dieſer wurde jezt Großherzoglich Badiſcher Bundestagsgeſandter.

Die überall ſiegreiche Volksbewegung änderte ſchon jezt zum Theil die Bundestagsgeſandten. Von Wien aus kam der Ritter von

deutſchen Bundes gelockert, faſt gelöst! welche Zuſtände, welche Gefahren! *)

Schon vor einiger Zeit waren ſchottiſche Sektirer nach Norddeutſchland herüber gekommen, um das nahe bevorſtehende Ende der Welt zu predigen, und da jezt die alte Welt ſich ſo ſtarr und arm an Geiſt und Kraft offenbarte, glaubten nicht Wenige an ihr Ende im buchſtäblichen Sinn.

Andere ſahen den Anfang einer neuen Welt. Mit der Allmacht des freien Wortes glaubten ſie jedes Wunder thun zu können. Von einem Hochgefühl wie nie vorher in dieſen Tagen gehoben, glaubten ſie ſich von dem Herzſchlag der Nation bewegt, während doch ſie das Volk bewegten.

Sonntags den 19. März waren gegen fünfzehn Tauſend Menſchen um das Rathhaus und in den anſtoßenden Straßen zu Offenburg verſammelt.

Eben daſelbſt hatten am 12. September 1847, alſo gerade ein halb Jahr zuvor, Männer des Volkes getagt und die Forderungen des Volkes feſtgeſtellt. Die Regierung hatte dieſen Forderungen mit Hochverrathsprozeſſen geantwortet. Dieſelben Regierungsmänner, welche die Redner vom 12. September mit Hochverrathsprozeſſen verfolgten, hatten in den Märztagen Zugeſtändniſſe gemacht. Mit dieſen nicht zufrieden und ohne weitere Bürgſchaften, voll Mißtrauen in den guten Willen der Machthaber wie in ihre ſtaatsmänniſche Einſicht, ſprachen die Vorwärtsdrängenden: In den Pariſer Februartagen iſt nur der Anfang einer Völkerbewegung gemacht worden, ſie muß ſich mit unabweisbarer Nothwendigkeit in allen Staaten Europa's fortſezen. Der Kampf der Volksherrſchaft und der Einherrſchaft hat begonnen. Wir müſſen unſerm Vaterland bei Zeiten eine feſte Stellung ſichern, den äußeren und den inneren Feinden gegenüber.

In dieſem Sinne traten die Männer des Volkes zu Offenburg zuſammen.

In der Verſammlung ſelbſt waren viele, ja die meiſten, die mit dem Gedanken kamen, Baden werde hier, wie es allgemein hieß, die Republik erklären.

Vom Balkon des Stadthauſes herab ſprachen die Redner, zuerſt

*) Weſer-Zeitung, 30. März 1848.

Itzſtein, dann Soiron, Hecker, Struve, Kapp, Gottſchalk, Hoff von Mannheim, Brentano, Fickler von Konſtanz, auch der Sohn Wirth's, des Geſchichtſchreibers.

Die Debatte über die beſte Regierungsform begann. Der allverehrte Itzſtein erklärte es als der Zeit nicht angemeſſen, wenn von Baden aus die Republik verkündet würde, ſie ſtünden zu iſolirt da. Wenn der Augenblick kommen ſollte, würden er und die andern Abgeordneten nicht verſäumen, den Muth des Volkes aufzurufen. Aehnlich ſprach Struve. Er gieng wie alle Redner vor und nach ihm von dem Gedanken eines großen einigen Deutſchlands aus, er wollte ganz Deutſchland als gebietende Macht, als geachtete und gefürchtete Nation begründen, und dann erſt dürfe der Gedanke einer Republik aufkommen. Struve prophezeihte die Revolution von Wien und Berlin, wovon man an dieſem Tag in Baden noch nichts wiſſen konnte.

Faſt gleich ſprach Soiron. Alles gewaltig hinriß die Rede Heckers, den das Volk mit einem Jubel begrüßte, der kaum enden wollte.

Ernſt und würdig ſprach Hecker gegen die jezige Einführung der Republik. Was würde wohl, fragte er, der Franzoſe thun, wenn wir, was ja die nächſte Folge der Republikerklärung ſeyn müßte, uns zerſplitterten? Er tadelte es laut und ſtark, daß man in der Unterſtüzung des franzöſiſchen Heeres eine leichtere Verwirklichung dieſes Planes ſehen wolle. Ein Volk, rief er, das ein fremdes Volk nöthig hat zur Erringung ſeiner Freiheit, iſt dieſer Freiheit unwürdig. Im deutſchen Parlamente muß Deutſchland, einig und eine Nation geworden, auch über die künftige Staatsform ſich einigen. In einem Land von achtunddreißig Staaten iſt die Regierungsform ſchwerer zu ändern als in Frankreich, wo Paris das Schickſal des ganzen Landes entſcheidet. Auch dürfen wir an jener Revolution kein Muſter nehmen, da die Umgeſtaltung auf ſo ſchwankenden Füßen ruht.

Fickler machte den Verſuch, die Verſammlung umzuſtimmen, für ſofortige Erklärung der Republik. Es gelang ihm nicht, beſonders vor den feſten, klaren und gewichtigen Gründen ſelbſt ſeiner ſonſtigen Geſinnungsgenoſſen. Wirth, der Geſchichtſchreiber, damals auf einer Reiſe durch Bayern begriffen, hat, wenige Tage nachher, dieſe Gründe zuſammengefaßt in einer gedruckten Rede an die deutſche Nation. Dort ſprach er:

„Schwache Regierungen führen in Revolutionszeiten unfehlbar zur Republik. In ſolchen Zeiten ſchreiten die Ereigniſſe mit der Eile des Sturmes voran. Bald werden die freiſinnigen Männer, welche bis jezt für entſchiedene Reformer, ſelbſt für Radikale gelten, als zu gemäßigt erſcheinen, in der Volksgunſt ſinken, binnen wenigen Monaten ſie verloren haben. Der richtige geſunde Sinn des Volkes wendet deſſen Zuneigung in Revolutionszeiten ſtets den Männern der entſchloſſenen Thatkraft zu; ſolche Männer ſind jedoch vorzugsweiſe die Republikaner. Es iſt wahr, daß gegenwärtig die leztern bei der unermeßlichen Mehrheit der Nation nicht beliebt ſind. Wenn man jezt in ganz Deutſchland ohne Anwendung von Terrorismus über Republik oder konſtitutionelle Reichsverfaſſung abſtimmen laſſen wollte, ſo würden unter 100 wenigſtens 90 ſich gegen die Republik erklären. Allein das Mißtrauen gegen die Fürſten wird die Maſſen ſelbſt wider Willen zur Republik hindrängen, und Staatsfehler der Fürſten werden das Ereigniß bald vollendet haben. Der König Ludwig von Bayern hat geradezu erklärt, er danke nur ab, weil man ihn zu Bewilligungen gezwungen habe, welche er nicht halten könne. Solche Thatſachen haben im jezigen Augenblick eine inhaltsſchwere furchtbare Bedeutung. Sie werden noch wichtiger durch den Umſtand, daß der neue König von Bayern die freiſinnigen patriotiſchen Beſtrebungen, welche von der fürſtlichen Reaktion politiſche Verbrechen und Vergehen genannt wurden, auch jezt noch Verirrungen heißt. Und das geſchieht in der Thronrede, und unter dem liberalen Miniſterium des Freiherrn von Thon-Dittmar. In ſolchen Verhältniſſen liegt der Schlüſſel zum Verſtändniß unſerer gegenwärtigen Lage. Staatsfehler der Fürſten werden das Mißtrauen der Völker immer größer machen, und dieſes ſtets wachſende Mißtrauen wird die Maſſe der Nation ſelbſt wider Willen zur Verkündung der Republik zwingen. Leztere geht nach den Geſezen der Weltordnung als unaufhaltſamer organiſcher Drang aus den Thatſachen mit allmächtiger Gewalt hervor. Was folgt nun aus dieſer Thatſache, deren augenfällige Wahrheit die nächſte Geſchichte unſers Vaterlands beweiſen wird? Folgt daraus, daß man die Republik in irgend einem deutſchen Land auf der Stelle einführen ſoll? Nein, gerade das Gegentheil. Wenn irgend Etwas im Stande wäre, die Republik aufzuhalten, ſo wäre das eine voreilige

Verkündigung derſelben durch den Seekreis von Baden oder ſelbſt durch das ganze badiſche Land. Ein ſolches Ereigniß würde die Drohung enthalten, dem ganzen großen Deutſchland durch einen verhältnißmäßig kleinen Landſtrich das Geſez ſeiner Entwicklung aufzudringen. Solche Drohung würde in der unermeßlichen Mehrheit der Nation Erbitterung und folgerecht Widerwillen gegen die Republik erzeugen. Wer demnach heute für die augenblickliche Einführung der Republik wirkt, der handelt gegen, und wer dawider wirkt, der handelt für die Republik. Aber wie die Verhältniſſe heute beſchaffen ſind, werden ſie in dieſem Punkte dem Weſen nach etwas länger bleiben. Es iſt nämlich ein anderes unabwendbares Geſez der Staatsumwälzungen, daß dieſelben Anfangs niemals der Leitung der Republikaner, ſondern jener der freiſinnigen Männer der mittleren Meinung oder Richtung zufallen. Von Zeit zu Zeit ſinkt jedoch die Popularität und moraliſche Macht dieſer Männer unter dem gewaltigen Drange der Ereigniſſe und dem Einfluß der Staatsfehler der Fürſten: von Zeit zu Zeit wächst deßhalb die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Republik und mit ihr die Zahl der Anhänger der leztern an. Endlich tritt der Augenblick ein, wo die Mehrheit der Nation die Unvermeidlichkeit der Republik anerkennt, und in dieſem Augenblick geht die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten auf die Republikaner über. So iſt der Verlauf der Staatsumwälzungen in denjenigen Reichen, in welchen ſie zum erſtenmal auftreten, mithin nicht, wie in Frankreich, die Folge einer früheren Revolution ſind.

Darum liegt es in den heiligſten Intereſſen der deutſchen Republikaner, daß ſie ihren Zweck durch eine voreilige unreife Geburt, ſohin durch eigenmächtiges Ausrufen der Republik in einzelnen kleinen Landſtrichen nicht ſelbſt gefährden. Sie müſſen ruhig abwarten, bis ihre Zeit kommt, und die Geſchichte zeigt ja, wie ſchnell dieſer Augenblick bei den Nationen eintritt. Das hartnäckige, reaktionäre Syſtem der deutſchen Fürſten hat die gegenwärtige Staatsumwälzung gemacht, die weiteren Staatsfehler derſelben Fürſten werden die Republik erzeugen. Während alſo die Fürſten an der deutſchen Republik arbeiten, dürfen ihnen die Republikaner nicht in den Arm fallen; ſie müſſen dieſelben gewähren laſſen, denn die Fürſten arbeiten für die Zwecke des Freiſtaates.

Wenn indeſſen die dringendſten Pflichten gegen ſich ſelbſt den

„Schwache Regierungen führen in Revolutionszeiten unfehlbar zur Republik. In ſolchen Zeiten ſchreiten die Ereigniſſe mit der Eile des Sturmes voran. Bald werden die freiſinnigen Männer, welche bis jezt für entſchiedene Reformer, ſelbſt für Radikale gelten, als zu gemäßigt erſcheinen, in der Volksgunſt ſinken, binnen wenigen Monaten ſie verloren haben. Der richtige geſunde Sinn des Volkes wendet deſſen Zuneigung in Revolutionszeiten ſtets den Männern der entſchloſſenen Thatkraft zu; ſolche Männer ſind jedoch vorzugsweiſe die Republikaner. Es iſt wahr, daß gegenwärtig die leztern bei der unermeßlichen Mehrheit der Nation nicht beliebt ſind. Wenn man jezt in ganz Deutſchland ohne Anwendung von Terrorismus über Republik oder konſtitutionelle Reichsverfaſſung abſtimmen laſſen wollte, ſo würden unter 100 wenigſtens 90 ſich gegen die Republik erklären. Allein das Mißtrauen gegen die Fürſten wird die Maſſen ſelbſt wider Willen zur Republik hindrängen, und Staatsfehler der Fürſten werden das Ereigniß bald vollendet haben. Der König Ludwig von Bayern hat geradezu erklärt, er danke nur ab, weil man ihn zu Bewilligungen gezwungen habe, welche er nicht halten könne. Solche Thatſachen haben im jezigen Augenblick eine inhaltsſchwere furchtbare Bedeutung. Sie werden noch wichtiger durch den Umſtand, daß der neue König von Bayern die freiſinnigen patriotiſchen Beſtrebungen, welche von der fürſtlichen Reaktion politiſche Verbrechen und Vergehen genannt wurden, auch jezt noch Verirrungen heißt. Und das geſchieht in der Thronrede, und unter dem liberalen Miniſterium des Freiherrn von Thon-Dittmar. In ſolchen Verhältniſſen liegt der Schlüſſel zum Verſtändniß unſerer gegenwärtigen Lage. Staatsfehler der Fürſten werden das Mißtrauen der Völker immer größer machen, und dieſes ſtets wachſende Mißtrauen wird die Maſſe der Nation ſelbſt wider Willen zur Verkündung der Republik zwingen. Leztere geht nach den Geſezen der Weltordnung als unaufhaltſamer organiſcher Drang aus den Thatſachen mit allmächtiger Gewalt hervor. Was folgt nun aus dieſer Thatſache, deren augenfällige Wahrheit die nächſte Geſchichte unſers Vaterlands beweiſen wird? Folgt daraus, daß man die Republik in irgend einem deutſchen Land auf der Stelle einführen ſoll? Nein, gerade das Gegentheil. Wenn irgend Etwas im Stande wäre, die Republik aufzuhalten, ſo wäre das eine voreilige

Verkündigung derſelben durch den Seekreis von Baden oder ſelbſt durch das ganze badiſche Land. Ein ſolches Ereigniß würde die Drohung enthalten, dem ganzen großen Deutſchland durch einen verhältnißmäßig kleinen Landſtrich das Geſez ſeiner Entwicklung aufzudringen. Solche Drohung würde in der unermeßlichen Mehrheit der Nation Erbitterung und folgerecht Widerwillen gegen die Republik erzeugen. Wer demnach heute für die augenblickliche Einführung der Republik wirkt, der handelt gegen, und wer dawider wirkt, der handelt für die Republik. Aber wie die Verhältniſſe heute beſchaffen ſind, werden ſie in dieſem Punkte dem Weſen nach etwas länger bleiben. Es iſt nämlich ein anderes unabwendbares Geſez der Staatsumwälzungen, daß dieſelben Anfangs niemals der Leitung der Republikaner, ſondern jener der freiſinnigen Männer der mittleren Meinung oder Richtung zufallen. Von Zeit zu Zeit ſinkt jedoch die Popularität und moraliſche Macht dieſer Männer unter dem gewaltigen Drange der Ereigniſſe und dem Einfluß der Staatsfehler der Fürſten: von Zeit zu Zeit wächst deßhalb die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Republik und mit ihr die Zahl der Anhänger der leztern an. Endlich tritt der Augenblick ein, wo die Mehrheit der Nation die Unvermeidlichkeit der Republik anerkennt, und in dieſem Augenblick geht die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten auf die Republikaner über. So iſt der Verlauf der Staatsumwälzungen in denjenigen Reichen, in welchen ſie zum erſtenmal auftreten, mithin nicht, wie in Frankreich, die Folge einer früheren Revolution ſind.

Darum liegt es in den heiligſten Intereſſen der deutſchen Republikaner, daß ſie ihren Zweck durch eine voreilige unreife Geburt, ſohin durch eigenmächtiges Ausrufen der Republik in einzelnen kleinen Landſtrichen nicht ſelbſt gefährden. Sie müſſen ruhig abwarten, bis ihre Zeit kommt, und die Geſchichte zeigt ja, wie ſchnell dieſer Augenblick bei den Nationen eintritt. Das hartnäckige, reaktionäre Syſtem der deutſchen Fürſten hat die gegenwärtige Staatsumwälzung gemacht, die weiteren Staatsfehler derſelben Fürſten werden die Republik erzeugen. Während alſo die Fürſten an der deutſchen Republik arbeiten, dürfen ihnen die Republikaner nicht in den Arm fallen; ſie müſſen dieſelben gewähren laſſen, denn die Fürſten arbeiten für die Zwecke des Freiſtaates.

Wenn indeſſen die dringendſten Pflichten gegen ſich ſelbſt den

ein Beweis der Unreife oder des mangelnden Selbſtvertrauens. Iſt die Republik die beſte Staatsform, ſagte ein Anderer, ſo muß man die Mehrheit des deutſchen Volkes auf dem geſezlichen Wege für ſie gewinnen. Die ächten Republikaner, ſagte ein Dritter, müſſen die Republik als einen Ausdruck des Volksgeiſtes wollen, der ſich wohl bilden und umwandeln läßt durch Aufklärung und Discuſſion, den man aber nicht machen kann und darf. Es ſoll kein Regiment ſeyn einer terroriſtiſchen Minderheit, welche die Meinung der Mehrheit unterdrückt. Und die Quietiſten, die Ruhemänner, ſprachen: „Wir proteſtiren gegen die veralteten Revolutionsgelüſte, die Partei, — denn auch ſie hatten ſich dieſer Tage liberal gefärbt und rechneten ſich zur Partei — die Partei wird ſich abklären, die Revolutionäre werden bald vereinzelt und ohne Anklang ſeyn. Eine Republick in Deutſchland wäre ewig und unter allen Umſtänden ein Unglück". — Ueberſiedelt euch nach Rußland, antworteten die Gegner: wandert nach China aus!

Viele Altliberale forderten bereits gewaltthätig einen Kaiſer: der Kaiſertaumel fing an die Köpfe zu berücken, die altgewordenen Burſchenſchäftler von 1817 und 1822 zeigten, daß ſie jung geblieben waren; ſie waren nicht hinaus gekommen über die Idee, die ihre Jugend begeiſtert, für die mancher viel und lang gelitten hatte. Sie geberdeten ſich herriſch, theils weil ſie in der Wirklichkeit oder in der Einbildung große Verdienſte in ſchlimmen Tagen ſich erworben hatten, theils weil ſie Gefahr fürchteten vom vierten Stande. Die Bauern, die Arbeiter, die Beſizloſen — das waren die natürlichen Anhänger einer augenblicklich einzuführenden Republik. Sie verſprachen ſich von ihr ſo vieles, was ſie bisher entbehrten.

Die Beſten ſagten warnend: Keine Deſpotie des Abſolutismus mehr, keine Deſpotie des Republikanismus, am wenigſten eine Deſpotie des Liberalismus!

Das Vorparlament.

Am 12. März war der am 5. erwählte Ausſchuß der Sieben wieder zu Heidelberg zuſammengetreten. Er hatte ſich über die Grundlagen einer nationalen deutſchen Parlamentsverfaſſung vorläufig berathen und geeinigt, und dieſelben ſollten nun einer größern Verſammlung von Männern des Vertrauens deutſcher Nation zur weiteren Berathung vorgelegt werden. Der Ausſchuß lud „alle früheren oder gegenwärtigen Ständemitglieder und Theilnehmer an geſezgebenden Verſammlungen in allen deutſchen Landen, Oſt- und Weſtpreußen und Schleswig-Holſtein mit einbegriffen“, zu dieſer Berathung ein, auf Donnerſtag 30. März, nach Frankfurt am Main. Dabei erließ er noch beſondere Einladungen an „eine beſtimmte Anzahl anderer, durch das Vertrauen des deutſchen Volks ausgezeichneter Männer, die bisher nicht Ständemitglieder waren“. Auf die Kunde, daß auf den zweiten April der preußiſche Landtag einberufen worden und die Mitglieder der preußiſchen Stände verhindert ſeyen in Frankfurt zu erſcheinen, forderte der Ausſchuß, damit Preußen in Frankfurt nicht unvertreten bleibe, alle Stadtverordnetenverſammlungen der preußiſchen Lande dringend auf, eine entſprechende Zahl Vertreter aus ihrer Mitte zu wählen und nach Frankfurt zu ſchicken.

So kamen zu der vorberathenden Verſammlung deutſcher Abgeordneter und Volksmänner in Frankfurt am Main: aus Preußen 141, aus Bayern 44, aus Hannover 9, aus Württemberg 52, aus Sachſen 26, aus den ſächſiſchen Herzogthümern 21, aus Baden 72, aus Heſſen-Darmſtadt 84, aus Heſſen-Homburg 2, aus Kurheſſen 26, aus Naſſau 26, aus Braunſchweig 5, aus Oldenburg 4, aus Schleswig-Holſtein 7, aus Mecklenburg und Lippe 19, aus Anhalt, Reuß und Hohenzollern 8, aus den freien Städten 26, aus Oeſtreich 2 Vertreter. Die Kürze der Zeit, die Seitablage und die im Augenblick eigenthümlichen Verhältniſſe des Kaiſerſtaats hatten nur einen, zulezt in Stuttgart wohnenden Oeſtreicher eintreffen laſſen, und als Zweiter

vertrat Deutſchöſtreich ein Standesherr der württembergiſchen Kammer, der wie in Schwaben auch in Oeſtreich begütert und kaiſerlicher Offizier war.

Daß acht Millionen deutſche Oeſtreicher ſo ſchwach vornherein vertreten waren, ſchien Manchem wie ein böſes Vorzeichen. Andere fragten: „Wo blieb dem Heidelberger Ausſchuß der politiſche Verſtand, als er zu dieſer Berathung ſo ohne Weiteres alle Mitglieder früherer oder gegenwärtiger geſezgebender Verſammlungen einberief?“ Mußte er doch wiſſen, daß weitaus die große Mehrheit derſelben bisher mehr oder weniger unbedingte Werkzeuge des volksfeindlichen Syſtemes geweſen waren, und dennoch hatte er andere Einladungen an Nichtkammermitglieder in höchſt geringer Zahl erlaſſen! Es iſt unverantwortlich, ſagten die Strengſten, es iſt eine politiſche Taktloſigkeit ohne Gleichen!

Es waren wunderſchöne Tage, dieſe lezten Tage des März, dieſe erſten des April. Es frühlingte wie in der Natur, ſo in den Herzen der Menſchen, wie ſeit vielen hundert Jahren nicht in deutſchen Landen. Da zogen ſie hin von allen Seiten nach der alten Stadt am Main, wo die Kaiſer gekrönt worden waren, und wo jezt die deutſche Nation tagen ſollte, um Deutſchland eins und frei zu machen. Tauſende von Städten und Städtchen waren geſchmückt in dieſen Tagen mit ſchwarz-roth-gelben Fahnen, ſo reich, daß ganze Straßen davon buntfarbig ausſahen. Man feierte, ſo hieß es, das Auferſtehungsfeſt Deutſchlands, die großen, ſo lang und heiß erſehnten Oſtern der Freiheit. Nicht bloß aus deutſchen Gauen, auch aus England, aus der Schweiz, aus Frankreich und aus Belgien kamen deutſche Männer: ſie hatten dort, mancher ſeit den dreißiger Jahren, als Flüchtlinge gelebt. Andere waren kaum erſt den Kerkern entſtiegen; viele, die in der Jugend wegen des ſchwarz-roth-goldenen Bandes und der Idee gelitten, die jezt als die allgemeine und herrſchende erſchien, ſahen ſich nun in Frankfurt wieder, nach zehn, nach zwanzig, nach dreißig Jahren. Es war großentheils die deutſche Burſchenſchaft mit ergrauenden, wohl auch grauen Haaren, die in der Mainſtadt zuſammenkam, und viele kamen noch mit dem Ideal ihrer Jugend in den Frankfurter Römer.

Schon in dem großen Saal des Gaſthofs zum Weidenbuſch ſchieden ſich in der Abendbeſprechung die zwei Parteien, Republikaner und Nicht-

republikaner, in den Reden, welche auf einer Stegreifbühne bis nach Mitternacht gehalten wurden, und ſchon hier zeigten ſich von Struve und Hecker aus Mannheim, als die Männer des Sturms und Drangs.

Am lezten März Morgens halb 9 Uhr traten die verſammelten Männer im Kaiſerſaale des Römers zuſammen, und wählten die Vorſizenden. Die Wahl für den Präſidentenſtuhl fiel auf den Geheimenrath Mittermaier von Heidelberg. Das war der Mann ausgebreiteter und freiſinniger deutſcher Wiſſenſchaft. Er hatte einen begründeten Ruf bei beiden Parteien. Nur den Aeußerſten gefiel er nicht. Jhm fehlt das Eine, was Noth thut, die Kraft der Entſchiedenheit, ſagten ſie.

Zu Vicepräſidenten wurden vier gewählt: von Jtzſtein aus Mannheim und Robert Blum aus Leipzig, Jordan von Marburg und Dahlmann von Bonn.

Ganz Frankfurt, die Häuſer, die Straßen und die Menſchen, viele Tauſend Fremde darunter, hatten ſich feſtlich geſchmückt.

Es war halb 10 Uhr, alle Glocken läuteten, die Geſchüze donnerten, als die Abgeordneten des deutſchen Volkes den Kaiſerſaal verließen und durch die Spaliere der Bürgergarde in die Paulskirche zogen.

Hoch über die Stadt hin wölbt dieſe moderne Kirche ihre gewaltige ſchöne Kuppel in den Himmel, ſo hoch und mächtig, daß ſie vor dem Dome der Vorzeit ſich nicht zu ſchämen braucht, obgleich dieſer nicht ſehr weit davon ſeine verwitterten Rieſenglieder empor ſtreckt. Jn's Jnnere der Paulskirche zog das Stegreifparlament, um zu berathen. Es hatte wenig Veränderungen bedurft, um ſie zu dieſem Zweck herzurichten. Es war, als hätte lange voraus in dunkelm Drang, in ahnungsvollem Geiſt, der Meiſter, der den Riß machte, ſie ſo gebaut. Jn ganz Deutſchland würde man keinen Raum finden, ja, man würde keinen neuen bauen können, der bei ſo großem Styl zugleich zweckgemäßer wäre für die Tagſazungen deutſcher Nation.

Da ſaßen ſie in der Mitte dieſer heiligen Rotunda auf Bänken, auf die ſonſt nur die Religion die Sizenden verſammelt hatte, und es fragte ſich für das Gelingen auch ihres Werkes, ob die Freiheit ſich zur Religion und das bisherige Kirchenthum zur Freiheit verklären würde.

Die Orgel war ſtumm, verſchwunden hinter rothen Vorhängen, die mit Schwarz und Gelb geſäumt waren und den zweiköpfigen Reichsadler zeigten. Verſchwunden war die Kanzel, Taufſtein und

Altar, und dafür, zum Theil darüber, erhob ſich eine Eſtrade für die Präſidenten und Schriftführer, und eine Rednerbühne, über beiden flaggten die Reichsfahnen, und zwiſchen ihnen hoch herab blickte das Bild der jungen Germania.

Rings um die Vertreter des Volkes her, durch die Säulen des Tempels geſchieden, drängten ſich die Zuhörer, auf den über einander aufſteigenden Bänken; es war das bewegteſte Amphitheater. Da ward es ſtill unten, ſtill oben auf den ringsum laufenden Gallerien, die bequem zwei tauſend Menſchen faſſen und wo mehr als drei Tauſend ſich drängten.

Da ſtand ſie die ehrwürdige Geſtalt, von der Deutſchland lange viel gehört und gelernt hatte, mit dem Prophetenkopf, dem ſchönen milden freundlichen Angeſicht, mit den feinen lächelnden Zügen und dem ſchönen ſilberweißen Bart. Es war Mittermaier, der Präſident, der ſprach, um die Verſammlung zu eröffnen.

„Deutſche Männer und Freunde, ſprach er unter Anderm, was iſt es, das Sie hier in dieſen heiligen Hallen verſammelt? Es iſt das Erwachen des Rieſen. Dieſer Rieſe heißt Volksgeiſt. Er iſt erwacht. Zu beklagen iſt es, daß man nicht ſchon lange das Rütteln und die Vorahnungen dieſes Erwachens verſtanden hat. Zwar haben wir von dem deutſchen Volke keine förmliche Vollmacht, aber wir haben die Vollmacht vom Volke, ſo wie ſie die Zeit der Noth geſchaffen hat, um Elend abzuwenden, das ſonſt unvermeidlich hereinbricht. Wir handeln wie Geſchäftsführer. Wir bringen mit in dieſe Verſammlung das warme Herz für das deutſche Volk, wir bringen mit die Liebe zum Vaterlande, und ich ſage, die Liebe zum ganzen Volke, nicht zu den Bevorrechtigten allein, denen der Zufall reiche Glücksgüter geſchenkt hat, wir bringen ſie mit, unſere warme Liebe für jene Menſchheit des Volkes, die im Schweiße ihres Angeſichts mühſam ihr Brod ſich verdient und die fordert, daß auch endlich einmal das Bedürfniß einer Beſſerung der ſocialen Verhältniſſe befriedigt werde. Jener Rieſe iſt es, der an die Pforte klopft und ernſt daran klopft. Wir verſtehen ihn und werden das Mahnen ſeiner Stimme würdigen und begreifen. Wir haben, meine deutſchen Männer, einen erhabenen Beruf. Käme es nur darauf an, in das uralte Gebäude irgend einen neuen Balken einzuſchieben, ſolches, wenn auch mit noch ſo liberalem Anſtriche, neu zu übertünchen und

ihm ſo eine hübſchere Geſtalt zu geben, wir würden unſere Aufgabe ſchwerlich löſen; eben ſo wenig, wenn wir in dieſem Saale nur ſchöne Reden hielten. Wir müſſen handeln und den Ernſt der Zeit begreifen. Ich weiß, Sie tragen nur Ein Gefühl in Ihrem Herzen, ein Gefühl für das Vaterland; allein davon werden Sie auch vor Allem durchdrungen ſeyn, daß mehr als je die Eintracht Noth thut, daß das, was wir nun berathen wollen, zum Heil unſers lieben Vaterlands dienen muß. Dieſem Gefühl müſſen wir Alles opfern. Wir müſſen alle perſönliche Vorliebe aufgeben und bereit ſeyn, jedes Opfer zu bringen, damit unſere ganze Aufgabe zum Ziele geführt werde. Wir müſſen, ſelbſt wenn Jeder von uns vielleicht ein Ideal in ſeiner Bruſt trüge, das ihm vorſchwebte, erwägen, daß es würdiger iſt, wenn nach praktiſchem Geiſt Etwas zu Stande gebracht werden ſoll, ſelbſt dieſem Ideale zu entſagen, nur als Leitſtern es vor uns tragend und darnach ringend, aber doch nicht abweichend von dem einen Streben, das unſeren Verhältniſſen und den Bedürfniſſen von ganz Deutſchland entſpricht, von der Liebe zum Vaterlande. Die Eintracht verbindet. Mit uns ſtimmen in dieſem Augenblick Millionen unſerer Brüder. Ihre Augen ſind auf uns gerichtet. Rechenſchaft fordern ſie von uns und wir müſſen, wenn wir nach Hauſe zurückkehren, das Gefühl mitbringen, daß wir vor Keinem, der uns mahnt und uns zur Rechenſchaft ziehen will, die Augen niederſchlagen dürfen und nicht ſagen müſſen, wir haben unſere Pflicht nicht gethan. Laſſen Sie uns ſchnell zu dem Werk ſchreiten, denn jede Minute drängt. Meine Loſung, worüber ich wachen will, iſt die: Freiheit der Aeußerung. Mir dünkt, man habe vor Freiheit ſich nicht zu ſcheuen. Es gibt in der phyſiſchen, ſo auch in der moraliſchen Welt, im Leben der Einzelnen, wie im großen Ganzen ein ſiegendes, geſundes Element; es iſt wie der Geiſt Gottes, der über dem Waſſer ſchwebt, es waltet der Geiſt der Ordnung, der zulezt ſiegen muß. Aber Freiheit der Aeußerung muß hier herrſchen, und Niemand darf erſchrecken auch vor dem kühnſten der Worte und dem kühnſten der Anträge. Wir würden uns ſelbſt nicht ehren, wenn wir dieſe Freiheit nicht achteten. Sie begreifen, meine Freunde, daß in dieſem Augenblicke, wo wir hier verſammelt ſind, es darauf ankommt, die Wünſche und Forderungen des deutſchen Volks auszuſprechen. So wie wir wiſſen, was das deutſche Volk

fordert, werden wir berathen, wie ſolches in's Leben geführt werden und die formelle Geſtaltung Deutſchlands ſeyn ſolle, wenn der Geiſt und zwar der Volksgeiſt ſie belebt. Es kommt darauf an, Garantien zu geben, und darauf, wie dieſe am ſchnellſten zur Beruhigung des Volkes in's Leben gerufen werden können".

Es war der Geiſt der Zeit, der in dieſen Worten aus Mittermaier ſprach, und ihn prophetiſch das Richtige ſchauen und reden ließ, daß hier getagt werden mußte mit einem Herzen und einem Kopf für das Volk und ſeine Leiden, nicht mit einem Blick, der vorzugsweiſe oder einzig nach den Thronen ſah.

Das verdroß Leute dieſer Art. Das iſt ein ſüßer Herr, der hat den Punkt gefunden, wo Ja und Nein ſich berühren, ſpöttelten ſie; was hat ihn ſo muthig gemacht?

Da trat von Struve auf die Rednerbühne, und ſezte ihnen Bitteres vor. Es war ein Antrag, den er in ſeinem und Befreundeter Namen einbrachte. Gleich nach ſeiner Eröffnungsrede hatte der Präſident das Programm des Siebener-Ausſchuſſes, und zwar zunächſt den erſten Punkt zur Berathung gebracht, der an die Spize der künftigen Geſtaltung Deutſchlands ein Bundes-Oberhaupt mit verantwortlichen Miniſtern ſtellte.

Dagegen lautete der Antrag Struve's und ſeiner Freunde: „Das deutſche Parlament zu Frankfurt am Main wolle ſofort einer Zuſammenſtellung der Rechte des deutſchen Volkes ſeine Anerkennung ertheilen und über deren Verwirklichung wachen. Der Wortlaut des Eingangs war: „Eine lange Zeit tiefſter Erniedrigung laſtet auf Deutſchland. Sie läßt ſich bezeichnen durch die Worte: Knechtung, Verdummung und Ausſaugung des Volkes; Willkürherrſchaft, Reichthümer und Ehren für Machthaber und ihre Schergen. Unter dem Einfluß dieſes Syſtems der Tyrannei, welches noch immer, wenn auch in ſeiner Kraft gebrochen, doch dem Weſen nach fortbeſteht, iſt Deutſchland mehr als einmal an den Rand des Verderbens gebracht worden. Es hat viele ſeiner ſchönſten Provinzen verloren, andere wurden ſchon auf's Schwerſte bedroht. Die Noth des Volkes iſt unerträglich geworden. Sie hat ſich in Schleſien bis zur Hungerpeſt geſteigert. Daher haben ſich alle Bande gelöst, welche das deutſche Volk an die bisherige ſogenannte Ordnung der Dinge geknüpft hatten, und es iſt die Aufgabe der Ver-

ſammlung deutſcher Männer, neue Bande vorzubereiten, mit denen das geſammte deutſche Volk zu einem freien und großen Ganzen umſchlungen werden ſoll".

Der Antrag forderte Sicherheit des Eigenthums und der Perſon, Wohlſtand, Bildung und Freiheit für Alle ohne Unterſchied der Geburt, des Standes und des Glaubens. Als Mittel, zu demſelben zu gelangen, gab er 15 Punkte an:

1) Aufhebung der ſtehenden Soldatenheere und Verſchmelzung deſſelben mit der Bürgerwehr zum Behufe der Bildung einer wahren, alle waffenfähigen Männer umfaſſenden Volkswehr.

2) Aufhebung der ſtehenden Heere von Beamten und Erſezung derſelben durch eine wohlfeile Regierung, welche aus freigewählten Volksmännern beſteht.

3) Abſchaffung der ſtehenden Heere von Abgaben, welche an dem Marke des Volkes zehren, insbeſondere aller derjenigen Abgaben, welche den innern Verkehr Deutſchlands hemmen, Binnenzölle und Schifffahrtsabgaben, welche die Landwirthſchaft drücken, Zehnten, Gülten, Frohnden u. ſ. w., welche die Gewerbe belaſten, Gewerbſteuern, Accise u. ſ. w., und Erſezung derſelben durch eine progreſſive Einkommens- und Vermögensſteuer, bei welcher der nothwendige Lebensunterhalt frei von allen Abgaben verbleibt; durch einen an den Gränzen Deutſchlands zum Schuze ſeines Handels, ſeiner Induſtrie und ſeiner Landwirthſchaft erhobenen Zoll.

4) Abſchaffung aller Vorrechte, welchen Namen ſie tragen mögen, insbeſondere des Adels, der Privilegien des Reichthums (Cenſus), der bevorzugten Gerichtsſtände und Erſezung derſelben durch ein allgemeines deutſches Staatsbürgerrecht.

5) Abſchaffung der Bevormundung der Gemeinden und Erſezung derſelben durch ein, auf der Grundlage der Selbſtverwaltung ruhendes Gemeindegeſez.

6) Aufhebung aller Klöſter und klöſterlichen Einrichtungen.

7) Auflöſung des Bundes, welcher bisher beſtand zwiſchen Kirche und Staat, und Kirche und Schule, und Erſezung deſſelben durch die Grundſäze der gleichen Berechtigung aller Glaubensbekenntniſſe, der ungeſchmälerten Glaubens- und Gewiſſensfreiheit, des freien Aſſociations-Rechts, der Selbſtverwaltung der Gemeinden und namentlich des Rechts derſelben, ihre Geiſtlichen, Lehrer und

fordert, werden wir berathen, wie ſolches in's Leben geführt werden und die formelle Geſtaltung Deutſchlands ſeyn ſolle, wenn der Geiſt und zwar der Volksgeiſt ſie belebt. Es kommt darauf an, Garantien zu geben, und darauf, wie dieſe am ſchnellſten zur Beruhigung des Volkes in's Leben gerufen werden können".

Es war der Geiſt der Zeit, der in dieſen Worten aus Mittermaier ſprach, und ihn prophetiſch das Richtige ſchauen und reden ließ, daß hier getagt werden mußte mit einem Herzen und einem Kopf für das Volk und ſeine Leiden, nicht mit einem Blick, der vorzugsweiſe oder einzig nach den Thronen ſah.

Das verdroß Leute dieſer Art. Das iſt ein ſüßer Herr, der hat den Punkt gefunden, wo Ja und Nein ſich berühren, ſpöttelten ſie; was hat ihn ſo muthig gemacht?

Da trat von Struve auf die Rednerbühne, und ſezte ihnen Bitteres vor. Es war ein Antrag, den er in ſeinem und Befreundeter Namen einbrachte. Gleich nach ſeiner Eröffnungsrede hatte der Präſident das Programm des Siebener-Ausſchuſſes, und zwar zunächſt den erſten Punkt zur Berathung gebracht, der an die Spize der künftigen Geſtaltung Deutſchlands ein Bundes-Oberhaupt mit verantwortlichen Miniſtern ſtellte.

Dagegen lautete der Antrag Struve's und ſeiner Freunde: „Das deutſche Parlament zu Frankfurt am Main wolle ſofort einer Zuſammenſtellung der Rechte des deutſchen Volkes ſeine Anerkennung ertheilen und über deren Verwirklichung wachen. Der Wortlaut des Eingangs war: „Eine lange Zeit tiefſter Erniedrigung laſtet auf Deutſchland. Sie läßt ſich bezeichnen durch die Worte: Knechtung, Verdummung und Ausſaugung des Volkes; Willkürherrſchaft, Reichthümer und Ehren für Machthaber und ihre Schergen. Unter dem Einfluß dieſes Syſtems der Tyrannei, welches noch immer, wenn auch in ſeiner Kraft gebrochen, doch dem Weſen nach fortbeſteht, iſt Deutſchland mehr als einmal an den Rand des Verderbens gebracht worden. Es hat viele ſeiner ſchönſten Provinzen verloren, andere wurden ſchon auf's Schwerſte bedroht. Die Noth des Volkes iſt unerträglich geworden. Sie hat ſich in Schleſien bis zur Hungerpeſt geſteigert. Daher haben ſich alle Bande gelöst, welche das deutſche Volk an die bisherige ſogenannte Ordnung der Dinge geknüpft hatten, und es iſt die Aufgabe der Ver-

frei gewählte Präſidenten ſtehen, alle vereint in der föderativen Bundesverfaſſung, nach dem Muſter der Nordamerikaniſchen Freiſtaaten.

Der Antrag ſchloß: Deutſches Volk, dies ſind die Grundſäze, mit deren Hülfe allein, unſeres Erachtens, Deutſchland glücklich, geachtet und frei werden kann.

Deutſche Brüder in Oſt und Weſt, wir fordern euch auf, uns in dem Beſtreben zu unterſtüzen, euch die einigen und unveräußerlichen Menſchenrechte zu verſchaffen.

Wir werden in Frankfurt am Main vereinigt bleiben, bis ein frei gewähltes Parlament die Geſchicke Deutſchlands leiten kann. Mittlerweile werden wir die erforderlichen Geſezesvorlagen entwerfen und durch einen frei gewählten Vollziehungs-Ausſchuß das große Werk der Wiederherſtellung Deutſchlands vorbereiten.

Der Antrag war verleſen — und ein Schauer rieſelte dem größern Theile der Volksvertreter den Rücken hinauf. Das war ja die ungeſchminkte Forderung einer proviſoriſchen Regierung und der Republik, das war ja die aufgelegte Revolution! Jezt mußte ſich zeigen, ob die Revolutionäre richtig gerechnet hatten gegenüber den Reformern.

Die Revolutionäre unter der Bewegungspartei in Baden, eine ſehr kleine Zahl, wenn man darunter die Führer und die Echauffirten verſteht, hatten in Mannheim, in Freiburg verſucht, die Republik ſofort einzuführen, waren aber mit ihrem Plan an dem politiſchen Verſtand Derer geſcheitert, die das Rechnen noch nicht verlernt hatten.

Zu Offenburg ſoll — ſo wird erzählt — Hecker den vollblütigen Fickler mit vorgehaltener Piſtole noch Abends gezwungen haben, von einer derartigen Ueberſtürzung abzuſtehen.

Es war mit Fickler, der ſich Hecker fügte, wohl eine Zahl Erhizter da, die ſich nachher gerühmt hat, hätte man ihrem Drängen und Bitten Folge gegeben, ſo wäre Deutſchland eine Bundesrepublik ſofort geworden, leider ſeyen ſie aber Leute ohne Namen geweſen, und alſo auch ohne den für eine ſelbſtſtändige Unternehmung nöthigen Einfluß.

Hecker war von ihnen am meiſten beſtürmt worden. Er hatte ſie auf das Vorparlament vertröſtet. Wie? ſagte einer der Enthu-

ſiaſten, erwarten Sie denn von Hofräthen, Profeſſoren und Staatsdienern revolutionäre Beſchlüſſe? — Ich werde ſie terroriſiren, ſoll Hecker geantwortet haben. Die Männer von Mannheim hatten, wenn dem ſo iſt, ſich ſelbſt und den Mitgliedern des Vorparlaments zu viel zugetraut. Nicht weil ſie zu ſehr thatkräftig, ſondern weil ſie zu wenig thatkräftig waren, konnte der Terrorismus auf die verſammelten deutſchen Gelehrten nicht wirken. Dieſe Mehrheit war theils zu ausgetrocknet und harthäutig, theils zu nüchtern, zu ſehr unenthuſiaſtiſch, als daß ſie ſich hätte durch Feuer, durch Begeiſterung, durch Größe der Gedanken und des Ausdrucks hinreißen oder durch Charakterüberlegenheit eines Redners einſchüchtern und beherrſchen laſſen. Es waren Amphibien darunter, an deren Schuppenpanzer alle Waffen abgleiteten, das Stichwort, der Wiz, der Geiſt, die Wahrheit, das Recht; ſelbſt Himmelsblize und Donnerkeile. Es waren wenig ganze Revolutionäre da, viele halbe, aber weit mehr ſolche, welchen vor der Revolution graute, welche den Zuſicherungen der Fürſten und Märzregierungen blindlings glaubten, welche entweder ſelbſt im Miniſterium ſaßen oder ihm dienten, welche Geſchäftsmänner oder Kapitaliſten waren, und darum durch die wachſende Arbeitsloſigkeit und das Stocken der Geſchäfte für ſich und ihre Intereſſen in Furcht, deßwegen um jeden Preis bemüht, die Revolution zu ſchließen, nicht aber ſie vorwärts zu bewegen. Hinter dieſen oder vielmehr über dieſen ſtanden die klugen Männer mit dem kühlen politiſchen Verſtand, welche dieſe Mehrheit leicht im Intereſſe der Reaktion lenkten und ausbeuteten.

Die Mehrheit ſchwoll noch durch Diejenigen an, die mit dem Entſchluß hergekommen waren, durchgreifend in Deutſchland zu reformiren, die aber nicht ſo weit gehen wollten wie Struve, Hecker, Ziß und andere. Das waren jene wohlmeinenden Unglücklichen, die vor den Conſequenzen ihrer eigenen Grundſäze zurückſchrecken, und in der entſcheidenden Stunde des Handelns die Sache verderben. Der Mangel an Entſchloſſenheit, den ſie ſelbſt in ſich haben, ſaugt dann ſogar den Unternehmungen der Thatkräftigen und Entſchloſſenen das Mark aus.

Die ganze Verſammlung hatte keine andere Beſtallung, als aus der Hand der Revolution. Denn der Siebener Ausſchuß war ein revolutionäres Gewächs. Sein Programm, ſo mäßig es war,

hatte doch revolutionären Urſprung und revolutionäre Farbe. Denn es wollte außer einem Bundesoberhaupt mit verantwortlichen Miniſtern einen Senat der Einzelſtaaten, ein Volkshaus, gewählt nach Urwahlen, mit Einem Abgeordneten auf 70,000 Seelen; und eine Kompetenz des neuen Bundes, die von den Einzelſtaaten zu Gunſten der Centralgewalt Verzicht forderte auf weſentlichſte Punkte, die Ein Heerweſen verlangte, Eine Vertretung dem Auslande gegenüber, Ein Syſtem des Handels, der Schifffahrtsgeſeze, des Bundeszollweſens, der Münze, des Maaßes, des Gewichts, der Poſten, der Waſſerſtraßen und Eiſenbahnen, Einheit der Civil- und Strafgeſezgebung und des Gerichtsverfahrens, ein Bundesgericht, Verbürgung der nationalen Freiheitsrechte, Einberufung der konſtituirenden Nationalverſammlung auf dieſe Grundlagen; doch ſollte dieſe Einberufung durch die mit Vertrauensmännern verſtärkte Bundesbehörde geſchehen, aber ein Ausſchuß von fünfzehn Mitgliedern der gegenwärtigen Verſammlung permanent bleiben, um, wenn die Nationalverſammlung innerhalb vier Wochen nicht zu Stande käme, die jezige Verſammlung wieder zuſammen zu rufen.

Solche Dinge ließen die Fürſten nur vor ſich gehen, weil von dem Flügelſchlag der franzöſiſchen Revolution die deutſche Luft ſo nachzitterte, daß ſie und ihre Diener ſich beugten, ohne nur ein Wort des Proteſtes zu wagen. Selbſt der Bundestag war befliſſen, dieſer Verſammlung ſeine Anerkennung durch eine förmliche Begrüßung auszudrücken. Freilich aber ging auch die Mehrheit derſelben ſorglich darauf aus, den Namen Revolution mit Evolution und Reform zu vertauſchen, ja weder Revolutionsmänner zu heißen noch ſich heißen zu laſſen.

Der Antrag, den Struve mit Hecker und Andern, faſt lauter Süddeutſchen, geſtellt hatte, trat wie ein unheimlicher Geiſt vor die Mehrheit. Selbſt viele von dieſer Mehrheit fühlten die Wahrheit der meiſten Punkte, aber vor proviſoriſcher Regierung und Republik wichen ſie zurück, es war ihnen, wie nicht geheuer dabei, und ſo erſchien ihnen auch vieles Andere jakobiniſch und ſozialiſtiſch.

Eiſenmann von Würzburg rief, man ſolle ſich einzig und allein mit der Frage beſchäftigen, wie das deutſche Parlament am ſchnellſten hergeſtellt werden könne, alſo nichts als die Wahlart beſtimmen, und alle ſonſtigen Vorſchläge ſowohl des Siebenerausſchuſſes als

der Republikaner bei Seite laſſen. Denn die Verſammlung habe keine Vollmacht dazu, kein rechtliches Mandat. Auch ſeyen Oeſtreich und Norddeutſchland zu wenig vertreten. Wir ſind keine konſtituirende Verſammlung, ſprach Jaup von Darmſtadt, greifen wir denjenigen nicht vor, die in vier Wochen als Nationalverſammlung zuſammentreten ſollen.

Die Männer des Siebener-Ausſchuſſes, zunächſt Welcker und Heinrich von Gagern, ſtellten ſich gegen Eiſenmann, wie gegen Struve. Gagern drang auf eine Erklärung der Verſammlung für das monarchiſche Prinzip. Glauben Sie, ſprach er, daß wir die Grundſäze verkündigen ſollen, die Herr von Struve in ſeinem Antrag uns vorlegte? Glauben Sie, daß wir es in einem Augenblick thun ſollen, wo es gilt, praktiſche Aufgaben zu löſen, Deutſchland zu vereinigen, für die Schickſale, die ihm ſo nahe bevorſtehen, und für den Fall eines Krieges, in welchem Polen frei werden ſoll, zu kräftigen? Glauben Sie, daß das der Weg wäre, den Credit wieder zu heben, und die Nahrungsloſigkeit zu beſeitigen, die auf uns Alle drückt? Wir wollen praktiſche Fragen an die Spize unſers Programms ſtellen. Sprechen Sie die Anſicht dieſer Verſammlung aus, daß wir an der Monarchie feſthalten. Sagen Sie, daß es ſich bei dem Struve'ſchen Antrag nur von Vorſchlägen einer Minderheit handelt, die nach Problemen haſcht und unerreichbare Dinge erſtrebt. Sprechen Sie es aus, daß wir zwar eine Verſammlung bilden, welche die Freiheit will und um des Volks und der Volksſouveränität willen beſteht, aber dem Prinzip der Monarchie im Staate treu bleibt und zugleich der Nothwendigkeit der Durchführung einer Einheit huldigt.

Es entſpann ſich ein heißer erbitterter Kampf zwiſchen dem monarchiſchen und dem republikaniſchen Prinzip. Am meiſten Eindruck auf Seite der Monarchie machte Eiſenmann. Ich lebe und ſterbe, rief er, für die konſtitutionelle Monarchie. Wenn aber ein Mann, der von dem Königthum ſo viel gelitten hat, der, durch ſie gegen das Geſez verurtheilt und ſogar gegen das Geſez in den Kerker geworfen, fünfzehn Jahre darin zubrachte, dennoch der konſtitutionellen Monarchie das Wort ſpricht, ſo muß dieſe nicht ein leerer Traum, ſondern ein Grundſaz ſeyn, an den man das Wohl und Wehe ſeiner Mitbürger geknüpft glaubt.

Doch ſprach ſich außer Eiſenmann und H. Gagern nur noch Welcker für die Monarchie als das an und für ſich Beſſere aus. Schon in der Vorberathung war auffallend hervorgetreten, daß unter denen, die ſprachen, keiner ſonſt war, der ein Anhänger der konſtitutionellen Monarchie aus Ueberzeugung von ihrem Vorzug an und für ſich ſelbſt hätte genannt werden können, und ſelbſt Mittermaier hatte nur an die verſchiedenen Stufen der politiſchen Entwicklung gemahnt, auf der die einzelnen deutſchen Volksſtämme ſtehen, ſelbſt Jürgens nur an die Gefahr der Zerſplitterung Deutſchlands, wenn ihm aufzudringen geſucht werde, was es für jezt wenigſtens noch zurückweiſe.

Die Furcht vor einer Zerſpaltung Deutſchlands wirkte auch jezt in der Paulskirche ſtark: es handelte ſich darum, ob Ein Deutſchland werden ſolle, oder eine ſüdweſtdeutſche Republik neben einem zahlreicheren monarchiſchen Deutſchland.

Wie ſchon am Abend vorher im Weidenbuſch, waren die Redner für die Republik beredter, von ihrer Sache wirklich begeiſtert; die Sympathien des Volkes hoben ſie noch; denn Nachts halb 11 Uhr am 30. März war Hecker und ſeinen Freunden von einer unüberſehbaren Menſchenmenge ein Fackelzug gebracht worden.

Hecker mit ſeiner feurigen, einſchneidenden, hinreißenden Beredtſamkeit, war im erſten Augenblick als die Seele der republikaniſchen Minderheit erkannt worden.

Hecker war ſeit länger ſchon Volksliebling in Baden, an der ganzen Bergſtraße, in der Pfalz und im Rheingau. Die Natur hatte ihn äußerlich zum Volksmann ausgeſtattet, kräftig, ſchön, in Fülle der Geſundheit, und die langen braunen Haare, die ſeelenvolle Kernſtimme, der jugendliche, poetiſche Anſtrich des ganzen Mannes, an dem kein Stäubchen der Gelehrtenſtube hängt, und der doch ſo geſcheidt zu reden weiß — das mußte gewinnen, hinreißen.

Dieſer Rechtsanwalt aus Mannheim, dem ſeine perſönlichen und ſeine politiſchen Feinde, ſowohl die von derſelben, als die von der entgegengeſezten Partei, die tieferen Kenntniſſe der Dinge und der Menſchen, wie den Kopf des Staatsmanns abſprechen, war jedenfalls eine Macht. Seine Macht ruhte mehr noch als in dem bisher an ihm Gerühmten, in dem Adel und der Poſitivität ſeines Karakters, in ſeiner Begeiſterung, in ſeiner ſelbſtvergeſſenen Hingabe

an die Sache des Volkes und der Freiheit. Der Neid und der kleinliche, hämiſche Sinn wollten ihn als beherrſcht von der Eitelkeit verſchreien: nur die Dummheit, und ſelbſt dieſe bloß in kleiner Zahl, ſprach es nach. Phantaſtiſches war in ihm und an ihm, denn er hatte viel Phantaſie. Daß die Liebe groß in ihm war, aber nicht die Selbſtliebe, ſondern die Menſchenliebe, hat er überall bewieſen. Kein Vielwiſſer, ein Mann für's Handeln zu werden, hatte er ſich von früh an gebildet.

Hecker hatte richtiger als andere, ſonſt ihm geiſtig Ueberlegene, die Verſammlung, ihren Geiſt, ihre Willensfähigkeit, die wahre Lage der Sache und der Verhältniſſe bemeſſen, in den wenigen Stunden mit ſeinem geſunden Blick. Er ſah, für Das, was er wollte als Deutſchlands Beſtes, war wenig Boden jezt in dieſer Verſammlung, ſicherlich noch weniger in einer neuen nach vierwöchigem Zuwarten. Er kannte den Feind, der Unkraut ausgeſäet, wenn er auch nichts wußte von dem Operationsplan und den Inſtruktionen der heiligen Loge in der Wilhelmsſtraße zu Berlin.

„Unſer Volk blickt auf uns, ſagte er, es ſucht in uns einen Sammelpunkt, es erwartet ihn in uns, da die Regierungen in Unmacht auseinander gefallen ſind. Bedenken Sie, daß auch geheime Feinde, daß die Anhänger einer geſtürzten Partei mit mißliebigen und gehäſſigen Augen auf uns ſehen. Das Volk erwartet, daß wir permanent beiſammen bleiben, bis die Nationalverſammlung zuſammengekommen iſt. Wenn wir nicht die einzige Drohung, die uns auf geſezlichem Wege zu Gebot ſteht, nämlich die des Beiſammenbleibens gebrauchen, ſo haben wir die Sache der Freiheit um fünfzig Jahre zurückgeſchoben. Man hat die von uns gegebene Erklärung kritiſirt und geſagt, eine Berathung darüber würde vier Wochen brauchen. Was thaten denn die Nordamerikaner, die Ihr alle anruft? Sie traten zuſammen, und ehe ſie die Verfaſſung machten, gaben ſie in ihrer Verſammlung eine Erklärung der Rechte der Nation und der Menſchen ab. Sie giengen damit ihrer amerikaniſchen Verfaſſung voraus. Beiſammen müſſen wir bleiben, bis eine vom Volk gewählte geſezgebende Verſammlung da iſt, denn ich fürchte, daß ſie ſonſt gar nie zu Stande kommt. Das Programm der Siebener iſt ſchon logiſch nicht haltbar. In dem erſten Saz iſt davon die Rede, daß wir ein Bundeshaupt haben ſollen. Das kommt mir

vor wie die göttliche Legitimität, welche zuerſt ſagt: Ich, der König, und die dann nach dem Volke ſucht. Zuerſt hätte man die Nationalverſammlung mit ihren Rechten und Befugniſſen ausſtatten oder wenigſtens benennen ſollen, und hätte man dann eine Grundlage gehabt, und wir uns ſelbſt die Ehre angethan, ein Volk zu ſeyn, dann hätten wir die Glieder bis zu der lezten Spize hinauf ſuchen können. Wenn aber ſchon an der Spize das Bundeshaupt ſteht, ſo haben Sie ſich gewiſſermaßen ſelbſt die Schlinge um den Hals gezogen, ſie haben ein Souveränitätsprinzip an die Spize geſtellt, aus dem Sie nur Conſequenzen ziehen können, und alles Uebrige iſt Nichts".

Mißfiel den Aelteren, den lange Gefeierten und den Hochgeſtellten, daß Hecker noch ſo jung und noch neu in der politiſchen Laufbahn, und ohne Stellung im Staate, hier in dieſem hohen Rath der Nation, wie er die vorberathende Verſammlung ſelbſt nannte, den Ton angeben, die erſte Rolle ſpielen ſollte? oder war es die deutſche Natur, die vor lauter Gründlichkeit nicht zum Ziele, aus lauter Vernunft nicht zu Verſtand, aus lauter Vorſicht zu Fall kommt, was die Mehrheit beſtimmte den verſtändigen Gründen Heckers nicht beizuſtimmen? Der Erfolg hat jenen gerechtfertigt, dieſe gerichtet. Nur derjenige Grad von Mangel an politiſchem Verſtand, der ſo viele ſogenannte deutſche Staatsmänner und die meiſten Altliberalen auszeichnet, konnte auch nur einen Augenblick im Zweifel ſeyn, daß vier Wochen Zuwarten die Sache der Freiheit und des Volkes preisgeben heiße. Die Koryphäen der Reaktion hatten nach dem 18. März nur zwei Tage gebraucht, um der Berliner Revolution jede elektriſche Kraft auszuziehen. Sollte man ihr vier Wochen geben, in der deutſchen Sache das Gleiche zu thun?

Aber die Thatkräftigkeit erſchien der Mehrheit ſchon damals als etwas Bedenkliches, und Titus von Bamberg ſah ſich veranlaßt, dem Herrn Heinrich von Gagern zu ſagen, daß die Demokratie nicht, wie der edle Freiherr ihr zum Vorwurf mache, bloß dazu berufen ſey, Unordnung und Störung in die Welt zu bringen. Es wird ſpäteren Zeiten, wenn die Reden Gagerns und ſeiner Freunde im Vorparlament bis dahin überdauern ſollten, das Alles unglaublich erſcheinen, wenn ſie darin leſen und ſehen, welch ein Minimum von politiſcher Weisheit mit höchſtem Selbſtgefühl und traurigſter

an die Sache des Volkes und der Freiheit. Der Neid und der kleinliche, hämiſche Sinn wollten ihn als beherrſcht von der Eitelkeit verſchreien: nur die Dummheit, und ſelbſt dieſe bloß in kleiner Zahl, ſprach es nach. Phantaſtiſches war in ihm und an ihm, denn er hatte viel Phantaſie. Daß die Liebe groß in ihm war, aber nicht die Selbſtliebe, ſondern die Menſchenliebe, hat er überall bewieſen. Kein Vielwiſſer, ein Mann für's Handeln zu werden, hatte er ſich von früh an gebildet.

Hecker hatte richtiger als andere, ſonſt ihm geiſtig Ueberlegene, die Verſammlung, ihren Geiſt, ihre Willensfähigkeit, die wahre Lage der Sache und der Verhältniſſe bemeſſen, in den wenigen Stunden mit ſeinem geſunden Blick. Er ſah, für Das, was er wollte als Deutſchlands Beſtes, war wenig Boden jezt in dieſer Verſammlung, ſicherlich noch weniger in einer neuen nach vierwöchigem Zuwarten. Er kannte den Feind, der Unkraut ausgeſäet, wenn er auch nichts wußte von dem Operationsplan und den Inſtruktionen der heiligen Loge in der Wilhelmsſtraße zu Berlin.

„Unſer Volk blickt auf uns, ſagte er, es ſucht in uns einen Sammelpunkt, es erwartet ihn in uns, da die Regierungen in Unmacht auseinander gefallen ſind. Bedenken Sie, daß auch geheime Feinde, daß die Anhänger einer geſtürzten Partei mit mißliebigen und gehäſſigen Augen auf uns ſehen. Das Volk erwartet, daß wir permanent beiſammen bleiben, bis die Nationalverſammlung zuſammengekommen iſt. Wenn wir nicht die einzige Drohung, die uns auf geſezlichem Wege zu Gebot ſteht, nämlich die des Beiſammenbleibens gebrauchen, ſo haben wir die Sache der Freiheit um fünfzig Jahre zurückgeſchoben. Man hat die von uns gegebene Erklärung kritiſirt und geſagt, eine Berathung darüber würde vier Wochen brauchen. Was thaten denn die Nordamerikaner, die Ihr alle anruft? Sie traten zuſammen, und ehe ſie die Verfaſſung machten, gaben ſie in ihrer Verſammlung eine Erklärung der Rechte der Nation und der Menſchen ab. Sie giengen damit ihrer amerikaniſchen Verfaſſung voraus. Beiſammen müſſen wir bleiben, bis eine vom Volk gewählte geſezgebende Verſammlung da iſt, denn ich fürchte, daß ſie ſonſt gar nie zu Stande kommt. Das Programm der Siebener iſt ſchon logiſch nicht haltbar. In dem erſten Saz iſt davon die Rede, daß wir ein Bundeshaupt haben ſollen. Das kommt mir

vor wie die göttliche Legitimität, welche zuerſt ſagt: Ich, der König, und die dann nach dem Volke ſucht. Zuerſt hätte man die Nationalverſammlung mit ihren Rechten und Befugniſſen ausſtatten oder wenigſtens benennen ſollen, und hätte man dann eine Grundlage gehabt, und wir uns ſelbſt die Ehre angethan, ein Volk zu ſeyn, dann hätten wir die Glieder bis zu der lezten Spize hinauf ſuchen können. Wenn aber ſchon an der Spize das Bundeshaupt ſteht, ſo haben Sie ſich gewiſſermaßen ſelbſt die Schlinge um den Hals gezogen, ſie haben ein Souveränitätsprinzip an die Spize geſtellt, aus dem Sie nur Conſequenzen ziehen können, und alles Uebrige iſt Nichts".

Mißfiel den Aelteren, den lange Gefeierten und den Hochgeſtellten, daß Hecker noch ſo jung und noch neu in der politiſchen Laufbahn, und ohne Stellung im Staate, hier in dieſem hohen Rath der Nation, wie er die vorberathende Verſammlung ſelbſt nannte, den Ton angeben, die erſte Rolle ſpielen ſollte? oder war es die deutſche Natur, die vor lauter Gründlichkeit nicht zum Ziele, aus lauter Vernunft nicht zu Verſtand, aus lauter Vorſicht zu Fall kommt, was die Mehrheit beſtimmte den verſtändigen Gründen Heckers nicht beizuſtimmen? Der Erfolg hat jenen gerechtfertigt, dieſe gerichtet. Nur derjenige Grad von Mangel an politiſchem Verſtand, der ſo viele ſogenannte deutſche Staatsmänner und die meiſten Altliberalen auszeichnet, konnte auch nur einen Augenblick im Zweifel ſeyn, daß vier Wochen Zuwarten die Sache der Freiheit und des Volkes preisgeben heiße. Die Koryphäen der Reaktion hatten nach dem 18. März nur zwei Tage gebraucht, um der Berliner Revolution jede elektriſche Kraft auszuziehen. Sollte man ihr vier Wochen geben, in der deutſchen Sache das Gleiche zu thun?

Aber die Thatkräftigkeit erſchien der Mehrheit ſchon damals als etwas Bedenkliches, und Titus von Bamberg ſah ſich veranlaßt, dem Herrn Heinrich von Gagern zu ſagen, daß die Demokratie nicht, wie der edle Freiherr ihr zum Vorwurf mache, bloß dazu berufen ſey, Unordnung und Störung in die Welt zu bringen. Es wird ſpäteren Zeiten, wenn die Reden Gagerns und ſeiner Freunde im Vorparlament bis dahin überdauern ſollten, das Alles unglaublich erſcheinen, wenn ſie darin leſen und ſehen, welch ein Minimum von politiſcher Weisheit mit höchſtem Selbſtgefühl und traurigſter

ſobald wir uns ſelbſt ſpalten in unſerm Innern. Was wir hier tumultuariſch ausmachen oder nicht ausmachen, es wird draußen, nicht mit Geſchrei, es wird mit der Fauſt oder mit den Waffen ausgemacht. Unſer heiligſter Beruf iſt es, unſerm Volk einen Begriff zu geben, von der Würde und Größe der Volksvertreter.

So verſöhnte unter allgemeinem Beifall Robert Blum. Die Berathung ging ruhiger fort. Die Verſammlung war einig, daß man ſich zunächſt nicht über Monarchie oder Republik, ſondern über das Wie der Berufung des Parlaments zu verſtändigen habe. Es wurde beſchloſſen, Schleswig als ſtaatsrechtlich und national mit Holſtein unzertrennlich verbunden, ebenſo Oſt- und Weſtpreußen, als Theile Deutſchlands zu erklären, und in den Bund aufzunehmen. Als von Poſen die Rede wurde, kam auch der Zwieſpalt an den Tag, der zwiſchen Deutſchen und Polen in dieſer Landſchaft herrſcht, ein Zwieſpalt der Intereſſen und der Neigungen, der nicht größer ſeyn könnte. Adreſſen waren da, von Deutſchen aus Poſen, die deutſch ſeyn und im deutſchen Parlament vertreten ſeyn wollten; von Slaven aus Poſen, die da erklärten, es ſey eine Anmaßung, wenn man ſie auf einen deutſchen Congreß lade. Die weltbürgerliche Seele des Deutſchen ſiegte jauchzend in dieſer Frage über Deutſchland ſelbſt.

Die Folgen einer Erziehung für unnationalen Idealismus, für das Weltbürgerthum, traten im Jahre 1848 bei den Beſten des deutſchen Volkes in ſchädlicher Weiſe hervor. Da, als die Deutſchen in ſpießbürgerlicher Engherzigkeit und Beſchränktheit das achtzehnte Jahrhundert entlang ſich ſchleppten, da war es an der Zeit, daß ihnen die großen Geiſter unſeres Volkes eine Welt öffneten mit dem weiteſten Horizonte; dem Materialismus gegenüber, der auch bei unſerm Volke weiter und näher an's Herz fraß, war der Idealismus ein vom Himmel gegebenes Gegengift. Daß die Deutſchen nach der Geneſung von der Krankheit fort und fort am Idealismus ſich nährten, trug mit zu ihrem politiſchen Unglück bei.

Diejenigen, ſagte Leisler aus Naſſau, die frei ſeyn wollen, müſſen vor allen Dingen gerecht ſeyn. Es handelt ſich hier um die Gränzen der Staaten des großen deutſchen Vaterlandes, mit denen wir künftig frei leben werden. Ich glaube, die, welche eine Schuld auf ſich geladen haben, eine heilige Schuld, ſollen ſie ganz und voll-

ſtändig bezahlen. Kein Vortheil für den Schuldner bleibe zurück. Darum muß vor allen Dingen Polen ganz wieder hergeſtellt werden. Wenn wir etwas geraubt haben und wir wollen es herausgeben, ſo müſſen wir es herausgeben mit allen Rechten, die dazu gehören von dem Tag an, wo wir es genommen haben. Wann haben wir den erſten Raub an Polen begangen? Im Jahre 1772. Darum muß Polen hergeſtellt werden mit den Gränzen vom Jahre 1772. Ich verkenne durchaus nicht, daß die deutſche Bevölkerung in Poſen dadurch in eine ſchlimme Lage gebracht wird. Wer anders iſt aber daran Schuld, als die, welche den Raub an Polen begangen haben? Hätte man Polen nicht getheilt, ſo würden ſich dieſe Deutſche nicht nach Polen begeben haben. Die deutſche Nation muß ſie entſchädigen. Wir dürfen nicht verlangen, daß Polen die Entſchädigung übernimmt, ſondern wir müſſen ſie übernehmen. Polen muß wieder frei ſeyn mit ſeinen Gränzen von 1772, und wir alle erheben uns wie Ein Mann dafür!

Junghanns aus Poſen entgegnete: Wenn wir die Provinz Poſen nicht hätten, müßten wir ſie erobern. Ein Sachſe wollte die Gerechtigkeit mit der Klugheit verbinden und die militäriſchen Gränzen Deutſchlands wenigſtens nicht bloßſtellen aus zu weitgehender Gerechtigkeit gegen Polen. Dem Grundſaz der Gerechtigkeit muß ich folgen, mit Ausſchließung der Klugheit, rief Henſel aus Sachſen. Was nicht ungeſchehen gemacht werden kann, dürfen wir nicht ungeſchehen machen wollen, weil es Unſinn wäre, entgegnete Struve. Erwägen wir, was zu thun iſt für Polen, ohne Unrecht an den Deutſchen zu begehen!

So ſchweifte die Bruderliebe für andere Völker bei der großen Mehrheit weit hinaus über die nöthige Sorge für's eigene Volk, ſo daß dieſe faſt verſäumt worden wäre. Doch gelang es, daß nicht weiter geſchah, als unter faſt einſtimmigem freudigem Zuruf die Abgabe der Erklärung, daß Polen hergeſtellt werden müſſe und das durch ſeine Zerreißung von den Kabineten verübte Unrecht, ein ſchreiendes Unrecht zu ſühnen, heilige Pflicht des deutſchen Volkes ſey.

Darauf wurde beſchloſſen, daß von je 50,000, nicht von 70,000, wie die Siebener wollten, ein Abgeordneter in's Parlament geſandt werde.

Einen großen Sturm in der Verſammlung erregte es Nachmittags, als dem Präſidenten herein gemeldet wurde, in der Bocken-

ſobald wir uns ſelbſt ſpalten in unſerm Innern. Was wir hier tumultuariſch ausmachen oder nicht ausmachen, es wird draußen, nicht mit Geſchrei, es wird mit der Fauſt oder mit den Waffen ausgemacht. Unſer heiligſter Beruf iſt es, unſerm Volk einen Begriff zu geben, von der Würde und Größe der Volksvertreter.

So verſöhnte unter allgemeinem Beifall Robert Blum. Die Berathung ging ruhiger fort. Die Verſammlung war einig, daß man ſich zunächſt nicht über Monarchie oder Republik, ſondern über das Wie der Berufung des Parlaments zu verſtändigen habe. Es wurde beſchloſſen, Schleswig als ſtaatsrechtlich und national mit Holſtein unzertrennlich verbunden, ebenſo Oſt- und Weſtpreußen, als Theile Deutſchlands zu erklären, und in den Bund aufzunehmen. Als von Poſen die Rede wurde, kam auch der Zwieſpalt an den Tag, der zwiſchen Deutſchen und Polen in dieſer Landſchaft herrſcht, ein Zwieſpalt der Intereſſen und der Neigungen, der nicht größer ſeyn könnte. Adreſſen waren da, von Deutſchen aus Poſen, die deutſch ſeyn und im deutſchen Parlament vertreten ſeyn wollten; von Slaven aus Poſen, die da erklärten, es ſey eine Anmaßung, wenn man ſie auf einen deutſchen Congreß lade. Die weltbürgerliche Seele des Deutſchen ſiegte jauchzend in dieſer Frage über Deutſchland ſelbſt.

Die Folgen einer Erziehung für unnationalen Idealismus, für das Weltbürgerthum, traten im Jahre 1848 bei den Beſten des deutſchen Volkes in ſchädlicher Weiſe hervor. Da, als die Deutſchen in ſpießbürgerlicher Engherzigkeit und Beſchränktheit das achtzehnte Jahrhundert entlang ſich ſchleppten, da war es an der Zeit, daß ihnen die großen Geiſter unſeres Volkes eine Welt öffneten mit dem weiteſten Horizonte; dem Materialismus gegenüber, der auch bei unſerm Volke weiter und näher an's Herz fraß, war der Idealismus ein vom Himmel gegebenes Gegengift. Daß die Deutſchen nach der Geneſung von der Krankheit fort und fort am Idealismus ſich nährten, trug mit zu ihrem politiſchen Unglück bei.

Diejenigen, ſagte Leisler aus Naſſau, die frei ſeyn wollen, müſſen vor allen Dingen gerecht ſeyn. Es handelt ſich hier um die Gränzen der Staaten des großen deutſchen Vaterlandes, mit denen wir künftig frei leben werden. Ich glaube, die, welche eine Schuld auf ſich geladen haben, eine heilige Schuld, ſollen ſie ganz und voll-

ſtändig bezahlen. Kein Vortheil für den Schuldner bleibe zurück. Darum muß vor allen Dingen Polen ganz wieder hergeſtellt werden. Wenn wir etwas geraubt haben und wir wollen es herausgeben, ſo müſſen wir es herausgeben mit allen Rechten, die dazu gehören von dem Tag an, wo wir es genommen haben. Wann haben wir den erſten Raub an Polen begangen? Im Jahre 1772. Darum muß Polen hergeſtellt werden mit den Gränzen vom Jahre 1772. Ich verkenne durchaus nicht, daß die deutſche Bevölkerung in Poſen dadurch in eine ſchlimme Lage gebracht wird. Wer anders iſt aber daran Schuld, als die, welche den Raub an Polen begangen haben? Hätte man Polen nicht getheilt, ſo würden ſich dieſe Deutſche nicht nach Polen begeben haben. Die deutſche Nation muß ſie entſchädigen. Wir dürfen nicht verlangen, daß Polen die Entſchädigung übernimmt, ſondern wir müſſen ſie übernehmen. Polen muß wieder frei ſeyn mit ſeinen Gränzen von 1772, und wir alle erheben uns wie Ein Mann dafür!

Junghanns aus Poſen entgegnete: Wenn wir die Provinz Poſen nicht hätten, müßten wir ſie erobern. Ein Sachſe wollte die Gerechtigkeit mit der Klugheit verbinden und die militäriſchen Gränzen Deutſchlands wenigſtens nicht bloßſtellen aus zu weitgehender Gerechtigkeit gegen Polen. Dem Grundſaz der Gerechtigkeit muß ich folgen, mit Ausſchließung der Klugheit, rief Henſel aus Sachſen. Was nicht ungeſchehen gemacht werden kann, dürfen wir nicht ungeſchehen machen wollen, weil es Unſinn wäre, entgegnete Struve. Erwägen wir, was zu thun iſt für Polen, ohne Unrecht an den Deutſchen zu begehen!

So ſchweifte die Bruderliebe für andere Völker bei der großen Mehrheit weit hinaus über die nöthige Sorge für's eigene Volk, ſo daß dieſe faſt verſäumt worden wäre. Doch gelang es, daß nicht weiter geſchah, als unter faſt einſtimmigem freudigem Zuruf die Abgabe der Erklärung, daß Polen hergeſtellt werden müſſe und das durch ſeine Zerreißung von den Kabineten verübte Unrecht, ein ſchreiendes Unrecht zu ſühnen, heilige Pflicht des deutſchen Volkes ſey.

Darauf wurde beſchloſſen, daß von je 50,000, nicht von 70,000, wie die Siebener wollten, ein Abgeordneter in's Parlament geſandt werde.

Einen großen Sturm in der Verſammlung erregte es Nachmittags, als dem Präſidenten herein gemeldet wurde, in der Bocken-

Tiefe emporſteigt, nachdem der Druck von ihr genommen! Die Beſchlüſſe folgten, ſo viel auch geſprochen wurde, raſch aufeinander. Beſchloſſen wurde: die Wahlberechtigung und Wählbarkeit darf nicht beſchränkt werden durch einen Wahlcenſus, durch Bevorrechtung einer Religion, durch die Wahl nach beſtimmten Ständen. Jeder volljährige, ſelbſtſtändige Staatsangehörige iſt wahlberechtigt und wählbar. Der zu Wählende braucht nicht dem Staat anzugehören, welchen er bei der Verſammlung vertreten ſoll. Die politiſchen Flüchtlinge, die nach Deutſchland zurückkehren, und ihr Staatsbürgerrecht wieder antreten, ſind wahlberechtigt und wählbar. Die direkte Wahl wurde im Prinzip für die zweckmäßigſte erachtet, jedoch jedem Staat überlaſſen, wie er die Wahlen ordnen wolle. Frankfurt ſollte der Siz der konſtituirenden Nationalverſammlung ſeyn, und die erſte Sizung am erſten Mai. Bis dahin ſollte ein permanenter Ausſchuß von fünfzig aus der Verſammlung in Frankfurt bleiben, in dieſem Ausſchuß jeder Theil des Vaterlands vertreten ſeyn.

Die Frage über Permanenz machte neue Stürme, ſo wie die Frage über das Verhältniß zum Bundestag. Die monarchiſche Partei hatte ſich am Abend zuvor feſt zuſammen geſchloſſen und hatte ſich dahin vereinigt, daß man ſich mit dem Bundestage, der nun durch Männer des Vertrauens verſtärkt ſey, in's Vernehmen ſeze. Der ſollte der Mittelpunkt bleiben und der oberſte Leiter der neuen Dinge.

Es war nicht dumm von den Führern der Reaktion, die Zügel der deutſchen Bewegung dem Bundestag ſo in die Hände ſpielen zu wollen. Der Gedanke war fein, aber plump war die Art, wie man die Verſammlung der Paulskirche dazu führen wollte. Zur Ausführung dieſes Gedankens hatten ſie Welcker gewählt, und Welcker gab ſich dazu her.

Welckers öffentliches Auftreten mißfiel immer mehr: er ſchien ſich gar zu ungleich, ſich ſelbſt untreu geworden. Dieſer Mann hatte ſo lange, einer der Vorderſten, für die Sache des Volkes und die Freiheit geſtritten, er war viel darob verfolgt worden, immer von der öffentlichen Meinung hoch emporgetragen, und er hatte das Schickſal manches Volksmanns, von dieſer Meinung zuerſt über- dann unterſchäzt zu werden. Mangel an Kenntniß deſſen, was der eigentliche Welcker iſt, war Schuld, daß man auch ſein Auftreten

mißkannte. Welcker iſt viel weniger das, was man einen politiſchen Kopf heißt, noch weniger iſt er ein politiſcher Charakter. Er iſt ein politiſches Gemüth, das Herz iſt ihm zu warm, und der Verſtand nicht kalt genug. Er hat mehr Einbildungskraft und Leidenſchaftlichkeit als Scharfſinn und ſtaatsmänniſche Ruhe. Dieſer vollblütige Kopf wird nicht von feſten Prinzipien beherrſcht, ſondern vom Augenblick und äußeren Einwirkungen, und wie dieſe ſehr verſchieden ſind, ſo iſt auch ſein politiſches Auffaſſen und Auftreten nicht gleichartig, ſcheinbar oft ſich widerſprechend, und die Widerſprüche gleichen ſich nur für den aus, der ſie in einem höheren Dritten aufhebt, was Welcker ohne Zweifel hat, wirkliche Liebe zum Vaterland und zum Volke. Die Schwäche der meiſten Staatsmänner wie der parlamentariſchen Volksmänner, die ſich gerne ſelbſt reden hört, hat auch Welcker oft geſchadet. Ein Anflug von Eitelkeit ließ ihn oft ſprechen, ſelbſt da, wo ihm vorerſt die tiefere Sachkenntniß abging: er hatte ſich zu lange angewöhnt, und war verwöhnt worden, der Mann der Debatte und Tribüne zu ſeyn. In Welcker herrſcht der weiche Menſch vor, über den ſtarken, entſchloſſenen, feſten Mann, die Seele überwiegt in ihm den Geiſt, und es iſt, wie wenn der lange abmüdende Kampf der Zeit in ihm die innere Kraft des Willens mehr erweicht als gehärtet hätte. So ſchwingt er ſich in herrlichem Aufflug jezt auf, und gleich darauf iſt er herabgefallen, und regt ſich wie mit gebrochenen Flügeln. Er war nie aus Einem Stück, darum auch nicht ſein politiſches Wollen und Handeln. Viele der Jüngeren, die mit ihm geſtrebt, ſind der Sache des Volkes und ſich untreu, ſind unehrlich geworden. Sie haben ihn, den Gealterten, viel bearbeitet, verlockt und verleitet. Er hatte ſchwache Stunden, ſehr ſchwache. Zur Unehrlichkeit ließ er ſich von ihnen nicht verführen; ſo weit er auch ſchon mit ihnen ſeitwärts gegangen war, er ging zurück, ehe er den lezten Schritt über die Linie machte, die ehrlich und unehrlich ſcheidet. Und man darf gewiß hoffen, daß Welcker an dem Worte jenes frommen Staatsmannes feſthalten wird, daß es nicht genug iſt, auf eine dreißigjährige ehrliche Laufbahn ſich berufen zu können, ſondern, daß man bis an's Ende des Lebens ehrlich bleiben muß.

Hier zu Frankfurt fand ſich Welcker unter denjenigen Männern, die bisher als Glieder der äußerſten Linken genannt worden waren, und die ſich bereits von der Eile des Zeitſturmes überholt ſahen. Welcker

konnte nur von Einwendungen unterbrochen, oft unter einem Terrorismus des Widerſpruchs, von der Rednerbühne ſprechen. Von der äußerſten Linken unten, von den Gallerien oben ſtürmte der Widerſpruch auf ihn heran. Welckers Unglück in der Paulskirche war ſein Improviſiren, oder vielleicht richtiger ſein Sprechen aus Inſpiration. Da war weder Auswahl noch Ordnung, ſowohl der Gedanken als des Ausdrucks, und beide litten häufig an dem Zuviel, an Uebertreibung. Strategie wie Taktik der Idee und des Worts hat er nie in Frankfurt gezeigt. Als er für den Bundestag ſprach, ſagte er: „Freunde, wir wollen, daß unſere Beſchlüſſe auch Kraft und Nachdruck haben. Sie können heute oder morgen, da oder dort eine kleine Revolution oder einen Straßenkrawall anfangen, allein darum gehorcht man ihnen noch nicht in Sachſen oder in Berlin. Wir leben in einer Zeit der Noth, wo die ganze Geſellſchaft auseinanderfallen will, und nach Innen und Außen Unordnung und Anarchie das Land bedroht. In ſolcher Zeit iſt es nothwendig, das lezte Band des Zuſammenhaltens heilig zu achten."

Da war der Beifall von den Bundestäglern groß, größer der Widerſpruch von der andern Seite: daß in dieſer Verſammlung der Bundestag, und zwar von Welcker, das lezte Band des Zuſammenhaltens, und ein heilig zu achtendes Band, genannt wurde, war zu viel. Noch war der Bundestag nicht gereinigt, nur theilweiſe durch edlere Kräfte bereichert, und die republikaniſche Partei fand ſich durch Welckers Aeußerung beleidigt. Welcker ſelbſt ſagte nach dem Sturm weiter: „Wir haben oft genug die Möglichkeit von revolutionären Bewegungen gehört. Dieſe wollen Sie nicht und ich will ſie nicht."

So hatte Welcker nicht immer geſprochen.

„Nicht durch perſönliche Invektiven, entgegnete Hecker, ſondern durch die Macht der Wahrheit und Gründe überzeugen wir uns. Ich nehme es keinem übel, wenn er in der gegenwärtigen wunderbaren Zeit den Augenblick ſelbſt und die Zeit überſieht, es gibt viele Menſchen, die nicht begreifen, daß wir in der Mitte des Zuſtandes der Revolution ſind. In ſolchen Zeiten nehme ich es einem Manne nicht übel, wenn er denjenigen, welche die äußerſten und klarſten Prinzipien vertreten und entſchloſſen ſind, mit ihrem Kopf und ihrem Leben das Land zu retten, und ſich nicht an eine beſtehende Gewalt

mißkannte. Welcker iſt viel weniger das, was man einen politiſchen Kopf heißt, noch weniger iſt er ein politiſcher Charakter. Er iſt ein politiſches Gemüth, das Herz iſt ihm zu warm, und der Verſtand nicht kalt genug. Er hat mehr Einbildungskraft und Leidenſchaftlichkeit als Scharfſinn und ſtaatsmänniſche Ruhe. Dieſer vollblütige Kopf wird nicht von feſten Prinzipien beherrſcht, ſondern vom Augenblick und äußeren Einwirkungen, und wie dieſe ſehr verſchieden ſind, ſo iſt auch ſein politiſches Auffaſſen und Auftreten nicht gleichartig, ſcheinbar oft ſich widerſprechend, und die Widerſprüche gleichen ſich nur für den aus, der ſie in einem höheren Dritten aufhebt, was Welcker ohne Zweifel hat, wirkliche Liebe zum Vaterland und zum Volke. Die Schwäche der meiſten Staatsmänner wie der parlamentariſchen Volksmänner, die ſich gerne ſelbſt reden hört, hat auch Welcker oft geſchadet. Ein Anflug von Eitelkeit ließ ihn oft ſprechen, ſelbſt da, wo ihm vorerſt die tiefere Sachkenntniß abging: er hatte ſich zu lange angewöhnt, und war verwöhnt worden, der Mann der Debatte und Tribüne zu ſeyn. In Welcker herrſcht der weiche Menſch vor, über den ſtarken, entſchloſſenen, feſten Mann, die Seele überwiegt in ihm den Geiſt, und es iſt, wie wenn der lange abmüdende Kampf der Zeit in ihm die innere Kraft des Willens mehr erweicht als gehärtet hätte. So ſchwingt er ſich in herrlichem Aufflug jezt auf, und gleich darauf iſt er herabgefallen, und regt ſich wie mit gebrochenen Flügeln. Er war nie aus Einem Stück, darum auch nicht ſein politiſches Wollen und Handeln. Viele der Jüngeren, die mit ihm geſtrebt, ſind der Sache des Volkes und ſich untreu, ſind unehrlich geworden. Sie haben ihn, den Gealterten, viel bearbeitet, verlockt und verleitet. Er hatte ſchwache Stunden, ſehr ſchwache. Zur Unehrlichkeit ließ er ſich von ihnen nicht verführen; ſo weit er auch ſchon mit ihnen ſeitwärts gegangen war, er ging zurück, ehe er den lezten Schritt über die Linie machte, die ehrlich und unehrlich ſcheidet. Und man darf gewiß hoffen, daß Welcker an dem Worte jenes frommen Staatsmannes feſthalten wird, daß es nicht genug iſt, auf eine dreißigjährige ehrliche Laufbahn ſich berufen zu können, ſondern, daß man bis an's Ende des Lebens ehrlich bleiben muß.

Hier zu Frankfurt fand ſich Welcker unter denjenigen Männern, die bisher als Glieder der äußerſten Linken genannt worden waren, und die ſich bereits von der Eile des Zeitſturmes überholt ſahen. Welcker

ihm ein anderer Ausſchuß bilden, beſtehend aus Zuſammenkünften auf den Straßen und aus Volksverſammlungen. Der Ruf der deutſchen Nation geht an euch: Geſchäftsführer der Nation, ſeid permanent, wir erwarten es von euch, und nichts anderes als Permanenz."

„Ich komme aus einer Stadt, ſprach d'Eſter von Cöln, in welcher in dieſem Augenblicke, möchte ich ſagen, keine Gewalt mehr exiſtirt. Die Regierungsgewalt iſt vollkommen annullirt, die Polizeigewalt Null, und die Militärgewalt durchaus in der Auflöſung begriffen. Man hat die Kriegsreſerven entlaſſen müſſen, weil man die Militärgewalt nicht mehr handhaben konnte. Und ſo ſehnt man ſich nach einer Autorität, die nur in einer kräftigen Verſammlung gefunden werden kann, die an die Spize von Deutſchland tritt. Ich beſchwöre Sie, bleiben Sie permanent, und ſtellen Sie die Ruhe in Deutſchland auf der Grundlage des Volkswillens her, welcher Sie hieher ſchickte."

„In meinen Provinzen, entgegnete Rüder von Oldenburg, herrſcht zwar eine Bewegung der Reform, aber kein revolutionärer Zuſtand, und es gibt auch dort noch eine Regierung. Man will dort einen Mittelpunkt behalten, ſich an das Beſtehende anlehnen, und dieß iſt der Bundestag. Es iſt wohl zu bedenken, daß ſehr viele Männer zu Haus jezt gar nicht zu entbehren ſind, denn auch in der Heimath macht ſich eine ſtarke Reform geltend, auch dort werden konſtituirende Verſammlungen zuſammentreten, wobei Männer des Vertrauens nothwendig ſind. Die Folge einer Permanenz unſerer Verſammlung wäre die, daß bloß eine Minderzahl hier bliebe. Ich ſpreche für einen Fünfziger-Ausſchuß."

Der greiſe Itzſtein trat auf die Rednerbühne. Er unterſtüzte Heckers Antrag, und zeigte das Lächerliche eines Ausſchuſſes, der nach dem Hauptantrag nur fünfzehn Perſonen zählen würde. Er ſprach für die Permanenz der ganzen Verſammlung ſo, daß nicht nothwendig alle ſtets anweſend ſeyn müßten, nur eine bedeutende Zahl, daß aber alle ſofort einberufen werden könnten.

Merkwürdig bleibt, daß beſonders Führer der kirchlichen Partei gegen die Permanenz der Verſammlung am entſchiedenſten ſprachen. Heckers prophetiſche Worte, Itzſteins ſprüchwörtlich gewordene Klugheit — ſie hatten keinen Erfolg. Praktiſch iſt nur der Vorſchlag

Welckers, ſagte ein Mann aus Schleswig, ſagte die Rechte, ſagten die Doktrinäre. Hecker iſt auf einem verkehrten Weg, auf dem Wege, den Frankreich gegangen iſt, den wir aber nicht gehen wollen, ſagte Jakob Venedey. Wären wir nur eine Partei, wie dieſer doktrinirt, ſo wäre es vielleicht bald um uns geſchehen, entgegnete Hecker. Darin aber, daß wir dieß nicht ſind, liegt gerade unſere Kraft. Wir ſind das einzige Organ der deutſchen Einheit, ſagte Jakobi von Königsberg. Es iſt unſere Pflicht, nicht von dem Plaze zu weichen.

Und Heinrich von Gagern erhob ſich gegen den Verſtand Jakobis, und unterſuchte die Eigenſchaften und die Berechtigung der hier Verſammelten. Er meinte, daſſelbe Recht, das alle Nicht-Kammermitglieder haben, würden alle Intelligenten in Deutſchland haben. Deshalb ſey die Permanenz unmöglich und unausführbar. Ferner, ſagte Heinrich von Gagern, wo würden wir einen Ort finden, uns zu verſammeln? und irgend ein Reglement, unter dem es möglich wäre, eine ſolche Verſammlung zu leiten? Sie wäre die erſte Verſammlung dieſer Art, ſo lange die Welt beſteht, und eigentlich undenkbar.

Kaum hatte er ſeine längere Rede geendet und einen Antrag geſtellt, der ſehr verſchiedene Dinge, die Permanenzfrage, den Ausſchuß und den Bundestag, geſchwind und täuſchend ineinander ſchob, ſo riefen die Seinen, wie verabredet, nach Abſtimmung. Es wurde heftig proteſtirt gegen eine Abſtimmung ohne Berathung. Selbſt Blum ließ ſich überliſten, und übereilte ſich, die Abſtimmung ohne Diskuſſion, damit Zeit gewonnen werde, zu unterſtüzen; doch ſprach er für Verſchiebung der Abſtimmung auf den andern Tag und gegen namentliche Abſtimmung. Er fürchtete die Folgen, wenn jezt ſchon die Schwäche der Linken klar an Zahlen ſich herausſtelle.

Aber die Verſammlung blieb dabei, und erklärte ſich mit 368 gegen 148 Stimmen gegen die Permanenz und nahm den Antrag Gagerns an, „daß ein Ausſchuß von Fünfzig mit dem Bundestag in's Vernehmen treten und den Bundestag bei der Wahrung der Intereſſen der Nation berathen ſolle".

Damit ſchloß die zweite Sizung. In der Dritten unterbrach die Ruhe der Berathung ein Antrag von Blum, Ziß, Strecker, Jakobi, Vogt, v. Behr, Dupré, v. Izſtein, beiden Leisler und Wuttke.

Der Antrag gieng dahin, die Verſammlung ſoll erklären, bevor die Bundesverſammlung die Angelegenheit der Gründung einer konſtituirenden Verſammlung in die Hand nimmt, möge ſich dieſelbe von den verfaſſungswidrigen Ausnahmebeſchlüſſen losſagen und die Männer aus ihrem Schooß entfernen, die zur Hervorrufung und Ausführung derſelben mitgewirkt haben.

Bei der Begründung des Antrags rügte Zitz, daß der Gagernſche Antrag geſtellt und angenommen wurde, obgleich er von dem Gegenſtand der Discuſſion abwich, und daß darüber abgeſtimmt wurde ohne vorhergegangene Discuſſion deſſelben, obgleich der Gegenſtand ſo wichtig war. Dadurch, ſagte Zitz, iſt die Bundesverſammlung der leitende Körper des von uns zu wählenden Ausſchuſſes geworden. Das iſt bedenklich, wir müſſen gegen die nachtheiligen Folgen dieſes ſchnellen, in einen andern Gegenſtand verwebten Beſchluſſes noch zurückkommen, ehe wir den Ausſchuß wählen. Iſt es dem Bundestag ernſt, will er das deutſche Volk verſöhnen für die tauſend Verbrechen, die auf ihm laſten, ſo kann ihm nur willkommen ſeyn, einen ernſten Beſchluß zu faſſen. Iſt es ihm damit nicht ernſt, ſo finde ich in ſeinem Schooß auch den Keim der Reaktion, und ſo wollen wir die Erſten nicht ſeyn, die dem todten Körper Leben einfließen laſſen, wie Herr von Gagern will. Es iſt eine gewagte Behauptung von ihm, daß der jezige Zuſtand geeignet ſey, einer Leiche Leben einzuhauchen. Soll der Ausſchuß mit dem Bundestag thätig ſeyn, ſo dürfen keine vergiftende Elemente darin ſeyn. Geben Sie uns die Sicherheit, daß wir nicht vor ganz Deutſchland erklären, dieſe Verſammlung aus ſo würdigen Männern habe ſich mit dieſem unwürdigen Bundestag auf Eine Linie geſtellt.

Herr Baſſermann, der Hauptmann der Reform, wie ihn die Seinigen ſo gerne nennen, der Mann des Intereſſes, der Bourgeois als diplomatiſcher Dilettant, wie ihn ſeine Gegner bezeichnen, eilte hervor. Ich erblicke, ſprach er, in dem Antrage, nicht eher den Ausſchuß zu wählen, bis der ganze Bundestag regenerirt ſey, nichts anderes, als eine andere Art, uns für permanent zu erklären. Wir haben uns in dem Sinne des Herrn von Gagern nur darum für den deutſchen Bund erklärt, weil wir nicht den alten, ſondern den neuen Bund, nicht die Perſonen, ſondern die Form aufrechterhalten wollen. Ich bin durchaus damit einverſtanden, daß die Verſammlung erkläre:

Welckers, ſagte ein Mann aus Schleswig, ſagte die Rechte, ſagten die Doktrinäre. Hecker iſt auf einem verkehrten Weg, auf dem Wege, den Frankreich gegangen iſt, den wir aber nicht gehen wollen, ſagte Jakob Venedey. Wären wir nur eine Partei, wie dieſer doktrinirt, ſo wäre es vielleicht bald um uns geſchehen, entgegnete Hecker. Darin aber, daß wir dieß nicht ſind, liegt gerade unſere Kraft. Wir ſind das einzige Organ der deutſchen Einheit, ſagte Jakobi von Königsberg. Es iſt unſere Pflicht, nicht von dem Plaze zu weichen.

Und Heinrich von Gagern erhob ſich gegen den Verſtand Jakobis, und unterſuchte die Eigenſchaften und die Berechtigung der hier Verſammelten. Er meinte, daſſelbe Recht, das alle Nicht-Kammermitglieder haben, würden alle Intelligenten in Deutſchland haben. Deshalb ſey die Permanenz unmöglich und unausführbar. Ferner, ſagte Heinrich von Gagern, wo würden wir einen Ort finden, uns zu verſammeln? und irgend ein Reglement, unter dem es möglich wäre, eine ſolche Verſammlung zu leiten? Sie wäre die erſte Verſammlung dieſer Art, ſo lange die Welt beſteht, und eigentlich undenkbar.

Kaum hatte er ſeine längere Rede geendet und einen Antrag geſtellt, der ſehr verſchiedene Dinge, die Permanenzfrage, den Ausſchuß und den Bundestag, geſchwind und täuſchend ineinander ſchob, ſo riefen die Seinen, wie verabredet, nach Abſtimmung. Es wurde heftig proteſtirt gegen eine Abſtimmung ohne Berathung. Selbſt Blum ließ ſich überliſten, und übereilte ſich, die Abſtimmung ohne Diskuſſion, damit Zeit gewonnen werde, zu unterſtüzen; doch ſprach er für Verſchiebung der Abſtimmung auf den andern Tag und gegen namentliche Abſtimmung. Er fürchtete die Folgen, wenn jezt ſchon die Schwäche der Linken klar an Zahlen ſich herausſtelle.

Aber die Verſammlung blieb dabei, und erklärte ſich mit 368 gegen 148 Stimmen gegen die Permanenz und nahm den Antrag Gagerns an, „daß ein Ausſchuß von Fünfzig mit dem Bundestag in's Vernehmen treten und den Bundestag bei der Wahrung der Intereſſen der Nation berathen ſolle“.

Damit ſchloß die zweite Sizung. In der Dritten unterbrach die Ruhe der Berathung ein Antrag von Blum, Ziz, Strecker, Jakobi, Vogt, v. Behr, Dupré, v. Izſtein, beiden Leisler und Wuttke.

angeführt, der praktiſch iſt, daß durch den Antrag von Blum und Zitz die Ausführung unſerer Beſchlüſſe verzögert werde. Unſere Beſchlüſſe aber ſind durch den Präſidenten dem Bundestage bereits mitgetheilt, dieſe Thatſache kann nicht mehr rückgängig gemacht werden, unſere Beſchlüſſe können und werden ſofort ausgeführt werden, mithin fällt der einzige Grund Baſſermanns weg.“

„Da vom Bundestag die Rede iſt, ſagte der Bundestagsgeſandte Jordan von Marburg, ſo möchte ich nur bemerken, daß die neuen Bundestagsgeſandten nicht mit Inſtruktionen der Regierungen kommen. Der Bundestag war bisher bloß eine Maſchine, ein Sprachrohr, in das die Regierungen hinein geſprochen haben. Die Männer des Volks aber, die im Geiſte des Volks hieher geſchickt worden, dürfen hier nur in der Weiſe wirken, daß der Volkswille beachtet werde, und es dürfen ihnen keine hemmenden Inſtruktionen von ihren Höfen gegeben werden. Sollte ich heute an eine Inſtruktion gebunden werden, ich würde mich nimmermehr dazu verſtehen.“

„Ich kämpfe gern, ſagte Freiherr von Cloſen aus Bayern, wenn ich einen ſtarken Gegner finde, nicht aber mit Todten. Der metternich'ſche Bundestag iſt todt, er ſtarb in den glorreichen Tagen zu Wien.“

Und Robert Blum ſprach: „Es iſt eine Nothwendigkeit, die Rechtswidrigkeit, die verfaſſungsfeindliche Grundlage des Bundes, der ſeiner weſentlichen Thätigkeit nach einzig auf den Ausnahmegeſezen beruht, zu verurtheilen. Damit hängt die Frage über die Perſonen eng zuſammen. Die Verurtheilung iſt nothwendig, ſchon des Volkes wegen. Das Volk hat keinen andern Begriff als den, daß der Bund ſeit ſeinem Beſtehen überall da inkompetent und ohnmächtig war, wo es ſich darum handelte, das Volk zu ſchüzen, kompetent aber, wo es ſich darum handelte, das Volk zu unterdrücken. Sie iſt aber auch nöthig, wegen der Sicherung unſerer Sache, der Sicherung der Freiheit und Volksthümlichkeit. In der Zeit von 1830 bis 1832 hat derſelbe Geiſt, der jezt weht, wenn auch in einem milderen Fluge, geweht über Deutſchland, und der Bund hat ſich nicht gerührt. 1832 ließ die Spannung nach, und der Bund kam mit all dieſen fluchwürdigen Beſchlüſſen, die ſeitdem gefaßt worden ſind, um das neue Leben zu erdrücken. Wo liegt die Bürgſchaft, daß wir nicht ein zweites Jahr 1832 erleben?“

„Gerade diejenigen Regierungen, meinte Heinrich von Gagern, die bisher das Syſtem vertreten haben, das von uns geächtet iſt, haben gar nicht mehr die Männer hier, die an den reaktionären Beſchlüſſen Theil genommen, und gerade der Staat, der das metternich'ſche Prinzip an die Spize des Bundestags getragen, hat einen ſo verſöhnlichen Mann hieher geſchickt, daß wir erwarten dürfen, mit ſeiner Hülfe die Möglichkeit herbei geführt zu ſehen, die uns bald eine konſtituirende Nationalverſammlung hieher rufen läßt. Leicht iſt es, die Leidenſchaften des Volks aufzurufen, und unklare Ideen, die man berichtigen ſollte, nur noch zu vermehren."

„Ich finde auffallend, entgegnete Zitz ſofort, daß in allen Reden des Herrn von Gagern davon geſprochen wird, man rege das Volk auf; gerade dadurch wird das Volk aufgeregt."

„Wochen ſind jezt Jahrhunderte, ſagte Uhland. Man hat uns das Wunder verkündet, die Sonne ſey im Weſten aufgegangen. Meine Herren, im Oſten ſteigt eine glühende Morgenröthe auf. Ich fürchte nicht, daß, wenn der Bund in ſeinem Perſonal ſich noch nicht völlig umgewandelt hat, wenn etwa noch einzelne Stücke des zerbrochenen Syſtems am Bunde vorhanden ſind, das jezt am Zuge der Dinge von Bedeutung ſey. Es iſt mir viel wichtiger, daß ohne Verzug die konſtituirende Nationalverſammlung in's Leben trete, eine junge friſche Nationalverſammlung. Ich glaube, daß, wenn der Frühling Sproſſen treibt, das alte Laub von ſelbſt abfällt. Darum ſtimme ich für den Baſſermann'ſchen Antrag."

Gegen Gagern rief ſchneidend Hecker: „Wir ſind verpflichtet, die Aufregung ſo lange zu unterhalten, bis die Volkscharte zur vollen und klaren Wahrheit geworden iſt; ihr Herren Miniſter ſeid ſelbſt revolutionär geworden an dem veralteten Prinzip des monarchiſchen und verkrüppelten Regiments."

Venedey meinte, der Antrag in beiderlei Faſſung ſey eigentlich ganz überflüſſig. Die Parteien, die in dieſem Augenblick ſich bekämpfen, ſcheinen gar nicht begriffen zu haben, daß heute von all dem Plunder des Bundestags nichts mehr da ſey. Wir ſagen dem Bunde, meinte er, einfach: Das iſt zu thun; er wird unſer Briefträger werden, und darum haben wir ihn nöthig.

So jugendlich vertrauend blieben nicht mehr junge Männer, und ſelbſt ſolche, die viele Jahre lang in Frankreich, England und

angeführt, der praktiſch iſt, daß durch den Antrag von Blum und Zitz die Ausführung unſerer Beſchlüſſe verzögert werde. Unſere Beſchlüſſe aber ſind durch den Präſidenten dem Bundestage bereits mitgetheilt, dieſe Thatſache kann nicht mehr rückgängig gemacht werden, unſere Beſchlüſſe können und werden ſofort ausgeführt werden, mithin fällt der einzige Grund Baſſermanns weg."

„Da vom Bundestag die Rede iſt, ſagte der Bundestagsgeſandte Jordan von Marburg, ſo möchte ich nur bemerken, daß die neuen Bundestagsgeſandten nicht mit Inſtruktionen der Regierungen kommen. Der Bundestag war bisher bloß eine Maſchine, ein Sprachrohr, in das die Regierungen hinein geſprochen haben. Die Männer des Volks aber, die im Geiſte des Volks hieher geſchickt worden, dürfen hier nur in der Weiſe wirken, daß der Volkswille beachtet werde, und es dürfen ihnen keine hemmenden Inſtruktionen von ihren Höfen gegeben werden. Sollte ich heute an eine Inſtruktion gebunden werden, ich würde mich nimmermehr dazu verſtehen."

„Ich kämpfe gern, ſagte Freiherr von Cloſen aus Bayern, wenn ich einen ſtarken Gegner finde, nicht aber mit Todten. Der metternich'ſche Bundestag iſt todt, er ſtarb in den glorreichen Tagen zu Wien."

Und Robert Blum ſprach: „Es iſt eine Nothwendigkeit, die Rechtswidrigkeit, die verfaſſungsfeindliche Grundlage des Bundes, der ſeiner weſentlichen Thätigkeit nach einzig auf den Ausnahmegeſezen beruht, zu verurtheilen. Damit hängt die Frage über die Perſonen eng zuſammen. Die Verurtheilung iſt nothwendig, ſchon des Volkes wegen. Das Volk hat keinen andern Begriff als den, daß der Bund ſeit ſeinem Beſtehen überall da inkompetent und ohnmächtig war, wo es ſich darum handelte, das Volk zu ſchüzen, kompetent aber, wo es ſich darum handelte, das Volk zu unterdrücken. Sie iſt aber auch nöthig, wegen der Sicherung unſerer Sache, der Sicherung der Freiheit und Volksthümlichkeit. In der Zeit von 1830 bis 1832 hat derſelbe Geiſt, der jezt weht, wenn auch in einem milderen Fluge, geweht über Deutſchland, und der Bund hat ſich nicht gerührt. 1832 ließ die Spannung nach, und der Bund kam mit all dieſen fluchwürdigen Beſchlüſſen, die ſeitdem gefaßt worden ſind, um das neue Leben zu erdrücken. Wo liegt die Bürgſchaft, daß wir nicht ein zweites Jahr 1832 erleben?"

abgedruckt und verſendet. Die Kunſt Baſſermanns beſteht in der Sophiſtik. Dieſe kehrt, als Hauptingredienz, als ihr Elementargeiſt, bald feiner, bald gröber, in allen ſeinen Reden wieder. Als Sophiſt wirkt er hauptſächlich mit allen Mitteln der Verdächtigung, er verdreht dem Gegner das Wort im Munde, und behauptet Halbwahres oder geradezu Unwahres ſo, daß es den Schein der Wahrheit annimmt. Er hat es darin zu einer ſolchen Virtuoſität gebracht, daß es ihm zur andern Natur geworden iſt, daß er es manchmal unwillkürlich, ganz unbewußt thut. Sauber und elegant, wie ein Staatsmann weiß er ſich zu kleiden, und ſich einen Anſtrich zu geben, und auch ſeine Reden ſind ſo, wie er ſelbſt, er weiß ihnen einen Anſtrich ſtaatsmänniſchen Weſens zu geben, als legten ſich hier gewiſſe glänzende Anlagen dar. Als Geſchäftsmann, als Kaufmann aufgewachſen, ohne wiſſenſchaftliche, ſelbſt ohne tiefere menſchliche Bildung, hatte er mit jener Gewandtheit und Aneignungsfähigkeit, welche dem begabten Volke, aus dem er ſtammt, den Deutſchorientalen, eigen ſind, die gangbaren politiſchen Begriffe, die Sprache und die Wendungen, die Stichwörter und die Fechterkünſte der parlamentariſchen Namen Europas aus den Zeitungen ſich zu eigen gemacht. Aus ſeiner vormärzlichen Kammercarriere brachte er Einübung und einen gewiſſen Grad von liberalem Schein mit, der um ſo mehr bei Vielen wirkte, als Badens Oppoſition lange für andere Staaten wie ein Geſtirn leuchtete. Auch ſein Verhältniß zu den badiſchen Koryphäen und ſein Antrag auf ein deutſches Parlament nützten ihm ſehr bei den Bourgeois und den Conſtitutionellen, die eben erſt etwas frei zu athmen anfingen. Klüglich vermied er, dem, was er von Andern ſich aneignete, das Glänzende zu laſſen, er entfärbte es, ehe er es als das Seinige wieder brachte, und hatte dadurch den Doppelgewinn, daß es nicht Fremdes, und zugleich, daß es ſehr gemäßigt zu ſeyn ſchien, was immer die Mehrheit gewinnt. Nicht ein angelernter Sophiſt, ſondern einer von Natur, und zwar einer der unter den Sophiſten des Alterthums in ihrer Blüthezeit einen Ehrenplatz behauptet hätte, weiß er in ſeinen Reden Wahres und Unwahres, Richtiges und Falſches, oder Irrthümliches, wo ſeine Kenntniſſe nicht zureichen, mit einer gewiſſen Feinheit und Handfertigkeit zu miſchen, und mit einem ſo ehrlichen Geſicht, als ihm möglich iſt. Scharf ausgeprägte feſte Begriffe, feſte Grundſäze,

ſittliche wie wiſſenſchaftliche, gehen ſeinen Reden ab. Manches, weil es ihm nüzlich ſchien, hatte er ſich darin erlaubt, als wäre es recht, obgleich es das Sittengeſez als Unrecht verdammte. Manches mag aber für ihn auch wahr geweſen ſeyn, weil es ihm wahr ſchien, und es erſchien ihm als wahr, weil bei ſeiner unſoliden, haſtig zuſammenraffenden, ſtückweiſen Geiſtesbildung ſo Vieles, was er aufnahm, unklar, verworren, ohne Zuſammenhang und Conſequenz in ihm ſelbſt liegen mußte. Darum wohl iſt in ſeinen Reden, wie in ſeinem ganzen öffentlichen Auftreten ſo viel Schwankendes, Haltloſes, für den Augenblick ſcheinbar Recht- und Geltung-Habendes, nichts allgemein und ewig Wahres und Rechtes. Durch dieſe relative Wahrheit, durch dieſes relative Recht beſtach er diejenigen, die nicht feſt und geübt im ſchärferen Denken waren. Das gab ihm den Schein des praktiſchen Talentes im Gegenſaz gegen Ideologen. Der trägt den Verhältniſſen Rechnung, das iſt eine zweckmäßige Rede, ſprachen die, welche den Idealismus für ſchlechthin unpraktiſch hielten, weil ſie ſelbſt keine Ideen hatten, und die an Baſſermanns Hexerei glaubten, weil ſie ſelbſt keine Hexenmeiſter waren. Den Vorurtheilen und Liebhabereien der Mittelmäßigkeit, die immer gemäßigt iſt und das Maß liebt, ſelbſt in Geiſt und Gutem, verſtand er, wie Keiner, zu ſchmeicheln, bei dieſer reichte er mit dem Schein des Wiſſens aus, mit Tribünekunſtſtücken, und damit, daß er die ſchöne patriotiſche Larve vorzunehmen wußte, als thue er, der eben ſo freiſinnige, aber verſtändige Volksfreund, mehr für die wahre Freiheit durch ſeine Mäßigung, als die, welche das Wort Volksſouveränität im Munde führen. Er ſpielte den, der vor dem Ueberſchlag der Wellen zu warnen den Muth habe, und der angeklagt werde, weil er ſich entgegenſtelle dem Ueberſtürzen, das da kein Heil bringe. Das weckte vielſtimmigen Beifall.

Die beſſeren Köpfe ſeiner eigenen Partei, wie die Charaktere darunter, durchſchauten ihn bald. Er war ſelbſt ihnen der Redner, dem ſie den verſtändig ſcheidenden Scharfſinn, den anſchaulich verbindenden Wiz, alle hohen und tiefen Gedanken abſprachen. Und dieſer Redner, ohne dieſe Gaben, ohne alle Jugendfriſche, mit dieſem Grad von Fantaſieloſigkeit, der ſo gar keine wohlthuende Wärme, geſchweige glühenmachendes Feuer gab, dieſer nüchterne Comptoir- und Hausverſtand, der zwar ſeine Zuſtände hatte, wo er Geſtalten, ſogar

Geiſter ſah, über den aber der Geiſt nie gekommen war, dieſer Redner mit dem farbloſen Wortgeplätſcher, mit dem Mangel an Schärfe und Fülle des Tons, mit der hülfsbedürftigen und ſeelenloſen Stimme, dieſer Redner, hinter dem ſelbſt ſeine Partei die Bedingung der redneriſchen Wirkung, den Charakter, nicht ſuchte — womit wirkte er? — Neben dem Angegebenen durch den Schein der Klarheit, welche die Wenigſten als Seichtigkeit erkannten, durch den Schein des Wohlmeinenden, worin faſt keiner der Seinen den raffinirteſten Egoismus ſah, durch die Glätte ſeines Redefluſſes bei der Untiefe, und hauptſächlich dadurch, daß er nicht jedes Wort und jede Wendung, aber einzelne Worte und einzelne Wendungen mit der Berechnung eines Taktikers zu ſpizen, zu ſchärfen, und im erlauerten Augenblick wie der Bandit ſeinen Dolch zu handhaben verſtand, ſorglos, ob es Verdrehung, ob es Lüge, ob es Verläumdung war. Aber auch dadurch wirkte er, daß er Leute gewann, die ihm einen künſtlichen Nimbus bereiteten, durch Weihrauch, der in den Zeitungen, beſonders in der Deutſchen und in der Augsburger Allgemeinen, dampfte.

Nur die nähere Kenntniß der Mehrheit des Vorparlaments und der Nationalverſammlung läßt begreifen, wie ſolche ſittliche und geiſtige Begabung eine Rolle ſpielen konnte.

In der dritten Sizung am 2. April wurde der Antrag von Blum, Ziß, Hecker und Andern durch die Mehrheit verworfen, und die Baſſermann'ſche Abſchwächung deſſelben angenommen.

Da trat ein Getöſe in der Kirche ein. Zuerſt entfernte ſich nur eine Anzahl Mitglieder. Bald folgte ihnen eine größere Zahl anderer, die Gallerien rauſchten auf, ſelbſt die ganze Mitte der Kirche kam in Bewegung. Hecker, Struve, Ziß und zum Theil ihre Freunde waren ausgetreten: Struve hatte zuvor auf dieſen Akt hingedeutet, indem er vor der Abſtimmung ſagte, der Antrag von Ziß ſey der lezte Verſuch von ihrer Seite, ob ſie noch weiter fort mit dieſer Verſammlung wirken und mit derſelben zuſammen bleiben können.

In der Kirche blieben Izſtein, Blum, Raveaux, Jakobi, Weſendonck, Rödinger und viele andere der Linken. In dem Augenblick, ſagte Raveaux, wo es gilt, muß man ſich nicht zum Märtyrer machen, ſondern kämpfen bis zum lezten Mann. Man darf eine

Verſammlung nicht verlaſſen, die beſtimmt iſt, für das Vaterland zu wirken. Ich halte gerade den für den freiſinnigſten Mann, der ſeine individuelle Anſicht der Mehrheit unterwirft.

Robert Blum zeigte ſein Talent des großen politiſchen Leiters. Wenn Blum austrat, zog er alle Sachſen, und wie viele Andere, nach ſich. Die Ausgetretenen, die Männer des raſchen rückſichtsloſen Vorwärtsdrängens hofften durch ihren Austritt die Verſammlung zu ſprengen, ſie wollten an das Volk appelliren, ſie erwarteten von ihm eine entſchiedene Bewegung, Heimgang der eingeſchüchterten Mehrheit, und Anerkennung der Minderheit und ihrer Permanenz durch's Volk.

Als Blum ſah, daß jene austraten, trozdem, daß die Mehrheit blieb, ergriff ihn die Furcht, daß etwas ſehr Nachtheiliges, dem Fortgang der Volksſache Verderbliches geſchehen möchte. Vom Vicepräſidentenſtuhl, wo er einige Minuten ſchweigend ſaß, eilte er den Ausgetretenen nach. Seine Unterhandlung mit ihnen war glücklich. Noch rauſchte die wogende Kirche, als er zurückkehrte, ſo ſehr, daß Weſendonck, der Präſident, Itzſtein, mit ihrem Wort nicht durchdringen konnten, aber ſtille ward es, als Robert Blum ſprach. Er erklärte, da ſein und Zitz's Antrag nicht verworfen, ſondern, nur mit einer Aenderung, angenommen ſey, die das noch ganz enthalte, was ſie ſelbſt gewollt, ſo ſchließe er ſich ſeinen ſächſiſchen Freunden an, die ſich der Mehrheit unterworfen, und bekenne offen, daß ſie, abgeſehen von jeder Staatsform, um die es ſich jezt nicht handle, mit den Ausgetretenen politiſch gleichſtehen, und die Pflicht, die ſie hieher gerufen, erfüllen, aber auch ferner eine Erklärung gegen ihre Freunde nicht unterſchreiben.

So hatte er mit jener Klugheit, die allen geborenen Staatsmännern eigen iſt, raſch handelnd und fein ausgeglichen, wenigſtens die Sache ſo weit zurecht gerückt, daß jezt kein Wort ſich mehr daran wagte.

Die Mehrheit war durch den Vorgang ſo betroffen, daß ſie nicht recht in einen neuen Gegenſtand der Berathung hinein zu kommen wußte.

Und doch war gerade der jezt erſt zur Sprache kommende Gegenſtand der praktiſchſte und darum der wichtigſte von allen.

Auch darin hat ſich einerſeits die politiſche Unweisheit der Mehr-

Geiſter ſah, über den aber der Geiſt nie gekommen war, dieſer Redner mit dem farbloſen Wortgeplätſcher, mit dem Mangel an Schärfe und Fülle des Tons, mit der hülfsbedürftigen und ſeelenloſen Stimme, dieſer Redner, hinter dem ſelbſt ſeine Partei die Bedingung der redneriſchen Wirkung, den Charakter, nicht ſuchte — womit wirkte er? — Neben dem Angegebenen durch den Schein der Klarheit, welche die Wenigſten als Seichtigkeit erkannten, durch den Schein des Wohlmeinenden, worin faſt keiner der Seinen den raffinirteſten Egoismus ſah, durch die Glätte ſeines Redefluſſes bei der Untiefe, und hauptſächlich dadurch, daß er nicht jedes Wort und jede Wendung, aber einzelne Worte und einzelne Wendungen mit der Berechnung eines Taktikers zu ſpizen, zu ſchärfen, und im erlauerten Augenblick wie der Bandit ſeinen Dolch zu handhaben verſtand, ſorglos, ob es Verdrehung, ob es Lüge, ob es Verläumdung war. Aber auch dadurch wirkte er, daß er Leute gewann, die ihm einen künſtlichen Nimbus bereiteten, durch Weihrauch, der in den Zeitungen, beſonders in der Deutſchen und in der Augsburger Allgemeinen, dampfte.

Nur die nähere Kenntniß der Mehrheit des Vorparlaments und der Nationalverſammlung läßt begreifen, wie ſolche ſittliche und geiſtige Begabung eine Rolle ſpielen konnte.

In der dritten Sizung am 2. April wurde der Antrag von Blum, Ziz, Hecker und Andern durch die Mehrheit verworfen, und die Baſſermann'ſche Abſchwächung deſſelben angenommen.

Da trat ein Getöſe in der Kirche ein. Zuerſt entfernte ſich nur eine Anzahl Mitglieder. Bald folgte ihnen eine größere Zahl anderer, die Gallerien rauſchten auf, ſelbſt die ganze Mitte der Kirche kam in Bewegung. Hecker, Struve, Ziz und zum Theil ihre Freunde waren ausgetreten: Struve hatte zuvor auf dieſen Akt hingedeutet, indem er vor der Abſtimmung ſagte, der Antrag von Ziz ſey der lezte Verſuch von ihrer Seite, ob ſie noch weiter fort mit dieſer Verſammlung wirken und mit derſelben zuſammen bleiben können.

In der Kirche blieben Izſtein, Blum, Raveaux, Jakobi, Weſendonck, Rödinger und viele andere der Linken. In dem Augenblick, ſagte Raveaux, wo es gilt, muß man ſich nicht zum Märtyrer machen, ſondern kämpfen bis zum lezten Mann. Man darf eine

gründlichen Beſchlüſſe Wünſche und Fantaſien, die Volksſouveränität ohne Volksheer war eine Lächerlichkeit, weil ihre Anerkennung einzig alsdann von dem guten Willen der Fürſten abhing, und die Fürſten konnten dann dem Parlament zuſehen und gemüthlich lachen wie in der Komödie.

„Unſer Ausſchuß, ſagte Glaubrech, muß eine Stüze haben. Die Maßregel, von der ich ſpreche, iſt dieſe Stüze. Man hat geſehen, daß in dem Augenblick, wo die Revolution ſich vervollſtändigte, fünfzehn Männer ſich an die Spize der franzöſiſchen Nation geſtellt und zugleich die geſezgebende Verſammlung aufgelöst haben. Warum konnten ſie das thun? Weil ſie ſich auf die Nationalbewaffnung von ganz Frankreich ſtüzen konnten. Indem wir einen Ausſchuß beſchloſſen haben, muß auch unſer erſter Schritt der ſeyn, eine allgemeine Volksbewaffnung in ganz Deutſchland in's Leben zu rufen. Wir haben geſtern beſchloſſen, den Antrag auf Permanenz-Erklärung dieſer Verſammlung abzulehnen. Deßhalb trage ich jezt darauf an, auszuſprechen, daß das ganze deutſche Volk ſich bewaffnen und für permanent erklären ſolle. Denn nur darin finde ich eine Gewähr der Freiheit und der innern Sicherheit gegen die Reaktion derjenigen Partei, welche geſtürzt worden iſt, ſowie eine Garantie und den nöthigen Schuz für unſere Freiheit gegenüber von Rußland."

„Meine werthen Mitbürger, ſprach Herr Seeger von Stuttgart, es gibt nichts Schöneres als Volksbewaffnung, und kein würdigeres Poſtulat für den Bürger, als das Gewehr ſelbſt in die Hand zu nehmen und Weib und Kind und Altar zu ſchüzen. Eine Permanenz dieſer Verſammlung wäre eine proviſoriſche Regierung geweſen, und eine proviſoriſche Regierung zu bilden, dazu iſt weder Grund noch Vollmacht vorhanden. Wir haben nur eine gewiſſe Vollmacht hier, ein Parlament einzuleiten. Wollen wir thun, was der Herr Redner verlangt hat, ſo regieren wir wirklich proviſoriſch, was gewiß nicht gerechtfertigt wäre."

„Das Nothwendigſte, meinte Venedey, iſt, einen Ausſchuß zu wählen, und eine Rechtserklärung des deutſchen Volkes zu erlaſſen. Alles Andere kann ſpäter kommen."

„Der Antrag Glaubrech's, ſagte Herr von Cloſen, erſcheint als ein Grund der Furcht. Es wurde nämlich darauf hingewieſen, die proviſoriſche Regierung in Frankreich hätte ſich nicht halten können

ohne die Nationalbewaffnung. Welche Aehnlichkeit beſteht aber zwiſchen der proviſoriſchen Regierung in Frankreich und uns? Gar keine. Wir ſtehen hier auf dem feſten Boden des Geſezes, und haben von keiner Seite etwas zu fürchten. Wir ſind in unſerm guten Recht, und wenn je etwas zu fürchten wäre, ſo könnte es nur von Seite einiger Ruheſtörer ſeyn, für welche aber der Schuz von Frankfurt am Main ſelbſt genügt."

Da erhob ſich Mathy: „Ich unterſtüze den Antrag Glaubrechs, weil ich alles unterſtüzen werde, was mir nüzlich und dienlich ſcheint, die ſo nothwendige und dringende Volksbewaffnung zu beſchleunigen. Bei uns in Baden hat das Volk die Waffen ergriffen, ohne auf ein Geſez zu warten; allein die Sache bedarf einer Organiſation. Wie nach Außen, müſſen wir die Volksbewaffnung haben als die einzig ſichere Garantie gegen Reaktion im Innern."

„Der Deutſche fordert Waffen, ſagte Henſel aus Sachſen. Ich bin der Meinung, daß keineswegs alle die, welche jezt ſchweigen, dem Geiſte des Volks huldigen und unſeren Beſchlüſſen zuſtimmen. Die Vergangenheit hat jeden braven Deutſchen mißtrauiſch machen müſſen. Wollen Sie die Rechte, die Sie dem Volke zuweiſen, feſtſtellen, ſo müſſen Sie das Volk ſelbſt bewaffnen. Hat man geſagt, dieſe Verſammlung ſey kein Organ, das einen ſolchen Beſchluß in's Leben rufen könne, ſo ſage ich, es bedarf nur des Aufrufs von uns, und die moraliſche Wirkung im ganzen deutſchen Lande wird nicht ausbleiben."

Und da kam ein Herr Aßmann aus Braunſchweig, und ſagte: „Von dieſer Frage hängt die Ruhe Deutſchlands ab. Wenn der Ausſchuß ohne Weiteres Volksbewaffnung einleitet, ſo iſt er eine proviſoriſche Regierung und entreißt den Fürſten das wichtigſte Recht, das noch in ihren Händen iſt, das Recht, die Ordnung in Deutſchland durch ſie ſelbſt herzuſtellen."

Trozdem, daß die politiſche Verſtandloſigkeit in ſo unglaublicher Weiſe ſich geäußert hatte, beſchloß die Mehrheit, der Ausſchuß ſolle dahin wirken, daß in allen deutſchen Landen Volksbewaffnung ſchleunigſt in's Leben gerufen werde.

Daran dachte Niemand, daß es das Einfachſte und Wirkſamſte geweſen wäre, alle anweſenden Mitglieder der Märzminiſterien in Pflicht zu nehmen, unverzüglich das Volk ihrer Staaten zu waffnen und zu üben.

gründlichen Beſchlüſſe Wünſche und Fantaſien, die Volksſouveränität ohne Volksheer war eine Lächerlichkeit, weil ihre Anerkennung einzig alsdann von dem guten Willen der Fürſten abhing, und die Fürſten konnten dann dem Parlament zuſehen und gemüthlich lachen wie in der Komödie.

„Unſer Ausſchuß, ſagte Glaubrech, muß eine Stüze haben. Die Maßregel, von der ich ſpreche, iſt dieſe Stüze. Man hat geſehen, daß in dem Augenblick, wo die Revolution ſich vervollſtändigte, fünfzehn Männer ſich an die Spize der franzöſiſchen Nation geſtellt und zugleich die geſezgebende Verſammlung aufgelöst haben. Warum konnten ſie das thun? Weil ſie ſich auf die Nationalbewaffnung von ganz Frankreich ſtüzen konnten. Indem wir einen Ausſchuß beſchloſſen haben, muß auch unſer erſter Schritt der ſeyn, eine allgemeine Volksbewaffnung in ganz Deutſchland in's Leben zu rufen. Wir haben geſtern beſchloſſen, den Antrag auf Permanenz-Erklärung dieſer Verſammlung abzulehnen. Deßhalb trage ich jezt darauf an, auszuſprechen, daß das ganze deutſche Volk ſich bewaffnen und für permanent erklären ſolle. Denn nur darin finde ich eine Gewähr der Freiheit und der innern Sicherheit gegen die Reaktion derjenigen Partei, welche geſtürzt worden iſt, ſowie eine Garantie und den nöthigen Schuz für unſere Freiheit gegenüber von Rußland.“

„Meine werthen Mitbürger, ſprach Herr Seeger von Stuttgart, es gibt nichts Schöneres als Volksbewaffnung, und kein würdigeres Poſtulat für den Bürger, als das Gewehr ſelbſt in die Hand zu nehmen und Weib und Kind und Altar zu ſchüzen. Eine Permanenz dieſer Verſammlung wäre eine proviſoriſche Regierung geweſen, und eine proviſoriſche Regierung zu bilden, dazu iſt weder Grund noch Vollmacht vorhanden. Wir haben nur eine gewiſſe Vollmacht hier, ein Parlament einzuleiten. Wollen wir thun, was der Herr Redner verlangt hat, ſo regieren wir wirklich proviſoriſch, was gewiß nicht gerechtfertigt wäre.“

„Das Nothwendigſte, meinte Venedey, iſt, einen Ausſchuß zu wählen, und eine Rechtserklärung des deutſchen Volkes zu erlaſſen. Alles Andere kann ſpäter kommen.“

„Der Antrag Glaubrech's, ſagte Herr von Cloſen, erſcheint als ein Grund der Furcht. Es wurde nämlich darauf hingewieſen, die proviſoriſche Regierung in Frankreich hätte ſich nicht halten können

ohne die Nationalbewaffnung. Welche Aehnlichkeit beſteht aber zwiſchen der proviſoriſchen Regierung in Frankreich und uns? Gar keine. Wir ſtehen hier auf dem feſten Boden des Geſezes, und haben von keiner Seite etwas zu fürchten. Wir ſind in unſerm guten Recht, und wenn je etwas zu fürchten wäre, ſo könnte es nur von Seite einiger Ruheſtörer ſeyn, für welche aber der Schuz von Frankfurt am Main ſelbſt genügt."

Da erhob ſich Mathy: „Ich unterſtüze den Antrag Glaubrechs, weil ich alles unterſtüzen werde, was mir nüzlich und dienlich ſcheint, die ſo nothwendige und dringende Volksbewaffnung zu beſchleunigen. Bei uns in Baden hat das Volk die Waffen ergriffen, ohne auf ein Geſez zu warten; allein die Sache bedarf einer Organiſation. Wie nach Außen, müſſen wir die Volksbewaffnung haben als die einzig ſichere Garantie gegen Reaktion im Innern."

„Der Deutſche fordert Waffen, ſagte Henſel aus Sachſen. Ich bin der Meinung, daß keineswegs alle die, welche jezt ſchweigen, dem Geiſte des Volks huldigen und unſeren Beſchlüſſen zuſtimmen. Die Vergangenheit hat jeden braven Deutſchen mißtrauiſch machen müſſen. Wollen Sie die Rechte, die Sie dem Volke zuweiſen, feſtſtellen, ſo müſſen Sie das Volk ſelbſt bewaffnen. Hat man geſagt, dieſe Verſammlung ſey kein Organ, das einen ſolchen Beſchluß in's Leben rufen könne, ſo ſage ich, es bedarf nur des Aufrufs von uns, und die moraliſche Wirkung im ganzen deutſchen Lande wird nicht ausbleiben."

Und da kam ein Herr Aßmann aus Braunſchweig, und ſagte: „Von dieſer Frage hängt die Ruhe Deutſchlands ab. Wenn der Ausſchuß ohne Weiteres Volksbewaffnung einleitet, ſo iſt er eine proviſoriſche Regierung und entreißt den Fürſten das wichtigſte Recht, das noch in ihren Händen iſt, das Recht, die Ordnung in Deutſchland durch ſie ſelbſt herzuſtellen."

Trozdem, daß die politiſche Verſtandloſigkeit in ſo unglaublicher Weiſe ſich geäußert hatte, beſchloß die Mehrheit, der Ausſchuß ſolle dahin wirken, daß in allen deutſchen Landen Volksbewaffnung ſchleunigſt in's Leben gerufen werde.

Daran dachte Niemand, daß es das Einfachſte und Wirkſamſte geweſen wäre, alle anweſenden Mitglieder der Märzminiſterien in Pflicht zu nehmen, unverzüglich das Volk ihrer Staaten zu waffnen und zu üben.

„Ich hoffe, ſagte der Beſten einer, ein Württemberger, das Volk wird das begreifen. Wir wollen zuſammenhalten auf Tod und Leben, wir wollen jedem Verſuch der Reaktion, das alte Spiel mit uns zu beginnen, entgegentreten; wir wollen uns Waffen verſchaffen, Waffen, Waffen; aber wir wollen an Ordnung und Geſez halten, ſo lange noch eine Hoffnung da iſt, daß geiſtige Waffen in das Feld geführt werden, und nicht die rohe Gewalt.“

Aber in den geiſtigen Waffen des Böſen waren die Gegner eingeübt, Meiſter in jeder Intrigue, in jeder Art von falſchem Spiel; daran dachte man nicht. Und das Gefährlichſte war, die Meiſter der Intrigue hatten in der erſten Probe die Vertreter des deutſchen Volkes ſchwach geſehen. Sie hatten erkannt, daß ihnen verhältnißmäßig viel Schwärmerei und wenig Staatsklugheit; viel Redſeligkeit und wenig Thatkraft; viel weiſe ſich dünkende Kurzſichtigkeit und wenig Ideen-Klarheit, Friſche und Schwung; viel Aengſtlichkeit, Feigheit, und viel Fähigkeit, ſich behandeln zu laſſen, und wenig unnahbarer Charakter, durchſchlagende Mannhaftigkeit gegenüber ſtand.

Hecker war bis zum Vorparlament in der Mitte geſtanden zwiſchen der bisherigen konſtitutionellen Oppoſition und den Revolutionären, oder, wie man ſie nannte, den Entſchiedenen, zwiſchen den „Halben“ und „Ganzen“, jedoch mit beiden eng verbunden. Was er vom Vorparlament erwartet hatte, davon war das Gegentheil eingetroffen. Dadurch gewannen die jungen Männer der Revolution, die ſchon lange auf ihn eindrängten, Zugang und Uebergewicht bei ihm.

Er fürchtete, die Verzögerung von vier Wochen und wohl mehr möchte zur Folge haben, daß die Strömung der Revolution verrauſche, daß die Reaktion ſich ermanne, ſich zuſammen ſchließe, planmäßig angreife und ſiege; daß das Volk bei ſeinem unbedingten Vertrauen in Führer, denen er nicht mehr vertraute, falſch wähle und durch Mitwirkung des Parlaments ſelbſt wieder an die Kette geſchmiedet werden könnte. Er beſchloß, das Vaterland durch die That der Revolution zu retten.

Im Holländiſchen Hof zu Frankfurt wurde am Abend des 3. April von der republikaniſchen Partei, die in der Paulskirche unterlegen war, zwar nicht die Schilderhebung beſchloſſen, aber ſchleunigſte Waffnung und Einwirkung auf die Maſſen durch Verbreitung der

gedruckten Volksrechte. Ausgeſprochen, wörtlich ausgedrückt wurde es noch nicht, daß man nur die Republik wolle.

Die Volkserhebung in Baden für die deutſche Republik.

Die Männer des Vorparlamentes, die, welche Abgeordnete dazu, wie die, welche Zuſchauer geweſen, brachten nach allen Gauen Deutſchlands hin eine Verſtärkung der Bewegung. Auch die gedruckten Volksrechte wirkten: beide Parteien bemächtigten ſich derſelben, wie die republikaniſchen, ſo auch die deutſchen Vereine (die konſervativen), indem die Leztern, was ihnen darin nicht zuſagte, daraus auszogen, und ſo, als „Halbe", in einem Umdruck, das Halbe unter den „Halben" verbreiteten, als eine Parteifahne mit der Loſung. Unmittelbar im Gefolge der Halbheit und Abſchwächung, die ſich im Vorparlament gezeigt hatte, ſchoſſen in allen Theilen Deutſchlands gegen die demokratiſchen Vereine über Nacht die Pilze von Gegenvereinen auf, die ſich patriotiſch, vaterländiſch, deutſch oder bürgerlich nannten, und von denen kein Redlicher ahnte, geſchweige wußte, daß Alles, was nur guten Willen hat für Volk und Freiheit, von der abweichenden Anſicht in Einzelnem ab- und nur auf die gemeinſame Sache ſehend, nicht gegen einander, ſondern zuſammenſtehen muß, ſo lange der allen Schattirungen gemeinſame Feind, der Abſolutismus, gegenüber ſteht, noch nicht vernichtet iſt. Nur Wenige machten davon eine Ausnahme in dieſen Vereinen, und wußten recht gut, was ſie wollten. Das waren die Hauptförderer derſelben, Reaktionäre, welche die Farbe des Tages mit Prunk anlegten, um das Volk ſo leichter um die Früchte der Bewegung zu betrügen, und welche das große eine Deutſchland vorſchoben, um hinter demſelben die Fäden der Reaktion zu ziehen und zu verbergen, welche das blutige Geſpenſt der Schreckenszeit malten und ſehen ließen, um unbemerkt das getheilte Volk in's alte Geleiſe zurück zu leiten.

Die Eitelkeit Manches, der ſonſt auf anderer Seite geſtanden war, arbeitete den verkappten Reaktionären ſehr vor: ſolche eiteln

„Ich hoffe, ſagte der Beſten einer, ein Württemberger, das Volk wird das begreifen. Wir wollen zuſammenhalten auf Tod und Leben, wir wollen jedem Verſuch der Reaktion, das alte Spiel mit uns zu beginnen, entgegentreten; wir wollen uns Waffen verſchaffen, Waffen, Waffen; aber wir wollen an Ordnung und Geſez halten, ſo lange noch eine Hoffnung da iſt, daß geiſtige Waffen in das Feld geführt werden, und nicht die rohe Gewalt.“

Aber in den geiſtigen Waffen des Böſen waren die Gegner eingeübt, Meiſter in jeder Intrigue, in jeder Art von falſchem Spiel; daran dachte man nicht. Und das Gefährlichſte war, die Meiſter der Intrigue hatten in der erſten Probe die Vertreter des deutſchen Volkes ſchwach geſehen. Sie hatten erkannt, daß ihnen verhältnißmäßig viel Schwärmerei und wenig Staatsklugheit; viel Redſeligkeit und wenig Thatkraft; viel weiſe ſich dünkende Kurzſichtigkeit und wenig Ideen-Klarheit, Friſche und Schwung; viel Aengſtlichkeit, Feigheit, und viel Fähigkeit, ſich behandeln zu laſſen, und wenig unnahbarer Charakter, durchſchlagende Mannhaftigkeit gegenüber ſtand.

Hecker war bis zum Vorparlament in der Mitte geſtanden zwiſchen der bisherigen konſtitutionellen Oppoſition und den Revolutionären, oder, wie man ſie nannte, den Entſchiedenen, zwiſchen den „Halben“ und „Ganzen“, jedoch mit beiden eng verbunden. Was er vom Vorparlament erwartet hatte, davon war das Gegentheil eingetroffen. Dadurch gewannen die jungen Männer der Revolution, die ſchon lange auf ihn eindrängten, Zugang und Uebergewicht bei ihm.

Er fürchtete, die Verzögerung von vier Wochen und wohl mehr möchte zur Folge haben, daß die Strömung der Revolution verrauſche, daß die Reaktion ſich ermanne, ſich zuſammen ſchließe, planmäßig angreife und ſiege; daß das Volk bei ſeinem unbedingten Vertrauen in Führer, denen er nicht mehr vertraute, falſch wähle und durch Mitwirkung des Parlaments ſelbſt wieder an die Kette geſchmiedet werden könnte. Er beſchloß, das Vaterland durch die That der Revolution zu retten.

Im Holländiſchen Hof zu Frankfurt wurde am Abend des 3. April von der republikaniſchen Partei, die in der Paulskirche unterlegen war, zwar nicht die Schilderhebung beſchloſſen, aber ſchleunigſte Waffnung und Einwirkung auf die Maſſen durch Verbreitung der

gedruckten Volksrechte. Ausgeſprochen, wörtlich ausgedrückt wurde es noch nicht, daß man nur die Republik wolle.

Die Volkserhebung in Baden für die deutſche Republik.

Die Männer des Vorparlamentes, die, welche Abgeordnete dazu, wie die, welche Zuſchauer geweſen, brachten nach allen Gauen Deutſchlands hin eine Verſtärkung der Bewegung. Auch die gedruckten Volksrechte wirkten: beide Parteien bemächtigten ſich derſelben, wie die republikaniſchen, ſo auch die deutſchen Vereine (die konſervativen), indem die Leztern, was ihnen darin nicht zuſagte, daraus auszogen, und ſo, als „Halbe", in einem Umdruck, das Halbe unter den „Halben" verbreiteten, als eine Parteifahne mit der Loſung. Unmittelbar im Gefolge der Halbheit und Abſchwächung, die ſich im Vorparlament gezeigt hatte, ſchoſſen in allen Theilen Deutſchlands gegen die demokratiſchen Vereine über Nacht die Pilze von Gegenvereinen auf, die ſich patriotiſch, vaterländiſch, deutſch oder bürgerlich nannten, und von denen kein Redlicher ahnte, geſchweige wußte, daß Alles, was nur guten Willen hat für Volk und Freiheit, von der abweichenden Anſicht in Einzelnem ab- und nur auf die gemeinſame Sache ſehend, nicht gegen einander, ſondern zuſammenſtehen muß, ſo lange der allen Schattirungen gemeinſame Feind, der Abſolutismus, gegenüber ſteht, noch nicht vernichtet iſt. Nur Wenige machten davon eine Ausnahme in dieſen Vereinen, und wußten recht gut, was ſie wollten. Das waren die Hauptförderer derſelben, Reaktionäre, welche die Farbe des Tages mit Prunk anlegten, um das Volk ſo leichter um die Früchte der Bewegung zu betrügen, und welche das große eine Deutſchland vorſchoben, um hinter demſelben die Fäden der Reaktion zu ziehen und zu verbergen, welche das blutige Geſpenſt der Schreckenszeit malten und ſehen ließen, um unbemerkt das getheilte Volk in's alte Geleiſe zurück zu leiten.

Die Eitelkeit Manches, der ſonſt auf anderer Seite geſtanden war, arbeitete den verkappten Reaktionären ſehr vor: ſolche eiteln

dem Konſtanzer Republikaner Fickler. Auf einzelnen Punkten Badens hatten ſich Sicherheitsausſchüſſe gebildet, in drei Aufgeboten von achtzehn bis ſechszig Jahren war in Achern, in Engen die Bevölkerung zu den Waffen gerufen, und weithin durch Baden, wie durch Württemberg, exerzierte in Städten und in vielen Dörfern was Waffen hatte, viele mit entlehnten Waffen.

Merkwürdig iſt es, daß auf dem linken, dem franzöſiſchen Rheinufer, zu gleicher Zeit mit dem Franzoſenlärm dieſſeits, der Schrecken ſich verbreitete, die Deutſchen fallen in Frankreich ein, und Alles landeinwärts floh oder zu den Waffen griff.

„Das ſind republikaniſche Pfiffe," ſagte die Bourgeoiſie. „Sie wollen probieren, und die Gelegenheit ausbeuten." Die von Frankfurt Zurückgekommenen vön der rechten Seite hielten es für höchſte Zeit, gegen die Beweger vorzugehen.

Mit Unwillen und Eckel waren Hecker und ſeine Freunde vom Vorparlament heimgegangen, das die Revolution preisgab, und zögerte, ſtatt zu handeln, unterhandelte, ſtatt zu vollenden; mit Unwillen gegen die, welche aus Unverſtand der Reaktion ſich und das Volk überantworteten; mit Eckel vor Denen, die aus Eigennuz konſervativ ſeyn wollten; und mit Entſchloſſenheit gegen die Reaktion ſelbſt.

Man hat Hecker nachher vorgeworfen, er hätte in der erſten Woche nach der Februarrevolution, da die badiſche Regierung die Anwendung ihrer Streitkräfte noch nicht wagen konnte, den Kampf gegen das Königthum eröffnen ſollen. Mit Unrecht. Das war die Morgenſtunde, in der Baden ſelbſt noch halb im Traum lag. Hecker ſelbſt hatte auf das Vorparlament gehofft. Wenn er ſagt: „Zur Zeit jener Verſammlung, vor welcher die Monarchie zitterte, war mit zwei energiſchen Tagen und Erhebungen das Schickſal fürſtlicher Willkürherrſchaft ohne heißen Kampf entſchieden, wenn die, welche ſich als Geſchäftsführer deutſcher Nation ſelbſt aufſtellten, nicht muthloſe Schwäzer waren, wo ſie Retter des Vaterlands ſeyn ſollten und konnten" — wenn er das ſagt, wer wird ihm Unrecht geben aus allen Parteien, bei unbefangenem Blick auf die Lage der Dinge?

Es war nur natürliche Folge, daß nach ſolchen Vorgängen in Frankfurt der Vorwand, den der Franzoſenlärm gab, von den Regierungen benüzt ward, um militäriſche Streitkräfte zuſammen zu ziehen — gegen die Volksbewegung, gegen den Gedanken des freien Volksſtaats.

Es wäre ungerecht, nicht anzuerkennen, daß auch ſolche mit dieſen Maßregeln einverſtanden waren, welche die Reaktion haßten, ein kräftiges deutſches Reich wollten, mit einfacher Mechanik der Regierungsmaſchine, aber nicht mit republikaniſcher, weil ſie eine ſolche nicht nur nicht zeitgemäß, ſondern bei der Lage der Dinge für nicht dauerhaft hielten, um ſo mehr aber mit monarchiſcher, und zwar einer ſolchen, aus welcher das überflüſſige und hemmende Räderwerk des bisherigen Syſtems herausgenommen wäre.

Dieſe ſelbſt glaubten mitwirken zu müſſen gegen Schritte des Volkes, die in deutſchen Landen unerhört waren.

Von Donaueſchingen entſandte eine bewaffnete Volksverſammlung, in Verbindung mit andern Volksverſammlungen, Abgeordnete nach Karlsruhe, mit dem Auftrag, von dem Großherzog die Niederlegung der Krone zu verlangen. Fickler übergab an Welcker eine Eingabe, man ſolle das Geſammtvolk Badens darüber abſtimmen laſſen, ob man in Baden Monarchie oder Republik wolle, damit Blutvergießen verhindert werde.

Das Leztere hatte Fickler geſagt, weil der Donaueſchinger Abordnung bedeutet worden war, daß, wenn man nicht abſtehe und das Volk ſeinen Willen geltend machen wolle, immerhin Bürgerblut fließen möge.

Auf die Eingabe Ficklers erfolgte keine Antwort, als die thatſächliche, daß mehr Truppen zuſammengezogen wurden. Welcker, Baſſermann und Mathy waren jezt die entſcheidenden Stimmen, noch nicht im Miniſterium, aber für das Miniſterium.

Selbſt einer der Söhne Welckers, ein praktiſcher Arzt, ſprach vor dem Großherzog, als Sprecher einer ſolchen Abordnung, frei die Stimmung des Landes aus, und man ſagte ſich in Karlsruhe, der Großherzog habe für gewiſſe Fälle ſeine Bereitwilligkeit zugeſagt, die Gewalt in die Hände einer proviſoriſchen Regierung niederzulegen: Welcker der Vater, Baſſermann und Mathy haben dieſes Vorhaben des Großherzogs vereitelt.

Seit ihrer Rückkehr von Frankfurt wurden Hecker und Struve von Briefen, Adreſſen und Abordnungen überfluthet, die ſie aufforderten, die Republik auszurufen und mit den Waffen in der Hand vorwärts zu rücken; ſtellen ſie ſich nicht an die Spize, ſo würde das Volk für ſich handeln, die Kraft ſich zerſplittern, die Sache zulezt ſcheitern; zurückzuhalten ſey das Volk länger nicht. Von Seiten der

dem Konſtanzer Republikaner Fickler. Auf einzelnen Punkten Badens hatten ſich Sicherheitsausſchüſſe gebildet, in drei Aufgeboten von achtzehn bis ſechszig Jahren war in Achern, in Engen die Bevölkerung zu den Waffen gerufen, und weithin durch Baden, wie durch Württemberg, exerzierte in Städten und in vielen Dörfern was Waffen hatte, viele mit entlehnten Waffen.

Merkwürdig iſt es, daß auf dem linken, dem franzöſiſchen Rheinufer, zu gleicher Zeit mit dem Franzoſenlärm dieſſeits, der Schrecken ſich verbreitete, die Deutſchen fallen in Frankreich ein, und Alles landeinwärts floh oder zu den Waffen griff.

„Das ſind republikaniſche Pfiffe,“ ſagte die Bourgeoiſie. „Sie wollen probieren, und die Gelegenheit ausbeuten.“ Die von Frankfurt Zurückgekommenen von der rechten Seite hielten es für höchſte Zeit, gegen die Beweger vorzugehen.

Mit Unwillen und Eckel waren Hecker und ſeine Freunde vom Vorparlament heimgegangen, das die Revolution preisgab, und zögerte, ſtatt zu handeln, unterhandelte, ſtatt zu vollenden; mit Unwillen gegen die, welche aus Unverſtand der Reaktion ſich und das Volk überantworteten; mit Eckel vor Denen, die aus Eigennuz konſervativ ſeyn wollten; und mit Entſchloſſenheit gegen die Reaktion ſelbſt.

Man hat Hecker nachher vorgeworfen, er hätte in der erſten Woche nach der Februarrevolution, da die badiſche Regierung die Anwendung ihrer Streitkräfte noch nicht wagen konnte, den Kampf gegen das Königthum eröffnen ſollen. Mit Unrecht. Das war die Morgenſtunde, in der Baden ſelbſt noch halb im Traum lag. Hecker ſelbſt hatte auf das Vorparlament gehofft. Wenn er ſagt: „Zur Zeit jener Verſammlung, vor welcher die Monarchie zitterte, war mit zwei energiſchen Tagen und Erhebungen das Schickſal fürſtlicher Willkürherrſchaft ohne heißen Kampf entſchieden, wenn die, welche ſich als Geſchäftsführer deutſcher Nation ſelbſt aufſtellten, nicht muthloſe Schwäzer waren, wo ſie Retter des Vaterlands ſeyn ſollten und konnten“ — wenn er das ſagt, wer wird ihm Unrecht geben aus allen Parteien, bei unbefangenem Blick auf die Lage der Dinge?

Es war nur natürliche Folge, daß nach ſolchen Vorgängen in Frankfurt der Vorwand, den der Franzoſenlärm gab, von den Regierungen benützt ward, um militäriſche Streitkräfte zuſammen zu ziehen — gegen die Volksbewegung, gegen den Gedanken des freien Volksſtaats.

Humor an dem Königthum geübt, er hatte als Flüchtling, wegen ſeiner politiſchen Anſichten in Baden verfolgt, lange Jahre in der ſchweizeriſchen Republik gelebt, er war von 1830 an in alle Plane, Hoffnungen und Wünſche, in die geheimſten Bezüge der Volkspartei eingeweiht, hatte wegen ſeines Wirkens dafür den Namen des Commis voyageur der Revolution erhalten, und hatte noch vor fünf Wochen einen Sturm in der Kammer hervorgerufen, weil er an die Gewalt der Maſſen appellirte.

Er war zudem Ficklers ganz beſonderer Freund. Da Mathy mittel= und hülflos war, hatte ihn Fickler mit redlicher Freundſchaft unterſtüzt, ihn genährt und gekleidet, und als die Wahlen in die Kammer kamen, hatte Fickler, der vor Allen im Seekreis und Schwarzwald gewählt worden wäre, an ſeiner Statt ſeinen Freund Mathy empfohlen, und war für ſeine Wahl tagelang herum gereist, bis ſie ſicher war. Unter ſolchen Umſtänden ließ Fickler an dieſem Abend ſein volles Herz naturkräftig und republikaniſch ſich ausſprechen, und wie es nothwendig ſey, daß das Volk aufſtehe und Republik mache. Bei dem Aufbruch der Geſellſchaft ſagte Fickler zu den noch anweſenden Freunden: „Ich muß heute noch abreiſen. Habt Ihr den Blick geſehen, mit dem Mathy mich anſah von der Schwelle des Nebenzimmers aus, eh' er wegging? Es war ein Blick, der mir ſagt, er wird mich verrathen.“ Die Freunde verwieſen ihm den ſchwarzen Argwohn. Noch auf dem Zimmer, vor Bettegehen, ſagte Fickler wieder: „Ich will doch lieber heute Nacht noch abreiſen.“ Die Freunde beſchwichtigten ihn abermals.

Als Fickler Morgens auf den Bahnhof kam, um in's Oberland zu gehen, da ſtand — Mathy, ſeiner wartend. Fickler ſaß ſchon im Wagen des Eiſenbahnzugs. Mathy rief einen Diener der Polizei, wie die Diener bei der Eiſenbahn, auf, Fickler zu verhaften, als einen ſtaatsgefährlichen Mann, als Landesverräther. Vergebens. Sie weigern ſich, keiner wagt den Mann des Volkes zu faſſen. Kein richterlicher, kein anderer Befehl liege vor, ſagten ſie. Mathy holte ſelbſt Militär herbei. Auf meine Verantwortung! ſprach der Abgeordnete Mathy; er iſt ein Landesverräther! — Und Fickler wurde aus dem Wagen und in den Kerker gebracht.

Nach zweimalvierundzwanzig Stunden war der Abgeordnete und Literat Mathy — großherzoglich badiſcher Staatsrath geworden.

Noch am Morgen der Verhaftung Ficklers, ſeines Freundes und

Wohlthäters, dampfte Mathy mit dem nächſten Bahnzug nach Mannheim hinüber. Er wußte, wie ſeine That in Karlsruhe bekannt würde, brach die Wuth des Volkes aus, dieſer wollte er entgehen. Er ſelbſt ſagte, er müſſe einer Gemeinderathsſizung beiwohnen.

Die Kunde ſeiner That war ihm voraus geeilt. Er fand das Volk in großer Aufregung. Er entging denen, die ihn in Stücke reißen wollten. Das Haus, wo er wohnte, wurde mit Scharfſchüzen beſezt, und Truppen von Karlsruhe wurden herbeigerufen, zwanzig Compagnien Bürgerwehr beſezten den Markt, um Mathy's Leben und Wohnung zu ſchüzen. Aus der Volksmenge tönte ihm der Ruf „Volksverräther“ entgegen. Gedeckt von den Waffen, trat er auf den Balkon des Rathhauſes. Er gab vor, Fickler habe mit den Fremden, den Franzoſen konſpirirt, er habe einen bewaffneten Einfall der Fremden in Baden bezweckt, und ſich des Landesverrathes ſchuldig gemacht. Aktenſtücke, welche dieß unzweifelhaft darthun, habe er, Mathy, bei dem Präſidenten der zweiten Kammer, Mittermaier, eingeſehen. Den Landesverrath zu durchkreuzen, habe er Fickler auf dem Weg in's Oberland verhaften laſſen. „Hätt' ich, ſo ſchloß er, was ich heute Morgen gethan, noch einmal vor mir, ich würde es abermals thun, ſelbſt wenn es mein Leben koſten ſollte; denn ich bin überzeugt, dem Vaterland einen Dienſt erwieſen zu haben.“

Im ganzen Lande machte das Ereigniß einen ungeheuern Eindruck. Mathy's Geſinnungsgenoſſen thaten Alles, ihm Recht zu geben. „Wo Fickler ſey, fragen Sie? ſagte von Soiron zu einem, der neugewählte Präſident des Fünfziger-Ausſchuſſes; er iſt da, wo Hoch- und Landesverräther hingehören.“

Aber Mittermaier erklärte in öffentlichen Blättern Mathy's Behauptung für eine Lüge. Dafür überhäuften denſelben Baſſermann, der Vertrauensmann beim Bundestag, und Andere von der neuen Miniſterialpartei ſo mit Vorwürfen und Grobheiten, daß er erkrankte. Die That Mathy's wurde in den deutſchen Landen bei allen Parteien ſehr verſchieden beurtheilt. Selbſt im Lager der Volkspartei fand ſie Bewunderer. Das Vorgeben des Landesverraths, eines juridiſchen Begriffes, verfieng beſonders bei den patriotiſchen Juriſten, und in Württemberg empfahl der vaterländiſche Wahlausſchuß die Patrioten Mathy und Baſſermann den Württembergern zur Wahl in's Parlament. Doch war man im Lager der Volkspartei ſich bald

klar, was die Verſchwörung mit den Franzoſen, mit dem „Reichs-feind", auf ſich habe, als Mittermaiers Erklärung kam. Aber man billigte dennoch Mathy's That in der Mehrheit der Geſellſchaft nicht nur, ſondern man erklärte ſie für eine hochherzige Energie, entſprungen aus dem klarſten Bewußtſeyn, für eine Rettung Deutſchlands vor einem verderblichen Kriege mit Frankreich, einem Kriege, worin ein Theil Deutſchlands, wie immer bis jezt, zum Feind gehalten haben würde. Man erklärte Mathy für einen antiken Charakter, dem das Vaterland höher gegolten, als die Pflichten der Freundſchaft und der Dankbarkeit.

Ficklers Verhaftung traf Hecker ſchwer. „Jezt gehen ſie auch an mich, und die Kammer bewilligt meine Verhaftung!" rief er. Er ſah die Reaktion in allen Maßregeln der lezten Zeit, in dieſer Verhaftung ihr erſtes gewaltthätiges Auftreten.

Mit der lebhaften Phantaſie und mit der Gewohnheit, Andere nach ſich zu meſſen, die ihm eigen waren, ſagte er ſich: „Jezt gilt es zu handeln. Nach den Erklärungen und Beſchlüſſen des Volkes in vielen Volksverſammlungen kann man auf eine Erhebung in Maſſe rechnen, das ſtehende Heer belebt ein neuer Geiſt. Die fortwährenden Täuſchungen und Hinhaltungen des Volkes, die auftretende Reaktion, die getäuſchte Hoffnung auf das Vorparlament, die vorangeſchrittene Bewaffnung des Volkes neben der Unmacht der Regierungen, neben ihren reaktionären Beſtrebungen, ſprechen dafür, daß der rechte Augenblick da iſt, und nicht vorübergelaſſen werden darf."

Hecker war der feſten Zuverſicht, daß es, wie er ſelbſt ſagte, in Baden keines Schwertſtreichs und keines Schuſſes bedürfe, daß der Zug ein wahrer Feſtzug ſeyn und ganz Deutſchland dem Beiſpiele Badens, das immer vorangegangen, folgen würde.

Sonntags den 9. April in der Frühe, riß ſich Hecker von Weib und Kindern, von glücklichſten, glänzenden Verhältniſſen los, mit der Zuverſicht, welche der Glaube an eine gerechte Sache und an Grundſäze gewährt. Er flog durch Rheinbayern, auf der franzöſiſchen und ſchweizeriſchen Gränze hin nach Conſtanz. Struve, Willich, Bruhn, Doll, Mögling und andere Freunde fand er ſchon dort. Er fand bei den Conſtanzern, aus deren Mitte ihn ſo vielfache Stimmen ſo oft und dringend herbeigerufen hatten, nicht die Begeiſterung, die er erwartete: in ihrem Agitator Fickler fehlte ihnen die Seele. Da, wo

man bisher nach der Stunde, in der man die Fahne der Republik fliegen laſſen würde, gebrannt hatte, war man jezt ohne Glauben an Erfolg, die Menge irr an ihren Führern. Männer, wie Kuenzer, Würth, Vanotti, Huetlin, die in der Sache und im Vertrauen des Volkes alt geworden waren, mahnten von dem Unternehmen für die Republik ab. In dieſem Augenblick, ſo vereinzelt, in dieſem Winkel Deutſchlands, ohne Plan und verſicherte Streitkräfte, ohne Geld, im Angeſicht der längſt wieder erſtarkten Staatsgewalten und der militäriſchen Zuſammenziehungen in der Nähe, erſchien ihnen eine Schilderhebung unpraktiſch, hoffnungslos, eine Quelle unberechenbarer Nachtheile für die Sache der Nation. Der Regierungsdirektor Peter beſchwor Hecker mit Thränen, von dem Unternehmen abzuſtehen, ſich dem Vaterlande zu erhalten. Allen Gründen, welche dieſe Freunde für die Unmöglichkeit des Gelingens vorbrachten, allen Bitten, widerſtand Hecker. Er ſah in ihren Gründen nur Furcht und Muthloſigkeit. Ueberzeugt, daß das Volk auf dem Land und in den Landſtädtchen entſchloſſener, glühender für die Sache ſey, blieb er bei ſeinem Entſchluß. „Ich will eher mit Ehren zu Grund gehen, rief er zornig, wüthend, als mich muthlos zurückziehen.“ Eine wahre Naturkraft der Revolution, die es von ſelbſt zur raſchen Aenderung im Staatsleben, zum Aufſtand drängte, ungeſtüm, feurig, ſo brach er los, ohne Ohr für das, was er hörte, ohne Auge für die Winke, die in dem, was er zunächſt um ſich ſah, lagen, unberührt im Geiſte ſelbſt dadurch, daß ſogar Sigel, der Sachverſtändige, wankte.

Hecker war mit ganzer Seele für die Republik, aus Humanismus, weil er es eines edeln Menſchen unwürdig achtete und empfand, einen andern Menſchen als ſakroſankt über ſich zu verehren, als etwas Unverantwortliches, Unantaſtbares, Gottgleiches. Dazu war er zu ſtolz auf ſeine Menſchenwürde. Aber auch für einzig zweckmäßig galt ihm der freie Volksſtaat, für das Volk ſah er darin das alleinige Heil, und er ſah des Volkes ganzen Jammer an, mit Augen und einer Seele, wie einſt Tiberius Gracchus, der edle reiche Römer mit der großen weiten Menſchenſeele, die ſich von den Schlacken der Standesvorurtheile abgelöst hatte, die das eigene Glück und ſich ſelbſt aufzuopfern bereit war um der Brüder willen, das unermeßliche Proletariat des römiſchen Italiens angeſehen hat.

Schon am Mittwoch den 12. April erließ Hecker Ausſchreiben

an die umliegenden Gemeinden, worin er zum bewaffneten Zuzug, mit Schießbedarf, den nöthigen Geld- und Lebensmitteln auf mindeſtens acht Tage, aufforderte. Struve war abgereist, um, wie Hecker den Seekreis, ſo den Schwarzwald zu bewegen.

Hecker, die Bravheit ſelbſt als Mann und Redner, gehoben durch die Bedeutung des Augenblicks, ſprach gewaltiger als je in der Volksverſammlung zu Conſtanz, und bewegte ſie für die Republik, und die alsbaldige Verkündung, aber nicht die Städter, ſondern nur die Landleute, die in Mehrheit anwohnten, und die darum jeden von Heckers Verhaftung ſtillſchweigend und mit ihren Bravo's zugleich abmahnten. Der Sturm des Beifalls täuſchte und befeſtigte Hecker noch mehr, ebenſo der Bericht Struves von ſeinen Erfolgen. Struve, deſſen Charakteriſtik, um Wiederholungen zu vermeiden, erſt ſpäter folgen kann, forderte den Wald zum Zug auf Karlsruhe auf, unter Vergrößerung der Mittel und Verſchweigung der Sachlage. Da rief man ihm begeiſtert zu: An Hecker ſchrieb Struve das Beſte, und im Spiegel ſeiner brieflichen Uebertreibungen ſah Hecker von Conſtanz aus den Schwarzwald.

Beamte des Fürſten von Fürſtenberg ließen Flugblätter, als gingen ſie von Hecker und Struve aus, mit Unterzeichnung des Namens beider in der Nacht drucken und verbreiten, und erklärten darin, es ſolle Alles zu Hauſe bleiben, das Unternehmen ſey aufgegeben. Entdeckt über dieſem Betrug, wurden ſie erſt ſpäter eingeſchüchtert durch die Nähe der Bewegung, da erbaten ſie ſich durch einen der Leibärzte des Fürſten „von dem Volksfreund Struve“ Sicherheitskarten für ſich und ihre Familien. Die Republikaner, war die Antwort, führen nicht Krieg gegen Perſonen, ſondern gegen das Prinzip.

Struve erfuhr, daß die Fürſtenbergiſchen Prinzen das württembergiſche Militär, das in nächſter Nähe lag, zum Einmarſch nach Baden riefen. Struve verhaftete die Prinzen nicht, ſondern erklärte ihnen, jeder der Volksſache hinderliche Schritt von ihrer Seite werde ihre Verhaftung zur Folge haben.

Das Volk im Walde, oder vielmehr ſeine Führer wollten warten, bis wirkliche Schaaren vom Seekreis anlangen — es war in dieſen Männern der Verſtand vorherrſchend, der ohne Kenntniß der Mittel nichts wagen wollte, und echauffirten Abſtraktionen nicht unbedingt glaubte. Dieſe Männer hatten eine Zeitlang das Unglück, im

Schatten des Verdachts gegen ihre volksfreundliche Geſinnung zu ſtehen: Struve that vollauf, um ſie zu rechtfertigen. Die Württemberger beſezten Donaueſchingen nach Uebereinkunft mit Struve, „da es Grundſaz der Republikaner war, Blutvergießen nach Kräften zu vermeiden.“ So ſagte Struve ſpäter, jenen zum Spott, ſich zur Rechtfertigung. Andere ſagen, nicht bloß Unverſtand, Verbrechen wäre es geweſen, vaterlandliebendes Volk der Uebermacht zu opfern, ohne Hoffnung auf Erfolg, zwecklos.

Der Auszug aus Conſtanz war nicht, wie Hecker erwartete; das Feuer des vorigen Tages war erloſchen. Selbſt ein ſo entſchiedener Republikaner wie Weishaar von Lottſtetten, ſeit lange Befehlshaber einer Bürgerwehr von anderthalbtauſend der Beſtbewaffneten, ſchloß ſich dem Auszug nicht an. Andere, die vielleicht mitgezogen wären, blieben zurück wegen des Regenwetters. Muthiger, begeiſterter als die Männer, waren die Frauen und die Mädchen. Mit ihren Vorwürfen trieben ſie manchen zu den Waffen und Hecker nach. Welche Feigheit, ſagten ſie, die Andern im Stich zu laſſen und daheim zu ſizen, während ſie für die Freiheit fechten. Wo der Vater einem Sohn wehren wollte, feuerte die Schweſter den Bruder an. Aber es blieb immer eine kleine Schaar, die zuerſt über die Conſtanzer Brücke zog, und die, welche am andern Tag nachkamen, glichen den großen Nachtheil nicht aus, welchen der Eindruck brachte, den Hecker durch die ſchwache Zahl ſeiner Schaar machte, wo er durchzog. An Hecker und die Conſtanzer Bürgerwehr, an eine Schaar von zweitauſend Bewaffneten hätten ſich neue Tauſende von ſelbſt angereiht, Bürger und Landleute hätten ſich in Maſſe erhoben. So aber fragte Alles draußen: „Wo ſind die Conſtanzer und ihre Kanonen?“

Hecker erwartete in Stockach eine Verſtärkung von dreitauſend Mann: ſo war es ihm von Struve angeſagt. Sein Herz war wieder froh. Der Enthuſiasmus, der ihn begrüßte, der Anſchluß Einzelner, die Zuſage Anderer, nachzukommen, ſtärkten ihn unterwegs, zumal, als die guten Büchſenſchüzen von der Inſel Reichenau bei ihm ſich ſehen ließen, und aus den zerriſſenen Regenwolken der blaue Himmel lachte, die ganze Natur ſich aufklärte, ihm ein günſtiges Zeichen. Seine Phantaſie knüpfte an die vortretenden Punkte des heiligen altgeſchichtlichen Bodens, auf dem er ſich bewegte, große Erinnerungen der Geſchichte an, und in Wahrheit, ſo weit deutſche Zunge geredet wird,

iſt keine Landſchaft, in welcher der Geiſt der Geſchichte ſo laut zu Gunſten deſſen ſpräche, was Hecker wollte, und ſo augenſcheinlich.

In jedes Schwaben Mund und Herz lebt Conſtanz als die Stadt, wo Huß und Hieronymus die erſten Zeugen für die Freiheit des Denkens waren und ſtarben; die Brücke von Conſtanz, durch die Dichtung verherrlicht, durch eine volksthümlich gewordene Ballade, in welcher der Conſtanzer Fleiſcher, für die Freiheit des Denkens und Glaubens ſich opfernd, die Waffenknechte des Deſpotismus umarmt und mit ſich in den Rhein reißt. Dort iſt der See, der an das Land der ſchweizeriſchen Republiken ſpült und im Hintergrund leuchten die Alpen, in deren Thälern einſt an Zahl Wenige, aber Männer an Kopf und Herz, dem vielarmigen Abſolutismus ſiegreich entgegen kämpften, ihr Land frei und ſich unſterblich machten. Gegenüber lag die Reichenau, für Deutſchland ein Hauptherd des heiligen Feuers, der wahren Chriſtus-Religion, wo zuerſt die Männer erſchienen waren, welche in die Nacht des früheſten Mittelalters das Licht brachten, das alle Menſchen als Kinder Eines Vaters und als Brüder und Schweſtern beleuchtet. Das iſt der Boden zugleich, wo ſo ſehr als irgendwo dieſelbe Lehre, welche die Menſchheit zu befreien in die Welt gebracht war, als Syſtem ihres ſchrecklichſten Gegentheils gehaust und gewüthet hatte. Da war jeder Bergkegel ein Zeuge der Volksbedrückung, die ſeit dem Mittelalter an der Kraft des deutſchen Volkes zehrte, die alten Feudalherrlichkeitsſitze Hohenhöwen, Hohenſtoffeln, Hohenkrähen, Hohentwiel, und in der Ferne, dem fränkiſchen Lande zu winkte der alte Kaiſerberg Hohenſtaufen. Das Große und das Traurige deutſcher Erinnerungen bewegte Heckers Herz, um ſo mehr, als er ausging, die Reſte des mittelalterlichen Deſpotismus aufzuräumen und alles Volk frei zu machen. Die Trommeln wirbelten und damit wechſelten die kriegeriſchen Geſänge der Schaar. Vor Allersbach wurde ein Rudel Rehe von den Schützen weder gleich wahrgenommen noch getroffen. Antikem Sinn hätte das als ein Vorzeichen gegolten. Die Freudenrufe, das Fahnenſchwingen der Frauen und Mädchen berauſchten die Ziehenden: da kam die Kunde, daß die zu Stockach Verſammelten ſich verlaufen haben, theils ſich zu verlaufen im Begriff ſeyen, und die republikaniſche Schaar als eine Raub- und Mordbande verſchrieen werde. Hecker eilte mit Willich voraus. Sie fanden nur noch ein paar Hundert in Stockach ver-

ſammelt. Die Ausſchüſſe des Vaterlandsvereins ſprachen ſich gegen Hecker aus, ſelbſt Welte, der bisher, wegen ſeines wilden Republikanismus, der Baronen-Mezger hieß. Die andern Gegner lähmten das Unternehmen, indem ſie fort und fort Schreiben, daß man es fallen laſſe, mit der Namensunterſchrift Heckers und Struves fälſchten und verbreiteten.

Hecker ſah jezt überall und in Allem, was nicht für ihn oder vielmehr ſein Unternehmen ſich erklärte, Intrigue, feiges Zurücktreten, geradezu Verrath „niederträchtiger Geſellen, die ihn und ſeine Sache planmäßig verrathen und verkauft haben, die unter der Maske politiſcher Sympathie an ihn und ſeine Freunde Betheuerungen, Verſicherungen, Aufforderungen haben ergehen laſſen, um ſie zu locken und zu verrathen".

In Erwartung der zugeſagten ſtarken Zuzüge löste Hecker die Conſtanzer Regierung des Seekreiſes durch ein Dekret von Stockach aus auf, und der bisherige Regierungsdirektor Peter, in ganz Baden bekannt und beliebt als freiſinniger Abgeordneter und darum früher vielfach Verfolgter, wurde durch Hecker und das Volk zur Annahme der Statthalterſchaft der Republik genöthigt. Er erklärte — und die beſten Männer aller Farben haben es ihm bezeugt, daß es ſo war — er weiche nur der phyſiſchen und moraliſchen Gewalt.

Großmüthig ließ Hecker in Stockach einen aufgegriffenen württembergiſchen Kundſchafter, der überwieſen war, unverſehrt zurückgehen, gegen die Anſicht Anderer, daß ein kriegsrechtliches Verfahren bei den vielen Verräthereien, denen die Republikaner ausgeſezt ſeyen, abſchreckend wirken würde. Hecker meinte, nicht durch irgend eine Gewaltthat, ſondern mit den hehren Mitteln der Begeiſterung für die Befreiung eines großen Volkes müſſe und werde man ſiegen. Ueberzeugt von der Gerechtigkeit und Größe ſeines Unternehmens, von ſeinem Anhang im Volk und deſſen Eifer dafür, verſchmähte er Mittel des Schreckens als überflüſſig.

Ein Zug, in welchem die Einen Verblendung, die Andern Hochſinn finden werden, zeichnet die Führer. Dem Württemberger Theodor Mögling war ſeine Mutter nachgereist, um ihn zur Umkehr zu beſtimmen, aus Liebe zu den Seinen, aus Rückſicht auf ſeine ſchöne Stellung im Staatsdienſt. „Ich weiß Eure Liebe und wie gut Ihr es meinet," ſagte Mögling, „aber ich ziehe aus für die

iſt keine Landſchaft, in welcher der Geiſt der Geſchichte ſo laut zu Gunſten deſſen ſpräche, was Hecker wollte, und ſo augenſcheinlich.

In jedes Schwaben Mund und Herz lebt Conſtanz als die Stadt, wo Huß und Hieronymus die erſten Zeugen für die Freiheit des Denkens waren und ſtarben; die Brücke von Conſtanz, durch die Dichtung verherrlicht, durch eine volksthümlich gewordene Ballade, in welcher der Conſtanzer Fleiſcher, für die Freiheit des Denkens und Glaubens ſich opfernd, die Waffenknechte des Deſpotismus umarmt und mit ſich in den Rhein reißt. Dort iſt der See, der an das Land der ſchweizeriſchen Republiken ſpült und im Hintergrund leuchten die Alpen, in deren Thälern einſt an Zahl Wenige, aber Männer an Kopf und Herz, dem vielarmigen Abſolutismus ſiegreich entgegen kämpften, ihr Land frei und ſich unſterblich machten. Gegenüber lag die Reichenau, für Deutſchland ein Hauptherd des heiligen Feuers, der wahren Chriſtus-Religion, wo zuerſt die Männer erſchienen waren, welche in die Nacht des früheſten Mittelalters das Licht brachten, das alle Menſchen als Kinder Eines Vaters und als Brüder und Schweſtern beleuchtet. Das iſt der Boden zugleich, wo ſo ſehr als irgendwo dieſelbe Lehre, welche die Menſchheit zu befreien in die Welt gebracht war, als Syſtem ihres ſchrecklichſten Gegentheils gehaust und gewüthet hatte. Da war jeder Bergkegel ein Zeuge der Volksbedrückung, die ſeit dem Mittelalter an der Kraft des deutſchen Volkes zehrte, die alten Feudalherrlichkeitsſitze Hohenhöwen, Hohenſtoffeln, Hohenkrähen, Hohentwiel, und in der Ferne, dem fränkiſchen Lande zu winkte der alte Kaiſerberg Hohenſtaufen. Das Große und das Traurige deutſcher Erinnerungen bewegte Heckers Herz, um ſo mehr, als er ausging, die Reſte des mittelalterlichen Deſpotismus aufzuräumen und alles Volk frei zu machen. Die Trommeln wirbelten und damit wechſelten die kriegeriſchen Geſänge der Schaar. Vor Allersbach wurde ein Rudel Rehe von den Schützen weder gleich wahrgenommen noch getroffen. Antikem Sinn hätte das als ein Vorzeichen gegolten. Die Freudenrufe, das Fahnenſchwingen der Frauen und Mädchen berauſchten die Ziehenden: da kam die Kunde, daß die zu Stockach Verſammelten ſich verlaufen haben, theils ſich zu verlaufen im Begriff ſeyen, und die republikaniſche Schaar als eine Raub- und Mordbande verſchrieen werde. Hecker eilte mit Willich voraus. Sie fanden nur noch ein paar Hundert in Stockach ver-

ſammelt. Die Ausſchüſſe des Vaterlandsvereins ſprachen ſich gegen Hecker aus, ſelbſt Welte, der bisher, wegen ſeines wilden Republikanismus, der Baronen-Mezger hieß. Die andern Gegner lähmten das Unternehmen, indem ſie fort und fort Schreiben, daß man es fallen laſſe, mit der Namensunterſchrift Heckers und Struves fälſchten und verbreiteten.

Hecker ſah jezt überall und in Allem, was nicht für ihn oder vielmehr ſein Unternehmen ſich erklärte, Intrigue, feiges Zurücktreten, geradezu Verrath „niederträchtiger Geſellen, die ihn und ſeine Sache planmäßig verrathen und verkauft haben, die unter der Maske politiſcher Sympathie an ihn und ſeine Freunde Betheuerungen, Verſicherungen, Aufforderungen haben ergehen laſſen, um ſie zu locken und zu verrathen“.

In Erwartung der zugeſagten ſtarken Zuzüge löste Hecker die Conſtanzer Regierung des Seekreiſes durch ein Dekret von Stockach aus auf, und der bisherige Regierungsdirektor Peter, in ganz Baden bekannt und beliebt als freiſinniger Abgeordneter und darum früher vielfach Verfolgter, wurde durch Hecker und das Volk zur Annahme der Statthalterſchaft der Republik genöthigt. Er erklärte — und die beſten Männer aller Farben haben es ihm bezeugt, daß es ſo war — er weiche nur der phyſiſchen und moraliſchen Gewalt.

Großmüthig ließ Hecker in Stockach einen aufgegriffenen würtembergiſchen Kundſchafter, der überwieſen war, unverſehrt zurückgehen, gegen die Anſicht Anderer, daß ein kriegsrechtliches Verfahren bei den vielen Verräthereien, denen die Republikaner ausgeſezt ſeyen, abſchreckend wirken würde. Hecker meinte, nicht durch irgend eine Gewaltthat, ſondern mit den hehren Mitteln der Begeiſterung für die Befreiung eines großen Volkes müſſe und werde man ſiegen. Ueberzeugt von der Gerechtigkeit und Größe ſeines Unternehmens, von ſeinem Anhang im Volk und deſſen Eifer dafür, verſchmähte er Mittel des Schreckens als überflüſſig.

Ein Zug, in welchem die Einen Verblendung, die Andern Hochſinn finden werden, zeichnet die Führer. Dem Württemberger Theodor Mögling war ſeine Mutter nachgereist, um ihn zur Umkehr zu beſtimmen, aus Liebe zu den Seinen, aus Rückſicht auf ſeine ſchöne Stellung im Staatsdienſt. „Ich weiß Eure Liebe und wie gut Ihr es meinet,“ ſagte Mögling, „aber ich ziehe aus für die

Namens, daß Hecker glaubte, um ſeiner Sache willen, ſie zurückweiſen zu müſſen.

Die deutſchen Arbeiter, ſagte er, ſind ohne mein Zuthun von Paris abgezogen, ich habe ſie nicht gerufen und werde auch in keine Verbindung mit ihnen treten.

Mit klingendem Spiel, mit kleiner Schaar, in der aber Jeder ein Entſchiedener war, und von Begier, ſich zu ſchlagen, brannte, zog Hecker weiter. Doch faſt mit jedem Schritt ſpürte er den Nachtheil davon, daß ihm große Geldmittel nicht zu Gebot ſtanden und eben ſo wenig ein Kriegsmaterial, während ſeine Gegner über volle Kaſſen, beſtes Kriegsgeräth, organiſirtes und wohlbezahltes Beamten- und Militärweſen zu verfügen hatten.

Dadurch, daß Struve Donaueſchingen vor den württembergiſchen Truppen durch Capitulation räumte, war für das Unternehmen derjenige Punkt aufgegeben, welcher die Verbindung mit dem Kinzigthal, dem Höllenthal, dem Rheinthal und der Seegegend ſicherte, von welchem aus die Republikaner die auf den nächſten Morgen angeſagten Zuzüge an ſich ziehen, gegen die Württemberger angriffsweiſe verfahren, ſich längere Zeit halten und im Rücken der feindlichen Truppen, wie in den Flanken, den Aufſtand in Maſſe hätten organiſiren können. So klein Donaueſchingen iſt, ſo ſehr iſt es in militäriſcher Hinſicht bedeutend, beſonders ſeit den Revolutionskriegen bekannt, theils durch Sumpf und Berg, theils durch ſeine Höhenlage gedeckt.

Hecker wehrte den Schuß der Seinen ab, der den Zuruf „Rebelliſche Spizbuben“ an einem Donaueſchinger rächen wollte; er ſtellte einem nachreiſenden Konſtanzer Gensd'armen, einem offenbaren ſtark mit Geld verſehenen Kundſchafter, das Geld zurück und ließ ihn ſo leicht bewachen, daß er entfloh; neue Beweiſe, daß Hecker wähnte, Staatsveränderungen können mit bloßer Begeiſterung gemacht werden, und daß er zu rein war, um zu thun, was, wenn einmal Solches begonnen war, unumgänglich geweſen wäre.

Neuer Regen, Wind und Hagel, Todesermattung der lange Marſchirten, Mangel an Unterkommen unter Dach und Fach, Kreuz- und Querzüge, um nicht vor Eintreffen der Verſtärkungen mit dem Feinde ſich ſchlagen zu müſſen, und die Einwirkungen von Rechts

und Links machten, daß troz neuer Zuzüge die Schaar nicht wuchs, weil Viele ſich verliefen oder zurückbleiben mußten.

Die Republikaner, und Hecker vor Allen, klagten vielfach über „feige Verräther.“ Warum? Weil mancher Mann nicht kam, der früher als Republikaner ſich ausgeſprochen hatte. Hecker dachte nicht daran, daß er im ungünſtigſten Augenblick, ohne dieſe zu fragen, auf eigene Fauſt losgeſchlagen hatte. Mancher, der jezt nicht mitzog, hat nachher bewieſen, daß er aus Verſtand zurückblieb, nicht aus Feigheit.

Noch zu Bonndorf rieth ein als entſchieden bekannter, von der Regierung viel verfolgter Mann aus dem Volke, mit Thränen in den Augen von dem Unternehmen ab, auf den Grund der Unreife des Volkes und der Unzulänglichkeit der Mittel hin, und bat Hecker, ſich und die andern edeln Kräfte, die er um ſich hatte, für beſſere Zeiten dem Vaterland zu erhalten. Hecker hörte nicht auf den Mann, der ſich beſſer als er ſelbſt Rechenſchaft von den Mitteln der Volkspartei und der Fürſtenpartei gegeben hatte und über dem Wunſche des Herzens die Schwierigkeiten, die Unmöglichkeit des Gelingens nicht überſah. Solche Gründe erbitterten nur Hecker, er ſuchte ihre Quelle nicht in der Beſonnenheit, ſondern in Schwächen des Gemüths. „Als ich den Ochſenwirth zu Bonndorf hörte,“ ſagte er nachher, „vermeinte ich die Karlsruher Hofzeitung vorleſen zu hören.“ Hecker's Bruder kam in der Nacht, der Profeſſor in Freiburg war, und auch abmahnte mit Gründen der Sachlage. „Ich werde,“ antwortete ihm Hecker, „für die Befreiung unſeres Volkes von fürſtlichem Druck bis ans Ende meines Lebens einſtehen und das Volk iſt beſſer und muthiger, als ſeine Beamten und Gelehrten.“ — Wir würden als Verräther am Volke handeln, wenn wir die Sache des Volkes jezt aus Feigheit aufgeben würden, ſagten Hecker's Freunde. Falſche Gerüchte verblendeten ſie auch. Vor Bonndorf ſchon hieß es, in Stuttgart ſey eine Revolution ausgebrochen, die Linie zum Volk übergegangen, die Republik proklamirt. Hinter Bonndorf kamen Leute, die ſagten, im württembergiſchen Lager in Donaueſchingen ſey die Stimmung der Soldaten der Volksſache ganz günſtig und die Offiziere finden wenig Gehorſam. Die erſte Nachricht rief maßloſen Jubel, die lezte maßloſe Zuverſicht hervor. Freunde aus der Rheinebene kamen und theilten

den Kriegsplan und die Stellungen der einzelnen Truppencorps mit. Hecker hatte feſt darauf gerechnet, die Unterländer würden den „Höllenpaß“ beſezen. Jezt hörte er, daß ſie das nicht gethan, daß die Feinde ſie in dieſen Paß eindringen laſſen und darin erdrücken wollten; im Rücken und in der Fronte waren die Republikaner umgangen.

Noch hatten ſie erſt eilfhundert Mann. Aber die Nachricht war da, daß Weißhaar auf anderen Sinn gebracht worden und mit ſeinen trefflichen Schüzen von Jeſtetten und Lottſtetten im Anzug ſey. Doctor Kaiſer, ein unerſchrockener Republikaner, perſönlich tapfer und von Natur mit einem militäriſchen Blick begabt, ein Soldat von Haus aus und bisher nur in eine falſche Laufbahn geworfen, rieth das Synntachthal bei Kappel zu beſezen. Dadurch wären die württembergiſchen Truppen feſtgehalten worden und die Republikaner hätten Zeit gewonnen einerſeits neue Zuzüge an ſich zu ziehen, andererſeits mit der Hauptmacht ſich in's Kinzigthal zu werfen, oder auf Freiburg hinab zu ziehen und zwar in zwei Richtungen. Dieſer Rath drang nicht durch. Es war von jeher das Unglück des Volkes, daß bei der Maſſe wie bei den Führern die verſtändigſten Anſichten nicht durchdrangen.

Hecker hoffte immer noch, die vom Unterland werden handeln und ihm in die Hand arbeiten. Er hoffte, es werde das Unterland, wenn nicht in Maſſe, doch zum Theil in die Waffen treten und die Republik ausrufen, gegen die Mitte des Landes vorrücken, die fürſtlichen Streitkräfte zertheilen und beſchäftigen, die Eiſenbahnhöfe beſezen, die ſchnelle Herbeiführung größerer Soldatenmaſſen verhindern oder wenigſtens, wenn ſie ſchon im Zug wären, die Brücken ſprengen und die Soldatenzüge, die zuſammengedrängt in den Bahnwägen von ihren Waffen keinen Gebrauch machen konnten, entwaffnen, was einer kleinen Zahl des Volkes leicht geweſen wäre, oder ſie, was keines Muthes bedurft hätte, in der Tiefe zwiſchen den Dämmen durch plözliches Herabrollen von Felſen, Balken und Erde zu verwirren, zu verderben.

Hecker und Struve hatten ſo eben noch blutlos, mit bloßer Begeiſterung zu ſiegen, den Grundſaz gehabt und darnach gehandelt; von einem unorganiſirten Volke Anderes, Solches zu erwarten, waren ſie nicht berechtigt.

Hecker's Gegner wußten, daß er auf den Uebertritt der badiſchen Truppen rechnete. Darum ſchoben ſie zwiſchen die leztern und ihn die württembergiſchen und heſſiſchen Truppen. Die Eiſenbahnen und die Dampfboote bewährten ſich den Regierungen als Förderungsmittel ſtrategiſcher Zwecke. Um badiſchen Regimentern zu begegnen, machten die Republikaner einen Seitenmarſch über die Glashütte nach Dorf Bernau, mit großer Beſchwerde über ſteile Berge und tiefe Schluchten. Auf den Höhen des Feldberges kam zu der Kälte ununterbrochener Regen-, Schnee- und Hagelſturm; der Wind brauste und ſchlug die Wipfel der Bäume krachend zuſammen und an manchen Stellen klimmten die Republikaner über mehrere Fuß tiefen Schnee, alten und friſch gefallenen, die ſteile Kuppe hinan, die Geſchüze und die Wagen konnten kaum durchkommen. Sie ſangen Freiheitslieder und ſpotteten über ihre Noth. Einzelne erfreuten ſich mitten im Sturm an der wild romantiſchen Gegend, den dunkeln hohen Tannen auf dem Schneefeld, an dem Feldberger See, der aus dem Wald ſtrahlte wie ein großes dunkelblaues Auge der Natur. Spät Nachts war es geworden, bis ſie den Berg hinab geſtiegen waren, alle Habe war durchnäßt.

Zu Bernau ſaßen die Anführer bei Wein und Brod um den Tiſch in abenteuerlicher Bekleidung, wie ſie die Herzlichkeit der Waldbauern den durchnäßten Republikanern in der Schnelle geliehen hatte. Sie waren, wie es geht nach ſo mühevoller Fahrt, faſt ausgelaſſen heiter, als zwei Abgeordnete des Fünfzigerausſchuſſes von Frankfurt eintraten, Spaz und Venedey, und im Namen des Fünfzigerausſchuſſes volle Amneſtie boten, wenn Hecker und ſeine Freunde die Waffen niederlegten. Sie mußten von den Republikanern die bitterſten Reden hören. Wir ſind, ſagten dieſe, in der Rath- und Thatloſigkeit der Zeit, wo man das deutſche Land mit Reden zu flicken gedenkt, für die Rettung unſeres Volkes aus dem Elend von vierunddreißig Fürſten mit dem Schwert ausgezogen und wollen dabei beharren. Wir bedürfen keiner Amneſtie. Wir bieten aber im Namen des deutſchen Volkes den vierunddreißig Bedrückern Amneſtie an, für den Fall, daß ſie binnen vierzehn Tagen der unrechtmäßigen Herrſchaft entſagen, das Volk in ſein angeſtammtes Recht einſezen wollen; für dieſen Fall ſollen ſie mit anſehnlichem Vermögen in das glückliche Loos von Privaten zurücktreten und

als nüzliche Bürger leben können. Meint ihr denn, ſagte einer, auf geſezlichem Weg fortſchreiten zu können? Seht ihr denn nicht ein, daß ihr den Fürſten keine Befehle ertheilen könnt, ohne ihnen die Macht zu nehmen, dieſen Befehlen Widerſtand zu leiſten? — Unter ſchallendem Gelächter ſagte einer der Anführer nach dem andern zu ihnen: „Ja, ja, zieht nur weiter an die Höfe Deutſchlands und bietet den Fürſten unter dieſer Bedingung Amneſtie von Seiten des Volkes an.“ Die Abgeordneten ſagten: „Wir ſehen, meine Herren, daß mit Ihnen nichts anzufangen iſt.“ — „Bleibt bei uns,“ ſagte Hecker, „und zieht mit, ſtatt leeres Stroh in Frankfurt zu dreſchen; das wird auf Deutſchland und ſeine Erhebung wirken.“ — Behalten wir dieſe Herren als Geißeln, meinte ein Republikaner. Ganz praktiſch, nickten andere zu. Den beiden Geſandten wurde unheimlich. Hecker bot ihnen ein Glas Wein zum Anſtoßen auf die Republik, und die Gläſer klangen. Mit Venedey anzuſtoßen, weigerten ſich mehrere Republikaner.

So gingen die Zwei hinweg, Spaz unter der Theilnahme der Republikaner. Venedey's Wahl zum Bekehrer Hecker's hätte nicht unglücklicher ſeyn können. Die Republikaner lachten noch lange über den Fünfzigerausſchuß, „über den Präſidenten Fallſtaff (Soiron) mit neunundvierzig Steifleinenen.“

Im ganzen Gebirge waren überall Freiheitsbäume aufgepflanzt, das Volk des Hochſchwarzwaldes ſchien für die Sache der Republik vor Andern begeiſtert, ſtattliche Gebirgsſöhne mit der rothen Weſte, den ſchwarzleinenen weiten Pluderhoſen, dem kurzen Sammtrock und dem ausgeſchlagenen Hemdkragen zogen zu, aber die Schaar, ſcheinbar ſchon zu mehreren Tauſenden angeſchwollen, verminderte ſich wieder im Weiterzuge.

Am 18. April ſtieg Hecker's Schaar über die Breger Höhe in das Wieſenthal hinab. Dieſes herrliche Thal iſt durch Hebel's allemanniſche Gedichte bekannt, eines der ſchönſten Thäler Deutſchlands. Wild brauste das Waſſer des Wieſenfluſſes, der bei Baſel ſich in den Rhein ergießt, von der düſtern Waldhöhe durch die ſchauerliche Schlucht dahin, ſonſt ſo kryſtallhell und jezt ſo trübe, von allen Seiten ſtürzten Waſſer von den Rießen*) der Bergwände

*) Rieß, Rinſal des Schneewaſſers.

herab und bildeten ſchöne Waſſerfälle und an den Bergabhängen beweidete Vieh ſchon grüne Matten, in der Schlucht trieben Bäume, Blüthen und friſches Laub.

Der Fabrikant Gottſchalk zu Schopfheim, ſeit ſechs Jahren mit Hecker in der badiſchen Kammer und ihm in Liebe zugethan, ſo ſehr er in Einzelnem von ihm abwich, auf welchen Hecker wegen ſeiner tiefen Religioſität viel hielt, machte mit ſeiner beſorglichen Wehmuth um den „Rebellen" zum erſtenmal Eindruck auf Hecker und ſeine Freunde, als er ſprach zu den gaſtlichſt in ſeinem Hauſe Aufgenommenen: „Unſere Wege und Mittel zum Ziele ſind verſchieden, aber in Einem kommen wir überein, wir wollen Beide das Beſte unſeres Vaterlandes begründen. Weſſen Weg der richtigere iſt, vermag nur der allmächtige Gott zu entſcheiden. Sie wiſſen, mit welcher Liebe ich Hecker zugethan bin, mein einziger Wunſch iſt ſein Wohlergehen, möge es Ihnen allen wohlergehen auf Erden."

Hecker aber entflammte gleich darauf die Schopfheimer vom Rathhaus-Balkon herab für die Republik, und die gelernten Schuhmacher in ſeiner Schaar ſtellten die Nacht durch die Fußbekleidung ihrer Kriegskameraden her, welche durch den Gebirgsmarſch in Schnee und Regen ſehr gelitten hatte. Hecker ſelbſt ſandte Eilboten an Weißhaar, wie an Sigel, in Eilmärſchen ihre Zuzüge, und wär's mit Hinzunahme der Nacht, heranzuführen.

Sigel war mit einer ſtarken Schaar aus dem Seekreis nachgezogen. Gegen tauſend Mann und zwei Geſchüze hatte er, als ſich unweit Bonndorf noch vierhundert an ihn anſchloſſen, die zu Hecker hatten ſtoßen wollen, aber durch die württembergiſchen Truppen abgeſchnitten waren. Zu Thiengen hatte Struve einige hundert Mann geſammelt. Am 18. traf ihn ein an alle Führer gerichtetes Schreiben Hecker's, das alle Zuzüge nach Todtnau wies. Er zog auf Waldshut und am 19. über Waldkirch nach St. Blaſien. Am 20. zog er durch das Albthor gegen Todtnau, das Wetter war ſeit zwei Tagen ſchön, ſtarke Zuzüge kamen von allen Seiten, er ſah dreitauſend Bewaffnete unter ſeiner Führung; es waren die erſten Aufgebote der Waldgemeinden, gut bewaffnet, mit Munition, Geld und Lebensmitteln reichlich verſehen, zwanzig Gepäckwagen folgten ſeiner Schaar.

Wäre Hecker, wie er zuerſt wollte, gegen Lörrach, ſtatt wie Willich und Bruhn durchſezten, gegen Kandern und Schliengen gezogen, ſo

wäre er auf die Schaaren Weißhaar's und Sigel's geſtoßen und die Republikaner hätten eine Macht von ſechstauſend Mann beiſammen gehabt. So verfehlte er dieſe Beiden, als er von Schopfheim über Steinen rückte, wo ihn der Abgeordnete Scheffelt, ſein alter treuer Freund, betrübt empfing, ohne Glauben an das Gelingen des Zugs. Hecker glaubte daran.

Es war ſchon dunkel, als ſie den waldigen Weg, eine ſteile Steige, hinab nach Kandern zogen. Da hörten ſie, daß in Schliengen die Heſſen liegen, zu Fuß und zu Roß mit Geſchütz, und daß in Kandern ſelbſt Quartiermacher angekommen ſeyen. Bald nahmen ſie wahr, daß die Einwohner von Kandern größtentheils gegen die Republikaner und mit dem Militär im Einverſtändniß waren. Auch ihr Zug und ihre Stärke waren den Truppen verrathen worden. Die Feinde wurden auf viertauſend geſchäzt.

Die einen ſchlugen vor, früh um 2 Uhr aufzubrechen und ſich gegen Steinen zurückzuziehen. Geſchah dies, ſo vereinigte ſich noch jezt Hecker's Schaar mit denen Sigel's und Weißhaar's. Aber der Vorſchlag ging nicht durch.

Frau Herwegh kam dieſen Abend wieder und unterhandelte mit Hecker nochmals darüber, daß er die deutſche Legion, die am Rhein ſtand, zu ſich rufe. Hecker wies es auch jezt noch ab und ſagte: „Ich werde ſie auch jezt nicht rufen, ſo wenig als ich verhindern kann, daß ſie über den Rhein kommen." Er glaubte der Sympathien des gegen ihn ſtehenden Militärs ſo gewiß ſeyn zu können, daß er zwei gefangene heſſiſche Dragoner wohl bewirthet davon reiten ließ, ſelbſt auf die Gefahr ihrer Kundſchafterſtattung und ohne ihnen die Pferde zu behalten, welche die Anführer und Adjutanten der Republikaner ſo wohl hätten brauchen können.

„Wir ſind nicht aufgeſtanden als Feinde, ſondern als Befreier des Volkes, ſagte Hecker zu ihnen, die Truppen des ſtehenden Heeres, Bürgerkinder wie wir, haben ein gleiches Intereſſe mit uns, ſie können nicht gegen Mitbürger und Brüder kämpfen, und daher behandeln wir Sie auch nicht als Feinde."

Während Sigel's ſtarke Schaar, ohne Ahnung der Bedrängniß Hecker's, auf Todtnau zog, der Weiſung gemäß, hatte ſich Hecker gegen die Uebermacht regulärer wohlgeübter heſſiſcher und badiſcher Truppen zu ſchlagen. Es waren drei Bataillone Fußvolk, drei

Schwadronen Dragoner und vier Geſchüze im Gefecht bei Kandern.

Es war ſchon acht Uhr Morgens am 20. April, als die Vorhut und die Hauptſchaar Hecker's gegen Steinen ſich zurückzuziehen anfieng, und die Nachhut mit den zwei kleinen Kanonen und den Gepäckwagen war kaum aus Kandern heraus, als die Heſſen anzogen.

Kaiſer von Konſtanz führte die Nachhut. Der Regierungskommiſſär Stefani mit einem heſſiſchen Trompeter erſchien, Friedrich Hecker, den Obmann des Landesausſchuſſes zu einer Unterredung mit dem General auf die Brücke von Kandern einzuladen. Auf die Antwort, daß Hecker voraus ſey und auf die Bejahung ſeiner Frage, ob er zu der Nachhut ſprechen dürfe, forderte er ſie auf, die Waffen niederzulegen, und verlas die Aufruhrakte. Die Antwort war ein einſtimmiges „Nein!“

Willich hatte indeſſen die öſtlich nächſt über der Stadt liegenden Höhen zu beiden Seiten der Straße, ſo wie die Straße ſelbſt beſezt und ſchon ſah man die Heſſen heranziehen.

Der Weg hebt ſich ſteil und ziemlich eng zwiſchen Wäldern hinan, von dem Städtchen bis zu dem Gipfel der Scheideck. Die Hauptſchaar der Republikaner, im Angeſicht der anziehenden Heſſen, ſtellte ſich hinter der Brücke, dicht oberhalb bei Kandern auf, vorn die Schüzen in günſtigſter Stellung, die Musketiere am Waldrand, die Senſenmänner in der Reſerve, die zwei Geſchüze auf der Landſtraße, die Wagen ſchon einen großen Theil des Berges hinauf.

Die fürſtlichen Truppen befehligte General Friedrich v. Gagern, der Sohn des alten Hans von Gagern, der Bruder Heinrich's und Max von Gagern, von der Familie ſelbſt das tüchtigſte ihrer Glieder genannt. Er war erſt aus holländiſchen Dienſten zurückgekehrt und hatte ferne Weltgegenden geſehen. Vielfach gebildet in allen Zweigen des Wiſſens, voll Leben und Feuer, aber auch ſeiner Vorzüge ſich bewußt — war er den Vornehmen und den Bürgern werth. Dem Vaterland, deſſen Einheit und Stärke, Ehre und Wohlfahrt ſchlug ſein Herz, auch der Freiheit weihete er ſeine Begeiſterung in Gedichten, die der Frühling 1848 hervorrief — ſollte ihm, bei ſeiner menſchlich-edeln Natur, im Verlauf des geiſtigen Kampfes der Sieg über den ſtarken ariſtokratiſchen Beiſaz, den er

wäre er auf die Schaaren Weißhaar's und Sigel's geſtoßen und die Republikaner hätten eine Macht von ſechstauſend Mann beiſammen gehabt. So verfehlte er dieſe Beiden, als er von Schopfheim über Steinen rückte, wo ihn der Abgeordnete Scheffelt, ſein alter treuer Freund, betrübt empfing, ohne Glauben an das Gelingen des Zugs. Hecker glaubte daran.

Es war ſchon dunkel, als ſie den waldigen Weg, eine ſteile Steige, hinab nach Kandern zogen. Da hörten ſie, daß in Schliengen die Heſſen liegen, zu Fuß und zu Roß mit Geſchüz, und daß in Kandern ſelbſt Quartiermacher angekommen ſeyen. Bald nahmen ſie wahr, daß die Einwohner von Kandern größtentheils gegen die Republikaner und mit dem Militär im Einverſtändniß waren. Auch ihr Zug und ihre Stärke waren den Truppen verrathen worden. Die Feinde wurden auf viertauſend geſchäzt.

Die einen ſchlugen vor, früh um 2 Uhr aufzubrechen und ſich gegen Steinen zurückzuziehen. Geſchah dies, ſo vereinigte ſich noch jezt Hecker's Schaar mit denen Sigel's und Weißhaar's. Aber der Vorſchlag ging nicht durch.

Frau Herwegh kam dieſen Abend wieder und unterhandelte mit Hecker nochmals darüber, daß er die deutſche Legion, die am Rhein ſtand, zu ſich rufe. Hecker wies es auch jezt noch ab und ſagte: „Ich werde ſie auch jezt nicht rufen, ſo wenig als ich verhindern kann, daß ſie über den Rhein kommen.“ Er glaubte der Sympathien des gegen ihn ſtehenden Militärs ſo gewiß ſeyn zu können, daß er zwei gefangene heſſiſche Dragoner wohl bewirthet davon reiten ließ, ſelbſt auf die Gefahr ihrer Kundſchafterſtattung und ohne ihnen die Pferde zu behalten, welche die Anführer und Adjutanten der Republikaner ſo wohl hätten brauchen können.

„Wir ſind nicht aufgeſtanden als Feinde, ſondern als Befreier des Volkes, ſagte Hecker zu ihnen, die Truppen des ſtehenden Heeres, Bürgerkinder wie wir, haben ein gleiches Intereſſe mit uns, ſie können nicht gegen Mitbürger und Brüder kämpfen, und daher behandeln wir Sie auch nicht als Feinde.“

Während Sigel's ſtarke Schaar, ohne Ahnung der Bedrängniß Hecker's, auf Todtnau zog, der Weiſung gemäß, hatte ſich Hecker gegen die Uebermacht regulärer wohlgeübter heſſiſcher und badiſcher Truppen zu ſchlagen. Es waren drei Bataillone Fußvolk, drei

der aus ſie dem Feinde viel Schaden hätten thun können, voraus-ſichtlich ohne einen Mann zu verlieren.

Während die Republikaner dreiviertel Stunden lang den Berg hin-auf ſehr langſam ſich zogen, folgten ihnen die fürſtlichen Truppen, die Heſſen voran, in geringer Entfernung, wörtlich faſt auf dem Fuße: zwiſchen der Nachhut der Republikaner und der Fürſtlichen war kaum ein Zwiſchenraum von hundertundfünfzig Schritten. Oben auf der Höhe beſtanden Kaiſer, Mögling und andere Führer darauf, ſich zu ſezen, und keinen Schritt weiter zu ziehen: Willich, der Offizier vom Fache, mußte nachgeben. Oben auf der Scheideck zieht ſich die Straße gegen Steinen ſtets bergab: beſezten die Fürſtlichen den Gipfel mit ihren guten Geſchüzen, Musketen und ihrer Reiterei, ſo waren die Republikaner verloren. Willich ſtellte die Republikaner in's Gefecht. Das Nachdrängen der fürſtlichen Truppen begünſtigte Mißverſtänd-niſſe der in Eile gegebenen Befehle ſo ſehr, daß ſich eine dichte Ab-theilung Senſenmänner in's Centrum geſtellt fand, gerade dem Feuer der vordringenden Truppen preisgegeben. Auch die Fähnlein der Musketiere waren fehlerhaft aufgeſtellt, nicht als Plänkler in die Flanken des unvorſichtig in dem Engpaß vorrückenden Feindes gelegt, ſondern in geſchloſſenen Gliedern gehalten. Die Conſtanzer und andere Schüzen waren vortrefflich in verſchiedenen Abtheilungen an dem Bergabhang hinunter aufgeſtellt.

Der linke Flügel der Republikaner, von Kaiſer befehligt, lehnte ſich mit ſeinem rechten Ende faſt an die Mitte der Schlachtordnung, gerade dem Punkt gegenüber, wo die Straße auf die Höhe des Paſſes ſich in ein freies Plateau mündet, etwa hundert Schritte im Umfang.

Kaum hatten ſich die Republikaner aufgeſtellt, als die fürſtlichen Truppen in dichten Reihen gegen den freien Plaz vorzudringen begannen. Halt! gebot Willich ihrem Offizier. Eine minutenlange Stille erfolgt.

Es war der erſte Augenblick, der im Frühling Deutſchlands die Männer des ſtehenden Heeres und die Männer des Volkes feindlich zuſammenführte, vernichtend, wenn keine Verſtändigung erfolgte; und wenn, wie die Herzen zuſammenſchlugen, auch die Hände ſich einten — vielleicht ein einiges freies Deutſchland bauend.

Weit vor trat Kaiſer, der Republikaner. Schießt nicht auf eure Brüder, rief er, ſchießt nicht, wir wollen ja das Gleiche, was eure Väter und eure Brüder wollen: ihr würdet noch als Greiſe euch die grauen Haare verzweifelnd ausraufen.

Und viele Republikaner riefen: Macht gemeinſame Sache mit uns, wir verfechten eure Rechte wie die unſern, es lebe die Freiheit! kein Bürgerblut vergießen! tretet in unſere Reihen!

Republikaner traten vor aus ihren Reihen, Soldaten traten vor aus den ihren, es konnte nicht anders ſein, ſie wollten ſich die Hände ſchütteln, die Truppen waren bewegt bei dem Ruf der Republikaner: „Brüder! Freunde!“

Als die vorderen Glieder der Feinde ſich lösten, im Begriff zu den Republikanern überzugehen, drängten ſich, ſprangen die Offiziere vor und riſſen ihre Leute zurück. Gagern ſelbſt war darunter. Seine rauhe Stimme bebte vor Leidenſchaft. „Brüder? rief er, Geſindel ſeid ihr! Ihr deutſche Brüder? Blut ſoll fließen.“

Er warf ſich auf's Pferd und rief: „Freiwillige und Unteroffiziere vor!“ Drei Glieder ſolcher Freiwilliger drängten ſich vor, von einem badiſchen Stabsoffizier geführt und machten mit dem Bajonett einen Angriff auf das Centrum der Republikaner. Dieſe fällten ebenfalls das Bajonett. Aber kein Theil machte einen ernſtlichen Angriff, noch iſt kein Schuß gefallen.

Gagern, noch immer ganz vorn, ruft: Feuer! und drückt ſelbſt eine Piſtole auf die Republikaner ab, der Stabsoffizier haut einem Republikaner mit dem Säbel über den Kopf und will mit heſſiſchen Freiwilligen die Geſchüze der Republikaner nehmen, ein gegenſeitiges Pelotonfeuer folgt, nach der Ausſage der Republikaner zuerſt von den Heſſen, nach der Ausſage der Fürſtlichen, aber nicht aller, zuerſt von den Republikanern. Zwei bis drei Sekunden lang hörte man nur das Knallen der Gewehre, ohne vor dem Pulverdampf was zu ſehen.

Der Pulverdampf verfliegt, der Stabsoffizier ſtürzt mitten unter den Republikanern mit dem Pferde zuſammen, Gagern hängt ſchief auf ſeinem ſchönen Roß, er hat die Piſtole fallen laſſen, er langt mit der Hand nach der Bruſt, „Gerechter Gott!“ ruft er, eine zweite Salve knallt, und Roß und Reiter ſtürzen zuſammen; nicht vor der Fronte ſeiner Leute, ſondern an der Seite derſelben, im Begriff, mit geſchwungenem Säbel ſich zurück zu ziehen.

der aus ſie dem Feinde viel Schaden hätten thun können, voraus-ſichtlich ohne einen Mann zu verlieren.

Während die Republikaner dreiviertel Stunden lang den Berg hin-auf ſehr langſam ſich zogen, folgten ihnen die fürſtlichen Truppen, die Heſſen voran, in geringer Entfernung, wörtlich faſt auf dem Fuße: zwiſchen der Nachhut der Republikaner und der Fürſtlichen war kaum ein Zwiſchenraum von hundertundfünfzig Schritten. Oben auf der Höhe beſtanden Kaiſer, Mögling und andere Führer darauf, ſich zu ſezen, und keinen Schritt weiter zu ziehen: Willich, der Offizier vom Fache, mußte nachgeben. Oben auf der Scheideck zieht ſich die Straße gegen Steinen ſtets bergab: beſezten die Fürſtlichen den Gipfel mit ihren guten Geſchüzen, Musketen und ihrer Reiterei, ſo waren die Republikaner verloren. Willich ſtellte die Republikaner in's Gefecht. Das Nachdrängen der fürſtlichen Truppen begünſtigte Mißverſtänd-niſſe der in Eile gegebenen Befehle ſo ſehr, daß ſich eine dichte Ab-theilung Senſenmänner in's Centrum geſtellt fand, gerade dem Feuer der vordringenden Truppen preisgegeben. Auch die Fähnlein der Musketiere waren fehlerhaft aufgeſtellt, nicht als Plänkler in die Flanken des unvorſichtig in dem Engpaß vorrückenden Feindes gelegt, ſondern in geſchloſſenen Gliedern gehalten. Die Conſtanzer und andere Schüzen waren vortrefflich in verſchiedenen Abtheilungen an dem Bergabhang hinunter aufgeſtellt.

Der linke Flügel der Republikaner, von Kaiſer befehligt, lehnte ſich mit ſeinem rechten Ende faſt an die Mitte der Schlachtordnung, gerade dem Punkt gegenüber, wo die Straße auf die Höhe des Paſſes ſich in ein freies Plateau mündet, etwa hundert Schritte im Umfang.

Kaum hatten ſich die Republikaner aufgeſtellt, als die fürſtlichen Truppen in dichten Reihen gegen den freien Plaz vorzudringen begannen. Halt! gebot Willich ihrem Offizier. Eine minutenlange Stille erfolgt.

Es war der erſte Augenblick, der im Frühling Deutſchlands die Männer des ſtehenden Heeres und die Männer des Volkes feindlich zuſammenführte, vernichtend, wenn keine Verſtändigung erfolgte; und wenn, wie die Herzen zuſammenſchlugen, auch die Hände ſich einten — vielleicht ein einiges freies Deutſchland bauend.

von ihrem Poſten aus ein lebhaftes Feuer auf ſie eröffneten: ſo war auf der einen Seite Flucht der Hecker'ſchen, auf der andern Flucht der Heſſiſchen, und zu ihrer eigenen Verwunderung fanden ſich die Conſtanzer Musketiere und Scharfſchüzen, ein ſehr kleines Häuflein, allein auf der Wahlſtatt mit ihrem Führer Mögling. Den den Berg hinabfliehenden Soldaten ſandten die Republikaner keinen Schuß nach, obwohl die beiden Geſchüze noch ungelöst ſtanden und die Schüzen zum Theil zu ſchießen Luſt hatten; der Führer verbot es, weiteres Blut der Brüder zu vergießen. Fünfzehn Heſſen fielen in die Hände der Conſtanzer mit einem Offizier.

General von Gagern, in einfacher Civilkleidung, den Säbel noch in der kalten Fauſt, lag auf der Wahlſtatt; des Führers Leiche ſelbſt hatten die fliehenden Heſſen im Stich gelaſſen. Die Republikaner nahmen ihm den Säbel ab und ſeine Piſtolen, ſonſt nichts, keine Koſtbarkeit, kein Geld. Dadurch zeichneten ſich die Republikaner vor den fürſtlichen Truppen aus.

Offiziere der leztern kamen herauf und baten, die Republikaner möchten das Feuer einſtellen, ſie wollten es ebenfalls einſtellen; ſie haben den Befehl, bloß bis hieher zu gehen, ſie werden ſich zurückziehen, wenn die Republikaner ihres Wegs abziehen. Die Republikaner geſtanden dies zu. Die Leichen ihrer Gefallenen wurden den Offizieren und ihrer mitgebrachten Mannſchaft ausgefolgt, die Leiche Gagerns nur gegen eine ſchwarz-roth-goldene Fahne, die ein verwundeter Heſſe in der Hand hatte. Republikaniſche Schüzen halfen beim Wegtragen der gefallenen Fürſtlichen. Die Republikaner entließen auch die gefangenen Heſſen ungefährdet auf die Bitte des Offiziers; die erbeuteten Tſchako's, Torniſter und Musketen der Heſſen aber nahmen die Conſtanzer Schüzen mit hinweg. Nur einer von dieſen war gefallen, der Maler Sulzer von Conſtanz, der des andern Tags ſtarb.

Dieſe Republikaner zogen ſich über den Berg durch den Wald nach Steinen. Gegen ihr gegebenes Wort rückten die fürſtlichen Truppen raſch nach. Auf der Höhe von Steinen ſahen die republikaniſchen Schüzen ihre Hauptſchaar unter Willich gegen Hüſingen hinauf ziehen. Sie erreichten ſie nicht mehr. Die Republikaner hatten bei Kandern weder Geſchüz, Wagen, noch Fahnen verloren. Aber viele ihrer Leute waren verſprengt. Unweit Steinen kam es

zwiſchen den Fürſtlichen und einem Theil der herangekommenen Weißhaariſchen Schaar zu einem Tirailleurgefecht. Struve mit ſeiner Schaar hatte wieder kapitulirt, und die ganze Weißhaariſche Schaar zog ſich hinter die verbarrikadirte Brücke hinter Steinen zurück, hinter welcher ſich die Conſtanzer Schüzen aufgeſtellt hatten. Die Fürſtlichen aber machten keinen Verſuch, das Wieſenthal herauf zu ziehen, ſondern wandten ſich thalabwärts, Lörrach zu.

Während die Führer der Republikaner ihre verſprengte und neue Mannſchaft zuſammen ſuchten, wurde Struve von den Seckingern verhaftet und der Bürgermeiſter war eben im Begriff, ihn den Fürſtlichen auszuliefern, als Mögling ſeine Freigabe bewirkte durch eine Kriegsliſt, durch Einängſtigung des Bürgermeiſters und der Stadt, als komme er, der kaum zehn Mann bei ſich hatte, mit ſechstauſend Republikanern und vier Kanonen über die Stadt und werde das Kind im Mutterleib nicht ſchonen, wenn Struve nicht ſofort freigelaſſen werde. Zitternd entließen Bürgermeiſter und Rath den Verhafteten über den Rhein.

Sigel hatte mit ſeinen Republikanern, und zwar mit dem mehr als dreitauſend Mann ſtarken Kern derſelben, eben die Nachtquartiere in Todtnau, Geſchwend, Uzenfeld und Schönau bezogen, da kam ein Bote, Hecker ſey bei Kandern überfallen worden, ein anderer Bote, ein Theil der Hecker'ſchen Schaar habe ſich auf Zell zurückgezogen und bitte um Hülfe, da ſie mit den Einwohnern daſelbſt ſich gegen die nachrückenden Fürſtlichen vertheidigen wollen.

Das Unglück der Republikaner wollte es, daß Sigel, der überzeugt war, daß Freiburg ſchnell zu erreichen vom militäriſchen Standpunkt nothwendig war, durch dieſe Botſchaft ſich bewegen ließ, ſtatt noch am Freitag den 21. April vor Freiburg einzutreffen, zwei Tage zu vergeuden, ſechshundert Mann zu Wagen nach Zell führen zu laſſen und ſeine ganze Macht von Todtnau nach Schopfheim zurückzuführen unter dem furchtbarſten Regen, in der Nacht, zehn Stunden weit. In Schopfheim ſammelten ſich, todtmüde, viele von Kandern Verſprengte, am 21. April. Die Nachricht, Hecker und Struve haben ſich über den Rhein flüchten müſſen, verſchiedene andere Gerüchte, wirkten bös unter den Republikanern. Unſere Sache iſt verloren, ſagten ſelbſt Führer, muthlos geworden. Die ganze Bevölkerung des Hochwaldes überkam eine niedergedrückte Stimmung.

Die Schaaren Struve's und Weißhaar's hatten ſich aufgelöst, ein großer Theil der Hecker'ſchen. Die Täuſchung den fürſtlichen Truppen gegenüber war genommen: nicht ſcheinbare Feinde und im Herzen Freunde, ſondern offenbare Feinde hatte man gegen ſich. Angeſtrengteſte Märſche, ſchlechtes Wetter, kümmerliche Verpflegung, hatten ohnedies heruntergeſtimmt. Zwecklos — denn die Fürſtlichen hatten ſich vor der unter Sigel herannahenden Uebermacht der Republikaner weggezogen — waren zwei Tage verloren und die Heſſen und Badener hatten ſich vor Freiburg gelagert; die bei Kandern gefochten, waren im Zuzug zu ihnen; der linke Flügel der Württemberger war ſchon in Waldshut angelangt, der rechte rückte durch das Höllenthal vor, das Centrum, von St. Blaſien her durch das Albthal, drohte den Republikanern den Weg nach Freiburg abzuſchneiden. Und ſchon war Nachricht da, daß bayeriſche Truppen bis Stockach vorgerückt ſeyen.

Dennoch wagte Sigel den Zug auf Freiburg mit den muthig Gebliebenen, dreitauſend fünfhundert, meiſt Männer von zwanzig bis dreißig Jahren. Kraft und Entſchloſſenheit hatten ſie, aber wenig militäriſche Uebung und wenig militäriſch gebildete Unterführer. Der Marſch durch die Gebirge des Schwarzwaldes, durch den Schnee, war der einzig mögliche, er geſchah unter ſtrömendem Regen durch die ſchneebedeckten Höhen.

In Freiburg ſelbſt war auf die Bürgerſchaft nicht zu rechnen, dieſe hatte ſich neutral erklärt, nur auf die Turner; die leztern vertheidigten die Stadt gegen die Fürſtlichen. Sigel war viel zu ſehr Soldat, als daß er nicht aus dem Gefecht bei Kandern die Ueberzeugung hätte ziehen ſollen, daß im Augenblick des Kampfes höchſtens auf ein Dritttheil der Volksmannſchaft zu rechnen wäre, und es war verkundſchaftet, daß wenigſtens 3000 Mann Fußvolk mit vier Geſchüzen und einem Regiment Reiterei vor Freiburg ſchon lagen; die verlorenen zwei Tage ließen ſich in ihrer ganzen Schwere fühlen.

Sigel's gut entworfener Plan wurde durch Struve durchkreuzt und verdorben. Als Sigel, der in's Gebirg geeilt war, um die Scharfſchüzen Mögling's und Becker's an ſich zu ziehen, nach Moggenbrunn zurückkehrte, ſah er mit Beſtürzung, daß troz ſeiner Befehle ein Theil der Banner vorwärts gezogen war, ohne alle militäriſche

zwiſchen den Fürſtlichen und einem Theil der herangekommenen Weißhaariſchen Schaar zu einem Tirailleurgefecht. Struve mit ſeiner Schaar hatte wieder kapitulirt, und die ganze Weißhaariſche Schaar zog ſich hinter die verbarrikadirte Brücke hinter Steinen zurück, hinter welcher ſich die Conſtanzer Schüzen aufgeſtellt hatten. Die Fürſtlichen aber machten keinen Verſuch, das Wieſenthal herauf zu ziehen, ſondern wandten ſich thalabwärts, Lörrach zu.

Während die Führer der Republikaner ihre verſprengte und neue Mannſchaft zuſammen ſuchten, wurde Struve von den Seckingern verhaftet und der Bürgermeiſter war eben im Begriff, ihn den Fürſtlichen auszuliefern, als Mögling ſeine Freigabe bewirkte durch eine Kriegsliſt, durch Einängſtigung des Bürgermeiſters und der Stadt, als komme er, der kaum zehn Mann bei ſich hatte, mit ſechstauſend Republikanern und vier Kanonen über die Stadt und werde das Kind im Mutterleib nicht ſchonen, wenn Struve nicht ſofort freigelaſſen werde. Zitternd entließen Bürgermeiſter und Rath den Verhafteten über den Rhein.

Sigel hatte mit ſeinen Republikanern, und zwar mit dem mehr als dreitauſend Mann ſtarken Kern derſelben, eben die Nachtquartiere in Todtnau, Geſchwend, Uzenfeld und Schönau bezogen, da kam ein Bote, Hecker ſey bei Kandern überfallen worden, ein anderer Bote, ein Theil der Hecker'ſchen Schaar habe ſich auf Zell zurückgezogen und bitte um Hülfe, da ſie mit den Einwohnern daſelbſt ſich gegen die nachrückenden Fürſtlichen vertheidigen wollen.

Das Unglück der Republikaner wollte es, daß Sigel, der überzeugt war, daß Freiburg ſchnell zu erreichen vom militäriſchen Standpunkt nothwendig war, durch dieſe Botſchaft ſich bewegen ließ, ſtatt noch am Freitag den 21. April vor Freiburg einzutreffen, zwei Tage zu vergeuden, ſechshundert Mann zu Wagen nach Zell führen zu laſſen und ſeine ganze Macht von Todtnau nach Schopfheim zurückzuführen unter dem furchtbarſten Regen, in der Nacht, zehn Stunden weit. In Schopfheim ſammelten ſich, todtmüde, viele von Kandern Verſprengte, am 21. April. Die Nachricht, Hecker und Struve haben ſich über den Rhein flüchten müſſen, verſchiedene andere Gerüchte, wirkten bös unter den Republikanern. Unſere Sache iſt verloren, ſagten ſelbſt Führer, muthlos geworden. Die ganze Bevölkerung des Hochwaldes überkam eine niedergedrückte Stimmung.

Die Schaaren Struve's und Weißhaar's hatten ſich aufgelöst, ein großer Theil der Hecker'ſchen. Die Täuſchung den fürſtlichen Truppen gegenüber war genommen: nicht ſcheinbare Feinde und im Herzen Freunde, ſondern offenbare Feinde hatte man gegen ſich. Angeſtrengteſte Märſche, ſchlechtes Wetter, kümmerliche Verpflegung, hatten ohnedies heruntergeſtimmt. Zwecklos — denn die Fürſtlichen hatten ſich vor der unter Sigel herannahenden Uebermacht der Republikaner weggezogen — waren zwei Tage verloren und die Heſſen und Badener hatten ſich vor Freiburg gelagert; die bei Kandern gefochten, waren im Zuzug zu ihnen; der linke Flügel der Württemberger war ſchon in Waldshut angelangt, der rechte rückte durch das Höllenthal vor, das Centrum, von St. Blaſien her durch das Albthal, drohte den Republikanern den Weg nach Freiburg abzuſchneiden. Und ſchon war Nachricht da, daß bayeriſche Truppen bis Stockach vorgerückt ſeyen.

Dennoch wagte Sigel den Zug auf Freiburg mit den muthig Gebliebenen, dreitauſend fünfhundert, meiſt Männer von zwanzig bis dreißig Jahren. Kraft und Entſchloſſenheit hatten ſie, aber wenig militäriſche Uebung und wenig militäriſch gebildete Unterführer. Der Marſch durch die Gebirge des Schwarzwaldes, durch den Schnee, war der einzig mögliche, er geſchah unter ſtrömendem Regen durch die ſchneebedeckten Höhen.

In Freiburg ſelbſt war auf die Bürgerſchaft nicht zu rechnen, dieſe hatte ſich neutral erklärt, nur auf die Turner; die leztern vertheidigten die Stadt gegen die Fürſtlichen. Sigel war viel zu ſehr Soldat, als daß er nicht aus dem Gefecht bei Kandern die Ueberzeugung hätte ziehen ſollen, daß im Augenblick des Kampfes höchſtens auf ein Dritttheil der Volksmannſchaft zu rechnen wäre, und es war verkundſchaftet, daß wenigſtens 3000 Mann Fußvolk mit vier Geſchüzen und einem Regiment Reiterei vor Freiburg ſchon lagen; die verlorenen zwei Tage ließen ſich in ihrer ganzen Schwere fühlen.

Sigel's gut entworfener Plan wurde durch Struve durchkreuzt und verdorben. Als Sigel, der in's Gebirg geeilt war, um die Scharfſchüzen Mögling's und Becker's an ſich zu ziehen, nach Moggenbrunn zurückkehrte, ſah er mit Beſtürzung, daß troz ſeiner Befehle ein Theil der Banner vorwärts gezogen war, ohne alle militäriſche

von allen Seiten Truppen herbeigeführt hatten, bekannt gemacht, daß die in Freiburg ſtehenden Republikaner binnen zwei Stunden die Stadt zu verlaſſen haben, oder die Stadt werde geſtürmt. Da baute man Barrikaden von Seite der Republikaner, von anderer Seite trugen Leute, die bisher mit ihnen gegangen waren, die nöthigen Berichte dem feindlichen General in's Hauptquartier zu.

Gegen 2 Uhr Sonntag Mittags ſahen die Freiburger Sigel's Schaar aus dem Wald herauskommen, es waren kaum 500, die zogen durch den Sternenwald auf die Stadt, dem Schwabenthor zu, das die republikaniſche Beſazung vertheidigte, herausbrechen wollte aber nicht durchbrechen konnte; die Fürſtlichen waren zu ſtark. In der Stadt verſuchte der Student Langsdorff die Stadtkanonen mit Gewalt zu nehmen. Der zahlreiche Adel hinderte es. Dort ſchlägt einer die Piſtole auf den jungen Republikaner an, hier zückt einer den Säbel nach ihm, da ſchlägt das Volk die Thore des Rathhauſes ein und bemächtigt ſich der Kanonen, aber nicht der Munition, die haben die Bürger verſteckt. Die Menge wogt in den Gaſſen hin und her, ein nach Munition ſchreiendes Durcheinander, ſie ſuchen nach Pulvervorräthen, ſie verſtärken die Barrikaden, ſie fertigen die Nacht hindurch Patronen für Musketen und Geſchüze. Sigel hatte darauf gerechnet, daß die Eiſenbahn oberhalb Freiburg zerſtört, das Höllenthal geſperrt, überhaupt in und um Freiburg das Nöthige angeordnet und vollzogen werde. Selbſt der Abbruch der Eiſenbahn unterblieb durch Fahrläſſigkeit einer Abtheilung, die Befehl dazu hatte. So wuchs die Zahl der Fürſtlichen vor Freiburg auf achttauſend.

Die republikaniſchen Zuzüge, matt und hungrig, hatten zuerſt ſich geſtärkt, ehe ſie von Horben aufbrachen; wenige Stunden früher und ſie hätten das Schwabenthor noch frei von feindlichen Truppen gefunden, ſo fanden ſie es am Nachmittag von den Fürſtlichen genommen und beſezt.

Die Freiburger Republikaner hatten nicht über 300 Schießgewehre; nur zwölf Mann mit Büchſen, achtzehn Senſenmänner und eine Kanone, von drei Mann bedient, vertheidigten die Barrikade an der Jeſuitengaſſe und hielten ſie zwei Stunden lang gegen fünfzehnhundert Naſſauer. Am Zähringerthor warfen zwanzig Schüzen mit ihrem Gewehrfeuer und den Kartätſchen einer Kanone die

und am jenſeitigen Waldrand die zerſtäubten Republikaner mit und ohne Senſen hinflohen.

Dieſer Anblick entmuthigte die nachrückenden Republikaner. Sigel führte ſie langſam gegen Horben zurück, durch den Wald. Im Walde hallte plözlich der Ruf: „Flieht, flieht, es iſt Alles verloren!" Dieſer feige Ruf rieß das ganze zweite Banner Sigel's mit fort. Als dieſer tapfere Führer das freie Feld betrat, hatte er vom zweiten wie vom erſten Banner Nichts mehr um ſich. Sie waren im Waldgebirg zerſtoben. Er hatte von 3500 Mann nur noch 400 um ſich — Alles die Folge von Struve's Inſubordination und Verſtandloſigkeit. Doch auf die ſichere Nachricht, daß die Mannſchaften von Doll, Becker und Mögling in nächſter Nähe ſeien, die deutſche Legion aus Paris bereits über den Rhein gegangen, und im Angeſicht der Fehler ſeiner Gegner, rückte Sigel wieder vor und griff an, in der Fronte und in der Flanke. Unvorſichtig, allen militäriſchen Grundſäzen zuwider, waren die Fürſtlichen im Thale vorgedrungen, ohne die nothwendigen Sicherheitsmaßregeln in beiden Flanken, die ſich an bewaldete Anhöhen lehnten, zu treffen. Wenn den kühnen Führern alle mit gleichem Muth und Takt gefolgt wären, ſo hätten Sigel und Doll die Fürſtlichen völlig aufreiben können. Der Lezteren Geſchüze, Reiterei, Fußvolk zogen ſich in größter Schnelligkeit vor ein paar hundert ſchlechtbewaffneten, ungeübten, mit wenig Munition verſehenen Republikanern zurück, mit Verluſt, und ſo, daß ſie den Gedanken, an dieſem Tage Freiburg noch anzugreifen, aufgaben, ob es gleich erſt halb 5 Uhr Abends war.

Freiburg ſelbſt hatte am 22. April eine bewaffnete Volksverſammlung in ſeinen Mauern von nahezu 1600 Bewaffneten, doch war die Bewaffnung ſchlecht und der Mangel an Munition groß; auch fehlte es an einem allgemein anerkannten militäriſchen Führer. Am 23. April, in der Sonntagsfrühe des Oſterfeſtes, zeigte der Generalmarſch, daß viele Zuzüge der Republikaner theils am Abend zuvor, theils an dieſem Morgen abgezogen waren, aus Mangel an Einverſtändniß und weil viele Bürger zum Abzuge veranlaßten, auf deren republikaniſches Wirken man gerechnet hatte, und die jezt Alles aufboten, damit ihre Stadt und deren Umgebungen nicht zum Schauplaz des Kampfes würden. Am Sonntag Mittag wurde die Forderung des Generalſtabs der Fürſtlichen, denen die Eiſenbahnen

von allen Seiten Truppen herbeigeführt hatten, bekannt gemacht, daß die in Freiburg ſtehenden Republikaner binnen zwei Stunden die Stadt zu verlaſſen haben, oder die Stadt werde geſtürmt. Da baute man Barrikaden von Seite der Republikaner, von anderer Seite trugen Leute, die bisher mit ihnen gegangen waren, die nöthigen Berichte dem feindlichen General in's Hauptquartier zu.

Gegen 2 Uhr Sonntag Mittags ſahen die Freiburger Sigel's Schaar aus dem Wald herauskommen, es waren kaum 500, die zogen durch den Sternenwald auf die Stadt, dem Schwabenthor zu, das die republikaniſche Beſazung vertheidigte, herausbrechen wollte aber nicht durchbrechen konnte; die Fürſtlichen waren zu ſtark. In der Stadt verſuchte der Student Langsdorff die Stadtkanonen mit Gewalt zu nehmen. Der zahlreiche Adel hinderte es. Dort ſchlägt einer die Piſtole auf den jungen Republikaner an, hier zückt einer den Säbel nach ihm, da ſchlägt das Volk die Thore des Rathhauſes ein und bemächtigt ſich der Kanonen, aber nicht der Munition, die haben die Bürger verſteckt. Die Menge wogt in den Gaſſen hin und her, ein nach Munition ſchreiendes Durcheinander, ſie ſuchen nach Pulvervorräthen, ſie verſtärken die Barrikaden, ſie fertigen die Nacht hindurch Patronen für Musketen und Geſchüze. Sigel hatte darauf gerechnet, daß die Eiſenbahn oberhalb Freiburg zerſtört, das Höllenthal geſperrt, überhaupt in und um Freiburg das Nöthige angeordnet und vollzogen werde. Selbſt der Abbruch der Eiſenbahn unterblieb durch Fahrläſſigkeit einer Abtheilung, die Befehl dazu hatte. So wuchs die Zahl der Fürſtlichen vor Freiburg auf achttauſend.

Die republikaniſchen Zuzüge, matt und hungrig, hatten zuerſt ſich geſtärkt, ehe ſie von Horben aufbrachen; wenige Stunden früher und ſie hätten das Schwabenthor noch frei von feindlichen Truppen gefunden, ſo fanden ſie es am Nachmittag von den Fürſtlichen genommen und beſezt.

Die Freiburger Republikaner hatten nicht über 300 Schießgewehre; nur zwölf Mann mit Büchſen, achtzehn Senſenmänner und eine Kanone, von drei Mann bedient, vertheidigten die Barrikade an der Jeſuitengaſſe und hielten ſie zwei Stunden lang gegen fünfzehnhundert Naſſauer. Am Zähringerthor warfen zwanzig Schüzen mit ihrem Gewehrfeuer und den Kartätſchen einer Kanone die

Naſſauer dreimal. Hinter der gewaltigen Barrikade, die den Eingang des Breiſacherthors deckte, ſtanden nur zwölf Schüzen, zwölf andere im obern Stock des Thurmes, ſechszehn im dreiſtöckigen Andlaw'ſchen Haus hart daneben.

Und dagegen feuerten zweitauſend Heſſen und Naſſauer, die Heſſen mit zwei Kanonen noch überdieß, ohne daß ſie einen Schritt Boden gewinnen konnten. So wohl zielten und hielten ſich die republikaniſchen Schüzen. Erſt als die Fürſtlichen durch das Predigerthor und die Jeſuitengaſſe nach Einnahme der dortigen Barrikade gedrungen waren, wichen die Republikaner. Eine Kanone ohne Munition, an der das Rad zerſchoſſen und die dadurch unbrauchbar geworden war, vernagelten ſie noch. Nur die Republikaner im Andlaw'ſchen Haus konnten ſich nicht mehr zurückziehen, wurden gefangen und mißhandelt, von den Heſſen, ſchändlich, niederträchtig. Im heſſiſchen Heer war damals viel Auswurf, da wenig durch's Loos Gezogene darin dienten, wegen des überaus geringen Einſtehergeldes, um das ſich Leute in Menge kaufen ließen, die man anderwärts Landfahrer heißt.

Als die Fürſtlichen in der Stadt waren, verſchwanden ſchnell die deutſchen Farben von den vielen Fenſtern, die ſie geſchmückt hatten. Eroberte deutſche Fahnen wurden von Heſſen und Naſſauern in den Koth getreten. Von den Bürgern überbot der eine den andern in fürſtlicher Ergebenheit. Die Angeberei und der Verrath wurden ſelbſt von Betheiligten in Anwendung gebracht, um durch Preisgeben Anderer den Schein des guten Bürgers und Sicherheit für ſich zu gewinnen.

Wäre den Republikanern außerhalb der Stadt die Vereinigung mit denen in der Stadt gelungen, ſo war der Kampf und der Ausgang ein anderer. Aber wie die Republikaner aus dem Walde hervorbrachen, wurden ſie von den Fürſtlichen mit Kartätſchenfeuer empfangen. Der Fähndrich, der den Conſtanzer Schüzen die ſchwarz-roth-goldene Fahne vortrug, wurde an Mögling's Seite von einer Kartätſche niedergeriſſen. Durch das Kartätſchenfeuer eilten die Schüzen an's Schwabenthor und wurden an dieſem von den Fürſtlichen, die es beſezt hatten, mit Musketenfeuer empfangen, ſie vertheilten ſich zwiſchen die Häuſer und eröffneten von da aus ein Feuer gegen das Thor von links und von rechts, Sigel ſelbſt focht

hier mit. Die Hauptſchaar kam bis zur Brücke und zog ſich, von Bruhn geführt, unter dem Feuer der Fürſtlichen in den Wald zurück. Die Nachhut der Republikaner drang bis gegen das Thor vor, kam von drei Seiten in's Feuer und wurde gegen den Schloßberg zurückgedrängt. So waren die Republikaner außerhalb der Stadt auseinander geworfen.

Nach eigenthümlichen Abenteuern in Freiburg, das ſie unerkannt beſuchten und verließen, hofften die muthigſten Führer der Republikaner ihre Streitkräfte wieder zu ſammeln und den Gebirgskrieg ſo lange fortzuſezen, bis etwas Entſcheidendes in Deutſchland geſchehe. Zu Todtnau hatte ſich auch ein Theil geſammelt, aber auf das Gerücht, die Führer ſeyen theils vor Freiburg geblieben, theils gefangen, und auf die Gewißheit vom Fall Freiburg's war Alles auseinander gelaufen, jeder ſuchte auf dem kürzeſten Wege nach Hauſe zu kommen oder über den Rhein.

Unterwegs im Gebirge erhielten die Führer die Nachricht, die Herwegh'ſche Schaar der deutſchen Arbeiter aus Paris ſtehe im Wieſenthal. Sie ſchrieben Herwegh, er ſolle ſich bei Zell verſchanzen, ſie wollten die Verſprengten ſammeln, ihm zuziehen und den Kampf von Neuem beginnen.

In der Nacht vom 23. auf den 24. April war dieſe Schaar über den Rhein gegangen, um ſich Sigel anzuſchließen, Freiburg zu. Der Fall Freiburg's entſchied auch ihren Rückzug. Zu ſchwach, um ſich allein zu halten, zog ſich Herwegh langſam gegen die Schweiz zurück, über das Gebirge durch Schnee und Eis. Ein verrätheriſcher Führer führte ſie abſichtlich Umwege, auf eine Entfernung von drei Stunden mußten ſie ſieben Stunden verwenden, ſo daß Viele, als Halt gemacht wurde, wie todt auf den Steinen und an der Erde umherlagen.

Es geſchah dieß, ſagten Viele nachher, um den uns nachfolgenden württembergiſchen Truppen Zeit zu laſſen, uns einzuholen.

Bei Doſſenbach wurden ſie von den Württembergern erreicht. Der republikaniſche Hauptmann Reinhardt Schimmelpfennig ſtarb heldenmüthig im Angriff, ſeine Tapferkeit wurde ſelbſt vom Feinde anerkannt, als ungewöhnlich. Die württembergiſchen Truppen wußten die republikaniſchen Fähnlein um ſo leichter zu trennen und ſich dazwiſchen zu ſchieben, als einer von den republikaniſchen Führern,

denen nur darauf ankam die rheinfelder Brücke zu erreichen, einen Befehl gab, in deſſen Folge eine ſchnelle Bewegung nach rechts den rechten Flügel von dem linken trennte. Halb verhungert durch dreitägiges Irren auf den ſchneeigen Höhen des Schwarzwaldes, todesmatt, faſt ohne Patronen, leiſteten dieſe Arbeiter viel, mehr, als unter gleichen Verhältniſſen Linientruppen geleiſtet hätten. Gegen hundert Republikaner wurden gefangen. Die Verläumdung log, Herwegh und ſeine Frau haben beim Beginn des Gefechtes die Flucht ergriffen, ja Herwegh ſei beim Anblick des Gefechtes in Ohnmacht gefallen: beide entkamen als Bauer und Bäuerin verkleidet als Alles ſich zurückzog, und an der rheinfelder Brücke wurde Herwegh nur durch die Geiſtesgegenwart ſeiner Frau vor den Soldaten gerettet, er verbarg ſich im Wagen und ſie ſelbſt ergriff die Zügel — berühmte Helden der alten und neuen Geſchichte verſchmähten Kleinlicheres nicht, um ſich zu retten. Befehligt hat Herwegh nicht. In Verkleidungen entkamen die Einzelnen über den Rhein; einer der erſten Führer als Schmiedegeſelle: in der Schmiede, wohin er ſich geflüchtet hatte, zog er, als das Haus von Soldaten wimmelte, den Blasbalg und ſpaltete Holz, bis ihn, den Rußigen, glücklich ein Kahn nach Rheinfelden trug, wo er bereits todt geſagt war.

Sigel, Mögling und andere Führer der Republikaner wurden auf den ſicherſten Wegen, oft beſchwerlich genug, über den Hochſchwarzwald geführt, überall von den Bewohnern aufs Herzlichſte aufgenommen, und die ganze Gegend durchſtreiften Soldaten und durchſuchten die Häuſer und den Wald. Mit geſpannten Hahnen der Piſtolen, wie Kazen gebückt, ſchlichen die Flüchtlinge, von wegkundigen Männern geführt, in der Nähe der Stationshäuſer vorbei über die Landſtraße ins Gebüſch am Rhein hinab, durch enge Fußwege weiter, hie und da durch ſogenannte Altwaſſer watend, ihr Führer gab ein Zeichen, ein Nachen kam zum Vorſchein, am klaren Himmel, der lange trüb geweſen war, ging der Mond auf und beleuchtete Land und Waſſer. Um Mitternacht landeten ſie am franzöſiſchen Ufer und hörten, daß alle Streitkräfte der Republikaner zerſtreut waren, ehe ſie dieſelben erreichten.

Viel trug zum ſichern Durchkommen der republikaniſchen Verſprengten die Rohheit bei, mit welcher Offiziere und Soldaten der

Fürſtlichen die gefangenen Republikaner behandelten, und der geſunde Sinn des badiſchen Volkes empörte ſich darüber um ſo mehr, als in den Hofzeitungen und officiellen Berichten das Gegentheil von dem verkündet wurde, was die Bürger und Landleute mit eigenen Augen ſahen, und als die einfachen Leute des Volkes nicht wußten, daß unter dem Glanz der Uniform ſich oft etwas verbirgt, was von Haus aus dumm und viehiſch und eben darum unzurechnungsfähig iſt.

Der gemeine Soldat wurde ſyſtematiſch aufgehezt von ſeinen Oberen gegen die Republikaner. Sie wurden nicht bloß mit Speiſen und Getränken freigebigſt bewirthet, die Soldaten, ſondern durch Erzählungen von fabelhaften Schauerthaten erhizt, als hätten dieſe die Republikaner an Soldaten begangen, die ſcheußlichſten Rohheiten wurden überſehen oder belobt, jeder Anhänger der Republik als mord- und brandluſtiges Raubgeſindel geſchildert, und Hochoffiziere ſah man mit gemeinen Soldaten brüderlich umgehen und anſtoßen.

Aber nicht nur Republikaner, welche die Waffen geführt hatten, ganz ſchuldloſe Leute wurden mißhandelt, barbariſch, nichtswürdig. Wer mißhandelt war, ſchwieg aus Furcht vor neuer Mißhandlung oder wurde ſo eingeſchüchtert, daß er ſchwieg, und, hatte er ſchon die Mißhandlungen Freunden erzählt, dieſe nachher in erzwungener Unterſchrift ableugnete, um nicht das Aeußerſte zu dulden, das ihm in Ausſicht geſtellt wurde. War eine Gräuelthat nicht zu vertuſchen, ſo hieß es, die Soldaten ſeyen dazu gereizt worden. Vorzugsweiſe waren es Offiziere, die ſich und ihren Stand brandmarkten und die Soldaten fanatiſirten. Selbſt den württembergiſchen Truppen wird Gräßliches nachgeſagt. Gersbacher, als ein warmer Freund der Volksſache bekannt, wurde zu Seckingen aus dem Gaſthof zur Poſt herausgerufen, mit vier Schüſſen, zweien von rechts und zweien von links, begrüßt, verwundet an den Füßen genommen, auf dem Pflaſter durch die Straße bis vor das Rathhaus geſchleift, da hingeworfen mit den Worten: „Da liegt der Hund, er hat genug.“

Zu Freiburg wurde der Rechtsanwalt Rotteck, des berühmten Vaters Sohn, mit Bajonetten und Kolben auf den Kopf und Rücken geſchlagen. Ein ſiebzigjähriger Mann, ein anerkannter Feind der Republikaner, wurde von ſechs Soldaten aus ſeinem Haus herausgeriſſen und ſo mißhandelt, daß ein herbeigekommener Staabsoffizier

rief: „Räuber benehmen ſich ſo, nicht Soldaten.“ Ein gebildeter Mann, ſchwer verwundet am Kopf, daß das Blut durch den Verband drang und den Nacken herabſtrömte, ſank bei der Wegſchleppung in die Kniee, todesmatt. Die Soldaten, in Gegenwart von Offizieren, ſchlugen ihn in die Kniee mit dem Ruf: „Hund, ſteh' aufrecht!“ er ſtürzte zuſammen und ſtarb bald darauf. Solche Dinge geſchahen in Freiburg. In unſchuldigſte Häuſer brachen die Soldaten ein und raubten Geld und zerſchlugen die Geräthe; der wehrloſe Diener eines Baumeiſters wurde von den Räubern des Heeres gemordet, weil er im Haus nicht rauben laſſen wollte. Der eigene Schwager des Bürgermeiſters Rotteck wurde von dieſem, unter Bajonettſtichen und Kolbenſchlägen auf der Straße niedergeſunken, mit Mühe den Barbaren entriſſen und — der Bürgermeiſter Rotteck, als Mitglied des Gemeinderaths, hatte die Stirne, das Benehmen der Soldaten öffentlich in Schuz zu nehmen und wahrhaftige Männer, welche die Scheußlichkeiten aufdeckten, der Lüge zu zeihen. Der Abgeordnete Metz deckte die Unthaten in der badiſchen Kammer auf, andere beſtätigten ſie. Viele waren ſchlecht genug, die Scheußlichkeiten damit zu entſchuldigen, ſie ſeyen ja gegen ſolche geſchehen, welche Bürgerkrieg erhoben haben. Damit glaubten ſie es gerechtfertigt, daß man gefangene Republikaner, mit übereinander geſchnürten Händen hinten an die Kanonen band und davon fuhr und ſie nachſchleifte; daß man andere knebelte wie das Vieh und ſie mit Stößen und Stichen dahintrieb, oft Vater und Sohn; daß man Mädchen mißhandelte und Häuſer rein ausraubte, ſelbſt Solcher, die völlig ohne Schuld waren; daß die Räuber in Uniform ſelbſt Geiſteskranke tödteten, alte Frauen und Kinder mit Schüſſen durch Thüren und Fenſter hindurch; daß ſie in Keller Geflüchtete mit dem Bajonett durchſtießen, Andere aus dem Kamin herunterſchoſſen; daß ſie verwundeten Gefangenen die Köpfe an den Mauern zerſtießen und ſie ins Angeſicht ſchlugen; daß Offiziere mit eigener Hand Unbewaffneten und Unſchuldigen den Degen durch den Leib rannten und die Gemeinen den zuckenden Körper mit den Bajonetten ſpießten.

Die ermordeten Republikaner, wie die im Kampfe Gefallenen, wurden öffentlich in Freiburg zur Schau ausgeſtellt. Trunkene Soldaten gingen hin und ein Soldat ſagte im Trupp, noch in einiger Ferne: „So ſollten die Hunde alle beieinander liegen!“ und er trat

näher, und der Alte, der unter den Vorderſten der todten Republikaner lag — das war ſein Vater, mit blutvoller Bruſt, von einer Kugel zerſchmettert.

Mehr als eine Zeitung entehrte ſich, oder machte das Maß ihrer gewohnten Ehrloſigkeit voll, durch Lobeserhebungen „über die muſterhafte Haltung, über die Manneszucht, über den Heldenmuth der Soldaten, über ihr wackeres Benehmen, gemäß der milden Verhaltungsbefehle der Regierung.“

Auch nicht eine unedle That war den Republikanern aufzuweiſen. Daß Hecker gut und unverlezt durchgekommen, erweckte unter dem Landvolk, unter Jung und Alt, unter Weibern und Männern, große Freude. Iſt Hecker nicht todt oder gefangen, ſo muß noch Alles gut gehen, ſagten die Bauern; denn Hecker ruft jezt die Franzoſen über den Rhein, dieſe werden uns dann ſchon gegen die fremden Truppen helfen. Von da an, da die Württemberger und Heſſen auf die badiſchen Republikaner ſchoſſen, waren ſie den Badenern nicht mehr deutſche Brüder, ſondern Fremde. — Als die Flüchtlinge ſagten: „Hecker wird nie Franzoſen nach Deutſchland rufen, ſondern will nur mit Deutſchen die deutſche Republik gründen,“ mißfiel ihnen das ſehr. So gut, antworteten ſie, die deutſchen Fürſten ſich mit Rußland verbinden, ſo gut können die deutſchen Völker einen Bund mit dem franzöſiſchen Volke machen. Lieber, ſchloſſen ſie lachend, wollen wir Franzoſen zu Freunden, als die fremden Truppen, am Ende gar die Ruſſen, im Lande haben; Franzoſen würden gewiß mit ihren Gefangenen nicht ſo hauſen. Es wird die Zeit kommen, wo wir uns rächen, ſagten die flüchtigen Republikaner.

Wo ein Flüchtling im Schwarzwald durchkam, wurde er gefragt, ob er Nichts von Hecker wiſſe; an dem grauen Schlapphut erkannte der Landmann gleich den Republikaner. Die Weiber verſicherten, ſie wollen unabläſſig für die Sache der Freiheit beten und für ihre flüchtigen Kämpfer, auf daß es ihnen glücklich gehe.

Bei Kandern, von dem Knäuel der Fliehenden mit fortgeriſſen, einer der Hinterſten, ſo daß heſſiſche Kugeln nicht weit von ihm einen hinſtreckten, ließ ſich Hecker erſchöpft auf den Boden nieder, zweimal tiraillirten heſſiſche Schüzen in ſeiner Nähe vorüber, ſo hart, daß ihn nur ein noch nicht belaubtes Buſchwerk von ihnen trennte. Er irrte in den Waldwegen, unkundig der Gegend, hin

und her und kam in ein Dorf, todesmüde. Er trat in ein Bauernhaus, Niemand war da, als eine alte Frau, die eben ihr ſilberweißes Haar ordnete. Ich bin einer der bei Kandern Verſprengten, ſagte er, ich bin Hecker. Ich will Euch ein Glas Wein holen und Brod auch, ſprach ſie, und er erquickte ſich. Wenn nur keine Soldaten kommen! ſagte ſie. Werdet Ihr mich in dieſem Falle verrathen? fragte er. Jeſus Chriſtus! nein! ſagte die Alte, Ihr ſeyd ja für's Volk!

Die treuherzigen Leute dieſer Familie führten ihn ſicher, als es dunkel wurde, durch die von Soldaten volle Gegend, und er hatte die Genugthuung mehr als einmal unterwegs, unerkannt in der Dunkelheit und in der Verhüllung, an der Beſorgniß, mit der ſich Bürger und Bauern bei ihm ſelbſt nach dem Schickſal Hecker's erkundigten, zu erkennen, wie ſehr das Volk ſeine Rettung wünſchte. Gegen Mitternacht kam er glücklich auf Schweizer Boden in Rheinfelden an. Ausgewieſen in Baſel durch die Polizei, der Republikaner von Republikanern, hörte er überdieß, daß ausgeſprengt war, wer ihn lebendig überliefere, erhalte fünftauſend Gulden, wer todt, zweitauſend Gulden Belohnung, und es wimmele von Spionen und Schurken. Ein Verräther, dem Hecker ſich vertraute, um ihn auf ſichern Wegen zu Sigel's Schaar zu führen und der gerade im Begriff war, ihn den Truppen in die Hände zu liefern, wurde noch zeitig entlarvt und Hecker vor Gefangenſchaft bewahrt. In Saint Louis, von wo er bei Neubreiſach über den Rhein gehen und mit ſo vielen Bewaffneten, als er zu ſammeln vermöchte, gegen Freiburg ziehen wollte, vernahm er den unglücklichen Ausgang in und um Freiburg, und daß Mannheim und die ganze untere Landesgegend, auf deren Erhebung er gerechnet hatte, Reden halte, aber nicht handle; daß zudem große Streitkräfte der Fürſtlichen in Baden ſelbſt und an ſeiner Grenze ſich ſammeln. Er erkannte, daß dieſe erſte Schilderhebung der deutſchen Republikaner am Ende war.

Er hatte gewollt „einen Kampf des Volkes in der Zeit, und dann Freiheit für Jahrhunderte;“ er hatte geſagt, „Revolutionen dürfen nicht Halt machen, ſie müſſen vollendet werden; ſie dürfen nicht in Unterhandlungen und Vermittlungen mit der Gewalt, gegen welche revoltirt wurde, ſich auflöſen, oder ſie ſind verloren, verrathen an die bekämpfte Macht; nur mit dem Schwert ſiegt das Volk nach-

haltig und nur die Vernichtung ſeiner Feinde iſt die Befreiung des Volkes.“

Er hatte gehofft, das Volk werde ſich in Maſſe erheben, für ſeine Freiheit Blut und Gut einſezen, da es Beides für fürſtliche Intereſſen und Zwecke lange genug geopfert habe. Er hatte noch zulezt gerufen: „mein Volk, das Volk der Völker, hat genug getragen, gelitten, geſorgt und geſteuert, es iſt genug gedrückt, gefeſſelt, verfolgt und zertreten; es bedarf, um frei zu ſeyn, nur des Rufs in die Waffen.“ Der Erfolg war gegen ihn.

Die Maſſe des Volkes hatte er politiſch gebildeter vorausgeſezt, als es war, er hatte die Spaltung zwiſchen Regierten und Regierenden mit einem vollendeten Bruch der einen mit den andern verwechſelt; er hatte über dem Begeiſterungsanflug des Augenblicks den Character des Deutſchen vergeſſen, der langſam und ſchwer in Fluß zu bringen und träg im Handeln iſt. Die Maſſe hatte noch nicht den nöthigen Muth und ließ ſich von täuſchenden Verſprechungen einwiegen; es fehlte an der gehörigen Organiſation und militäriſchen Führung, einem feſten durchdachten Plan, an der Vorbereitung wie an der Berechnung der vorhandenen Mittel: die Mittel waren vorausgeſezt, aber nicht unterſucht, nicht abgewogen mit denen der Gegenpartei, nicht vergewiſſert; Kenntniß der eigenen und der gegneriſchen Kräfte hätte jezt das Unternehmen von vornherein unterlaſſen.

Hecker und ſeine Freunde haben ſo ſehr geirrt und ſich ſelbſt getäuſcht, daß ſie nicht daran zweifelten, es werde ihre Verkündung der Republik in Baden ſogleich die Erhebung Württembergs und den Marſch von vierzigtauſend Franken nach Böhmen — ſo ſoll Hecker an einen Freund geſchrieben haben — im Königreich Bayern nach ſich ziehen. Aber auch irrend, haben dieſe Republikaner Eines bewieſen, was der Zeit im Ganzen fehlt, die Fähigkeit des Entſchluſſes zur Selbſtaufopferung für die Ueberzeugung.

Folgen der republikaniſchen Schilderhebung.

Bedeutender als der Kampf ſelbſt waren ſeine Folgen. Als eine Mißkennung der Natur der deutſchen Bewegung, als politiſch durchaus zweckwidrig, als ganz unheilvoll wurde der Hecker'ſche Aufſtand von freiſinnigen Männern verurtheilt, von poetiſchen Seelen darum, weil ſie erwartet hatten, die Republikaner werden ihre verlorene Sache wenigſtens mit einem romantiſchen Verzweiflungskampf enden, mit dem erſchütternden Ausgang eines Trauerſpiels, ähnlich dem, das Herzog Ernſt von Schwaben und ſein Freund Werner vor achthundert Jahren auf denſelben Waldhöhen aufgeführt hatten. Dieſe ahnten nicht, daß die Zeit vorüber iſt, wo ſich Poeſie und Politik beiſammen fanden, und wo man den Opfertod ſtarb, damit die Glorie der ſo Gefallenen den künftigen Sieg der Sache fördere und verbürge.

So lange die Freiheit nur als Begriff des Verſtandes in den Kopf aufgenommen und nicht ein Theil der Religion des Herzens geworden iſt, kämpft die Maſſe, um beſſer zu leben, nicht um die Glorie des Märtyrertods.

Hecker hatte das beſondere Glück, durch dieſen Ausgang ſeines Wagniſſes wenigſtens bei dem Volke des ſüdweſtlichen Deutſchlands nicht zu verlieren, ſondern zu gewinnen.

Der Präſident des Fünfzigerausſchuſſes, von Soiron, der vor Kurzem noch auf der Verſammlung zu Offenburg die lauteſten Toaſte auf die Republik ausgebracht hatte, kam eigens von Frankfurt nach Karlsruhe, zu dem Zweck: die badiſche Kammer zu einer Erklärung zu veranlaſſen, welche die Maßregeln der Regierung gegen den „Aufruhr“ gut hieß und die tiefſte Entrüſtung über

„Hecker's frevelhaftes Beginnen und Verbrechen" ausſprach. Da ſtimmten alle Anweſenden bei, und viele darunter, die oft genug „ihre Liebe und Freundſchaft für Hecker, ihre Bewunderung für ihn als begeiſterten Volksredner, als unerſchrockenen Vorkämpfer der Freiheit, ihre Hochachtung ſeiner großen Talente" ausgeſprochen hatten, und die jezt ſagten, ein ſchmerzliches Gefühl durchzucke ſie, daß ein Mann, wie er, ſo verblendet ſeyn konnte, es ſey ihnen zu Muth, als ſtehen ſie am Grabe eines theuern Freundes. Die einen ſagten dieß aus Ueberzeugung, die andern aus plözlich angenommener Unterwürfigkeit und miniſterieller Ergebenheit.

Während ihn ſo die alten Freunde begruben, lebte Hecker in den Herzen des Volkes als das Jdeal eines wahren Volksmannes, in ſeinem Namen und in ſeiner Perſon verkörperte der gemeine Mann die Volksfreiheit, und was den Drang zur Republik in ſich trug, fieng an, für Hecker zu ſchwärmen und es auszuſprechen in dem Rufe: Hecker hoch! Dieſer Ruf wurde auf lange hin das Schlagwort der republikaniſchen Zuneigungen unter allem Volk in Deutſchland. Auf den Straßen, beim Gelage klang das Heckerlied, kleine Buben und Mädchen ſangens auf den Gaſſen bei ihren Spielen, und der graue Schlapphut mit der Hahnenfeder wurde Tracht und Wahrzeichen des Republikanismus im Volke, wie das rothe, leicht geknüpfte Halstuch. So war nämlich Hecker von Conſtanz ausgezogen, dazu mit einem großen Bart, mit einer Blouſe, mit Säbel und Büchſe, mit Piſtolen und einem Dolch im Gürtel, und in dieſem Coſtüm wurde Hecker an allen Bilderläden ausgeſtellt und reißend gekauft, wie ein neuer Volksheiliger. Ein Heckerkultus kam auf, beſonders bei Frauen und Jungfrauen der höheren Stände, ſeltſam ſchwärmeriſch, wie einſt der Kultus des ſchönen Geſchlechts für Ludwig Sand war, im grellſten Contraſt gegen das Urtheil der Politiker, ſelbſt unter der republikaniſchen Partei.

Die Lezteren ſagten, hätte Hecker gewartet, bis der Geiſt der Zeit durch alle Adern des Heeres gedrungen wäre, ſo wäre es gelungen wie in Frankreich: das Mißlingen iſt ein großes Unglück unſerer Sache. So war es auch. Die Niederlage verrieth die Schwäche der Partei, und drängte die noch Unentſchiedenen auf eine andere Seite hinüber. Die Unwahrhaftigkeit Struve's und Seinesgleichen, die Verheimlichung des Mißlungenſeyns der Sache, das

ſich gleich am erſten Tage offenbarte, trugen neben Anderem in auffallender Weiſe die Schuld, daß bedeutende phyſiſche und moraliſche Kräfte der Zukunft der Republikaner verloren gingen. „Es war doch zu blind und toll gewagt!" ſtampfte mancher Republikaner; „die Verwechslung der eingeſogenen Grundſäze mit der ſofortigen Thatkraft war doch zu unverantwortlich, ſo ſehr, wie die Verwechslung des Glaubens an die eigene Fähigkeit mit der wirklichen praktiſchen Tüchtigkeit." Hecker's großes parlamentariſches Talent, Gagern's militäriſches — zwei Führer der Nation im Feld und im Rath, ſie waren verloren.

Die Gegenpartei zog auch aus dem Unglück der Republikaner vielſeitigen Vortheil, ſowohl im Augenblick als in der Folge.

Die Partei der Reaction ſammelte mancherlei Fähnlein aus dem Lager des Fortſchritts unter ihren Oberbefehl, ſie liefen ihr zu, blind und gedankenlos, ſie ſahen in dem, was handgreiflich Reaction war, keine Reaction, ſondern Rettung, nichts als Rettung des Geſammtvaterlandes durch „klar bewußte Patrioten." Eine unbegreifliche Begriffs-Verwirrung kam unter die, welche bisher Freunde des Volkes und der Freiheit geweſen waren, und ſich noch dafür hielten, im Heckerſchrecken, in der Umſturzangſt, im Grauen vor der Republik und den Franzoſen, mit denen die deutſchen Republikaner die deutſche Republik unter Gräueln machen wollen, blutiger, als die in den Jahren 1792.

Klüglich und gewandt hatten die Söldlinge wie die Führer der Reaction es verſtanden, ein wahres Zittern vor einem franzöſiſchen Einfall und Krieg, und vor einem Anſchluß eines Theils von Deutſchland an Frankreich, ein Nervenzittern und Zagen vor dem „verderblichſten aller Kriege" in den Herzen und Köpfen der Bourgeoiſie und der Liberalen künſtlich hervorzurufen. Die Angſt machte kurzſichtig und leichtgläubig. Wie eine buntſcheckigte Heerde beim Erdbeben aus zuſammenflüchtendem und an einander ſich drängendem allerlei Gethier ſich bildet, ſo ſah man in ſeltſamlicher Vermiſchung weit ſonſt auseinander liegende Elemente und Perſönlichkeiten in einem Haufen ſich ſammeln und ſich aneinander drängen, Adel und Handwerker, Servile und Liberale, Volksverräther und Vaterlandsfreunde, Pietiſten und reiche Atheiſten, Märzminiſter und königliche Hofküchenjungen, und es reichte ſich, was

ſonſt ſich zu berühren Scheu hatte, jezt fromm die Hand zum Bunde — wider die Republikaner. Darunter befaßte man alle, welche die Augen offen und einen Reſt von Verſtand übrig behalten hatten, ſie alle waren in dieſen Tagen wie geächtet. Die konſtitutionell-monarchiſche Partei, der Verein der ächten Freunde des Vaterlands und der wahren Freiheit, wie ſich jenes Allerlei nannte, hezte fanatiſch das Volk gegen ſeine edelſten und treueſten Freunde auf und verwarnte vor ihrer Wahl ins Parlament, empfahl dagegen Halbe, mitunter bereits Uebergelaufene, ja ſelbſt ſolche, die ſeit Jahrzehenten durch Aermlichkeit des Kopfs und des Characters bekannt waren. Und an dieſem eckelhaften Treiben betheiligten ſich Männer, die viele Jahrzehente lang gehalten hatten, die zum Theil bald genug dieſe Unthaten zu ſühnen ſuchten und denen jezt gewiß glühende Schamröthe überläuft, wenn ſie an jene Tage und die heilloſen Menſchen zurückdenken, mit welchen ſie in derſelben eins waren. Sie hatten keine Ahnung, daß ſie von Leuten, die von ihnen bisher aufs tiefſte verachtet worden waren, unter dem heimlichen Lachen derſelben, mißbraucht wurden, um gegen ſich ſelbſt, gegen ihre und des Volkes Sache zu wirken. Unbeſchreiblich Dummes hörte man in dieſen Tagen von ſonſt klugen Männern reden, und troz dem, daß Prophetenſtimmen, wie die Wirth's, ſeit Wochen durch Deutſchland ſchollen, las man ſehr Dummes in ſonſt ſehr klugen Blättern. *). Doch

---

*) Der Ausſchuß des vaterländiſchen Hauptvereins in Stuttgart ſchrieb zum Zwecke der Wahlen für die Nationalverſammlung Folgendes aus: „In dem ſo lange zerriſſenen und unterdrückten Deutſchland ſoll ohne gewaltſamen Umſturz beſtehender Verhältniſſe die Idee der Einheit und Volksſouveränität verwirklicht werden. Deutſchland hat ſich die Aufgabe geſtellt, den Knoten friedlich zu löſen, welchen andere Völker mit dem Schwerdt zerhauen mußten. Das Gelingen hängt weſentlich von den Männern ab, welche zum Reichstag nach Frankfurt berufen werden. An dem Volke iſt es, Männer zu wählen, welche den Geiſt begreifen, der die Zeit bewegt, und welche den Muth haben, im Dienſte des Vaterlandes jedes Opfer zu bringen; an ihm iſt es, im feſten Verein die Vollendung des großen Friedenswerkes gegen jede Störung zu ſchüzen. Wir reichen euch, unſern Mitbürgern, die Hand zu ſolchem Bunde. Laßt uns einig ſeyn, um der Einheit Deutſchlands willen. Vertraut uns, ſchließt euch an uns an. Unſer Loſungswort ſey: „Durch Ordnung zur Einheit! Durch Einheit zur Freiheit!“ Mit dieſem Rufe werden wir ſiegen.“

war das Volk in Württemberg und Baden, in Oberbayern, in der Rheinpfalz und in Sachſen, in Kurheſſen und in Rheinpreußen geſcheidter als ſeine langjährigen Führer.

In Altbayern, ſelbſt in Franken, in Mittel- und Norddeutſchland, in Heſſen-Darmſtadt und Naſſau, überall endlich wo die kirchliche Partei mächtig war, wirkte Hecker's Schilderhebung für die Republik theils zu Gunſten der Conſtitutionellen, theils der entſchiedenen und bewußten Reaction bei den Wahlen für das Parlament überaus nachtheilig, da theils eine Reihe von ärgſten Lügen erfunden und verbreitet, theils das Geſchehene ſo ausgebeutet wurde, daß das Wahre daran kaum noch in einzelnen Spuren zu erkennen war. Dahin gehört vorzüglich auch der Tod des Generals v. Gagern.

Die Republikaner haben ihn meuchlings erſchoſſen, hieß es hier; Hecker ſelbſt hat ein Piſtol gegen Gagern abgeſchoſſen, hieß es dort. Während des Parlamentirens iſt der Meuchelmord an ihm verübt worden, ſchrieen die konſtitutionellen und reactionären Zeitungen zuſammen, und die vereinigte konſtitutionell-reactionäre Partei. Sie waren ſo niederträchtig, dem Volke zu verſchweigen, daß zwiſchen dem Parlamentiren Gagern's mit Hecker und zwiſchen des Erſteren Tod eine ganze volle Stunde lag, es zu verſchweigen, troz beſten Wiſſens. Frühere Freunde Hecker's, vor wenigen Wochen noch ſelbſt „die wüthendſten Fürſtentödter,“ jezt aber in glänzenden Staatsſtellen „monarchiſcher Epheu“ geworden, wie Hecker ſie öffentlich nannte, ſprachen am heftigſten, als ob ſie das glaubten, gegen ihn. Nach ihnen kamen ſolche, die vor den Republikanern den Berg hinab geflohen waren und den erſchlagenen General feig in den Händen der Feinde gelaſſen hatten und jezt durch Verläumdung der Gegner ſich weiß brennen wollten. Der Oberſt Hinkeldey behauptete, er habe den Schall der republikaniſchen Geſchüze zu Anfang des Gefechtes aus der Ferne gehört, die niemals abgefeuert wurden. Der Reitknecht Gagern's, hieß es, könne einen Eid ablegen, daß Gagern kurz vor ſeinem Tode mit Hecker verhandelt habe; es wurde bewieſen, daß Hecker damals fern ab am Waldrand war und der Eidanbietende ihn mit Kaiſer verwechſelte, in dem eben erzählten heftigen Geſpräch, als Gagern Feuer kommandirte. Der eine officielle Bericht ſagte: Gagern ſey beim Parlamentiren mit Hecker bei der Brücke zunächſt Kandern gefallen.

Als die Unwahrheit dieſes Berichts unhaltbar ſich zeigte, kam ſpäter ein zweiter officieller Bericht nach, Gagern ſey auf der Scheideck gefallen, bei einem zweiten Parlamentiren, man verſchwieg, mit wem er parlamentirt haben ſollte, es hieß nicht mehr, daß er mit Hecker parlamentirt habe. Dieſe Behauptung war jezt nicht mehr möglich, denn Oberſt Hinkeldey, der nach Gagern's Tod ſogleich den Oberbefehl übernahm, hatte inzwiſchen erklärt, man habe Hecker bei dem Treffen gar nicht wahrgenommen, er müſſe hinten geſtanden ſeyn. Die plumpſten Lügen der Zeitungen, mit denen auf die Gläubigkeit des Volkes ſpekulirt wurde, ſteigerten ſich, immer einander widerſprechend. *) Hecker ſelbſt und ſeine Freunde thaten gegen die Verläumder Schritte, wie ſie die Ehre und die Sache geboten; keiner der Verläumder ſtellte ſich ihnen. Selbſt der Fünfziger-Ausſchuß vergaß ſich ſo ſehr, daß er leichtfertig die ſchändliche Anſchuldigung gegen Hecker und die Republikaner als wahre Thatſache annahm und darauf hin Proklamationen an das deutſche Volk erließ. Zu Hornau, der Beſizung des alten Gagern, wurde ſogar die Leiche des gefallenen Generals tagelang ausgeſtellt, wochenlang das blutige Hemd in der Kirche, wie eines Heiligen, zur Fanatiſirung des Volkes, nicht im Lichte der Wahrheit.

Solche Vorgänge ſpiegelten und ſpiegeln den Denkenden der Gegenwart und kommenden Zeiten eine große Partei ab, ihre Geſinnung und ihr Handeln.

Die Niederlage der Republikaner in Baden war eine Niederlage der republikaniſchen Partei in Deutſchland, und doch war andererſeits dieſe Erhebung der Republikaner an und für ſich ſchon und in ihren Folgen eine Niederlage des monarchiſchen Prinzips. Der Thron eines Fürſten hatte ſchon durch eine republikaniſche Proklamation gewankt und hatte ſich nur durch die Bajonette und Kanonen anderer Fürſten halten können; es war offenbar worden, daß die alte Scheu vor der Majeſtät dahin war und daß alle Throne wankten, wenn zu gleicher Zeit überall das Volk Hand daran legte. Das Fürſten-

*) Unter Denen, die ſich brauchen ließen zu ſolchen Verläumdungen, zeichnen ſich aus neben dem Reitknecht Gagern's ein gewiſſer Soldat Trautmilch und ein gewiſſer Heinrich Laube, in einer gewiſſen „Geſchichte des erſten deutſchen Parlaments.“

thum ſelbſt ſchadete ſich noch dadurch, daß es den überwundenen Republikanern gegenüber grundſäzlich, aber nicht klug ſich benahm. Es amneſtirte nicht ſofort.

Die erlernte Staatsweisheit hat den Grundſaz, den beſiegten Aufſtand ja nicht durch Milde und Verſöhnung mit den Führern zu entwaffnen, ſie fürchtet in der Verſöhnung einen Freibrief zur Fortſezung der frühern Beſtrebungen zu geben. Die wahre Politik weiß die Führer des Aufſtandes nicht bloß zu gewinnen, ſondern auch die Maſſe ſelbſt zu verſöhnen und zu entwaffnen durch Milde und durch Einräumungen deſſen zugleich, was ſie geben kann und was einen Theil der Urſachen des Aufſtandes ausmachte. Zugeſtändniſſe an das Volk, im rechten Augenblick und mit richtiger Berechnung gemacht, dienen nicht dazu, eine Regierung zu ſchwächen, ihren Beſtand zu gefährden, ſondern ſie zu ſtärken, ihr auf lange hinaus Dauer zu geben.

Die flüchtigen wie die verhafteten Republikaner ſtiegen nur mit jedem Tag in der Gunſt und Theilnahme des Volkes, und je mehr die Regierung gegen die in den Kerkern gefangen Gehaltenen ſich ſtreng und hart zeigte, je größer die Zahl und die Noth der vielen Hunderte, die außerhalb der Heimath meiſt auf ſchweizeriſchem oder franzöſiſchem Boden umirrten, wurde und täglich den Zeitungen Stoff zur Beſprechung bot: deſto mehr Boden verlor die Regierung im Volk.

Die Fehler der Regierung waren lauter Gewinnſt für ihre Gegner. Dahin gehört die Verfolgung aller „von der Regierung für gefährlich Erachteter“ ohne Beweiſe, und ſo, daß alles Volk ſagte, man will ſie unſchädlich machen, weil ſie die Arme des Volks ſind und für's Volk Alles eingeſezt haben; die Verfolgung, ſelbſt des weiblichen Geſchlechts, freiheitliebender Frauen und Jungfrauen, welche ihre Begeiſterung für die Republik hatten laut werden laſſen, oder für ſie gehandelt hatten. Viele weibliche Hände hatten den Republikanern für Pulver und Blei geſorgt, und Nächte durch Patronen gemacht, dem Fortgang der Waffenerhebung in mancher Weiſe Vorſchub geleiſtet. Ehe der Arm der Gerichte nach ihnen griff, waren viele Mädchen aus der Heimath in die Verbannung gegangen, hinüber in's Schweizerland, und auch Andere, keines Vergehens Schuldige, begleiteten ſie ins fremde Land, in die Berge

der Schweiz. Andere, viele Frauen und Jungfrauen, wurden noch im Heimathlande verhaftet und ſchmachteten in den Gefängniſſen, neben den Dieben und Mördern und dem Auswurfe der Geſellſchaft.

Das waren Mißgriffe der Regierung, die ſich ſpäter, bald genug, ſchwer rächten. Die Zeitungen, die Flugſchriften, die Volksverſammlungen, die Vereine, die kleinen geſellſchaftlichen Kreiſe, wo Frauen, wo Männer zuſammenſaßen, ſprachen von den Verbannten, den Flüchtigen, den Gefangenen, und vorzugsweiſe nur von ihnen in der erſten Zeit; im ganzen Lande bildeten ſich Vereine zur Unterſtüzung derer, die ferne von der Heimath weilten und litten, „um der Sache des Volkes willen;" ebenſo hatten die Theilnahme Aller die in den Gefängniſſen Sitzenden täglich für ſich; man ſprach von ihnen nicht anders, als von „Schlachtopfern fürſtlicher Tyranney." Mancher wurde bloß durch ſolche Mißgriffe der Regierung zum Volksliebling und bekam die Glorie des Märtyrers, während die Regierung dadurch, wie der Hof, ſich vielſeitige Abneigung zuzogen.

Nur Ein Kunſtgriff der Blätter wirkte, wie von Anfang, ſo auch jezt noch, bei der Mehrheit außerhalb Badens fort, der Kunſtgriff, die Republikaner als Reichsfeinde, als Reichsverräther zu verrufen, die mit fremdem Volk über den Rhein zurückkommen wollen. Hinter ihnen, hieß es, ſtehen die Deutſchfranzoſen, hinter dieſen eine franzöſiſche Armee, welche die rheiniſchen Landſchaften in ein franzöſiſches Departement verwandeln wollen. Die badiſchen Republikaner haben ſich mit Ledru-Rollin und Lamartine dahin verſtändigt, mit Waffenhilfe Frankreichs die Deutſchen aus den Ketten der Tyrannei zu erlöſen, Weſtdeutſchland zur Republik zu machen, Baden, Pfalz, Heſſen, Naſſau, die Rheinprovinz unter den Schuz der franzöſiſchen Republik zu ſtellen; keinem Republikaner dünke dieſer Preis für die Freiheit zu hoch, ſo nationalverrätheriſch ſeyen die Republikaner geſinnt.

Selbſt in dem benachbarten Württemberg ließen ſich zum Theil die ſonſt Freiſinnigſten durch ſolche Reden bethören. „Der Republikaner, ſagten ſie, wird, die Republik im Herzen, gegen die Republik kämpfen, gegen dieſe Republik, die man mit Gewalt im Gefolge der Fremdherrſchaft einem ſelbſtſtändigen Volke aufzudringen unternimmt." So über Nacht hatten ſie vergeſſen, was den deutſchen

Völkern ihre Opfer an Geld und Blut in den „Befreiungskriegen“ gebracht hatten: Verluſt der ſelbſt von dem franzöſiſchen Deſpoten ihnen gebrachten und verbürgten Freiheiten und ärgſten Druck als Dank des geretteten Königthums; ſtatt Nationalfreiheit und Selbſtſtändigkeit eine neue Art Knechtſchaft unter der Herrſchaft Rußlands.

Es war eine große Verwirrung der Begriffe in den Köpfen, die Angſt hatte nicht wenig Antheil daran. Die Geldklemme war zum völligen Geldmangel geworden, die Credit- und Arbeitsloſigkeit agitirten die Einen und ängſteten die Andern. Man glaubte Alles thun zu müſſen, damit nur nicht der Zuſammenſturz des ſocialen Gebäudes beginne, ehe die neu zu begründende politiſche Unterlage fertig ſey. Am meiſten eilte man mit der leztern in Oeſterreich.

Wien und Oeſterreich nach den Märztagen. Das Miniſterium Pillersdorf. Die octroyirte Verfaſſung vom 25. April.

In Wien waren es nach den Märztagen einige fröhliche Wochen, man freute ſich der neuen Freiheit und der Verfaſſung, die verſprochen war, und die Wiener Nationalgarde, in die Alles, was Bildung hatte, eintrat, gefiel ſich in ihrer geſchmackvollen Uniform. Die Nationalgarde war entſchloſſen, die ruhige Fortentwicklung der Freiheit gegen jede Gefährdung zu wahren, die aus Uebertreibung kommen müßte. Nach wenigen Tagen war das Miniſterium Kolowrat abgetreten und hatte dem Miniſterium Pillersdorf Plaz gemacht. Der Freiherr von Pillersdorf galt als ein freiſinniger Mann, er war volksbeliebt, man ſah ihn mit Vertrauen und Freude in's Miniſterium treten, und am 3. April ſchwang der Kaiſer von Oeſterreich die ſchwarz-roth-goldene Fahne aus dem Fenſter der Hofburg. Es ſchien Alles ſo ruhig, ſo glücklich, ſo im Geleiſe, doch war es nur Schein. Es waren nicht lauter Naive in Wien, auch einige ernſte, abſtrakte, drangvolle Naturen, die nicht reformiren, die revolutioniren wollten, in der Meinung, daß man unter dem Schein von Reformen das Volk um die Früchte des Sieges betrügen würde.

Aus der Nationalgarde heraus gebildet, wurde der ſogenannte Centralverein mit jedem Tage mehr nicht nur das politiſche Organ der geſammten Nationalgarde, ſondern ſein Wirkungskreis erweiterte ſich über Stadt und Staat, er wurde ein politiſcher Klubb, der mit den Waffen in der Hand Beſchlüſſe faßte, und deſſen Prinzip die demokratiſche Entwicklung der Verfaſſung war, die man vorerſt durch das Wort des Kaiſers, alſo nur in Ausſicht, hatte.

Da ſaßen die Bewaffneten des Volks in den Sälen des Conſiſtorialgebäudes, der Univerſität, ſpäter des Muſikvereins, und redeten und beriethen ganz im parlamentariſchen Styl, und wurzelten ſtündlich tiefer im Vertrauen der Bevölkerung. Das veranlaßte das Miniſterium Pillersdorf, mit dieſem Centralverein in amtlichen Verkehr zu treten, und ihn ſo thatſächlich anzuerkennen. In dieſen Sälen herrſchte der Geiſt und die Mäßigung vor, aber dennoch waren die Reden darin und die Verſammlungen daſelbſt etwas, das die Wiener Bevölkerung in ungewohnter Aufregung erhielt.

Die Preſſe that darin noch mehr. Der redſelige Wiener, der Oeſterreicher überhaupt, hatte zu lange ſchweigen müſſen. Die plözlich entfeſſelte Zunge ſprach jezt Alles aus, weß das Herz voll war, ohne immer zu bemeſſen, ob auch Alles dem Volk und ſeiner Sache nüze oder nicht vielmehr ſchade. Im Ganzen jedoch war die Preſſe unmittelbar nach den Märztagen anerkennenswerth mäßig, ihr Ton würdig. Die Regierung ſelbſt beging den Fehler, die Preſſe zu reizen durch das Preßgeſez vom erſten April. Es war taktlos und mußte das Volk, ohne Unterſchied der Bildung, verlezen, daß Pillersdorf hinter der eben freigegebenen Preſſe in Eile ein Strafgeſezbuch auf dem Fuße folgen ließ, in welchem jeder Paragraph von Geld- und Gefängnißſtrafen ſtrozte, und welches die Preßfreiheit für den Schriftſteller nachtheiliger machte, als die Cenſur. Das Miniſterium zeigte dadurch Mißtrauen gegen die Bevölkerung und weckte in ihr das Mißtrauen gegen das Miniſterium. Beſonders erbitterte, daß auf Beleidigungen von Mitgliedern der kaiſerlichen Familie durch die Preſſe, im Vergleich zu Beleidigungen anderer Staatsbürger, unverhältnißmäßig hohe Strafen geſezt waren, ebenſo auf Preßvergehen gegen Beamte des Hofs und des Staats; dieſe, wie die Hof- und Staatsverwaltung überhaupt, waren in dem Geſez vor jeder angreifenden Beſprechung der Preſſe unbedingt geſchüzt, zur ungeheuern Entrüſtung der Wiener, die es verdroß, daß man ihnen verbot, was ſie bis jezt nicht gethan hatten, und ohne Verbot vielleicht noch lange nicht gethan hätten. Kaum war das Geſez an den Straßenecken angeheftet, ſo wurde es abgeriſſen, vor der Aula wurde es feierlich von den Studenten verbrannt. In allen Vereinen wurde es unter den ſchärfſten Reden verdammt. Ein Verſuch des Miniſteriums, durch Hye und Giskra es vertheidigen und ſoviel als

möglich davon retten zu laſſen, zog Beiden eine entſchiedene Niederlage in der öffentlichen Meinung zu, dem Lezteren um ſo mehr, als er, einer der Hauptredner in den Märztagen, am erſten Tage mit aller Schärfe der Dialektik es bekämpfte, und am andern es theilweiſe zu vertheidigen ſuchte. „Ich kann nicht anders meinen, ſagte Schuſelka, als man will mit dieſem Geſez vom erſten April uns in den April ſchicken. Man will ſehen, ob der öſterreichiſche Hans ſich mit dieſem Geſez wird narren laſſen, und geht es mit dem, ſo wird es bald auch an anderen ähnlichen nicht fehlen.“

Die Verwerfung des Preßgeſezes gab ſich allgemein ſo ſtürmiſch kund, daß der Miniſterrath ganz beſtürzt darüber wurde, aber abzudanken — ſo weit im Verfaſſungsleben war das Miniſterium nicht, ſo wenig als das Volk, ſeine Abdankung zu verlangen.

Beſonders der Schriftſtellerverein war um dieſe Zeit ſehr zahm und mäßig. Als einer, der Preuße Schütte, in einer Volksverſammlung dem Volk ſagte, es müſſe einen baldigſt zuſammen zu berufenden, conſtituirenden Reichstag vom Kaiſer verlangen, um einer octroyirten Verfaſſung vorzubeugen, und eine Sturmpetition unternehmen, als das einzige Mittel, keine abſchlägige Antwort zu erhalten, ſaß wegen dieſer, wie ſie ſagten „aufwiegelnden“ Rede, der Schriftſtellerverein zu Gericht und entſchied, daß dieſer Revolutionär fortan kein Mitglied des Vereines ſey.

Durch Verwerfung des Preßgeſezes hatte die neue Regierung nicht bloß eine Niederlage erlitten, ſondern ſie rief durch ihren Fehler die Wiener Revolutionsliteratur hervor, da ſie ihr Geſez zurücknahm und die Preſſe ſich ohne Geſez bewegte.

Der öſterreichiſche Beobachter verwandelte ſich mit einem Sprung in eine radikale öſterreichiſche Zeitung. Die Theaterzeitung ſelbſt nahm einen politiſchen Ueberwurf um, aber nicht farbig genug und wurde nicht mehr geleſen. Der abſolutiſtiſche „Wanderer“ verwandelte ſich in den „Demokraten,“ der „Humoriſt“ in das „Volksblatt.“ Eine Reihe neuer Zeitſchriften und fliegender Blätter tauchte auf. Die Flugſchriften und die Plakate gingen bald über Maaß und Anſtand hinaus, um durch Pikantes ſich Geld zu machen, weniger um das Volk aufzuregen und vorwärts zu bewegen.

Den meiſten Einfluß auf die Maſſen übten zahlreiche Tagesblätter aus, die im Volkston geſchrieben waren und mitunter ſehr weit her-

abſtiegen oder ſich verirrten. Da war die „Gaſſenzeitung," die „Straßenzeitung," der „Poſtillon," die „Nationalzeitung" und andere Blätter, die trugen die Farbe und Sprache der Revolution ſtark genug auf, und da ſtand, dort ſaß der Arbeiter, der Fiacre, das Gemüße- und das Milchweib, das Alles las jezt ſeine Zeitung und hatte ſeine Freude daran, wenn dieſe und jene Perſonen und Dinge angegriffen, ſo recht herunter gemacht wurden. Der Zweck war, das Volk zu belehren; Lehrmeiſter und Lehrlinge waren aber Neulinge in der Sache, und es war nicht immer Alles richtig und klar, wie es ſeyn ſollte. Es wäre gut geweſen, wenn dieſe in den erſten Monaten ſo viel geleſenen Tagblätter nur von Solchen geſchrieben worden wären, die zugleich Meiſter im Volkston und Meiſter in der Politik, in der Kunſt, mit Takt das Volk zu leiten, geweſen wären.

Zu denjenigen Zeitungen, welche durch alle Stände geleſen wurden, gehörten von den gleich nach den erſten Märztagen entſtandenen die „Conſtitution" und der „Freimüthige." Sie entſtanden aus Oktav-Flugblättchen, die ſchon am dritten Märztag, als cenſurfreie Verkündiger des Neueſten, auf den Straßen ausgeboten und reißend gekauft wurden, und ſo leicht in größere Zeitungen ſich verwandeln konnten.

Die meiſten Redakteure dieſer Zeitungen traten ſo plözlich aus dem Dunkel hervor, wie die Zeitungen ſelbſt. So lange Wien metternichiſch war, ſaß der Redakteur der Conſtitution in einem Hutmachergewölbe und ſchrieb am Tag bei der Lampe Conto's. Die Revolution machte ihn zum geleſenſten Zeitungsſchreiber Wiens und bald zu einem Manne, den man als gefährlich für den Staat, als „furchtbar" fürchtete und verfolgen zu müſſen glaubte. Die Theaterkritiker, die Leute, welche ſonſt in Wien und anderswo auf Beſtellung Artikel, wie der Zuckerbäcker Kuchen, verfertigt hatten, wurden über Nacht Politiker, halb oder ganz radikale Zeitungsſchreiber. Anfangs Mai entſtand ein Blättchen, das um einen Kreuzer verkauft wurde, während bisher die einzelnen Nummern anderer Zeitungen ſehr theuer auf den Straßen angebracht wurden. Das Blättchen hieß ſich „Geradaus;" es wurde auf eigenen Karren in den Straßen herumgeführt, und wohlfeilſt, dabei entſchieden und mit Geſchick geſchrieben, wurde es in wenigen Stunden das gekaufteſte Blatt. Es ſollen vom Frühling bis zum Sommer 1848 in der ſonſt ſo zeitungs-

los geweſenen Stadt Wien nicht weniger als zweihundert politiſche Tagblätter erſchienen ſeyn, darunter ſelbſt ein durch und durch revolutionärer „Studentencourier.“

Die Reaction ließ es ſich zwar gutes Geld koſten, eine conſervative Zeitungsliteratur dieſer revolutionären oder radicalen gegenüber zu ſchaffen, aber nur Ein conſervatives mit Geld unterſtüztes Blatt, „Die Preſſe,“ hatte Erfolg. Politiſche Wizblätter plänkelten auch viele herum, mit mehr und weniger gerathenem Wiz. Hoch über dem „Satan,“ dem „Schwefeläther,“ dem „Narrenthurm“ und der reactionären „Geißel“ ſtand das „Charivari,“ anfangs unter dem Titel: „Kazenmuſik,“ welches der entſchiedene und wizige Engländer herausgab.

Die ausgezeichnetſten Artikel brachte jedoch unter allen Wiener Zeitungen der verwandelte öſterreichiſche Beobachter, der jezt Allgemeine öſterreichiſche Zeitung hieß; Schwarzer war ſein erſter Redakteur, die Doktoren Stifft der Jüngere und Jellinek waren als ſeine geiſtvollſten und freiſinnigſten Mitarbeiter bekannt. Gerade dieſes, ausſchließlich deutſchgeſinnte Blatt, war der ſchärfſte Beurtheiler des Miniſteriums Pillersdorf.

Die Fragen über den Anſchluß an Deutſchland, über Staatenbund oder Bundesſtaat, über Oeſterreichs mögliche Stellung, über die deutſche Nationalverſammlung, die zu Frankfurt zuſammentreten ſollte, über die Wahlen dorthin, über den italieniſchen Krieg, über die Magyaren, über die Arbeiterverhältniſſe, über Octroyirung oder Conſtituirung der Verfaſſung, riefen hizige Kämpfe in der Preſſe hervor; aber am ſchärfſten in's Feuer genommen wurde der Entwurf einer octroyirten Verfaſſung, der am 25. April bekannt gemacht wurde, am Geburtstage des Kaiſers.

Unter großer Feſtlichkeit geſchah die Verkündung, der Hof erſchien ſogar mit deutſchen Bändern. Der juridiſch politiſche Leſeverein, der vorher und während der Märztage vorzugsweiſe der Vertreter des Fortſchritts geweſen war, aber ſchon in dem Zeitungsſtreite über die deutſche Frage ſich öſterreichiſch gezeigt hatte, indem er keinen Bundesſtaat, ſondern nur einen Staatenbund im Intereſſe der öſterreichiſchen Geſammt-Monarchie wollte — dieſer Leſeverein brachte der neugebornen Verfaſſung einen Fackelzug. Der „altliberale Leſeverein“ — der Klubb der Schwarzgelben, wie der Wiz der Deutſch-

geſinnten ſie taufte, „er iſt von dem Miniſterium Pillersdorf, von der Reaction gewonnen!“ hieß es im Volke; „wir ſind getäuſcht, wir ſind betrogen. Was? ſtatt einem feierlichen Vertrag zwiſchen Volk und Kaiſer nur einzelne Bagatellen von Zugeſtändniſſen? und das Volk ſoll das als Geſchenk nehmen, was es ſich ſelbſt zu geben ein Recht hat, ſeine Geſeze?“

„Und dieſes Wahlgeſez, hieß es weiter, dieſes Zweikammerſyſtem — ſind dieſe mit einer freien Verfaſſung verträglich? Alle und jede Frucht der Revolution würde dadurch vernichtet. Wie? riefen ſelbſt die Gemäßigten voll Unwillen, zwei Kammern, die erſte voll Prinzen und Fürſten, und zwar auf lebenslänglich, die zweite voll Beſteuerter, und zwar ſo, daß die Prinzen und Fürſten ſchon mit zwanzig Jahren, die andern mit dreißig Jahren erſt ſollten darin ſizen können?“

Daß der Verfaſſungsentwurf die öſterreichiſchen Prinzen um zehn Jahre früher für geſcheit hielt, als die andern Menſchenkinder, das beleidigte mehr, als daß die Verfaſſung octroyirt war. Nicht blos nicht für die Zeit, nicht einmal für die Wiener hatte das Miniſterium Pillersdorf das rechte Verſtändniß.

Herr v. Pillersdorf war als ein freiſinniger Mann von der öffentlichen Meinung betrachtet und auf den erſten Miniſterſtuhl erhoben worden. Es war zwar nicht mit ihm, wie mit vielen Andern, welche das Volk als freiſinnig in den Tagen der Knechtſchaft ehrte. Sie waren gegen das alte Syſtem, nicht weil ſie geiſtig frei, ſondern weil ſie einen Schritt dieſem Syſtem voraus waren, aber nur einen Schritt, nichts weiter. Sie waren einige Zoll höher als die Mitarbeiter Metternich's in der Politik gewachſen, aber die Rinde ihrer Zeit umſchloß ſie ſo dick als jene. Die Freiheit, als ſie kam, erſchien ihnen ſchrecklich. Das iſt nicht die Freiheit, das iſt der Umſturz, das iſt nicht die Geſezlichkeit, das Recht, das iſt die Anarchie, das führt zum Schreckensſyſtem! ſprachen ſie und — wandten ſich ab und kämpften gegen die neue Zeit.

Einzelne hatten bei ihrem vormärzlichen Liberalismus nicht das Volk, nicht die Nation, ſondern ſich im Auge. Sie hatten herrſchen gelernt im kleinen Kreiſe, ſie hatten zu herrſchen ſich geſehnt im großen, ſie waren erbitterte Oppoſitionsmänner — mit Maß — ſo lange ſie nicht am Ruder waren, ihre Miniſterernennung war die

Erreichung ihres Ziels, und als das Volk noch weiter wollte, ſahen ſie in dieſem Hinausgehen über ſie — ein Hinausgehen über das rechte Maaß der Freiheit. Sie waren zu lange Mittelpunkt der Volksbeſtrebungen geweſen. Daß ſie nicht mehr Mittelpunkt ſeyn ſollten, verbitterte ſie, ſie ſuchten zuerſt das Volk, das weitergehende, zu ſich zurückzuführen, dann ſuchte ſie, die Mißſtimmten, die Reaction zu ſich zu ziehen, die eine ſuchte auf und die andern ließen ſich finden, und ſo wurden die lezten Reactionäre, und die Reaction eine durch ſie verſtärkte Macht.

Herr von Pillersdorf war, wenn auch ein Staatsmann, doch kein Staatsmann der Zeit. In andern Tagen wäre er wohl ein trefflicher Miniſter geweſen, nicht in dieſen, in welchen nicht blos die übrige Welt, ſondern Oeſterreich ſelbſt in Eile vorwärts ging.

Ueberwiegende Zeugniſſe ſind dafür, daß Pillersdorf den Fortſchritt, die Freiheit redlicher meinte, als Andere, die ſo eben gezeichnet wurden. Aber es fehlte ihm derjenige Grad von Muth für die Freiheit und diejenige Kraft, die dazu gehören, um den Staat mitten durch den Sturm zur Freiheit zu führen. Aber nicht bloß die Weichheit des Characters, ſelbſt die Halbheit der Anſichten iſt es, was ihn in ſeinem Miniſterium belaſtet, troz des beſten Willens, den er hatte, als ein wirklich edler Mann, der ſein Vaterland, ſein Volk und das Gute wollte.

Er ſah noch ſpäter in dem Verfaſſungsentwurfe vom 25. April ein Etwas, durch das Oeſterreich hätte glücklich werden können, wenn es in dieſer Verfaſſung die nothwendige Schranke der Freiheit erkannt und am Möglichen Genüge gefunden hätte.

Mit der Verfaſſung für den Kaiſerſtaat Oeſterreich war es allerdings kein Leichtes. Niemand hatte vor den Märztagen ſich damit beſchäftigt, diejenigen Linien und Grundzüge aufzuſuchen und aufzufinden für eine Verfaſſung, wie ſie für das Geſammt-Oeſterreich paſſend wäre.

Oeſterreich war nicht Frankreich, Wien war kein Paris, als die neue Zeit über Nacht hereinbrach.

Der öſterreichiſche Kaiſerſtaat bot vor allen andern Staaten der Welt, den Staatsmännern die Auflöſung des ſchwierigſten Räthſels in der Verfaſſungsfrage, durch ſeine ſonſt nirgends vorkommende Zuſammenſezung.

Nicht blos wohnen darin die verſchiedenartigſten Nationalitäten im Geſammtſtaat, ſondern in den einzelnen Landſchaften deſſelben wohnen unter einander völlig verſchiedene Nationalitäten, Sprachen, Intereſſen, die ſich durchkreuzen, abſtoßen, bekämpfen.

Es waren in dieſem öſterreichiſchen, aus verſchiedenen Nationalitäten mit verſchiedenen Intereſſen, Sprachen, Glaubensbekenntniſſen und Bildungsgraden zufällig nach und nach zuſammengebrachten Staatenverband ſogar einzelne bedeutende Theile, die in nationaler und materieller Hinſicht eine natürliche Hinneigung zu dieſem oder jenem fremden Länderverband hatten, und die ſich in eben dem Grad von dem öſterreichiſchen Staatsganzen ſeit lange abneigten. Und gerade dieſe Theile der Monarchie waren lange ſelbſtſtändige Staaten geweſen und hatten eine eigene Geſchichte, mit größern unvermiſchten Nationalerinnerungen, als die Hausgeſchichte Habsburgs war.

Dieſes künſtliche Ganze hatte bisher kein inneres Band zuſammen gehalten, weder der Geiſt noch das Intereſſe, ſondern nur die Politik des raffinirten Abſolutismus.

Seit Jahrzehenten hatten die ſich durchkreuzenden Intereſſen in Beſtrebungen ſich hervor zu thun gewagt, von Zeit zu Zeit, ſelbſt in ſolchen Beſtrebungen, welche auf Loslöſung vom öſterreichiſchen Staatsganzen hinzielten. Die Künſte und die Waffenmacht der metternich'ſchen Politik hatten die kaum entſtandenen Beſtrebungen mit den grauſamſten Mitteln zurückgedrängt, niedergehalten, nicht vernichtet: der Sturz Metternichs und des Abſolutismus war die Auferſtehung, die offene Erhebung dieſer Beſtrebungen.

Das Plözliche des Hereinbruchs der Neuzeit, die Haſt der ſich drängenden Ereigniſſe in der nächſten Nähe, in Wien ſelbſt, das Niedageweſene ſolcher Lagen und Stimmungen der Völker, und dabei die lang hervorgebrachte Gewohnheit, Wien als tonangebend und befehlend, alle Theile des Reichs als Wien nachgehend und Befehle annehmend zu betrachten — das alles ließ in dieſen Tagen ſelbſt Staatsmänner Zweierlei überſehen, ſowohl das Daſeyn des zahlreichſten Volksſtamms, der Slaven, wie anderer nicht deutſcher Volksſtämme, als auch das Wiedererwachen des bisher mit eiſerner Fauſt niedergehaltenen Nationalitätsgefühls dieſer nicht deutſchen Stämme.

So hatten dieſe Staatsmänner ſelbſt, weil ſie im Drang der

Dinge und Geſchäfte nicht zur klaren Ueberſchau und Einſicht der Verhältniſſe kamen, ſo wenig als die ältern und jüngern Männer des Fortſchritts im Volke, einen deutlichen Begriff davon, wie unendlich ſchwierig eine gemeinſame Verfaſſung für dieſes öſterreichiſche Staatsganze ſeyn mußte, und die Erſtern, wenigſtens Pillersdorf, glaubten vorerſt der Sache ein Genüge zu thun, wenn man die belgiſche Verfaſſung zum Muſter, aber daraus nur ſo viel für Oeſterreich nehme, als gut ſchien um Altöſterreich mit Neuöſterreich, das Jezt und Heute mit dem Vordem und dem Geſtern ohne gewaltſamen Riß zu vermitteln.

Es waren aber auch in nächſter oder näherer Umgebung von Pillersdorf Leute aus der alten Schule Metternichs. Die wußten aus Erfahrung, daß Völker in deutſchen Landen und auch in nichtdeutſchen, ſich ſelbſt beſchwichtigt und begnügt hatten, wenn man ihnen nur ein Papier in die Hände gab, und eine Verfaſſung auf dem Papier. Die riethen am ſtärkſten, ſchnell, ſofort eine Verfaſſung für die Wiener zu Papier zu bringen, und wär's die belgiſche. Sie waren gewiß, daß, wer die Macht hat, das Papier — Papier ſeyn laſſen oder daran ändern, ſogar durch die Volksvertretung ſelbſt daran ändern laſſen könne, nach Belieben, wie es bisher oft geſchehen.

Pillersdorf ſelbſt, ohne die jezt nothwendige eiſerne Conſequenz der Grundſäze und des Handelns, nicht felſenfeſt genug inmitten der drohenden Bewegung, hatte noch das Unglück, daß in ſeinem Miniſterium faſt täglich ein oder das andere Mitglied wechſelte, und auch ſeine Entſchlüſſe wechſelten, wie die Menſchen um ihn. Dabei hatte er Mitarbeiter im Miniſterium, wie den Kriegsminiſter Grafen Latour, der unter dem Schein, mit Pillersdorf vorwärts zu gehen, das alte Syſtem im Herzen, im Stillen thätigſt für die Reaktion war.

Wie in Berlin hatte ſich in der Hofburg Wiens, und außerhalb Wiens, die Partei der Reaktion bald genug wieder gefaßt, ihre Kräfte und Mittel zuſammgeſucht, ihre Plane gemacht, zu handeln angefangen. Von ihr wurde Pillersdorf theils benüzt, theils getäuſcht.

Es wäre Thorheit auch nur unter dieſen Umſtänden, wenn keine andere hinzugetreten wären und ſeine Stellung ſchwieriger gemacht hätten, von Pillersdorf zu erwarten, daß er im Sturm, der von allen Seiten heranbrauste und die Wellen aufpeitſchte, das maſt- und takelloſe Staatsſchiff Oeſterreich hätte umbauen und nicht nur flugs

Mittel und Wege für plözlichen materiellen Wohlſtand, für Verkehr und Erwerb, ſondern ſogar für Wiſſenſchaft, Bildung und Geſittung aufſuchen und auffinden ſollen. Es war viel, wenn er Oeſterreich ganz aus der Brandung hinausſteuerte, daß es die Revolution nur überdauerte, dieſes Oeſterreich, das er überdieß bei ſeinem Eintritt ins Miniſterium in äußerſter Geldnoth getroffen hatte, erſchöpft bis aufs Mark.

Zu allen innern Verlegenheiten kamen aber die Zuſtände der Provinzen. Die Provinzen waren eiferſüchtig auf Wien, die Provinzen gingen nicht Hand in Hand mit der Hauptſtadt, nicht den gleichen Weg, Wien war ſchon in den erſten Tagen des Mai von den Provinzen thatſächlich nicht mehr anerkannt.

Es gibt noch jezt Leute, welche ſich die Einbildung nicht nehmen laſſen, als hätte ganz Oeſterreich, in allen ſeinen Gliedern, in gleichem Schritt und Takt mit der Hauptſtadt den revolutionären Gang mitgemacht, und es verdrießt ſie, als vorenthielte man ihnen die ganze Wahrheit, wenn man nicht das ganze Kaiſerreich, wenn man nur die Hauptſtadt in Revolution zeigt. Aber die eigentliche Revolution zog ſich eng und enger um und in die Hauptſtadt; ſie war und blieb zulezt eigentlich auf die Mauern Wiens beſchränkt.

Ungarn hatte ſich in den erſten Tagen der Wiener Revolution, in der erſten Betäubung des Hofs und der Regierung, faſt ſelbſtſtändig gemacht, es hatte ſich nach und nach ſo gut als losgetrennt, und Adel und Volk arbeitete auf völlige Trennung von Oeſterreich, auf Unabhängigkeit hin, es fing bereits an, feindlich gegen Oeſterreich aufzutreten. Die Südſlaven, die Sachſen, die Wallachen, waren abgeſchnitten und auf ſich verwieſen. In Böhmen traten die Slaven unter ſich zuſammen, und im Angeſichte der Erfolge, welche die Trennungsabſichten der Ungarn hatten, ſprachen die Zeitungen dieſer Partei in Prag ähnliche Beſtrebungen deutlich aus. Bisher waren Sprache und Glauben der Tſchechen halb geächtet geweſen, jezt erſt hatte der Kaiſer beide in gleiche Berechtigung mit denen der Deutſchen geſtellt.

Die vom Miniſterium ausgeſchriebenen Wahlen nach Frankfurt wurden von den Tſchechen hintertrieben, die Tſchechenklubbs terroriſirten als Herrſcher und ſelbſt der Landeschef in Prag widerſezte ſich mehreren miniſteriellen Anordnungen. In Italien war das

Heer, nicht nur um ſich vom Untergange zu retten, auf dem Rückzug, von dem Nothwendigſten entblößt, ſondern der Legat des Papſtes war der erſte, der ganz ungenirt und mit größter Kälte dem Wiener Miniſterium auseinanderſezte, daß Oeſterreich die italieniſchen Provinzen aufgeben müſſe.

Solches wagten dieſe; hinter dem Rücken des Herrn von Pillersdorf wußten die Ungarn vom Kaiſer das förmliche Zugeſtändniß gänzlicher Trennung Ungarns in der Verwaltung zu gewinnen und das Miniſterium wurde auf geſezlichem Wege von dieſem Schritt des Kaiſers nie unterrichtet. Pillersdorf erließ Verordnungen für Ungarn in militäriſchen und finanziellen Dingen; da er, wenn auch nicht auf dem Wege auf welchem es ſeyn ſollte, doch unter der Hand von jenem Schritt des Kaiſers Kenntniß bekommen hatte, ſo lud er die ungariſchen Miniſter zur Verſtändigung ein, aber von dieſen erfolgte nie eine Antwort.

So hatte Pillersdorf nicht den geringſten Halt an ſeinem Monarchen, der Kaiſer war kränklich, für Staatsgeſchäfte ſchon körperlich nicht gemacht, und des Kaiſers Schwäche, oder in ſeinem Namen Jemand aus ſeiner Umgebung, arbeitete dem Miniſter in ſolchen wichtigſten Dingen noch entgegen. Seine Thätigkeit wurde durchkreuzt, gehemmt, gelähmt durch kaiſerliche Gouverneure, durch den Hof, durch Ungarn, durch Croaten und durch Tſchechen, durch Reactionäre im Miniſterium ſelbſt und durch das in Oeſterreich ganz neue Element, die Demokratie, und zwar die Demokratie nicht reifer, ſondern jugendlicher Demokraten. In keinem Land der Erde war die Demokratie ſo brauſender und überſchäumender Moſt, als in Wien; nicht bloß das Herz, der Kopf war heiß.

Allen dieſen Mächten und ihren Beſtrebungen und Forderungen mit einer Verfaſſung zu genügen, war nicht leicht ſelbſt für den größten Geiſt und durchgreifendſten Character.

Der Nationalitätenſtreit: Ungarn, Böhmen, Italien.

Dieſe Verfaſſung, um nur den Tſchechen, Croaten und Ungarn Befriedigung zu geben, hätte müſſen die Kraft in ſich haben, die Trennungs- und Sonderbeſtrebungen zu neutraliſiren. Sie hätte müſſen den einzelnen Nationalitäten diejenige nationale und freiheitliche Entwicklung gewährleiſten, daß ſie lieber unter dieſer Verfaſſung hätten leben, als von dem öſterreichiſchen Staatsganzen ſich lostrennen wollen; weil die Verfaſſung ſelbſt ihnen ſchon ſo viel geboten hätte, daß die Unabhängigkeit ihnen wenig mehr darüber hinaus bieten konnte, und daß dieſes Wenige der ungeheuern Opfer nicht werth war, die eine gewaltſame Lostrennung unumgänglich gemacht hätte, ja daß dieſes Wenige noch ſehr überwogen wurde durch die materiellen Vortheile, welche durch das Verbleiben im öſterreichiſchen Staatenverband gewiß waren.

Eine ſolche, alle Stämme befriedigende Verfaſſung, wurde aber in dieſem Augenblick ſchlechthin zur Unmöglichkeit, dadurch, daß die nichtdeutſchen Stämme nach dem glänzenden Scheinbild ſogenannter Nationalfreiheit fanatiſch haſchten, blind es verfolgten, und es weit über die wirkliche Freiheit, die politiſche und bürgerliche, ſezten, oder ſie geradezu mit jener verwechſelten.

Es lag im Intereſſe des ruſſiſchen, nach Ausdehnung und Weltherrſchaft trachtenden Despotismus, den Nationalitätsdrang unter allen ſlaviſchen Völkerſchaften zu reizen und zu pflegen, das Streben nach Freiheit überhaupt, das in der Zeit lag, zu beirren und durch das vorgeſchobene Ideal der Nationalfreiheit, einer großen

ſelbſtſtändigen Slavennation, ſeinen ſelbſtſüchtigen Zwecken dienſtbar zu machen, ſo daß der Völkerkampf um die Freiheit ausliefe in dem Siege der Despotie und, unter dem einen Czaar verſammelt und zur großen ſlaviſchen Nation vereinigt, alle ſlaviſchen Stämme zuletzt daſtänden, aber nicht als Freie, ſondern als Sclaven und als Werkzeuge des Despotismus gegen die freien Völker Europa's.

Vor die Freiheit ſchob Napoleon den Franzoſen den Ruhmesglanz der großen Nation; dadurch machte er die freien Franzoſen zu ſiegreichen Soldaten und Trägern ſeines Ruhmes und ſeines Despotenthrones, und betrog ſie um die Frucht der Revolution.

Die Deutſchen, die Spanier, die Ruſſen kämpften gegen Napoleon; wie es hieß, einen „Nationalkampf für ihre Nationalität,“ für die „Befreiung von der Fremdherrſchaft.“ Darüber verloren die Spanier und die Deutſchen, gerade durch den Sieg über Napoleon, ſowohl diejenige Freiheit, welche ſie ſchon beſaſſen, als auch die Freiheit, auf die ſie Hoffnung und Anſpruch hatten, an ihre Fürſten, deren Throne ſie wieder aufgerichtet oder feſtgeſtellt hatten. Die Folge der „Befreiungskriege,“ die ſo ſiegreich nach Außen waren, war Knechtſchaft im Innern, trauriger als je. Die ideale Nationalfreiheit, für welche die beſten Deutſchen ſich geopfert hatten zerfloß wie eine Roſenwolke, ſobald das magiſche Licht der Freuden- und Siegesfeuer des erſten Aller-Deutſchen-Feſtes (18. Oktober) in Nacht zerfloß, und als Wirklichkeit von dem ſchönen Traum blieb nichts übrig, als die vielen faſt unumſchränkten Fürſtenhöfe in Deutſchland unter der Oberherrſchaft der heiligen Allianz, die, was von Freiheit einzelne Fürſten ihrem Volke gaben, wieder verkümmerte, zum beſten Theil wieder entriß.

Das alte vielſtämmige Griechenland iſt nicht dadurch, daß vor Allem alle ſeine Glieder zur Nationalität zuſammenſtrebten, die große und ewige Nation der Weltgeſchichte geworden, ſondern dadurch, daß einzelne Staaten, daß Sparta und Athen für ſich zuerſt das Recht feſtſtellten und die Freiheit dauernd begründeten: es gab freie Athener und unter der Freiheit höchſte Werke des Geiſtes und der Kunſt, ehe alle Griechen das Band der Nationalität umſchlang, als ein ſelbſtſtändiges Ganzes, als Glieder Eines Leibes. Die Freiheit ging der Nationalität voraus und wurde ihr feſter Kern.

Umſonſt ſprachen die Lehren der Geſchichte: mit dem Anfang des

Jahres 1848 wurde der Nationalitätstrieb in den Völkern, am meiſten in den Slaven, Magyaren und Italienern, fieberhaft, verzehrend.

Die große Mehrheit bildeten im öſterreichiſchen Kaiſerſtaat von Anfang an die Slaven. Sie umfaßten den Deutſchen, Magyaren und Italienern gegenüber faſt die Hälfte der ganzen Bevölkerung.

In Meklenburg, Pommern, Brandenburg, Meißen, der Lauſitz und an der Saale hin, waren die Slaven bald genug in die deutſche Bildung eingegangen und deutſch geworden, nicht ſo in Oeſterreich. Selbſt in Kärnthen, Steiermark, Friaul und Krain, vollends ganz in Dalmatien, Illyrien, Slavonien, Serbien, Bosnien, Kroatien, Schleſien, Böhmen, Mähren und Polen hatte das ſlaviſche Element in ſeiner Beſonderheit ſich erhalten. Das Gefühl der Nationalität war aber in allen dieſen unter ſich ſehr verſchiedenen Slavenzweigen des Kaiſerſtaates ſehr jung, erſt in der Mitte der dreißiger Jahre erwachte und regte es ſich, zuerſt literariſch, dann erſt politiſch, mit großem Schwung in Poeſie und Proſa. Die Idee der Nationaleinheit aller Slaven und eines großen Slavenreiches wurde von der ruſſiſchen Regierung einerſeits, von der polniſchen Propaganda andererſeits genährt. Der Czaar und ſeine Politik arbeiteten im Geheimen, zum Theil auch offen, die Slaven der preußiſchen und der öſterreichiſchen Monarchie, wie namentlich auch die ſlaviſchen Unterthanen der Türkei, für ſich zu gewinnen, und ſie ihrem bisherigen Staatenverbande zu entfremden, dadurch die Türkei, Preußen und Oeſterreich zu ſchwächen, und bei Gelegenheit durch die ſtarken Arme aller Slaven den Thron des Czaaren ſo hoch zu ſtellen, daß dieſe Reiche und Europa von der ruſſiſchen Oberherrſchaft abhängig, ja der ruſſiſchen Weltherrſchaft unterthan würden. Die Vorſpieglung von der Macht und der Hoheit Rußlands und der Verherrlichung des ſlaviſcheu Namens durch dieſelbe blendete manchen halbbarbariſchen Slaven. Bei denen, welche griechiſchen Glaubens waren, that die Religion ſehr viel, die man fleißig als Bewegungsmittel ſpielen ließ, neben Ehrenauszeichnungen, Orden, Titeln, neben dem ruſſiſchen Geld.

Die polniſch-ſlaviſche Propaganda trat ſpäter, als die Thätigkeit des ruſſiſchen Abſolutismus, auf; ſie wollte alle Slavenzweige entweder in eine große ſlaviſche Republik oder in ein ſlaviſches Groß-

Königreich, in eine Föderativ-Monarchie vereinen. Zu dieſen Gedanken erhoben ſich zwar nur die Slaven der Landestheile des ehemaligen Polens. Die Slaven in Böhmen ſchwärmten für ein beſonderes czechiſches Königreich mit nationaler Selbſtſtändigkeit und Macht, gegründet auf die Unterdrückung der Deutſchen in Böhmen, nicht für allgemeine Freiheit; Mähren, Schleſien und die Slovakei ſollten Theile des czechiſchen Königreichs bilden. Die Südſlaven des öſterreichiſchen Kaiſerſtaats träumten von einem dreieinigen ſüdſlaviſchen Reich Kroatien-Slavonien-Dalmatien, deſſen Anhängſel Krain, Kärnthen und Iſtrien bilden ſollten. Alle ſlaviſchen Zweige Oeſterreichs waren wenigſtens eins im Haß gegen Deutſche und Magyaren und im Willen, ihre bisherigen Unterdrücker zu unterdrücken.

Bis zum Frühling des Jahres 1848 bargen ſich ihre Beſtrebungen, das heißt, die der Führer, unter dem Ueberwurf der Literatur. Durch Wiedererweckung alter ſlaviſcher Erinnerungen und Dichtungen, durch nationale Behandlung der ſlaviſchen Geſchichte, durch Hervorheben des alten Glanzes und der durch Deutſche und Magyaren erlittenen Unbilden und durch den Verſuch, eine allgemeine Slavenſprache und Schrift zu ſchaffen, ſuchten ſie für die Nationalitätsidee zu wirken, für die politiſche Einheit, und in Prag, Laibach, Agram, Preßburg, Peſth und Belgrad waren Zeitſchriften für dieſe ſlaviſche Sache in Thätigkeit, ſo klug und fein, daß dem Miniſterium Metternich der wahre Inhalt dieſer über ganz Oeſterreich hin verbreiteten Beſtrebungen nicht zum Bewußtſein kam, und daß in den günſtigen Tagen, was ſo lange nur ein unſchuldiger, in viele Zweigvereine auseinander gehender literariſcher Hauptverein ſchien, plötzlich aus dieſem wiſſenſchaftlichen Ueberwurf heraustrat als eine feſtgeſchloſſene national-politiſche Partei. Die Fäden des geheimen Bundes liefen in dem national-czechiſchen Muſeum zu Prag zuſammen. *)

In Böhmen machen die Deutſchen nur ein Drittel, die Slaven zwei Drittel der Bevölkerung aus, und beide machen Anſpruch, die Ureinwohner des Landes zu ſein. Die Verbindung Böhmens mit Oeſterreich war nie ruhig, und das Glück der deutſchen Herrſchaft nie

*) Viele Aufklärung hierüber, wie über ſlaviſche und magyariſche Verhältniſſe überhaupt, findet man bei A. Schütte: Ungarn und der Unabhängigkeitskrieg; ein Werk, bedeutend durch vielfache Augenzeugſchaft.

ſo glänzend, daß ſie den Czechen die einſtige Größe, Selbſtſtändigkeit und Freiheit ſeines Volkes hätte vergeſſen laſſen. Den tiefen Groll, womit der Czeche das Deutſche anſieht, hat die deutſche Herrſchaft in ihm groß gezogen, durch jahrhundertlange Bedrückung und vielerlei angethane Schmach. Nach dem dreißigjährigen Kriege, in welchem im Namen Gottes der blühende Garten Böhmens durch die deutſchen Habsburger zu einem öden Kirchhof gemacht wurde, war die Behandlung des Landes und Volkes vollends ſo, daß es von da an, jeden Tag von ſeinen Herrſchern und Unterdrückern neu verletzt und zurückgeſtoßen, naturgemäß ſie nicht lieben, nur haſſen konnte.

Vor dem Krieg war Böhmen eines der glücklichſten Länder geweſen, durch Wohlſtand ſeiner Gewerbe, durch Reichthum des Bodens und den Fleiß ſeiner aufgeklärten Bebauer, durch ſeine Schulen, hohe und niedere, die berühmteſten im deutſchen Reich, ja in Europa; durch ſeine allgemeine Bildung, an der ſelbſt der Landmann und der Arbeiter in den Städten Theil hatte; durch ſeine großen Städte, voll regſten Lebens; durch ſeinen wohlhabenden Mittelſtand, zahlreich und fortgeſchritten wie nirgends in einem Lande; durch ſeine Wiſſenſchaft und Kunſt; und durch eine ſeltene Zierde endlich, durch die nicht gewöhnliche wiſſenſchaftliche Bildung ſeines reichen Adels.

Wenn im ſüdlichen und weſtlichen Deutſchland weder das Gedächtniß erloſchen iſt an das, was das Haus Habsburg im dreißigjährigen Krieg und zuvor ihm gethan, noch die Wunden überall ganz vernarbt ſind, die es ihm geſchlagen: ſo war in der Böhmen Gedächtniß das Vorher und das Nachher mit großer und glühender Schrift geſchrieben, da die ſechshundert barbariſch zerſtörten Städte, die achtundzwanzigtauſend verbrannten Dörfer durch die habsburgiſche Politik und das römiſche Glaubensbekenntniß nicht wieder aus Schutt und Aſche hervorgezaubert wurden, und die hundertdreißig Städte und die ſechstauſend Dörfer, die übergeblieben waren, ſich langſam wieder erholten, manche, wie Prag ſelbſt, nicht mehr zur früheren Kraft. Die Beſten ſeines Mittelſtands und ſeines Adels hatte zulezt noch das Schaffot gemordet oder waren ſie auf den Galeeren langſam hingerichtet, ihre Güter eingezogen und an die deutſchen Wüthriche verſchenkt. Das grollte in den Enkeln und Urenkeln fort, und bleiern war der Druck, der fortan über ihrer

Sprache, ihrem Glauben, ihren Schulen, ihrer Literatur ſelbſt, über ihrer ganzen Nationalität laſtete. Fremde Sprache herrſchte, fremde Juſtiz, fremdes Geſez, fremde Sitte, fremde Menſchen, und nichts geſchah, um ſo vieles vergeſſen zu machen, manches Neue geſchah, um die alten Wunden neu bluten zu machen, das alte Unrecht zu vergrößern, den Haß und die Rache zu reizen, nicht zu verſöhnen.

Auch in Mähren bilden die Slaven drei Viertel der Bevölkerung, von den Deutſchen hintan geſezt und bedrückt. In Schleſien, dem öſterreichiſchen Schleſien, ſind es theils reine Slaven, theils Slaven, welche Deutſche geworden ſind, welche aber in Geſichtsbildung, Geſtalt und Namen als Slaven ſich erweiſen.

In den Märztagen brach der lang zurück gehaltene Haß der Czechen gegen die Deutſchen, nicht bloß gegen das Herrſcherhaus, ſo hervor, daß viele etwas gegen die Deutſchen fürchteten, ähnlich dem, was die ſicilianiſche Veſper war.

In Böhmen und faſt mehr noch in öſterreichiſch Schleſien waren im Jahr 1847 Theuerung und Hungersnoth und in Folge davon die tödliche Seuche auf eine furchtbare Höhe geſtiegen. Die Slaven des böhmiſchen Gebirges bis entlang den Karpathenzug ſind das Elend gewohnt, es haust bei ihnen; auf langen Strecken wächst das Getreide ſpärlich und die Kartoffel iſt ihre Hauptnahrung.

Im Jahre 1846 trat durch die Kartoffelkrankheit und den Mißwachs der wenigen Getreidefelder in dieſen Slavengegenden das gewohnte Elend in einen außerordentlichen Grad, in die gräßliche Noth ein. An den Straßen lagen im Winter 1847 Leichen Verhungerter: aus Gallizien, woher ſonſt viel Zufuhr gekommen war, kam nichts, der Bauernaufſtand des vorigen Jahres hatte den Feldbau und die Erndte faſt vernichtet.

Die Bureaukratie mit der ihr eigenen Weitläufigkeit machte es der Regierung unmöglich, zu rechter Zeit abzuhelfen. Bis hin und her geſchrieben, und wieder berichtet und Gutachten eingeholt und berathen und vorgeſchlagen und unterbreitet und beſchloſſen und genehmigt war, war ein Theil der ſlaviſchen Bevölkerung verhungert. Edelgeſinnte Adelige eilten wie wohlhabende Bürgerliche, mit Privatmitteln der Noth zu ſteuern, aber das Nervenfieber in unwiderſtehlich anſteckender und ſchnell verzehrender Art kam dazu, Slovaken brachten es aus den Karpathen mit, die in ganzen Familien, vom Hunger

geſtachelt, nach Schleſien eindrangen, bettelnd, ohne ihre Blöße bedecken zu können.

Wie ſonſt die Wegzeiger, wieſen die gefallenen Leichname dieſer Unglücklichen, welche, eine neue Art von Eroberern, aus Hunger in Schaaren in's benachbarte Gebiet hereingefallen waren. Unbeerdigt lagen ſie da, aus Furcht vor Anſteckung unberührt; und im Frühjahr 1847 wuchs die Seuche in ganz Schleſien und Böhmen mit der Hungersnoth. In manchen Ortſchaften ſtarb ein Zehntheil der Bevölkerung in kurzer Zeit, weil von den wenigen Aerzten viele ſtarben und der Mangel an Allem die Krankheit beförderte. Augenzeugen ſagen, daß viele Häuſer ganz ausſtarben, ohne daß ſich Jemand darum kümmern konnte, und daß die Leichen wochenlang unbeerdigt darin liegen blieben. Einzelne lebten in dieſen Häuſern fort, meiſt Kinder, mitten unter den Leichen, bis eine barmherzige Hand ſie fort nahm und rettete; viele ſo gleichgültig in ihr Schickſal ergeben, daß ſie von dem Sterbelager nicht weichen wollten, das ſie bereits ſelbſt feſthielt, oder nicht von den Leichen ihrer lieben Vorangegangenen*). Die geſegnete Erndte von 1847 ſezte der Wuth des Hungers, damit der Seuche ein Ziel.

Und die Märztage 1848 kamen, und auf den Eiſenbahnen lief die Zeitung vom Aufſtand in Wien ſchnell durch die ſlaviſchen Lande.

Da ſaß der lang niedergedrückte Slave auf ſeiner Bank und redete manches böſe Wort. Schon als es in Gallizien zwei Jahre zuvor ſich regte und tobte, hatte es ſich auch in den andern Slavenlanden gerührt. Und nun kamen mitten in der Einſchüchterung der Behörden, die nicht wagten etwas zu thun, die Abgeſandten aus der Hauptſtadt und aus andern Städten, um das Landvolk für die Revolution zu bearbeiten; vorerſt mit wenig Erfolg bei der Maſſe, da, wie das deutſche, ſo auch das ſlaviſche Landvolk bisher nicht in den Kreis der Vorbereitungen für die neuen Dinge gezogen worden, von dem Umſchwung überraſcht und noch wie im Traum war. Zu einem Ausbruch des Landvolks kam es zwar nicht, aber die Regierung mußte doch jeden Augenblick einen Ausbruch fürchten, und daß ſie nichts weder gegen die Emiſſäre noch gegen das Volk that,

*) Correſpondenznachricht eines Augenzeugen im Morgenblatt 1850 Nro. 53 und 54.

hielten manche für das Klügſte, weil durch Einſchreiten von ihrer Seite leicht ein Ausbruch erſt hätte hervorgerufen werden können.

Auch in Illyrien und Dalmatien iſt die Bevölkerung überwiegend ſlaviſch, nicht zu einem Drittheile deutſch. In Illyrien war ſeit den dreißiger Jahren der Hauptheerd zuerſt der literariſchen, dann der politiſchen Bewegung unter den Südſlaven, und beiderlei Beſtrebungen unter allen ſüdſlaviſchen Völkerſchaften iſt man ſeit dieſer Zeit gewohnt, unter dem Namen des Illyrismus zuſammen zu faſſen.

Die Unkenntniß der Verhältniſſe dieſer Lande hat viel Irrthum in der Auffaſſung des Kampfes vom Jahre 1848 und 1849, bei Gebildeten und Ungebildeten durch ganz Europa zur Folge gehabt, und die Kenntniß dieſer eigenthümlichen Verhältniſſe iſt für das Urtheil wie für die Parteinahme, vorzüglich der Deutſchen, bedeutend für die Gegenwart und für die Zukunft.

Dieſe Südſlaven, mit verſchiedenen Völkernamen und Mundarten, die auf der großen Länderſtrecke nördlich von der Donau bis zum adriatiſchen Meer durch Kärnthen, Krain und Steiermark ſich durchſchlingend, in Kroatien, Slavonien, Dalmatien, Serbien, Bosnien tief hinein in die Türkei ſizen — alle dieſe Südſlaven verſtehen ſich ſprachlich nicht nur untereinander, ſondern ihr Slaviſches iſt dem Ruſſiſchen näher, als dem Polniſchen; die kroatiſch-ſlaviſchen Gränzer und die Ruſſen verſtehen einander. Solcher Slaven ſind es allein in Dalmatien, Kroatien, Slavonien und den ungariſchen Comitaten und der Militärgränze drei Millionen und mehr als ſiebenmalhunderttauſend.

Da war Alles von Nationalitätenhaß und Streit unter denen, die den Ton angaben, bis zum Jahre 1835 ſo ſtill, daß im Jahre 1830 die ſiebenhundert Studenten der Agramer Akademie beſchloßen, durch freiwillige Beiträge Profeſſoren der magyariſchen Sprache anzuſtellen, und daß dieſe Sprache zur Geſchäftsſprache und zu einem gewöhnlichen Unterrichtstheil in den Volksſchulen zu machen, durch die Abgeordneten des Warasdiner Comitats beantragt wurde.

Von jeher waren die Flächen der Ukraine ein Hauptſitz der Poeſie der Slaven, und was der Koſak neben ſeinem Pferd in der grünen Steppe dichtete, das wurde nach dem Slaven Mickiewitz gleich den ſerbiſchen Liedern Nationaleigenthum aller Südſlaven; aber die Ko-

ſakenſprache, die klein-ruſſiſche, iſt gerade die Mittelſprache zwiſchen der polniſchen und ruſſiſchen, und allen Südſlaven verſtändlich.

Als Rußland ſah, daß in den Slavenlanden des Königreichs Ungarn die magyariſche Sprache ſolche Fortſchritte machen ſollte, da war die ruſſiſche Propaganda freigebig und rührig, und wie aus dem Boden über Nacht gewachſen waren die ſüdſlaviſchen Zeitſchriften vom Jahr 1835 an, welche für ſlaviſche Sprache und Nationalität thätig waren, und unverholen verkündeten, daß „die ſlaviſche Nation, dieſer Rieſe von koloſſaler Größe, deſſen Haupt am Buſen des adriatiſchen Meeres bade, deſſen Füße bis zum Nordmeer und an die chineſiſche Mauer reichen, in der männlich ſtarken, gegen das Herz des türkiſchen Reiches gewendeten Rechten das ſchwarze Meer trage, in der gegen das Herz Deutſchlands gewendeten Linken das baltiſche Meer; ſein Herz ſei unter den Karpathen, ſein Magen ſeien die Ebenen Polens, Bauch und Schenkel die Gefilde Rußlands; alle Slaven ſeien Brüder und die ſlaviſche Nation die größte in Europa.“

Unläugbar iſt, daß unter den verſchiedenen politiſchen und religiöſen Geſtaltungen, bei den vielen und verſchieden entwickelten Mundarten der vieläſtigen und vielzweigigen Slavennation von den drei wichtigſten Mächten, welche die nationale Einheit wenigſtens als ideale bedingen, der Religion, der Poeſie und der Sprache, zwei es ſind, nämlich die Sprache und die Poeſie, welche den Charakter der Einheit, unverkennbare gemeinſame Familienzüge an ſich tragen. Und eben ſo iſt es gewiß: Wie die erſten Führer der Czechen, Palazky und Hawliczek, offen erklärt haben, daß ſie ſich lieber mit den Ruſſen verbinden würden, die ihnen näher ſtehen als die Deutſchen; ſo neigt die Geſinnung der Südſlaven zu Rußland hin, und die ruſſiſche Politik weiß das zu benützen. Zwiſchen den Jahren 1840 bis 1844 zeigte es ſich ſchon, daß es ſich nicht mehr bloß um nationale Spracheinheit, ſondern um politiſche Nationalität handelte. Die öſterreichiſche Regierung ſelbſt nährte noch heimlich, und, wie ſie meinte, klug in ihrem Intereſſe, den von Rußland angefachten und geſchürten Nationalitätsſtreit unter den Südſlaven. Sie hoffte dadurch den neu zu bedenklicher Macht gekommenen und immer weiter ſtrebenden Magyaren im eigenen Lande das nachhaltigſte Hinderniß zu bereiten. Die Spannung der Nationalitäten in dem Königreich

Ungarn, vorzüglich der Slaven gegen die Magyaren, ſollte den deutſch-öſterreichiſchen Kaiſerthron ſtützen.

Das feurige Morgenroth wie die blutige Abendröthe des ungariſchen Volkskampfs, die ſtille und große Sonne Koſſuths, die Glorie ſo vieler Helden, haben das Urtheil der Menſchen geblendet und beirrt: die Poeſie hat es mit dem Erhabenen und mit dem Schönen zu thun, ohne Kritik; die Geſchichte hat den Beruf, der Wahrheit auf den Grund zu gehen, auch auf die Gefahr hin, daß mancher Stern an Glanz verliert, daß das Große nicht immer das Richtige, noch das Schöne ſtets das Zweckgemäße, das Politiſche wird, und daß die Wahrheit Tauſenden in ihren ſchönen Traum und ihre Begeiſterung kalt und erbarmungslos hineingreift.

Man hält in der Welt den Ungar und den Magyar*) für ein und daſſelbe; ja man ſchreibt Alles den Ungarn zu gut, was nur den Magyaren gilt. Wer einen ſtolzen, glänzenden Magyaren geſehen hat, dem ſchwebt er, wie lange genug den metternichiſchgedrückten Wienern, als ein Bild des freien Mannes vor: vor dem Glanze ſieht man nicht, was dahinter ſich birgt, den tyranniſchen Unterdrücker großer und edler Volksſtämme, von denen viele einfache Männer ſittlich und geiſtig hoch über ihm ſtehen.

Die Magyaren ſind nicht die Ureinwohner des Landes, ſie geſtehen das ſelbſt zu, ſie ſind eingewändert, ſie haben das Land erobert. Sie ſind eine Art von Hunnen, aber eine veredelte Art, ſo ſehr ihr Stolz die Gewißheit der durch Racenkreuzung veredelten mongoliſchen Herkunft läugnen und ſich zu vollblütigen Verwandten der Türken machen möchte. Durch die Jahrhunderte hindurch blieben ſie ein bloß kriegeriſcher Stamm, ohne ſchöpferiſche Kraft in der Wiſſenſchaft, in der Poeſie, in irgend einer Kunſt, als kriegeriſchen Künſten. Keiner Wohlthat hatte ſich das eroberte Land und Volk von ihnen zu erfreuen, nur zuerſt der Verwüſtung, dann der Unterjochung. Was der Verheerung entgangen war, die Haiden, die Wälder, die Felder, ſelbſt die verbrannten Wohnſtätten der Menſchen — das ganze Land theilten die Krieger unter ſich aus, und das übergebliebene Volk wurde zu Sclaven gemacht.

---

*) Dieſes Wort wird nicht Madſchar, ſondern Modjar geſprochen, mit dem Ton vorn.

Man hat mit Recht bemerkt, daß die Magyaren gegen das übrige Volk in Ungarn ſich genau ſo verhalten, wie die Mameluken zu der übrigen Bevölkerung von Aegypten.

Der Stamm der Magyaren, der Eroberer des Landes, machte zulezt den vierten Theil der ganzen Bevölkerung Ungarns aus, aber ihre kriegeriſchen Führer machten ſich bald genug auch in ihrer Nachkommenſchaft zu Herren der Eroberer, und von dieſen Führern her ſchreiben jezt gegen viermalhunderttauſend Edelleute ihre Abkunft, dieſe Edelleute betrachten ſich und benahmen ſich ſeit lange als Eigenthümer des ganzen Landes, die andern Magyaren als ihre Lehenträger, die übrige Bevölkerung als Knechte, nach verſchiedenen Abſtufungen.

Dieſe Edelleute benahmen ſich von Anfang bis zum Jahr 1848 als „die ungariſche Nation.“

Es gab eine Zeit, wo ein Lichtſtrahl des höheren Geiſtes religiös und ſittlich auch dieſen Adel berührte, mit wunderbarer Wirkung, welche zeugte für die Bildungsfähigkeit deſſelben zum Edeln und Großen. Aber der Großadel der Magyaren ging mit dem andern Adel nicht gleichen Schritt, weder in der geiſtigen noch in der politiſchen Freiheit, weil der Großadel von der Aufklärung, wie von den Wahrheiten der Religion Verkürzungen ſeiner Finanzen fürchtete. Dann, nachdem er ſich hatte gebrauchen laſſen und gebraucht war, ſprach man unumwundener auch zu ihm von „Ausrupfung der ungariſchen Hoffartsfedern, von Einführung böhmiſcher Hoſen, von Umtauſchung der goldenen und ſilbernen Knöpfe in bleierne.“

Denn ſeit lange ging die am Wiener Hof herrſchende Partei damit um, das mächtige altberühmte Wahlreich Ungarn mit Liſt und Gewalt um ſeine hergebrachte Verfaſſung zu bringen und es in ein abſolut monarchiſches Erbreich umzugeſtalten. Die Magyaren aber vertheidigten die Privilegien ihres Landes gegen die Uebergriffe der Krone mit Muth, mit den größten Opfern, mit Gut und Blut.

So blieb die alte Feudalverfaſſung in Ungarn, wegen ihrer Vorzüge, troz ihrer Gebrechen, ſtarrfeſt gehalten, als ein Bollwerk gegen den Sieg des habsburgiſchen Abſolutismus, damit Ungarn nicht werde, wie Böhmen, Steyermark und andere einſt freie Lande. In jeder Aenderung daran ſah der Magyare den Anfang zum Abbruch der mittelalterlichen Freiheit.

Die Gebrechen aber dieſer Feudalverfaſſung waren groß. Neben dem, daß nur die Edelleute nach ihr die Nation bildeten, Grundbeſizer waren und allein das Recht der Theilnahme an der Regierung und der Geſezgebung hatten, zahlte das übrige Volk allein alle Steuern, der Edelmann war von allen Abgaben frei, ſelbſt die Wege und die Brücken zu bauen war allein Laſt des Bauern und des Bürgers. Die Leztern hatten die Laſt, die Dämme an den Flüſſen zu bauen, aber nicht das Recht, den dadurch entwäſſerten fruchtbaren Boden zu kaufen. Der adelige Beſiz war unantaſtbar, die Bevorzugungen des Adels gingen bis ins Lächerliche. Ganze Städte hatten nur eine einzige Stimme, gerade ſo viel als der geringſte Edelmann für ſich allein, auf dem Reichstag. Der Bauer war leibeigen, wurde, wie der Bürger, geprügelt, und konnte von Grund und Boden ohne alle Urſache verjagt werden.

Kaiſer Joſeph II. wollte dieſe alten Feudalgebrechen aufheben, die Leibeigenſchaft abſchaffen, Religionsfreiheit, eine vernünftige Rechtspflege, Aufklärung, Gleichberechtigung aller Stände einführen. Die Magyaren erklärten Joſeph dafür als einen „Deſpoten, der ihre Freiheit verleze,“ das heißt, die Vorrechte der Edelleute beeinträchtige. Die Geiſtlichkeit im Bunde mit dem Adel ſiegte über Joſephs Ideen und Anordnungen, und die Nation, d. h. der Adel, war wieder frei, und die alte Barbarei ging fort, der Bauer blieb leibeigen, der Bürger galt nichts, vor dem Haus eines jeden Dorfrichters ſtand eine Prügelbank für die Bauern, in den Städten konnten der reiche Bankier wie der gelehrte Profeſſor auf Anordnung eines Komitatsgerichtes öffentlich geprügelt werden, wenn ſie nicht von Adel, wenn ſie Deutſche oder Slaven waren. Reiche ungariſche Adelige konnten weder leſen noch ſchreiben. Fabriken ſah man faſt nirgends im Lande, die Galgen reich geziert, den Feldbau verwahrlost, große Strecken wüſte, in den Wäldern hausten Räuberbanden und ihre Thaten beſangen Dichter, blutige Exceſſe waren in der Ordnung — ſo ſahen es glaubwürdige Augenzeugen in unſerm Jahrhundert*). Die Rechtspflege war der Art, daß z. B. Prozeſſe

*) Ungarns Revolution und der Feldzug der Oeſterreicher. S. 3 bis 9. Schütte, Ungarn und der Unabhängigkeitskrieg I. S. 4 bis 162. Haag, über ſlaviſche Zuſtände S. 16 und 17.

in zwölf bis fünfzehn Jahren fünf Richtern zugewieſen wurden, ohne daß einer derſelben auch nur eine Zeile in den Akten las, geſchweige ein Urtheil fällte; ja war es ſchon zu einem Spruch gekommen, ſo jagte der Edelmann Richter und Vollzugsperſonen bei der Execution mit dem Stock davon, und der Vollzug war damit wieder auf mehrere Jahre hinaus geſchoben, oder gelang es, die Pfändung zum Vollzug zu bringen, ſo kam es wohl vor, daß der Edelmann mit ſeinen Knechten ſich wieder in Beſiz des Gepfändeten ſezte u. ſ. w.

Dieſes ſtreng feudal-ariſtokratiſche Joch, unter dem das Landvolk erliegt, nennt der edle aber deſpotiſche Magyare die Nationalfreiheit. Das ſind die Privilegien des ungariſchen Adels, der, in den oberſten Schichten ſtreng konſervativ, in den untern barbariſch, in der Mitte zum Theil aufgeklärt und freiſinnig iſt.

Da es Metternich ſehr daran lag, ſein Geſez überall im Kaiſerſtaat, alſo auch in Ungarn zum abſoluten Souverän zu machen und Ungarn der abſoluten Staatsmaſchine einzupaſſen, ſo that er von Anfang an das Seine dafür. Joſeph hatte die abſolute Freiheit dem geſammten Ungarn octroyirt: Metternich octroyirte die Knechtſchaft nicht, er ſuchte die Magnaten zu Bureaukraten umzubilden, und die Bureaukratie in die feudale Komitatsverfaſſung hinein zu ſchieben, und zwar unter dem Scheine der Wahrung ihrer Nationalfreiheit, des Schuzes ihrer Verfaſſung, unter der Täuſchung, als ſey es ihm und dem Kaiſer Franz aufrichtig Ernſt mit der ausgeſprochenen Liebe zu der alten ungariſchen Verfaſſung und ihren barbariſchen Vorrechten.

Indem Metternich Land und Volk der Willkür des Magyarenadels preisgab und das Schickſal von Millionen dem launenhaften Uebermuth und der Unkultur von viermalhunderttauſend Edelleuten, und indem er damit die „Nationalrechte heilig zu halten" ſchien, übte er nur ſein gewöhnliches Syſtem, gegen die Freiheit die Vorrechte der Kaſten ſcheinbar zu ſchüzen, das Volk in den Banden dieſer Kaſten und in der Unkultur zu erhalten, damit über die privilegirten Kaſten Herr zu ſeyn, und durch dieſe Kaſten ſelbſt das Ganze zu beherrſchen, bei Gelegenheit aber auch das Volk gegen die privilegirten Kaſten zu gebrauchen.

Für dieſen Zweck ſuchte das Miniſterium des Innern und der Hof zu Wien, wovon Metternich wenig oder nichts wußte, für ſich

die Bürger und Bauern gegen den Adel zu halten und in Schuz zu nehmen. Die Slovaken und Deutſchen waren fleißig und betriebſam, und eigneten ſich zu Finanzquellen für die bedürftigen Wiener Kaſſen um ſo mehr, je größer ihr Wohlſtand wurde, aber erſt dann, wenn ſie von dem Adel emanzipirt waren. Darum förderte man Einzelnes, was ſie wohlhabender machen könnte; darum unterſtüzte man ſie heimlich in Rechten gegen den Adel, und hielt hin und wich aus, wenn der Adel ſeine Intereſſen gegen die Maſſen geltend machen wollte. Der Bürger und Bauer wurde dadurch nach und nach gewöhnt, in der öſterreichiſchen Regierung gegen die Deſpotie des Adels eine Beſchüzerin zu ſehen. Das machte einen großen Theil des Adels wüthend gegen die immer mehr zu Kräften kommenden Deutſchen und Slovaken, aber auch gegen die öſterreichiſche Regierung, deren ſelbſtſüchtige und hinterliſtige Politik endlich durchſchaut wurde.

Ein großer Staatsmann am Ruder des Kaiſerſtaats hätte die Verbreitung der neuen Staatsideen, die auch in Ungarn um ſich greifende Macht des Zeitgeiſtes benüzt, um ſie gegen die altariſtokratiſche Nationalpartei zu gebrauchen, hätte ſich offen und ganz auf die Intereſſen des Volkes geſtüzt, und jezt zu günſtiger Zeit, da ein halbes Jahrhundert dafür vorbereitet hatte, was Joſeph unvorbereitet wollte, die Idee des modernen Staates in Ungarn verwirklicht, und dieſes Land auf freiſinnigen Grundlagen mit dem öſterreichiſchen Staate völlig vereinigt.

Aber eben das Gegentheil der Freiſinnigkeit war der Grundgedanke des metternichiſchen Syſtems, und ſo lange Oeſterreich keine freie Verfaſſung hatte, und abſolutiſtiſch, darum der Feind der Freiheit Ungarns war, blieb die alte Feudalverfaſſung Ungarns, troz ihrer Gebrechen, wegen des vielen ihr inwohnenden Guten, immer noch unendlich beſſer, als die militäriſch-bureaukratiſchen Einrichtungen, womit der Abſolutismus Metternichs und des Hofes das Land zu beglücken drohte.

Gegen die lezteren griff ſchon ſeit 1839 der Gedanke an eine gewaltſame Revolution, zur Sicherung der Nationalunabhängigkeit, immer weiter um ſich.

Es war die altariſtokratiſche, die magyariſche Partei, von der dieſer Gedanke ausging, aber dieſe Partei wäffnete ſich zum Theil

ſelbſt mit den neuen Ideen der Zeit gegen die abſolutiſtiſche Wiener Regierung, andererſeits verband ſie ſich mit allen denjenigen, in welchen die Grundſätze der abſoluten Freiheit, eben dieſe Ideen der neuen Zeit, durch Einwirkungen von Außen her und durch die Preſſe Wurzel gefaßt hatten, mit der demokratiſchen Partei, die ſich in Ungarn zu bilden anfing.

Nach den genaueſten Angaben der neueſten Zeit beträgt die Geſammtzahl der Magyaren, der eigentlichen Ungarn, 5,278,665, der Slaven 5,277,329, der Wallachen 2,908,876, der Deutſchen 1,377,484. Dazu kommen noch verſchiedene Nationalitäten, zuſammen 381,064. Bis in die neueſte Zeit war für dieſe Bevölkerung von mehr als 15 Millionen Menſchen die lateiniſche Sprache die Staatsſprache geweſen. Die Magyaren führten zuletzt die magyariſche Sprache als Geſchäftsſprache ein, und als ſie, ſtatt in der todten lateiniſchen, in ihrer eigenen lebenden Sprache, der Sprache des zahlreichſten und herrſchenden Stamms im Lande, ihre Comitatscirculare an die Ungarn einverleibten Kroaten ſchickten, fanden ſich dieſe dadurch beleidigt und antworteten in kroatiſcher Sprache. Am 11. Dezember 1843 ſezten es die Magyaren bei dem Wiener Hofe durch, daß die ungariſche Sprache zur Reichstagsſprache erhoben wurde.

Aus dieſem Sprachenſtreit entſtanden ſo bittere Reibungen, daß zwiſchen Magyaren und den ſlaviſchen Kroaten im Jahre 1845 Blut floß und die Kroaten ſchrieben auf die Särge, in die ſie ihre Todten legten, lateiniſch die Inſchrift: „Heute mir, morgen Dir.“ Sie hatte für ſie einen andern Sinn als ſonſt, die Gewißheit der Rache an den Magyaren. Daß nach dem vom Kaiſer und König ſanktionirten Geſeze die magyariſche Sprache in allen ſlaviſchen Gymnaſien gelehrt und von jedem, der ein Amt wollte, gefordert wurde, ſelbſt von den Pfarrern, das erbitterte den Ehrgeiz der ſlaviſchen Nationalität. Der Uebermuth einzelner Magyaren reizte noch ſonſt.

Dazwiſchen hinein kamen die Märztage von 1848.

Der ungariſche Reichstag von $18^{47}/_{48}$ war noch beiſammen, als Metternich ſtürzte. Es ſaßen in dem Reichstag vortreffliche Männer, die edelſten des Adels, die ſchon bisher in ihren engern Kreiſen für Induſtrie, Ackerbau und Wiſſenſchaft Manches gethan hatten, und die jezt gerne die Hand boten, den Umbau der Verfaſſung auf neue

Grundlagen zu beginnen. In wenigen Tagen war der Reichstag einig und beſchloß, den Grundſatz der Gleichberechtigung anzuerkennen; das Wahlrecht wurde auf alle Klaſſen des Volkes ausgedehnt, damit die privilegirte Volksvertretung des Adels, ebenſo die bisherige Steuerfreiheit des Adels und die Robotpflichtigkeit der Bauern mit einem Male aufgehoben, und Ungarn war im Begriff ſtatt der Freiheiten einer Nationalität, die allgemeine Freiheit auf ſeinem Boden ſchön aufblühen zu ſehen.

Aber die ſlaviſchen Stämme in Ungarn waren zu wenig politiſch erzogen, noch weniger als ihre weſtlichen Brüder und zu ſehr hingegeben der Leitung einzelner ehrgeiziger ſelbſtſüchtiger Männer, um auf die Stimme des großen Slaven Colar zu hören, der ihnen zurief, eine univerſale rein menſchliche Tendenz verlange die Zeit und nicht den Egoismus der Nationalſelbſtſtändigkeitsrechte. Statt daran zu denken, unter den Ungarn und mit den Ungarn ſich frei zu machen, ließen ſich die Kroaten vor Allem verblenden und verführen, als gälte es vom Reichstag aus, die Slaven ganz zu entnationaliſiren, und einzelne Mißgriffe von Ultramagyaren wurden ſo hingeſtellt, als bewieſen ſie, wie eine kleine Partei die Freiheit für ihre Intereſſen ausbeuten und alle andern unterdrücken wolle. Jellachich, der neuernannte Ban der Kroaten, ein in Ungarn geborner Freiherr und Kroate, einſt Liebling des Kaiſers Franz, jezt k. Feldmarſchalllieutenant und wirklicher Geheimerrath, der eine Rolle zu ſpielen Luſt hatte, ſtachelte den Nationalfanatismus ſeines Stammes auf, unter der Täuſchung, als beſchüze er die Freiheit ſeines Stammes gegen die Uebergriffe der Ungarn. Sein Egoismus beſtimmte ihn, ſtatt der Freiheit, der Reaktion zu dienen.

Der Wiener Hof, unmächtig, der Gewalt der Ereigniſſe zu widerſtehen, gab den Wienern, gab den Ungarn öffentlich nach, aber unter der Decke waffnete er ſeine Getreuen, darunter Jellachich, für die Reaktion gegen die Wiener, gegen die Ungarn, gegen ſeine eigenen Zugeſtändniſſe an dieſe: er erklärte ſich öffentlich gegen ſeine getreuen Reaktionsmänner, während er heimlich in ihnen allein ſeine Retter erkannte und ſie ſtärkte.

So ließ ſich der Egoismus einzelner Menſchen und Stämme gegen das eigenſte Intereſſe der lezteren und gegen die ungariſchen Freiheitsbeſtrebungen aufwiegeln durch die Politik des Hofes. Dieſe

ſpiegelte den ſlaviſchen Stämmen das Scheinbild nationaler Selbſtſtändigkeit als Höchſtes und Erreichbares vor, um denſelben die vom Schickſal ihnen bereits wirklich dargebotene Freiheit aus den Händen zu ſpielen, und durch ſie die Freiheit überhaupt zu unterdrücken, zunächſt die der Ungarn.

Das iſt die Natur nicht-durchgebildeter Menſchen, daß ſie ſich das Weſentliche entgehen laſſen, und für unweſentliche Dinge Gut und Blut opfern. Von da an waren die Kroaten und andere Slaven ſo heftig auf ihre Nationalität aus, als hinge nicht ihr, ſondern der Welt Heil davon ab, und doch beſtand dieſe außer der Sprache, die ihnen Niemand rauben wollte, in Sonderbarkeiten, in der Art des Schnurrbarts und der Tracht, in Bräuchen, die ihnen ebenfalls Niemand entreißen wollte.

Vor allen fanatiſch waren die Czechen, fanatiſirt durch ihre Führer, die verlieren, je näher man ihnen tritt.

Eingeweihte, dem Verfaſſer dieſer Geſchichte als redlichſt bekannte Männer, haben die Parteimänner der Czechen noch ſchwerer verurtheilt, als die Ereigniſſe. Lange ſchon vor den Märztagen ſahen dieſe in der politiſchen Thätigkeit Palackys und ſeiner Mitarbeiter eine unheimliche Wirkſamkeit, die dem Wiener Hof diente. Die böhmiſchen Stände, ſagen dieſe, zeigten in ihrer Stellung und Haltung dem Kabinet Metternich gegenüber im Jahre 1847 den Anfang des Spieles, das ſich nachher ſo verhängnißvoll wenden ſollte.

Es wurde ſchon früher bemerkt, daß Metternich eine ſtarke, erbitterte Partei am Hofe gegen ſich hatte: der Kaiſer Ferdinand haßte ihn von Jugend an, allen Mitgliedern des kaiſerlichen Hauſes war er unbequem, er hatte ſie lange genug deſpotiſirt. Der Hof bereitete ihm Schwierigkeiten, um ihn zu ſtürzen, jezt, da ſein Sturz möglich ſchien, weil er altersſchwach geworden, der Staatskanzler und eigentliche Regent Oeſterreichs. Dazu wurden die czechiſchen Parteimänner vom Hofe auserſehen, eine czechiſch nationale Bewegung zu machen, Werkzeuge des Hofes waren dabei in tiefem Geheimniß thätig, und eine ſtarke nationale Oppoſitionspartei in den böhmiſchen Ständen trat auf und bereitete dem Fürſten Verlegenheit und Sorge. Palacky, Hawliczek, Trojan, Gay, Stur, Hurban und andere Parteiführer ſind offen angeklagt, ſich zuerſt an den Hof gegen Metternich und

dann an die abſolutiſtiſche Partei gegen die Freiheit der andern Stämme des Kaiſerſtaates verkauft zu haben.

Wie die Wiener Märzereigniſſe überraſchend hineintraten zwiſchen die Intrike, zu der die Czechenführer von der Hofkamarilla gegen Metternich ſich brauchen ließen, als dieſe Intrike kaum zu halber Entwicklung gelangt war: da verſchworen ſich Palacky und ſeine Freunde heimlich mit dem Wiener Hof; das czechiſche Volk, von ihnen ſich führen zu laſſen gewohnt, folgte ihnen im Glauben, daß es ſich um ihre Nationalität handle; es glaubte ihnen, roh und unwiſſend wie es war, geiſtig ſchwerfällig.

Andere behaupten, die ruſſiſche Politik ſei allein in der Czechenbewegung wirkſam geweſen: die Intriken des Petersburger und des Wiener Hofes werden wohl nebeneinander geſpielt haben, ohne von einander zu wiſſen.

Metternich hatte den Anfängen der czechiſchen Bewegung, ſo unbequem ſie in den böhmiſchen Ständen ihm wurde, ohne Gegenmaßregeln zugeſehen, weil er darin einerſeits keine Freiheitsgelüſte, keine Geiſterbewegung erkannte, andererſeits wieder ein Mittel erblickte, die Stämme Oeſterreichs zu ſpalten, gegenſeitig zu verbittern, und ſo leichter, die einen gegen die andern gebrauchend, über allen zuſammen zu herrſchen.

Als in den Märztagen 1848 die Städte und Körperſchaften des Kaiſerſtaates nach Wien ſchickten und um Preßfreiheit und eine Verfaſſung baten, da kamen auch von Prag die czechiſchen Abgeordneten im Huſſitenaufzug; ſie aber verlangten hauptſächlich die Vereinigung Mährens und Schleſiens mit Böhmen unter einem eigenen Miniſterium. Ob dieſe beiden Provinzen damit einverſtanden ſeyen, fragten ſie gar nicht zuvor bei dieſen an. Und als die Wiener Revolution eine Errungenſchaft um die andere auch den Böhmen brachte, nahmen die Czechenführer ſie — ſo ſagen die Augenzeugen — mit der größten Kälte auf; ſo ſehr ſie grundſätzlich damit zufrieden waren, ſo ſehr reizte es ihren Nationalſtolz und Nationalhaß, daß ſie dieſe Rechte aus deutſchen Händen, aus den Händen der Wiener annehmen ſollten. Egoiſtiſch engherzig, verbiſſen ſie ſich in den einzigen Gedanken ihres Slavenſtaats, und fanatiſirten den größten Theil der Czechen ſo ſehr in die Nationalitätsidee hinein, daß Mancher von einem Nachſpiel jener ſizilianiſchen Veſper träumte: ihr

Haß gegen die Deutſchen blieb nicht zurück hinter dem Haß der Palermitaner gegen die Franzoſen. „Slava, Slava, nur die Slava! nichts von den Deutſchen, nichts von demokratiſchen Freiheiten!“ war das Loſungswort. In dieſem Geiſt ſchrieb die Kotterie Palacky einen ſchnöden Abſagebrief im Namen aller öſterreichiſchen Slaven an den Fünfzigerausſchuß, der zu Frankfurt am Main ſein Nichtsthun und die Anfänge des Verraths der Mehrheit ſeiner Mitglieder hinter große Worte verſteckte, doch aber in dieſen Tagen öffentlich den Vertreter der deutſchen Revolution, der Freiheit, eines großen deutſchen Geſammt-Vaterlandes vorſtellte. „Wir ſind konſervativ,“ ſagten die Czechenführer, „auf dieſem Weg allein werden die Slaven ſiegen und herrſchen.“ Sie ſtellten die zahlreiche materielle Kraft des Czechenvolkes, das ſeinen Führern wie Propheten lauſchte, wie einſt die Huſſiten ihrem Ziska, dem Wiener Hof zur Verfügung, eine Kraft, die um ſo leichter zu verkehrten Zwecken ausgebeutet werden konnte, je mehr die Czechen eine politiſche Bildung erſt in Ausſicht hatten.*)

Zu gleicher Zeit mit den Czechenführern trafen in Wien die Abgeordneten der Südſlaven, „die kroatiſche Deputation“, mehr als hundert Mitglieder, ein, wenige Tage nach dem fünfzehnten März, an welchem die Abordnung der Magyaren ihre großen Forderungen geſtellt hatte. Die Südſlaven traten mit den czechiſchen Abgeordneten ſogleich in Verſtändniß.

Die Kroaten verlangten „eine kräftige neue Vereinigung der durch die Geſchichte vereinigten Königreiche Kroatien, Dalmatien und Slavonien, ſo wie auch die Einverleibung der Militärgrenze hinſichtlich der politiſchen Adminiſtration, und die aller übrigen im Laufe der Zeit verloren gegangenen, mit den ungariſchen Komitaten und den öſterreichiſchen Ländern vereinigten Theile des Vaterlandes, und ein eigenes unabhängiges, dem Landtage der drei Königreiche verantwortliches Miniſterium; außerdem die Ernennung des Freiherrn Jellachich von Bußcin zum Ban von Kroatien.“

Das Wiener Miniſterium ſchlug nicht ab, aber gewährte auch

---

*) Man vergleiche die treffliche Wochenſchrift von Ernſt Keil für Politik, Litteratur und geſellſchaftliches Leben, „der Leuchtthurm,“ Leipzig, 1850. Nro. 6. Nro. 13: Die Aufſätze „Palacky und die öſterreichiſche Slava;“ „Oeſterreich, ſeine Völker und Parteien.“

nicht, weder den Czechen noch den Kroaten; es verſprach, die Wünſche, ſo viel thunlich, zu berückſichtigen. Als es den Magyaren mehr und mehr zugeſtehen mußte, ſah man das Miniſterium Pillersdorf-Fiquelmont, im Gefühl ſeiner Unſelbſtſtändigkeit, mit den Parteiführern der Kroaten wie der Czechen, die noch immer in der Kaiſerſtadt anweſend waren, im Stillen verhandeln; noch ernſtlicher verhandelte der Hof mit ihnen, und gab den Kroaten ſchon jetzt „gewiſſe Verhaltungsmaaßregeln" für mögliche Fälle, den Magyaren gegenüber.

Der Hof machte ſolchen Eindruck auf ſie, daß ſie vorerſt auf die geforderte Unabhängigkeit der drei Königreiche von Ungarn verzichteten. Dieſer Verzicht ſolle nur zum Schein ſeyn, ſagte der Hof.

Nach der Mittheilung eines Augenzeugen äußerten ſich die Führer der Kroaten ſchon damals im Klubb der Volksfreunde zu Wien unverholen dahin, ſie würden den künftigen ungariſchen Reichstag nicht mehr beſchicken, ſondern gleich nach ihrer Rückkehr eine Landesverſammlung der drei ſlaviſchen Königreiche, Dalmatien, Kroatien und Slavonien, in Agram zuſammenrufen; Jellachich, zum Ban ernannt, werde die Militär- und Civilgewalt der drei Königreiche in ſich vereinigen, und dann durch die ihm zu Gebot ſtehende Militärmacht den Beſchlüſſen der ſlaviſchen Landesverſammlung Kraft und Gültigkeit verſchaffen; der Unterſtüzung der öſterreichiſchen Generale in Südungarn ſeyen ſie gewiß.*)

Die Politik des Hofes hatte an den Führern der Kroaten wie der Czechen Stüzen des abſoluten Thrones gefunden, und fanatiſche Werkzeuge gegen die deutſche und ungariſche Bewegung, unter der Loſung: „Einheit der Monarchie". Als Preis hofften Kroaten wie Czechen gläubig eine zukünftige Nationalſelbſtſtändigkeit, die Führer, die es beſſer wußten, glänzende Belohnung vom Hof.

In tiefes Dunkel wurde dieſe Politik des Hofes gehüllt: Viele glauben, daß ſelbſt Pillersdorf nichts darum wußte.

---

*) Schütte, Ungarn und der Unabhängigkeitskrieg, Dresden 1850. I. S. 187 bis 190.

Die Demokratie in Wien. Der fünfzehnte Mai und die Flucht des Hofes.

So ſtand Pillersdorf mit ſeiner Verfaſſung vom 25. April unter den allſeitig in den Vordergrund geſchobenen Nationalitäten. Er verhehlte ſich die Mängel ſeines Verfaſſungsentwurfes nicht, aber er tröſtete ſich damit, ein erleuchteter Reichstag werde dieſe Mängel ausbeſſern und für die politiſchen Folgen einſtehen. Die Nationalitätsfragen hatten für Wien keine Bedeutung; aber ſo wenig der Verfaſſungsentwurf den Nationalitäten genügte, ſo wenig er in ſich hatte, was die Trennungsgelüſte durch Anbahnung nationaler und freiheitlicher Entwicklung beſeitigen, jedenfalls die Opfer für eine Lostrennung zu groß erſcheinen laſſen mußte: ſo wenig befriedigte ſie, mit dieſem Wahlgeſez, mit dieſem Zweikammerſyſtem, die Bevölkerung der Hauptſtadt, welche eine freie Verfaſſung erwartet hatte.

Der Centralverein legte im Namen des Volkes Verwahrung ein gegen dieſe oktroyrte Charte, nicht nur in ſtürmiſchen Sizungen, ſondern durch Flugblätter aller Art; die Verwahrung wurde gedruckt der Garde, der ganzen Hauptſtadt, den Provinzen zur Unterſchrift vorgelegt. Die Univerſität war wieder ein Kriegslager und ein Parlament zugleich, ihre Säle füllten ſich mit Zuhörern und Rednern aus allen Ständen, der Volksunwille brauſte, aber noch innerhalb ſeiner Ufer.

Pillersdorf that nichts, zu beſchwichtigen. Jezt war es Zeit, einzulenken in die neue Bahn, die der Zeitſtrom anderwärts genommen hatte, die in Wien die öffentliche Meinung der Bewegung laut vorzeichnete. Eine offene Sprache, ein zeitgemäßes Zugeſtehen retten allein den Staat, ſagten ſehr gemäßigte Leute.

Pillersdorf und ſeine Umgebungen glaubten, wäre erſt der Centralverein beſeitigt, ſo würde die Regierung gutes Fahrwaſſer, der neue Staat ſeine natürliche Entwicklung finden. Ohne das entſchloſſene Auftreten der Univerſität, d. h. der Führer der Bewegung aus allen Ständen und Altern, richtig zu wägen und zu würdigen, verlangte Pillersdorf, wie er ſelbſt ſagt, „in ſchonender, aber

beſtimmter Sprache die Behebung dieſer Unregelmäßigkeit.“ Er wollte behutſam auftreten, ihn leitete der Gedanke, „alles zu vermeiden, was dem Mißtrauen Nahrung geben könnte, als ſinne die Regierung auf Zurücknahme mancher ihr ungeſezlich abgedrungenen Verheißungen.“

Die Demokratie war aber in Wien in wenigen Wochen höher gewachſen, als anderswo in Jahren. Und damit wuchs auch das Mißtrauen gegen die Schritte der Regierung, um ſo mehr, als die Wiener wahrnahmen und empfanden, daß die Provinzen nicht mit der Hauptſtadt gingen, daß ſie von außen verlaſſen, innen durch eine feindlich geſinnte Beſazung bedroht ſeyen.

„Die alte Ordnung der Dinge will man zurückführen, und es iſt nahe daran!“ klagten Viele in Sorge und Zorn. „Mit dem Centralverein der Garde und Studenten ſtürzt die Schuzmauer der Freiheit.“

Der Centralverein hatte mit reißender Schnelligkeit ſich zu einer Macht ausgebildet; es waren nur noch zwei Gewalten in Wien, das faſt machtloſe Miniſterium, als Titulargewalt, und die Aula, der Siz des volksmächtigen Centralvereins. Die Reaktion hatte umſonſt die Wirkſamkeit und das Anſehen dieſes Vereins zu untergraben ſich bemüht. Die Behörden hatten Hunderte von Arbeitern auf einmal oft mit ihrem Arbeitverlangen zu „ihren lieben Studenten“ geſchickt; „die Studenten ſeyen ja Alles, aber ihr Tumultuiren ſey eigentlich auch allein Schuld, daß Handel und Gewerbe ſtocken und es keine Arbeit gebe.“ Aber die Studenten*) hatten es zu machen gewußt, daß die Aufgehezten Arbeit bekamen; ſie verlangten mit Nachdruck, daß der Bürger, der arbeiten wolle, Arbeit erhalten müſſe, damit er leben könne, und die Regierung wußte auf einmal Arbeit zu ſchaffen, in Furcht des Volkes, das hinter dem Centralverein ſtand. So ſtieg dieſer täglich beim Volk durch das, was ihn ſtürzen ſollte. Weit her kamen die Leute, um bei dem Centralverein Hülfe oder Schlichtung ihrer Streitigkeiten zu ſuchen; ſie gewöhnten

---

*) Die Wiener Studenten ſind meiſt älter, als anderswo; reife Männer von fünfundzwanzig bis dreißig Jahren trifft man, und das bekannte Frankfurter Parlamentsglied Schneider hätte Niemand in Deutſchland für einen Studenten gehalten.

ſich, in ihm „eine Art Abhülfsinſtanz für Volksbedrückungen,“ für Alles zu ſehen. Selbſt Mann und Frau kamen oftmals, um ihre ehelichen Zwiſte hier ſchlichten zu laſſen. So populär war der Verein, gefürchtet aber auch eben darum von den zurückgebliebenen Kanzleimännern des alten Syſtems, gehaßt von den Finſterlingen und von den Ariſtokraten.

Der Haß der Erſtern ſtieg, als der Centralverein den Orden der Ligorianer aufhob, einen Zweig der Geſellſchaft Jeſu, Metternichs treueſten Mitarbeiter; und gleich darauf auch den Orden der büßenden Schweſtern. Beide waren ſeit lange äußerſt unvolksthümlich. Den Miniſter Graf Fiquelmont ſtürzten die Studenten am 3. Mai — durch eine großartige Kazenmuſik. Am meiſten beleidigte die Ariſtokratie, daß ein bisher in Wien ganz unbekanntes Element, die Demokratie, es war, die zur Herrſchaft kam, und die Geſellſchaft tyranniſirte. Auch daß die akademiſche Legion ſo entſchieden deutſch geſinnt war, ſtieß die Ariſtokratie ab. Als die deutſchen Farben auf dem Stephansdom aufgezogen wurden — eine Rieſenfahne — da jubelte kein Ariſtokrat mit.

Latour, der jezt mit im Miniſterium ſaß, griff zu dieſer und jener Maßnahme, um einzuſchüchtern, die Gefaßtheit der Regierung zu zeigen: er ließ faſt Nacht für Nacht plözlich Militär ausrücken, die Wälle der Stadt wurden mit Kanonen beſezt; zu wenig, um zu ſchrecken, zu viel, um nicht zu reizen, den Argwohn zu mehren. Auf die Nationalgarde verließ ſich das Miniſterium: ſo mancher aus der Nationalgarde hatte es verſichert, die zahlreiche Nationalgarde werde jedem Zuweitgehen der Legion entſchiedenſten Widerſtand entgegenſezen, und die ganze Bürgerſchaft ſtehe mit der Nationalgarde in gleichem Sinne.

In der Aula machte die miniſterielle Entſchließung, den Centralverein aufzuheben, den einzigen Eindruck, daß laut und feierlich erklärt wurde, eher in den Straßen Wiens zu verbluten, als einen Zoll breit des Errungenen abzutreten. Wir wollen kämpfen, hieß es, bis die Freiheit zur Wahrheit geworden in Oeſterreich.“

Es war am Abend des 14. Mai, der Centralverein hielt ſeine Sizung und beſchloß mit allen Stimmen, nach Aenderung des Wahlgeſezes ſeine Miſſion als erfüllt zu betrachten, und in die Handlungen der Regierung nicht mehr einzugreifen; ſollte ihre Forderung eines

neuen Wahlgeſezes nicht gewährt werden, ſo wollen ſie an das Volk ſich wenden und es zur Unterzeichnung einer Rieſenpetition an den Kaiſer auffordern.

Der Gedanke einer Sturm- und Rieſenpetition war von dem Weſtphalen Doktor Schütte unter die Wiener ſchon am 15. April hinein geworfen worden, das in der Kaiſerſtadt Unerhörte hatte gepackt, Schütte war durch die Polizei ausgewieſen, aber ſein Gedanke blieb und wirkte fort. Dieſer Schütte, von den Jeſuiten erzogen, in Frankreich, Belgien, England und Amerika ſchon damals, wo es eine Bewegung gab, dabei geweſen, ein geborener Revolutionär und ein erzogener Jeſuit, in dem aber die Natur ſtärker war als die Erziehung, von der hinreißendſten Beredtſamkeit, jener praktiſchen Art, die das Volk beſticht mit Gründen und Thatſachen und jeder Regierung gefährlich wird durch das eigentlich Wühleriſche ihrer Beſtrebungen und ihrer Erfolge — dieſer kleine, ſchlanke, ſonnverbrannte, blizaugige Weſtphale war es hauptſächlich geweſen, der ſeit den Märztagen die Demokratie in Wien wie viele tauſend Feuerfunken, die zündeten, umhergeſtreut hatte, er redete viel in Klubbs, er hatte im Gaſthof zur Kaiſerin von Oeſterreich den Klubb der Volksfreunde geſtiftet und geleitet, er ſprach auch manchmal auf der Aula ſiegreich vor allen, weil er vor andern geübt und zugleich ſein Verſtand ſo hell und luchsaugig war als ſeine Einbildungskraft reich und beweglich, ſeine Menſchenkenntniß überraſchend, ſein Organ glücklich. — Von ihm lernten erſt viele nachherige Führer des Volkes die Kunſt, volksthümlich zu reden, zu organiſiren und zu leiten. So war ſein Gedanke auch in der wachſenden Gefahr jezt eine Hauptwaffe des Centralvereins geworden.

Schon war es tiefere Nacht, Mitglieder des Centralvereins ſtürmten in den Saal. „Man will uns mit den Bajonetten aufheben,“ riefen ſie. Die Garniſon rückt auf das Glacis, die Kanonen werden auf den Wällen geladen.“

Während ſie ſprachen, hörte man den Generalmarſch der Nationalgarde auf den Straßen. Die Glocke des Vorſizenden reichte nicht hin, die Aufregung im Saal zu ſtillen: Das Dämoniſche ſeiner Perſönlichkeit und ſeiner Stimme war nöthig dazu — es war Goldmark, der Arzt, der Redner, der tiefe Menſch mit großen Leidenſchaften, nicht für ſich, für die Völker. Er bot der Verſammlung

die Vertagung der Sizung. Nein, beſchloß die Mehrheit, wir wollen permanent bleiben; was da komme, wir wollen es erwarten. Gegen 12 Uhr Nachts, als keine Waffengewalt gegen den Centralverein angewandt wurde, hob er die Sizung auf. Draußen rauſchte durch die Straßen das Volk auf und ab, von der Beſazung hatte ein Theil die Baſteien beſezt, ein Theil lagerte die Nacht durch auf dem Glacis, der größere Theil war in die Kaſernen conſignirt, die Nationalgarde patroullirte durch die Stadt, die Ruhe wurde nicht geſtört, weder in der Nacht, noch am Morgen des 15. Mai. Auf die Aufregung der lezten zwei Tage war alles wieder im gewöhnlichen Geleiſe, man gieng emſiger als je ſeinem Tagwerk nach, und nur hie und da ſtanden und beſprachen ſich Leute.

Um 11 Uhr Vormittags läuft es durch die Stadt: „Das Militär rückt aus.“ Die kleinen Gruppen ſchwellen zu Haufen an. Alles will man zurück nehmen, ſcharfe Patronen und die Befehle zum Angriff ſind ausgetheilt! ruft es hier, ruft es dort. Es ſchlägt 12 Uhr; was von Militär in der Stadt iſt, ſieht man aus den Kaſernen ausrücken und das Glacis beſezen.

In der Aula weiß Niemand, was die Urſache dieſer Maaßregeln iſt, um ſo größer ſind die Furcht, der Argwohn, die Aufregung. Gerüchte, wahre wie übertriebene, ſteigern die Leidenſchaften. Der Centralverein hatte unter ſolchen Umſtänden noch geſtern Nacht zur Rieſenpetition gegriffen, und heute liegen ihm ſchon 50,000 Unterſchriften vor. Um 2 Uhr ertönt der Generalmarſch der Nationalgarde, ſie eilt auf ihre Sammelpläze. In der Aula heißt es: „das Volk iſt mit dem Militär blutig zuſammen geſtoßen, alle Zugänge der Stadt ſind beſezt, die Aufhebung der akademiſchen Legion iſt vom Miniſterium beſchloſſen.“

Da erſcheinen Compagnien der Nationalgarde vor den Thoren der Univerſität. „Wir ſtehen und fallen mit euch!“ war ihr Zuruf. Ein und derſelbe Geiſt hatte die Nationalgarde und die Studenten ergriffen.

Alle Läden der Stadt ſchließen ſich, in ungeheuren Maſſen und aus allen Ständen wogt die Bevölkerung durch die Stadt, der Unmuth gegen das Miniſterium iſt laut. Die Jugend der Aula brennt, zu kämpfen, die Führer, beſonnener, halten ſie zurück, mit Mühe. Es wird beſchloſſen, Einige an Pillersdorf abzuordnen, um ſich über die immerwährend drohende Stellung des Militärs Auf-

klärung zu verſchaffen und das augenblickliche Zurückziehen deſſelben zu verlangen. Sie giengen nach der böhmiſchen Hofkanzlei. Kein Miniſter war hier, es war Miniſterrath in der Kaiſerlichen Burg, und ſie begaben ſich dorthin.

Als ſie länger nicht zurückkehrten, ordnete die Aula eine zweite Deputation ab, unter ſteigender Aufregung der Maſſen, mit beſtimmten, ausgedehnten Forderungen. Dieſe waren Aenderung des Wahlgeſezes; Zurücknahme des Tagsbefehles, der die Auflöſung des Centralvereins beabſichtigte; und das doppelte Zugeſtändniß, daß das Militär nur auf Verlangen der Nationalgarde ausrücken ſolle, und die Burgwache von der Nationalgarde und dem Militär gemeinſchaftlich beſezt werde.

Auch dieſe Abordnung ſuchte den Miniſter zuerſt in der böhmiſchen Hofkanzlei, und wurde ebenfalls in die kaiſerliche Hofburg gewieſen. Die Rieſenpetition wurde zur Sturmpetition. Auch Nationalgarden ſchloſſen ſich den Studenten an, um im Namen des Centralvereins zu ſprechen. Bewaffnet und unbewaffnet folgten die Haufen des Volkes. Das Gerücht verbreitete ſich, Pillersdorf habe der erſten Abordnung Alles rund abgeſchlagen, Latour mit energiſchem Widerſtand gedroht, jede Minute ſey das Einſchreiten des Militärs zu fürchten. Die Nationalgarden der Vorſtädte hatten ihre Sammelpläze verlaſſen, und rückten eben in die Stadt ein. Die auf der Aula erregten und wurden erregt. „Man will uns betrügen, die Miniſter ſind ariſtokratiſche Heuchler,“ rief es aus dem Volk und viele davon luden ihre Gewehre, den Soldaten gegenüber. Da erſchollen die Allarmtrommeln der akademiſchen Legion, auf den Arbeiterpläzen wurde augenblicklich das Geſchäft eingeſtellt, mehr als 10,000 Arbeiter zogen herbei mit ihren Werkzeugen, mit Hacken, Schaufeln und Aexten, ein Theil beſezte das Kärnthner-, das Franzens- und das Schottenthor. Sie wollen die Legion vertheidigen, auf Tod und Leben zu ihr ſtehen, riefen ſie. Die ganze akademiſche Legion zog der Deputation nach, an deren Spize Goldmark gieng, auch Giskra war darunter, der beredte Deutſchſlave. Die Nationalgarde ſchloß ſich an, auch die nicht wollten, mußten mit, denn die große Mehrheit der Nationalgarde war von den Studenten hingeriſſen. So bewegten ſich gegen 40,000 Bewaffnete, mit einem unzähligen Menſchenknäul hintendrein, nach der Hofburg.

In dem Hofraum der Burg ſtanden Grenadierbataillons und ein großer Theil der Generalität, bei den Kanonen ſtanden die Kanoniere mit brennenden Lunten.

Die Kanonen waren gerade nach dem Kohlmarkt gerichtet, woher die Hauptmaſſe zog. Es gab Leute, die vor Verlangen zitterten, die erſten Schüſſe krachen zu hören unter dieſe Studenten, die jezt die Burg ſtürmen, und welche die Regierung regieren wollen.

Aber dieſe Studenten waren lauter Söhne angeſehener Familien des Kaiſerſtaates, der Hof und das Miniſterium beſannen ſich, unter ſie ſchießen zu laſſen. Und dieſe Jugend glühte von Begeiſterung und jenem Heldenmuth, der keine Furcht kennt, der Geiſt der Freiheit mit ſeinen Schrecken gieng vor ihr her, langſam rückten ihre Kompagnien und die der Nationalgarde bis in den erſten Burghof vor, und beſezten alle Zugänge zu der Burg.

Während dieß draußen im Freien vorgieng, waren die beiden Abordnungen, die ſich vereinigt hatten, in dem Vorzimmer des Miniſterraths. Hier brachten ſie in Haſt die Wünſche des Volks zu Papier. Das Miniſterium und der Hof erwogen mit einander die Lage und ihre Mittel zur Abwehr. Endlich wurden die Abordnungen des Volkes vor den Miniſterrath gelaſſen. Sie trugen mit Würde die Wünſche des Volkes vor und ſchloſſen damit, daß die Aufregung des Tages vorzüglich eine Folge der militäriſchen Aufſtellungen ſey.

Pillersdorf verſprach im Namen des Miniſterraths, wo möglich den Wünſchen zu entſprechen, und erſuchte die Abgeordneten, abzutreten, damit der Miniſterrath augenblicklich zur Berathung übergehen könne. Zu den Abgeordneten ins Vorzimmer drangen Boten auf Boten herauf, die Aufregung ſteige, das Volk gebärde ſich immer drohender, neue Forderungen werden geſtellt, die Abgeordneten ſeyen dem Volk zu lange oben.

Der Miniſterrath war eine Stunde geſeſſen. Pillersdorf widerſtand denen, welche Feuer geben wollten unter das Volk. Vielleicht, wenn er ſich auf die Nationalgarde hätte verlaſſen können, hätte er mit Kartätſchen antworten laſſen, wie Latour, wie die Camarilla wollte. Pillersdorf fragte den Befehlshaber der Bürgerwehr, ob er auf die bewaffnete Macht der Stadt zählen dürfe. Die Antwort klang wenig beruhigend. Das Miniſterium erklärte nun den Ab=

geordneten, man wolle und könne auf die Zurücknahme des Tagsbefehls, durch den der Centralverein für aufgelöst erklärt wurde, nicht eingehen, die Miniſter werden aber ihre Vollmachten in die Hände des Kaiſers niederlegen. Die Abgeordneten erwiederten, wenn die Miniſter in dieſem entſcheidenden Augenblick von ihren Poſten abtreten, ſo bürgen ſie für die Ruhe der Stadt nicht eine Stunde.

Der Miniſterrath zog ſich wieder zur Berathung zurück. Die Ungeduld des Volkes brandete immer lauter auf, die Straßen ſteckten ſich, die Arbeiter, Maſſe an Maſſe drängten ſich bis zum äußerſten Thor am Michaelerplaz, der Kohlmarkt, der Graben, der Stephansplaz waren wie im Aufruhr, nur mit äußerſter Anſtrengung widerſtand die Nationalgarde der Ueberfluthung der andringenden Arbeiter. Noch war es mehr nur Neugier, was ſie vorwärts trieb: ſie wollten die Erſten ſeyn, welche die Bewilligungen vernähmen.

Der Miniſterrath beſchied zum drittenmal die Abgeordneten. Kaum ſind die erſten Worte gewechſelt, ſo ſtürzt ein Abgeſandter des Centralvereins in den Saal, athemlos. „Es iſt alles zu ſpät, ſagt er, das Volk reißt das Pflaſter auf, es fängt an Barrikaden zu bauen, die Zeit iſt vorüber zu einzelnen Bewilligungen, es gibt nur Einen Ausweg, die Berufung eines Verfaſſung gebenden Reichstags.“

Das liegt nicht in der Macht des Miniſterraths, erwiederte Pillersdorf; doch wollen wir zuſammen dieſe Bitte des Volkes Sr. Majeſtät vortragen. Pillersdorf bittet, beſchwört die Abgeordneten bei ihrer Bürgerpflicht, die Ruhe in der Stadt nur eine Stunde zu erhalten. Einſtimmig erklären dieſe, nur nach Gewährung eines ſolchen Reichstags ſey für die dauernde Ruhe der Hauptſtadt zu bürgen, der Gewährung werde endloſer Jubel und augenblickliche Ruhe folgen. Die Miniſter begeben ſich in die Gemächer des Erzherzogs Franz Karl, „um die Bitte des Volkes zu den Stufen des Thrones niederzulegen.“ Die Abgeordneten eilen die Treppen hinab, ſie ſprechen zu den Bewaffneten, zu dem Volke, ſie über die Wichtigkeit des Augenblicks zu verſtändigen, zur Ruhe, zur Ausdauer zu ermahnen. Sie werden mit tiefem Schweigen gehört, Jubel und Lebehochs für Ferdinand den Gütigen folgen dem Schluß ihrer Reden, und das Verſprechen, ruhig zu bleiben und abzuwarten, und wäre es bis an den Morgen.

Der Hof, von der Unverläſſigkeit der Bürgerwehr überraſcht, läßt ſich den Gedanken, unter die Haufen „krachen zu laſſen", vergehen. Der Kaiſer fühlt ſich, als wär' er zum Gefangenen einer belagernden Menge gemacht, er ſieht die Hofburg von ungeduldigen Bewaffneten erfüllt, er ertheilt dem Begehren der Miniſter, die dem Volkswillen nachzugeben für ihre Pflicht halten, ſeine Genehmigung.

Auf der Rückkehr empfängt die Abgeordneten der Miniſter von Doblhof, er führt ſie in das Vorzimmer des Erzherzogs Franz Karl, Pillersdorf händigt ihnen die unterzeichnete Sanktion vom Kaiſer ein.

Die Männer, mit dem koſtbaren Papier in der Hand, ſtürzen ſich vor Freude in die Arme, dann eilt ein Theil in die Staatsdruckerei, dem Volk ſogleich durch Maueranſchläge das Ereigniß zu verkünden, die andern ſtürmen hinab zu der Legion, zu der Bürgerwehr. Der Jubel bricht aus und verliert ſich in endloſen Lebehochs auf den Kaiſer, der Knäuel der vielen Tauſende löst ſich auf, in Ruh und Freude, die Nationalgarde, die akademiſche Legion kehren in ihre Bezirke zurück, und die Stille der Nacht legt ſich über die Hofburg, über die Stadt. Am andern Morgen arbeitete Alles, als wäre geſtern nichts geſchehen.

So war durch dieſen 15. Mai die Verfaſſung Pillersdorfs, der Conſtitutionalismus des ariſtokratiſchen feudalen Styls, vernichtet. Von heute an, ſagten die Freunde des Volks, ſchreibt ſich die demokratiſche Monarchie; dieſer Maitag iſt erſt die eigentliche Revolution Wiens, er iſt das wahre Lebenszeichen der neuen Zeit; das Wiener Volk hat erklärt, daß es demokratiſche Einrichtungen will, daß es zu gut iſt, um auf den Schutt des metternich'ſchen Abſolutismus in Wien das aufzubauen, was im März das Volk in ganz Deutſchland als lügneriſche Staatsform eingeriſſen hat.*)

Dieſer Sieg der Volkselemente überraſchte und verdroß die Ariſtokratie, aus der Faſſung brachte er ſie nicht. Zunächſt war ihr Plan geweſen, den alten Abſolutismus mit einer Scheinverfaſſung zu verkleiden, und der Pillersdorf'ſche Entwurf ſollte die Mittel dazu geben. Die Märzrevolution, welche das Volk und den Hof

---

*) Das iſt die Geſchichte des 15. Mai. Was von Polen und Franzoſen als Aufreizern geſagt worden iſt, iſt Lüge, die dadurch nicht zur Wahrheit wird, daß einer noch dazu lügt, er ſey dabei geweſen.

von dem, beiden gleich läſtigen, Metternich mit einander erlöste, war aus dieſem Grund ihnen nicht durchaus zuwider: ſie hatte den Herren und Damen am Hofe eine angenehme Freiheit in ihrer Weiſe gebracht, und hatte ihre Privilegien, die Ständeunterſchiede ſtehen laſſen. Der 15. Mai war mit Volksſouveränität aufgetreten, er hatte eine verfaſſunggebende Kammer, und nur Eine Kammer, ohne beſchränkenden Cenſus, gefordert und erlangt, die Ariſtokratie verlor damit die Herrſchaft an das Volk. Das ertrug die Ariſtokratie am Hofe nicht.

Es ärgerte ſie am meiſten, daß ein verfaſſunggebender Reichstag bewilligt worden, als jetzt erſt ſich zeigte, daß um die Forderung eines ſolchen der größere Theil der Nationalgarden gar nichts gewußt hatte, daß Alles das Werk der akademiſchen Legion war. Es war ſo raſch gegangen, daß der Kaiſer nicht einmal einen Familienrath gehalten hatte, daß er ſeine Unterſchrift an Pillersdorf gab, ohne zu bemeſſen, was und wie viel er gab.

Weil ohne Mitſchuld, waren die Glieder der Kaiſerfamilie in Klagen und Vorwürfen um ſo freier. Auf die akademiſche Legion warf die Hofpartei ihren geſchäftigſten Haß, ſie wurde grell geſchildert, in Geſprächen, in Artikeln, um das Erzwungene der neuen Errungenſchaften klar, beide dadurch gehäſſig zu machen. Mit brennenden Cigarren, hieß es hier, drangen ſie in das Gemach des Kaiſers, ſtießen ihm die Gewehrkolben vor die Füße, und riefen, er möge nur ſchnell machen, ſie haben keine Zeit zu verlieren. — Der Kaiſer, hieß es dort, lag im Bette, ſie riſſen ihn heraus, ſtampften mit Füßen und Musketen, und ſagten: „Augenblicklich unterſchreiben oder wir rufen die Republik aus!“

Keiner der Volksführer hatte den Kaiſer nur geſehen, aber dieſe Lügen der Camarilla und ihrer Diener waren wohlberechnet auf weite Kreiſe.

Die Wiener, der Adel gewöhnlichen Schlags und die Bourgeoiſie voran, waren in den Dingen der neuen Zeit noch faſt wie unmündig. Sie ſahen und hörten plötzlich, was ſie in Wien nie geſehen und gehört hatten. Im Theater waren ſie wohl oft geſeſſen und hatten da auf der Bühne manches Ueberraſchende aus einer Verſenkung aufſteigen ſehen, ohne zu erſchrecken: aber vor dem Geiſt, den Charakteren, den Worten und Tönen, welche die Zeit auf den Schauplatz des öffentlichen Lebens auf einmal herauf beſchworen hatte, ergriff

ſie, weil das alles zu neu, zu raſch gekommen war, eine Art, wenn auch nicht von Grauen, doch von Beſorglichkeit. Wie vor dem März 1848 in ganz Deutſchland manche Geſellſchaft von Dienern des Staats und der Kirche, von Dienern des Hofs und davon Abhängigen zuſammenſchrack, wenn ein Fremder ein freies Wort fallen ließ, dem böſen Gewiſſen gleich vor einer Geiſtererſcheinung: ſo ſchrack in den erſten Monaten nach dem 13. März die Mehrheit der Wiener mittleren Kreiſe zuſammen vor jedem Wort, das weiter ging, über das Bisherige hinaus, vor jedem Ton, der feierlich und männlich war, als geiſte und geſpenſtere es dahinter. Sie ſtanden mit ihren Werktags-Gefühlen und Gedanken vor dem Maifeſt der neuen Zeit, konnten ſich noch nicht darein finden, und ſahen daran hinauf, halb genirt, halb mit Bangen.

Auf dieſe Art der Wiener, auf die Unmündigkeit von Millionen im Kaiſerſtaat ſpekulirte die Reaktion, und ihr Mittelpunkt die Camarilla.

In der Reaktion zu Wien ſind nach dem März wie vor dem März ſcharf zu unterſcheiden die Wenigen, welche erleuchtet, bewußt, nach Grundſäzen handelten, und die Vielen, die keineswegs wiſſenſchaftliche Abſolutiſten waren, ſondern blind am Geiſt und eng am Herzen, die in der Bewegung der Zeit keineswegs eine Nothwendigkeit, die Stufe erkannten, auf welcher die Erhebung des Volks für ſeine Freiheit nur naturgemäß war, ſondern die den Kampf ſo deuteten und auslegten, „als wär' er der Zug einer Räuberhorde, die ſich plötzlich bereichern wolle.“ Die Erſteren brauchten die Leztern nur als Mittel, ſie mußten mit ihnen zuſammen wirken, damit die Dynaſtien im Kampfe mit den Völkern wieder ſiegen. Die Fäden der Reaktion zwiſchen Berlin, Dresden und Wien, wie zwiſchen München, Karlsruhe, Heſſen-Kaſſel und andern Höfen ſpielten in fortwährender Thätigkeit zuſammen. Wenn einmal die Zeit, die Alles enthüllt, die geheimen Verhandlungen urkundlich an den Tag bringen wird, dann dürfte daſſelbe hinterliſtige Spiel ſich zeigen, das Ludwig XVI. mit ſeinem Volke trieb, indem er öffentlich Beſchlüſſe ſanctionirte, die er in ſeiner Privatkorreſpondenz widerrief. Auch in Wien wurde die Revolution des März von der Reaktion heuchleriſch anerkannt, um ſie deſto gewiſſer zu vernichten.

Metternich hatte vor ſeiner Flucht geſagt: „Wenn die Wiener

einmal ausgetobt haben, ſo werdet Ihr mich wieder bekommen.“ So ſehr die Camarilla ihn haßte, ſo gerne gebrauchte ſie ſeine Rathſchläge. Ob er auch zu London ſaß, er wirkte und wob zu Berlin und zu Wien, als ob er mitten unter ihnen wäre. So hatte ſich wie in Berlin, ſchon längſt in Wien der Reaktionsplan in vielen Theilen zu entwickeln begonnen.

Als der Abſolutismus troz der konſtitutionellen Auffärbung und theatraliſchen Beleuchtung mißfiel, änderte man den Plan. Vor ſich hatte die Reaktion die politiſche Unmündigkeit der Maſſen des Reiches, die Planloſigkeit der Bewegung in der Hauptſtadt, keinen Mirabeau, die erprobte Käuflichkeit von Tauſenden, die Eitelkeit und Selbſtſucht in jeder Geſtalt, und ein Bürgerthum, ſpießbürgerlich und ans Alte gewöhnt, lauter Elemente, auf die ſie Rechnung machen konnte; Geld hatte ſie auch, dazu die Czechen und Croaten und die Slaven überhaupt und den Nationalitäten-Wahn und Haß; eben ſo alle Inſtitute, das ganze Räderwerk der alten Maſchine, wie es zuvor geweſen war. Wie in Berlin, wie überall, Paris ausgenommen, hatte in Wien das Volk, das ſich frei machte, es unterlaſſen, die Inſtitute aufzuheben und zu vernichten, die zu ſeiner Knechtſchaft gegründet worden waren; es hatte ſich begnügt, ſtatt die Werkzeuge und Diener des Deſpotismus unſchädlich zu machen, nur Einzelne, die an der Spize ſtanden, bei Seite zu ſchieben. So waren dieſe Männer in Wien geblieben, als heftigſte Feinde der neuen Zuſtände, als eifrigſte Werber und Intriganten für die Reaktion, und an ihre Poſten waren zwar Andere nachgerückt, aber Leute aus derſelben Schule und Laufbahn wie ſie. So beſtand die Polizei, das Beamtenthum, das Militärſyſtem fort, wie es geweſen war: Die Menſchen waren die Alten, und eben damit waren eigentlich auch die Grundſäze die alten, troz des ſchwarz-roth-goldenen Bandes: Boden und Kräfte genug für Operationen der Reaktion gegen Volk und Freiheit. Inſtitute für die Freiheit wie für die Knechtſchaft wirken fort, ſo lange man ſie beſtehen läßt.

Die gekauften Zeitungen und Schriftſteller waren thätig im Dienſte der Reaktion. Die „Preſſe“, ſagten Sachkundige, verräth diplomatiſch; die „Geißel“ denunzirt jeſuitiſch; der „öſterreichiſche Kurier“ hintergeht wie ein Marktſchreier; der „Zuſchauer“ verdächtigt und lügt wie ein ächter Tartüffe.

Aber die Reaktion war nicht zufrieden, durch den unredlichen Theil der Preſſe die öffentliche Meinung irre zu leiten; ſie ſezte alles Mögliche in Bewegung, die redlichen Schriftſteller des Volkes, die freiſinnigen Zeitungen in ihrer Wirkſamkeit zu lähmen, durch Verdächtigung ihrer Perſonen, ihrer Abſichten, als thäten ſie Alles aus Ehrgeiz oder des zu erwartenden Gewinnes wegen; durch Aufhezerei, durch Lüge, durch Verläumdung, durch Brandmarkung, durch Herabwürdigung und Verfolgung jeder Art wetteiferten die von der Reaktion gekauften Federn, denen entgegen zu arbeiten, welche die Sache des Volkes durch die Preſſe verfochten; mit teufliſcher Argliſt ſchrieben die bezahlten Schriftſteller der Reaktion, was an ihnen ſelbſt Schlechtes war, den Freunden des Volkes zu.

So wurde die Maſſe, unfähig zu prüfen, weil ſie neu in der Sache war, in ihrer Anſicht und in ihrem Vertrauen irre gemacht; und viele aus dem Mittelſtande, die ihres Erwerbes wegen „Ruhe und Ordnung" vor Allem wollten, und denen bange gemacht wurde, ließen ſich durch die Reaktionspreſſe ſo aufreizen, daß ſie verbittert gegen die ſich wandten, welche eine ſchöne Stellung, ein ſchönes Lebensglück, alle Stunden des Tages und oft der Nacht opferten, um dem Volk, dem Vaterland zu dienen. „Der Undank, ſprach die Reaktion unter ſich, die Anfeindung, die Verlaſſenheit von denen, für welche ſie ſich hinopfern, ſoll dieſe würdigen Thoren aus ihrem Taumel aufwecken, ſie ſollen einſehen, wie ſchlecht das Volk ſeine Märtyrer belohnt. Wir müſſen durch das Volk ſelbſt ſeine Vorkämpfer ſo ins Gedränge bringen, daß ſie ſtuzig werden, verzweifeln und abfallen, oder in Elend und Noth untergehen müſſen. Und in dem Augenblick, in welchem das Volk von ihnen abfällt, ihre Freunde ſie angreifen, müſſen wir ſie gewinnen, oder durch unſere Künſte ſie bürgerlich vernichten."

Bange gemacht wurde der Bourgeoiſie durch die Reaktionspreſſe, die ſehr konſtitutionell ſich gebärdete, mit dem Geſpenſt der Republik, das ſie faſt täglich herauf beſchwor, mit der Furcht vor dem Proletariat, dem Communismus, der Gefährdung des Eigenthums, mit allen Schrecken der franzöſiſchen Revolution, überhaupt mit dem Schrecken vor Perſonen und Zuſtänden, wie ſie in Oeſterreich, vorab in Wien, weder exiſtirten, noch exiſtiren konnten.

Das hatte Manchen, der zuerſt für die Freiheit ſchwärmte, ent-

weder ſo geſtimmt, daß er nicht mehr ſo freudig, ſo arglos der Bewegung ſich hingab, oder ſo erſchreckt, daß er alle Freiheitsgedanken fallen ließ, an ſeinen Beſitz und Erwerb ſich klammerte, und damit ins Lager der Reaktion rannte.*)

Die Wiener Reaktion zeichnete ſich dadurch aus, daß ſie nach den erſten Schrecken ſich ſchnell faßte, und ausdauernd, zäh, unter ſich eins war. An organiſirenden Talenten für das Schlechte fehlte es ihr nicht, ſo wenig als an Frechheit, vorerſt nicht in der Gewalt, nur in der Lüge und Intrigue.

Wie in den Geſellſchaftskreiſen, wurde zum Kaiſer geſprochen — ſo wird erzählt — „man habe ſein Hausrecht verlezt, Bewaffnete ſeyen in die Burg gekommen,“ um ihn augenblicklich zu ſpießen, wenn er nicht nachgegeben hätte; nun werde man noch mehr fordern, ja es ſey der Plan ihn zu tödten da, die Republik wolle man ausrufen — darum müſſe er fliehen, ſchnell, eilends ehe dieſes geſchehe; er müſſe ſich in die Arme der Provinzen retten, in das getreue legitime Tyrol, und durch die getreuen Provinzen das Rebellenvolk in Wien, die Studenten züchtigen. Alle die frechen Scenen der franzöſiſchen Revolution wolle man in Wien wiederholen; zum nächſten Samſtag ſey eine zweite Sturmpetition angeſagt, wobei dem Kaiſer die Freigebung Galliziens, die Aufhebung der Staatsſchuld, alſo der allgemeine Bankrott abgetrozt werden. Es ſeyen Polen, Italiener, Franzoſen, Ungarn, Emiſſäre der Revolution in der Stadt.“**)

Es war am Abend des 17. Mai, Wien war ſo ruhig wie je, und die Sonne ſchien freundlich, und der Kaiſer fuhr ſpazieren, und die Erzherzogin Sophie und die Prinzen fuhren nach in ihren Hofwagen, zum Thore hinaus, die Spazierfahrt gieng an Schönbrunn vorüber, die Linzer Straße hinaus. In leichten Sommerkleidern ſaß der Kaiſer, es war der gewöhnliche Spazierwagen.

Am Morgen des 18. Mai hieß es im Volk: „Der Kaiſer iſt entflohen;“ er iſt nach Innsbruck gereist, aus Geſundheitsrückſichten, hieß es am Hofe.

---

*) Treffend ſtellen dieß ironiſche Aufſäze dar in der Wiener Zeitſchrift „der Radikale“ Nr. 3, 8, 50, 64.

**) Silberſtein, Geſchichte der Aula, S. 59. Selbſt der reaktionäre H. Laube, das Parlament, Nro. I. S. 174—175, in dieſem Punkt wohl glaubhaft.

Die Trauer, die Verwirrung waren allgemein. Wien ohne Kaiſer! Das war dem Wiener ohne Unterſchied unfaßlich. Die Burg iſt leer, der Kaiſer iſt fort, ſagte ein Wiener dem andern, nicht bloß Adel und Mittelſtand, ſondern der Proletarier. Auch dieſer, wie jeder Wiener, ſagen Augenzeugen, konnte ſich eher den Himmel ohne Sonne, als Wien ohne Kaiſer denken. So grundlos, ſo albern war das Wort, in Wien denke Jemand an Republik.

Es iſt nicht möglich! rief Alles. Der Kaiſer entflohen? Nein! — Da kam ein Erlaß der Miniſter: „Der Kaiſer ſey in der Nacht, ohne ihr Wiſſen, abgereiſt; ſie haben zwar bereits abgedankt, doch ſie fühlen jetzt die Pflicht, proviſoriſch, bis zur Ernennung neuer Räthe, das ſchwere Amt beizubehalten.“

Der 26. Mai in Wien.

Tief, theils wie man beabſichtigt hatte, theils anders, wirkte die Flucht des Kaiſers und des Hofs nach Innsbruck.

Die Bourgeoiſie war außer ſich. Dahin haben ſie's gebracht, die Herren Studenten, ſagte die Handelswelt, der gute kranke Kaiſer iſt zur Flucht gezwungen worden mit den Seinigen! — Der Grimm der Bourgeoiſie warf ſich auf die Journaliſten. Wie raſend rannten ſie durch die Straßen, einzeln, truppweiſe. Wie in Berlin, hatte es in Wien die Reaktion darauf angelegt, den Hof, die Verzehrenden aus der Stadt zu entfernen, um in den Gewerbenden Feindſchaft gegen das Neue zu erzeugen. Die Journaliſten haben die Republik proklamiren wollen, ſchrien Einzelne in Wuth; weg mit den Buben! — In der Vorſtadt Mariahilf draußen iſt es geſchehen, die ſind Schuld an all' dem Unglück! —

Sie ſuchten aufzuwiegeln; zur Kraftentfaltung waren die Ihrigen zu feig; ſie verhafteten einige Schuldloſe. Die Reaktion rührt ſich, ſagten verſtändige Männer, und an dieſem Zauberwort, in richtigerem Inſtinkt als anderswo, ſtand die Bevölkerung von Wien erkennend ſtill. —

Umſonſt war es, daß die vom Hof Gewonnenen, oder vornherein ihm Dienenden in der Nationalgarde, die vor Ueberraſchung und Schreck ſtarre Stadt zu allarmiren verſuchten. Um 8 Uhr Vormittags raſſelten die Trommeln durch die Gaſſen; Nationalgarde heraus! hieß der Ruf, Wien vor der republikaniſchen Partei zu wahren. Die akademiſche Legion, ſagt ein Augenzeuge, blickte die Bürger an, ob etwa ſie die Republik ausrufen wollen; und die Nationalgarde ſah die Legion an, wenn der Augenblick komme, in welchem dieſe die Republick proklamire.

Die akademiſche Legion hatte Abends zuvor berathen und beſchloſſen, daß ihr Beruf erfüllt ſey, daß jezt der einer frei gewählten Volksvertretung beginne; daß ſie ſelbſt die Univerſität ſchließen, und theils in die Nationalgarde eintreten, theils zu Privatſtudien in die Heimath zurückkehren wolle. Das Errungene ſolle bewacht, weiter vorwärts nicht gegangen werden. Die offene Kundgabe der Gegenrevolution änderte die Lage.

So ſehr die Lüge, als haben die Studenten den Kaiſer mißhandelt, die Legion den Kaiſer vertrieben, im Augenblick die Herzen eines großen Theils der Bürgerſchaft vergiftet hatte, ſo ſiegte die Reaktion dadurch doch nicht. Der Verſtand und die Klarheit des Wollens in der Legion waren größer, als die Macht der reaktionären Lüge. Die Legion ſtellte ſich ſogleich unter das gleiche Commando mit der Garde, unter den Commandanten der Stadt, und durchzog dieſe nach allen Seiten hin, um die Ruhe zu erhalten. Und Wien blieb ungeſtört, mit einem abgedankten Miniſterium, ohne Kaiſer, ohne Hof; gefährlich, ſagten Einzelne, war der Schritt der Reaktion, wenn Wien jezt begreift, daß es im Augenblick eigentlich republikaniſch regiert iſt, kaiſerlos, miniſterlos, durch ſich ſelbſt. Die Kamarilla hat ihrem Schreckgeſpenſt Republik ſelbſt das Schreckende genommen, ſagten Andere; ſie hat praktiſch die Republik als keinen Raubſtaat gezeigt, beſſer als die Theoretiker auf der Seite ihrer Gegner.

Der Centralverein, zu verſöhnen, löſte ſich auf. Er bildete ſich neu als Sicherheitsausſchuß, unter dem Vorſiz des Grafen Montecucoli; nach drei Tagen löſte er auch als ſolcher ſich auf, mit voller Stimmenmehrheit, weil er mit der Regierung ihren neuen Weg nicht zu gehen vermochte. Der Name „Hecker“ wurde als Popanz

gebraucht; Hecker ſey in Wien, drüben in der Himmelfahrtsgaſſe, hieß es; und Männer, welche die ſinnloſe Aufregung beſchwören wollten, wurden von raſenden Bourgeois eingefangen, als Hecker; ſo der höchſt unſchuldige Zeitungsſchreiber Häfner draußen in Mariahilf. Gern hätte ſich die Bourgeoiſie an den Studenten vergriffen, „den heilloſen Republikanern"; in trunkenem Uebermuth und Zorn ſah man für Ruh' und Ordnung fanatiſirte Bürger mit bewaffneter Hand in einen Klubb freiſinniger Männer dringen; einzelne Studenten kamen in Lebensgefahr vor dem Spießbürgerthum, Schimpfworte flogen gegen die Legion, die an allem Unglück Schuld ſey.

Die edle Jugend hatte die ſchwerſten Opfer für die Sache des Volkes gebracht: tief verlezt, wollte ſie den Entſchluß faſſen, unter Vortragung einer ſchwarzen Fahne ſchweigend die Stadt zu verlaſſen, die nur Schmach für die beſten Dienſte habe.

Aber der Bevölkerung gingen die Augen auf; es gelang der freiſinnigen Preſſe, den Plan der Reaktion aufzudecken, das Volk zu überzeugen, daß Niemand als die Reaktion den Kaiſer vertrieben und entführt habe, und daß es eine Intrike der Reaktion ſey, die akademiſche Legion wo möglich zu einer republikaniſchen Schilderhebung durch ihre verkappten Kreaturen aufzureizen und zu verführen, um ſie dann mit der bewaffneten Macht vernichten zu können, und, ließe ſie ſich nicht verführen, wenigſtens ſie des Republikanismus zu verdächtigen, wie der Mißhandlung des Kaiſers, damit das Volk von ihr abwendig, ihr gram würde.

Die akademiſche Legion war es in der That geweſen, welche die Arbeiter noch am Abend des 15. vermocht hatte, durch Bitten und Reden, ruhig ihre Arbeit fortzuſezen: mehr als zwanzigtauſend Arbeiter hatten ſich ihr zur Verfügung geſtellt, und ſie hatte nichts von ihnen angenommen, als das Verſprechen, ruhig zu ſeyn.

Drei Tage nachher ſah man an allen Straßenecken die Aufforderungen aus der Mitte des Volkes, der Legion den Dank des Volks zu erklären, ſie nicht aus Wien zu laſſen und zu ihr zu ſtehen bis in den Tod. Abordnungen der Nationalgarde von allen Stadttheilen her füllten die Univerſitätshallen; ſie überbrachten begeiſterte Adreſſen an die Legion, die alte Liebe war verſtärkt wiedergekehrt, man ſah in ihr mehr als je eine nothwendige Schuzwehr der Freiheit, die Bürgerſchaft nahm die ärmeren Studenten, welche durch

die Bewegung der Zeit ihren Verdienſt oder ihre Zuflüſſe verloren hatten, als Familienglieder in's Haus; der Arbeiter that es nicht anders, die Kaſſe der Legion mußte ſeinen Kreuzer als täglichen Beitrag annehmen.

Von all' dem nahm oder erhielt das Hauptquartier der Reaktion keine Kunde. Die Regierung träumte nur von ihrem Sieg; ſie war ſicher, die rechten Mittel gefunden zu haben. Auf Antrag des Gemeindeausſchuſſes der Stadt gründete ſie eine neue Sicherheitsanſtalt mit Friedensmännern, nach Art der engliſchen Konſtabler. Dieſer neue Sicherheitsausſchuß dünkte ihr ein treffliches Werkzeug in ihrer Hand, willenlos und wirkſam. Er fing auch ſogleich an zu reagiren: er verbot das Zuſammenſtehen von mehr als fünf Perſonen Abends auf der Straße, verlezte auch ſonſt durch Verordnungen das Vereinsrecht und die Freiheit der Bürger und ſtellte das Kriegsgeſez in Ausſicht. Es kam aus, daß der Regierungspräſident, Graf Montecucoli, in der Nacht vom 24. auf den 25. Mai die gedruckten Plakate zum Belagerungszuſtand ausgegeben, das Miniſterium aber die Ausgabe für unzeitig erklärt und unterdrückt hatte. Dies regte um ſo mehr auf, als Montecucoli für einen der freiſinnigſten und volksfreundlichſten Männer gegolten hatte. Die Führer der Reaktion ließen ſich täuſchen durch den Schein des 17. und 18. Mai, an welchen Tagen die Bourgeoiſie ſich echauffirt hatte, und durch die Zuſicherungen, die einige Offiziere der Nationalgarde ihnen gaben, als ſprächen ſie im Namen der geſammten Nationalgarde. Was im Augenblick der Betäubung und der Aufregung, welche der Flucht des Kaiſers folgten, hätte geſchehen müſſen, das unternahmen ſie jezt, wo die Legion wieder volksbeliebter als je geworden war. Kolloredo, der Commandant der Legion, bisher nur „Vater Kolloredo" genannt, erließ am 25. Mai eine Anſprache, worin er ſagte: „man könne den deutſchen Hut" (er war mit der Feder das Ehrenzeichen der Legion) „mit Ehren nicht mehr tragen". In der Nacht vom 25. auf den 26. erließ Montecucoli den Befehl, die Legion ſey aufgelöſt und habe ſogleich die Waffen abzulegen.

Die Regierung glaubte ſicher zu gehen, weil ſie ſich der akademiſchen Lehrer, die in der Legion mit befehligten, verſichert hatte. Dieſe ſollten „ermahnend und belehrend" auf die Jugend einwirken. Dabei ſollte „eine großartige Entfaltung der Nationalgarde und

des Militärs“ der herriſchen Legion gebieten. So war der Plan des Miniſteriums. Die Profeſſoren Endlicher und Hye, die zugleich Miniſterialräthe geworden waren, wurden beim erſten Verſuch ihrer Anſprache mit einer entſcheidenden Niederlage empfangen: ſie hatten das Militär zur Univerſität geleitet, welches das Univerſitätsviertel einſchloß.

Der Sicherheitsausſchuß war von der Frühe des 26. Mai an in vollſter Thätigkeit, die Friedensmänner mit ihren weißen Stäben liefen durch die Straßen, das Miltiär zog kolonnenweiſe herein in die Stadt und beſezte alle Hauptpläze, die Reiterei hielt auf dem Glacis, nur ein Bataillon, einige Friedensmänner an der Spize, war mit den gemeſſenſten Befehlen bis an die Ecke der Bäckerſtraße vorgegangen, die Schließung der Univerſität, die Entwaffnung der Legion zu unterſtüzen.

Es war Morgens 6 Uhr. Da traten Montecucoli und Kolloredo, die beiden „freiſinnigen Grafen“, herein, die Entwaffnung zu vollziehen. Sie dachten an keinen Widerſtand. Da erklärte die Legion, mit den Waffen in der Hand ſterben zu wollen, ehe ſie ſich entwaffnen ließe.

Am Abend vorher war die Reaktion, die Bourgeoiſie, das Miniſterium, der Adel einig, der ganze Kern der Wiener Bevölkerung werde zuſammenwirken, die „Diktatur der Studenten“ aufzuheben und „der wachſenden Verwilderung der Arbeiter vorzubeugen.“ „Ganz Wien iſt dafür,“ ſagte Einer zum Andern, „es iſt ein Leichtes, man hätte es längſt thun ſollen.“ „Schonend, aber mit Energie gehe man vor,“ ſagten Andere; „es iſt gut, daß ſich endlich Männer zeigen und Kraft entfalten.“ „Mit Ruhe, Milde und Kraft,“ ſagte das Miniſterium. Sie Alle waren froh, die Dinge ſo leicht in's Geleiſe einzulenken, aber überraſcht, als die Studenten die ernſte Haltung zeigten. „Sieg oder Tod!“ rief es durch die Hallen. „Wir durch unſere Entwaffnung die Sache der Freiheit an die Reaktion verrathen?!“ ſagten ſie zu Montecucoli.

Sie hatten ſich beſſer vorbereitet, als die Reaktion. In dem Augenblick, als Montecucoli und Kolloredo ſprachen, zeigten ſich in allen Straßen der Vorſtädte die beredteſten Studenten und forderten das Volk zur Hülfe für die Legion, für die Freiheit auf. Das Militär hatte alle Stadtthore geſperrt. Aber als die feurigen Worte

der Abgeſandten der Legion zündeten, da ſcholl es allwärts: „Zu Hülf', zu den Waffen! Die Reaktion iſt da, in die Waffen! Man will die Legion, das Bollwerk unſrer Freiheit, zuſammenſchießen! Von dort iſt ſie uns gekommen, dort wird ſie allein bewahrt! Drauf, drauf!“ —

Und die Allarmtrommeln raſſelten in allen Vorſtädten, die Nationalgarden ſtürzten auf ihre Sammelpläze und die Arbeiter eilten aus ihren Werkſtätten, mit Blizesſchnelle, in Maſſen. Die Offiziere weigerten ſich zum Theil, die Nationalgarden der Vorſtädte in die Stadt zu führen; ſie gingen hinweg und zerbrachen ihren Degen, als die Compagnien die Legion hoch leben ließen und die Offiziere als Reaktionäre erklärten. Die Nationalgarden aber zogen ohne Offiziere fort nach der Univerſität. Das Kärthner- und Schottenthor waren noch nicht geſchloſſen; bei den andern kam es zur Gewalt. Es war gegen halb 9 Uhr.

Bei den Thoren der Leopoldſtadt fing es an. Ein Theil der Nationalgarden hatte ſich den Eingang bei dem rothen Thurm-Thor erzwungen; das Volk wollte nachdringen, die Thore wurden raſch wieder zugeworfen; das Volk drohte zu ſtürmen, da öffnete ſich eines der Thore und es fielen mehrere Schüſſe — aus Verſehen, hieß es nachher —, ein Bürger ſtürzte todt nieder; die Menge ſtob auseinander, ſammelte ſich bald, kehrte verſtärkt wieder und erzwang den Eingang: durch das geöffnete Thor ſtrömte es maſſenhaft dem Univerſitätsplaze zu. Nationalgarden wie Volk wurden mit Jubel empfangen.

Durch die übrigen Theile der Stadt liefen noch immer die Friedensmänner mit ihren weißen Stäben, die Ruhe aufrecht zu erhalten. Dieſe Schöpfung erging ſich als lebendiger Beweis für die Unerfahrenheit des Miniſteriums. Was wollen die? ſagte das Volk; wer kennt ſie? — Wir ſind die Abgeordneten des Bürgerausſchuſſes, ſagten feierlich die weißen Stäbe. — Des Bürgerausſchuſſes? lachte das Volk; wer oder was iſt das? Wir haben noch nichts von ſeinen Leiſtungen für öffentliches Wohl erfahren. — Die Friedensmänner nannten ihre, des Bürgerausſchuſſes, Namen. — Kennſt Du ſie? fragte Einer den Andern. Nein, hieß es hier. Den Einen und den Andern, ja, hieß es dort; es ſind Reaktionärs! — Fort, fort! donnerte es ihnen entgegen. Sie huſchten hinweg und verloſchen,

wie Irrlichtchen. Dem Volk ganz unbekannte oder bei ihm höchſt unbeliebte Subjekte hatte Pillersdorf, in ſeiner Unkenntniß der Menſchen und der Verhältniſſe, für die Männer des Volks gehalten, zaubermächtig, Sturm und Wetter zu bannen. Dieſe Pillersdorf-Bürgerausſchüßliche Sicherheitsanſtalt blies der erſte Luftzug aus dem Volk aus.

Vor der Aufregung und der Entſchloſſenheit der Legion hatte das Bataillon Militär zurückweichen müſſen. Kaum war es zurückgedrängt, ſo wurden Stühle und Bänke, und was taugte, zur ſichern Mauer zuſammengetragen, und der Ruf erſcholl: „Barrikaden!"

Das Straßenpflaſter wurde aufgeriſſen und die polytechniſchen Schüler verwandten die Steine ächt architektoniſch. Die Barrikaden wuchſen aus der Erde mit wunderbarer Schnelligkeit; denn faſt in dieſem Augenblicke zogen die mit ihren Werkzeugen bewaffneten Arbeiter, geführt von Studenten, die theils in den Vorſtädten wohnten, theils hinausgeſchickt waren, mit ihren Fahnen herein, Tauſende und aber Tauſende, mit ſonnverbrannten Geſichtern, mit muskelkräftigen Gliedmaaßen, haarig und bärtig, etwas unheimliche Geſtalten. „Nein," ſagten Herren und Damen in Glacehandſchuhen, zitternd hinter den Fenſterläden, „dieſe da hereinzuführen! Die Stadt wird geplündert! Vor Allem aber wehe Denen, welche dieſen Tag in ihrem Leichtſinn herbeigeführt haben!" Die Angſt machte, daß ſelbſt Die, welche geſtern noch das Miniſterium des Nichtsthuns angeklagt hatten, heute das Miniſterium verdammten, daß es that, was ſie ſo lang gefordert hatten.

Aus allen Häuſern wurden Fäſſer geſchleppt, Möbelſtücke, Holzwerk, Material aller Art; in wenigen Stunden zählte man 160 Barrikaden, die alle Straßen der Stadt ſperrten, die wenigen Pläze ausgenommen, auf welche das Militär zurückgeſchoben war. Die große Mehrzahl der ganzen Bevölkerung war wieder auf Seiten der Studenten. Wie das Militär, um ſich zu konzentriren, ſich zurückgezogen hatte, war die Nationalgarde auf die großen Pläze der Stadt gerückt, ruhig hielt ſie dieſe, wie die Thore beſezt. Sie verhielt ſich möglichſt theilnahmlos, und wo ſie Theil nahm, that ſie es für die Studenten. Wenn das Miniſterium auf eine großartige Entfaltung der Nationalgarde zählte, ſo iſt unbegreiflich, wie es kurz zuvor in einem Erlaß eben dieſer Nationalgarde das Erkennen

der Zeit abſprechen und ſie einer politiſchen Beurtheilung unfähig erklären konnte, wie es nach dem 15. Mai geſchehen war. Das kam der Legion zu gut, eben ſo die Reue manches Bürgers, der am 17. und 18. Mai ſich reaktionär erhizt hatte und jezt leugnen oder verwiſchen wollte, was er gethan, ja es ſelbſt offenherzig als einen Verrath an der guten Sache bezeichnete.

An jeder Straßenecke durfte nur ein Student ſich zeigen mit dem Pallaſch und dem deutſchen Federhut, und auf ſeinen Wink eilte das Volk mit Werkzeugen zum Brechen, zum Hauen und zum Schaufeln herbei; er bezeichnete die Linien wie ein Militär vom Fach, und Jünglings- und Männerarme, Greiſe, Weiber, Kinder waren rührig, Steine, Sand, Balken herbei zu tragen; Hände feinſter Art, ſchönſte Frauen- und Mädchenhände ſah man thätig. Die aus den Straßen geriſſenen Pflaſterſteine, die ſaubern Granitwürfel, welche nicht zu den bis zum erſten Stock ragenden Barrikaden nöthig waren, wurden in die andern Stockwerke bis zum lezten hinaufgetragen und die Fenſter bis zur Hälfte damit ausgefüllt. „Das iſt die neueſte Art Fenſterblumentöpfe," ſprach der Wiener Wiz. Mitten durch dieſe ſteinernen Bruſtwehren ſtarrten die blanken Läufe der Musketen. Weibliche Hände machten Patronen, zupften Charpie, hielten ſiedend Waſſer und Wurfſteine bereit. Vom Stephansthurm ſcholl die Sturmglocke in die durch Steinberge verſchanzte Stadt. Die Karoſſen der hohen Geſellſchaft, die in dieſen Straßen ſonſt herrſchend raſſelten, — wo waren ſie? Auf allen Tummelpläzen für den Luxus und die Ariſtokratie herrſchte jezt drohend die Revolution und das Volk. Ein Geiſt, wie er Paris in den großen Tagen bewegt hatte, ſchauerte durch die Kaiſerſtadt an der Donau, und regte in faſt allen Herzen, in welchen warmes Blut und Geſundheit war, den Kampf und Todesmuth für die Freiheit auf. Die Gefahr des Augenblicks hatte eine wunderbare Einſtimmigkeit in der vor wenigen Tagen ſo mißgeſtimmten Stadt hervorgebracht.

Militärs auf der Gegner Seite verſagten der gewaffneten Volkskraft ihre volle Anerkennung nicht, den herrlichen Kolonnen der Nationalgarden, der Allmacht der begeiſterten Jugend in der Legion, den nervigten Arbeitern mit ihrer eigenen Art von Bewaffnung, wie ſie daherzogen, die Entſchloſſenheit ſelbſt. Die Schloſſer und Maſchinenbauer trugen gewaltige Eiſenſtangen, die ſie flugs an der

Eſſe geglüht und zugeſpizt hatten. Jeder Arbeiter ſchwärmte, aber auch, wie verwandelt, jeder Bürger. Ließen wir uns jezt, ſagten ſie, die Legion nehmen, über ein Kleines nähme man uns die Nationalgarde und dann ſchlöſſe man uns wieder in den Käfig.

So ſehr die herantretende Revolution für die Ariſtokratie, für die feinere Geſellſchaft etwas Schreckliches, ja Abſcheuliches hatte, ſo unwiderſtehlich wirkte die ſiegende Revolution auf dieſelbe Ariſtokratie, auf die Damen voran, ſie fingen an mit zu ſchwärmen. Es war die Allmacht des Neuen, aber auch des Großen, des Erhabenen, die Allmacht des wahren Geiſtes auf Diejenigen, welche Eſprit bisher für Geiſt gehalten hatten. Die Wiener hohe Geſellſchaft iſt keine aus dem Sand Pommerns und der Mark; Schillers idealer Schwung, die Poeſie des Erhabenen hat von Anfang an kaum in Schwaben ſo ergriffen, begeiſtert und hingeriſſen, wie in dem naiven Wien, in dem abgeſchloſſenen Oeſterreich die weiblichen und männlichen Herzen und Geiſter davon es wurden, freilich als von verbotener Koſt. In dieſer Begeiſterungsfähigkeit, in dieſer noch unentwickelten, bisher zurückgedrückten Empfänglichkeit der öſterreichiſchen Natur für alles Große und Schöne im Reiche des Dichtens, des Denkens und des Lebens liegt die große Zukunft der deutſchen Nation.

Jede Barrikade war gemeinſchaftlich von Studenten und Arbeitern beſezt, die Stadt war durch ſie und die Nationalgarde in den Händen des Volkes. Der Bürgerausſchuß machte einige Verſuche, Verordnungen zu erlaſſen, und ſah dann ein, daß er Null war. Die Regierungsgewalt fühlte ſich machtlos, verlaſſen; von dem allgemeinen Zug zur Revolution, der alle Stände mit fort zu reißen ſchien, betäubt, gelähmt.

Im ehemaligen Hofkriegsrathsgebäude ſaß man und hielt Kriegsrath unter dem Vorſiz des Feldmarſchalllieutenants Grafen von Auersperg, des Stadtcommandanten, der nach der Entfernung des Grafen Hoyos ſeit dem 18. Mai den Oberbefehl über die Nationalgarden führte.

Auersperg war hochgeachtet von allem Volk, und blieb es durch alle Aenderungen der Zeit hindurch.

Die Regierung hatte einen ſchlimmen Stand. Gerade Die, welche ſie ſo weit getrieben mit täglichem Geſchrei, ſtanden ihr ganz

ab, da es gefährlich wurde, und machten ihr Vorwürfe, daß ſie nicht vorſichtiger geweſen. Sie erkannte jezt, daß der gethane Schritt ohne vorherige genaue Berechnung der ausreichenden Mittel ein großer Fehler von ihr war, daß an Anſehen und Achtung das Miniſterium in eben dem Grad verlor, als die ſiegreiche Univerſität gewann. „Und dennoch", ſagte Pillersdorf, „wagen wir es, lieber das Anſehen der Regierung zu ſchwächen, als uns auf einen zweifelhaften Straßenkampf einzulaſſen, der im ungünſtigen Fall mit einer proviſoriſchen Regierung, im günſtigſten mit einem Schutt- und Leichenhaufen enden muß." Auch Graf Auersberg war gleicher Anſicht. Er hatte den ganzen Morgen über ein umſichtiges und humanes Benehmen beobachtet, theils um Bürgerblut zu ſchonen, theils weil er die Folgen für unüberſehbar hielt, die ein ſo leicht möglicher Zuſammenſtoß haben könnte. Auch Latour, der Kriegsminiſter, der in der Frühe noch von der Strenge des Geſezes und ſeiner nothwendigen Anwendung gegen Mißachtende geſprochen hatte, ſtimmte jezt ein. Die Verbrüderung der Arbeiter mit den Studenten, „der Unwiſſenheit mit der Unerfahrenheit, der Leichtgläubigkeit mit der Fantaſterei, der gutmüthigen Rohheit mit der Jugendhize", der mit fortgeriſſenen Nationalgarde, des ganzen „revolutions-toll gewordenen" Wiens mit der Legion ſchien „eine gefährliche Liga," dazu fürchtete man, was nirgends da war, „eingeſchlichene fremde Elemente, die da aufregen und leiten". Es wurde beſchloſſen, das Militär in die Kaſernen zurückzuziehen.

Tief wirkte die würdige Haltung des Volkes. Wo man es zu Ausſchweifungen aufreizen wollte, widerſtand es. Nirgends Anarchie, nirgends eine Spur der gefürchteten und ſo oft als Geſpenſt heraufbeſchworenen Plünderungsſucht der Maſſe. „Heilig iſt das Eigenthum!" ſtand an allen Gewölben und Thüren. Jeder Beſiz war geſchüzt; die faſt einen Tag lang nichts gegeſſen hatten, waren Wächter des werthvollſten Eigenthums, ohne etwas anzurühren. Wo Einer Miſſethäter ſeyn wollte, wurde er vom Proletariat ergriffen und der Nationalgarde oder der Legion überantwortet.

Der Feldpater fehlte der Legion nicht. Es war Füſter, der Profeſſor der Religion an der Univerſität, ehemals Kloſtergeiſtlicher, eine herrliche, körnige Natur, voll Eifer und Humor, ein Abraham a Sancta Clara der Revolution, der Freiheit. Der hochwüchſige,

ſtarkſtämmige Prieſter mit dem edeln Geſicht, der weithin tragenden Stimme, und mit der Jugendfriſche und Beweglichkeit in ſcheinbar ſchwerfälligem Körper, hatte die Liebe Aller: er war treu, als andere Profeſſoren abfällig wurden, gerade Die, welche im März die ſchönſten Worte gemacht hatten. Den Arbeitern galt er als Prophet, auf ſeine Worte kommt viel von der ſchönen Ordnung des Tages.

Mehr noch als je einmal war die Univerſität der Mittelpunkt der bewegten Stadt, Vielen ein Heiligthum, beſonders den niedern Klaſſen, den Damen der Siz des neuen Ritterthums. Eine Schaar Weiber, abenteuerlich bewaffnet, kam und bat um die Ehre, nur durch die Aula marſchiren zu dürfen. Und eine alte Frau war darunter, die weinte vor Freude, als ſie die Hallen ſah, ihr Sohn war auch ein Student.

Gegen 3 Uhr Mittags zog das Militär aus der Stadt in ſeine Kaſernen und die Nationalgarde beſezte in großer Maſſe die Hofburg; an der Nationalbank und allen öffentlichen Gebäuden ſtanden ihre Poſten; die andern Kolonnen zogen Abends in ihre Bezirke zurück.

Das Miniſterium hatte an dieſem Tage die Souveränität des Volkes als eine Thatſache erkannt. Es beſtätigte die Errungenſchaften des 15. Mai. Das Volk ſuchte nach den „Verräthern," den Grafen Breuner, Bombelles, Lazanski, Hoyos, Montecucoli, nach den Profeſſoren Endlicher und Hye, von denen es hieß, ſie haben zur Militärgewalt gerathen. Endlicher war in der That von der Seite der Volkspartei auf die Seite der Regierung übergetreten, er opferte damit nicht bloß ſeine politiſche Anſicht, ſondern ſich ſelbſt, ſeine Volksbeliebtheit, ſeinen Ruf als Lehrer und Patriot dem Miniſterium. Er rettete ſich vor der Volksrache durch die Flucht und ſtarb nach zehn Monaten gebrochenen Herzens. Profeſſor Hye wurde Abends gefangen. Von ſeiner Vergötterung aus den erſten Märztagen war er zum Gegenſtand zuerſt der Mißachtung wegen ſeiner Vertheidigung des Preßgeſezes, dann zur Zielſcheibe des Haſſes herabgeſunken; ein Mann von Geiſt und Wiſſen, aber ohne die Charakterſtärke und Selbſtſtändigkeit des Willens, wie ſie nöthig waren, in den Anbrandungen einer Revolution zu ſtehen. Auch Graf Hoyos wurde gefangen. Gern hätte die Legion noch mehr Geißeln gehabt, doch gab ſie ſich zufrieden mit den Beiden. Das Volk aber hing in

bitterm Scherz die Grafen Bombelles und Montecucoli als Strohmänner auf den Barrikaden an hohe Stangen.

An den Barrikaden lagerten Studenten, Nationalgarden und Arbeiter brüderlich untereinander; die Wachtfeuer brannten und ſie ſangen Spottlieder auf die mißliebigen Perſonen des Tages daran. Ueber die Gruppen hin flatterten die deutſchen Fahnen.

Sein geſunkenes Anſehen zu erſezen, willigte das Miniſterium in die Bildung eines Ausſchuſſes für Sicherheit, Ordnung, Ruhe und Wahrung der Volksrechte. Das Miniſterium ſuchte ſich dadurch wieder in's Vertrauen zu ſezen, daß es dieſe Behörde aus den populärſten Elementen der Bevölkerung bilden ließ, aus Studenten, Nationalgarden und Bürgern. Noch in dieſer Nacht wurden die Mitglieder des aufgelöſten Centralvereins aus ihren verſchiedenen Bezirken zuſammen gerufen, alle Compagnien ſtellten Vertreter zu dem neuen Sicherheitsausſchuß. Dieſer trat noch in dieſer Nacht zu ſeiner erſten Sizung zuſammen. Es war nöthig, da jede Behörde ohne Macht, die Polizei verhaßt und geächtet war und der Gemeinderath keinen Gehorſam fand. So wurde der Sicherheitsausſchuß die geſezliche Gewalt. Solche, die kein gutes Gewiſſen hatten, denen es graute, verließen eilig Wien auf Seitenwegen. „Die Regierung,“ ſagten ſie, „hat ſich in dem Sicherheitsausſchuß, ſchon ſeinem Namen nach, ihren Todtenſchein ausgeſtellt. Es geht bös!“ —

Der Sicherheitsausſchuß ſtand unabhängig neben, thatſächlich über dem Miniſterium; und dieſe Männer des Volkes, ſchlicht und recht, fingen an zu handeln, ſie ſezten Diejenigen in Anklageſtand, welche die Urſache der geſtörten Ruhe des Tages waren, und forderten ſie vor ihr Gericht. Zugleich ſorgten ſie für die Sicherheit der Stadt und überwachten das Miniſterium. Pillersdorf hatte ſich wankend gezeigt, Latour feindſelig. Es war Grund, dieſem Miniſterium zu mißtrauen. Einzelne fürchteten ſogar, es gehe damit um, heimlich aus der Stadt zu kommen.

Alle Stadtthore wurden feſt verbarrikadirt, die Brücken, über welche ein Zugang möglich war, abgebrochen, für den Fall, daß von Außen ein Militärangriff verſucht würde. Man traute Latour Alles zu, namentlich, daß er Truppen aus Mähren herbeirufe. Schon Mittags hatte ſich das Volk auf den Bahnhof der Nordbahn geworfen

und die Direktion in Pflicht genommen, daß ſie keine Truppenbeförderung von daher zugebe. Ein Haufe Arbeiter hatte ſich jenſeits der Taborbrücke aufgeſtellt, und die ganze Linie entlang war das Volk bereit, die Eiſenbahn aufzureißen, da man hörte, die Truppen ſeyen ſchon in Lundenburg. Alles draußen ſpürte es, daß es jezt mehr zu ſtürzen galt, als da man Metternich ſtürzte. Auf dieſe Leute wirkte es nicht, was dem Bourgeois in Wien nach dem 15. Mai mit viel Wirkſamkeit zugeraunt worden war: das Treiben der Studenten bringe es dahin, daß Wien zu Grunde gehe, weil dann Frankfurt die Hauptſtadt des Reiches werde. Ein ſicherer Inſtinkt des Volkes lenkte die Furcht deſſelben auf Einen Mann, auf den Fürſten Windiſchgräz. „Er will kommen," hieß es, „und ſich rächen, daß man ihn im März aus Wien verdrängt hat."

Darum ließen ſich die Arbeiter nicht abhalten, neue Barrikaden fort und fort zu machen, bis Alles verbarrikadirt war. Erſt in der tiefen Nacht war der Lärm des Pflaſteraufreißens verſtummt, alle Barrikaden waren ſtark beſezt, die Nationalgarden wach, hell loderten die Feuer auf den Straßen, und wie ein heiliger Choral, vieltauſendſtimmig geſungen, klang durch die Stille der Nacht das Lied: „Was iſt des Deutſchen Vaterland."

Es iſt 12 Uhr Nachts vorüber, zwei ſtarke Schüſſe knallen plözlich und dumpf, ferne her, noch ein Augenblick, und Hunderte von Trommeln wirbeln Allarm, und auf allen Kirchthürmen wird die Sturmglocke angeſchlagen, und von Barrikade zu Barrikade, von Straße zu Straße, durch die Stadt, durch die Vorſtädte hin läuft laut, blizſchnell der Commandoruf der Befehlshaber. Windiſchgräz, heißt es, ſteht mit mehreren Regimentern ſchon nah' am Schottenthor. Die Armee iſt hinter ihm im Anzug, er will die Stadt ſtürmen.

Ein zu Kampf und Tod bereites Volk ſtand und lud hinter den Barrikaden, rüſtete ſich und die Mittel zum Widerſtand in den Häuſern. Bald zeigte ſich, daß kein Feind vor den Thoren war: die Schüſſe kamen von einem mit Ungarn landenden Dampfboot, das ſich ſignaliſirt hatte. Die blizſchnelle Entſchloſſenheit, die Waffenmacht und der Heldenmuth der Wiener Bevölkerung, welche in dieſer Mitternacht ſo unleugbar vor Augen traten, überzeugten die Kamarilla, daß ein offener Kampf vorerſt nicht zu wagen ſey mit den Mitteln, über die man bis jezt verfügen konnte.

Doch wurde noch der anbrechende Morgen und der ganze Tag wachſam vom Volke zugebracht. Der Sicherheitsausſchuß, der ſich jezt durch ſeine Wahlen neu gebildet hatte, erhielt vom Miniſterium die Zuſage, daß es nicht nur ſelbſt an den Errungenſchaften des 15. Mai ſtreng feſthalten, die „unverantwortlichen Rathgeber der Krone“ ſtrafen und die Rückkehr des Kaiſers nach Wien oder einen Stellvertreter fordern werde. Von Inſpruck kam die Antwort, der Kaiſer gedenke nicht, etwas an den Errungenſchaften zu ſchmälern, und bis ſeine Geſundheit ihm die Rückkehr erlaube, werde er den Erzherzog Johann als Stellvertreter ſchicken.

Schon auf die Erklärungen des Miniſteriums hin, und da nirgends ein Feind ſich zeigte, eilte der Sicherheitsausſchuß, unter Mitwirkung der Legion, die Barrikaden abtragen zu laſſen. Am dritten Tag — ſo raſch wurde gearbeitet — waren alle Straßen dem Verkehr wieder geöffnet, der Bürger bei ſeinem Geſchäft, der Arbeiter auf ſeiner Werkſtätte. Die Legion trat in den Hintergrund vor dem Sicherheitsausſchuß. Wie zuvor in der Aula, brachte das Volk ſeine Klagen jezt bei dem Ausſchuß vor: dieſer war die eigentlich vollziehende Gewalt, eine Ausnahmsbehörde, der die übrigen untergeordnet waren; ſehr populär wurde er durch Beſchüzung des Volkes vor Ungerechtigkeit, durch wirkſame Strafen betrügeriſcher Gewerbsleute, durch Beaufſichtigung des Lebensmittelverkaufs und durch Ueberwachung des Miniſteriums, daß es die konſtitutionellen Formen einhielt. Die Wahlen für den Reichstag wurden ausgeſchrieben und gingen ohne Anſtand vor ſich. Die ausgezeichnetſten Mitglieder der Legion wurden darein gewählt: Füſter, Goldmark, Fiſchhof. Fiſchhof führte auch den Vorſiz in dem Sicherheitsausſchuß, und die beſten Kräfte des Lezteren waren aus der Legion.

Draußen aber, rings um Wien her, trübte ſich der politiſche Himmel immer mehr, und innen, in der Stadt, wurde leiſe gearbeitet von der unſichtbaren Reaktion, die neue Ordnung zu unterhöhlen.

Anfänge der Entwicklung des Reaktionsplans im Kaiſerſtaat.

Die Wege der Reaktion in Oeſterreich ſind noch lange nicht ſo aufgedeckt, wie die der königlich preußiſchen, der Potsdamer, und ihrer Verbündeten, aber die Erfolge ſprachen laut für die Aehnlichkeit der krummen und geraden Wege und der Kreiſe, innerhalb deren die Reaktion hier wie dort ſich bewegte. Den Mittelpunkt derſelben in Inſpruck bildete der Graf Bombelles. Er war zulezt erſter Miniſter der verſtorbenen Erzherzogin Marie Louiſe in Parma geweſen. Als der Erzherzog Franz Joſef zum Statthalter in Böhmen ernannt wurde, und es verlautete, ſein Liebling, der Graf Bombelles, werde ihn begleiten, mißfiel es im ganzen Kaiſerſtaat ſo ſehr, daß die Nachricht vom Mitgang des Leztern amtlich widerrufen wurde. Da las man in den Blättern: „Der ſtarre Ariſtokrat, der die Wiſſenſchaft haßt und nur das hiſtoriſche Recht als ein unverlezliches anerkennt, hat ſeine Rolle ausgeſpielt.“ So unheilvoll hatte dieſer Mann in ſeiner früheren Laufbahn ſich bekannt gemacht. Und dieſen Mann ſtellte ein unglückſeliges Verhängniß in den Stunden der Entſcheidung als Begleiter und Rathgeber des Kaiſers, des Thronfolgers, der ganzen kaiſerlichen Familie hin. Er war der einzige bekannte Name, der bei der Flucht des Kaiſers aus Wien in deſſen Gefolge ſich befand, und als in Inſpruck die glänzenden Namen, und viel berüchtigte darunter, um den Kaiſer ſich ſammelten, ſo gelang es dem Grafen Bombelles doch, jeden andern Einfluß neben ſich zum Schweigen zu bringen. Feind und Freund laſſen es dem Grafen, daß er ein Charakter iſt, aber ein Charakter in einer für Volk und Freiheit böſen Richtung.

Bombelles hatte ſich bisher gezeigt als den Mann eines ſtarren, abgeſchloſſenen Syſtems, des Syſtems eines Hallers und eines Jarke, unbeweglich, herzlos, ſchroff gegen den Geiſt und die Forderungen der Zeit, ein auserwähltes Rüſtzeug auf dem Feld der Politik und des Hofes in der Hand jener Partei, welcher Haller und Jarke mit der Feder dienten.

Man hörte ſelbſt treu'ſt gegen das Kaiſerhaus geſinnte Oeſterreicher wider ihn ſprechen. Gute Oeſterreicher waren es, die öffentlich ſagten: „Der Kaiſer hat jezt das Recht, von uns Beweiſe der Reue, Bürgſchaften der Ruhe zu verlangen; aber wir müſſen dem Kaiſer mit der Bitte nahen, dieſen unheilvollen Mann aus ſeiner Nähe und der Geſellſchaft der Prinzen zu entfernen, welche die Hoffnung unſerer Zukunft ſind." — „Einem Manne, wie Bombelles," ſagten Andere, „iſt die Konſtitution nichts, als ein erzwungenes Zugeſtändniß, der Noth des Augenblicks gemacht; er kann keine Sympathie für uns haben und keine den empfänglichen Herzen unſrer edeln Prinzen eingeben."

Pillersdorf und Doblhoff, im Herzen Freunde des Volks und des Fortſchritts, eilten auch, den Kaiſer vor unheilvollen Einflüſſen, ſo weit ſie vermochten, zu wahren: der Miniſter Doblhoff begab ſich nach Inſpruck und blieb um den Kaiſer, damit der konſtitutionelle Kaiſer an ſeinem Inſprucker Hof ein konſtitutionelles Organ habe, mehr, um der, dem Volke wohlwollenden, der Freiheit ebenfalls im Herzen nicht feindlichen, durch das alte Syſtem Metternichs unauslöſchlich tief verlezten Perſon des Kaiſers zu einigem Schuz zu dienen.

Das Miniſterium bemühte ſich, wie es konnte, populär zu werden; eine Kundmachung des Juſtizminiſters erklärte ſchon am 31. Mai alle entehrenden Strafen, namentlich die körperliche Züchtigung und die öffentliche Ausſtellung, zugleich auch die polizeiliche Hausſuchung für abgeſchafft. Die Aufregung und Spannung in den Gemüthern, ſo ruhig die Stadt war, dauerte fort, und ſo ſehr die Führer des Volkes Pillersdorf ſtüzten, ſo konnte ſein Miniſterium im Vertrauen der Maſſen doch nicht Wurzel faſſen. Dieſe glaubten an das Einverſtändniß der Miniſter, wenigſtens eines Theils derſelben, mit der Kamarilla und dem Adel; dem Leztern, wie der Erſtern, wurde Antheil an der plözlichen Flucht des Kaiſers zugeſchrieben. Viele adelige Familien hatten noch in derſelben Nacht Wien verlaſſen, andere waren nachgefolgt.

Die Furcht, die Beſtürzung des Augenblicks trieb Manchen fort. Wie man im Volke Czechen, Ruſſen, die Radeßky'ſche Armee fürchtete, ſo bangte Manchem in den höheren Klaſſen vor Anarchie, Pöbelherrſchaft, Plünderung, ja vor der Guillotine. Dem größten

Theile des Adels aber ſchrieb das Volk dabei die Abſicht zu, die Bürgerſchaft dadurch für ihre Erhebung zu ſtrafen.

Man hatte Adelige bei ihrer Hinausfahrt ſagen hören: „Die Wiener ſollen an ihrer Revolution zu Grunde gehen, wir müſſen ihnen das Brod entziehen und ihre Stadt durch Truppen einſchließen und abſperren.“ Der Adel wollte die Wiener durch ſeine Entfernung für die Aufnahme reaktionärer Maaßnahmen mürbe und empfänglich machen. Die Ruhe auf den Straßen zeigte erſt, wie leer ſie geworden. Alle Paläſte und Landhäuſer in der Umgegend ſtanden verlaſſen; ihr Anblick wirkte auf die Stimmung manches Bürgers. Seit den Barrikadentagen ergriff das Fluchtfieber auch die geldverzehrenden Fremden und den wohlhabenden Mittelſtand. Die Reiſewagen drängten ſich zu den Linien hinaus. Die meiſten Reichen flohen aus Angſt, als Geißeln zurück behalten zu werden, aus Trieb, vor dem Kaiſer als treue Unterthanen zu gelten, aus Schrecken vor Dingen, die da kommen könnten, wenn das Stocken aller Geſchäfte die Arbeiter arbeitslos machen würde.

So ſah man jezt auch die Magazine und Gewölbe leer ſtehen, und in den Vorſtädten, wo Tauſende ſonſt von der Hand in den Mund lebten, wuchs die Noth ſtündlich; aber wunderbar, in Ordnung blieben, die in Noth waren, ehrenhaft, beſonnen.

„Die Miniſter kennen keine Reaktion, welche ihren Gang zu lähmen bemüht, oder das vom Monarchen Zugeſtandene zurück zu nehmen vermögend wäre“, — ſo verkündigte am 30. Mai der Miniſterrath, und übergab den Bürgern und der Legion ſechs Batterien Geſchüze, wie ſie verlangten. Aber was man von draußen her hörte, lautete verdächtig; von dem nahen Baden, wo die Häuſer gepfropft voll waren von flüchtigen Familien; von Iſchl, das ein zweites Koblenz geworden war, und von reaktionären Hochtorys wimmelte; von Inſpruck, von wo aus man die Provinzen gegen die Hauptſtadt ſtimmte und erregte. In Böhmen, Kärnthen, Krain, Kroatien und Steyermark wurden die entſchiedenſten Loyalitätserklärungen aufgebracht und nach Inſpruck durch Abordnungen befördert. Der kaiſerliche Hof war in der Hauptſtadt Tyrols mit Glanz aufgenommen worden, und die Biſchöfe von Brixen und Trient, alle Häupter der kirchlichen Partei eilten nach Inſpruck an den Kaiſerhof. Auch von Ungarn kam der Palatin, Erzherzog Stephan, dahin.

Wie die Geſandten Rußlands und Preußens und der andern deutſchen und auswärtigen Staaten, war auch der ungariſche Miniſter, Fürſt Paul Eſterhazi, dem Hof nach Inſpruck gefolgt, und durch ihn wiederholte das ungariſche Miniſterium die Gefühle der unverbrüchlichen Treue und feſten Anhänglichkeit der Ungarn an ihren König mit der Bitte, er möchte mit ſeiner erlauchten Familie Ungarn durch einen Beſuch beglücken. Aus den Provinzen liefen namentlich Proteſtationen gegen den Wiener 15. Mai ein, und das Verlangen, daß der Reichstag außerhalb Wiens, etwa in Linz oder Inſpruck, abgehalten werde. Auch „der öffentliche Convent" von Schleſien beantragte Verlegung des Hoflagers, des Miniſteriums und des Reichstags in eine andere Stadt, wenn Wiens Bevölkerung nicht Bürgſchaft gegen gewaltſames Eingreifen in den konſtitutionellen Gang der Regierung gebe. Gegen die erſten vom Miniſterrath gewählten Abgeſandten hatte der Kaiſer ſich ſehr verlezt durch die Vorgänge am 15. Mai ausgeſprochen. Der Erzherzog Franz Karl, hieß es, und die Erzherzogin Sophie haben geweint. Der Kaiſer hatte geſchrieben: „die Stadt Wien habe ihre früher gegen ihn und ſeine Vorfahren ſtets bewieſene Treue ſo ſehr verlezt, daß er erſt wieder dahin zurück kommen könne, wenn er ſich von der Rückkehr zu ihren früheren Geſinnungen vollkommen überzeugt haben werde. Der Miniſterrath werde, wie der Kaiſer es bei ſeiner Abreiſe vorausgeſezt habe, es in ſeiner Pflicht finden, einſtweilen alles Das vorzukehren, was die Lage der Monarchie und die Wahrung des Thrones von demſelben fordere."

Dieſes Schreiben, und was die Abgeſandten mündlich von Inſpruck brachten, war offenbar von Einfluß auf die Maaßnahmen des Miniſterraths am 25. Mai. So zu ſagen ohne Vollmacht des Hofes waren die Miniſter bis dahin geweſen, und jezt hatten ſie nur dieen allgemeinen Fingerzeig, und unter ſich, im eigenen Schooße des Miniſterrathes, Spaltung.

Um das Landvolk über die Wiener Ereigniſſe vom 26. Mai aufzuklären und den Entſtellungen der Reaktionäre zu begegnen, ſchickte die Aula gegen anderthalbhundert Studierende in ihre Heimath ab; in der nächſten Umgebung von Wien gelang es ihnen, die Bauern für ihre Sache zu gewinnen, auch in der Steyermark. Die Steyrer ſchloſſen ſich ganz an; der Wortführer der Grazer Abordnung

erklärte im Sicherheitsausſchuß: dreißigtauſend bewaffnete Steyrer ſtehen bereit, den Wienern zuzuziehen.

Das Ausbleiben des in der Nacht vom 26. auf den 27. Mai an den Kaiſer geſchickten Kuriers und aller offiziellen Nachrichten aus Inſpruck beſtimmte zu einer neuen allgemeinen Abordnung aller Körperſchaften und Vereine Wiens, unterſtüzt durch Abgeordnete aus Brünn, Graz, Linz und andern Städten, nach Inſpruck, den Kaiſer um ſchleunige Rückkehr dringend zu bitten. Die Mißſtimmung wuchs, da der Kaiſer zögerte, um ſo mehr, da eine Veröffentlichung des Miniſteriums ergab, daß im Monat April vierthalb Millionen Gulden minder eingenommen, als ausgegeben wurden, da Ungarn und Italien keinen Ertrag mehr für den Staatsſchaz lieferten, und bei der Stockung der Gewerbe und des Handels, bei der allgemeinen Einſchränkung in Luxusſachen und Lebensbedürfniſſen die indirekten Abgaben einen ſehr bedeutenden Ausfall erlitten. Viele Familien, die bisher geblieben waren, gingen jezt erſt fort. „Der Terrorismus greift bedrohlich um ſich,“ ſagten ſie; „wir dürfen an öffentlichen Orten, wenn wir nicht mit dem Strome fortſchwimmen, ja kaum noch unſere Meinungen äußern.“

In Wahrheit herrſchte ſo wenig Terrorismus in Wien, daß die gefangenen Veranlaſſer der Bewegung vom 15. und 26. Mai, Graf Hoyos und Andere, freigelaſſen wurden, „weil in dem Strafgeſezbuch der Fall des Hochverraths gegen das Volk nicht vorgeſehen ſey“. Hye äußerte dabei ſeine Ueberzeugung, daß Graf Montecucoli an den Vorfällen vom 26. Mai unſchuldig ſey, und der Kriegsminiſter Latour den Befehl zum Ausrücken des Militärs gegeben habe.

Am 4. Juni regten neue Gerüchte die Stadt auf: es ziehen Truppen von Gallizien her, es wolle der Kaiſer abdanken. Das Miniſterium widerſprach amtlich, ſuchte aber zugleich den Sicherheitsausſchuß zu veranlaſſen, ſich zu Gunſten der Regierung aufzulöſen, es ſey ſonſt an einen Zuſammentritt des Reichstags in Wien nicht zu denken. Um der Arbeiter ſich zû entledigen, hatte das Kriegsminiſterium eine Werbung nach Italien auf die Kriegsdauer mit einem Handgeld von drei Gulden C. M. veranſtaltet, und zu dieſem Zweck Hütten auf dem Glacis aufſchlagen laſſen. Dieſe wurden von den Arbeitern gewaltſam zerſtört, und die, welche der Werbung gefolgt, zum Rücktritt genöthigt. „Wir müſſen als eine

kompakte Macht in der Hauptſtadt verbleiben," hieß es unter ihnen. Ein Theil der Geiſtlichen hatte ſehr reaktionär gepredigt. Nun wurde abſichtlich verbreitet, die Arbeiter wollen die Klöſter plündern und aufheben. Sie gingen aber in ihre Werkſtätten oder zu den öffentlichen Bauten, bei denen durch den Stadtrath und die Regierung über vierzehntauſend beſchäftigt wurden.

Endlich kam die Nachricht: der Kaiſer beſtreite nichts von den Errungenſchaften, und er ſelbſt mißbillige den ungeſchickten, folglich ſtrafbaren Verſuch gegen die öffentliche Meinung vom 26. Mai in Wien. Der 7. Juni brachte die kaiſerliche Proklamation, in der er zu „den getreuen Einwohnern ſeiner Reſidenz" ſprach: „Die Stadt Wien hat zuerſt, und bald darauf haben die Abgeſandten meines ganzen Reiches dankbar anerkannt, daß es mir in den denkwürdigen Märztagen heiliger Ernſt und zugleich die für mein Herz und meine unbegrenzte Liebe zu meinen Völkern befriedigendſte That meines Lebens war, als ich ihren Wünſchen durch eine den Zeitbedürfniſſen angemeſſene, im weiteſten Sinne des Wortes freiſinnige Verfaſſung entgegen kam. Mit derſelben habe ich den Forderungen der Zeit, den Bedürfniſſen der einzelnen Provinzen, der überwiegenden Meinung meines Volkes, welche, im Wege des Geſezes geltend gemacht, mich jederzeit in meinen Beſchlüſſen beſtimmen wird, nicht vorgreifen wollen. Meine Ueberzeugung jedoch, daß die von mir ertheilte Verfaſſungsurkunde den allgemeinen Erwartungen genügen werde, iſt durch die in den verſchiedenen Provinzen aufgetauchten Beſorgniſſe für die richtige Auffaſſung und Würdigung ihrer nicht unweſentlichen beſondern Verhältniſſe, ſo wie durch die am 15. Mai in Wien vorgefallenen Ereigniſſe erſchüttert worden. Ich habe daher am 16. Mai keinen Anſtand genommen, den nächſten Reichstag als einen konſtituirenden zu erklären und die damit im Einklang ſtehenden Wahlen zuzuſichern. Die Art und Weiſe, wie ich hiezu veranlaßt worden bin, hat mich tief verlezt. Die öffentliche Meinung in ganz Europa hat ſich darüber einſtimmig und im höchſten Grade mißbilligend ausgeſprochen. Allein die Sache ſelbſt bin ich bereit feſt zu halten, weil ſie mir die Bürgſchaft gewährt, daß die Verfaſſung, die meinem Reich geiſtige und materielle Macht verleihen ſoll, in ihren Grundlagen, wie in ihren Einzelheiten, ein Werk des geſezlich ausgeprägten Geſammtwillens ſeyn werde, mit welchem

Hand in Hand zu gehen ich feſt entſchloſſen bin. Mein ſehnliches Verlangen — und ich bin überzeugt, daß ich es nicht vergeblich ausſpreche — iſt nunmehr, daß die baldige Eröffnung dieſes Reichstags in Wien, dem Siz meiner Regierung, möglich werde. Soll aber dieſe Eröffnung an keinem andern Orte und bald zu Stande kommen, ſo iſt es unerläßlich, daß in den Mauern Wiens ungetrübte und feſt begründete Ruhe und Ordnung herrſche, und daß den Abgeordneten der Provinzen für die Freiheit ihrer Berathungen vollkommene Sicherſtellung gewährt und verbürgt werde. Ich darf daher von den Einwohnern Wiens erwarten, daß ſie Alles aufbieten werden, damit die geſezliche Ordnung in jeder Beziehung wieder eintrete; ich erwarte, daß alle perſönlichen Feindſchaften aufhören und unter allen Bewohnern Wiens der Geiſt des Friedens und der Verſöhnung allein vorherrſchend werde. Mit väterlichem Wohlwollen ſtelle ich dieſe Forderung an die geſammte Bevölkerung Wiens und baue auf deren Erfüllung, denn ich werde den Tag preiſen, wo ich mit der Eröffnung des Reichstags zugleich das freudige Wiederſehen der meinem Herzen noch immer theuern Wiener feiern kann."

Dieſe Kundgabe machte ziemlich günſtigen Eindruck auf die Mehrheit der Wiener. Man glaubte die Kamarilla beſiegt. Seit Weſſenbergs Ankunft in Inſpruck, ſagte man ſich, iſt die reaktionäre Kamarilla gänzlich gelähmt, und auch der Einwirkung des „volksfreundlichen" Erzherzogs Johann ſtehe kein Hinderniß mehr entgegen. Wenige Tage darauf erſchien eine neue Kundgabe des Kaiſers, die das Feſthalten an den ſeither verliehenen Freiheiten und deren Ausbildung durch den Reichstag, wie deſſen Abhaltung in Wien, unter Verbürgung vollſtändiger Berathungsfreiheit für die Abgeordneten, in noch beſtimmtern Ausdrücken zuſicherte. Namentlich war darin das ausſchließliche Recht der Reichsverſammlung zuerkannt, über die zukünftige Reichsverfaſſung endgültig zu beſchließen.

Auf das beehrten die Nationalgarden das Linienmilitär mit Muſik und Fackelzügen vor allen Kaſernen, und begrüßten Offiziere und Mannſchaft mit Lebehochs; und alsbald erleuchteten ſich auch die Kaſernen feſtlich. Die Studenten feierten in dem romantiſchen Heimbach mit den Nationalgarden ein Verbrüderungsfeſt. Die Uebungsmärſche der Volksbewaffnung wurden zu Luſtpartien mit Muſik in die ſchönen Umgebungen der Stadt. Es ſchien, als wolle

ſich das noch junge politiſche Leben Wiens wieder in jene, dem Wiener gleichſam angeborne Schau- und Vergnügungsſucht umwandeln und zerſezen. Die traurigen Nachrichten von dem Heer in Italien liefen wie ſchwarze Wolkenſchatten, tief erſchütternd über Wien hin. Die Wiener wünſchten den unglückſeligen, den Staat aufreibenden Krieg bald durch friedliche Unterhandlungen geſchlichtet. Ein Brief des lombardiſchen Kriegsminiſters Pompeo Litta vom 26. Mai beſtärkte die Wiener darin. „Sprechen Sie für den Frieden,“ ſchrieb er an Hammer-Purgſtall. „Die Thatſache der Nationalität läßt ſich nicht wegleugnen, noch beſchwichtigen; bei uns iſt die Nationalität eine glühende Leidenſchaft geworden. Wir ſind im Krieg; aber wird das Haus Oeſterreich durch denſelben ſeine Lage verbeſſern? Wird der Krieg dem Wiener Handel Vortheil bringen? Böhmen vertheidigt das ſlaviſche Prinzip, Frankfurt das germaniſche: mit welchem Grunde kann man das italieniſche anfechten? Wenn die Franzoſen nach Italien kämen, wäre dies nicht ein Unglück für ganz Europa? Darum trete man ſchleunigſt in Unterhandlung, aber nicht durch Proklamationen, von denen die Italiener ſagen, dergleichen Verſprechungen ſeyen von den öſterreichiſchen Miniſtern ſchon hundert Mal gegeben worden, ohne ein einziges Mal gehalten worden zu ſeyn.“

Die Gewißheit von der nahen Rückkehr des Kaiſers erfreute manche Wiener Bürger ſo ſehr, daß man ſie ſagen hörte: „Alles verheißt wieder eine befriedigende Zukunft. Die aufwiegelnden Fremden, namentlich die Polen und Italiener, waren ſie es nicht, deren Umtrieben ein Theil der Jugend und der Nationalgarde verfallen war? Haben ſie unter Lezterer nicht ſogar Chargen ſich anzueignen gewußt? Doch ſie ziehen ſich allmälig zurück. Und wenn erſt die ſchlechte Winkelpreſſe beſeitigt und jene Lügenbrut verſtummt ſeyn wird, die abſichtlich das Mißtrauen und die Leidenſchaftlichkeit des unberathenen Volkes rege erhält, dann werden auch Geſez, Frieden und Ordnung in unſern Mauern wieder heimiſch werden.“

Die Winkelpreſſe, die in dieſen Tagen völlig die Maſſen beherrſchte, ſchöpfte nicht immer aus den beſten und lauterſten Quellen, ſie brachte viel Seichtes, viel Unwahrheit, ſelbſt boshafte Erdichtungen in Umlauf, und daß der Redakteur der „Barrikadenzeitung“, der, zwei Piſtolen im Gürtel, die Straßen durchſtreifte, ein in Gant

gekommener, ſchon zwei Mal in Schuldhaft geweſener früherer Hofopernſänger war, warf kein günſtiges Licht auf den bunten, wandelnden Trödelmarkt der Journaliſtik.

Aber dieſe Straßenblättchen, wie der „Vorwärts“, der „Gradaus“, die „Gaſſenzeitung“, die „Wahrheit“ u. ſ. w., waren, troz ihrem Briefkaſten für Tageslügen, mit ihrem Mißtrauen mehr auf dem rechten Weg, als die Bürger mit ihrem Vertrauen. Der gute Wille des Hofes, nicht des Kaiſers, war Schein, auf Täuſchung berechnet. Zu gleicher Zeit reizte die Reaktion, die von der Kamarilla geleitet wurde, die an den Grenzen ſtehenden Heerabtheilungen und die Beſazungen der feſten Pläze auf, gegen die „ſchmachvollen Uebergriffe einer unreifen, ſich als ſelbſtherrſchend hinpflanzenden Bubengewalt“, wie man die Legion ſchmähte.

Außer Graf Bombelles wurde beſonders der Fürſt Lobkowiz als einer der Regſten in der Kamarilla genannt. Gerade der Reichstag ſollte das Mittel ſeyn, um die deutſchen und die freien Beſtrebungen auf Nichts zurück zu führen. Die Kamarilla um den Kaiſer her, den Perſonen und der Geſinnung nach durchaus ſlaviſch, wußte, daß die Wahlen zum Reichstag, welche indirekt vorgenommen wurden, eine ungeheure ſlaviſche Mehrheit ergeben mußten. Sehr ſchön erwies ſich des Kaiſers Herz unter dieſer Kamarilla. Sie hatte dafür geſorgt, daß ſeine Erinnerungen an die lezten Stunden in Wien durch den Kontraſt ſeiner Tyroler Erfahrungen in Bitterkeit rege erhalten würden. Da ließ ſie die Tyroler Gemeinden, denen geſagt wurde, die Wiener wollen den Kaiſer todtſchlagen, als Burgwache bei ihm abwechſeln, und ſie wetteiferten, ſchöne Leute in hübſcher Haltung und Tracht, dem Kaiſer durch ihre Muſik und durch ihre nervigen Geſtalten, wie durch ihre herzlichen Worte, die Sorgen zu nehmen und ihn von Wien abzuziehen. Der Adel, der Handelsſtand, der Gewerbsſtand verſah mit den Schüzen der Landgemeinden von Wilten, Ambras und Bradl, von Höttingen, Arztl und Thaur, von Sellrain und Hall, mit den Salinenarbeitern und Bergknappen die Wache bei dem Kaiſer, und täglich wurden ihm Bitten von andern Landgemeinden vorgelegt, an der Ehre Theil zu nehmen, die Wache bei Sr. Majeſtät zu verſehen.

Kaiſer Ferdinand ſollte ſich wohl fühlen unter ſeinen Tyrolern, wie einſt Kaiſer Max, und ſeine Wiener vergeſſen; aber er vergaß

ſeine „lieben Wiener“ nicht, und troz der herzlichen Zudringlichkeit der Tyroler war ihm — ſo ſagen Augenzeugen — ſeltſam unheimlich zu Muth unter allem dieſem Thun und dieſen Menſchen, und er fühlte ſich, der ſich in Wien einige Tage ſo frei gefühlt, nun nicht durch den Einen Hofmeiſter Metternich, ſondern durch eine Vielheit von Hofmeiſtern, weiblichen und männlichen, beengt und mißſtimmt. Um ſeinen Ahn, KaiſerMax, legten ſich unmittelbar die Herzen der Tyroler Bauern: an Kaiſer Ferdinand jezt hing ſich die Reaktion des Adels und der Geiſtlichkeit, die Partei der Kirchlichen und der Militäriſchen, des Abſolutismus in jedem Rock. Da ſehnte er ſich nach Wien und nach der Freiheit.

Ohne ihn und hinter ihm und ſeinen von Wien aus geſchickten Rathgebern wob und herrſchte im Stillen die Kamarilla, nach Galizien hin, nach Kroatien, nach Böhmen, nach allen ſlaviſchen Landen. In Prag waren die Grafen Lazanski und Thun und der Fürſt Windiſchgräz die Häupter der reaktionären Ariſtokratie. Der größte Theil des böhmiſchen Adels war gewonnen, und in Böhmen überhaupt waren die Deutſchen, ſo ſehr ſie an Geiſtesbildung und Wohlſtand voraus waren, derjenige Theil der Bevölkerung, welcher der leidenſchaftlichen Thätigkeit der Czechen gegenüber ſtille ſaß, kaum in paſſivem Widerſtand, ja Manche ließen ſich von dem czechiſchen Nationalausſchuß zu Sendlingen der ſlaviſchen Propaganda in die deutſchen Bezirke mißbrauchen. Es war lange genug von Metternich und Graf Kolowrat, einem Stockböhmen, während deſſen vieljähriger Verwaltung Alles geſchehen, um das deutſche Element in Böhmen ſittlich zu ſchwächen und das Czechenthum zu nähren und groß zu ziehen. Dieſe perfide Politik hatte bisher dem Abſolutismus und ſeinen Stüzen genüzt, und während ihre Folgen das Miniſterium in Wien in wachſende Verlegenheit brachten, zog aus dieſen ſelben Folgen die reaktionäre Kamarilla die Kraft zum neuen Kampfe gegen den Geiſt der Zeit. Der böhmiſche Adel, Verräther am deutſchen Vaterland und Volke, ſtellte ſich an die Spize der ſlaviſchen Propaganda und verfuhr unbändig gegen die deutſchen Beſtrebungen. Und dieſer Adel war nicht zum achten Theile czechiſchen Urſprungs, ſondern deutſch nach ſeiner Wurzel und Bildung. Dieſem Adel war es nicht um das Czechenthum zu thun, ſondern nur um Erhaltung ſeiner Vorrechte und Anmaßungen, welche er bei der Bildung eines

Slavenreiches ſicherer glaubte, als wenn ein großes freies Deutſchland würde. Dieſer Adel gab ſich zum Werkzeug für den kaiſerlichen Kabinets- und Familienrath her, der hinter dem Kaiſer berieth und beſchloß, und aus dem Mißbehagen verlezter Erzherzoge und Erzherzoginnen, aus der beleidigten Eitelkeit und Herrſchſucht geſtürzter Miniſter und Hofleute, vorzüglich aus Intereſſen und Zwecken von Biſchöfen und kirchlichen Grafen und Fürſten ſeine Inſpirationen empfing.

Der Freiherr von Weſſenberg, der neu in's Miniſterium trat, in welchem die Meiſten einen Mann des Fortſchritts begrüßten, der aber nichts war, als ein Eingeweihter der alten Metternich'ſchen Politik und Meiſter in der Intrike, verſprach den Slaven, ein ſlaviſches Großreich ihnen gründen zu helfen: aus dem deutſchen Oeſterreich ſollte ſich ein ſlaviſches Oeſterreich erheben, wie ein Neuſtaat aus dem Verfall des alten. Ein genauer Kenner der Verhältniſſe warf dem Miniſter Weſſenberg ſchon im Sommer 1848 vor, der Plan ſey von Anfang geweſen, „durch Hemmniſſe und Hezereien, durch Conſpirationen im Hauſe des Monarchen und in der Bauernhütte, durch Schlingwege im Reichstag und auf der Straße, durch liberale Maskenkünſte und offene Knechtſchaftspredigt eine Militärreaktion anzubahnen und auf Trümmer und Leichenfelder das Herrſcherpanier des geſammtöſterreichiſchen Abſolutismus neu zu pflanzen". Die Czechen und Polen, alle Slaven des Kaiſerſtaats ſollten die Brücke dazu ſeyn, und Windiſchgräz in Prag und Latour in Wien, Beide „gleich romantiſche Anbeter der Kanonen", galten als die freiwilligen Feldherren zur Ausführung des Plans.

Die Führer der Volkspartei in Wien durchſchauten den Plan. Sie riefen der Kamarilla und den Miniſtern zu: „Ihr ſpielt ein gefährliches Spiel!" den Slaven: „Nur die demokratiſche Föderation kann Euch zu wahrhaft nationaler Zukunft verhelfen, nicht Euer abſolutiſtiſcher Traum von Unterdrückung des deutſchen Elements."

In Frankfurt, an allen deutſchen Höfen, beſonders einflußreich an den ſüddeutſchen, hatte die Kamarilla ihre Vertreter: das Intereſſe der kleineren Fürſten Deutſchlands wußte ſie zu behandeln, wie das des ſlaviſchen Adels.

Beſchießung Prags durch Windiſchgräz.

Der Plan der reaktionären Ariſtokraten erforderte auch, daß die Czechen nicht in's Parlament nach Frankfurt wählten. Graf Leo Thun erklärte im czechiſchen Nationalausſchuß: jene Wahlordnung komme noch von ſeinem Vorgänger Stadion, es haben ſich aber nur drei Wähler für Prag eingefunden. So, ſchien es, blieb Prag im deutſchen Parlament unvertreten, und auf eine Bevölkerungsmaſſe von faſt fünfthalb Millionen Köpfen, wie ſie Böhmen hat, waren bis jezt nur eilf oder zwölf Abgeordnete gewählt. Das Deutſchthum in Oeſterreich ſollte zum Voraus von dem gemeinſamen Vaterland abgeſchnitten werden, damit es dann die Slaven, als die Mehrheit, erdrücken könnten. Die Ariſtokratie der Slava war es nicht, von welcher der Slavenkongreß berufen wurde, der in der zweiten Woche des Juni zuſammentrat; die Berufung ging von der demokratiſchen Seite der Slava aus, und der Kongreß ſollte ein Seitenſtück zum Frankfurter Vorparlament werden. Erſt als der Slavenkongreß eine nicht mehr zu beſeitigende Thatſache geworden war, that die mit dem Hofe verbündete Seite der Slava, als ob ſie ſich dafür begeiſtere, überbot ſich in Worten und Redensarten dafür, drängte ſich an die Spize dieſer Sache vor, um ſie zu ihren Zwecken ausbeuten und, gelänge das nicht, der Reaktion in die Hände ſpielen zu können.

Damit hing die Bildung einer proviſoriſchen Regierung für Böhmen eng zuſammen. In der Sizung des Nationalausſchuſſes am 29. Mai zeigte Graf Mathias Thun an, daß in einer Präſidialſizung des Guberniums, in Verbindung mit den Vorſtänden der andern Verwaltungszweige, die Errichtung eines verantwortlichen Regierungsraths für Böhmen beſchloſſen worden ſey. Die Lage der Dinge mache ſchleunige Verfügungen nöthig, die den Wirkungskreis der beſtehenden Behörden weit überſchreiten, und doch ſey der Verkehr mit dem Miniſterium durch die Wiener Ereigniſſe unterbrochen. In dieſe proviſoriſche Regierung kamen acht Mitglieder, aber nicht, wie die Ariſtokratie erwartet hatte, ſiegte

darin die mit dem Hof verbündete, ſondern die demokratiſche Slaven-partei, die überwiegend vertreten war, und ſie beeilte ſich, durch den Grafen Noſtiz und durch Rieger am Hofe zu Inſpruck die Genehmigung einzuholen. Auch Palazki, Breuner, Borroſch und Strohbach waren in der Regierung.

Das Miniſterium zu Wien, oder richtiger Herr von Pillersdorf, erklärte am 3. Juni die Bildung einer proviſoriſchen Regierung in Prag für ungeſezlich und ungültig, und forderte alle Regierungs-präſidenten auf, keiner Anordnung der proviſoriſchen Regierung Folge zu geben.

In Wien ſelbſt erkannte die deutſche Partei ſogleich den wahren Stand der Dinge in Prag. Und ſie verkündete durch die Preſſe: „In Prag iſt aus dem Schooße des St. Wenzel-Klubbs, der zuerſt in einen Wohlfahrtsausſchuß, dann in ein mit obrigkeitlicher Gewalt bekleidetes Nationalcomité ſich umwandelte, eine proviſoriſche Regierung hervorgegangen, deren Idee demſelben zwar ſchon Anfangs vorgeſchwebt, die aber in die Wirklichkeit zu übertragen, mit Klugheit voraus berechnete Umſtände abgewartet werden mußten. Sie greift Oeſterreich und ſeine Integrität auf die gefährlichſte Weiſe in der Lebensader an, da Böhmen hiedurch ſein bisheriges Verhältniß zur Geſammtmonarchie und den einzelnen Theilen derſelben völlig bricht, mit dem Gelingen deſſen aber geographiſch und politiſch die Auflöſung des ganzen Staates gegeben wäre; ſie iſt ein Attentat auf die Freiheit durch die reaktionäre Ariſtokratie, die, nachdem ſie auf jeſuitiſchen Wegen ſchon erlegen, ſich noch einmal aufrafft und mit den gräßlichen Scenen eines Bürgerkrieges die feudale Gruft noch zu ſchmücken ſucht, bevor der Lezte ihres Stammes zu ſeinen Ahnen hinabſteigt. Sie iſt aber endlich auch der vom Slavismus offen dem Deutſchthum hingeworfene Fehdehandſchuh, die aufgeſteckte Kampffahne zwiſchen knechtiſcher Brutalität und humaner Kultur. Wie werden die deutſchen Kreiſe Böhmens ſich dazu verhalten? Was kann oder wird die Regierung thun, um die Rechte der Krone zu ſichern? Hat ſie jezt ſelbſt jene Stellung, die als Grundbedingung eines energiſchen und erfolgreichen Einſchreitens vorausgeſezt wird? Iſt ihr Verhältniß zu Inſpruck nicht ein dieſelbe lähmendes? Oder dürfen wir hoffen, daß ſie im Augenblick der Noth jenes kräftige, von der Geſchichte mit Recht gerühmte männliche

Hervortreten zeigen werde? Wird die Dynaſtie, noch immer in den Händen einer freiheitfeindlichen Kamarilla, auf ihre wahren Intereſſen ſich verſtehen?“

Der Slavenkongreß wurde von Slaven jeder Zunge beſchickt und am 2. Juni feierlich eröffnet. Palazki war Präſident. Von der Kirche des Slaven-Apoſtels Cyrill zogen die Abgeordneten, über dreihundert, auf die Sophieninſel, großentheils in nationaler Tracht, eine böhmiſche und eine panſlaviſche (blau-weiß-rothe) Fahne voraus, jene von einem Böhmen, dieſe von einem Polen getragen. Aus den Donauprovinzen, vom Serbenfürſten, waren Abgeordnete geſchickt, und der ruſſenfreundliche Vladika von Montenegro erſchien perſönlich. Nicht bloß unter den anweſenden Ruſſen, unter Allen bei weitem der mächtigſte Geiſt war der Dichter Bakunin. Tagelang vor der Eröffnung glich die Kolowratſtraße und der Roßmarkt einem italieniſchen Corſo voll glänzender Koſtüme und kräftiger, mit üppigem Bartwuchs umkränzter Phyſiognomien und Geſtalten. Da ſah man die rothe Hoſe und den violetten oder weißen Sammtmantel mit der Swornoſtmüze, und dazwiſchen die Töchter Faſters, des ultraczechiſchen Brauers, und andere czechiſche Jungfrauen als Amazonen im weißen Rock, blauen Spenzer und rothen Turban, einen Gürtel um den Leib und zwei Piſtolen darin.

Gleich in der erſten Sizung fanden gerade die heftigſten Ausfälle gegen das deutſche Parlament zu Frankfurt den größten Beifall. Der erſte Ausſpruch des Slavenkongreſſes war: daß Oeſterreich ein ſlaviſches Kaiſerreich ſey, indem das ſlaviſche Element bei weitem darin überwiege; mit allen Kräften müſſe die ſlaviſche Monarchie hergeſtellt und erhoben werden; und am 8. Juni wurde beſchloſſen: „Die verſammelten Geſandten der ſlaviſchen Gemeinden und Nationen in Oeſterreich, die ungariſchen Kronländer mit einbegriffen, treten auf Grundlage der konſtitutionellen Freiheit in eine Einheit, zur Wahrung ihrer Nationalität im vollen Sinne des Wortes dort, wo ſie die nationalen Rechte bereits genießen, zur Eroberung derſelben da, wo ſie derſelben noch beraubt ſind. Zu dieſem Zwecke werden ſie alle Mittel anwenden, welche in einer rechtlich gegründeten Geſellſchaft zur Wahrung angeborner Rechte gegen die Unterdrücker möglich und gültig ſind.“ Das Leztere zielte auf die Magyaren. Die Polen ſträubten ſich, an den Schritten gegen dieſe

Theil zu nehmen; erſt auf das Zureden Liebelts, des Führers der Oſtſlaven, ſchloſſen ſie ſich ſpäter dem gemeinſchaftlichen Beſchluß an. Liebelt, ein Fanatiker des Verſtandes, aber Fanatiker zunächſt für Polen, dann für eine große Union freier Slavenſtaaten nach dem Vorbild Nordamerika's, ſpielte ſchon hier in Prag, wie ſpäter als Mitglied des Frankfurter Parlaments, eine für ſeine Fähigkeiten nicht wohl begreifliche Rolle. Aber, daß ein ſo ſcharfer Verſtand, wie der Liebelts, der Reaktion in die Hände arbeitete, zeugt für die Höhe der nationalſlaviſchen Fanatiſirung und Verblendung.

Die Stimmung der Deutſchen ward dem Slavenkongreß mit jeder Stunde ungünſtiger, aber auch die reaktionäre Ariſtokratie der Slava war erbittert; ihre Häupter, die Grafen Lazanski, Thun und Windiſchgräz, wurden aus dem St. Wenzels-Klubb ausgeſchloſſen. Die revolutionären Bruchtheile des Slavenkongreſſes, die auf die ſlaviſche Bevölkerung in Prag ſich ſtüzten, hatten die Oberhand gewonnen.

Die czechiſche Partei in Böhmen hatte nämlich vorn herein ein nicht unbedeutendes demokratiſch-revolutionäres Element unter ſich. Dieſes demokratiſche Element hing mit den Radikalen in Wien zuſammen, es theilte ſich wieder unter ſich in zwei Seiten, wovon die eine ſagte, ſie ſpreche ſlaviſch und denke deutſch, die andere Gefallen fand an Dem, was die Herausgeber der Wiener Zeitſchrift „Der Radikale" wollten, möglichſt demokratiſche Ausbildung der Monarchie, und eine Föderativregierung, welche die einzelnen unabhängigen Provinzen, nach Art der Tagſazung in der Schweiz, vereinigen ſollte.

Es war am 11. Juni, als auf dem Marktplaz Prags eine Menſchenmaſſe ſich drängte, von den in einer langen Reihe aufgeſtellten Grenadieren förmlich umlagert. Alles rennt in den Straßen hin und her und die Tamboure wirbeln Allarm.

Schon ſeit ein paar Tagen war die Aufregung gegen den Plazkommandanten, den Fürſten Windiſchgräz, geſtiegen, beſonders durch das Gerücht, er habe auf den Hauptpunkten, welche die Stadt beherrſchen, auf dem Wyſchehrad, auf dem Lorenzberg und in der Joſephskaſerne, Kanonen aufpflanzen laſſen, und zwiſchen den Beſazungen Prags und Lembergs werden Schreiben gewechſelt, welche auf einen Schlag gegen das demokratiſche Element der Bewegung deuten. Am Pfingſtfeſt ging eine Abordnung von Studenten, Freicorps und Bürgern zu Windiſchgräz, und verlangte ſechs Stücke

Geſchüz, zweitauſend Gewehre und achtzigtauſend Patronen für die Bürgerwehr. Windiſchgräz verweigerte ſie; er ſtüze ſich auf das Militär, ſagte er.

Fürſt Windiſchgräz, ohne alles Feldherrntalent, aber ein Mann vom Säbel, von Kindheit auf Soldat, ein Slave nach ſeinen Gütern, ein Deutſcher, wie man ſagt, nach ſeiner Abſtammung, ein Mongole an Härte des Kopfes, wie an Stumpfheit des Herzens und an Jähzorn, ausgezeichnet nur durch ſeine Reichthümer, war, nach der Verſicherung vieler Czechen und Deutſchen von ſehr verſchiedener Farbe, ſo ſehr Ariſtokrat, vollblutsſtolz, daß er oft geſagt habe, wie eine ſtehende Redensart: „die Menſchen fangen erſt an beim Baron aufwärts“; nach Andern ſoll er gar geſagt haben: „beim Grafen aufwärts“; „die Kinder des Bürgers und Arbeiters werden nicht geboren, ſondern nur geworfen.“ Wahr, oder übertrieben, oder aus Haß ihm angedichtet — kennzeichnend bleibt es für ihn, daß ſo etwas von ihm allgemein geglaubt wurde und wird; ebenſo, daß es lang und weithin Glauben finden konnte, er habe, was er nicht that, ſeine Gemahlin mit eigener Hand erſchoſſen.

Obgleich ein Haupt der ſlaviſchen Ariſtokratie, war er nie für die Plane der Slava, ſondern von Herzen für die öſterreichiſche Geſammtmonarchie, unter der Vorausſezung, daß er und die ſlaviſchen Großen durch Begründung der Soldatenherrſchaft die Reaktion durchführen und herrſchen. Dafür ward er ein Hauptwerkzeug der Kamarilla.

Die demokratiſchen Czechenführer durchſchauten das Spiel der ariſtokratiſch-abſolutiſtiſchen Häupter in der Slava, und das der reaktionären Ariſtokratie, eines Lazanski, eines Windiſchgräz, eines Leo Thun, nicht zu verwechſeln mit dem Grafen Mathias Thun, der aus Ueberzeugung der Slava zugethan war.

Polen ſollen viele in Prag geweſen ſeyn, bekannte revolutionäre Namen, auch Männer großen Reichthums aus Deutſch- und Ruſſiſch-Polen. Ob, wie anderswo, der Zufall zum Aufſtand führte; ob es eine Verabredung vor dem Kongreß, oder ein Gedanke des Augenblicks beim Kongreß war, den Verſuch einer Schilderhebung in Prag zu machen, in der Hoffnung, daß eine allgemeine große Slavenbewegung daraus werde für die Polen Rußlands, für die Polen Oeſterreichs, wie für

die Polen Preußens — noch liegt, noch legt man abſichtlich, Dunkel darüber.

Die Volksbewaffnung in Prag war mächtig, bloß die Behörden hatten ihr früher ſchon ſechstauſend Gewehre abgegeben. Am 12. Juni, am Pfingſtmontag, wurde unter freiem Himmel, am Fuße der Bildſäule des h. Wenzel, des Schuzheiligen der Czechen, ein Hochamt gehalten, zu dem ſich eine ungeheure Volksmaſſe zuſammenzog, außer den Abgeordneten des Slavenkongreſſes die Freicorps, die Arbeiter, die Bevölkerung der Vorſtädte Man gelobte ſich unerſchütterliche Verfolgung der ſlaviſchen Sache durch feierlichen Schwur: „Alles mit, Alles für einander!“ Dann zog die religiös und politiſch aufgeregte Maſſe den Graben hinauf und gegen die Wohnung des Fürſten Windiſchgräz, unter dem Geſang czechiſcher Patriotenlieder, Schmählieder gegen die Deutſchen.

Windiſchgräz ſpielte, ſo hieß es, den Verfechter des deutſchen Elements. Er habe geſagt: „Früher habe ich das alte Syſtem unterſtüzt, jezt verfechte ich das neue, von Sr. Majeſtät ſanktionirte.“ War es Weiſung, Kommando der Kamarilla zu Inſpruck, daß er ſo ſprach? War er ſelbſt eingeweiht in den Plan der europäiſchen Reaktion, die konſtitutionelle Maske der Berliner Reaktion, die deutſche Maske vorzunehmen?

In der Nähe der Wohnung des Fürſten, als die Volksmaſſen, immer noch ſlaviſche Lieder ſingend, mit Weibern und Kindern — zum Beweis, daß es nur eine friedliche Kundgabe ſeyn ſollte — durch das Thor des ſogenannten Pulverthurms kamen, verſperrte ihnen ein quer aufgeſtelltes Grenadier-Bataillon den Weg und empfing ſie mit gefälltem Bajonett. Die Slaven behaupten, Einer der Soldaten habe mit dem Seitengewehr eingehauen; die Soldaten verſichern, ein Schuß ſey aus dem Fenſter des Tempels auf ſie gefallen. Doch wurden die erhizten Gemüther zurückgehalten. Mehrere Stunden vergingen in Spannung. Da knallen plözlich Schüſſe, fünfe, zehn, vierzehn. Die Soldaten behaupteten nachher, man habe aus den Fenſtern des blauen Stern auf ſie geſchoſſen; gegen fünfzig Mitglieder des Slavenkongreſſes bezeugten, ſie haben ruhig vor dem Gaſthof zum Roß geſtanden, als einige Schüſſe von den Soldaten auf ſie geſchehen ſeyen.

In einem Augenblick erſchallt durch die Stadt hin der Ruf:

„Verrath, zu den Waffen, man ſchlachtet unſere Brüder!“ — In wenigen Minuten erhoben ſich in allen Straßen Barrikaden, hunderte durch die Stadt hin, ſo ſchnell, daß der Eine und der Andere fragte: „Iſt das möglich, ohne daß eine Vorbereitung vorherging?“

Aber in Berlin war nichts vorbereitet geweſen und ſie waren eben ſo ſchnell emporgeſtiegen, und in Prag waren die Grenadiere, wie in Berlin, hervorgebrochen und die Reiterei hatte in den Straßen eingehauen.

Gegen 5 Uhr Abends begann das Kartätſchenfeuer gegen die erſte Barrikade; von den Soldaten, obwohl die Hälfte czechiſchen Stammes war, ging Keiner über. Aus den Fenſtern und von den Dächern der Häuſer wurde mit Feuergewehren aller Art, mit Steinen, mit ſiedendem Waſſer der Kampf geführt. Die Schüſſe zielten auf die Offiziere. Dem älteſten Sohne des Fürſten Windiſchgräz, einem jungen Küraſſieroffizier, wurde das Knie verwundet, die Fürſtin ſelbſt im Zimmer erſchoſſen. Wie in Wien, wie in Berlin ſah man Frauen und Mädchen bewaffnet an den Barrikaden, ſie ſchoſſen wie Tyrolerinnen, oder nahmen ſonſt Antheil am Kampf, den leidenſchaftlichſten. Sehr ungenügend auf dieſe Art des Straßenkampfes vorbereitet, verloren die Soldaten im Anfang bei jeder Barrikade viele Leute. Es bedurfte vier Stunden, um vom Pulverthurm bis zur Kettenbrücke zu dringen. Dadurch war die Verbindung vom Spittelthor bis zur Kettenbrücke und zu der Kleinſeite vollkommen hergeſtellt, und das Militär ließ den Beſiz der zu beiden Seiten liegenden Straßen den Czechen unangefochten; gegen 9 Uhr Abends trat eine nur durch einzelne Flintenſchüſſe unterbrochene Waffenruhe ein.

Von czechiſcher Seite wurde verlangt, Fürſt Windiſchgräz ſolle mit dem Militär die Stadt räumen. In der Stadt brach das Gerücht aus, in der bevorſtehenden Nacht ſollten alle Deutſchen abgeſchlachtet werden. Auf allen Straßen ſah man Verwirrung, Beſtürzung, ganze Familien auf der Flucht, mit großer Lebensgefahr drängten ſie durch die Thore, Hab' und Gut preisgebend. Die Unterhandlungen zwiſchen den kämpfenden Parteien wurden abgebrochen, die Menge zog ſich nach Podſkal, dem eigentlichen Siz der Arbeiterklaſſe, zurück; die Jäger, die Huſaren verfolgten ſie. Der erneuerte Kampf wüthete hier bis zum 14. Juni früh halb 9 Uhr, nicht ohne arge Greuel. Da langte Graf Mensdorf von Wien an,

um an Windiſchgräzs Stelle den Befehl zu übernehmen und die Ruhe herzuſtellen; man ſuchte im Wiener Miniſterium in dem Haß gegen Windiſchgräz die alleinige Urſache der Bewegung. Dieſe Hoffnung täuſchte; die czechiſchen Revolutionäre behaupteten die Altſtadt mit den Waffen, und Windiſchgräz zog ſich aus den Mauern mit dem Militär auf die Berge, um vom Lorenzberg, von der Marienſchanze und vom Ziskaberg die Altſtadt zu beſchießen. Zuvor erließ er eine Aufforderung, daß, wer nur wolle, die Stadt verlaſſen möge, ehe er ſie von den Wällen und Höhen bombardire. Nun begann erſt recht das Fliehen.

In Wien ſelbſt, wo die Arbeiter zum großen Theil aus Czechen beſtanden, wurden dieſe von czechiſchen Aufwieglern aufgereizt. Die vielen czechiſchen Studenten, die von Prag nach Wien gekommen waren, um, wie ſie ſagten, ihre czechiſchen Brüder in Wien kennen zu lernen, hatten ſeit mehreren Tagen an öffentlichen Orten die Stimmung des Volks zu erforſchen geſucht, und ſich auch an die Arbeiter gewendet, um ſie zu verleiten. Am 15. Juni ſchickten die Arbeiter eine Abordnung an den Sicherheitsausſchuß und verlangten Erhöhung des Arbeitslohns um 12 Kreuzer und Bezahlung deſſelben auch an Feier- und Regentagen; im Fall ihre Forderung nicht gewährt würde, drohten ſie, ſich an die Reaktion anzuſchließen, und wieſen dabei auf die Ereigniſſe von Neapel und auf England hin. Fiſchhof, der Vorſizende des Ausſchuſſes, ließ ſogleich den Sprecher der Abordnung, der, von früher ſchon als czechiſcher Wühler bekannt, ſich in eine Nationalgarde-Uniform verkappt hatte, feſtnehmen, die Galerien ſchließen, damit Niemand auf die draußen harrenden Arbeiter einwirken konnte, die Nationalgarde und die Studentenlegion in die Waffen treten, und wies die Arbeiter zurück. So blieb die Ruhe in Wien ungeſtört, und die Prager Czechen wurden ſofort aus der Stadt gewieſen, ja gegen zweitauſend Studenten und andere Freiwillige entſchloſſen ſich, zur Wiederherſtellung der Ruhe in Prag dahin abzugehen.

Am 15. Juni wurde wieder unterhandelt nach kurzer Beſchießung der Stadt, die nicht viel Schaden that, und die Abdankung des Fürſten Windiſchgräz, wie die Zuſage Mensdorfs, daß fortan die Wachen der Stadt vom Militär und von der Volksbewaffnung gemeinſchaftlich bezogen werden ſollten, beruhigte. Die Studenten

behaupteten, Windiſchgräz habe es darauf angelegt, die Waffen gegen das Volk zu gebrauchen, um Studenten und Freiſchaaren entwaffnen zu können; die Offiziere behaupteten, das Zuſammentreffen am 12. Juni ſey zufällig geweſen. Bis 6 Uhr früh am 16. ſollten die Barrikaden weggeräumt ſeyn. Studenten, Bauern und Proletariat gingen auf den von den Bürgern abgeſchloſſenen Waffenſtillſtand nicht ein, die Barrikaden blieben; Nachmittags nahm Windiſchgräz den Oberbefehl wieder auf und die Beſchießung begann ſtärker von drei Seiten, während die Bürger der kleinern Städte und die Bauern vom Lande mit Waffen aller Art ihren czechiſchen Brüdern in der Hauptſtadt zu Hülfe eilten. Windiſchgräz wollte mehr ſchrecken, als zerſtören: bei der Lage der Stadt war es leicht, ſie in Trümmer zu ſchießen. Am 17. ergab ſich die Altſtadt und ſtellte Geiſeln, die Barrikaden wurden abgetragen, die Truppen zogen wieder ein, das Volk wurde entwaffnet, der Baron Vilani, der als das Haupt der Revolution genannt wurde, und Graf Bouquoy wurden verhaftet: ſie haben, hieß es, die Czechen, die eher ruſſiſch, als deutſch werden wollten, der ruſſiſchen Regierung unterwerfen wollen. Das Standrecht wurde verkündet, alle Klubbs und Vereine wurden aufgelöſt, alle Führer ausgeliefert, ſo viel ihrer nicht entflohen oder verſteckt waren. Diejenigen Adeligen, welche das ariſtokratiſche Czechenſpiel angefangen hatten, waren vor der Wuth des Volks größtentheils am zweiten Tag ſchon entflohen.

Da war ein Jubel unter den Deutſchen, auch anderswo, als in Wien und Prag. Da hieß es: „Fürſt Windiſchgräz verdient eine Bürgerkrone, er hat die Deutſchen vor einer Bartholomäusnacht bewahrt; denn die Swornoſt, die wüthende Czechenfreiſchaar, und die Slava wollten den Mordplan ausführen, der alle Deutſchen in Böhmen vertilgen ſollte. Dazu hatten ſie ſich mit polniſchen Vagabunden und Franzoſen verbunden und das ganze Proletariat war bereit dazu.“

Wie geſagt, es liegt noch viel Dunkel über den Dingen, die in Prag vor ſich gingen; faſt ſcheint es, daß die Czechen eine Revolution im czechiſchen Sinn begannen, und daß es Abſicht, Plan war, eine ſolche zu beginnen. Ob nur die demokratiſchen Bruchtheile der Slava, ob die ganze Slava, alle Führer, außer den reaktionär-ariſtokratiſchen, die Revolution vornherein wollten; ob

die Leztern, Windiſchgräz an der Spize, einen Aufſtand, den ſie abſichtlich mitprovozirten, zum erſten Schlag der Reaktion gegen die Demokratie und zur Anbahnung der Soldatenherrſchaft benüzen wollten, — das kann erſt die Zukunft feſtſtellen. Thatſache iſt, daß vornherein von der Ariſtokratie, wie von der Demokratie in der Slava, von jeder in beſonderer Richtung, auf einen Schlag hingearbeitet wurde, und daß die proviſoriſche Regierung in Prag, welche ihre Befehle nicht von dem konſtitutionellen Miniſterium in Wien, ſondern von dem Kaiſer in Inſpruck ſelbſt empfing, die Brücke für jene zur Reaktion, für dieſe zur czechiſchen Revolution geben ſollte. Die Wiener Demokratie verwünſchte den Leichtſinn der Prager Demokratie, die aufſtand ohne die Mittel, den Aufſtand durchzuführen, und dem Militär, das der Wiener Märzſieg moraliſch gebrochen hatte, den erſten Sieg, einen blutigen Sieg, über's Volk in die Hände ſpielte. Die beſten demokratiſchen Kräfte der Slava waren auf den Barrikaden niedergemezelt, oder auf der Flucht, oder im Kerker, oder wurden ſie ſtandrechtlich erſchoſſen; dieſe ſlaviſche Pfingſtrevolution in Prag mußte für die demokratiſche Sache von ganz Oeſterreich die nachtheiligſten Folgen haben.

Thatſache iſt auch, daß durch die Vernichtung der demokratiſch-revolutionären Bruchtheile der Slava die Gefährlichkeit der Slava ſelbſt für die deutſche Dynaſtie, für den Hof gebrochen, daß durch Windiſchgräz das Säbelregiment vorerſt wenigſtens in Böhmen zur Herrſchaft gebracht, und dadurch, wie durch Jellachich in Kroatien, ein feſter militäriſcher Haltpunkt für die Kamarilla des Hofes gewonnen war, um der Reaktion den Boden ganz Oeſterreichs Schritt für Schritt wieder zu erobern. Eben ſo iſt es Thatſache, daß Viele, welche die eifrigſte Theilnahme an der nationalſlaviſchen Bewegung geheuchelt hatten, darunter Viele der namhafteſten Führer, ſich vor dem Ausbruch der eigentlichen Bewegung unſichtbar oder aus der Stadt gemacht hatten. „Sie krochen, dieſe nationalen Heuchler,“ ſo ſagt ein ſachkundiger Deutſch-Slave, „ſcheu ſchon vor der Bewegung von dannen, denn ſie hatten vom Hof aus die Weiſung dazu erhalten. Nachdem der Sieg der Reaktion entſchieden, da ſtellten ſie ſich wieder in den Vordergrund, drangen ſich dem Volke wieder als die allein Nothwendigen auf, ſpazierten beim Fürſten Windiſchgräz auf dem Hradſchin ganz vertraulich aus und ein, denunzirten ihre

eigenen Landsleute, nachdem ſie Viele von ihnen auf den Barrikaden der Kleinſeite hatten mezeln laſſen, und baten den Fürſten Windiſchgräz, er möchte doch ſo gut ſeyn, ein paar von ihnen aus Politik einzuſperren und gefangen zu halten, um dadurch darzuthun, daß auch ſie der Bewegung nicht fremd geblieben. Dem Land aber predigten ſie: der Aufſtand zu Prag ſey von den Deutſchen ausgegangen, um das ſlaviſche Element zu unterdrücken, der Fürſt Windiſchgräz habe durch ſein weiſes Verfahren im Sinne der Regierung das ſlaviſche Element gerettet, und es ſey nunmehr Pflicht aller Slaven, der Regierung zu danken und mit ihr Hand in Hand zu gehen."*)

Palazki's Name, des czechiſchen Doktrinärs, war es vorzüglich, der in dieſer Richtung genannt wurde. Als politiſcher Charakter erſcheint Palazki, dieſes oberſte Czechenhaupt, nach den Darſtellungen von Slaven, wie von Deutſchen, von da an in immer unheimlicherem Lichte, mit überwiegendem Schatten: er wandelt im Finſtern krumme Bahnen, und unterhandelt taſchenſpieleriſch und ſchachernd mit der Reaktion gegen das deutſche Element, gegen die Freiheit, aber für die Plane ſeines Czechenthums, ſeines Slavenſtaats, in welche ſich ſeine Doktrin verbiſſen hat.

Die Demokratie in Wien, ſo ſehr ſie gegen den Revolutionsverſuch der Czechen war, bot den Leztern das Bündniß gegen den gemeinſamen Feind, gegen die Reaktion der Windiſchgräze, der Bajonette und Kanonen. Die deutſche Demokratie, im Bund und Verein mit den Slaven, war eine Macht, vor der die Reaktion nimmermehr hätte aufkommen können; aber die Slaven, vor Allen die Czechen, waren unverſöhnlich, ihr Deutſchenhaß machte ſie blind; obwohl durch die Erfahrung überzeugt, daß ſie allein für ihre Zwecke zu ſchwach und einer Bundesgenoſſenſchaft bedürftig ſeyen, ſtießen die doktrinären Führer der Slava doch die Verbindung mit der deutſchen Demokratie zurück, und zogen es vor, mit den kaum ausgeſchloſſenen reaktionär-ariſtokratiſchen Elementen der Slava ſich wieder zuſammen zu ſchließen, und eben damit den Bund mit der Kamarilla des Hofes einzugehen oder vielmehr wieder aufzunehmen.

---

*) Palazki und die öſterreichiſche Slava, in Keils Zeitſchrift „der Leuchtthurm", 1850, Nro. 6, verglichen mit dem Auffaz in derſelben Zeitſchrift: Oeſterreich, ſeine Völker und Parteien, von K–d–ch, 1850, Nro. 13.

Der politiſche Fanatismus, wie der religiöſe, ſieht nichts als ſein Gözenbild, das er anbetet und dem er Alles ſchlachtet: die Herrſchaft des Czechenthums war der Gedanke Palazki's und der Seinen auch jezt; das allein, und das aus ganzer Seele, wollten ſie; darum wurden ſie ſervil, darum warfen ſie ſich mit ſcheinheiliger Demuth der von ihnen mit vollem Czechenhaß gehaßten deutſchen Dynaſtie zu Füßen, darum gaben ſie der Kamarilla den Judaskuß; ſie hofften ſo zu ihrem Zweck zu gelangen, und waren des Wahns, daß das Aufkommen deutſcher Einheit und Größe dieſem Zweck gerade entgegen ſey. In den Tagen, in welchen an den politiſchen und geſellſchaftlichen Reformen der ganzen Menſchheit gearbeitet wurde, erfüllte Palazki und die Seinen, die Herren Hawliczek, Trojan, Gay, Stur, Hurban und Andere, nichts als das Sonderintereſſe des Slaventhums, die Idee der Nationalität; und ſie waren zu engherzig und zu enggeiſtig, um ſich davon überzeugen zu laſſen, daß in der Freiheit, wie ſie die neue Zeit will, an ſich ſchon die Gewähr für jede Nationalität liegt. Den einzelnen Führern winkten auch die Luſt und die Hoffnung in naher Ferne, in's Miniſterium zu kommen und die Zügel der Herrſchaft mit eigener Hand zu ergreifen.

Die Kamarilla und Jellachich.

Ueber das in Belagerungszuſtand erklärte Prag herrſchte Windiſchgräz nun unbeirrt, und am 23. Juni wurde er als Gouverneur von Böhmen verkündet, während der neu ernannte Ban Jellachich von Kroatien offiziell ſeiner Würde entſezt wurde. Als Jellachich an die Spize des kroatiſchen Volkes ſich ſtellte, um nach Abweiſung der kroatiſchen Forderungen durch das Wiener Miniſterium den Illyriern dieſelben Rechte zu erfechten, welche die Ungarn ſich erworben hatten, da ſagten Die, welche zu ſeinen Gunſten und in ſeinem Solde ſchrieben: „Der Ban ſezt ſeinen Kopf auf's Spiel für die Freiheit und die Rechte der ſlaviſchen Stämme.“ Selbſt Demokraten in Kroatien ſahen in Jellachich ihren Retter. Jellachich ſtand bei ſeinem

erſten Auftreten dem Anſchein nach als ein völlig ſelbſtſtändiger Inſurgentenchef da, der gegen den ausdrücklichen Willen des Kaiſers das kleine Kroatien gegen das mächtige Ungarn in den Kampf führte. An dem Hofe zu Inſpruck, wohin er ſich an der Spize einer kroatiſchen Abordnung begeben, wurde er vom Kaiſer nicht als Deputirter vorgelaſſen. Der Ban erhielt zur Antwort vom Kaiſer: „Nachdem ich die auf den 5. Juni ohne meine Zuſtimmung angeſagte Landeskongregation für ungültig erklärte, kann ich Sie als Deputirte nicht empfangen; muß zugleich offen mein Mißfallen kund geben ob Ihrer Beſtrebungen gegen meine ungariſche Krone, zu welcher Kroatien ſeit ſiebenhundert Jahren gehört. Ich bin feſt entſchloſſen, dieſes Band aufrecht zu erhalten, und wünſche eine Verſtändigung beider Länder um ſo mehr zu erzielen, als die Tapferkeit meiner Gränzer meine volle Anerkennung verdient. Mein Oheim, der Erzherzog Johann, hat die Vermittlung übernommen. Sie werden die Gefühle der Treue dadurch beweiſen, wenn Sie zu dieſer Verſtändigung kräftig beitragen.“

Und gleich darauf, am 18. Juni, erſchien ein kaiſerliches Manifeſt an die Kroaten, voll bemerkenswerther Stellen. „Verleumder“, hieß es darin, „haben Euch den Glauben beibringen wollen, als ob die ungariſche Nation Eure Sprache unterdrücken, oder in ihrer ferneren Entwicklung hindern wolle. — Unſern herben Schmerz ob dieſes Treibens vermehrte die traurige Beſorgniß, ob nicht etwa zum Führer dieſer verbrecheriſchen Umtriebe eben derjenige Mann ſich hingegeben habe, den Wir mit Beweiſen Unſerer königlichen Gnade überhäuften, zum Hüter der Ordnung und der Geſeze in Eurem Vaterlande beſtimmten; ob nicht er ſeine Stellung, zu welcher er durch unſere Gnade erhoben wurde, mißbrauchend, nicht, wie er ſollte, die irregeleiteten Bürger eines Beſſeren belehrte, ſondern, von Parteiſucht getrieben, die Leidenſchaften noch mehr entflammte, ja, uneingedenk ſeines Unterthaneneides, gegen den Verband mit Ungarn, alſo gegen die Integrität Unſerer heiligen Krone und Unſer königliches Anſehen, ſich Eingriffe erlaubte? Nicht genug, daß Uns der Ban ſelbſt nicht gehorchte, ſoll er — deſſen iſt er angeklagt — die geſezlichen Behörden zu gleichem Ungehorſam gegen Unſere wiederholten eigenen Befehle aufgefordert, und ſowohl dieſe Behörden, als auch das Volk durch Gewaltmittel zu feindſeligen Schritten gegen

die ungariſche Krone gezwungen haben. Ihr Alle müſſet Zeugen deſſen geweſen ſeyn, weſſen er beſchuldigt wird; Ihr Alle müßt es geſehen haben, ob er alle Diejenigen, die den Verband Ungarns mit Kroatien aufrecht erhalten wollten, verfolgte, ſie ihres Amtes willkürlich entſezte, und das Standrecht gegen Alle, die ſeiner politiſchen Meinung nicht huldigten, kund machen ließ, dadurch zahlreiche Familien zur Flucht und Auswanderung zwang. Ihr Alle müßt es geſehen haben, ob der Ban den Amtsantritt der geſezlich ernannten Obergeſpänne unmöglich machte, Unſere Kameralkaſſen mit Gewalt in Beſchlag nahm und zum Vollzug dieſer Eigenmächtigkeit ſogar Unſere Truppen verwendete. Ihr müßt es wiſſen, ob er ohne Reichstag, nach ſeiner eigenen Willkür, mit einer neuen Steuer Euch belaſtete, und ohne alle Bevollmächtigung das Volk zur Ergreifung der Waffen zu zwingen beſtrebt war, was Wir ſelbſt ohne Ermächtigung der geſezgebenden Gewalt anzubefehlen nicht im Stande ſind.

„Hiernach bleibt Uns kein anderes Mittel übrig, als zur Herſtellung Unſeres verlezten königlichen Anſehens und zur Aufrechthaltung der Geſeze Unſern getreuen Geheimerath und F.-M.-L. Baron Hrabowsky als Unſern königlichen Kommiſſär zur Unterſuchung dieſer ungeſezlichen Vorgänge auszuſenden, gegen den Baron Joſeph Jellachich und ſeine etwaigen Mitſchuldigen einen der Anklage entſprechenden Prozeß erheben zu laſſen und endlich denſelben, bis zu ſeiner vollſtändigen Rechtfertigung, ſeiner Banalwürde und aller militäriſchen Bedienſtungen zu entheben. Mit ſtrenger Mahnung an Euch, aller Theilnahme an Umtrieben, welche eine Trennung von Unſerer Krone bezwecken, zu entſagen, und mit Befehl an die Behörden, allen Verkehr mit Jellachich oder ſeinen allfälligen Mitangeklagten, unter gleicher Strafe, alſogleich abzubrechen und den Verordnungen Unſeres königlichen Kommiſſärs unbedingt zu folgen."

Eben ſo ſprach der Statthalter des Königs, Erzherzog Stephan, bei der Eröffnung des ungariſchen Reichstages: „Se. Majeſtät der König hat mit tiefem Schmerz geſehen, daß, nachdem er freiwillig die vom lezten Reichstag vorgeſchlagenen Geſeze genehmigt hatte, die Aufwiegler in Kroatien und in den Gegenden an der unteren Donau durch falſche Gerüchte die Einwohner gegen einander gehezt und ſie bewogen haben, den Geſezen und der geſezgebenden Gewalt

erſten Auftreten dem Anſchein nach als ein völlig ſelbſtſtändiger Inſurgentenchef da, der gegen den ausdrücklichen Willen des Kaiſers das kleine Kroatien gegen das mächtige Ungarn in den Kampf führte. An dem Hofe zu Inſpruck, wohin er ſich an der Spize einer kroatiſchen Abordnung begeben, wurde er vom Kaiſer nicht als Deputirter vorgelaſſen. Der Ban erhielt zur Antwort vom Kaiſer: „Nachdem ich die auf den 5. Juni ohne meine Zuſtimmung angeſagte Landeskongregation für ungültig erklärte, kann ich Sie als Deputirte nicht empfangen; muß zugleich offen mein Mißfallen kund geben ob Ihrer Beſtrebungen gegen meine ungariſche Krone, zu welcher Kroatien ſeit ſiebenhundert Jahren gehört. Ich bin feſt entſchloſſen, dieſes Band aufrecht zu erhalten, und wünſche eine Verſtändigung beider Länder um ſo mehr zu erzielen, als die Tapferkeit meiner Gränzer meine volle Anerkennung verdient. Mein Oheim, der Erzherzog Johann, hat die Vermittlung übernommen. Sie werden die Gefühle der Treue dadurch beweiſen, wenn Sie zu dieſer Verſtändigung kräftig beitragen.“

Und gleich darauf, am 18. Juni, erſchien ein kaiſerliches Manifeſt an die Kroaten, voll bemerkenswerther Stellen. „Verleumder“, hieß es darin, „haben Euch den Glauben beibringen wollen, als ob die ungariſche Nation Eure Sprache unterdrücken, oder in ihrer ferneren Entwicklung hindern wolle. — Unſern herben Schmerz ob dieſes Treibens vermehrte die traurige Beſorgniß, ob nicht etwa zum Führer dieſer verbrecheriſchen Umtriebe eben derjenige Mann ſich hingegeben habe, den Wir mit Beweiſen Unſerer königlichen Gnade überhäuften, zum Hüter der Ordnung und der Geſeze in Eurem Vaterlande beſtimmten; ob nicht er ſeine Stellung, zu welcher er durch unſere Gnade erhoben wurde, mißbrauchend, nicht, wie er ſollte, die irregeleiteten Bürger eines Beſſeren belehrte, ſondern, von Parteiſucht getrieben, die Leidenſchaften noch mehr entflammte, ja, uneingedenk ſeines Unterthaneneides, gegen den Verband mit Ungarn, alſo gegen die Integrität Unſerer heiligen Krone und Unſer königliches Anſehen, ſich Eingriffe erlaubte? Nicht genug, daß Uns der Ban ſelbſt nicht gehorchte, ſoll er — deſſen iſt er angeklagt — die geſezlichen Behörden zu gleichem Ungehorſam gegen Unſere wiederholten eigenen Befehle aufgefordert, und ſowohl dieſe Behörden, als auch das Volk durch Gewaltmittel zu feindſeligen Schritten gegen

die ungariſche Krone gezwungen haben. Ihr Alle müſſet Zeugen deſſen geweſen ſeyn, weſſen er beſchuldigt wird; Ihr Alle müßt es geſehen haben, ob er alle Diejenigen, die den Verband Ungarns mit Kroatien aufrecht erhalten wollten, verfolgte, ſie ihres Amtes willkürlich entſezte, und das Standrecht gegen Alle, die ſeiner politiſchen Meinung nicht huldigten, kund machen ließ, dadurch zahlreiche Familien zur Flucht und Auswanderung zwang. Ihr Alle müßt es geſehen haben, ob der Ban den Amtsantritt der geſezlich ernannten Obergeſpänne unmöglich machte, Unſere Kameralkaſſen mit Gewalt in Beſchlag nahm und zum Vollzug dieſer Eigenmächtigkeit ſogar Unſere Truppen verwendete. Ihr müßt es wiſſen, ob er ohne Reichstag, nach ſeiner eigenen Willkür, mit einer neuen Steuer Euch belaſtete, und ohne alle Bevollmächtigung das Volk zur Ergreifung der Waffen zu zwingen beſtrebt war, was Wir ſelbſt ohne Ermächtigung der geſezgebenden Gewalt anzubefehlen nicht im Stande ſind.

„Hiernach bleibt Uns kein anderes Mittel übrig, als zur Herſtellung Unſeres verlezten königlichen Anſehens und zur Aufrechthaltung der Geſeze Unſern getreuen Geheimerath und F.-M.-L. Baron Hrabowsky als Unſern königlichen Kommiſſär zur Unterſuchung dieſer ungeſezlichen Vorgänge auszuſenden, gegen den Baron Joſeph Jellachich und ſeine etwaigen Mitſchuldigen einen der Anklage entſprechenden Prozeß erheben zu laſſen und endlich denſelben, bis zu ſeiner vollſtändigen Rechtfertigung, ſeiner Banalwürde und aller militäriſchen Bedienſtungen zu entheben. Mit ſtrenger Mahnung an Euch, aller Theilnahme an Umtrieben, welche eine Trennung von Unſerer Krone bezwecken, zu entſagen, und mit Befehl an die Behörden, allen Verkehr mit Jellachich oder ſeinen allfälligen Mitangeklagten, unter gleicher Strafe, alſogleich abzubrechen und den Verordnungen Unſeres königlichen Kommiſſärs unbedingt zu folgen.“

Eben ſo ſprach der Statthalter des Königs, Erzherzog Stephan, bei der Eröffnung des ungariſchen Reichstages: „Se. Majeſtät der König hat mit tiefem Schmerz geſehen, daß, nachdem er freiwillig die vom lezten Reichstag vorgeſchlagenen Geſeze genehmigt hatte, die Aufwiegler in Kroatien und in den Gegenden an der unteren Donau durch falſche Gerüchte die Einwohner gegen einander gehezt und ſie bewogen haben, den Geſezen und der geſezgebenden Gewalt

Widerſtand zu leiſten, indem man die Unzufriedenen glauben machte, daß die Beſchlüſſe des Königs nicht freiwillig, ſondern abgedrungen ſeyen. Einige gingen ſo weit in ihrer Rebellion, daß ſie behaupteten, ihr Widerſtand geſchehe im Intereſſe des öſterreichiſchen Hauſes, und mit Vorwiſſen und Genehmigung des königlichen Hauſes. In Folge deſſen iſt Se. Majeſtät entſchloſſen, die Einheit und Unverlezlichkeit der ungariſchen Krone zu beſchüzen und den von ihm genehmigten Geſezen Achtung zu verſchaffen. Se. Majeſtät hat mit der größten Freude die Vereinigung Siebenbürgens mit Ungarn ſanktionirt.“ —

Troz dem ſagten die Ungarn, der Hof begünſtige die Inſurrektion der Kroaten nicht nur insgeheim, ſondern er unterſtüze auch die Unternehmungen Jellachichs, während er ihn öffentlich desavouire; es ſey eine Doppelregierung zu Inſpruck: der Miniſter Doblhoff und der Kaiſer als konſtitutionelle Regierung, und hinter dem Rücken dieſer regiere eigentlich die Kamarilla, die kaiſerliche Familie mit ihren Rathgebern, und dieſe haben auch mit Jellachich ſchon zuvor ſchriftlich und zulezt mündlich noch zu Inſpruck Alles abgeredet. Auch in Deutſchland wollten Manche ſelbſt in dem kaiſerlichen Manifeſt an die Kroaten gerade Beweiſe der Doppelzüngigkeit finden; Dieſer und Jener ſah in dem Benehmen des Hofes nichts als den Willen, gleichwie die Magyaren zum Behuf ihrer Verſtärkung Slaven und Wallachen magyariſiren wollen, um ſich von der Dynaſtie los zu reißen, ſo von Seiten der Dynaſtie die leztern zu gebrauchen, um die Magyaren zu ſchwächen und Monarchie und Dynaſtie zu erhalten.

Auf die Politik des habsburg-lothringiſchen Hauſes im Frühling 1848, für Deutſchland, wie für Ungarn, wirft eine Urkunde ein eigenthümliches Licht, welche im Archiv der Statthalterſchaft zu Ende des Jahres 1848 aufgefunden wurde. Es iſt eine an den Kaiſer gerichtete Denkſchrift des Erzherzogs Stephan vom 23. März 1848.

Es waren die Tage, in welchen Ungarn in der Märzbewegung war, aber noch friedlich, das Auge hoffnungsvoll ſeinem Reichstag zugewandt. Da ſchrieb der Palatin an ſeinen erlauchten Herrn, den Kaiſer: „Ungarns Zuſtand iſt in dieſem Augenblick beunruhigend, ſo zwar, daß von Tag zu Tag die heftigſten Ausbrüche zu erwarten ſind. In Peſth herrſcht Anarchie. Die Behörden ſind durch Sicherheitsausſchüſſe gleichſam aus ihrem Kreiſe herausgedrängt, und während die Statthalterei durch die energiſche Leitung des Grafen Zichy

mindeſtens ihr äußeres Anſehen aufrecht erhält, hat ſich die Hofkammer faſt gänzlich aufgelöſt. Der Adel, der ſchon an vielen Orten aufſtand, bemüht ſich thatſächlich, Rechte an ſich zu reißen. Die Befreiung aus dieſer ordnungswidrigen und gefährlichen Lage erwartet Jeder von der nächſt zu erfolgenden Bildung des verantwortlichen Miniſteriums.

„Wenn wir auch dieſen Plan wie eine Calamität betrachten, ſo entſteht die Frage: welche iſt die geringere Calamität?

„Ich wünſche nur kurz die drei Mittel anzugeben, wodurch allein ich noch etwas in Ungarn zu erreichen hoffe.

„Das erſte wäre: alle bewaffnete Macht aus dem Lande heraus zu ziehen, und das Land ſelbſt der vollſtändigen Verwüſtung preis zu geben, unthätig dem Mord und Brand und den Kämpfen des Adels mit dem Bauer zuzuſehen.

„Das zweite wäre: mit dem Herrn Bathyany (der gegenwärtig der alleinige Held des Volkes iſt, deſſen Stern aber, wenn wir noch lange ſchwanken, auch untergehen kann) betreffs der Geſezesvorſchläge zu unterhandeln, Alles zu retten, was noch zu retten iſt, das Weiterzugeſchehende aber im Voraus zu wiſſen, wenn er aus Unzufriedenheit etwa abdanken ſollte.

„Das dritte Mittel wäre: nach Dispenſirung des Palatinats ſogleich einen mit unbeſchränkter Vollmacht über Leben und Tod bekleideten königlichen Commiſſär in Begleitung einer anſehnlichen Militärmacht nach Preßburg zu ſenden, der von hier nach faktiſcher Auflöſung des Reichstages ſich nach Peſth zu begeben und daſelbſt ſo lang einem eiſernen Regierungsdruck freien Lauf zu laſſen hat, als die Verhältniſſe beanſpruchen.

„Vor dem erſten, ich geſtehe es offen, ſchrecke ich zurück; denn erſtens iſt es ſo zu ſagen unſittlich und einer Regierung vielleicht unwürdig, ihre Unterthanen, von denen doch ein Theil gut geſinnt iſt, gänzlich zu verlaſſen und allen Greueln einer Revolution auszuſezen; andererſeits aber könnte ein ſolches der unzähmbaren rohen Menge gegebene Beiſpiel in den übrigen Provinzen eine ſchädliche Wirkung hervorbringen.

„Das zweite Mittel iſt gut und kann noch helfen, und obgleich es auf den erſten Blick den Schein von Trennung an ſich hat, iſt es doch in dieſem Augenblick die einzige Gewähr, um die Provinz

Wie auf die Vorgänge, welche zwei Jahre vorher Gallizien mit Mord und Brand erfüllten, ſo wirft dieſe Urkunde auf die Politik Oeſterreichs im Jahr 1848 überhaupt ein überraſchendes Licht. Damals hatte man alle Truppen aus dem Lande gezogen und Gallizien den Verwüſtungen eines Krieges zwiſchen dem Adel und dem aufgehezten Bauer überlaſſen. Jezt ergriff die Kamarilla alle drei Mittel, die Erzherzog Stephan vorſchlug, die zwei erſten zu gleicher Zeit, das dritte aber erſt, als „die Möglichkeit und Geld genug dazu vorhanden war“.

Eine öffentliche Stimme*) äußert ſich darüber unter Anderem alſo: „Das zweite Mittel, das der Erzherzog aufgegriffen, ſey das gewöhnliche geweſen, durch welches auch die deutſchen Regierungen ſich aus ihren Märzverlegenheiten zu ziehen geſucht haben: Bildung, Benüzung und Abnüzung eines Miniſteriums aus der vormärzlichen Oppoſition, nebſt den gehörigen Vorſichtsmaßregeln gegen dieſes Miniſterium, für den Fall, daß es dem Hofe nicht die gewünſchte Schmiegſamkeit zeigen, oder gar am Ende, wenn es die Reaktion ſehe, ſeine Entlaſſung nehmen ſollte. Weil das erſte Mittel in der Form, in welcher der Palatin es aufgeſtellt, unpraktikabel geweſen, habe die Kamarilla eine andere Form dafür erſonnen. Was in Gallizien der Bauernkrieg geleiſtet, das ſollte in Ungarn der Nationalitätenkampf leiſten; der Kroat, der Serbe, der Wallache ſollte gegen die Magyaren aufgehezt werden, und Jellachich, ſcheinbar vom Hof in die Acht erklärt, insgeheim aber in die tiefſten Plane der Reaktion eingeweiht, ſollte ſeine Schaaren gegen Ungarn führen, das durch ſeinen Freiheits- und Nationalſtolz die umwohnenden Völkerſchaften herausgefordert hatte zu einem Emanzipationskrieg, und den Leztern ſollte man vom Hof aus vorſpiegeln, ſie werden dieſen Krieg zu ihrem Heil unter den Fittigen des ſchwarz-gelben Adlers führen. Das zweite Mittel ſey vom Hof in der Art angewendet worden, daß er den Führer der bisherigen Oppoſition, den Helden des Volkes, den Grafen Ludwig Bathyany, als Miniſter dem Reichstag gegenüber ſtellte, Alles nur zum Schein bewilligte und ſich vorbehielt, den Eintritt einer günſtigeren Periode abzuwarten, wo man

*) Stuttgarter Beobachter, 1850, Nro. 165.

„Vieles noch anders geſtalten und den Riß heilen“, d. h. das ſelbſtſtändige Ungarn, mit Aufhebung der halben oder der ganzen Verfaſſung, wieder in die alte Abhängigkeit bringen könnte.“

Man verſuchte nicht nur, Männer, wie Ludwig Bathyany und Franz Deak, „durch geſcheidte Unterhandlungen“ herum zu bringen, und ſie dem Einfluß der Rechts- und Nationalpartei, durch die ſie vor den Schlichen der Kamarilla gewarnt wurden, zu entziehen; man verſuchte dies allwärts bei den Märzminiſtern und vielen Männern des Volkes zu Wien, zu Berlin, zu Frankfurt, zu Dresden und anderswo.

Das dritte Mittel war ebenfalls anderswo für die rechte Stunde vorbehalten, das Mittel einer ſchnell zuſammen zu ziehenden Armee, des alleinigen Militärkommandos, des Belagerungszuſtandes, des Standrechts: es ſchien das einfachſte, aber jezt dazu zu greifen, fehlte die Macht und nur darum der Wille.

So wurden von der Reaktionspartei, von den Mitgliedern des kaiſerlichen Hauſes ſelbſt, Saaten ausgeſtreut, die zur Zeit blutig aufgehen ſollten, weil man nicht reformiren, ſondern herrſchen, abſolut herrſchen wollte; ausgeſtreut von einem jungen Prinzen, der ſich noch nach Abfaſſung ſeiner Denkſchrift mit einer Offenheit und Treuherzigkeit der ungariſchen Nation an's Herz warf, daß dieſe ihn liebte, ehrte und pries, und daß die Begeiſterung deutſcher Männer an dieſen Erzherzog Stephan mit ſeiner kraftvollen Jugendfriſche und dem populären Klang ſeines Namens vor Andern, als an Denjenigen dachte, der als Reichsverweſer die deutſchen Geſchicke in die Hand nehmen ſollte; und nur weil Stephan damals, wie man in Wien ſagte, den Ungarn unentbehrlich war, griff man „zu dem guten, alten, biedern, treuherzigen Johann.“

Er war geliebt, er war allgemein gefeiert als freiſinnig, als deutſchgeſinnt, als volksfreundlich, der Erzherzog Johann; nur Wenige dachten anders, noch Wenigere ſprachen anders von ihm.

Mit unendlichem Jubel wurde er in Wien empfangen, wo er am 23. Juni als Stellvertreter des Kaiſers eintraf, und wie ſchwoll der Jubel, als von Frankfurt am Main die Abgeordneten der deutſchen Nationalverſammlung kamen und ihm ſeine Wahl zum deutſchen Reichsverweſer überbrachten! Später hörte man fragen: Was mögen wohl in Wien für „Fragen, Vorſchläge und Denkſchriften“ in

Wie auf die Vorgänge, welche zwei Jahre vorher Gallizien mit Mord und Brand erfüllten, ſo wirft dieſe Urkunde auf die Politik Oeſterreichs im Jahr 1848 überhaupt ein überraſchendes Licht. Damals hatte man alle Truppen aus dem Lande gezogen und Gallizien den Verwüſtungen eines Krieges zwiſchen dem Adel und dem aufgehezten Bauer überlaſſen. Jezt ergriff die Kamarilla alle drei Mittel, die Erzherzog Stephan vorſchlug, die zwei erſten zu gleicher Zeit, das dritte aber erſt, als „die Möglichkeit und Geld genug dazu vorhanden war".

Eine öffentliche Stimme*) äußert ſich darüber unter Anderem alſo: „Das zweite Mittel, das der Erzherzog aufgegriffen, ſey das gewöhnliche geweſen, durch welches auch die deutſchen Regierungen ſich aus ihren Märzverlegenheiten zu ziehen geſucht haben: Bildung, Benüzung und Abnüzung eines Miniſteriums aus der vormärzlichen Oppoſition, nebſt den gehörigen Vorſichtsmaßregeln gegen dieſes Miniſterium, für den Fall, daß es dem Hofe nicht die gewünſchte Schmiegſamkeit zeigen, oder gar am Ende, wenn es die Reaktion ſehe, ſeine Entlaſſung nehmen ſollte. Weil das erſte Mittel in der Form, in welcher der Palatin es aufgeſtellt, unpraktikabel geweſen, habe die Kamarilla eine andere Form dafür erſonnen. Was in Gallizien der Bauernkrieg geleiſtet, das ſollte in Ungarn der Nationalitätenkampf leiſten; der Kroat, der Serbe, der Wallache ſollte gegen die Magyaren aufgehezt werden, und Jellachich, ſcheinbar vom Hof in die Acht erklärt, insgeheim aber in die tiefſten Plane der Reaktion eingeweiht, ſollte ſeine Schaaren gegen Ungarn führen, das durch ſeinen Freiheits- und Nationalſtolz die umwohnenden Völkerſchaften herausgefordert hatte zu einem Emanzipationskrieg, und den Leztern ſollte man vom Hof aus vorſpiegeln, ſie werden dieſen Krieg zu ihrem Heil unter den Fittigen des ſchwarz-gelben Adlers führen. Das zweite Mittel ſey vom Hof in der Art angewendet worden, daß er den Führer der bisherigen Oppoſition, den Helden des Volkes, den Grafen Ludwig Bathyany, als Miniſter dem Reichstag gegenüber ſtellte, Alles nur zum Schein bewilligte und ſich vorbehielt, den Eintritt einer günſtigeren Periode abzuwarten, wo man

*) Stuttgarter Beobachter, 1850, Nro. 165.

„Vieles noch anders geſtalten und den Riß heilen", d. h. das ſelbſtſtändige Ungarn, mit Aufhebung der halben oder der ganzen Verfaſſung, wieder in die alte Abhängigkeit bringen könnte."

Man verſuchte nicht nur, Männer, wie Ludwig Bathyany und Franz Deak, „durch geſcheidte Unterhandlungen" herum zu bringen, und ſie dem Einfluß der Rechts- und Nationalpartei, durch die ſie vor den Schlichen der Kamarilla gewarnt wurden, zu entziehen; man verſuchte dies allwärts bei den Märzminiſtern und vielen Männern des Volkes zu Wien, zu Berlin, zu Frankfurt, zu Dresden und anderswo.

Das dritte Mittel war ebenfalls anderswo für die rechte Stunde vorbehalten, das Mittel einer ſchnell zuſammen zu ziehenden Armee, des alleinigen Militärkommandos, des Belagerungszuſtandes, des Standrechts: es ſchien das einfachſte, aber jezt dazu zu greifen, fehlte die Macht und nur darum der Wille.

So wurden von der Reaktionspartei, von den Mitgliedern des kaiſerlichen Hauſes ſelbſt, Saaten ausgeſtreut, die zur Zeit blutig aufgehen ſollten, weil man nicht reformiren, ſondern herrſchen, abſolut herrſchen wollte; ausgeſtreut von einem jungen Prinzen, der ſich noch nach Abfaſſung ſeiner Denkſchrift mit einer Offenheit und Treuherzigkeit der ungariſchen Nation an's Herz warf, daß dieſe ihn liebte, ehrte und pries, und daß die Begeiſterung deutſcher Männer an dieſen Erzherzog Stephan mit ſeiner kraftvollen Jugendfriſche und dem populären Klang ſeines Namens vor Andern, als an Denjenigen dachte, der als Reichsverweſer die deutſchen Geſchicke in die Hand nehmen ſollte; und nur weil Stephan damals, wie man in Wien ſagte, den Ungarn unentbehrlich war, griff man „zu dem guten, alten, biedern, treuherzigen Johann."

Er war geliebt, er war allgemein gefeiert als freiſinnig, als deutſchgeſinnt, als volksfreundlich, der Erzherzog Johann; nur Wenige dachten anders, noch Wenigere ſprachen anders von ihm.

Mit unendlichem Jubel wurde er in Wien empfangen, wo er am 23. Juni als Stellvertreter des Kaiſers eintraf, und wie ſchwoll der Jubel, als von Frankfurt am Main die Abgeordneten der deutſchen Nationalverſammlung kamen und ihm ſeine Wahl zum deutſchen Reichsverweſer überbrachten! Später hörte man fragen: Was mögen wohl in Wien für „Fragen, Vorſchläge und Denkſchriften" in

jenen Tagen geſtellt worden ſeyn, zum Zwecke, „in Deutſchland etwas zu erreichen“? — Am 9. Juli reiſte der Erzherzog Johann nach Frankfurt ab, um — das erwartete man von ihm — ein großes einiges Deutſchland zu gründen.

Eröffnung der deutſchen Nationalverſammlung.

Während ſolches in Oeſterreich geſchah oder ſich vorbereitete, hatten ſich in Süd- und Mitteldeutſchland mancherlei Parteiſchattirungen und Beſtrebungen aus der allgemeinen Gährung herausgeſchieden, doch war vorherrſchend eine Verwirrung der Begriffe auf allen Seiten und ein Hereinziehen von Dingen und Ideen, die der Freiheit und ihrer naturgemäßen Entwicklung nur ſchaden konnten, und von denen man glaubte oder glauben machen wollte, daß ſie weſentlich dazu gehören, ja daß ſie erſt und allein die wahre Freiheit ſeyen.

Auf der einen Seite ſezte ſich der Bewegung der Freiheit theils geradezu Unpraktiſches, theils viel und ſehr Unreines an. Es war ein großer Fehler, wenn Manche ſagten: „Wir trennen uns vom Volk, weil wir mit dieſem Volk nicht gehen können.“ Es ſagten dies Männer, die es wohl meinten mit der Sache, mit der Freiheit, mit der Nation. Es war nicht Vornehmheit, es war nicht Knechtsſinn, was ſie leitete: der Verſtand des Kopfes und der Verſtand des Herzens zugleich in ihnen fand ſich abgeſtoßen von gewiſſen Erſcheinungen, unter welchen die neue Freiheit vielfach ſich geltend machen wollte. Es war, was ſie abſtieß, nicht bloß „der Pöbel mit den langen ſchrecklichen Bärten, den ungekämmten Haaren, den anſtandsloſen Sitten“; es war nicht bloß das Lächerliche, die Hanswurſterei, die der Ferſe der Demokratie ſich anſezte: es war hauptſächlich die Geltung, welche die unterſte Schichte der Geſellſchaft, und darunter manche ſittlich und geiſtig nicht preiswürdige Perſönlichkeit, in Anſpruch nahm und hatte. Aber daß man daran ſo gar ſehr großen Anſtoß nahm und die Sache des Vaterlandes darüber preisgab,

Lebens, eine großherzige Seele, die nur die Sache ſuche, eine ungetheilte Macht des Geſezes und eine vollſtändige Machtloſigkeit jedes Einzelnen, als eines ſolchen. Ein demokratiſcher Präſident z. B. dürfe gar keine Gewalt haben, ſonſt ſey er nichts mehr und nichts weniger als ein Präſident auf dem Throne, wie in Frankreich, das ſein Unheil davon noch empfinden werde; er präſidire bloß, und leite durch die ganze Republik hinab, in alle Stufen hinunter die von ihm zuſammenberufenen, ſtets mit den wechſelnden Bedürfniſſen des Staats neu auftauchenden Aſſociationen, und halte dieſe friedlich in ſeinen Händen.*)

Dieſe Anſichten und Grundſäze ſchienen ſelbſt weitgehenden Demokraten zu gewagt, wenn ſie auf das Volk ſahen, auf die Neigung Vieler zu einer zielloſen Anarchie, auf ſo manche in der Entwicklung zurückgebliebenen deutſchen Provinzen, auf die Unklarheit beim Drang nach Freiheit, auf die Verworrenheit und Einſichtsloſigkeit in mehr als einer Schichte der Geſellſchaft, auf die Selbſtſucht, auf den Mangel an Gottesfurcht und Bürgertugend, auf das Hängen am Eigenthum und auf die Begier nach Eigenthum, auf die große Mehrheit der Zeitgenoſſen, die erzogen worden waren, für Geld Alles zu thun, für eine Idee nichts, und wären es die höchſten Ideen, für Gott und Glauben ſo wenig, als für Freiheit und Vaterland.

Es gab unter der Volkspartei Männer genug, welche ſich über die rohen Kräfte, die in der Maſſe theils ſchlummerten, theils ſich regten, keinen Augenblick täuſchten, die nicht in jedem Krawall eine Aeußerung des National- und Freiheitsgeiſtes, nicht in jedem Barrikadenmann einen reinen Helden der Sache oder gar einen einſichtsvollen Patrioten, nicht in jedem ausgeſprochenen Unſinn einen politiſchen Gedanken ſahen, und die ein offenes Auge hatten für die Fehler, welche die Volkspartei an ſich hatte oder machte.

Es fehlte dagegen allerdings auch nicht an demokratiſchen Führern, welche dem Volke vorredeten, um ihm zu ſchmeicheln, daß ſofort der Schwerpunkt der Herrſchaft in den vierten Stand gelegt werden müſſe. Der vierte Stand hatte Jahrhundertelang durch die höheren Klaſſen der Geſellſchaft gelitten, Unſägliches gelitten, und es iſt ein Wunder, daß

---

*) Man vergleiche die zulezt angeführte Schrift „von einem Farbloſen,“ S. 24–27.

er nicht mehr dadurch entſittlicht wurde. Die Bewegung faßte den vierten Stand zwar nicht zuerſt, aber ſie durchſchüttelte ihn am meiſten, am erweckendſten, und Tauſende gelüſtete es naturgemäß nach dem Augenblick, da der vierte Stand herrſchen würde über die anderen Stände. „Jezt ſind wir Herren!“ hörten Fürſten und Ariſtokratie mehr als Ein Mal an dieſen Tagen, und mehr als an Einem Ort, aus der Mitte des vierten Standes.

Dem vierten Stand hatten ſich gefährliche Elemente angehängt, wiewohl nur da und dort, der verlezte Ehrgeiz, die durch die bisherigen Regierungen verſchuldete finanzielle Verzweiflung guter, ſelbſt genialer Köpfe, verbannte Ausländer, die oft nicht mehr heimathlos waren, als die zuvor Genannten, ſelbſt Solche, die wegen nicht politiſchen Uebertretungen gefangen geſezt waren und deren Gefängniſſe der März geöffnet hatte.

Es waren auch dieſe lezten Elemente nur eine kleine Zahl, und ſie fanden ſich nur auf ein paar Punkten; aber Diejenigen, welche ſich als Beweger und Verführer vordrängten, machten durch die Graßheit ihres Redens und Schreibens Aufſehen, durch die Farbe des Communismus, des falſchen Sozialismus, der Gottesleugnerei.

Die ſchon ſeit mehreren Jahren von der Schweiz aus unter die Handwerksburſche und Arbeiter gebrachte, durch kleine Schriften und Vorträge genährte Mißachtung nicht tyranniſcher Menſchenſazungen in der Religion, nicht des geiſtloſen Aberglaubens, ſondern der Religion ſelbſt, die ſchlechthinige Gottloſigkeit wurde von Einzelnen jezt in Deutſchland ſelbſt nicht nur unter die Arbeiter, ſondern auch unter die Bauern verbreitet, Lehren, wie die: es gebe keinen Gott, die Natur ſey Gott, oder auch Jeder ſelbſt ſey Gott, die Religion ſey Pfaffenlug und Trug, von den Deſpoten der Erde begünſtigt als Mittel zur Unterdrückung. Es waren ſehr ſchlechte Subjekte unter Denen, die dieſe Saat ausſtreuten, aber ſelbſt ſittlich ſehr edle Menſchen waren, im Hinblick auf Das, was die entarteten Kirchen dem Volke, der Wahrheit und der Freiheit gethan, ſo verblendet, daß ſie des feſten Glaubens waren, die Wurzel des Kirchenthums müſſe dem Volk ganz aus dem Herzen geriſſen werden, bevor es möglich ſey, es frei zu machen. So ſehr wurde der Grundzug des deutſchen Charakters, das Gemüth mit ſeinem religiöſen Bedürfniß, ſo ſehr das Wort verkannt, daß der Geiſt Chriſti die Völker zur

Wahrheit leiten und die Wahrheit ſie frei machen werde; ſo ſehr die Lehre der Geſchichte, daß die Deutſchen niemals groß wurden und waren, als wenn ſie zugleich religiös begeiſtert waren. Das Volk auch noch des Reſts von religiöſem Geiſte, der in ihm war, entleeren zu wollen, war einer der größten Fehler, der von einer Seite der Demokratie aus gemacht werden konnte.

Ein zweiter Fehler war, daß die Demokratie großentheils als Proletarier ſich koſtümirte, ordentlich darauf hielt, die feinere Sitte nicht zu haben oder abzulegen, die höheren Strebungen und Genüſſe des Geiſtes und Das, was die Seele adelt, proletariſch zu mißachten, nicht bloß die Ariſtokratie der Geburt, des Geldes und des Amtes, ſondern auch am bewährten Volksmann die Ariſtokratie des Geiſtes für unſtatthaft zu erklären, die höhere Begabung und Befähigung von jedem Vorzug auszuſchließen, ihre Geltendmachung als Anmaaßung, als Deſpotismus zu bekämpfen.

Es iſt Thatſache, daß dieſe Nivellirung ſelbſt der Geiſter an mehr als Einem Punkt, in entſcheidenden Augenblicken, unglückſelig hervortrat, den richtigſten Rathſchlägen das Gehör ſperrte, und verkehrte Entſcheidungen, Folgen nach ſich zog, welche mehr als ein Staat, welche die Sache des Volkes ſchwer zu empfinden hatte.

Dieſer Fehler, der in ſo vielen Richtungen wirkte, ſtieß die mächtigſten Verbündeten jeder nationalen Bewegung vielfach ab, — die Frauen. So ſehr das weibliche Geſchlecht überall da, wo die Freiheitsbewegung in der Form edler Männlichkeit auftrat, ihr mit Begeiſterung und Aufopferung zugethan war, ſelbſt Frauen und Töchter der reaktionärſten Männer: ſo wenig fand es ſich angezogen von dieſer ſelben Bewegung da, wo ſie die Narrheit breit zur Schau trug, als wäre Sittenrohheit der ächte Republikanismus. Ja die weibliche Begeiſterung war ſo groß, daß ſie ſelbſt noch in dieſer Hinſicht Vieles nachſah; doch mußte es einer edeln Mutter wider die Natur ſeyn, ihre Kinder für eine Freiheit zu erziehen, die der höheren Geiſtesbildung abgewandt ſchien; eben ſo mußte es einer vornehmen oder reichen Frau widerſtreben, für die harte — dabei noch jezt im Großen nirgends durchführbare — allgemeine Gleichheitslehre, die ein Theil der Demokratie predigte, für die Gleichheit der Lebenslagen und der Glücksgüter, ſich zu begeiſtern und durch Opfer mitzuwirken; und doch gab es Ausnahmen auch hierin, es gab Frauen, hochgeborne

er nicht mehr dadurch entſittlicht wurde. Die Bewegung faßte den vierten Stand zwar nicht zuerſt, aber ſie durchſchüttelte ihn am meiſten, am erweckendſten, und Tauſende gelüſtete es naturgemäß nach dem Augenblick, da der vierte Stand herrſchen würde über die anderen Stände. „Jezt ſind wir Herren!“ hörten Fürſten und Ariſtokratie mehr als Ein Mal an dieſen Tagen, und mehr als an Einem Ort, aus der Mitte des vierten Standes.

Dem vierten Stand hatten ſich gefährliche Elemente angehängt, wiewohl nur da und dort, der verlezte Ehrgeiz, die durch die bisherigen Regierungen verſchuldete finanzielle Verzweiflung guter, ſelbſt genialer Köpfe, verbannte Ausländer, die oft nicht mehr heimathlos waren, als die zuvor Genannten, ſelbſt Solche, die wegen nicht politiſchen Uebertretungen gefangen geſezt waren und deren Gefängniſſe der März geöffnet hatte.

Es waren auch dieſe lezten Elemente nur eine kleine Zahl, und ſie fanden ſich nur auf ein paar Punkten; aber Diejenigen, welche ſich als Beweger und Verführer vordrängten, machten durch die Graßheit ihres Redens und Schreibens Aufſehen, durch die Farbe des Communismus, des falſchen Sozialismus, der Gottesleugnerei.

Die ſchon ſeit mehreren Jahren von der Schweiz aus unter die Handwerksburſche und Arbeiter gebrachte, durch kleine Schriften und Vorträge genährte Mißachtung nicht tyranniſcher Menſchenſazungen in der Religion, nicht des geiſtloſen Aberglaubens, ſondern der Religion ſelbſt, die ſchlechthinige Gottloſigkeit wurde von Einzelnen jezt in Deutſchland ſelbſt nicht nur unter die Arbeiter, ſondern auch unter die Bauern verbreitet, Lehren, wie die: es gebe keinen Gott, die Natur ſey Gott, oder auch Jeder ſelbſt ſey Gott, die Religion ſey Pfaffenlug und Trug, von den Deſpoten der Erde begünſtigt als Mittel zur Unterdrückung. Es waren ſehr ſchlechte Subjekte unter Denen, die dieſe Saat ausſtreuten, aber ſelbſt ſittlich ſehr edle Menſchen waren, im Hinblick auf Das, was die entarteten Kirchen dem Volke, der Wahrheit und der Freiheit gethan, ſo verblendet, daß ſie des feſten Glaubens waren, die Wurzel des Kirchenthums müſſe dem Volk ganz aus dem Herzen geriſſen werden, bevor es möglich ſey, es frei zu machen. So ſehr wurde der Grundzug des deutſchen Charakters, das Gemüth mit ſeinem religiöſen Bedürfniß, ſo ſehr das Wort verkannt, daß der Geiſt Chriſti die Völker zur

Wahrheit leiten und die Wahrheit ſie frei machen werde; ſo ſehr die Lehre der Geſchichte, daß die Deutſchen niemals groß wurden und waren, als wenn ſie zugleich religiös begeiſtert waren. Das Volk auch noch des Reſts von religiöſem Geiſte, der in ihm war, entleeren zu wollen, war einer der größten Fehler, der von einer Seite der Demokratie aus gemacht werden konnte.

Ein zweiter Fehler war, daß die Demokratie großentheils als Proletarier ſich koſtümirte, ordentlich darauf hielt, die feinere Sitte nicht zu haben oder abzulegen, die höheren Strebungen und Genüſſe des Geiſtes und Das, was die Seele adelt, proletariſch zu mißachten, nicht bloß die Ariſtokratie der Geburt, des Geldes und des Amtes, ſondern auch am bewährten Volksmann die Ariſtokratie des Geiſtes für unſtatthaft zu erklären, die höhere Begabung und Befähigung von jedem Vorzug auszuſchließen, ihre Geltendmachung als Anmaaßung, als Deſpotismus zu bekämpfen.

Es iſt Thatſache, daß dieſe Nivellirung ſelbſt der Geiſter an mehr als Einem Punkt, in entſcheidenden Augenblicken, unglückſelig hervortrat, den richtigſten Rathſchlägen das Gehör ſperrte, und verkehrte Entſcheidungen, Folgen nach ſich zog, welche mehr als ein Staat, welche die Sache des Volkes ſchwer zu empfinden hatte.

Dieſer Fehler, der in ſo vielen Richtungen wirkte, ſtieß die mächtigſten Verbündeten jeder nationalen Bewegung vielfach ab, — die Frauen. So ſehr das weibliche Geſchlecht überall da, wo die Freiheitsbewegung in der Form edler Männlichkeit auftrat, ihr mit Begeiſterung und Aufopferung zugethan war, ſelbſt Frauen und Töchter der reaktionärſten Männer: ſo wenig fand es ſich angezogen von dieſer ſelben Bewegung da, wo ſie die Narrheit breit zur Schau trug, als wäre Sittenrohheit der ächte Republikanismus. Ja die weibliche Begeiſterung war ſo groß, daß ſie ſelbſt noch in dieſer Hinſicht Vieles nachſah; doch mußte es einer edeln Mutter wider die Natur ſeyn, ihre Kinder für eine Freiheit zu erziehen, die der höheren Geiſtesbildung abgewandt ſchien; eben ſo mußte es einer vornehmen oder reichen Frau widerſtreben, für die harte — dabei noch jezt im Großen nirgends durchführbare — allgemeine Gleichheitslehre, die ein Theil der Demokratie predigte, für die Gleichheit der Lebenslagen und der Glücksgüter, ſich zu begeiſtern und durch Opfer mitzuwirken; und doch gab es Ausnahmen auch hierin, es gab Frauen, hochgeborne

und reiche, wenn auch wenige, welche Idealismus genug hatten, um auch dadurch in ihrer Begeiſterung und Thätigkeit für die Sache ſich nicht irren zu laſſen.

Ein Hauptfehler der Demokratie war weiter, daß die Einflußreichſten, je an ihrem Ort, der Neigung zur Anarchie nicht frühe genug entgegen traten; das Gehenlaſſen der Maſſen in der individuellen Freiheit nicht nur zum augenblicklichen Widerſtand gegen die Geſezlichkeit, ſondern zur Verachtung jedes Geſezes, mußte zur natürlichen lezten Folge haben den Widerwillen und das Widerſtreben auch gegen die Geſeze, welche die Demokratie ſich ſelbſt gab, den Mangel an der in jedem Kampf eines Lagers gegen das andere vor Allem unentbehrlichen Subordination.

Dieſer Fehler wirkte um ſo tiefer im Laufe der Monate, als beſonders in der Wahlbewegung für das deutſche Parlament von manchem Bewerber, aus Ueberzeugung und in gutem Glauben, oder aus Haß gegen die bisher Begünſtigten, oder um die Mehrheit zu gewinnen, dem dritten und dem vierten Stand Verſprechungen gemacht wurden, welche die nächſten Jahre unmöglich erfüllen konnten, namentlich die Laſtenerleichterung in einem Umfang, wie ſie ſelbſt die einfache Republik nicht hätte ſogleich bringen können, ſtatt daß ſie nicht weniger Koſten, wohl aber eine Verwendung der Staatseinnahmen zuſagten, die Handel und Gewerbe förderte, dem Volke ſelbſt zu Gute käme und in wenigen Jahren das Volk zu Kräften und zu einem gewiſſen Wohlſtand brächte.

Am Abſtoßendſten wirkte zweierlei, ſo Wenige es auch ſind, denen das zur Laſt fällt: die Koketterie mit dem Revolutionmachen, mit der jakobiniſchen Blutfahne und dem rothen Band im Knopfloch, und zweitens, wenn auch nicht das Hülfeſuchen bei Frankreich, doch der Verdacht, in den ſich ein Theil ſezte, als dächte er daran, an Frankreich ſich anzulehnen, gar anzuſchließen.

Auch etwas von franzöſiſcher Frivolität war in die Adern der Demokratie übergegangen. Seit mehr als zwanzig Jahren war ja ein frivoler Geiſt durch die Höfe der Fürſten, durch die Salons der vornehmen Welt, durch die Säle der Wiſſenſchaft und Kunſt, durch den Mittelſtand und zulezt ſelbſt durch den Arbeiterſtand, wenn auch durch die beiden leztern nur bis auf einen gewiſſen Grad, herrſchend geworden: ſo war jezt auch die Demokratie davon angeſteckt; war

auch wenig davon in ihr, ſo war dies Wenige doch zu viel, und der Ernſt, der in ihr war, war nicht ſo groß und tief, als ihn die Zeit erforderte, in der Gott zu Gericht ſaß zuerſt über die Sünden der Fürſten und dann über die der Völker.

Das ſoll ihnen ungeſchmälert bleiben, den verunglückten Republikanern der Schwarzwalderhebung, Heckern und den ihm geiſtig verwandten Genoſſen ſeiner Fahrt, daß jener hohe ſittliche Ernſt in ihnen war, und es fragte ſich nur, ob aus Dem, was ihnen abging und ſie ſcheitern machte, die andern Gleichſtrebenden lernen würden, was Noth thue: ein Abwarten des rechten Zeitpunkts, um den großen Gedanken in die That und in's Leben zu überſezen, und ein politiſches Handeln, welches das Richtige träfe und ſich ſtüzte auf günſtige Ereigniſſe von Außen und auf den entgegen kommenden Wunſch und Willen der Mehrheit im Innern; Sammlung der Volkskräfte in einem Mittelpunkt und Abwägung derſelben mit denen der Gegner; Feſtigung des erſt der Reife entgegen wachſenden demokratiſchen Prinzips in allem Volk; ein Gewährenlaſſen für die Verkehrtheiten, Schwächen und Fehler der Freiheitsfeinde, und Benüzung derſelben für ſich; Kräftigung des Nationalſinns und ein Sichverlaſſen nur auf deutſche Kraft. Dazu mußte kommen die Erkenntniß, daß, wenn Ein Deutſchland werden ſolle, alle zwiſchen Preußen und Oeſterreich liegenden Staaten durch ihre Märzminiſter, die ja aus dem Volk hervorgegangen, und durch die Völker, die alle die Freiheit wollten, ſich feſt zuſammenſchließen müſſen, um den Schwerpunkt der deutſchen Politik zu bilden; daß dieſer weder in Preußen, noch in Oeſterreich zu ſuchen ſey, daß vielmehr das Eine, wie das freie Deutſchland ſcheitern würde an der ſelbſtſüchtigen Politik Preußens wie Oeſterreichs, Falls man den Schwerpunkt in den einen oder den andern dieſer beiden Staaten legen wollte, da die Regierung jedes derſelben deutſch zu ſeyn nur heuchle und durch und durch dynaſtiſch ſey, ein Wettkampf um die Oberherrſchaft; daß Deutſchland bisher das Opfer der Eiferſucht dieſer beiden Dynaſtien geworden, und daß alle ſeine Hoffnungen und Errungenſchaften der Neuzeit derſelben wieder zum Opfer werden würden, wenn nicht Mitteldeutſchland den feſten Kern für das Ganze abgäbe, mit welchem, in ſelbſtſtändiger Entwicklung, Oeſterreich und Preußen zuſammenhingen, als mächtige, nicht aber als übermächtige Theile.

Daß Diejenigen, welche ſich ſelbſt die Konſtitutionellen nannten, dieſe Anſichten nicht theilten, zeigten ſie von Tag zu Tag mehr. Sie ſtellten ſich gegen die Demokratie noch bitterer, als die Abſolutiſten. Sie nannten Diejenigen, welche entſchieden waren und wußten, was ſie wollten, offen Wühler, Anarchiſten, Rebellen, Revolutionäre. Ihre Zeitblätter ſchwollen von Redensarten, aus denen man ſchließen müßte, ſie haben das Volk um die Gunſt des Augenblicks, um die Freiheit betrügen wollen, wüßte man nicht, daß es nicht ſowohl böſer Wille, als Mangel an Verſtändniß der Zeit bei ihnen war, eben ſo ſehr aber auch Unverſtändniß der Vergangenheit. Sie wollten, wie ſie ſagten, die Freiheit und keine Reaktion, aber ſie wollten vor der Freiheit die Ordnung, d. h. ſie wollten die Ruhe, die nur der vollendete Sieg geben konnte, vor der Entſcheidung der Schlacht, den Frieden vor dem Gericht, die Freiheit Englands ohne die Verhältniſſe Englands, und ohne daran zu denken, daß die engliſche Freiheit die Frucht langer Revolutionskämpfe und vielen Blutes war. „Sie wollen mit dem Nachen über den Grasboden fahren,“ ſagte der Wiz von ihnen. Die Bewegung des Zeitſtroms ſchwemmte die Führer der Konſtitutionellen als Märzminiſter an's Ruder des Staats; der Heckeriſche Aufſtand hatte zur Folge, daß die Konſtitutionellen die Mehrheit im Volk bekamen. Dadurch ſezte ſich in ihnen der Glaube feſt, daß ihre Zeit gekommen ſey, ja daß ſie die neue Zeit gemacht haben; ſie verwechſelten, daß der Konſtitutionalismus vorbereitet und angebahnt hatte, mit dem Wahn, als hätte er auch die Bewegung gemacht; dieſe aber war nicht konſtitutionell, ſondern demokratiſch, in Frankreich, in Süddeutſchland, in Berlin, ja in Wien. Da die Konſtitutionellen an's Staatsruder geſpült waren, ſo fürchteten ſie, die demokratiſche Schwellung des Stroms möchte ſie überfluthen und wegreißen, ſie aber wollten, wonach ſie längſt getrachtet, nun auch einmal das Regiment haben, und ihr Syſtem, ihr Programm verwirklichen, den Andern aufoctroyiren. Darum ihr Ruf, daß „die Bewegung bemeiſtert, der Abgrund der Revolution geſchloſſen werden müſſe.“ Sie hatten ſo oft zuvor den Fürſten und der Ariſtokratie vorgeworfen, daß ſie nichts lernen und nichts vergeſſen, und jezt blieben ſie ſelbſt, dieſe konſtitutionellen Cenſoren, ſtehen mitten in der Bewegung, und lernten nichts von ihr und wollten nichts lernen. Sie wollten eine Herrſchaft des

Die Märzminiſter waren es, die Führer der Konſtitutionellen, in deren Händen es lag, das Staatsgebäude von Grund aus neu aufzubauen, denen es aber dazu theils an Muth, theils an der richtigen politiſchen Einſicht gebrach, und die gefliſſentlich und ungefliſſentlich, wiſſentlich und unwiſſentlich die Reaktion zwar nicht vorbereiteten, aber ſie förderten.

Sie waren es, welche die Krone, durch ihr Belaſſen der bisherigen Beamten und Oberoffiziere, im Beſiz der materiellen Macht, der Verwaltung, der Bajonette und der Kanonen ließen. Die Konſtitutionellen überhaupt waren es, welche täglich ſich und Andere täuſchten, damit, daß ſie von Miniſterverantwortlichkeit, von der Macht der freien Preſſe und anderer Volksinſtitute, davon, wie die Staatsregierung jezt gar nicht anders könne, als mit der Mehrheit der Volksvertretung Hand in Hand gehen, und von anderem Derartigen redeten. Dadurch wurde ein großer Theil des Volks in Sicherheit gewiegt, es glaubte etwas zu haben, und zwar ſicher und unentreißbar zu haben, und doch fehlten alle Garantien des Beſizes, da alle Macht in den Händen der Krone blieb, da die Krone jeden Augenblick die Miniſter entlaſſen konnte, die ihr nicht mehr zuſagten, und da die Miniſter, ſo lange ſie das Vertrauen der Krone hatten, über die Mißtrauenserklärungen aus dem Volke ſich hinwegſezen konnten. Da ſie die Bajonette und die Kanonen und alle Gewalt thatſächlich in Händen hatten, und das Heer, ein paar kleinere Staaten ausgenommen, nirgends in Deutſchland den Verfaſſungseid ſchwor, ſondern durch ſeinen Fahneneid an den Abſolutismus gefeſſelt blieb: ſo wurde dadurch die Miniſterverantwortlichkeit zur Null.

Sie waren es, die für die neue Zeit die alten Maßſtäbe täglich anlegten, die nicht begriffen, daß, was aus andern Bedingungen in der Geſchichte entſteht, anders behandelt werden muß, und die jeden Zweifel daran, ob z. B. das Zweikammerſyſtem, ob die bisherige Lehre von der Dreiheit der Staatsgewalt, der geſezgebenden, ausübenden und richterlichen, der Neuzeit und ihrem Bedürfniß genüge, als Revolutionsſucht, als Ueberſpanntheit verſchrieen, troz dem, daß die Erfahrung überall gelehrt hatte, daß eine dieſer Gewalten die andere verſchlang, d. h. in Wirklichkeit vernichtete; ſie waren es, die den Streit um Formen anfingen, fortſpannen und damit Unheil ſäeten, durch Hezen, Verleumden und Steigerung der Verwirrung

des ohnehin ſchon genug verworrenen unklaren Drangs nach Freiheit oder feſten Zuſtänden in allen Klaſſen des deutſchen Volkes. Sie glaubten und machten glauben, die Löſung aller Fragen der Zeit liege in der Art der Bildung der ausübenden Gewalt, in der Beantwortung der Frage: ob Monarchie? ob Republik?*) Sie zeigten ſich ohne die Einſicht, daß mit dieſer oder jener Form allein, mit der bloßen Form, noch nichts gewonnen und erledigt iſt; daß in jeder Form die Freiheit wie die Knechtſchaft möglich iſt, in einer monarchiſchen eine Fülle thatſächlicher, weſentlicher republikaniſcher Freiheit, in einer republikaniſchen Adelstyrannei, Bourgeoiſie-Hochmuth und Druck, oder Pöbelherrſchaft, wie umgekehrt im Königreich Deſpotismus und Kaſernendisziplin des Volkes, im Freiſtaat die ſchöne Ordnung der Freiheit, des ſich ungehemmt ſelbſtgeſtaltenden Lebens. Sie waren blind gegen die von den lezten ſechzig Jahren mit bluttriefender Hand an mehr als eine Wand geſchriebene Wahrheit, daß das Belaſſen aller materiellen Macht in den Händen der ausübenden Gewalt, alſo der Krone nach dem konſtitutionellen Syſtem, die zwei andern Gewalten, die geſezgebende und die richterliche, zu Scheingewalten herabwürdigt, weil es dieſe machtlos läßt, materiell völlig machtlos; daß die vollziehende Gewalt in Wirklichkeit die einzige Gewalt iſt, und daß eben damit, wenn man ſie ſo beläßt, dem Abſolutismus die Brücke zur Rückkehr gebaut wird. In dieſer Blindheit verfolgten ſie Diejenigen, welche auf dieſe Wahrheit aufmerkſam machten, ſogar mit dem Wahnwiz, daß ſolche „der franzöſiſchen Propaganda dienen.“

Unter ſolchen Sternen und Lagen gingen die Wahlen für das erſte deutſche Parlament vor ſich.

Der Fünfzigerausſchuß, gemäß Dem, was im Vorparlament von der Mehrheit geredet und beſchloſſen worden war, überließ den Regierungen der deutſchen Fürſten die Anordnung der Wahlen zum Parlamente, und das Ausſchreiben derſelben dem Bundestag. Die Art, wie gewählt werden ſollte, war den einzelnen Regierungen überlaſſen. In den verſchiedenen deutſchen Ländern nach einer verſchiedenen Wahlart die Wahlen vorzunehmen, bald direkt, bald

*) D'Eſter, „der Kampf der Demokratie und des Abſolutismus,“ S. 5—13.

indirekt, hier mit, dort ohne Cenſus — das war ganz den fürſtlichen Regierungen anheimgegeben. War ſchon in einem Land ein Wahlgeſez vorhanden, nach welchem bisher in die Kammern gewählt worden war, ſo ſollte auch nach dieſem in das deutſche Parlament gewählt werden. War kein Geſez da, ſo hatte die Regierung freie Willkür. Wo freiſinnige Miniſter, und dieſe von dem Schooße der Volkspartei, aus dem ſie hervorgegangen waren, noch abhängig ſich fühlten, da war es dieſen auch frei, wählen zu laſſen, wie die freiſinnige Partei wollte.

Aber ſelbſt in einem Staat wie Baden konnte die Reaktion es wagen, thätig zu ſeyn durch Männer, denen das Volk lange vertraut hatte. Es war Samſtag; die freiſinnigſten Abgeordneten der Kammer waren wie gewöhnlich über den Sonntag nach Hauſe gereiſt, andere arbeiteten Geſezanträge aus. Da wurde eine Verſammlung der Zurückgebliebenen bei dem Präſidenten der Kammer angeſagt. Sie eilten zuſammen. Miniſter Bekk trat ein und eröffnete: die Wahlen zum deutſchen Parlament müſſen unverzüglich ausgeſchrieben und vorgenommen werden. Er verlas den Entwurf eines Reſcripts, nach welchem die Mitglieder der erſten Kammer, der Ariſtokraten- und Regierungskammer, wie man ſie in Baden hieß, mit den Mitgliedern der zweiten Kammer, und endlich aus jedem der dreiundſechzig Wahlbezirke zwei weitere Individuen, die von den Wahlmännern, welche die gegenwärtige zweite Kammer erwählt haben, erkoren werden ſollten, zuſammen zu treten und zur konſtituirenden Reichsverſammlung Abgeordnete zu ernennen haben. Dabei eröffnete er, daß er über dieſes Projekt bereits mit verſchiedenen Abgeordneten, namentlich mit Welcker und Baſſermann, geſprochen und ſich dieſe ganz einverſtanden erklärt haben.*) Wenn man in Baden ſo etwas

*) Friedrich Hecker, der dies erzählt, ſezt hinzu: „Meine Erbitterung über dieſe offenbare Volkstäuſchung bei Anlaß eines ſo hochwichtigen Aktes läßt ſich nicht beſchreiben; der dahinter liegende Kniff war zu platt. Mit dieſem Kollegium kamen lauter Miniſterielle, Ariſtokraten und Servile, das konnte nicht fehlen, als Parlamentsmitglieder zum Vorſchein. Es ſollte alſo bei der Berathung der Grundform eines Staates nicht nur dem Volke ſein Wahlrecht wegeskamotirt, es ſollten zu jener Verſammlung Leute geſchickt werden, welche lediglich Regierungsgeſchöpfe waren. Da war es nun wieder Mathy,

des ohnehin ſchon genug verworrenen unklaren Drangs nach Freiheit oder feſten Zuſtänden in allen Klaſſen des deutſchen Volkes. Sie glaubten und machten glauben, die Löſung aller Fragen der Zeit liege in der Art der Bildung der ausübenden Gewalt, in der Beantwortung der Frage: ob Monarchie? ob Republik?*) Sie zeigten ſich ohne die Einſicht, daß mit dieſer oder jener Form allein, mit der bloßen Form, noch nichts gewonnen und erledigt iſt; daß in jeder Form die Freiheit wie die Knechtſchaft möglich iſt, in einer monarchiſchen eine Fülle thatſächlicher, weſentlicher republikaniſcher Freiheit, in einer republikaniſchen Adelstyrannei, Bourgeoiſie-Hochmuth und Druck, oder Pöbelherrſchaft, wie umgekehrt im Königreich Deſpotismus und Kaſernendisziplin des Volkes, im Freiſtaat die ſchöne Ordnung der Freiheit, des ſich ungehemmt ſelbſtgeſtaltenden Lebens. Sie waren blind gegen die von den lezten ſechzig Jahren mit bluttriefender Hand an mehr als eine Wand geſchriebene Wahrheit, daß das Belaſſen aller materiellen Macht in den Händen der ausübenden Gewalt, alſo der Krone nach dem konſtitutionellen Syſtem, die zwei andern Gewalten, die geſezgebende und die richterliche, zu Scheingewalten herabwürdigt, weil es dieſe machtlos läßt, materiell völlig machtlos; daß die vollziehende Gewalt in Wirklichkeit die einzige Gewalt iſt, und daß eben damit, wenn man ſie ſo beläßt, dem Abſolutismus die Brücke zur Rückkehr gebaut wird. In dieſer Blindheit verfolgten ſie Diejenigen, welche auf dieſe Wahrheit aufmerkſam machten, ſogar mit dem Wahnwiz, daß ſolche „der franzöſiſchen Propaganda dienen.“

Unter ſolchen Sternen und Lagen gingen die Wahlen für das erſte deutſche Parlament vor ſich.

Der Fünfzigerausſchuß, gemäß Dem, was im Vorparlament von der Mehrheit geredet und beſchloſſen worden war, überließ den Regierungen der deutſchen Fürſten die Anordnung der Wahlen zum Parlamente, und das Ausſchreiben derſelben dem Bundestag. Die Art, wie gewählt werden ſollte, war den einzelnen Regierungen überlaſſen. In den verſchiedenen deutſchen Ländern nach einer verſchiedenen Wahlart die Wahlen vorzunehmen, bald direkt, bald

---

*) D'Eſter, „der Kampf der Demokratie und des Abſolutismus,“ S. 5—13.

indirekt, hier mit, dort ohne Cenſus — das war ganz den fürſtlichen Regierungen anheimgegeben. War ſchon in einem Land ein Wahlgeſez vorhanden, nach welchem bisher in die Kammern gewählt worden war, ſo ſollte auch nach dieſem in das deutſche Parlament gewählt werden. War kein Geſez da, ſo hatte die Regierung freie Willkür. Wo freiſinnige Miniſter, und dieſe von dem Schooße der Volkspartei, aus dem ſie hervorgegangen waren, noch abhängig ſich fühlten, da war es dieſen auch frei, wählen zu laſſen, wie die freiſinnige Partei wollte.

Aber ſelbſt in einem Staat wie Baden konnte die Reaktion es wagen, thätig zu ſeyn durch Männer, denen das Volk lange vertraut hatte. Es war Samſtag; die freiſinnigſten Abgeordneten der Kammer waren wie gewöhnlich über den Sonntag nach Hauſe gereiſt, andere arbeiteten Geſezanträge aus. Da wurde eine Verſammlung der Zurückgebliebenen bei dem Präſidenten der Kammer angeſagt. Sie eilten zuſammen. Miniſter Bekk trat ein und eröffnete: die Wahlen zum deutſchen Parlament müſſen unverzüglich ausgeſchrieben und vorgenommen werden. Er verlas den Entwurf eines Reſcripts, nach welchem die Mitglieder der erſten Kammer, der Ariſtokraten- und Regierungskammer, wie man ſie in Baden hieß, mit den Mitgliedern der zweiten Kammer, und endlich aus jedem der dreiundſechzig Wahlbezirke zwei weitere Individuen, die von den Wahlmännern, welche die gegenwärtige zweite Kammer erwählt haben, erkoren werden ſollten, zuſammen zu treten und zur konſtituirenden Reichsverſammlung Abgeordnete zu ernennen haben. Dabei eröffnete er, daß er über dieſes Projekt bereits mit verſchiedenen Abgeordneten, namentlich mit Welcker und Baſſermann, geſprochen und ſich dieſe ganz einverſtanden erklärt haben.*) Wenn man in Baden ſo etwas

*) Friedrich Hecker, der dies erzählt, ſezt hinzu: „Meine Erbitterung über dieſe offenbare Volkstäuſchung bei Anlaß eines ſo hochwichtigen Aktes läßt ſich nicht beſchreiben; der dahinter liegende Kniff war zu platt. Mit dieſem Kollegium kamen lauter Miniſterielle, Ariſtokraten und Servile, das konnte nicht fehlen, als Parlamentsmitglieder zum Vorſchein. Es ſollte alſo bei der Berathung der Grundform eines Staates nicht nur dem Volke ſein Wahlrecht wegeskamotirt, es ſollten zu jener Verſammlung Leute geſchickt werden, welche lediglich Regierungsgeſchöpfe waren. Da war es nun wieder Mathy,

wagte, ſo weiß man, was anderwärts nicht bloß geſchehen konnte, ſondern geſchehen ſeyn wird und geſchehen mußte.

Nicht ohne Abſicht und Berechnung hatte am 30. März 1848 die Bundesverſammlung ſelbſt die Berufung der deutſchen Nationalverſammlung betrieben: ſie wollte für die Zukunft einen Standpunkt gewinnen, von dem aus ſie nachher behaupten könnte, die Regierungen haben das deutſche Parlament zuſammengerufen, die Nationalvertretung ſey ein Geſchenk, ein freies Geſchenk der deutſchen Fürſten.

Dadurch ſollten die Leztern in Vieler Augen wieder gehoben werden. „Die Fürſten hätten längſt Alles gegeben, hätten ſie ihre ſchlimmen Rathgeber nicht ſtets daran gehindert,“ las man in Zeitungen. Dadurch ſollte, weil ſo die Noth in den Schein der Tugend gekleidet war, der Revolution der Giftzahn ausgebrochen werden, die Großmuth und der deutſche Vaterlandsſinn der Fürſten ſollten leuchten und weithin erſchallen, damit davor der Glanz der Volksmänner ſchwinde, ihre anfordernde Stimme durch das befriedigte Volk zum Schweigen gebracht, deren Wirkung wenigſtens geſchwächt werde. Der Haupthintergedanke war aber dabei, vorn herein etwas ſchwarz auf weiß zu haben, das man ſpäter aufweiſen und auf das man behaupten könnte, da die Fürſten die erſte Hand zu einer Verfaſſung durch Nationalvertretung geboten, ſo ſey dieſe zwiſchen Völkern und Fürſten zu vereinbaren, das Parlament habe nur zu berathen, und den Regierungen ſey vornherein vorbehalten geweſen, zu prüfen, anzunehmen oder zu verwerfen.

Nur Wenige waren, welche ſogleich dieſe Politik durchſchauten, und Dieſen ſagten die Konſtitutionellen: Mißtrauen ſey jezt nicht am Plaz.

welcher dieſes elende Machwerk vertheidigte. Mit aller Entrüſtung erhob ich mich gegen dieſe Volksbetrügerei, deckte den ganzen im Hintergrund liegenden Plan auf, drohte, wenn ein ſolches Wahlausſchreiben ergehe, durch Flugblätter und Volksverſammlungen das Volk über den geſpielten Streich aufzuklären, und dafür einzuſtehen, daß eine Reihe Wahlbezirke gar nicht wähle. Da wurde den Herren etwas flau zu Muthe; ſelbſt Blankenhorn und Dennig, welche ſonſt auf Bekk als Herrn und Meiſter ſchwuren, ſprachen ſich gegen das Projekt aus; Peter unterſtüzte mich mit aller Kraft, und ſo fiel dieſer heilloſe Plan in's Waſſer. Den Buſen voll von Haß und Verachtung gegen ſolche Verrätherei und Verräther, kehrte ich heim und arbeitete die ganze Nacht hindurch an dem Geſeze über Nationalgarden.“

Zeugen erweisliche Thatſache wie durch tägliche Artikel der pietiſtiſchen und ultramontanen Zeitblätter, durch die Ortsgeiſtlichen und die Vorſtände religiöſer Gemeinſchaften dieſe bis zu einem Grad fanatiſirt wurden, der wahrhaft fromme Männer mit Grauen erfüllte, durch Reden, durch Flugblätter, durch ausgeſtreute Mährchen und Gerüchte. Hart am Size der Regierung Schwabens, rings umher um die Wiege des unſterblichen Schiller, wurde von Pietiſten die Sage verbreitet: am 24. April, am Oſterfeiertag, in der Nacht, ſey Chriſtus einem pietiſtiſchen Zeitungsſchreiber und Reichstagsbewerber in Perſon erſchienen, habe ihm die Hand auf's Haupt gelegt und geſprochen: „Du biſt mein Gerechter, durch Dich werde ich ſiegen!"*) Im ganzen proteſtantiſchen Württemberg täuſchte dieſe Partei den Theil des Volkes, der ihr anhing, „es handle ſich um Abſchaffung der Bibel, um die Geltung der ſymboliſchen Bücher, ja um die Abſchaffung der Religion." Im katholiſchen Württemberg wurde die gleiche Gefahr für die Kirche in den Vordergrund gerückt, und den Leuten glauben gemacht, das einzig und allein Wichtige von Allem, was in der Paulskirche zur Verhandlung komme, ſey erſtens die Beſtimmung des Verhältniſſes zwiſchen Kirche und Schule, und zwiſchen Kirche und Staat; zweitens, ob Süddeutſchland öſterreichiſch oder preußiſch werde. „Deutſchland ein wenig, aber vor Allem Oberſchwaben und Oeſterreich hoch!" das war die Loſung der kirchlichen Partei in dieſer Gegend.

Für die ſtillen Beobachter in Württemberg, deren Blut mit der Schöpfung des Miniſteriums Römer-Duvernoy weder roſenfarb, noch durch die erſten Wochen in glücklicheren Fluß gebracht wurde, war es wunderlich, zu hören: „Nachdem durch das neue Miniſterium der verhaßten Büreaukratie ein Ende gemacht iſt, will man von gewiſſer Seite planmäßige Verſuche machen, uns an ihrer Stelle mit der Herrſchaft der Hierarchie zu beſchenken. Wohl darf man bei dieſem Stand der Dinge ausrufen: „Gott ſchüze unſer Vaterland!" —

Nur da, wo das Volk in der Entwicklung zurück geblieben war,

*) Dieſer wurde gewählt, nach Umtrieben, welche in dieſer Art ſittlicher und religiöſer Verwerflichkeit in Schwaben unerhört waren, und ſpielte in Frankfurt die Rolle des Schweigers.

ganz zu bemeiſtern. Am Rhein, in Weſtphalen, in einem Theil von Schleſien, in Altbayern, da machten ſie Glück, und die bayriſchen Führer der kirchlichen Partei, welche in Bayern nicht durchdrangen, ließen ſich in Weſtphalen wählen. Ueberall, auch auf proteſtantiſchem Gebiete, tauchten geiſtliche Bewerber in Menge auf; aber der geſunde Sinn des Volkes ließ ſich hier nicht beirren. Die proteſtantiſchen Eiferer der Kirchenpartei verdarben ſich durch Taktloſigkeit das Spiel ſelbſt, durch den wüthenden Fanatismus, mit dem ſie auftraten. Selbſt Kanzeln wurden dazu mißbraucht, um das Volk in der Wahlſache zu verwirren. Nichts brauche man, ſagten ſie, als chriſtliche Männer in Frankfurt. Hier ſah man einen proteſtantiſchen Fanatiker auf der Tribüne in der Volksverſammlung ſtehen, er ſchäumte förmlich, ſeine magern Finger ſchlugen krampfhaft an ſeinen alten grünen Regenſchirm und er ſchrie: „wer dieſen oder jenen Mann der Wiſſenſchaft wähle, unterſchreibe deſſen Unglauben, und wer dieſen habe, ſey des Teufels.“ Dort eiferte einer: jeder ungläubige Abgeordnete werde den Unglauben zum Reichsgeſez erheben. In einem proteſtantiſchen Wahlkreis Schwabens wurden von mehreren Kanzeln die Gemeinden gewarnt, durch die Wahl eines gewiſſen Abgeordneten, eines berühmten Gelehrten, nicht den Zorn Gottes auf ſich herab zu rufen; von einer andern Kanzel wurden am Charfreitag und am Oſterfeſt Weiber und Kinder zum Kampf gegen denſelben in die Schranken gerufen. Schultheißen wurde gedroht, man werde ſie vom Rathhaus herabſtürzen, wenn ſie auf dieſen Namen ſtimmen. Auf der ſchwäbiſchen Alp wurde der Reichstagskandidat mit Dreſchflegeln und andern handgreiflichen Werkzeugen empfangen, weil die pietiſtiſchen Führer im Lande ihn als Gottesleugner verſchrieen und die Bauern fanatiſirt hatten; im nächſten Ort wurde er mit Miſtgabeln verjagt aus dem Wirthshaus, er und ſeine Frau, wo ſie eben beim Kaffee ſaßen. In dem katholiſchen Ellwangen wurde von der durch Finſterlinge erhizten Maſſe ein katholiſcher Lehrer des Gymnaſiums angefallen, ſein Haus erſtürmt, er ſelbſt mit Lebensgefahr in die Flucht aus der Stadt getrieben, weil er für einen freiſinnigen proteſtantiſchen Bewerber ſich ausgeſprochen hatte. —

„Der Glauben iſt in Gefahr!“ ſchrieen die proteſtantiſchen Eiferer hier, die katholiſchen dort. Es iſt durch tauſend und aber tauſend

Zeugen erweisliche Thatſache wie durch tägliche Artikel der pietiſtiſchen und ultramontanen Zeitblätter, durch die Ortsgeiſtlichen und die Vorſtände religiöſer Gemeinſchaften dieſe bis zu einem Grad fanatiſirt wurden, der wahrhaft fromme Männer mit Grauen erfüllte, durch Reden, durch Flugblätter, durch ausgeſtreute Mährchen und Gerüchte. Hart am Size der Regierung Schwabens, rings umher um die Wiege des unſterblichen Schiller, wurde von Pietiſten die Sage verbreitet: am 24. April, am Oſterfeiertag, in der Nacht, ſey Chriſtus einem pietiſtiſchen Zeitungsſchreiber und Reichstagsbewerber in Perſon erſchienen, habe ihm die Hand auf's Haupt gelegt und geſprochen: „Du biſt mein Gerechter, durch Dich werde ich ſiegen!"*) Im ganzen proteſtantiſchen Württemberg täuſchte dieſe Partei den Theil des Volkes, der ihr anhing, „es handle ſich um Abſchaffung der Bibel, um die Geltung der ſymboliſchen Bücher, ja um die Abſchaffung der Religion." Im katholiſchen Württemberg wurde die gleiche Gefahr für die Kirche in den Vordergrund gerückt, und den Leuten glauben gemacht, das einzig und allein Wichtige von Allem, was in der Paulskirche zur Verhandlung komme, ſey erſtens die Beſtimmung des Verhältniſſes zwiſchen Kirche und Schule, und zwiſchen Kirche und Staat; zweitens, ob Süddeutſchland öſterreichiſch oder preußiſch werde. „Deutſchland ein wenig, aber vor Allem Oberſchwaben und Oeſterreich hoch!" das war die Loſung der kirchlichen Partei in dieſer Gegend.

Für die ſtillen Beobachter in Württemberg, deren Blut mit der Schöpfung des Miniſteriums Römer-Duvernoy weder roſenfarb, noch durch die erſten Wochen in glücklicheren Fluß gebracht wurde, war es wunderlich, zu hören: „Nachdem durch das neue Miniſterium der verhaßten Büreaukratie ein Ende gemacht iſt, will man von gewiſſer Seite planmäßige Verſuche machen, uns an ihrer Stelle mit der Herrſchaft der Hierarchie zu beſchenken. Wohl darf man bei dieſem Stand der Dinge ausrufen: „Gott ſchüze unſer Vaterland!" —

Nur da, wo das Volk in der Entwicklung zurück geblieben war,

*) Dieſer wurde gewählt, nach Umtrieben, welche in dieſer Art ſittlicher und religiöſer Verwerflichkeit in Schwaben unerhört waren, und ſpielte in Frankfurt die Rolle des Schweigers.

ſiegten die verbündeten Pietiſten, Ultramontanen, Büreaukraten, Ariſtokraten, ſonſt nirgends, ſo eng die ſogenannten Liberalen der vorangegangenen Zeit ſich ihnen anſchloſſen oder wenigſtens mit ihnen liebäugelten, „um im Bund aller Vaterlandsfreunde Deutſchland vor dem Umſturz und dem Untergang zu retten.“

Wenn in den Wahlen in Württemberg, am grünen Holz, das geſchah, ſo darf die Geſchichte darüber ſchweigen, was anderswo, am dürren Holze, geſchah; viel wider Recht, wider Sittlichkeit, wider Geſez und wider Gottes Gebot, am meiſten in Preußen. Das Volk, das ſo viele Jahre und ſo ſehr nach Männern geſucht hatte, welche die ſeinigen wären, ſah jezt überall, wohin es das Auge wandte, Volksmänner auf ſich zueilen; die Leute jeder Glaubens- und jeder politiſchen Farbe — ſie waren Alle über Nacht Männer des Volks geworden.

Ueber fünfhundert Männer aus allen deutſchen Gauen eilten gegen die Mitte des Mai nach Frankfurt, um den Fünfzigerausſchuß abzulöſen.

Der Fünfzigerausſchuß hatte auch, mit wenigen großen Ausnahmen, in den ſechs Wochen ſeines Daſeins diejenigen Kräfte, die bisher dem Volke angehört hatten, abgenüzt; Frankfurt am Main, d. h. der Bundestag und die Ariſtokratie darin, war ſein Capua geworden, und Alexander von Soiron hat ſich ſeitdem nicht bloß nie mehr erholt, ſondern iſt immer tiefer geſunken.

Was waren das für ſtolze Redensarten, in denen der Fünfzigerausſchuß ſich erging, wo ſich ein Widerſtreben gegen die neue Freiheit zeigte — in der F e r n e, an den äußerſten Grenzen deutſcher Zunge; — in der Nähe nur gegen k l e i n e Staaten. Das ließen die Vertreter der großen Mächte lächelnd geſchehen; die Führer der Reaktion ſahen es gern, daß die entſchiedenſten Glieder des Fünfzigerausſchuſſes den Ton der Diktatur führten — Polen und Italien, den Tſchechen, oder Dänemark und Holland gegenüber, und der Ausſchuß ſeine Kommiſſarien nach Heſſen-Kaſſel und Altenburg ſchickte; daß er im Römer offene Sizungen hielt; daß Heckſcher von Hamburg und Biedermann von Leipzig, Venedey von Köln und Wedemaier aus Preußen vor vielen Herren und noch mehr Damen über das Thema: „Deutſche und europäiſche Politik“ fleißig Redeübungen hielten; und daß Alexander von Soiron zwiſchen dem

Vorſitz im Römerſaal und den Tafelfreuden in den Häuſern der Frankfurter hohen Ariſtokratie mit genußreichem Behagen abwechſelte. War doch nur eine kleine Zahl entſchieden freier und darum „gefährlicher“ Geiſter, wie Itzſtein, Robert Blum, Jakoby von Königsberg, Heinrich Simon von Breslau, Franz Raveaux aus Köln, der alte Schott aus Württemberg, Abegg aus Preußen, Kolb von Speier und Spatz aus Frankenthal, Brunk und Lehne aus Rheinheſſen und Meyer aus Königsberg, unter dieſen Fünfzigern; und viele der Andern waren Patrioten, deren Deutſchthum für Monarchie ſchwärmte, und denen Heinrich von Gagern, der als Miniſter von Darmſtadt herüber leuchtete, ihr Stern war; ſie wollten Alle „die Ordnung vor der Freiheit, und durch Ruhe zur Einheit und Größe Deutſchlands.“ Es waren Namen darunter, die in trüber Zeit dem Volk vorleuchteten, und die jezt erbleichten, einige nur kurz, um wieder zu glänzen. Unter den Lezteren der viel geprüfte Eiſenmann aus Würzburg, Schwarzenberg aus Kurheſſen, Freudenthal aus Hannover; unter den Erſteren Stedmann aus Rheinpreußen, Wippermann aus Kurheſſen, Buhl aus Baden, Hergenhahn aus Naſſau und Karl Mathy. Manche waren weiter dabei, fügig und handhäbig für die Politik des ſchlauen Bundestagspräſidenten, des Ritters von Schmerling, der ſehr thätig war; friedliche Leute und vertrauende waren auch darunter. Der in parlamentariſchen Dingen Geſchäftsgewandteſte im Ausſchuß war der vieljährige Präſident der zweiten württembergiſchen Kammer, der berühmte Rechtslehrer, Kanzler Wächter von Tübingen.

Schärfer als jezt, wenn die Rückſichten nicht mehr, und die Thatſachen aus dem Dunkel der Gegenwart offen an den Tag gelegt ſind, wird von der Folgezeit gerichtet werden über Die, welchen das deutſche Volk vertraute und welche der Reaktion ſich hingaben, wie Jürgens von Braunſchweig, der zigeunerhafte Prediger aus Stadtoldendorf.

In dem Geräuſch, unter dem die Mitglieder der Nationalverſammlung gewählt wurden, in Frankfurt eintrafen und zuſammen traten, verſchwamm der Fünfzigerausſchuß; und das Glockengeläute von allen Thürmen der Stadt, und der Kanonendonner, womit der Anfang des Parlaments verkündet ward, am 18. Mai Abends vier Uhr, bezeichneten das Verſcheiden des Ausſchuſſes.

Das war eine Bewegung, eine Regſamkeit, ein Freuden- und

Hoffnungsſchwung, von da, wo der Rhein dem nahen Meere zueilt bis wo auf der wendiſchen Gränzmark und an der untern Donau die lezten deutſchen Laute verklingen, vom Land der Alpen bis zum Belt. Aber am glänzendſten leuchteten die Augen und die Herzen am Main gegen einander, wo, der Paulskirche zu, von allen Gauen Deutſchlands und ferner her aus den ſlaviſchen Marken diejenigen ſich begegneten, welche das Vertrauen des Volkes als ſeine erprobten treuen Männer gewählt hatte, oder welche ſich wenigſtens dieſes Vertrauens zu bemächtigen gewußt. Die meiſten auch von den Leztern waren ergriffen, erregt, mit fort geriſſen von dem Geiſt, der die andern bewegte. So mächtig rauſchte dieſer noch damals, und ſelbſt aus den langabgeriſſenen Landen, welche die Oſtſee beſpült, und wo das ruſſiſche Syſtem einengend herrſchte, kamen Männer und edle ſchöne Frauen mit warmem deutſchem Herzen, um die deutſchen Oſtern und Pfingſten, die Tage mit zu feiern, wo über das auferſtandene Volk der Geiſt kommen ſollte, um es frei zu machen.

Es war nur natürlich, daß unter den Abgeordneten der deutſchen Nation diejenigen geſandt wurden, welche für ſie gearbeitet und gelitten hatten. Da waren Namen, in den Herzen alles deutſchen Volkes von gutem Klang, und von böſem Klang in den Ohren derer, die am Vaterland geſündigt hatten. Das deutſche Volk, noch immer dankbarer als das Volk anderer Staaten, griff zuerſt, mit Begeiſterung, nach dieſem Namen.

Nicht alle waren ſo friſch geblieben unter den Mühen und Gefahren der vergangenen Jahrzehnte, wie I tz ſt e i n.

Bei Seite geſtellte Diplomaten hatten den Fehler gemacht, durch ein Pamphlet den „Vater Itzſtein“ bei dem badiſchen Volke auszuſtechen zu verſuchen, daß es ihn nicht in das Parlament wähle; ein Pamphlet, das den ganzen Lebenslauf des Mannes verleumdete, der ſeit den Jugendjahren beim Volk geſtanden, und im Kampfe dafür ergraut war. „Fünf Fragen“ betitelten ſie es. Das Volk wählte Itzſtein in zehn Wahlbezirken. „Das Volk, ſprach der Greis, hat auf fünf Fragen zehn Antworten gegeben.“ Sonſt verlor er kein Wort über die Angriffe ſeiner Gegner.

Itzſtein, die edle, fein gebaute Geſtalt, mit dem ſchönen, intereſſanten Kopf, den glänzenden, klugen Augen und dem feinen Mund, mit den zierlichen Silberlocken und der lebhaften Färbung des An-

des politiſchen Lebens, die durch Frankfurt in den erſten Tagen gieng, unter der Begeiſterung, die Alles ergriffen hatte oder ergriffen zu haben ſchien, die Gänge und Schritte heraus hörten, welche die Reaktion und der Verrath leiſe hin und her thaten?

Die Reaktion war gekommen mit Plan, Inſtruktion, Programm, pekuniären und andern Mitteln: die Sache des deutſchen Volkes ſtand da ohne alles das.

Die Reaktion war mit Bewußtheit zuerſt nur in den Führern vertreten, aber es mußte ihr die Mehrheit ſicher zufallen; dadurch, daß es ihr gelungen war, überwiegend viele Bureaukraten, Männer der Armee und der Kirche, des Geldes und des großen Grundbeſitzes in Oeſterreich, Preußen und Bayern bei der Wahl durchzuſetzen. Unverhältnißmäßig viele Namen des höhern und niedern Adels, der katholiſchen Geiſtlichkeit und der Kanzlei waren darunter — lange Reihen von Miniſtern, Präſidenten, Direktoren, Geheime-Kollegien- und Hofräthe, daneben ſo viele, die in bürgerlichen Stellungen, als Bürgermeiſter, Anwalte und Anderes, bisher mit der Ariſtokratie giengen oder zu ihr aufſchauten, und ganz kurz erſt, über die Wahlzeit, die Volksfarbe angenommen hatten.

Die erſten Tage giengen damit hin, die Wahlen zu prüfen, in Parteien ſich auszuſcheiden, in Sektionen zuſammen zu treten, um Ausſchüſſe zur Vorbereitung der Berathungs-Gegenſtände zu wählen, und ſich umzuſehen in der von Völkern wimmelnden Mainſtadt.

Die erſten Verſammlungen in den großen Frankfurter Räumen: auf der Mainluſt, im Weidenbuſch, im holländiſchen Hof, im Wolfseck, im deutſchen Hof, und in der Sokrates-Loge klärten die Parteien noch nicht ab, Viele beſuchten alle dieſe verſchiedenen Zuſammenkünfte, und die Führer der Reaktion bedurften einiger Tage, um einzufädeln, einzuleiten, abzuziehen, zu ſammeln, zu unterweiſen, und ihren Einfluß geltend zu machen.

Unter die preußiſchen Beamten waren, ehe ſie nach Frankfurt abreiſten, amtliche Rundſchreiben hoher und höchſter Behörden in der Stille umher geſandt worden, durch welche ſie, auch als Vertreter der deutſchen Nation im Parlament, in Allem zunächſt und vorzugsweiſe nur als königlich preußiſche Staatsdiener zu ſtimmen angewieſen wurden. Man ſuchte nachher zwar in Abrede zu ziehen, daß ſolche Rundſchreiben von allen Oberregierungen ausgegangen.

Verſammlung wußte in dieſer Stunde noch, daß ſie Anderes zu ihrer Aufgabe hatte, und die Denkenden in Deutſchland wußten von da an, daß Arndt ſehr alt geworden war.

Die Perſönlichkeiten und die Thätigkeiten vom Anfang des Jahrhunderts und früher her, wie die der lezten dreißig Jahre, waren anweſend: was einen Namen im engeren oder weiteren Kreis hatte, in Politik oder auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft, das war in den Wurf der Wahl gekommen, wenn auch nicht alle gewählt wurden, und oft der Würdigere dem Glücklicheren im Wahlkampf unterlag. Mancher auch, der, wie es die Zeit gebot, im Stillen für ſein Volk gearbeitet hatte, war in der Haſt des Wählens überſehen worden, weil die Freunde des Volkes nicht Zeit genug hatten, bei der Wahl gerade ſolche Männer, die nur ſie kannten, dem Volke nahe genug zu bringen. Selbſt mehrere Mitglieder des Fünfzigerausſchuſſes, und zwar aus den Beſten deſſelben, waren nicht gewählt, der klare, ſcharfe, praktiſche Verſtand Jakobis aus Königsberg, Abegg aus Breslau nicht, vielleicht der edelſte unter Allen, die Geheimeräthe in Deutſchland geweſen. Während ihrer Abweſenheit beim Fünfzigerausſchuß hatte die Regierung Männer des Gegentheils der Wahl des Volkes unterzuſchieben gewußt. Abegg ſtarb ſchnell darauf: aus Gram, meinten Manche.

Dennoch waren es die Tage, in welchen Alles frei in Frankfurt ſich bewegte, am Size des Bundestags, und in Mainz, einſt dem Size der Centralunterſuchungskommiſſion, Männer, die von ihnen unterſucht, in Gefängnißhaft herum gequält, verurtheilt oder zur Verurtheilung übergeben, in Kerkern, in welche ſie auf unbeſtimmt oder lebenslänglich geſprochen worden, krank, ſiech, zum Theil halb krüppelhaft gemacht worden waren; frei ſich bewegte, was als politiſch verfolgt im nahen oder fernen Auslande aus früheren Jahren lebte, ſogar ſolche, die in den lezten Wochen erſt die Acht der Fürſten getroffen hatte.

Die größten Räume der Frankfurter Geſellſchaftlichkeit hatten nicht Raum, um zu faſſen, was in den erſten Abenden zuſammen kommen, ſprechen, vorberathen wollte. So ſehr ſtrömte den Gewählten zu, aus der Nähe und aus weiter Ferne, wer an der Freiheit Deutſchlands Theil nahm, in der Abſicht, entweder ſie zu fördern, oder ſie zu hindern.

Wie viele waren es, welche unter der laut aufwogenden Strömung

des politiſchen Lebens, die durch Frankfurt in den erſten Tagen gieng, unter der Begeiſterung, die Alles ergriffen hatte oder ergriffen zu haben ſchien, die Gänge und Schritte heraus hörten, welche die Reaktion und der Verrath leiſe hin und her thaten?

Die Reaktion war gekommen mit Plan, Inſtruktion, Programm, pekuniären und andern Mitteln: die Sache des deutſchen Volkes ſtand da ohne alles das.

Die Reaktion war mit Bewußtheit zuerſt nur in den Führern vertreten, aber es mußte ihr die Mehrheit ſicher zufallen; dadurch, daß es ihr gelungen war, überwiegend viele Bureaukraten, Männer der Armee und der Kirche, des Geldes und des großen Grundbeſizes in Oeſterreich, Preußen und Bayern bei der Wahl durchzuſezen. Unverhältnißmäßig viele Namen des höhern und niedern Adels, der katholiſchen Geiſtlichkeit und der Kanzlei waren darunter — lange Reihen von Miniſtern, Präſidenten, Direktoren, Geheime-Kollegien- und Hofräthe, daneben ſo viele, die in bürgerlichen Stellungen, als Bürgermeiſter, Anwalte und Anderes, bisher mit der Ariſtokratie giengen oder zu ihr aufſchauten, und ganz kurz erſt, über die Wahlzeit, die Volksfarbe angenommen hatten.

Die erſten Tage giengen damit hin, die Wahlen zu prüfen, in Parteien ſich auszuſcheiden, in Sektionen zuſammen zu treten, um Ausſchüſſe zur Vorbereitung der Berathungs-Gegenſtände zu wählen, und ſich umzuſehen in der von Völkern wimmelnden Mainſtadt.

Die erſten Verſammlungen in den großen Frankfurter Räumen: auf der Mainluſt, im Weidenbuſch, im holländiſchen Hof, im Wolfseck, im deutſchen Hof, und in der Sokrates-Loge klärten die Parteien noch nicht ab, Viele beſuchten alle dieſe verſchiedenen Zuſammenkünfte, und die Führer der Reaktion bedurften einiger Tage, um einzufädeln, einzuleiten, abzuziehen, zu ſammeln, zu unterweiſen, und ihren Einfluß geltend zu machen.

Unter die preußiſchen Beamten waren, ehe ſie nach Frankfurt abreiſten, amtliche Rundſchreiben hoher und höchſter Behörden in der Stille umher geſandt worden, durch welche ſie, auch als Vertreter der deutſchen Nation im Parlament, in Allem zunächſt und vorzugsweiſe nur als königlich preußiſche Staatsdiener zu ſtimmen angewieſen wurden. Man ſuchte nachher zwar in Abrede zu ziehen, daß ſolche Rundſchreiben von allen Oberregierungen ausgegangen.

Dem preußiſchen Oberpräſidenten von Meding aber wurde der Verſuch, die Anſichten der Abgeordneten beſtimmen zu wollen, erwieſen, und der Abgeordnete Martiny aus Weſtpreußen legte in der vierten Sizung der Nationalverſammlung das Rundſchreiben dieſes Mannes öffentlich vor. Diejenigen preußiſchen Beamten, welche ſich dadurch nicht einſchüchtern ließen, hatten es nachher zu erfahren und zu büßen; die, welche den Lockungen ihre Ueberzeugungen opferten, hatten dennoch keinen Gewinn davon. Daß jedoch Einzelne über ihre Taggelder hinaus bedeutende Geldzulagen aus fürſtlichen Kaſſen bezogen, vornehme, beſonders nüzlich erſcheinende Reaktionäre — wollten einige annehmen, und ſie glaubten Grund dazu zu haben. Auch von dem König von Bayern erzählte man ſich, daß er in Audienzen, welche die vornehmſten Abgeordneten vor ihrem Abgang bei ihm hatten, auf ihr Benehmen als Nationalvertreter durch offen an dieſe Staatsdiener ausgeſprochene Erwartungen Einfluß zu üben geſucht habe.

Die meiſten Abgeordneten aus der Beamtenwelt, noch mehr die aus der Armee, dem Adel, der Geiſtlichkeit, auch zum Theil die Grundbeſizenden, waren, nach dem Zeugniß eines bekannten Mitgliedes der Rechten, „ohne tiefere politiſche Bildung und ohne Selbſtbeſtimmung“. Es war eine große Zahl ſolcher, die weder Männer der Linken noch der Rechten waren; noch größer war die Zahl derer, denen man anſah, daß ſie in der Verſammlung bloß zum Aufſtehen oder Sizenbleiben dienen.

Der Streit um Formen, ob Monarchie? ob Republik? erfüllte, ſpaltete, verbitterte auch die Nationalverſammlung gleich vorn herein. Ein Punkt, ein weſentlicher für das materielle Wohl der deutſchen Völker, der erſte Punkt war die Einheit des Vaterlandes, darin ſtimmten Republikaner, und Konſtitutionelle, Revolutionäre und die Kirchenpartei überein, und ſelbſt „das gute Theil im Herzen der Abſolutiſten“ war dafür. Wären auch bewußte Verräther im Sold fremder Mächte, und mit dem Plan gegen Deutſchlands Einheit wirken, ſchon damals in Frankfurt geweſen, ſo waren es jedenfalls Wenige. Statt aber raſch, in wenigen Tagen durch einen Beſchluß der Einmüthigkeit die Einheit Deutſchlands feſt zu ſtellen; und dieſen Beſchluß durch die in die Waffen gerufene Nation ſofort zu vollziehen, wurde das Augenmerk der Verſammlung davon abgeleitet und auf das Feld des Formenſtreits hingeſpielt.

Die faſt ſechsthalbhundert Abgeordneten — ſo viel waren es ſchon in den erſten acht Tagen — ſchieden ſich bald in drei Parteien ab, in die Linke, in die Rechte, und in das Centrum, wie man ſie gewöhnlich bezeichnete, ohne daß dadurch ihr Weſen und ihre Bedeutung ausgedrükt worden wären. Eigentlich war es die Partei der entſchiedenen Volksfreunde; die Partei der Vertrauenden; und die Partei der Reaktion.

Die erſte Partei wußte, daß raſch und entſchieden vorwärts zu gehen war; ſie wußte, daß die Fürſten alles zurüknahmen, wenn man ihnen die Macht nicht dazu abnahm; ſie wußte, daß die Neugeſtaltung Deutſchlands wie ſie nöthig war, die Einheit des Bundesſtaats nur möglich war, wenn das Parlament auf dem Wege fortgieng, den die Völker im März betreten hatten, auf dem revolutionären. Sie wollte, daß das Parlament als die höchſte Gewalt in Deutſchland ſich hinſtelle, alle Konſequenzen des eingetretenen Zuſtands ziehe, mit Kraft, gewiſſermaaßen als revolutionäre Regierung auftrete und eingreife, um dem Volk den unverkümmerten Genuß der errungenen Rechte und Freiheiten zu ſichern und den Fürſten den Rückfall ſchwer genug zu machen, durch die kräftigſten Maaßnahmen gegen jeden Verſuch von oben wie von unten. Darum wollten ſie vor allem die Vereidigung der Heere auf die Haupterrungenſchaften der Revolution, auf die feierlichen Verſprechungen der Fürſten und auf die Geſeze, welche dieſe Verſprechungen enthielten, beſonders auf die Nationalverſammlung. Einige wollten ſogar die Militärgewalt ſämmtlicher Staaten unmittelbar unter das Parlament ſtellen. Schon am dritten Tage beantragte ein Abgeordneter im Klubb des deutſchen Hofes die ſofortige Bewaffnung und Einübung von fünfmalhunderttauſend Nationalgarden und die Schöpfung von zwanzig Millionen Papiergeld durch Beſchluß der Nationalverſammlung zur freien Verfügung derſelben. Auf dieſer Seite ließ man ſich von den alten Nachtvögeln, die ſich vom Geiſt der Zeit mit ergriffen ſtellten, nicht täuſchen; man kannte ſie genau, die unter dem ſchwarzen Rock ein ſchwarzes Herz hatten. Hier mißtraute man den Fürſten, weil man überzeugt war, daß ſie nur gewährt hatten, weil ſie in der Noth des Augenblicks nicht anders konnten. Hier ſah man Reaktion, als etwas Naturgemäßes, wenn gleich vorerſt noch Unſichtbares.

Dieſer „Politik der Kraft“ und des Verſtandes gegenüber ſtand

die „Politik des Vertrauens“ *) und der bloßen Gelehrſamkeit auf der zweiten Partei. Da ſaßen in dichten Reihen die Konſtitutionellen. Darunter waren die Männer, welche bisher Führer des Volks, zum Theil erklärte Republikaner geweſen waren, und durch den März als Miniſter, Bundesgeſandte und Vertrauensmänner oder als ſonſt Etwas der Art den Thronen jezt nahe ſtanden, wie Mathy, Welker, Jordan von Marburg, Hergenhahn, Wydenbruk, Wippermann, Baſſermann, Heinrich und Max von Gagern. Von dieſen vertraute ein Theil, weil er nicht ſah, ein Theil, weil er nicht ſehen wollte. Ihnen reihten ſich an viele Männer, die für die Sache des Volkes oder für eine Idee geſtritten und gelitten hatten, die aber jezt um ſo viel älter geworden waren, daß ſie nicht mehr waren, was vor fünfzehn, zwanzig oder dreißig Jahren. Dabei waren auch die meiſten „Burſchenſchafter“, die wohlmeinenden Bourgeois; die ängſtlichen Beſizenden; diejenigen Beamten, die freiſinnig waren und die durch einen Schritt zu weit nach Links ihre Stellung im Staat gefährdet glaubten; Alle, die zu Haus oder im neuen Reiche durch ihr parlamentariſches Verhalten Etwas werden wollten. Auch die bloßen Theoretiker ſaßen hier; die meiſten Männer des Katheders, aber nur die Schulweiſen, nicht die der praktiſchen, die Zeit begreifenden, lebensfriſchen Wiſſenſchaft.

Allen dieſen graute vor dem Fortgang auf dem revolutionären Wege, vor der Conſtituirung neuer Ideen, wie neuer Gewalten. Ihre Loſung war, und zwar die Loſung der Beſten darunter, man müſſe die Idee mit den Verhältniſſen vereinbaren d. h. Reform, aber keine andere Reform, als Hand in Hand mit den Fürſten und ihren Regierungen. Einzelne unter ihnen wandelte in den erſten Tagen wohl auch noch die Verſuchung zu einem keckeren Anſaz an.

Den Kern der dritten Partei bildeten die Diplomaten. Die kirchliche, wie die weltliche, in der Schule Metternichs und des Bundestags eingeübte Diplomatie waren darin leitend, Propaganda machend, parteibildend. Drei Männer zeichneten ſich vorn herein in derſelben aus durch ihre Perſönlichkeit und als Mittelpunkte dreier Fraktionen. Der Erſte davon war von Vincke, ſo recht aus dem Kern des weſtphäliſchen Junkerthums geſchnitten, der Ariſtokrat durch

*) Ausdrücke Ludwig Simons von Trier.

konnten ſie eher mit großen Folgerungen jezt Meiſter werden, und ſich neben ſie auf die Throne ſezen, wenn ſie ſie retteten: in der Republik, ſelbſt in der demokratiſchen Monarchie war es für jezt ſehr zweifelhaft, ob ſie ſich leitend und herrſchend erhielten. Für ſie wie für alle ihrer Partei mußte in der erſten Reihe die Bekämpfung der Revolution ſtehen. Nicht alle, aber die Führer und viele mit ihnen gewiß waren ſich klar über ihre Stellung und mit Bewußtheit im Begriff, die Nationalverſammlung durch ſich ſelbſt ſich zu Grunde richten zu laſſen, und allem, was den Rückgang fördere, Raum und Vorſchub zu geben, die Abgeordneten ſelbſt anzuleiten und zu benüzen, daß ſie mitwirken, die deutſchen Angelegenheiten auf den Stand vor dem März zurück zu führen, und dem Abſolutismus die Herrſchaft zurück zu geben. Sie hatten — das zeigte die erſte Woche — die Vorhand im Spiel.

Das iſt das von den Wenigeſtn Gewußte: die Führer der äußerſten Rechten, der Reaktion, und die Führer der äußerſten Linken, ja faſt alle Mitglieder der leztern, ſahen ſich nach vierzehn Tagen ſchon mit der klarſten Bewußtheit der Sachlage ins Auge, und ſo ſehr die erſtern die Beſtrebungen der lezten haßten, ſo hoch achteten ſie derſelben politiſchen Verſtand und Charakter, und bewieſen es durch mehr als ein Zeugniß; und ſo ſehr die leztern erkannt hatten, wo die Todfeinde deſſen, wofür ſie kämpften und opferten, in verſchiedenen Geſtalten ſizen, ſo ſehr achteten ſie den Verſtand und die Konſequenz und die parlamentariſchen Fähigkeiten dieſer Gegner, wenn auch nicht ihren ſittlichen Charakter wegen der Mittel, die ſie ſich zum Zweck erlaubten.

Denn die Taktik der Führer der Reaktion lag frühe zu Tage. Sie ging berechnet auf die Kenntniß der Mehrheit der Menſchen in Deutſchland und in der Paulskirche, dahin, nicht die politiſchen und religiöſen A n ſi ch t e n zu bekämpfen und dieſen gegenüber die eigenen zu ſtellen, ſondern die A b ſi ch t e n der Gegner zu verdächtigen, zu verläumden, ſie nicht wiſſenſchaftlich, ſondern ſittlich in den Augen der Deutſchen zu ruiniren.

So wurde die Partei der entſchiedenen Männer des Volkes, wenigſtens jeder ihrer Führer, als heillos für Deutſchland, als perfid, als mit Hintergedanken treuloſeſter Art und gefährlichſter Plane, als hinterliſtig, jeden ſittlichen Grundſazes baar, gewiſſenlos,

Königs von Preußen; und von Meyern, aus dem öſterreichiſchen Generalſtab, der nachher mit Windiſchgräz bei der Beſchießung Wiens war; von Rotenhan, der frühere Präſident der Münchner Kammer, und Reichenſperger, der Kölner Kammerpräſident, eine Säule der kirchlichen Partei in Rheinpreußen; der Graf von Hegnenberg-Dux wie der Oberappellationsrath Gombart aus München.

Bei dieſer Partei, hinter dieſen drei Führern, ſtand von Anfang an ein Mann, nicht weniger einflußreich als ſie, aber in den erſten ſieben Wochen ganz im Verborgenen, der mit ihnen und zum Theil durch ſie Fäden ſpann und zog, aber auch ohne ſie, für ſich allein; und der im Werben und Gewinnen glücklicher war als ſie alle — der öſterreichiſche Abgeordnete und Bundestagspräſident, Ritter Anton von Schmerling. Dieſer hatte ſeine Ohren und Augen in allen Parteien, in allen Lagern, in allen Clubbs; die leztern waren zuerſt nicht geſchloſſen, ſondern offen; längere Zeit ſah man in den Abendſizungen des deutſchen Hofes den öſterreichiſchen Abgeordneten Mühlfeld und Andere, die man ſpäter nirgends als um Schmerling ſah, und ſie waren die aufmerkſamſten Zuhörer und Beobachter. Abgeordnete ſezten ſich bald auf die Rechte und äußerſte Rechte, welche in den erſten Tagen mit Reden und Anträgen ſo ausſchweifender Art auftraten, daß zum Beiſpiel den holländiſchen Hof Zuhörer von der Farbe der äußerſten Linken verließen, mit der Aeußerung: „Das gehe denn doch zu weit.“ Das Abſichtliche dieſes Zuweitgehens und Herausforderns ahnte damals keiner von ihnen.

Die drei Fraktionen, von Schmerling mit eingeſchloſſen, waren eben ſo viele kampffertige Fähnlein der Reaktion.

Alle, die dazu gehörten, waren mit der Anſicht in die Paulskirche eingetreten, daß „die Verſammlung darin wegen ihres revolutionären Urſprungs eigentlich doch nicht legitim ſey.“ Die Verſammlung in der Paulskirche war das Kind der Revolution, die Triebkraft in der Revolution war die Volksſouveränität. Die meiſten Männer der dritten Partei waren aufgewachſen in der Verehrung des Königthums von Gottes Gnaden; ein Theil war aus Grundſaz dafür, nur die Geiſtigeren unter der kirchlichen Fraktion, die großen Ordensglieder, die Führer, waren innerlich von jeder Vorausſezung frei, und entſchloſſen, die Anſicht mit dem Gang der Dinge zu vereinbaren. Sie hatten die Fürſten ſchwächer geſehen als je; ihrer

konnten ſie eher mit großen Folgerungen jezt Meiſter werden, und ſich neben ſie auf die Throne ſezen, wenn ſie ſie retteten: in der Republik, ſelbſt in der demokratiſchen Monarchie war es für jezt ſehr zweifelhaft, ob ſie ſich leitend und herrſchend erhielten. Für ſie wie für alle ihrer Partei mußte in der erſten Reihe die Bekämpfung der Revolution ſtehen. Nicht alle, aber die Führer und viele mit ihnen gewiß waren ſich klar über ihre Stellung und mit Bewußtheit im Begriff, die Nationalverſammlung durch ſich ſelbſt ſich zu Grunde richten zu laſſen, und allem, was den Rückgang förderе, Raum und Vorſchub zu geben, die Abgeordneten ſelbſt anzuleiten und zu benüzen, daß ſie mitwirken, die deutſchen Angelegenheiten auf den Stand vor dem März zurück zu führen, und dem Abſolutismus die Herrſchaft zurück zu geben. Sie hatten — das zeigte die erſte Woche — die Vorhand im Spiel.

Das iſt das von den Wenigeſtn Gewußte: die Führer der äußerſten Rechten, der Reaktion, und die Führer der äußerſten Linken, ja faſt alle Mitglieder der leztern, ſahen ſich nach vierzehn Tagen ſchon mit der klarſten Bewußtheit der Sachlage ins Auge, und ſo ſehr die erſtern die Beſtrebungen der lezten haßten, ſo hoch achteten ſie derſelben politiſchen Verſtand und Charakter, und bewieſen es durch mehr als ein Zeugniß; und ſo ſehr die leztern erkannt hatten, wo die Todfeinde deſſen, wofür ſie kämpften und opferten, in verſchiedenen Geſtalten ſizen, ſo ſehr achteten ſie den Verſtand und die Konſequenz und die parlamentariſchen Fähigkeiten dieſer Gegner, wenn auch nicht ihren ſittlichen Charakter wegen der Mittel, die ſie ſich zum Zweck erlaubten.

Denn die Taktik der Führer der Reaktion lag frühe zu Tage. Sie ging berechnet auf die Kenntniß der Mehrheit der Menſchen in Deutſchland und in der Paulskirche, dahin, nicht die politiſchen und religiöſen A n ſi ch t e n zu bekämpfen und dieſen gegenüber die eigenen zu ſtellen, ſondern die A b ſi ch t e n der Gegner zu verdächtigen, zu verläumden, ſie nicht wiſſenſchaftlich, ſondern ſittlich in den Augen der Deutſchen zu ruiniren.

So wurde die Partei der entſchiedenen Männer des Volkes, wenigſtens jeder ihrer Führer, als heillos für Deutſchland, als perfid, als mit Hintergedanken treuloſeſter Art und gefährlichſter Plane, als hinterliſtig, jeden ſittlichen Grundſazes baar, gewiſſenlos,

herrſchſüchtig, eigenſüchtig, anarchiſch, kommuniſtiſch, ſocialiſtiſch, als gegen Glauben und Bildung die Brandfackel ſchwingend, in der Stille in den Kreiſen der Abgeordnetenwelt bezeichnet und hingemalt, und nur Wenige wurden, als Idealiſten, als Poeten, und edle Schwärmer davon ausgenommen.

Ihr weites Gewiſſen erlaubte ihnen die Perſonen für ſich und unter ſich zu achten, und draußen, unter Andern, dieſelben zu verdächtigen; um des Zweckes willen.

Es gab wohl, welche meinten und noch heute meinen, daß die Gegenpartei im Ernſte gezittert habe, weil ſie ſelbſt an die Wahrheit deſſen, was ſie von ihren Gegnern fürchtete, geglaubt. Dieſen Glauben wenigſtens verſtand ſie in das Lager der zweiten Partei überzupflanzen, in alle Klubbs der Konſtitutionellen.

Es lag im Intereſſe Englands, Rußlands und Frankreichs, die werdende Einheit Deutſchlands zu untergraben. Viele lieſen in Frankfurt um, in jeder offenen und geheimen Herberge thätige Leute, von denen man ſich ſagte, ſie dienen in ruſſiſchem, in franzöſiſchem, in engliſchem, und zulezt, als der Wettſtreit zwiſchen Preußen und Oeſterreich anhob, ſie dienen in öſterreichiſchem oder preußiſchem Solde.

Die Einwirkung der Reaktionspartei auf die Partei der Konſtitutionellen wurde ſehr viel dadurch erleichtert, daß der größere Theil ihrer Führer entweder übergegangen, oder abgeſtoßen vom Volke, halb mit halb ohne Schuld mißhandelt, mißſtimmt, geärgert, und bei ihrer natürlichen Reizbarkeit und Verwöhntheit, welche das Volk durch ſeine Anbetung verſchuldet hatte, für ſeine Verſuchung und Verführung empfänglich gemacht und ſchon auf dem halben Wege zum Uebergang war. Männer, die ſich einmal am Volk verſündigt hatten, an denen aber das Volk ſich mehr und ſchwer verſündigt hatte, uneingedenk deſſen was, und der Jahre in welchen ſie für es geſtritten und gelitten hatten — Männer thaten Schritte, deren Folgen, ſehr ſchwer für die deutſche Nation, ſie ſelbſt im Augenblick nicht berechneten, wohl aber die, welche ſie künſtlich, jenen ſelbſt unbewußt, dazu verführten.

Auf mehr als einen Mann des Volkes, der bisher nur im Volk ſich bewegt hatte, von ihm anerkannt und geehrt worden war, blieb es nicht ohne Einfluß, daß ſie jezt von den hohen und höchſten Perſonen geſucht und geſchmeichelt wurden, beſonders auf die, welchen das Volk abhold geworden war, oder zu werden anfieng. Die

übernächtige Umwandlung einzelner Volksführer in Miniſter und Geſandte machte dieſe nach oben dankbar, nach unten, in der Zeit des Mißtrauens, das Volk gegen ſie geſpannt, während ihre glänzende Verwandlung den Ehrgeiz Anderer ſtachelte, und oft in Augenblicken, in welchen das Volk ihnen Unrecht that, Jüngere über ſie, die Aelteren und Verdienten, in ſeiner Gunſt ſteigen ließ. Dieſe wurden — auf ſie war es zuerſt angelegt — die glänzende Beute der Reaktionsführer zuerſt, und durch ſie wurden es die Andern, die dann zunächſt, welche der Weihrauch der Vornehmheit berauſchte, und welche der Spiegel blendete, worin den ſich Angenehmmachenden eine ſchöne Stellung in Deutſchlands glänzender Zukunft gezeigt wurde.

Sobald die Partei der bewußten Reaktion im ſteinernen Haus, dem mittelalterlichſten aller Frankfurter Gebäude, ſich zuſammen gethan, ſich organiſirt und ſich verſtändigt hatte, löste ſie ſich wieder auf in Glieder, die eine Reihe von Klubbs bildeten, oder in die ſchon gebildeten als Mitglieder ſich aufnehmen ließen

Das iſt der große Mißverſtand geweſen, daß die öffentliche Meinung die Partei der Reaktionäre bloß auf den Bänken und in den Klubbs der äußerſten Rechte ſuchte, während die klugen Führer ihre tüchtigſten Leute auf alle Bänke und in alle Klubbs von der äußerſten Rechten bis an die Schwelle des deutſchen Hofes, über die Robert Blums ſcharf ſehender Verſtand ſie zurück ſcheuchte, vertheilt hatten.

So kam, was geſchah. Die Mehrheit der Nationalverſammlung, repräſentirt durch alle Schattirungen der Farben, mit Ausnahme der entſchiedenen Linken und der äußerſten Linken, ließ ſich einnehmen und einſchüchtern, und zur Wahl von Mitteln verleiten, die gerade auf das Gegentheil von dem führten, was die Wohlmeinenden unter allen Parteien urſprünglich als Zweck wollten.

Viele Elemente der Verſammlung ließen ſich gar leicht in den erſten Stunden oder Tagen gewinnen oder hinreißen, Manche, die noch vierzehn Tage zuvor ihren Wählern ſich hoch und theuer verſchworen hatten. Nicht nur die vornehmen Umgebungen blendeten, auch die ſchönen Worte und die Herablaſſung, der Schein der Selbſtgleichſtellung bethörten dieſen und jenen, der in einfachen Lagen und Beziehungen bisher redlich geblieben war, treu dem Volke. Es zeigte ſich auch hier, welche Macht der höhere Aether der Geſellſchaft auf den Bürgerlichen übt, wenn er nicht von Natur roh und unzugänglich

ſchroff, oder geiſtig überlegen iſt, oder wenigſtens durch tiefere Bildung ſeinem Geiſte Klarheit, ſeinem Charakter Feſtigkeit und edlere Form gewonnen hat, als ſie an und für ſich in der höheren Geſellſchaft ſich findet. Die hochgeſtellten Perſönlichkeiten, die Fürſten, Grafen, Miniſter, Geheimeräthe und Präſidenten, die Generale, die Barone, die Biſchöfe, die als Abgeordnete hier ſich zuſammenthaten, hatten für den untergeordneten Kanzleimann, den Bürgermeiſter, den Stadtrath, den Arzt, den bloßen Gutsbeſizer und Andere einen natürlichen Reiz, zumal dieſe als Gleiche zu Gleichen in dieſen Tagen ſprachen und thaten. Dieſe verſäumten nicht zu ihren Vorverſammlungen nicht nur, ſondern ſelbſt zu ihren engeren, vertraulicheren Berathungen ſolche einzeln einzuladen, noch mehr aber die, von denen ſie wußten oder glaubten, daß ſie durch Wiſſenſchaft und Feder oder die Gabe des lebendigen Wortes ihnen nüzen oder ſchaden könnten. Einem Mitglied der Linken wurde durch einen Dritten von vornehmerer Seite her geradezu geſagt, wie gerne man es ſehen würde, wenn derſelbe wenigſtens ihren Vorberathungen auf der Mainluſt anwohnen würde, „da er die einzige Perſönlichkeit von litterariſchem Namen und wiſſenſchaftlicher Bedeutung ſey, die zur Linken ſich halte, und alle andern Berühmtheiten ſich auf der andern Seite befinden". So mag noch Manchem Manches geſagt worden ſein, und obgleich berühmteſte Namen der Wiſſenſchaft und der Poeſie auf der Linken ſich ſezten und blieben, ſo waren doch bei weitem die meiſten gelehrten Namen ſeitab davon. Das Huldreiche, das Hoheitliche, das Allerhöchſte, vom Durchlauchtigen bis zum Majeſtätiſchen war bisher für die deutſche Gelehrſamkeit der Himmel geweſen, deſſen Sterne den Beſten ſtrahlten als ihre Lebensſterne, und die geringeren Köpfe fühlten ſich in Frankfurt beglückt, mit wiſſenſchaftlichen Namen, wie Stenzel, von Raumer, Dahlmann, Droyſen, Jakob Grimm, Gervinus zuſammen zu ſizen.

Für dieſe Art war der Wink verloren, daß Deutſchlands größter lebender Dichter, Uhland, und Deutſchlands größter Alterthumsforſcher, Fallmerayer, ſich links ſezten.

Der vornehmere Lebenston, die feinere Gewohnheit des Genießens war Vielen auch neu, und ſie lockte ſie mit hinein, in das Leben der höheren Geſellſchaft, und eben damit in Bande, welche das Gewiſſen nicht immer leicht trug. Solchen Verbindungen war es auch

bis zum Argwohn, zulezt bis zu Verdächtigungen und zu Mißhandlungen gegen die aufgeſtachelt, die ſich um das Volk bisher verdient gemacht haben, und noch mehr ihr Verdienſt fühlen. Aufgeſtachelt aber wird das Volk gegen die bisherigen Führer zumeiſt durch die Neuaufgetauchten, von dem Zeitſtrom an die Spize der Bewegung Geſchwemmten, oft ſind es nur Schreier, Eitle, Wortthelden, vielfach aber auch kühnere, thatkräftigere, zeitgemäßere Männer, aber im Intereſſe Beider liegt es, den Einfluß der früheren Volksmänner zu untergraben, durch ausgeſtreutes Mißtrauen, durch Verdächtigungen, die, Anfangs grundlos, bald genug Grund finden. Denn die negative, kritiſche Natur derer, die bisher aus Naturell Oppoſitionäre waren, verläugnet ſich auch jezt nicht: wie ſie früher gegen die Fürſten Oppoſition machten, machen ſie ſie jezt gegen das Volk und deſſen ihnen maaßlos und ziellos erſcheinende leidenſchaftliche Begehren; wie ſie bisher, was das Miniſterium wollte, negirten, negiren ſie jezt das Wollen und Streben der neuen Volksführer, die ſich vordrängen, als überſpannt, als verderblich, als die Reaktion herausfordernd. Ihren Stillſtand nennen ſie Beharren auf dem Standpunkt der wahren Freiheit, das Weitergehen ſchelten ſie Anarchie. Ihr Stillſtand, in der Zeit der Bewegung ſchon ſo gut als Rückſchritt, wird das Leztere noch mehr, weil ſie ſich mit den eigentlichen Rückſchrittsmännern, zuerſt ohne Bündniß, dann in offener Verbindung in die gleiche Thätigkeit ſezen, die Bewegung des Volkes zu zügeln und von falſcher Bahn, wie ſie ſagen, zurück zu bringen. Sie ſind die Heftigſten im Geſchrei über Deſpotismus und Terrorismus des Volkes und derer, die jezt ſein Vertrauen haben, und ihr bei Seite gedrängter Ehrgeiz ſteigert ſich ſo zum Haß, daß er ins andere Lager übertritt; und während der Uebergetretene ſo dem Volk und den neuen Volksmännern gegründeten Anlaß zu täglichen Ausfällen auf ihn gibt, als auf einen Verräther, wird er ſelbſt unter dieſen Angriffen und unter ſeiner Vertheidigung verbitterter, täglich verblendeter, damit unwahr, lügenhaft, verleumderiſch, giftig: er wüthet gegen die alten Freunde, gegen das Volk, gegen ſeine eigenen früheren Grundſäze und Thaten, er wird zum wirklichen Verräther, und entſchädigt ſich mit Geld, Aemtern, Würden und Orden, womit ihn die neue Partei abfindet, oder zieht er ſich zurück, vom öffentlichen Schauplaz, oft auch aus dem Leben, freiwillig oder am gebrochenen Herzen

des Charakters, kein Mann von Geiſt, kein Redner, ohne irgend eine Claſſicität der Bildung, ohne ein ausgebreiteteres oder gründliches Wiſſen zu zeigen; ſchwerfällig, widerlich, unförmlich, confus in dem, was er ſchrieb; das einzige Mal, das er auf der Tribüne ſprach, ſeine eigene Partei langweilend ſogar — war Jürgens doch eine der bedeutendſten Perſönlichkeiten ſeiner Partei durch das Raffinement des Verſtandes, durch die den Gegnern gegenüber nur zu oft vergiftete Spize ſeiner Feder, die auch die Freunde fürchteten, durch vieljährige Einübung in geheimes politiſches Treiben, durch ein entſchiedenes Talent für Organiſation und Parteibildung, durch ſeine Kunſt, im Stillen einzufädeln, zu verabreden, Anſtöße zu geben, Richtungen zu veranlaſſen, die Seele Einzelner zu bearbeiten und zu ſtimmen. Aus ſeiner eigenen Partei heraus iſt er ein parlamentariſcher Intrikant genannt worden.

Jürgens, wie mancher Andere ſeiner Freunde, hatte oft genug früher erklärt, er ſey entſchiedener Bewunderer der Republik in den nordamerikaniſchen Freiſtaaten, und noch im Anfang der Nationalverſammlung that er, als ſchwebe wenigſtens ein Reich und Kaiſerthum deutſcher Nation ihm als heißgeliebtes Ziel ſeiner Herzenswünſche vor. Er war ſo lange als vorzugsweiſe Eingeweihter mit den Männern der ſüddeutſchen Oppoſition gegangen, daß Welcker in der Mitte des März gerade an ihn ſich wandte, als er an die Norddeutſchen ſchrieb: „Wollt ihr uns noch immer den Troſt nicht ſchicken, daß ihr in Norddeutſchland der Bewegung euch redlich anſchließt; wollt ihr uns allein reformiren laſſen, damit ſie im Sande vergeht oder in das Aergſte umſchlägt?“ Noch bis zu ſeiner Abreiſe zum Vorparlament hatte Jürgens der entſchiedenſten Politik das Wort geredet; im Vorparlament ſchwieg er; im Fünfzigerausſchuß war er conſervativ; im Parlament diente er der Reaktion.

Der Gang ihrer Umwandlung iſt bei derartigen Männern faſt immer der gleiche oder wenigſtens ein ähnlicher. Lange vorarbeitend und vorgehend, ſind ſie plötzlich von der ausbrechenden Bewegung übereilt. Sie wirken denen, die über ſie hinausgegangen ſind oder gehen wollen, entgegen, halb aus Ueberzeugung, halb aus verleztem Selbſtgefühl. Sie werden, weil ſie ſo handeln, von der aufgeregten Menge mißverſtanden, verkannt, angefeindet. Das in der Zeit der Aufregung nur zu ſehr, und ſonſt zu wenig, mißtrauiſche Volk wird

Dieſe wenigen Männer oktroirten der Verſammlung den Präſidenten. Sie ſelbſt nannten es unter ſich die erſte Geiſtprobe der Verſammlung, das erſte Meſſen der Parteikräfte, und gaben ihr nicht nur den Präſidenten, ſondern auch den Vicepräſidenten — aus der Mitte ihres Klubbs.

Es iſt gewiß ein in der Geſchichte unerhörter Fall, daß ſchon in der erſten Sizung nach der abendlichen Eröffnungsſizung, am zweiten Tage, Morgens, in einer Verſammlung, deren Glieder zum Theil von ſo fernen Grenzen hergekommen waren, daß die Namen der Berühmteſten niemals dort genannt worden waren*), die Wahl des Präſidenten vorgenommen und der Alterspräſident beſeitigt wurde. Die erſte Handlung des deutſchen Parlaments, eine unberechenbar folgewichtige Handlung, wurde vorgenommen, ohne daß auch nur die Möglichkeit einer allgemeinen Ueberlegung, Prüfung, Verſtändigung gegeben war, eine Wahl, ohne daß man die Perſonen, aus denen zu wählen war, kannte: man wählte, ohne Weiteres, den von Wenigen Empfohlenen, Mancher wählte nur dieſen, weil ihm ein gedruckter Zettel mit deſſen Namen eingehändigt worden war; eben ſo war es mit der Wahl der Vicepräſidenten. Ein großer Theil der Verſammlung hatte von Beiden Nichts zuvor geſehen, als die Geſtalt.

Am 19. Mai wurde Heinrich von Gagern, der Präſident des Heſſen-Darmſtädtiſchen Miniſteriums, zum proviſoriſchen Präſidenten der erſten deutſchen Nationalverſammlung erwählt, von Soiron aus Mannheim zu ſeinem Stellvertreter. 397 Abgeordnete — ſoviel waren an dieſem Tag erſt anweſend — ſtimmten ab. 305 Stimmen erhielt Gagern, 341 Soiron. So wenig beſtand damals eine Linke als Partei. Als der neu gewählte König Saul vor das Volk trat, da war er eines Hauptes länger, denn alles Volk. Als Heinrich von Gagern vor die Vertreter der deutſchen Nation als ihr Präſident trat, war es eine impoſante Geſtalt.

Der Kreis, aus deſſen Schooß er oktroirt worden war, hatte ihn bewogen für den Fall ſeiner Wahl zum Präſidenten ſeine Stelle als Miniſter aufzugeben. Solch ein Opfer hatte Glanz und Schein für ſich. Seine Freunde hatten die Zettel drucken laſſen, auf denen

*) Das iſt thatſächlich; der Verfaſſer kann es mit Namensnennung Jedem beweiſen, in Betreff des öſterreichiſchen Kaiſerſtaats.

ſterbend. Das Volk flucht ſeinem Namen oder begräbt es ihn in ſeinem Gedächtniß, wie man einen Selbſtmörder ſeitwärts an die Mauer begräbt. Nur Wenige, Edlere, ſtehen und richten billig und folgen dem Gang und Schickſal ſolcher Männer mit Theilnahme und mit Trauer, daß die Liebe zum Volk und zur Freiheit, die Liebe zur Menſchheit ſo ſelten die ſich ſelbſt vergeſſende Ausdauer und Kraft jener Liebe hat, von der der Dichter ſagt, daß ſie immer und immer ſich gleich bleibt, wenn man ihr Alles gewährt, wenn man ihr Alles verſagt.

Als Jürgens ſah, daß die Berliner Revolution, daß die zu Wien, daß die in Deutſchland überhaupt den Gang nahm, den ſie nahm, da ſagte er, „nun zieme es allen wahren Freiheitsfreunden, ihre Thätigkeit wider die Anarchie zu verdoppeln; dieſe Art, wie hier reformirt werde, ſei bedenklich". Andere wollten glauben, mehr als Einer aus jenem engeren Kreiſe der Konſervativen, der noch vor Kurzem auf die Republik angeſtoßen, habe erſt aus dieſem Gang der Revolution herausgerechnet und entnommen, daß die Revolutionsmänner die Mehrheit, alſo auch die Oberhand auf die Dauer nicht haben werden, und danach haben ſie ſich ihre Anſicht und den Plan ihres Benehmens neu gebildet, weil ſie, nachdem ſie ſo lange unter Verfolgungen geſäet, endlich einmal auch für ſich etwas haben ärndten wollen, und zwar, weil es die eine Partei ihnen nicht gab, bei der andern. Doch wirkten bei den Meiſten nicht dieſe, ſondern die Oben angegebenen Beweggründe.

Die erſten 27 Sitzungen des Parlaments.

Dieſe Männer, Jeder in ſeiner Heimath theils durch Begabung, theils durch Stellung von weitgreifendem Einfluß auf ſeine Landsleute, bei ſeltſamer Zuſammenſezung ein für jezt unter ſich einiger und dabei feſtgeſchloſſener Kreis, konſtituirt, ehe ſich unter den Männern des Volkes auch nur der Anſaz zu einem Parteikern gebildet hatte, waren einmal, und ſonſt nie mehr, raſch im Handeln, in der Präſidentenwahl.

Dieſe wenigen Männer oktroirten der Verſammlung den Präſidenten. Sie ſelbſt nannten es unter ſich die erſte Geiſtprobe der Verſammlung, das erſte Meſſen der Parteikräfte, und gaben ihr nicht nur den Präſidenten, ſondern auch den Vicepräſidenten — aus der Mitte ihres Klubbs.

Es iſt gewiß ein in der Geſchichte unerhörter Fall, daß ſchon in der erſten Sizung nach der abendlichen Eröffnungsſizung, am zweiten Tage, Morgens, in einer Verſammlung, deren Glieder zum Theil von ſo fernen Grenzen hergekommen waren, daß die Namen der Berühmteſten niemals dort genannt worden waren *), die Wahl des Präſidenten vorgenommen und der Alterspräſident beſeitigt wurde. Die erſte Handlung des deutſchen Parlaments, eine unberechenbar folgewichtige Handlung, wurde vorgenommen, ohne daß auch nur die Möglichkeit einer allgemeinen Ueberlegung, Prüfung, Verſtändigung gegeben war, eine Wahl, ohne daß man die Perſonen, aus denen zu wählen war, kannte: man wählte, ohne Weiteres, den von Wenigen Empfohlenen, Mancher wählte nur dieſen, weil ihm ein gedruckter Zettel mit deſſen Namen eingehändigt worden war; eben ſo war es mit der Wahl der Vicepräſidenten. Ein großer Theil der Verſammlung hatte von Beiden Nichts zuvor geſehen, als die Geſtalt.

Am 19. Mai wurde Heinrich von Gagern, der Präſident des Heſſen-Darmſtädtiſchen Miniſteriums, zum proviſoriſchen Präſidenten der erſten deutſchen Nationalverſammlung erwählt, von Soiron aus Mannheim zu ſeinem Stellvertreter. 397 Abgeordnete — ſoviel waren an dieſem Tag erſt anweſend — ſtimmten ab. 305 Stimmen erhielt Gagern, 341 Soiron. So wenig beſtand damals eine Linke als Partei. Als der neu gewählte König Saul vor das Volk trat, da war er eines Hauptes länger, denn alles Volk. Als Heinrich von Gagern vor die Vertreter der deutſchen Nation als ihr Präſident trat, war es eine impoſante Geſtalt.

Der Kreis, aus deſſen Schooß er oktroirt worden war, hatte ihn bewogen für den Fall ſeiner Wahl zum Präſidenten ſeine Stelle als Miniſter aufzugeben. Solch ein Opfer hatte Glanz und Schein für ſich. Seine Freunde hatten die Zettel drucken laſſen, auf denen

*) Das iſt thatſächlich; der Verfaſſer kann es mit Namensnennung Jedem beweiſen, in Betreff des öſterreichiſchen Kaiſerſtaats.

der Präſident und der Vicepräſident benannt waren, und ſie vertheilt. Dieſe Zettel waren in die Urne gelegt worden.

Es waren nur zwei Namen, um die ſich die Wahl drehte, Robert Blum, der Buchhändler von Leipzig, oder Heinrich von Gagern. Robert Blum hatte ſich als die mächtigſte Perſönlichkeit, als der Mann des Volkes vor allen Andern ſchon längſt ſcharf ausgeprägt. Als einer ſagte, am Abend vor der Parlamentseröffnung, der Präſident iſt gefunden; flogen ihm Stimmen entgegen: Wer Anders als Robert Blum? „Ja, ſagte jener, wenn er nicht ſolche Antecedentien hätte. Wollen wir, können wir dem geweſenen ſtädtiſchen Theatercaſſier von Leipzig die höchſte Stellung in Deutſchland, die Leitung der Geſchicke Deutſchlands in die Hand geben? Unmöglich. Ich meine Heinrich von Gagern."

Robert Blum wurde von dem conſervativen Kreiſe als blutrother Revolutionsmann hingeſtellt. Die dämoniſche Uebermacht des Geiſtes und des Charakters in ihm war ihnen in jeder Hinſicht im Weg, unter ſeinem Präſidium konnten weder ihre Perſonen, noch ihre Beſtrebungen ſich die gewünſchten Erfolge weiſſagen. Darum wurde er, deſſen hohe Befähigung man nicht wegläugnen konnte, als die Klippe verdächtigt, an der die deutſche Zukunft ſcheitern müßte. Die ganze Partei des Volkes, wie ſie ſich ſeit den Märztagen hervorgethan hatte, wurde verdächtigt und verleumdet. Von Anfang an wurden die Verdächtigung und die Verleumdung, die Herabſezung und die Ungerechtigkeit im Urtheil von dem Lager dieſes conſervativen Kreiſes aus als wirkſamſte Waffen ſyſtematiſch gehandhabt.

Da hieß es, die Revolution ſei Deutſchlands größtes Unglück, wenn man ſie nicht ſchleunig beende. Daraus, daß ſie, die man längſt gefürchtet, die man oft vorausgeſagt, mit der man nicht ſelten gedroht habe, nun gekommen ſei, folge nicht, daß Deutſchland damit gedient ſei, daß man ſie fortſezen müſſe. Es ſeien keine Zuſtände in Deutſchland, durch welche Revolution, keine äußerſte Noth, durch welche Gewalt und Empörungen gerechtfertigt würden, nicht durch Umwälzung, ſondern durch Umbildung ſei das Nothwendige und Wünſchenswerthe zu erlangen; dazu liegen die Mittel und Wege bereit, dazu ſei der Wille bei den Regierungen vorhanden. Die Revolution müſſe niedergeworfen und gebändigt werden, ſie werde das nur durch Bekämpfung und Beſeitigung der die Revolution

breiteten, da jauchzten Millionen Herzen freudig auf; denn wenn auch weiterhin nicht, doch in den kleineren deutſchen Landen, in den Verfaſſungsſtaaten war der Name Heinrich Gagerns bekannt und von gutem Klang.

Nicht Wenige draußen aber gab es auch, denen es mißfiel, daß der Antrag, den der Biſchof Müller von Münſter gleich in der Eröffnungsſizung ſtellte, auf Abhaltung eines Gottesdienſtes zur Feier der Eröffnung nicht allgemeinen Anklang fand. Die Frommen im Lande wurden dadurch beirrt, aber auch Andere hätten, gemäß dem religiöſen Grundzug im Charakter des deutſchen Volkes, es lieber geſehen, wenn das Werk mit Gott begonnen worden wäre, nicht nur innerlich, ſondern auch äußerlich. Ahnungsvolle ſagten ſo, Kluge dachten ſo.

Blind vor Vertrauen und vertrauensvoll aus Mangel an Einſicht, ins Angeſicht belobt und ins Geheim belächelt von den Führern der Reaktion, ging die konſtitutionelle Mehrheit an die Arbeit. Sie that ſich viel auf ihre Bildung zu gut und redete noch mehr davon, ſie glaubte an nichts ſo ſehr, als an ihre eigene Vortrefflichkeit, und verachtete Alles, was andere Anſicht und andern Weg hatte. Wie trunken von der eigenen Größe, wußte ſie nicht was ſie redete, und erzielte das Gegentheil von dem, was ſie wollte. Sie war in ſich ein vollkommener Widerſpruch, denn ſie wählte für ihre Zwecke vorn herein Mittel, die nothwendig das Gegentheil von dem, was ſie beabſichtigte, zur Folge haben mußten. Es waren unter den unverhältnißmäßig vielen Gelehrten in dieſer konſervativ-konſtitutionellen Partei Männer von den ausgebreitetſten Kenntniſſen, aber ohne Ideen; andere, reich an Ideen, aber nicht an praktiſchen, für den Augenblick fruchtbaren; wieder waren darunter, aber ſehr wenige, welche die Wirklichkeit begriffen, aber dieſe hatten dazu nicht den Muth der That, in einer Zeit, die gerade die That gebieteriſch verlangte und nicht Worte, nicht Theorien bloß. Bei weitem die meiſten Gelehrten in der Verſammlung ſahen die neuen Dinge mit alten Augen an, und erkannten meiſt denjenigen Feind nicht, der von ihnen, als Freunden des Lichts und der freien geiſtigen Bewegung, gemeinſchaftlich mit denen zu bekämpfen geweſen wäre, die von ihnen auf Tod und Leben bekämpft wurden: ſie hatten keine Ahnung von der Verbreitung, von der Macht, von der Nähe, von der Gefährlichkeit der kirchlichen Partei.

Noch war kein Jahrzehent dahin, ſeit dieſe in der preußiſchen Monarchie, in Bayern wie in Oeſterreich, als Macht aus ihrem Dunkel, das ſie ſonſt liebt, drohend hervorgetreten war und tauſend Gelenke zugleich geregt hatte: das hatte die gelehrte und die konſtitutionelle Mehrheit wieder vergeſſen. Umſonſt hatte vor drei Jahren erſt ein großer Mann der Wiſſenſchaft *) ihnen zugerufen, daß dieſe Macht nicht ruhen werde und nicht ruhen könne, bis ſie entweder ſelbſt zermalmt ſey, oder bis ſie alles gewonnen habe.

Dieſer Macht gegenüber befand ſich die Linke in der Nationalverſammlung in ganz anderer Stellung als die Rechte, namentlich als die Partei Gagern: die Linke kannte ihren kirchlichen Gegner, wußte ſeine Kraft zu ſchäzen, ſogar aus ihm Nuzen zu ziehen; die Partei Gagerns und die Gelehrten glaubten nicht an das Daſeyn dieſer kirchlichen Macht, weil ſie, ſo thatſächlich ſie beſtand, nicht im Staatskalender aufgeführt war.

Dieſe Macht hatte Jahrhunderte lang in Europa geherrſcht, weil ſie an äußeren und inneren Mitteln überlegen geweſen war über die, welche gegen ſie ſtanden. Weil ſie nicht Maaß hielt, nicht mit der Zeit fort ſchritt und an geiſtiger Kraft abnahm, hatte ſie die Herrſchaft verloren, nicht aber die Kunſt, nicht die Geheimniſſe des alten Trugs, und durch das Unglück wieder geſtärkt, rang ſie gerade ſeit den lezten dreißig Jahren mit neuen Kräften nach der alten Herrſchaft, nach der alten weltlichen Macht. In Zeitſchriften, in Büchern, in Flugblättern, in Pamphleten, in Traktätchen, vom Lehrſtuhl, vom Beichtſtuhl und der Kanzel, am Hof, am häuslichen Heerd, in den Geſellſchaften und auf den Straßen wirkte ſie, unter allerlei Geſtalt und Verſchleierung. Die Zeit des Schreckens, des phyſiſchen Zwangs war jezt nicht, ſanft trat ſie auf; nicht offen, ſondern unſichtbar.

In dieſes Weben und Wirken hinein waren manche warnende Stimmen erklungen, mancher Finger wies darauf hin, wie dieſe Macht ſchon den Fuß anſezte, um auf die Schultern des liſtig umnezten Königthums ſich zu ſchwingen, und ſo zur Herrſchaft in der Welt zu gelangen. Die Fingerzeige wurden nicht beachtet, die Stimmen verklangen unter den vielen und lauteren Stimmen, welche im Sold und Dienſt dieſer Macht ſelbſt ſprachen und ſchrieben. Hatten

*) Fallmerayer, in der Vorrede zu ſeinen Fragmenten aus dem Orient.

breiteten, da jauchzten Millionen Herzen freudig auf; denn wenn auch weiterhin nicht, doch in den kleineren deutſchen Landen, in den Verfaſſungsſtaaten war der Name Heinrich Gagerns bekannt und von gutem Klang.

Nicht Wenige draußen aber gab es auch, denen es mißfiel, daß der Antrag, den der Biſchof Müller von Münſter gleich in der Eröffnungsſizung ſtellte, auf Abhaltung eines Gottesdienſtes zur Feier der Eröffnung nicht allgemeinen Anklang fand. Die Frommen im Lande wurden dadurch beirrt, aber auch Andere hätten, gemäß dem religiöſen Grundzug im Charakter des deutſchen Volkes, es lieber geſehen, wenn das Werk mit Gott begonnen worden wäre, nicht nur innerlich, ſondern auch äußerlich. Ahnungsvolle ſagten ſo, Kluge dachten ſo.

Blind vor Vertrauen und vertrauensvoll aus Mangel an Einſicht, ins Angeſicht belobt und ins Geheim belächelt von den Führern der Reaktion, ging die konſtitutionelle Mehrheit an die Arbeit. Sie that ſich viel auf ihre Bildung zu gut und redete noch mehr davon, ſie glaubte an nichts ſo ſehr, als an ihre eigene Vortrefflichkeit, und verachtete Alles, was andere Anſicht und andern Weg hatte. Wie trunken von der eigenen Größe, wußte ſie nicht was ſie redete, und erzielte das Gegentheil von dem, was ſie wollte. Sie war in ſich ein vollkommener Widerſpruch, denn ſie wählte für ihre Zwecke vorn herein Mittel, die nothwendig das Gegentheil von dem, was ſie beabſichtigte, zur Folge haben mußten. Es waren unter den unverhältnißmäßig vielen Gelehrten in dieſer konſervativ-konſtitutionellen Partei Männer von den ausgebreitetſten Kenntniſſen, aber ohne Ideen; andere, reich an Ideen, aber nicht an praktiſchen, für den Augenblick fruchtbaren; wieder waren darunter, aber ſehr wenige, welche die Wirklichkeit begriffen, aber dieſe hatten dazu nicht den Muth der That, in einer Zeit, die gerade die That gebieteriſch verlangte und nicht Worte, nicht Theorien bloß. Bei weitem die meiſten Gelehrten in der Verſammlung ſahen die neuen Dinge mit alten Augen an, und erkannten meiſt denjenigen Feind nicht, der von ihnen, als Freunden des Lichts und der freien geiſtigen Bewegung, gemeinſchaftlich mit denen zu bekämpfen geweſen wäre, die von ihnen auf Tod und Leben bekämpft wurden: ſie hatten keine Ahnung von der Verbreitung, von der Macht, von der Nähe, von der Gefährlichkeit der kirchlichen Partei.

Noch war kein Jahrzehent dahin, ſeit dieſe in der preußiſchen Monarchie, in Bayern wie in Oeſterreich, als Macht aus ihrem Dunkel, das ſie ſonſt liebt, drohend hervorgetreten war und tauſend Gelenke zugleich geregt hatte: das hatte die gelehrte und die konſtitutionelle Mehrheit wieder vergeſſen. Umſonſt hatte vor drei Jahren erſt ein großer Mann der Wiſſenſchaft*) ihnen zugerufen, daß dieſe Macht nicht ruhen werde und nicht ruhen könne, bis ſie entweder ſelbſt zermalmt ſey, oder bis ſie alles gewonnen habe.

Dieſer Macht gegenüber befand ſich die Linke in der Nationalverſammlung in ganz anderer Stellung als die Rechte, namentlich als die Partei Gagern: die Linke kannte ihren kirchlichen Gegner, wußte ſeine Kraft zu ſchäzen, ſogar aus ihm Nuzen zu ziehen; die Partei Gagerns und die Gelehrten glaubten nicht an das Daſeyn dieſer kirchlichen Macht, weil ſie, ſo thatſächlich ſie beſtand, nicht im Staatskalender aufgeführt war.

Dieſe Macht hatte Jahrhunderte lang in Europa geherrſcht, weil ſie an äußeren und inneren Mitteln überlegen geweſen war über die, welche gegen ſie ſtanden. Weil ſie nicht Maaß hielt, nicht mit der Zeit fort ſchritt und an geiſtiger Kraft abnahm, hatte ſie die Herrſchaft verloren, nicht aber die Kunſt, nicht die Geheimniſſe des alten Trugs, und durch das Unglück wieder geſtärkt, rang ſie gerade ſeit den lezten dreißig Jahren mit neuen Kräften nach der alten Herrſchaft, nach der alten weltlichen Macht. In Zeitſchriften, in Büchern, in Flugblättern, in Pamphleten, in Traktätchen, vom Lehrſtuhl, vom Beichtſtuhl und der Kanzel, am Hof, am häuslichen Heerd, in den Geſellſchaften und auf den Straßen wirkte ſie, unter allerlei Geſtalt und Verſchleierung. Die Zeit des Schreckens, des phyſiſchen Zwangs war jezt nicht, ſanft trat ſie auf; nicht offen, ſondern unſichtbar.

In dieſes Weben und Wirken hinein waren manche warnende Stimmen erklungen, mancher Finger wies darauf hin, wie dieſe Macht ſchon den Fuß anſezte, um auf die Schultern des liſtig umnezten Königthums ſich zu ſchwingen, und ſo zur Herrſchaft in der Welt zu gelangen. Die Fingerzeige wurden nicht beachtet, die Stimmen verklangen unter den vielen und lauteren Stimmen, welche im Sold und Dienſt dieſer Macht ſelbſt ſprachen und ſchrieben. Hatten

---

*) Fallmerayer, in der Vorrede zu ſeinen Fragmenten aus dem Orient.

die Konſtitutionellen zuvor nicht darauf geachtet, ſo war es natürlich, daß ſie unter der Bewegung von 1848 noch weniger ſie beachteten. Und dieſe Macht, die man ſtets mehr fühlte als ſah, ſorgte dafür, daß die Partei, deren ſie ſich bemächtigen wollte, vorerſt ihre Nähe nicht fühlte.

Robert Blum und ſeine Freunde im Fünfzigerausſchuß hatten den leztern zur oberſten Behörde von ganz Deutſchland machen wollen, zu einer Art Wohlfahrtsausſchuß. Sie hatten, durch das Thun der Fürſten nicht getäuſcht über deren innerſte Gedanken, den Augenblick, in welchem die deutſchen Völker mächtig aufgeregt waren, unmittelbar zur Neugeſtaltung Deutſchlands benüzen, und an die Stelle der bisherigen Gewalten eine neue revolutionäre Gewalt ſezen wollen, ſo lange noch die Regierungen vor dem Geiſt, der vom Volke ausging, und vor der Macht des Fünfzigerausſchuſſes das Haupt beugten.

Aber der Gedanke und die Energie Robert Blums und ſeiner Freunde waren geſcheitert an dem Vertrauen der Einen, die nicht ſcharf genug ſahen, an den Intriguen der Andern, die in reaktionärer Abſicht ſie hintertrieben, und die Mehrheit für ſich gewannen.

Die kirchliche Partei, in Deutſchland bisher ſtets die Gegnerin und Nebenbuhlerin der Revolution, ging vor allem darauf, die Gewalt der Fürſten wieder feſt zu ſtellen, da das Königthum vorerſt ihren Intereſſen zuträglicher erſchien. Die Konſtitutionellen wollten das Königthum wenigſtens vor zu großer Abſchwächung durch die Revolution bewahren, und der Republik den Boden abſchneiden. Und doch war es im Intereſſe der Konſtitutionellen, und ihnen unentbehrlich, die Fürſten zu beſchränken, zu beaufſichtigen, zu bewachen. Dieſer Widerſpruch der Konſervativ-Liberalen, welche die fürſtliche Gewalt konſerviren, aber auch wieder beeinträchtigen wollten, erzeugte eine Halbheit, die ſie ſofort kraftlos und zum Werkzeug derer machte, die dem Abſolutismus dienten. Die abſolutiſtiſche, kirchlich-militäriſche Partei, verband ſich mit den Konſtitutionellen, um die Staatsgewalt und die Ordnung vor der Revolution zu retten, und die Konſtitutionellen reichten den Abſolutiſten die Waffen, ihren beiderſeitigen Gegner, die Bewegungsmänner, zu überwältigen, dann mit denſelben Waffen ihre Verbündeten, die Konſtitutionellen, zu beſeitigen, und ihnen die Errungenſchaften des März wieder abzunehmen.

Als die entſchiedenen Männer des Volkes in der Paulskirche vorwärts gehen wollten, als ſie verlangten, die Nationalverſammlung müſſe ſich an die Spize der Revolution ſtellen, die vollziehende Gewalt an ſich nehmen, den alten Bau der deutſchen Verhältniſſe abbrechen und wegräumen, und auf den geſäuberten Boden Deutſchland neu aufbauen; als ſie ſagten, der Bundesſtaat, in welchen ja die Konſtitutionellen den bisherigen Staatenbund umgeſtalten wollen, ſei auf anderem Wege gar nicht auszuführen: da hieß es, das ſei revolutionär. Man wies von vielen Seiten ſelbſt den Namen der Revolution entrüſtet als etwas ab, mit dem man ſich nicht beflecken möge. Bildung und Vaterland wollen wir nicht an Abſtraktionen ſezen, ſagten die Einen; die ganze Civiliſation ſtünde auf dem Spiel. — Durch Revolution fallen wir den Franzoſen in die Hände, die Fremdherrſchaft kommt über das freie Deutſchland, die Einmiſchung des Auslands und eine militäriſche Beſezung, ſei es von Frankreich oder Rußland her, iſt gewiß, bangten Andere. — Revolutionäres Fortgehen, ſagten Dritte, zerbröckelt Alles bis zu gänzlicher Auflöſung, Anarchie iſt die Folge, Deſpotismus der Maſſe, und zulezt das Schreckensſyſtem, die Tyrannei Weniger oder Eines. — Die Revolution würde die Korruption, die ſchon im Volk iſt, vollenden, es iſt zu wenig Gemeinſinn und Patriotismus und Mäßigung im Volk, als daß das Fortgehen auf revolutionärer Bahn, die volle Freiheit nicht gefährlichſt wirken müßten, ſprachen die Männer der Scheintugend, des ſittlichen Eifers. — Die Linke hätte Recht, ſagten die Klugen, die der Reaktion ſich verkauft hatten, hätten wir nur die Mittel zu einer Revolution, aber wir haben das Zeug nicht dazu. Das deutſche Volk iſt nicht reif, noch nicht politiſch tüchtig genug, vielleicht nicht fähig, vielleicht ohne Anlage dazu; „zu wetterwendiſch, zu unkräftig; die lezte Vergangenheit zeigts, es hat ſeine Schuldigkeit nicht gethan, die Führer damals im Stich gelaſſen". Wir haben die Nation nicht hinter uns, mit der wir den Großmächten des Auslands widerſtehen könnten, ſagten auch Einige. Wir haben keine Führer, keine Revolutionstalente, weder ſtaatsmänniſche noch militäriſche. Die ſo ſprachen, denen war es Ernſt; ſie gehörten zu denen, welche im Staatsleben wie auf dem Gebiet der Wiſſenſchaft gegen jede neue Idee oder Einrichtung, gegen jede geniale und kühne That ſprechen, die gegen die Möglichkeit der Eiſenbahnen und der Dampfkraft,

vertretung den Charakter einer konſtituirenden (verfaſſunggebenden, nicht bloß verfaſſungberathenden) Verſammlung zu.

Auf dieſe Beſchlüſſe hin, in dieſem Sinn und Recht, wurde in allen Fürſtenſtaaten Deutſchlands von den Regierungen die Wahl ausgeſchrieben, ſo wurde ſie vom Volk aufgefaßt, ſo gewählt.

Es lag ohnedieß auf der Hand, daß mit achtunddreißig Regierungen, fürſtlichen und freiſtädtlichen, eine Verfaſſung, wie ſie Deutſchland noth that, vereinbaren zu wollen oder zu müſſen, ſo viel war als Nichts, ein Täuſchen und ein ſich Täuſchenlaſſen; und daß nur die endgültige Feſtſtellung des Verfaſſungswerkes einzig und allein durch die Nationalverſammlung — zum Ziele führen konnte. Eben ſo war klar, daß die Nationalverſammlung, um die endgültig beſchloſſene Verfaſſung durchführen zu können, jezt ſchon, zu rechter Zeit, vor allem darauf bedacht ſein mußte, die Gewalt in die Hände zu bekommen, die militäriſche und die finanzielle Macht, ihren Beſchlüſſen Anerkennung und Geltung in den einzelnen Staaten zu verſchaffen. Darüber, daß die Fürſten der Nationalverſammlung das Recht zur Feſtſtellung der Verfaſſung eingeräumt hatten, überſahen die Konſtitutionellen, daß die Fürſten die Gewalt für ſich zurückbehalten hatten; die Einen aus Vertrauen zu den Fürſten; die Andern aus Ueberſchäzung der moraliſchen Macht der Nationalverſammlung überhaupt; wieder Andere, weil ſie nur auf die augenblickliche Unmacht der Fürſten und nicht weiter ſahen.

Die Linke der Paulskirche, im Anfang, in der Mitte, am Ende verdächtigt und geſchmäht, von Wohlmeinenden ſelbſt mit Mißtrauen behandelt, iſt durch den Erfolg gerechtfertigt. Alle ihre Hauptanträge ſind durch die nachfolgenden Thatſachen als das erwieſen worden, was nothwendig war, wenn man den Zweck erreichen wollte. Die Führer der äußerſten Rechten täuſchten ſich nie darüber und arbeiteten darum mit allen Kräften dagegen. Die Andern, die Vertrauenden, ſchämen ſich jezt, und mühen ſich vergebens ab, vor ſich ſelbſt und der Welt noch länger abläugnen zu wollen, daß die Linke mit ihrem Verhalten und ihren Anträgen den Fürſten gegenüber auf dem allein richtigen Wege war.

Die Thatſache, daß das Volk im Mai noch im Siege, das Fürſtenthum gebeugt war, lag jedem vor Augen. Die öffentliche Meinung erwartete ein Parlament der Thaten, nicht der Worte;

Zwecke; ſie betrachteten die Zwecke, ihre Ideale, mit einer ſolchen Wärme, daß ſie die Mittel oft nicht nüchtern genug berechneten. Aber Feind und Freund, alle Lager, waren im Mai darin einig, daß die Nationalverſammlung die einzige Macht in Deutſchland war, daß die Regierungen rathlos waren, die Reaktion damals noch nicht zuſammen geſchloſſen, ihre Mittel noch nicht in Bereitſchaft. Wenn in der Paulskirche, nicht die Geſammtheit, nur die Mehrheit, für die That ſich zu entſcheiden, weiſe und groß genug war, ſo bewegte ſie die Völker, die zurückgebliebenen wie die politiſch weiter gebildeten, in allen deutſchen Landen; ſie hatte während der Maitage in ihren Beſchlüſſen, wenn ſie national, der allgemeinen Stimmung entſprechend waren, noch ein allmächtiges „Werde!", das ohne Widerſtand ändern und verwandeln konnte. Nicht die Nation fehlte dem Parlament; ein Parlament mit einer thatkräftigen Mehrheit fehlte der Nation. Die Macht der Verſammlung wäre gewachſen im Fluge, durch den Gebrauch, und ſie mußte wachſen auf Koſten der Fürſtenmacht, oder dieſe wuchs wieder auf Koſten der andern.

Zwar war die Mehrheit für die zulezt angeführten Anſichten nicht zu gewinnen. Statt der Diplomatie den Zauber und die Kraft der vollendeten Thatſache (des fait accompli) abzulernen und durch eine raſche große That der durch das Nationalvertrauen ihr inwohnenden Macht bewußt zu werden, ſchwankte die Nationalverſammlung und ſtritt ſich in ihrer Mehrheit unter ſich ſelbſt über ihre Machtbefugniß.

Die Nationalverſammlung fußte nicht bloß auf der öffentlichen Meinung und der Bewegung der Zeit, ſondern auf dem Recht.

Der Bundesbeſchluß vom 30. März, nach welchem die Nationalvertretung das Verfaſſungswerk zwiſchen Volk und Regierungen zu Stande zu bringen berufen wurde, war der erſte Theil ihrer geſezlichen Berechtigung.

Schon dem Vorparlament hatte dieſes ihr Recht in ſolcher Beſchränkung nicht genügt. Es war dort die Anſicht durchgedrungen, daß einzig und allein der Nationalverſammlung die Beſchlußnahme über die Verfaſſung Deutſchlands zu überlaſſen ſey, und durch den Bundesbeſchluß vom 7. April, wurde ihr dieſes Recht ohne weiteres eingeräumt. Der Fürſtenrath geſtand der zu wählenden National-

Zahl der Vereinbarer und der Reaktionäre, die es von Haus aus waren, die Einräumung gemacht, daß, „die Mitwirkung zur Neugeſtaltung Deutſchlands auch den Staatenregierungen zu erwirken, mit in dem Beruf der Verſammlung liege“. Der erſte Akt des Präſidenten der deutſchen Nationalverſammlung war eine Halbheit nicht nur, ſondern ein praktiſcher Widerſpruch. Noch wagte Gagern nicht einen andern Gedanken, als daß die Vertreter der Nationalſouveränität, die Abgeordneten der deutſchen Völker, ausſchließlich kompetent ſeyen. Die wahrhaft Konſtitutionellen, die nicht bloß die konſtitutionelle Maske vorgenommen hatten, waren alle in dieſen Tagen von der Selbſtſtändigkeit der Nationalverſammlung durchdrungen, und der Verſuch des Präſidenten, die Mitwirkung der Staatenregierungen und damit das reaktionäre Element herbei zu ziehen, obwohl er nur davon beiläufig ein Wörtchen fallen ließ, wurde ſelbſt von den Konſtitutionellen ſtumm und mißliebig aufgenommen. Derſelbe Sinn auf dieſer Seite zeigte ſich, als Raveaux von Köln ſchon in der Sizung vom 19 Mai den Antrag ſtellte, daß den Abgeordneten aus Preußen in der deutſchen Nationalverſammlung, welche zugleich für den konſtituirenden Berliner Reichstag gewählt ſeyen, frei ſtehen ſolle, beide Wahlen anzunehmen.

In Berlin war nämlich, zu Anfang des April ſchon, ein neues Miniſterium gebildet worden, das Miniſterium Kamphauſen. Kamphauſen, der Präſident der Kölner Handelskammer, war mit dem Grafen Schwerin, Patow, dem bekannten Vermittler zwiſchen Schuz- und Freihandels-Syſtem, und nur mit einem Ueberreſt der vorigen Verwaltung, mit von Kaniz, zuſammen getreten; der leztere aber hatte nicht mehr das Auswärtige, ſondern den Krieg. Das neue Miniſterium trat volksthümlich auf. Manche Beſchränkungen, namentlich auch die, unter denen ſeit 1830 das Gerichtsverfahren bei politiſchen Prozeſſen in der Rheinprovinz gelitten hatte, wurden aufgehoben; der König von Preußen empfing den Geſandten der franzöſiſchen Republick; Preußen anerkannte endlich die ſpaniſche Verfaſſung; es ſprach und that freiſinnig, und die Wahlen für den preußiſchen Reichstag nach der indirekten Wahlart, wurden eifrig betrieben. Nicht mehr von vereinigtem Landtag, ſondern von preußiſchem Reichstag, von preußiſcher Nationalverſammlung, im Gegenſaz zur deutſchen Nationalverſammlung, ſprach das abſonderliche Preußenthum. Der

ſie verlangte laut von ſeinen Vertretern ein raſches, energiſches Handeln. In den Augen alles Volkes trat die Revolution, wenn die deutſche Nationalverſammlung ſie in die Hand nahm, in Geſezesform, in der Kraft des Rechtes auf. Ja der größere Theil des Volkes hatte bei der Wahl keine andere Anſicht, wenigſtens im ſüdweſtlichen Deutſchland, auch in Schleſien, ſelbſt in Weſtpreußen, in Sachſen ohnedieß, als gerade die, daß damit dem Gewählten vom Volk das Amt anvertraut werde, in ſeinem Namen und ihm zum Frommen die Märzrevolution zu verwalten und Deutſchland eins, frei und groß zu machen.

Aber Viele, die das wußten und einſahen, waren zu furchtſam, als ſie in dieſes Amt getreten waren, ſo tapfer und unerſchrocken ſie thaten in den Stunden und Tagen, da ſie ſich um dieſes Amt bewarben und mancher einen ächten Mann des Volkes verdrängte.

Eine kleinere Zahl, von der Linken noch immer weit ab genug, hatte Verſtand und Charakter genug, einzuſehen, daß ſie die Sache des Volkes und des Vaterlandes einzelnen formellen Bedenken in ſo entſcheidendem Augenblick nicht opfern dürfen, da ſie den doppelten Rechtsboden unter ſich hatten, den Boden des Rechts, das die Revolution mit edlem Blut verſiegelt hatte, und zugleich den Boden des geſezlichen Rechtes. Aber ſie machten halbe Maßregeln und große Worte, nach deutſcher Art rückſichtsvoll, und gerecht nach allen Seiten hin, nur nicht nach der Seite, wo ſie es zuerſt hätten ſein ſollen.

Zu dieſen gehörte auch Heinrich von Gagern. Wahrlich, rief eine Stimme von Außen gleich zwiſchen die erſten Sizungen hinein: „alle Feigheit, falſche Schonung, Reaktion der Höfe, Anarchie des Pöbels würden nicht ſein, wenn der Mehrheit, den Konſtitutionellen, nicht das wahre Prinzip fehlte, das die Bewegung erzeugt hat, und ohne das die Bewegung nicht geordnet werden kann. Der neuen Bewegung gegenüber iſt der Konſtitutionalismus kein Prinzip, ſondern nur eine todte Form, die nie mehr ein Leben erzeugen kann“*).

Aber die Mehrheit hörte auf Geiſterſtimmen nicht.

Als Heinrich von Gagern, was ſo begeiſtert von vier Fünfteln der Verſammlung aufgenommen wurde, in ſeiner Antrittsrede die Souveränität der Nation verkündete, hatte er gleich der kleinen

---

*) Die Konſtitutionellen und die Anarchiſten, von einem Farbloſen S. 4–5.

und Geſeze der einzelnen deutſchen Staaten und die Verträge zwiſchen ihnen, ſo wie die Beſchlüſſe geſezgebender Volksvertretungen in ihnen ſind nur in ſo weit gültig, als ſie mit dieſer, einzig und allein von der konſtituirenden Nationalverſammlung zu errichtenden Verfaſſung Deutſchlands übereinſtimmen; 3) die zu Mitgliedern der konſtituirenden Nationalverſammlung Gewählten können von der Verpflichtung, an den Verhandlungen derſelben perſönlich Theil zu nehmen, nur durch ſie, die konſtituirende Nationalverſammlung ſelbſt, entbunden werden."

Zu dieſer Entſchiedenheit konnte ſich die Mehrheit nicht erheben; die reaktionären Elemente hatten ſich ſchon zu tief in ſie eingebiſſen, und ſogen ihr die Kraft aus. Die Reaktionäre, als ſie ſahen, daß das Ausweichen nicht durchgehe, und ein Schein von Selbſtſtändigkeit nöthig ſey, begriffen ſchnell ihre Rolle. Die Mitglieder der kirchlichen Partei, Kompes, Knoodt, Adams, Deiters, Sepp, Reichenſperger, Clemens, Bürgers, denen Jürgens, Wernher von Nierſtein, Duncker, Heym, Jaup und Stedmann ſich anſchloſſen, ſtellten den Antrag: „die deutſche Nationalverſammlung, als das aus dem Willen und den Wahlen der deutſchen Nation hervorgegangene Organ zur Begründung der Einheit und politiſchen Freiheit, erklärt, daß alle Beſtimmungen einzelner deutſcher Verfaſſungen, welche mit dem von ihr zu gründenden allgemeinen Verfaſſungswerke nicht übereinſtimmen, nur nach Maßgabe des leztern als gültig zu betrachten ſind, ihrer bis dahin beſtandenen Wirkſamkeit unbeſchadet." Die Linke ſah, daß ſie für ihren Antrag keine Mehrheit erlangen würde, ſie ließ ihn fallen, und ſchloß ſich dieſem an, um, wenn auch in milder Form, das Prinzip der Volksſouveränität noch zu retten und die Ehre der Verſammlung. Mit einer an Stimmeneinheit gränzenden Mehrheit wurde der Antrag am 27. Mai angenommen. Die Linke hoffte, von dieſem Boden aus die Andern zu größerer Kraftentwicklung fort zu ziehen. Aber nur zag gingen Einzelne daran, dafür zu ſtimmen. Von Beckerath ſagte noch unmittelbar vor der Abſtimmung, er und ſeine Freunde meinen, daß darum eine Verſtändigung mit den Regierungen keineswegs ausgeſchloſſen ſeyn ſolle.

Die zu äußerſt ſaßen, wußten, daß dieſer augenblickliche Triumph des Prinzips nichts war, als ein Aufleuchten eines Kunſtfeuers.

Am 23. Mai hatte Ziz, Anwalt, Abgeordneter und Befehlshaber

preußiſche Stolz gefiel ſich darin, und weit erregter, als für das Frankfurter Parlament, wählte, was ein guter Preuße war, zumal der Berliner, für das Berliner Parlament. Selbſt kleinere Unruhen, wie zu Stettin, in Oſtpreußen auf dem Lande, in Trier und anderswo, würzten dem Volk dieſe Handlung. In Berlin wurden nicht nur in den großen Räumen, die für die Geſellſchaftlichkeit dienten, ſondern in Kirchen und Ballſälen, in Theatern und Kunſtreiterbuden die lebhafteſten Wahlverſammlungen abgehalten; und auf den 22 Mai ward durch königliches Patent die Verſammlung nach Berlin einberufen, „zur Vereinbarung der preußiſchen Staatsverfaſſung".

Dadurch war Raveaux's Antrag in Frankfurt veranlaßt. Es gibt keine preußiſche Nation neben der deutſchen Nation, ſagte der Eine. Welche Lächerlichkeit, preußiſche Nationalverſammlung ſich in dieſem Augenblick zu taufen! ſagte der Andere. Eine Intrigue der Reaktion iſt es, ſprach Robert Blum.

Die Berathung führte weiter, als Anfangs beabſichtigt worden war, zum Ausſprechen eines Prinzips. Die Männer der Rechten wollten dieſem geſchickt ausweichen. In ihrem Namen beantragten die Herren von Vincke, von Sommaruga, Neuwall und Simſon den Uebergang zur Tagesordnung, „in dem begründeten Vertrauen, wie ſie ſagten, daß ſämmtliche Staaten Deutſchlands alle Punkte ihrer beſonderen Verfaſſungen, die nach Vollendung des allgemeinen deutſchen Verfaſſungswerks mit demſelben im Widerſpruch ſtehen, abändern, und daß dieſelben Abänderungen auch in den während der Dauer der Nationalverſammlung zu Stande kommenden neuen Verfaſſungen einzelner deutſcher Staaten vorgenommen werden." Die Verſammlung in überraſchender Mehrheit verwarf dieſe Anſicht und dieſen Antrag. Sie hatte das Gefühl, daß ſie ſonſt in der Meinung des Volkes moraliſch todt ſein würde; die Redner der Linken hatten ihr dieſes Gefühl genug geſchärft. Die Linke beantragte: „die konſtituirende Nationalverſammlung als das aus den Wahlen des deutſchen Volks hervorgegangene einzige Organ des Geſammtwillens der deutſchen Nation zur Begründung der Einheit und Freiheit Deutſchlands, ſo wie zur Errichtung einer auf dieſe gebauten Verfaſſung, beſchließt: 1) die Beſchlußnahme über die Verfaſſung Deutſchlands iſt einzig und allein ihr, der konſtituirenden deutſchen Nationalverſammlung, überlaſſen; 2) die Verfaſſungen

und Geſeze der einzelnen deutſchen Staaten und die Verträge zwiſchen ihnen, ſo wie die Beſchlüſſe geſezgebender Volksvertretungen in ihnen ſind nur in ſo weit gültig, als ſie mit dieſer, einzig und allein von der konſtituirenden Nationalverſammlung zu errichtenden Verfaſſung Deutſchlands übereinſtimmen; 3) die zu Mitgliedern der konſtituirenden Nationalverſammlung Gewählten können von der Verpflichtung, an den Verhandlungen derſelben perſönlich Theil zu nehmen, nur durch ſie, die konſtituirende Nationalverſammlung ſelbſt, entbunden werden."

Zu dieſer Entſchiedenheit konnte ſich die Mehrheit nicht erheben; die reaktionären Elemente hatten ſich ſchon zu tief in ſie eingebiſſen, und ſogen ihr die Kraft aus. Die Reaktionäre, als ſie ſahen, daß das Ausweichen nicht durchgehe, und ein Schein von Selbſtſtändigkeit nöthig ſey, begriffen ſchnell ihre Rolle. Die Mitglieder der kirchlichen Partei, Kompes, Knoodt, Adams, Deiters, Sepp, Reichenſperger, Clemens, Bürgers, denen Jürgens, Wernher von Nierſtein, Duncker, Heym, Jaup und Stedmann ſich anſchloſſen, ſtellten den Antrag: „die deutſche Nationalverſammlung, als das aus dem Willen und den Wahlen der deutſchen Nation hervorgegangene Organ zur Begründung der Einheit und politiſchen Freiheit, erklärt, daß alle Beſtimmungen einzelner deutſcher Verfaſſungen, welche mit dem von ihr zu gründenden allgemeinen Verfaſſungswerke nicht übereinſtimmen, nur nach Maßgabe des leztern als gültig zu betrachten ſind, ihrer bis dahin beſtandenen Wirkſamkeit unbeſchadet." Die Linke ſah, daß ſie für ihren Antrag keine Mehrheit erlangen würde, ſie ließ ihn fallen, und ſchloß ſich dieſem an, um, wenn auch in milder Form, das Prinzip der Volksſouveränität noch zu retten und die Ehre der Verſammlung. Mit einer an Stimmeneinheit gränzenden Mehrheit wurde der Antrag am 27. Mai angenommen. Die Linke hoffte, von dieſem Boden aus die Andern zu größerer Kraftentwicklung fort zu ziehen. Aber nur zag gingen Einzelne daran, dafür zu ſtimmen. Von Beckerath ſagte noch unmittelbar vor der Abſtimmung, er und ſeine Freunde meinen, daß darum eine Verſtändigung mit den Regierungen keineswegs ausgeſchloſſen ſeyn ſolle.

Die zu äußerſt ſaßen, wußten, daß dieſer augenblickliche Triumph des Prinzips nichts war, als ein Aufleuchten eines Kunſtfeuers.

Am 23. Mai hatte Ziz, Anwalt, Abgeordneter und Befehlshaber

der Bürgerwehr von Mainz den Zuſammenſtoß geſchildert, der in dieſer Bundesfeſtung zwiſchen Mainzer Bürgern und einem Theil der preußiſchen Beſazung ſtattgefunden hatte.

Die Preußen waren längſt verhaßt wie im ganzen Süden Deutſchlands ſo beſonders in Mainz. Die Brutalität Einzelner ließ die öffentliche Stimmung die Meiſten entgelten. Einzelne hatten die Bürgerſchaft ſchwer gereizt. Es war Blut gefloſſen auf beiden Seiten, und die preußiſchen Soldaten hatten den Bürgern fliehend nach ihren Kaſernen den Rücken gezeigt, fünfundzwanzig preußiſche Soldaten waren verwundet, vier getödtet, davon einer nur durch einen Schuß von vorn in's Herz, die andern drei auf der Flucht von hinten durch den Rücken mit Bajonnet- und Meſſerſtichen. Von den Bürgern waren nur drei ſchwer, zwei leicht verwundet.

Wer im Parlament klar genug ſah, um, vornherein zu wiſſen, daß die Frage um die Souveränität der Nation und ihrer Vertretung keine theoretiſche, ſondern eine Machtfrage war, und daß das Parlament mit allen ſeinen Beſchlüſſen ein kraftloſer Schatten war, wenn es alle Mittel der Macht in der Hand der Fürſten ließ: der war der Anſicht, daß dieſer Augenblick benützt werden müſſe. Der ſagte: alle Regierungen umher ſind unmächtig, ihr Anſehen iſt dahin, für Deutſchland iſt eine höhere Behörde, die der allgemeinen Achtung ſich erfreut, ein ſchreiendes Bedürfniß; zu dieſer Behörde eignet ſich einzig und allein das deutſche Parlament; das Parlament muß dieſen Anlaß benützen, die Zügel der Regierung an ſich zu nehmen.

Zitz von Mainz rief von der Rednerbühne der Verſammlung zu, ſie, als die oberſte Autorität im Reiche, müſſe die Executive an ſich nehmen, zum ſchleunigen Schuz einer der wichtigſten Städte des Reiches. Er beantragte: „Die konſtituirende Nationalverſammlung möge beſchließen, erſtens, daß ſofort alle und jede vom 21. Mai an getroffenen Ausnahmsmaßregeln des Feſtungsgouvernements zu Mainz zurückgenommen und das gegenſeitige Verhältniß zwiſchen dem Feſtungsgouvernement und der Stadtgemeinde wieder hergeſtellt, wie es vor jenem Tage beſtanden; zweitens, daß den Soldaten und Unteroffizieren der Beſazung von Mainz das Tragen von Waffen außer Dienſt gänzlich unterſagt ſeyn ſolle; drittens, daß die dermalige königlich preußiſche Beſazung der Bundesfeſtung Mainz ſofort und bis zu ihrer Ablöſung durch andere Regimenter außerhalb der Stadt

campirt werde; und daß, viertens, das Parlament die Berathung und Beſchließung dieſer Maßregel, als höchſt dringlicher Natur ohne Verweiſung an die Abtheilung ſogleich vornehme.

Das hieße, ſich zum Convent machen, meinte man im Centrum, zürnte man auf der Rechten. Zitz hatte aber mit ſo lebhaften Farben, ſo im Einzelnen, die Lage der Mainzer, das Benehmen der dortigen Preußen geſchildert, daß es ſelbſt auf dieſer Seite nicht an ſolchen fehlte, welche ſagten: der Fall iſt dringend, es gilt zu helfen und zu retten, ſollen wir unthätig ſitzen? Mainz kann darüber verloren gehen?

Der Gouverneur hatte in der That gedroht, die Stadt in Brand zu ſchießen, und die Drohung war formell und materiell gleich unverantwortlich. Kugeln waren auf der Citadelle von Mainz in Wahrheit glühend gemacht worden, um die älteſte Stadt des Reichs zu beſchießen, wenn die Waffen von den Bürgern nicht auf die Citadelle abgeliefert würden. Noch Nachts 10 Uhr, am 21. Mai, hatte der Gouverneur die Stadt in Belagerungszuſtand erklärt. Wären, ſo drohte das Gouvernement am 23. Mai, bis 10 Uhr Abends nicht alle Waffen, ſogar alle Privatwaffen, ſie mögen Namen haben, welche ſie wollen, abgeliefert, ſo würde um Mitternacht die Beſchießung beginnen.

Baſſermann beantragte, die Nationalverſammlung ſolle über den Antrag des Abgeordneten Zitz einfach zur Tagesordnung übergehen, in Sachen einer edeln Stadt des Reichs, für welche die glühenden Kugeln ſeit Stunden bereitet wurden; ſagte man doch, die Kanonen ſeien ſchon von den Preußen auf das Zitziſche Haus, maſſiv von Stein, eines der höchſten in der Stadt, gerichtet. Baſſermanns Freunde, theils aus Schaam, theils aus Verdruß, daß er ſo taktlos frühe ſich verrieth, beſtimmten ihn, ſeinen Antrag ſofort zurück zu nehmen.

Die Aufregung draußen in der Stadt Frankfurt wie in der Paulskirche auf den Bänken der Abgeordneten, auf den Gallerien der Zuhörer, war groß, und wuchs, als Schlöffel mittheilte, daß von preußiſchen Soldaten heute abermals in Mainz auf wehrloſe Menſchen geſchoſſen worden. Die Verſammlung beſchloß auf Vogts Antrag, eine Abordnung aus ihrer Mitte nach Mainz zu ſenden, um über den wahren Thatbeſtand Erkundigungen einzuziehen, und

des andern Tages Bericht zu erſtatten; der Abordnung wurde die Vollmacht ertheilt, Zeugen in Mainz zu vernehmen. Mit dem erſten Bahnzug fuhren die Abgeordneten Hergenhahn, Robert Blum, von Meyern, von Möring und von Lindenau, nach Mainz hinüber, mit einer Legitimation, von der Nationalverſammlung ausgeſtellt. Sie fanden alle Thore der Bundesfeſtung geſperrt. Vor den Abgeordneten der deutſchen Nation öffneten ſie ſich. Der öſterreichiſche Gouverneur, der krank lag und für den, dem Reglement gemäß, der preußiſche Befehlshaber in dieſen Tagen die Leitung übernommen hatte, empfing die Geſandten der deutſchen Nationalverſammlung mit all der Hochachtung, welche dieſelben nur erwarten konnten. Der öſterreichiſche Gouverneur hatte Alles gethan, um neue Ausbrüche von Seiten der preußiſchen Beſazung zu verhüten.

Die rückgekehrten Abgeordneten erſtatteten Bericht. Es war nur einer von der Linken dabei geweſen, vier von der andern Seite des Hauſes, und noch andere hatten ſich ihnen angeſchloſſen. Und doch konnte ſelbſt dieſer Bericht nicht läugnen, daß durch viele Anläſſe, welche aus der Mitte der preußiſchen Beſazung gegeben worden, die Gereiztheit, die Erbitterung der Bürger begründet war. Doch widerſprachen ſie einzelnen Auffaſſungen, wie ſie Ziz in der Begeiſterung für ſeine Vaterſtadt vor die Nationalverſammlung gebracht hatte. Selbſt ſie beantragten, im Namen der Mehrheit des Ausſchuſſes, bei der Bundesverſammlung einen theilweiſen Wechſel der Beſazung von Mainz zu veranlaſſen; ein großherzoglich heſſiſches Bataillon baldmöglichſt nach Mainz zu legen, und die aufgelöste Bürgerwehr zu Mainz, ſo bald ein Bürgerwehrgeſez mit den Ständen des Großherzogthums Heſſen vereinbart ſey, auf Grund desſelben zu reorganiſiren, jedoch unter Beobachtung der durch das Feſtungsreglement vorgeſchriebenen Formen. Sie ſelbſt ſahen ein, daß die Bevölkerung von Mainz nicht ſchuz- und wehrlos einer racheſchnaubenden Beſazung preisgegeben bleiben durfte.

Ziz beſtand auf ſeinem Antrag und begründete ihn. Aber es war Zeit genug indeſſen darüber hingegangen, um den Erfolg der Geſchäftigkeit derer zu ſichern, die aus beſonderen Intereſſen der Einheit wie der Freiheit Deutſchlands entgegen waren.

Es war verhängnißvoll, daß dieſe Mainzer Sache in die erſten Tage der Verſammlung fiel, in Tage, da ſich ſelbſt die Gleichgeſinnten

zu einem großen Theil perſönlich noch nicht kannten, und die Abſicht und Kunſt der Verdächtigung weithin empfänglichen Boden fand. Da waren Männer hergekommen, in der Wiſſenſchaft gediegen, auf dem Boden des Praktiſchen, des politiſchen Lebens, neu und nicht zu Hauſe; wohlmeinend und ihrer eigenen Ueberzeugung nach freieſt geſinnt und ſtrebend, aber unerfahren in dem, was zur Taktik und Strategie des Volksführers wie des Heerführers gehört; ja, gemäß der begründeten Selbſtſchäzung, gemäß ihrer Berühmtheit und der Eitelkeit auf ihre Verdienſte in ihren bisherigen Wirkungskreiſen, leicht verlezt durch die Männer, welche durch Naturgaben, durch Erfahrung und durch das Vertrauen der Mehrheit der Volksfreunde berufen waren, vorzugehen, und welche vorgingen, weil ſie den Beruf dazu in ſich fühlten.

Und ſolche edle Geiſter ſelbſt waren es, deren Auge in den erſten Tagen von den Geſchäftigen der andern Seite ſo getrübt werden konnte, daß ſie in den Führern der Volksſache „unheimlich unreine Elemente“ ſahen, ſelbſt in Robert Blum nur einen „klug wühlenden Ehrgeizigen.“ Aus ihrem bisherigen ſtillen und regen Kreiſe der Wiſſenſchaft vom Umſchwung der Zeit plözlich in das große politiſche Leben und ſeine Strömung mitten hineingeriſſen, konnten ſie keinen Maßſtab haben für Robert Blum's mächtige Geſtalt, und der gewaltige Charakter dieſes Volkmanns, der die ordnungslos und planlos auseinanderliegenden volksthümlichen Kräfte der Nationalverſammlung ſogleich mit eiſerner Hand zuſammen zu faſſen, zu beherrſchen und zu einem zweckgemäßen Zuſammenwirken für die Volksſache zu leiten ſtrebte, mußte ihnen zuerſt unheimlich erſcheinen, die Nichtpolitiker mußten den Politiker mißverſtehen. Noch viel weniger verſtändlich war ihnen eine feine politiſche Erſcheinung, wie Zitz, in ſeiner parlamentariſchen und volksmänniſchen Gewandtheit, die nicht wenig von einem Mitglied der franzöſiſchen Deputirtenkammer an ſich hatte.

Die nach Mainz Abgeordneten hatten theils in ihrem Bericht, theils im Privatgeſpräch einfließen laſſen, es habe, wie man ihnen geſagt, gegolten, dieſe Bundesfeſtung, den Schlüſſel des Reichs, dem Reiche zu erhalten; es ſei ſeit einiger Zeit zu fürchten geweſen, daß eine revolutionäre, republikaniſche Partei ſich der Feſtung bemächtigen wolle; man vermuthe einen Zuſammenhang der Führer

Schweigen, das dauerte, bis er geendet hatte, nur unterbrochen von dem Beifallsſturm ſeiner Partei und der Zuhörer, und mehr als einmal geleitete ihn der laute Beifall aus der Mitte des Centrums und ſelbſt der Rechten, die unwillkürlich mit hingeriſſen wurden, an ſeinen Plaz zurück. So ſaß auch heute Centrum und Rechte unter dem Gewitter ſeiner Rede, lautlos, ſtaunend, betroffen, verlegen. Es ließ ſich nichts einwenden gegen ſeine Behauptungen, am wenigſten gegen die, daß kein Grund dazu ſey, in dem Wechſel der Beſazung eine Beleidigung der preußiſchen Soldatenehre und eine Gefährdung der deutſchen Einheit zu finden, daß es zu jeder Zeit Garniſonskrawalle in andern Garniſonsſtädten gegeben, und daß wo die Stimmung der Art ſei wie in Mainz, wo die einander gegenüberſtehenden Menſchen, Soldaten und Bevölkerung, zu ſo feindſeligem Haß gegen einander aufgeregt ſeien, ein augenblicklicher Garniſonswechſel das einzige naturgemäße Mittel ſei, um ferneres Blutvergießen zu verhindern. Er unterließ nicht, darauf hinzuweiſen, daß die Entwaffnung der Mainzer Bürgerwehr von Vielen als ein lange vorbedachter Beſchluß der Reaktion angeſehen werde. Das Haus rauſcht ihm zu, als er ſchließt.

Und hinter ihm eilt der Fürſt Felix Lichnowsky auf die Rednerbühne, ein noch junger Mann, von Vorausgängen ſeines Lebens, die er Urſache hatte vergeſſen zu machen, ein ſchöner Mann, mit ſehr ſchönem Kopf und ſchönem Wuchs, aber in jeder Bewegung Schauſpieler, ohne allen ſittlichen Adel in dem Ausdruck des Geſichts; mit großen, ſchönen ſchwarzen Augen, aber mit ſeelenloſen Augen; eine Erſcheinung, bei der alles auf den Schein berechnet iſt. Das Haus kannte ihn ſchon zuvor als den Eitelſten der Eiteln, als den zum Sprechen allzeit Fertigen, aber auch als den Oberflächlichen, ohne wahre Kenntniſſe und Einſicht, ohne praktiſche Befähigung, ohne Geſinnung, Tiefe und Charakter, als den Mann der geſchmackvollen Toilette auf der Rednerbühne, nicht aber immer des geſchmackvollen Vortrags. Die Natur hatte ihn mit ſo reichen äußeren Gaben ausgeſtattet, daß ſie frühe ſeiner inneren Ausbildung gefährlich und ſchädlich geworden waren. Und doch, ſo abgegriffen von Abenteuern und von der Nachrede der Welt ſein Weſen war, ſo hätte es immer noch Liebenswürdiges genug, ſeine leicht erregbare Jugendlichkeit als Redner viel Anziehendes, in ermatteter Berathung Erfriſchendes

gehabt, wenn er immer, was ſelten geſchah, der Beſcheidenheit ſich befliſſen hätte. Dießmal aber, widerlich genug hinter Blums furchtbarem Ernſt und Schmerlings Ruhe und diplomatiſchem Anſtand, trat der Abenteurer frech auf: es war der erſte Tag für das Syſtem der Frechheit in der Paulskirche, dem er, mit wenigen Ausnahmen, fortan fröhnte, ſich ſelbſt und dem Vaterland zum Unglück. Er wollte Sturm erregen. Es war nicht nur eine Verdächtigung, rief er, es war eine Aechtung der preußiſchen Armee, was Herr Zitz ſprach. In einem Augenblicke, wo es heißt, daß die Stammesunterſchiede verſchwinden ſollen, wo geſagt wird, daß wir alle ein großes gemeinſames Vaterland vertreten, in dieſem Augenblicke werden hier die Söhne meines Vaterlands vor dieſe Tribüne gezogen und mit den ſchmählichſten Ausdrücken — in dieſem Augenblicke, wo wir der preußiſchen Armee die Eroberung Schleswigs verdanken, wo wir es der Kraft preußiſcher Bajonnette verdanken, daß ſchleswig'ſche Deputirte hier ſitzen.

Er fuhr fort, das Lob des preußiſchen Heeres aus der Fiſtel zu ſingen, forderte die ſchleswig'ſchen Deputirten auf, mit ihm Preußen zu loben, ſprach dann von den rothen Mützen der Mainzer Jakobiner, und von der Uebergabe der Feſtung Mainz durch die daſigen Klubbs an die Franzoſen im Jahr 1792, und nannte den Tod der in Mainz im Straßenkampf verwundeten Preußen einen Meuchelmord; ein Meuchelmord ſei es, wenn ein Dolch in den Rücken geſtoßen werde; wie man es in deutſcher Sprache anders ausdrücken könne? das frage er.

Die Linke, die Gallerie waren entrüſtet, der Ordnungsruf ward verlangt, umſonſt. Jede Muskel in dem Geſicht des Präſidenten ſprach es aus, wie er dieſe Lichnowsky'ſche Art verdammte und verwünſchte, aber der Präſident ſtützte ſich auf die Rechte, und die Rechte überſchüttete mit Bravo's ſolche Uebertreibung, ſolche Unredlichkeit, ſolche Verdächtigung, ſolche Verdrehung, ſolchen Unſinn, und zwei Schleswiger, Herr Francke und Herr Michelſen, ſtiegen auf die Rednerbühne und begannen den obligaten Lobgeſang auf das preußiſche Heer, alle Unbefangenen waren mit Eckel erfüllt über dieſes Spiel, zornig halb, halb ſpöttiſch rief von der Linken aus der Abgeordnete Wigard: Die Mainzer Frage, Herr Präſident! und Raveaux führte aus, daß dieſer Soldatengeiſt unverträglich mit der neuern Zeit ſei,

Schweigen, das dauerte, bis er geendet hatte, nur unterbrochen von dem Beifallsſturm ſeiner Partei und der Zuhörer, und mehr als einmal geleitete ihn der laute Beifall aus der Mitte des Centrums und ſelbſt der Rechten, die unwillkürlich mit hingeriſſen wurden, an ſeinen Plaz zurück. So ſaß auch heute Centrum und Rechte unter dem Gewitter ſeiner Rede, lautlos, ſtaunend, betroffen, verlegen. Es ließ ſich nichts einwenden gegen ſeine Behauptungen, am wenigſten gegen die, daß kein Grund dazu ſey, in dem Wechſel der Beſazung eine Beleidigung der preußiſchen Soldatenehre und eine Gefährdung der deutſchen Einheit zu finden, daß es zu jeder Zeit Garniſonskrawalle in andern Garniſonsſtädten gegeben, und daß wo die Stimmung der Art ſei wie in Mainz, wo die einander gegenüberſtehenden Menſchen, Soldaten und Bevölkerung, zu ſo feindſeligem Haß gegen einander aufgeregt ſeien, ein augenblicklicher Garniſonswechſel das einzige naturgemäße Mittel ſei, um ferneres Blutvergießen zu verhindern. Er unterließ nicht, darauf hinzuweiſen, daß die Entwaffnung der Mainzer Bürgerwehr von Vielen als ein lange vorbedachter Beſchluß der Reaktion angeſehen werde. Das Haus rauſcht ihm zu, als er ſchließt.

Und hinter ihm eilt der Fürſt Felix Lichnowsky auf die Rednerbühne, ein noch junger Mann, von Vorausgängen ſeines Lebens, die er Urſache hatte vergeſſen zu machen, ein ſchöner Mann, mit ſehr ſchönem Kopf und ſchönem Wuchs, aber in jeder Bewegung Schauſpieler, ohne allen ſittlichen Adel in dem Ausdruck des Geſichts; mit großen, ſchönen ſchwarzen Augen, aber mit ſeelenloſen Augen; eine Erſcheinung, bei der alles auf den Schein berechnet iſt. Das Haus kannte ihn ſchon zuvor als den Eitelſten der Eiteln, als den zum Sprechen allzeit Fertigen, aber auch als den Oberflächlichen, ohne wahre Kenntniſſe und Einſicht, ohne praktiſche Befähigung, ohne Geſinnung, Tiefe und Charakter, als den Mann der geſchmackvollen Toilette auf der Rednerbühne, nicht aber immer des geſchmackvollen Vortrags. Die Natur hatte ihn mit ſo reichen äußeren Gaben ausgeſtattet, daß ſie frühe ſeiner inneren Ausbildung gefährlich und ſchädlich geworden waren. Und doch, ſo abgegriffen von Abenteuern und von der Nachrede der Welt ſein Weſen war, ſo hätte es immer noch Liebenswürdiges genug, ſeine leicht erregbare Jugendlichkeit als Redner viel Anziehendes, in ermatteter Berathung Erfriſchendes

gehabt, wenn er immer, was ſelten geſchah, der Beſcheidenheit ſich befliſſen hätte. Dießmal aber, widerlich genug hinter Blums furchtbarem Ernſt und Schmerlings Ruhe und diplomatiſchem Anſtand, trat der Abenteurer frech auf: es war der erſte Tag für das Syſtem der Frechheit in der Paulskirche, dem er, mit wenigen Ausnahmen, fortan fröhnte, ſich ſelbſt und dem Vaterland zum Unglück. Er wollte Sturm erregen. Es war nicht nur eine Verdächtigung, rief er, es war eine Aechtung der preußiſchen Armee, was Herr Zitz ſprach. In einem Augenblicke, wo es heißt, daß die Stammesunterſchiede verſchwinden ſollen, wo geſagt wird, daß wir alle ein großes gemeinſames Vaterland vertreten, in dieſem Augenblicke werden hier die Söhne meines Vaterlands vor dieſe Tribüne gezogen und mit den ſchmählichſten Ausdrücken — in dieſem Augenblicke, wo wir der preußiſchen Armee die Eroberung Schleswigs verdanken, wo wir es der Kraft preußiſcher Bajonnette verdanken, daß ſchleswig'ſche Deputirte hier ſizen.

Er fuhr fort, das Lob des preußiſchen Heeres aus der Fiſtel zu ſingen, forderte die ſchleswig'ſchen Deputirten auf, mit ihm Preußen zu loben, ſprach dann von den rothen Mützen der Mainzer Jakobiner, und von der Uebergabe der Feſtung Mainz durch die daſigen Klubbs an die Franzoſen im Jahr 1792, und nannte den Tod der in Mainz im Straßenkampf verwundeten Preußen einen Meuchelmord; ein Meuchelmord ſei es, wenn ein Dolch in den Rücken geſtoßen werde; wie man es in deutſcher Sprache anders ausdrücken könne? das frage er.

Die Linke, die Gallerie waren entrüſtet, der Ordnungsruf ward verlangt, umſonſt. Jede Muskel in dem Geſicht des Präſidenten ſprach es aus, wie er dieſe Lichnowsky'ſche Art verdammte und verwünſchte, aber der Präſident ſtüzte ſich auf die Rechte, und die Rechte überſchüttete mit Bravo's ſolche Uebertreibung, ſolche Unredlichkeit, ſolche Verdächtigung, ſolche Verdrehung, ſolchen Unſinn, und zwei Schleswiger, Herr Francke und Herr Michelſen, ſtiegen auf die Rednerbühne und begannen den obligaten Lobgeſang auf das preußiſche Heer, alle Unbefangenen waren mit Eckel erfüllt über dieſes Spiel, zornig halb, halb ſpöttiſch rief von der Linken aus der Abgeordnete Wigard: Die Mainzer Frage, Herr Präſident! und Raveaux führte aus, daß dieſer Soldatengeiſt unverträglich mit der neuern Zeit ſei,

und daß die Heereinrichtung des einigen Deutſchlands, wenn ein ſolches zu Stande komme, eine andere werden müſſe, als die der preußiſchen Garde. Die Berathung warf ſich wieder auf die eigentliche Frage. Stellen wir uns nicht, meinte Welcker, ich ſage es geradezu, auf den Boden der Revolution. Dieſer ſtürzt wohl die Regierungen, und zum Stürzen haben Sie Kraft, aber haben Sie auch Kraft zum Aufbauen? Ja wohl, ja! riefen Stimmen von der Linken. Ich ſage: Nein! entgegnete Welcker, und das Centrum klatſchte ihm Beifall, Sie können achtunddreißig Regierungen ſtürzen, aber nicht Eine gründen; denn Sie werden mit geſtürzt, und zwar zu allererſt. Ich trage auf Tagesordnung an. Und auch von Beckerath ſprach: „Wir ſollen die deutſche Freiheit gründen; der Weg zur Freiheit aber findet ſich nur auf dem Boden einer feſten Ordnung. Wollen Sie denn, meine Herren, die Ordnung, welche in Deutſchland noch beſteht, vollends erſchüttern, wollen Sie ſie dadurch erſchüttern, daß Sie eingreifen in das Verfahren der geſezlichen Behörden, daß Sie die moraliſche Kraft, die Ihnen geblieben iſt, völlig lähmen? Ich ſtelle den Antrag, daß zur Tagesordnung übergegangen werde."

Welcker hatte die Befugniß der Verſammlung beſtritten. Heckſcher von Hamburg, der in dieſen Tagen mit Robert Blum den Vorſiz im Klubb der Linken im deutſchen Hof führte, aber ſchon jezt von allen ſchärfer Blickenden als einer von denen gerechnet wurde, deren Partei der Erfolg des Parteikampfes iſt — Heckſcher ſprach: „Ich nehme gar keinen Anſtand, dem Abgeordneten Welcker in der Kompetenzfrage auf das Allerentſchiedenſte entgegen zu treten." Er führte mit ſcharfer Folgerichtigkeit des vielgewandten Rechtskundigen die Befugniß des Parlaments zu energiſchen Maßnahmen und die Nothwendigkeit davon aus. Und ich, ſprach von Wydenbrugk, der Märzminiſter von Weimar, ich glaube die Verſammlung hat nicht das Recht dazu, ſei es befehlend, ſei es vermittelnd, wie der Abgeordnete Heckſcher meint, die exekutive Gewalt in die Hände zu nehmen, ſo weit es uns in jedem einzelnen Falle beliebt. Sie hat nur das Recht eine Verfaſſung zu machen. Ich bitte Sie, meine Herren, recht ernſt das zu überlegen.

Nauwerk von Berlin ſprach zu dem Ehrgefühl, zu dem Verſtande von dem Scandal der Drohung, die im Jahre 1848 ein deutſches Gouvernement einer deutſchen Stadt gemacht; von der verderblichen

ausgeſchieden hatten, ſahen beide tiefer in die Bedeutung des Beſchluſſes vom 26. Mai. Die erſtern ſprachen nichts; ſelbſt unter dem rauſchenden Beifall, mit welchem die Mehrheit ihren Beſchluß begleitete, ſaßen ſie ſtill, ſie tranken keinen Champagner, den die Rechte und das Centrum an dieſem Abend freudetrunken genoß, die Augen nur der Führer leuchteten glücklich, der Sieg über die Revolution war ihnen jezt gewiß. Sie wußten, wie die Männer der äußerſten Linken, daß die Nationalverſammlung Alles war oder Nichts, je nachdem ſie die Exekutive in die Hand nahm oder aus der Hand ließ, in der Hand der Fürſten. Und jezt ſahen ſie, daß die Mehrheit und dadurch die Verſammlung ſelbſt eine ſolche war, die es „tief liebenswürdig und civiliſirt fand, den Titel einer Revolution abzulehnen" — mitten in einer Revolution, die man mit begann, aber aus der man nicht eine Revolution in franzöſiſchem, ſondern in deutſchem Styl, wie man ſagte, von Anfang an machen, das heißt, aus der man nichts machen wollte, und auch nichts zu machen wußte; eine Mehrheit, die einen Neubau Deutſchlands wollte, aber nicht das Mittel, nicht die Revolution, wodurch er doch allein möglich war. Sie ſahen eine Mehrheit, die, ganz gleich dem Vorparlament, halb geſezlich, halb revolutionär war; die in den kräftigen Männern der Paulskirche mit ihren klugen practiſchen Anträgen — ihre Zwingherren fürchtete; die ſich gar noch nicht in ihre Aufgabe zurecht zu finden wußte; die nicht von *oben*, ſondern von *unten* her die Reaktion beſorgte, und deren Vertrauensfülle und politiſche Unpraxis von ſelbſt ſie ihnen unbedingt überantwortete, ihnen, die nun Nichts weiter zu thun zu haben glaubten, als erſtens, dieſe Mehrheit zur Verſtärkung der militäriſchen Macht der Fürſten, ohne daß die Mehrheit es merke, zu vermögen; und dann, „der ungeſtümen Bewegung" gegenüber ſie für „das *verlangſamende* Prinzip" zu gewinnen, im Uebrigen ſie ſich ſelbſt zu überlaſſen, in der ſichern Erwartung, daß *dieſe* Verſammlung in Spannungen, Reibungen, Täuſchungen der Parteiſchattirungen unter ſich, in Reden und Redensarten ſich erſchöpfe und abmüde, und in der öffentlichen Meinung durch ſich ſelbſt ſich ruinire.

Die Führer der Linken erkannten in der großen Mehrheit, die ſich gegen ihre Anträge ergeben hatte, das böſe aber ſichere Zeichen, daß ihre Gegner von nun an durch die Zahl und durch die Mittel

Amt hat auch mit einer Verſuchungsgeſchichte begonnen, und wir ſind auch beſtanden. Der Verſucher war die äußerſte Linke, ihre Anträge hießen nichts Anderes, als wir ſollen gleich vorn herein uns mit revolutionärer Allgewalt bekleiden, mit Preußen Streit anfangen und die Regierungen beſeitigen, indirekt die Republik proklamiren, und die Revolution ſchüren und beſchleunigen, ſtatt ſie zu leiten und zu mäßigen. Dieſen Verſuchungen gegenüber, deren Erfolg ſo zweifelhaft geweſen wäre als ihre Berechtigung, haben wir uns auf unſern Rechtsboden, das Verfaſſunggeben, zurück gezogen, aber hier uns auch mit aller Entſchiedenheit feſt geſezt. Ob die Nothwendigkeit und der weitere Drang der Ereigniſſe noch eine weitere Gewalt als jene in unſere Hände legen wird, das wiſſen wir nicht; wir würden dann aber um ſo gerechtfertigter ſeyn, ſie zu ergreifen, je mehr wir gezeigt, daß wir nicht mit muthwilliger Haſt und ungeduldiger Gier die Hände darnach ausgeſtreckt haben. Mäßigung iſt mehr ein Beweis von Stärke als von Schwäche, und ſteigert die Kraft, gegenüber von Volk und Regierung, ſtatt ſie zu mindern. Die Nationalverſammlung hat gezeigt, daß ſie in großen Fragen ſtark und einig ſein kann und ſein wird. Es iſt ſo viel Intelligenz und guter Wille hier beiſammen, als vielleicht niemals in irgend einer Verſammlung.

Die Männer des Centrums ſprachen: „Unſer Beſchluß hat eine dreifache Bedeutung; zuerſt iſt dadurch das Bewußtſein geſtärkt über die Gränzen unſerer Machtvollkommenheit — wir ſind eine konſtituirende, keine regierende Körperſchaft. Sodann mit der moraliſchen Autorität, die uns einwohnte, kamen wir der gebrochenen Autorität der Regierungen zu Hülfe — wir ſchieden zwiſchen dem, was uns und was den Regierungen zuſtand. Endlich, wenn republikaniſche Tendenzen hinter den Mainzer Vorfällen verſteckt geweſen ſind, ſo hat die Majorität der Verſammlung dieſen jede Sympathie aufgeſagt. Unſer Votum war indirekt ein Votum gegen die Republik und deren Mittel“ *).

Die Führer der Reaktion und die Männer der äußerſten Linken, die ſich damals noch nicht aus der Linken als ein beſonderer Klubb

*) Dieſe Anſicht des Centrums ſpricht Haym aus Seite 17 ſeiner Schrift über die Nationalverſammlung.

Selbſt der am wenigſten Kühne und Geſchmeidigſte unter den Abgeordneten, der ſüßliche, rückſichtsvolle Biedermann, erklärte es für eine Nothwendigkeit, für ein Recht nicht nur, ſondern für eine Pflicht, einen nicht ordnungsmäßig gefaßten Beſchluß, wie den geſtrigen, zu tadeln, gegen ein Verfahren, wie das geſtrige, zu proteſtiren. Sogar Entſtellungen haben ſtattgefunden, und ſo leid es ihm thue, er müſſe gegen den Präſidenten einen Vorwurf ausſprechen. Wenn die Geſchäftsordnung auf der einen Seite ſtreng gehandhabt werden ſolle, ſo müſſe ſie auch auf der andern Seite geſchehen, und es dürfe nicht die eine Seite ihr numeriſches Uebergewicht mißbrauchen, um ſich von der Geſchäftsordnung zu entbinden, die andere Seite aber zu deren Einhaltung zu zwingen.

Der Uebermuth der Reaktionspartei, vor allen des Herrn von Vincke, war noch Tags darauf maßlos, bis zur Frechheit. Der Abgeordnete von Stade, Freudentheil, war der Erſte geweſen, der energiſch gegen das geſtrige Verfahren der Mehrheit ſprach. Von Vincke hatte die Dreiſtigkeit, Säze der Geſchäftsordnung, welche klar waren wie der Tag, in ihr Gegentheil zu verdrehen, um ſein und der Seinigen Verfahren zu rechtfertigen. Es wurde geſagt, ſchloß er dann, der geſtrige Beſchluß verſtoße gegen poſitives und natürliches Recht, ſo wie gegen den parlamentariſchen Gebrauch. Ich ſage dagegen, es verſtößt gegen jeden parlamentariſchen Gebrauch und gegen den oberſten Grundſaz parlamentariſcher Schicklichkeit, wenn ein Mitglied ſich erlaubt, einen Beſchluß der Nationalverſammlung zu tadeln. Da es bisher nicht geſchehen iſt, ſo möge, darauf trage ich an, der Herr Präſident das geehrte Mitglied aus Stade zur Ordnung verweiſen. Freudentheil aber bewies ihm, da man den Antragſteller und den Berichterſtatter gegen Angriffe, die in nicht ganz geziemender Weiſe gegen Beide vorgebracht worden, ſogar gegen die Bezüchtigung der Unwahrheit zur Vertheidigung nicht zugelaſſen habe, ſo verſtoße das gegen poſitives und natürliches Recht, ſo wie gegen den parlamentariſchen Gebrauch. Der Unwille aller Beſſeren in der Verſammlung, die dem Abgeordneten von Stade ihren Beifall zollten, gab ſich Herrn von Vincke laut zu erkennen. Der Präſident, Heinrich von Gagern, ſprach: „Wir ſind im Beginne einer großen Laufbahn. Wir haben eine Schule durchzumachen, und wollen uns von Anfang an der Kritik nicht entziehen.

ihnen überlegen ſein würden, daß der Präſident entſchieden der ihnen entgegengeſezten Partei angehörte und ſie durch ſeine Stellung ohne Rückſicht verſtärkte. Sie überzählten nicht bloß, ſie wogen die Stimmen der Volkspartei, und ſie verhehlten ſich nicht, daß der täglich fortgehende Sieg der Gegenpartei und eben damit der Reaktion, manche von dieſen in das andere Lager hinüber führen werde, daß heute noch dieſer und jener mit ihnen und für ſie geſtimmt hatte, weil die Augen ſeiner freiſinnigen Wähler, weil die Augen der Zuhörer noch mit dem ſcharfen Urtheil der erſten Tage auf ihn gerichtet waren. Es war klar, bei den Vorgängen der lezten Tage war es der Reaktion gelungen, eine Mehrheit nicht für Eine Frage zu erlangen, ſondern ſie ſich zu ſichern, an ihre Fahne zu knüpfen. Sie hatte verſchiedene Fähnlein der Rechten zu einem Lager vereinigt und abgeſchloſſen, und die Centren ſich nachgezogen. Durch dieſe Mehrheit hatte ſie die Volkspartei offen und in wüſtem Lärmen despotiſirt, von den Bänken der Abgeordneten, von der Rednerbühne, vom Präſidentenſtuhl aus, ſo ſehr, daß Tags darauf der ſtreng monarchiſche Eiſenmann von Würzburg, der damals offener Gegner der Linken war, die Rednerbühne beſtieg und ſprach: „Meine Herren, Sie kennen alle meine Geſinnung, Sie wiſſen, daß ich konſervativ bin, ſo weit es ſich mit der Freiheit des Volks verträgt. Die ganze geſtrige Verhandlung und die Art, wie zur Abſtimmung geſchritten wurde, hat auf mich einen ſehr traurigen Eindruck gemacht. Eine Majorität darf nie die Minorität deſpotiſiren, wie dieß nach meinem Erachten geſtern geſchehen iſt. Es iſt ein allgemeiner parlamentariſcher Gebrauch, daß der Berichterſtatter und der Antragſteller zum Schluſſe noch das Wort bekommen, und dieß ſollte um ſo mehr in einer Frage der Fall ſeyn, die ſo leidenſchaftlich, wie die geſtrige, debattirt worden iſt. Die Verſammlung mußte dieſen das Recht geben, die Aeußerungen und Angriffe, die theilweiſe gegen ſie gefallen ſind, abzulehnen. Man hat aber weder den Antragſteller, noch die Commiſſion gehört. Ich hätte mich der Meinung des Antragſtellers nicht angeſchloſſen; auf dieſe Weiſe aber könnte man gezwungen ſeyn, mit der äußerſten Linken zu ſtimmen. Sie werden begreifen, was es für eine ſchwere Bedeutung hat, die Abgeordneten zu zwingen, ſich einer andern Seite zuzuwenden, als zu der ſie urſprünglich ihrer Geſinnung nach gehören.“

Selbſt der am wenigſten Kühne und Geſchmeidigſte unter den Abgeordneten, der ſüßliche, rückſichtsvolle Biedermann, erklärte es für eine Nothwendigkeit, für ein Recht nicht nur, ſondern für eine Pflicht, einen nicht ordnungsmäßig gefaßten Beſchluß, wie den geſtrigen, zu tadeln, gegen ein Verfahren, wie das geſtrige, zu proteſtiren. Sogar Entſtellungen haben ſtattgefunden, und ſo leid es ihm thue, er müſſe gegen den Präſidenten einen Vorwurf ausſprechen. Wenn die Geſchäftsordnung auf der einen Seite ſtreng gehandhabt werden ſolle, ſo müſſe ſie auch auf der andern Seite geſchehen, und es dürfe nicht die eine Seite ihr numeriſches Uebergewicht mißbrauchen, um ſich von der Geſchäftsordnung zu entbinden, die andere Seite aber zu deren Einhaltung zu zwingen.

Der Uebermuth der Reaktionspartei, vor allen des Herrn von Vincke, war noch Tags darauf maßlos, bis zur Frechheit. Der Abgeordnete von Stade, Freudentheil, war der Erſte geweſen, der energiſch gegen das geſtrige Verfahren der Mehrheit ſprach. Von Vincke hatte die Dreiſtigkeit, Säze der Geſchäftsordnung, welche klar waren wie der Tag, in ihr Gegentheil zu verdrehen, um ſein und der Seinigen Verfahren zu rechtfertigen. Es wurde geſagt, ſchloß er dann, der geſtrige Beſchluß verſtoße gegen poſitives und natürliches Recht, ſo wie gegen den parlamentariſchen Gebrauch. Ich ſage dagegen, es verſtößt gegen jeden parlamentariſchen Gebrauch und gegen den oberſten Grundſaz parlamentariſcher Schicklichkeit, wenn ein Mitglied ſich erlaubt, einen Beſchluß der Nationalverſammlung zu tadeln. Da es bisher nicht geſchehen iſt, ſo möge, darauf trage ich an, der Herr Präſident das geehrte Mitglied aus Stade zur Ordnung verweiſen. Freudentheil aber bewies ihm, da man den Antragſteller und den Berichterſtatter gegen Angriffe, die in nicht ganz geziemender Weiſe gegen Beide vorgebracht worden, ſogar gegen die Bezüchtigung der Unwahrheit zur Vertheidigung nicht zugelaſſen habe, ſo verſtoße das gegen poſitives und natürliches Recht, ſo wie gegen den parlamentariſchen Gebrauch. Der Unwille aller Beſſeren in der Verſammlung, die dem Abgeordneten von Stade ihren Beifall zollten, gab ſich Herrn von Vincke laut zu erkennen. Der Präſident, Heinrich von Gagern, ſprach: „Wir ſind im Beginne einer großen Laufbahn. Wir haben eine Schule durchzumachen, und wollen uns von Anfang an der Kritik nicht entziehen.

Ich ſchlage vor, die Verhandlung, ſo weit ſie jezt ſtatt fand, als eine Belehrung für uns alle hinzunehmen.“ Ueber den Antrag Vinckes auch nur abſtimmen zu laſſen, wies er zurück. Dieſes Benehmen verſöhnte, gewann ihm Viele wieder.

Nichts deſto weniger hatte von Vincke an demſelben Tage in ähnlichem Sinn ſich hören laſſen. Es gebe noch andere Faktoren, ſagte er, die über die Verfaſſung in lezter Inſtanz zu entſcheiden haben; es handelt ſich nicht, rief er, in der Kompetenzfrage, um das Wünſchenswerthe, ſondern um das, was iſt. Das Volk, das uns hieher geſchickt, hat uns keineswegs das Mandat gegeben, daß wir allein über Deutſchland und deſſen Verfaſſung zu entſcheiden haben ſollen. Wir ſind nur als eine konſtituirende Verſammlung berufen worden, um eine Verfaſſung zu machen; aber nirgendwo, ſo wenig in einer Aufforderung zur Wahl, als in einer ſonſtigen Erklärung iſt geſagt, daß wir das einzige Organ ſind. Allerdings in Sachſen, rief ihm Wigard zu. Es kümmerte Herrn von Vincke nicht.“ — Ich frage Sie, meine Herrn, fuhr er fort, wo iſt das Recht der Revolution? Wenn wir ſagen, wir ſind allmächtig, und ihr andern ſeyd nichts: ſo fordern wir gerade die Oppoſition der Regierungen recht heraus; es wäre ein Hieb in die Luft und nicht im Intereſſe der Verſammlung, wenn wir den Grundſaz, den Herr Raveaux will, an die Spize unſerer Berathungen ſtellten; denn bisher haben ſich ja noch gar keine Feinde dieſes Grundſazes gezeigt.“

So ſehr Vincke mit Sofismen und gleißenden Redensarten es zu verblümen und zu verſtecken ſuchte, der Plan der Reaktion verrieth ſich durch ihn, ihren Ritter. Und ſeine Rede hätte auf manche eine größere Wirkung gehabt, hätte er nicht ſelbſt ihrem Eindruck geſchadet: Fünfmal ſprach er in ſeiner Rede von „acht und dreißig verſchiedenen Nationen in Deutſchland, die noch vorhanden ſeyen“, von „Deutſchland, wie es jezt ſey, zuſammen gewürfelt aus acht und dreißig verſchiedenen Nationalitäten,“ und als zuerſt die Linke in ein unauslöſchliches Gelächter auszubrechen ſchien, wiederholte er die Exiſtenz „der acht und dreißig Nationen, die neben einander, gleich ſouverän, in Deutſchland exiſtiren,“ ſo heftig, ſo ohne Merks, und ſo beharrlich, daß das Lachen ſchon beim zweitenmal das Centrum, beim drittenmal die Rechte ergriff und beim viertenmal die äußerſte Rechte ſelbſt anſteckte, beim fünftenmal die Paulskirche lachte, unten und oben, und ſelbſt die Kuppel lachte mit.

Sie waren nacheinander in die Schlacht gerückt, eine lange Reihe von Rednern, mit und ohne Bewußtheit, im Sinne der Reaktion zu ſprechen; mancher, den bisher der Ruf und die Erwartung hoch geſtellt hatten, gieng anders in den Augen vieler von der Rednerbühne ab, als er ſie betrat. Die Stimme der Reaktion ließ ſich in mancherlei Sprachen und Zungen hören. Der gefeierte Mann des vereinigten Landtags, von Beckerath, — wie abſchwächend wirkte auf Viele ſein Wort: „Die Nationalverſammlung darf nicht in den Schein verſezt werden, als ſeze ſie ſich über jede Rückſicht gegen die einzelnen Staaten hinweg, und gerade, weil der Antrag des Abgeordneten Wernher uns in den Schein verſezen könnte, als verlangten wir, bevor die Reichsgewalt hergeſtellt iſt, ſchon jezt eine unmittelbare Wirkung unſerer Beſchlüſſe in den einzelnen Staaten, alſo eine Umgehung der organiſchen ſtaatsrechtlichen Verhältniſſe in dieſen einzelnen Staaten, gerade dieſes Scheins wegen möchte ich ihm nicht beitreten.“

Und als ſo viele Männer, auf die das Vertrauen des deutſchen Volkes ſo lange geſehen hatte, dieſen Laut mit geringer Abwandlung wieder und wieder hören ließen, da ſchien der Weg bereitet, als Graf Arnim die Zauberflöte anſezte, und ſprach: „Wir können und müſſen von dem Standpunkt des Vertrauens, von der Ueberzeugung ausgehen, daß das, was wir hier ſchaffen, dereinſt Geſez wird, daß Deutſchland ſich ihm einſt unterwerfen werde. Die Anträge der Herren Wernher und Schaffrath mögen am Plaze ſeyn, wenn erſt in dem Entwurf des deutſchen Reichs ſtehen wird, wie ſeine Vollendung gegenüber den einzelnen Ländern und Regierungen zu Stande kommen ſoll, wenn darin ſtehen wird, ob dieſe zugezogen werden, ob die einzelnen Stämme ſich äußern ſollen. Wir können unſern Standpunkt gegenüber dem von Deutſchland beſtimmen. Die Anträge beſtimmen dagegen den Standpunkt Deutſchlands uns gegenüber. Ich frage, wird das die Sympathie Deutſchlands erwecken, daß wir als erſtes Dekret hinausgeben: Deutſchland muß ſich unſern Beſchlüſſen unterwerfen?“

Und da überſchaute der Redner die Mehrheit der Verſammlung, und — war es im Bewußtſeyn deſſen, was die Führer der Reaktion ſchon reell gewirkt hatten; war es im Gefühl des ſittlichen und geiſtigen Werths, welchen die Mehrheit ihm zu haben ſchien? — er fuhr fort: „daß wir die Sympathie Deutſchlands erwecken, das erwarte

ich davon, wenn wir ſagen, wir haben das Vertrauen zu uns, daß wir etwas ſchaffen werden, dem ſich Deutſchland gern unterwerfen wird. Man hat geſagt, die ſo ſprächen, ſeyen die Männer der Reaktion. Meine Herren, ſagen Sie lieber, es ſeyen die ſogenannten Konſervativen. Gerade dieſe aber würden gern und mit Vertrauen die Verfaſſung ihres einzelnen Landes in die Hände dieſer Verſammlung legen, nach der kurzen Bekanntſchaft, die ſie mit derſelben gemacht haben."

So ſicher war nach den Reden der Welker, Beckerath und ihrer Freunde die Vertretung des Abſolutismus in der Paulskirche ihres Sieges, daß ſie ſolchen Hohn durch den Mund eines ihrer vornehmſten Vertreter offen auszuſprechen wagte, und hoffen konnte, es werden viele das ſchreckliche Urtheil über ſie und die Verſammlung, die Verdammung, ja Belachung aller Erwartungen des deutſchen Volkes, die darin lagen, nicht einmal begreifen, ſondern es als ein Kompliment für ſich hinnehmen.

Doch dießmal noch hatte die Reaktion nicht tief genug gewühlt; die Zeit war zu kurz geweſen, den Verſtand der Einen, das ſittliche Gefühl der Andern zu beſtechen und zu zerfreſſen.

Zum erſtenmal verwundert ſeit ſeiner parlamentariſchen Laufbahn, verließ Graf Arnim, an Obligates gewöhnt, die Rednerbühne, aus ſeinem eigenen Lager riefen nur zwei oder drei Stimmen Beifall; die Führer ſeiner Partei ließen ihn nie mehr ſprechen; der Fehler war zu groß; er trat in Bälde aus der Verſammlung aus; ein Opfer voreiliger Zunge, und der Niederlage, die Robert Blum ſeiner Partei bereitete.

Kein Redner der Linken, auch nicht einer, war bisher zum Worte gekommen; es war das erſtemal, daß ſich auf dem Büreau des Präſidiums — wie anzunehmen iſt, ohne Wiſſen und Willen des Präſidenten — Hände gefunden hatten, die mit den Liſten der eingeſchriebenen Redner zu manövriren wußten. So war Robert Blum weit hinten hin geſtellt, und ein anderer trat ihm noch das Wort ab, ſonſt wäre er gar nicht zur Rede gekommen. Sie gruben ſich ſelbſt eine Grube. Sie vertrauten dem Ruhm ihrer Redner und ihren ſtillen Vorarbeiten. Sie hatten einen großen Redner noch nicht kennen gelernt. Ihre Redner waren bisher gewohnt,

Stimme einen Geſandten herſenden. Darauf hat man von Seiten der preußiſchen Regierung geantwortet, die Beſtimmung, die man dem alſo zuſammengeſezten Plenum geben wolle: Die vollendete Verfaſſung der Nationalverſammlung zu berathen, darüber zu verhandeln und endlich zu beſchließen — ſey nicht zu erfüllen. Selbſt dieſes Plenum werde der Nationalverſammlung gegenüber ohne Macht ſeyn; das einzige Gegengewicht gegen die konſtituirende Nationalverſammlung ſey das, daß man möglichſt viele konſtituirende Ständeverſammlungen in Deutſchland berufe. — Meine Herren! Ich habe Ihnen für die Genauigkeit dieſer Mittheilungen nichts einzuſezen, als das Ehrenwort, welches ich Ihnen hier gebe, daß ſie mir ſo gemacht worden iſt. Es wird nicht gar ſchwer halten, zu ermitteln, ob ein derartiges Anſinnen geſtellt und eine derartige Antwort gegeben worden iſt. Wenn nun dieſe Mittheilung unſerer Verſammlung irgend etwas gelten kann (und das muß ſie wohl nach ihrer Quelle), ſo werden Sie ſich ſelbſt ſagen, was die konſtituirenden Verſammlungen in dieſem Augenblick bedeuten. Man hat uns auf die Nothwendigkeit, die für einzelne Staaten beſtehe, ſich zu konſtituiren, hingewieſen; man hat hingewieſen auf das dringende Bedürfniß des Volkes, und ich verkenne keineswegs, daß dieſes Bedürfniß vorhanden ſeyn mag. Allein man iſt ja gar nicht im Stande, dieſes Bedürfniß zu befriedigen. Womit will man es denn befriedigen? mit einer Verfaſſung, die vielleicht in drei, ſechs Wochen oder Monaten abgeändert werden muß? man wird doch nun und nimmermehr zugeben, daß man damit ein Bedürfniß befriedigen könne. Man hat alſo nur die Wahl, entweder die Sache unentſchieden liegen zu laſſen, oder aber eine beſtimmte, eine feſtſtehende Verfaſſung zu machen, die nicht mehr geändert werden kann. Man hat ferner geſagt: Welcher Geſezgeber würde wohl ein Geſezbuch ſchreiben, und das weiße Buch herausgeben mit der Erklärung auf der erſten Seite: Mein Geſez gilt für Alle unbedingt! Ich antworte: Das wird der Geſezgeber thun, der allein das Recht hat, ein ſolches Geſez zu geben und der dem vorbeugen will, daß ein anderer dieſes Recht ebenfalls ausübe. — Man hat uns ferner geſagt, in der amerikaniſchen Verfaſſung ſtehe die Entſcheidung, die wir heute fällen ſollen, zulezt. Das iſt wahr, aber es iſt auch ſehr natürlich, denn in Amerika hat kein einzelner Staat konſtituirt,

Deutſchländer und nicht eins, abgeſehen davon, daß am Ende jede der heute entdeckten acht und dreißig Nationen daſſelbe Recht hat, für ſich zu bauen. — Man hat uns auf den hiſtoriſchen Rechtsboden gewieſen (von Vincke und von Bekerath hatten das gethan) für das, was wir thun. Was iſt unſer hiſtoriſcher Rechtsboden in Deutſchland? — Dieſer hiſtoriſche Rechtsboden iſt die Bundesakte, es ſind alle die Bundesbeſchlüſſe, die drum und dran hängen, die ganzen ſogenannten Geſeze, die uns bis jezt regiert, oder vielmehr unterdrückt haben. Dieſer Rechtsboden iſt nicht mehr; wir müſſen den Rechtsboden finden; wir müſſen ihn legen, und dazu gehört eben ein entſcheidender Ausſpruch. Der hiſtoriſche Rechtsboden, auf den man uns hingedeutet hat, iſt nichts anderes, als der trügeriſche Spiegel einer Eisdecke, von dem Froſte Einer Macht: darunter fließt der Strom fort, und wer ſich der gleisneriſchen Decke vertraut, der verſinkt. Auch unter uns, ſcheuen wir uns nicht, es auszuſprechen, fließt der Strom der Revolution, dem wir unſer Daſeyn verdanken, ruhig fort; wir können keine Decke darüber legen, wir können ihn nur dämmen, in den Schranken halten, in denen er erhalten werden muß, oder wir werden von ihm verſchlungen. — Man hat uns geſagt, es ſey nicht gefährlich, daß in Preußen eine Verfaſſung gemacht werde. Ich muß dem widerſprechen; ich muß erklären: Es iſt im höchſten Grade gefährlich; denn wenn ſie gemacht iſt, (und ſie kann, ſie wird ſchneller gemacht werden, als die unſrige) ſo ſind wir nicht mehr frei. Was dort beſchloſſen worden iſt, das ſteht vor uns als ein hemmendes Geſpenſt. Ueberall da, wo wir etwas anderes beſchließen wollen, da wird man uns ſagen: Wenn Ihr das beſchließt, ſo zerſtört Ihr die Einheit; Ihr müßt Euch ihr anſchließen, wenn es Euch Ernſt iſt, die Einheit aufrecht zu erhalten. — Und ſind denn wirklich die Vorſchläge, die in Preußen zu einer Verfaſſung gemacht worden ſind, ſo völlig harmlos? —

Ich muß ferner fragen: Iſt denn in anderer Beziehung das Konſtituiren ſo wenig gefahrdrohend? — Ich will Ihnen in dieſer Beziehung eine Mittheilung aus der diplomatiſchen Welt machen. Ein deutſcher Miniſter hat mir geſtern Folgendes mitgetheilt: Die ſachſen-meiningenſche Regierung hat vor kurzem an andere Regierungen ein Rundſchreiben erlaſſen, mit der Aufforderung, man ſolle das Plenum des Bundestags vollſtändig beſezen, und für jede einzelne

Stimme einen Geſandten herſenden. Darauf hat man von Seiten der preußiſchen Regierung geantwortet, die Beſtimmung, die man dem alſo zuſammengeſezten Plenum geben wolle: Die vollendete Verfaſſung der Nationalverſammlung zu berathen, darüber zu verhandeln und endlich zu beſchließen — ſey nicht zu erfüllen. Selbſt dieſes Plenum werde der Nationalverſammlung gegenüber ohne Macht ſeyn; das einzige G e g e n g e w i c h t gegen die konſtituirende Nationalverſammlung ſey das, daß man möglichſt viele konſtituirende Ständeverſammlungen in Deutſchland berufe. — Meine Herren! Ich habe Ihnen für die Genauigkeit dieſer Mittheilungen nichts einzuſezen, als das Ehrenwort, welches ich Ihnen hier gebe, daß ſie mir ſo gemacht worden iſt. Es wird nicht gar ſchwer halten, zu ermitteln, ob ein derartiges Anſinnen geſtellt und eine derartige Antwort gegeben worden iſt. Wenn nun dieſe Mittheilung unſerer Verſammlung irgend etwas gelten kann (und das muß ſie wohl nach ihrer Quelle), ſo werden Sie ſich ſelbſt ſagen, was die konſtituirenden Verſammlungen in dieſem Augenblick bedeuten. Man hat uns auf die Nothwendigkeit, die für einzelne Staaten beſtehe, ſich zu konſtituiren, hingewieſen; man hat hingewieſen auf das dringende Bedürfniß des Volkes, und ich verkenne keineswegs, daß dieſes Bedürfniß vorhanden ſeyn mag. Allein man iſt ja gar nicht im Stande, dieſes Bedürfniß zu befriedigen. Womit will man es denn befriedigen? mit einer Verfaſſung, die vielleicht in drei, ſechs Wochen oder Monaten abgeändert werden muß? man wird doch nun und nimmermehr zugeben, daß man damit ein Bedürfniß befriedigen könne. Man hat alſo nur die Wahl, entweder die Sache unentſchieden liegen zu laſſen, oder aber eine b e ſt i m m t e, eine f e ſt ſt e h e n d e Verfaſſung zu machen, die nicht mehr geändert werden kann. Man hat ferner geſagt: Welcher Geſezgeber würde wohl ein Geſezbuch ſchreiben, und das weiße Buch herausgeben mit der Erklärung auf der erſten Seite: Mein Geſez gilt für Alle unbedingt! Ich antworte: Das wird d e r Geſezgeber thun, der a l l e i n das Recht hat, ein ſolches Geſez zu geben und der dem vorbeugen will, daß ein anderer dieſes Recht ebenfalls ausübe. — Man hat uns ferner geſagt, in der amerikaniſchen Verfaſſung ſtehe die Entſcheidung, die wir heute fällen ſollen, z u l e z t. Das iſt wahr, aber es iſt auch ſehr natürlich, denn in Amerika hat kein einzelner Staat konſtituirt,

Frage geſchlagen, der Groll gegen Robert Blum war groß, am 29. Mai, in der erſten darauf folgenden Sitzung gab der General von Auerswald dieſem Groll Sprache. Auerswald war durch nichts ausgezeichnet, als nach ſeinem Tode durch das Unglückliche und Tragiſche ſeines Endes. Er brachte die Mittheilung Robert Blums wieder auf die Tribüne. Ohne äußere und innere Begabung zum Redner, drängte er ſich vor, weil er von alter Familie war, den Vorfechter des Preußenthums zu machen. Er that, als ob er Robert Blum nicht kenne, als ob er nicht Notiz genommen, wo und woher abgeordnet derſelbe ſey. Ein Redner, der Abgeordnete, wenn ich nicht irre, aus Leipzig — ſprach er, ſo vornehm wollte er über Robert Blum hinweg gehen, die Verſammlung lachte laut auf über dieſe verunglückte Affektation, da zu allem hin noch derſelbe wenige Sekunden vorher geſagt hatte, Blums Mittheilung „habe in der ganzen Verſammlung die geſpannteſte Aufmerkſamkeit hervorgerufen, das lebhafteſte Intereſſe, vielfaches Staunen erregt.“ Da er auch in Worten, Gedanken und Satzbau nicht glücklich war, vertrieb ihn dießmal die wachſende Unruhe der Verſammlung von der Rednerbühne. Er brachte am 7. Juni darum eine Eingabe mit der Bitte ein, ſie der Verſammlung vorzuleſen. Darin behauptete er, Blum habe durch ſeine Mittheilung „offenbar den guten Willen der preußiſchen Regierung gegen die Nationalverſammlung, gegen das von ihr vertretene deutſche Volk verdächtigt, ja der preußiſchen Regierung Mangel an Treue und Glauben dem deutſchen Volke gegenüber vorgeworfen.“ Er brachte ein Privatſchreiben des Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn von Arnim zu Berlin, an ihn bei. Dieſer ſchrieb ihm, „die preußiſche Regierung habe niemals einer deutſchen Regierung irgend einen Rath, geſchweige denn den Rath ertheilt, die Frankfurter Nationalverſammlung durch Landtage in den einzelnen Staaten zu ſchwächen oder zu paraliſiren; wenn deſſen ungeachtet in Frankfurt behauptet werde, Preußen habe ſich durch derartigen Rath eines Verraths an der deutſchen Sache ſchuldig gemacht, ſo müſſe eine ſolche Behauptung als verläumderiſch bezeichnet werden. Diejenigen, die ſich nicht ſcheuen, dergleichen Behauptungen vorzubringen, werden zur Führung des Beweiſes durch Vorlagen der angeblich zu Grunde liegenden Aktenſtücke aufzufordern ſeyn.“

Ein Blick auf den Wortlaut der Mittheilung Blums und auf die diplomatiſchen Ausdrücke und Drehungen in dem beſtellten Privatbrief mußte überzeugen, daß der Miniſter Arnim die gemachten Angaben Blums nicht zu widerſprechen wagte, daß er zu Ausdrücken und Behauptungen ſich ausflüchtete, die von Blum gar nicht aufgeſtellt worden waren, und daß in der diplomatiſchen Wendung des Miniſterbriefs ein Widerſpruch gegen Blums Angaben nicht zu finden war. Zudem hatte Blum für ſeine Mittheilung ſein Ehrenwort eingeſezt, daß ſie ihm ſo gemacht worden ſey und erklärt, daß er weiter dafür nichts einzuſezen habe, und es war klar, daß eine unbedingte Namensnennung des betreffenden Miniſters, von dem Blum die Mittheilung hatte, in einem ſolchen Falle nicht thunlich war, da hier das kleine Sachſen-Meiningen und ſein Miniſter oder ein Miniſter einer jedenfalls kleineren Macht dem preußiſchen Miniſterium und ſeiner Rache bloß geſtellt worden wäre.

Dennoch drängte das ſpezifiſche Preußenthum in der Paulskirche dieſe Sache wiederholt in die Berathung hinein, gleich jezt am 7. Juni und wieder Tags darauf am 8. Juni, ungeachtet Robert Blum nachwies, daß durch den Brief Arnims die Angelegenheit nicht um einen einzigen Schritt weiter geführt werde, da nichts als der Pivatmittheilung eines Miniſters die Privatmittheilung eines andern Miniſters entgegen geſezt werde; die Nationalverſammlung möge nur beſchließen, von beiden Miniſterien die Akten einzufordern, dann werde ſie die Beweiſe haben. Vincke von Hagen ſprudelte über in Worten, der Privatbrief Arnims ſey keine Privatmittheilung, ſondern die offizielle Mittheilung eines konſtitutionellen Miniſters einer deutſchen Regierung, der ſeinem Monarchen und den Vertretern ſeines Landes und der deutſchen Nationalververſammlung für die Treue ſeiner offiziellen Mittheilung verantwortlich ſey. Zunächſt müſſe der Name des unbekannten Miniſters genannt werden, da, wenn man die preußiſche Regierung ſo verdächtige, dieſe Verdächtigung inſofern näher beglaubigt zu werden verdiene, daß der Miniſter, der dieſe Mittheilung gemacht, genannt werden müſſe. Der Brief Arnims an ein Mitglied dieſes Hauſes, ſprach Blum kalt und niederſchlagend, bleibt immer Privatmittheilung. Die konſtituirende Nationalverſammlung verhandelt durch ihren Präſidenten, nicht durch einzelne Mitglieder.

Frage geſchlagen, der Groll gegen Robert Blum war groß, am 29. Mai, in der erſten darauf folgenden Sizung gab der General von Auerswald dieſem Groll Sprache. Auerswald war durch nichts ausgezeichnet, als nach ſeinem Tode durch das Unglückliche und Tragiſche ſeines Endes. Er brachte die Mittheilung Robert Blums wieder auf die Tribüne. Ohne äußere und innere Begabung zum Redner, drängte er ſich vor, weil er von alter Familie war, den Vorfechter des Preußenthums zu machen. Er that, als ob er Robert Blum nicht kenne, als ob er nicht Notiz genommen, wo und woher abgeordnet derſelbe ſey. Ein Redner, der Abgeordnete, wenn ich nicht irre, aus Leipzig — ſprach er, ſo vornehm wollte er über Robert Blum hinweg gehen, die Verſammlung lachte laut auf über dieſe verunglückte Affektation, da zu allem hin noch derſelbe wenige Sekunden vorher geſagt hatte, Blums Mittheilung „habe in der ganzen Verſammlung die geſpannteſte Aufmerkſamkeit hervorgerufen, das lebhafteſte Intereſſe, vielfaches Staunen erregt.“ Da er auch in Worten, Gedanken und Sazbau nicht glücklich war, vertrieb ihn dießmal die wachſende Unruhe der Verſammlung von der Rednerbühne. Er brachte am 7. Juni darum eine Eingabe mit der Bitte ein, ſie der Verſammlung vorzuleſen. Darin behauptete er, Blum habe durch ſeine Mittheilung „offenbar den guten Willen der preußiſchen Regierung gegen die Nationalverſammlung, gegen das von ihr vertretene deutſche Volk verdächtigt, ja der preußiſchen Regierung Mangel an Treue und Glauben dem deutſchen Volke gegenüber vorgeworfen.“ Er brachte ein Privatſchreiben des Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn von Arnim zu Berlin, an ihn bei. Dieſer ſchrieb ihm, „die preußiſche Regierung habe niemals einer deutſchen Regierung irgend einen Rath, geſchweige denn den Rath ertheilt, die Frankfurter Nationalverſammlung durch Landtage in den einzelnen Staaten zu ſchwächen oder zu paraliſiren; wenn deſſen ungeachtet in Frankfurt behauptet werde, Preußen habe ſich durch derartigen Rath eines Verraths an der deutſchen Sache ſchuldig gemacht, ſo müſſe eine ſolche Behauptung als verläumderiſch bezeichnet werden. Diejenigen, die ſich nicht ſcheuen, dergleichen Behauptungen vorzubringen, werden zur Führung des Beweiſes durch Vorlagen der angeblich zu Grunde liegenden Aktenſtücke aufzufordern ſeyn.“

Ein Blick auf den Wortlaut der Mittheilung Blums und auf die diplomatiſchen Ausdrücke und Drehungen in dem beſtellten Privatbrief mußte überzeugen, daß der Miniſter Arnim die gemachten Angaben Blums nicht zu widerſprechen wagte, daß er zu Ausdrücken und Behauptungen ſich ausflüchtete, die von Blum gar nicht aufgeſtellt worden waren, und daß in der diplomatiſchen Wendung des Miniſterbriefs ein Widerſpruch gegen Blums Angaben nicht zu finden war. Zudem hatte Blum für ſeine Mittheilung ſein Ehrenwort eingeſezt, daß ſie ihm ſo gemacht worden ſey und erklärt, daß er weiter dafür nichts einzuſezen habe, und es war klar, daß eine unbedingte Namensnennung des betreffenden Miniſters, von dem Blum die Mittheilung hatte, in einem ſolchen Falle nicht thunlich war, da hier das kleine Sachſen-Meiningen und ſein Miniſter oder ein Miniſter einer jedenfalls kleineren Macht dem preußiſchen Miniſterium und ſeiner Rache bloß geſtellt worden wäre.

Dennoch drängte das ſpezifiſche Preußenthum in der Paulskirche dieſe Sache wiederholt in die Berathung hinein, gleich jezt am 7. Juni und wieder Tags darauf am 8. Juni, ungeachtet Robert Blum nachwies, daß durch den Brief Arnims die Angelegenheit nicht um einen einzigen Schritt weiter geführt werde, da nichts als der Pivatmittheilung eines Miniſters die Privatmittheilung eines andern Miniſters entgegen geſezt werde; die Nationalverſammlung möge nur beſchließen, von beiden Miniſterien die Akten einzufordern, dann werde ſie die Beweiſe haben. Vincke von Hagen ſprudelte über in Worten, der Privatbrief Arnims ſey keine Privatmittheilung, ſondern die offizielle Mittheilung eines konſtitutionellen Miniſters einer deutſchen Regierung, der ſeinem Monarchen und den Vertretern ſeines Landes und der deutſchen Nationalverſammlung für die Treue ſeiner offiziellen Mittheilung verantwortlich ſey. Zunächſt müſſe der Name des unbekannten Miniſters genannt werden, da, wenn man die preußiſche Regierung ſo verdächtige, dieſe Verdächtigung inſofern näher beglaubigt zu werden verdiene, daß der Miniſter, der dieſe Mittheilung gemacht, genannt werden müſſe. Der Brief Arnims an ein Mitglied dieſes Hauſes, ſprach Blum kalt und niederſchlagend, bleibt immer Privatmittheilung. Die konſtituirende Nationalverſammlung verhandelt durch ihren Präſidenten, nicht durch einzelne Mitglieder.

Blum ſtellte zwei Mitglieder der Nationalverſammlung als Zeugen, in deren Gegenwart ihm dieſe Mittheilung gemacht worden war. Er berief ſich darauf, daß ihn die Thatſachen unterſtüzen; denn es ſeyen ja bereits ſo und ſo viele Ständeverſammlungen einberufen. Er bewies, daß er nicht allein Kenntniß dieſer diplomatiſchen Verhandlung hatte, ſondern daß man ſie auch in Berlin kannte. Dennoch beſtand die ſpezifiſch-preußiſche Partei auf dem Antrag, die Nationalverſammlung ſolle in gerechter Würdigung der von dem Abgeordneten für Leipzig erhobenen ungegründeten Anklage gegen eine deutſche Bundesregierung ihre Mißbilligung ausſprechen; ſie beſtand darauf, troz dem, daß ſchon bei der Verleſung des Antrags durch Auerswald vielfache Zeichen des Unwillens, ſelbſt aus dem rechten Centrum, laut wurden; troz dem, daß der Präſident Gagern erklärte, er könne den Antrag nicht zur Abſtimmung bringen, weil, wenn in der Aeußerung des Herrn Blum etwas gelegen wäre, was er für ungeeignet oder beleidigend hätte halten müſſen, er unmittelbar den Ruf zur Ordnung ausgeſprochen haben würde. Lichnovsky voran, wollte die Gelegenheit nicht vorüber laſſen, Eklat, Skandal zu machen.

Lichnovsky ſprach ſo leer als nur irgend ein junger Mann von Geburt und altem Namen, der ſich einbildete, zu Allem genüge der gute Ton, die Weltmannsſitte, die vornehmen Redensarten, die Kunſt, mit Anſtand Viſiten und den Hof zu machen, ſich nach der neueſten Mode zu kleiden, eine Geſellſchaft und einen Spieltiſch zu beleben, als Touriſt zu abenteuern, oder auf ſchönen fremden oder unbezahlten Pferden als Reiter zu glänzen. Lichnovsky hielt ſich mit dieſen Vorzügen wirklich für befähigt zu Allem, zum Staatsmann, zum Parlamentsredner, zum politiſchen Parteiführer. In vielen Worten, die etwas ſagen wollten und ſollten, und die er gut ausſprach, gab er ſich den Schein, als wüßte und hätte er etwas zu ſagen, während er nichts ſagte, in ſeiner ihm eigenen, zu den nichts ſagenden Worten ſehr paſſenden Weiſe. Und doch zollte ein Theil ſeiner Partei ihm Beifall auf Beifall, ja lang anhaltenden, rauſchenden, als er mit dem parlamentariſchen Unſinn ſchloß: „Wenn irgend etwas von einem Redner auf der Tribüne ausgeſprochen werde, ſo müſſe er den Beweis dafür in der Taſche haben.“

Mit richtigem Gefühl für die Sache, obgleich mit weniger richtigem Takt für ſolche Gegner, tadelte es Schaffrath, daß der Abgeordnete

Auch auf der Linken ſahen Viele in der ganzen rechten Seite nur ein Lager von Reaktionären, von Verräthern am Volk und an der Freiheit, oder von Partikulariſten, von Verräthern an der Einheit und Größe des Vaterlands. Nur einen kleineren Theil auf beiden Seiten hob die freiere Bildung des Geiſtes und des Herzens über den Zwieſpalt der politiſchen Meinungen empor, der ſo viele Freundſchaften und ſchöne Beziehungen der Geſelligkeit verwundete oder tödtete und begrub.

Es war ſpät am Abend des 27. Mai, da gieng eine kleine Zahl entſchiedenſter Männer der Volkspartei aus dem deutſchen Hofe hinweg, wo die Linke tagte und ſich an ihrem Siege labte, und wo die begeiſterten Reden vor vielen hundert Zuhörern aus allen Ständen in die weiten Räume niederrauſchten, obgleich Mitternacht lange vorüber war. Es war eine überaus laue, ſo mond- und ſternhelle Nacht, daß die großen Straßen und die Häuſer ganz weiß vor Augen lagen wie am Tage; und auch belebt waren die Straßen und die Pläze, von auf und ab wandelnden Einzelnen, Paaren, ganzen Gruppen, vielen Hunderten da und dort, als wie am Tage; alle Gaſthäuſer waren noch erleuchtet und reg und geräuſchvoll, von den Tauſenden Fremder und Einheimiſcher; denn viele Tauſende hatten die Bahnzüge in dieſen Tagen aus näheren und ferneren Orten in Frankfurt zuſammen geführt.

Die Täuſchung, in der ſie ihre Freunde befangen ſahen, that dieſen Männern wehe, noch weher das, was ſie nothwendig zur Folge haben mußte. Nüchtern unter der allgemeinen Aufregung, herabgeſtimmt mitten unter den Hoffnungen und Idealen, in denen die Andern ſich wiegten und berauſchten, traten ſie in eine Wirthſchaft ein, deren lezte Gäſte ſo eben daraus verſchwanden. Und zwiſchen angerauchtem braunem Getäfer, das ſpärlich von dem faſt eingeſchlafenen Gaslicht erhellt war, überlegten ſie, was zu thun. Sie hatten geſehen in den lezten Tagen, wie bereits in der Verſammlung das ſo viele Jahre geübte Syſtem nachzuwirken anfieng, das die Menſchen gewöhnt hatte, um ein Amt und um Beförderung, Ueberzeugung und Gewiſſen zu verkaufen, und ſeine Stimme zu geben, nur um damit ſein Glück durch die Regierungen zu machen. Sie hatten geſehen, wie die Verſammlung theils kein Gewiſſen, und darum auch kein Ehrgefühl, keine Manneswürde zeigte; theils kein

Entſchlüſſe. Da die Verſammlung ſchon Tage und Wochen ſo in Frankfurt ſaß, da ſtieg dem Volk das Blut in die Wangen, da ſchwoll ſein Zorn. „Da ſizen ſie, hieß es überall in den Landen, ſizen Tage lang und zanken ſich über Bettel und Perſönlichkeiten, über Frageſtellung und über Geſchäftsordnungs-Paragraphen, verweiſen die brennendſten Fragen und die einfachſten Sachen von der Welt an Ausſchüſſe, auf die lange Bank der deutſchen Gründlichkeit, zum gewiſſen Siege der reaktionären Diplomatie; und nehmen ſie etwas zur Berathung vor, ſo gehen ſie bei den wichtigſten Fragen nach langem Kampfe zur Tagesordnung über, und von allem Dem, wozu das Volk ſie berufen hat, geſchieht nichts." Mit jedem Tage wurden dieſe Klagen ungeſtümer und drohender; ſelbſt von den Gallerien der Paulskirche herab nahm die Volksſtimmung eine ungeduldige, manchmal wilde Geſtalt an. Die Mehrheit in der Verſammlung hielt dieſe Ausbrüche des Volksunmuths für ungerecht, für unverſtändig: ſie fühlte ſich in ihrer Weihe, nach deutſcher Art, ſich ſelbſt höher zu ſchäzen, als man von andern geſchäzt wird, und in Ideen und Worten, ſtatt in Thaten ſeine Größe zu zeigen.

Die erſten Wochen hatten in der Paulskirche Männer einander entfremdet, welche zwanzig, ja vierzig Jahre lang in gleichem Streben verbündet geweſen waren, ſie hatten durch Glück und Unglück, ſelbſt durch Familienbande innig verknüpfte Freundſchaften zerriſſen und in bittere Feindſchaft umgewandelt, die alten Parteien geſprengt und ihre Beſtandtheile in vielerlei Klubbs vertheilt. Sie giengen aneinander vorüber, mit kaltem oder ohne Gruß, bald mit Verbitterung, oft gar mit Mißachtung, ſie, die ſich von Jugend an gekannt und miteinander gelebt und ausgehalten hatten in Kampf und Verfolgung, in Kerker und Verbannung: wie war von denen ein freundliches Sich-Begegnen und Sich-Anerkennen zu erwarten, die einander nie geſehen, die von einander nie gehört hatten, die der Sturm der Zeit aus entgegengeſezten fernen Enden in der Rotunda Sankt Pauls zuſammengeweht hatte? Die verſchiedenen Lager betrachteten ſich gegenſeitig als Feinde. Die Männer der Rechten ſahen in den Männern der Linken lauter blutige Revolutionärs, die neuen Jakobiner, mit wenigen Girondiſten untermiſcht; lauter fanatiſche Republikaner, irrthümlich genug. Die Führer der Reaktion, auch reine Zeloten der Monarchie, nährten dieſe Anſicht und ſchürten das Feuer.

Auch auf der Linken ſahen Viele in der ganzen rechten Seite nur ein Lager von Reaktionären, von Verräthern am Volk und an der Freiheit, oder von Partikulariſten, von Verräthern an der Einheit und Größe des Vaterlands. Nur einen kleineren Theil auf beiden Seiten hob die freiere Bildung des Geiſtes und des Herzens über den Zwieſpalt der politiſchen Meinungen empor, der ſo viele Freundſchaften und ſchöne Beziehungen der Geſelligkeit verwundete oder tödtete und begrub.

Es war ſpät am Abend des 27. Mai, da gieng eine kleine Zahl entſchiedenſter Männer der Volkspartei aus dem deutſchen Hofe hinweg, wo die Linke tagte und ſich an ihrem Siege labte, und wo die begeiſterten Reden vor vielen hundert Zuhörern aus allen Ständen in die weiten Räume niederrauſchten, obgleich Mitternacht lange vorüber war. Es war eine überaus laue, ſo mond- und ſternhelle Nacht, daß die großen Straßen und die Häuſer ganz weiß vor Augen lagen wie am Tage; und auch belebt waren die Straßen und die Pläze, von auf und ab wandelnden Einzelnen, Paaren, ganzen Gruppen, vielen Hunderten da und dort, als wie am Tage; alle Gaſthäuſer waren noch erleuchtet und reg und geräuſchvoll, von den Tauſenden Fremder und Einheimiſcher; denn viele Tauſende hatten die Bahnzüge in dieſen Tagen aus näheren und ferneren Orten in Frankfurt zuſammen geführt.

Die Täuſchung, in der ſie ihre Freunde befangen ſahen, that dieſen Männern wehe, noch weher das, was ſie nothwendig zur Folge haben mußte. Nüchtern unter der allgemeinen Aufregung, herabgeſtimmt mitten unter den Hoffnungen und Idealen, in denen die Andern ſich wiegten und berauſchten, traten ſie in eine Wirthſchaft ein, deren lezte Gäſte ſo eben daraus verſchwanden. Und zwiſchen angerauchtem braunem Getäfer, das ſpärlich von dem faſt eingeſchlafenen Gaslicht erhellt war, überlegten ſie, was zu thun. Sie hatten geſehen in den lezten Tagen, wie bereits in der Verſammlung das ſo viele Jahre geübte Syſtem nachzuwirken anfieng, das die Menſchen gewöhnt hatte, um ein Amt und um Beförderung, Ueberzeugung und Gewiſſen zu verkaufen, und ſeine Stimme zu geben, nur um damit ſein Glück durch die Regierungen zu machen. Sie hatten geſehen, wie die Verſammlung theils kein Gewiſſen, und darum auch kein Ehrgefühl, keine Manneswürde zeigte; theils kein

hatte und in dem der Philoſoph Arnold Ruge, von Trützſchler und Zitz neben dem ehrwürdigen biedern Vicepräſidenten des Mainzer Gerichtshofs, dem alten Mohr, die Hauptrolle ſpielten. Bis dahin hatten alle Mitglieder dieſes Kreiſes den allgemeinen Klubb der Linken beſucht und nur Vorberathungen unter ſich gehalten. In dieſer nächtigen Stunde erſt bildete ſich feſt — zuerſt nur ein kleiner Kern — der Klubb der äußerſten Linken: an demſelben Tage trennten ſich von dem deutſchen Hof auch diejenigen Mitglieder, die ſpäter den Klubb Weſtendhall bildeten, darunter Einige aus Eiferſucht auf Blum, Andere, weil ſie dieſen zu folgen einen Zug in ſich fühlten. Alle die Lezteren ſagten, er gehe ihnen zu weit; die Erſteren ſagten, er gehe ihnen nicht weit genug.

In jener tiefen Nachtſtunde waren Männer zuſammen geſeſſen, die bisher gezeigt hatten, daß ſie nichts ſchrecke, nichts beſteche, nichts ermüde, nichts ihnen die Hoffnung und die Freudigkeit des Handelns raube, nichts den Muth und die Kühnheit. Alle waren durch ihre höhere oder hohe Begabung der Natur, mehr als einer noch überdieß durch anererbte große Glücksgüter, in der Geſellſchaft höher, theils ſelbſt glänzend und hoch geſtellt, und Adolph von Trützſchler war kurz zuvor von einem Herzog der thüringiſchen Staaten die Bildung eines Miniſteriums angeboten worden. Kenntniß der Menſchen, ſelbſt die Schlauheit des Fuchſes, in großen politiſchen Kämpfen ein Lob und kein Tadel, hatten Einige darunter in nicht ſeltenem Grad; auch Ehrgeiz des Wirkens und Geltens. Aber mit Unrecht hat man ihnen mehr oder weniger unreine Beweggründe unterſchoben; nicht Einer hatte ſie, aber Alle ein Herz, von der Sache des Vaterlandes und des Volkes voll; und ſolche, die mit anderer Anſicht von dieſen Männern ſich Monate lang in ihrer Nähe bewegt hatten, haben ſtets, wie ſie dieſen Kreis, oder nur Einzelne berührten, das Zeugniß abgelegt von dem tiefen Ernſt, von der geiſtreichen ſchönen Geſelligkeit, von der liebenswürdigen Brüderlichkeit, von der Selbſtverläugnung und der hohen Sittlichkeit des Wollens und Handelns dieſer Männer, deren vorragende geiſtige Fähigkeiten ſie nie bezweifelt hatten. Man hat dieſe Männer der freieſten Moral und des Atheismus beſchuldigt. In dem Hauptpunkt, den man gewöhnlich unter dem Erſtern verſteht, hätten die meiſten derſelben ſtets von den Mitgliedern der rechten Seite zum Vorbild

Gewalt zu verſtärken, die Revolution wegzuläugnen, und zulezt, wenn ſie der Verſammlung in unverfänglich ſcheinenden Formen Zugeſtändniß um Zugeſtändniß an die Reaktion werden abgelockt haben, werden ſie das Prinzip der Volksſouveränität zu nichte machen, und alles auf den alten Standpunkt als den thatſächlich und geſezlich allein gültigen zurückführen.

Deutſchland iſt verloren, ſprach ein Fünfter, wenn es uns nicht noch gelingt, den Fürſten die Heere zu entziehen. Den Sieg auszubeuten, hat das Volk verſäumt; es hat unterlaſſen, die Macht des Deſpotismus bis in ſeine unterſten Pfeiler zu zertrümmern, als die Verhältniſſe ihn in die Hand des Volkes gegeben hatten. Seine Hauptkraft, die militäriſche, müſſen wir zertrümmern, oder die Revolution zerſchellt daran. Wir müſſen durchzuſezen ſuchen die Stellung aller Fürſtenheere unter die Nationalverſammlung, die ſofortige allgemeine Volksbewaffnung, die Wahl der Offiziere durch die Mannſchaft, beim Heer wie bei der Bürgerwehr, und die Vereidigung aller auf die Errungenſchaften und auf die verfaſſunggebende Nationalverſammlung. Von der Bewaffnung und der Wehrhaftigkeit des Volkes, von der Gewinnung der Heere können wir allein noch hoffen, unſere Aufgabe zu erfüllen, d. h. die Revolution nicht zu ſchließen, ſondern fortzuführen, ſie durchzuführen, bis zur Feſtſtellung der Freiheit unter untrüglichen, ſichern Gewährſchaften.

Zwiſchen den Waffen und der Freiheit, ſagte ein Sechster, wird unſere Partei bald das Verhältniß der Nothwendigkeit erkennen, aber es fehlt ihr, wenigſtens ihren Vertretern im Parlament, am eigentlich revolutionären Geiſt, an jener Tiefe des Ernſtes, der nicht bloß groß ſpricht, ſondern groß wagt und handelt; und ganz und gar an der Subordination, an der Unterordnung unter den größeren Geiſt, unter den durchgreifenden Charakter. Es iſt nur Ein eiſerner Charakter auf unſerer Seite, der zugleich die größte Einſicht damit verbindet — und dieſer iſt heute nicht unter uns.

Der lezte Sprecher meinte Robert Blum. Die Eiferſucht gegen dieſen Mann unter den wenigen Männern, die hier beiſammen waren, zeigte ſich groß: bei Einzelnen war es nicht Eiferſucht, aber Argwohn. Mißtrauen und Eiferſucht gegen ihn hatten ſich ſchon vorn herein in dieſem engeren Kreiſe geäußert, der ſich bisher ſchon auf den Zimmern der rheinheſſiſchen Abgeordneten Zitz und Mohr verſammelt

hatte und in dem der Philoſoph Arnold Ruge, von Trützſchler und Zitz neben dem ehrwürdigen biedern Vicepräſidenten des Mainzer Gerichtshofs, dem alten Mohr, die Hauptrolle ſpielten. Bis dahin hatten alle Mitglieder dieſes Kreiſes den allgemeinen Klubb der Linken beſucht und nur Vorberathungen unter ſich gehalten. In dieſer nächtigen Stunde erſt bildete ſich feſt — zuerſt nur ein kleiner Kern — der Klubb der äußerſten Linken: an demſelben Tage trennten ſich von dem deutſchen Hof auch diejenigen Mitglieder, die ſpäter den Klubb Weſtendhall bildeten, darunter Einige aus Eiferſucht auf Blum, Andere, weil ſie dieſen zu folgen einen Zug in ſich fühlten. Alle die Lezteren ſagten, er gehe ihnen zu weit; die Erſteren ſagten, er gehe ihnen nicht weit genug.

In jener tiefen Nachtſtunde waren Männer zuſammen geſeſſen, die bisher gezeigt hatten, daß ſie nichts ſchrecke, nichts beſteche, nichts ermüde, nichts ihnen die Hoffnung und die Freudigkeit des Handelns raube, nichts den Muth und die Kühnheit. Alle waren durch ihre höhere oder hohe Begabung der Natur, mehr als einer noch überdieß durch anererbte große Glücksgüter, in der Geſellſchaft höher, theils ſelbſt glänzend und hoch geſtellt, und Adolph von Trützſchler war kurz zuvor von einem Herzog der thüringiſchen Staaten die Bildung eines Miniſteriums angeboten worden. Kenntniß der Menſchen, ſelbſt die Schlauheit des Fuchſes, in großen politiſchen Kämpfen ein Lob und kein Tadel, hatten Einige darunter in nicht ſeltenem Grad; auch Ehrgeiz des Wirkens und Geltens. Aber mit Unrecht hat man ihnen mehr oder weniger unreine Beweggründe unterſchoben; nicht Einer hatte ſie, aber Alle ein Herz, von der Sache des Vaterlandes und des Volkes voll; und ſolche, die mit anderer Anſicht von dieſen Männern ſich Monate lang in ihrer Nähe bewegt hatten, haben ſtets, wie ſie dieſen Kreis, oder nur Einzelne berührten, das Zeugniß abgelegt von dem tiefen Ernſt, von der geiſtreichen ſchönen Geſelligkeit, von der liebenswürdigen Brüderlichkeit, von der Selbſtverläugnung und der hohen Sittlichkeit des Wollens und Handelns dieſer Männer, deren vorragende geiſtige Fähigkeiten ſie nie bezweifelt hatten. Man hat dieſe Männer der freieſten Moral und des Atheismus beſchuldigt. In dem Hauptpunkt, den man gewöhnlich unter dem Erſtern verſteht, hätten die meiſten derſelben ſtets von den Mitgliedern der rechten Seite zum Vorbild

reiner Sitte genommen werden dürfen; ſie hatten hierin etwas Alt-republikaniſches; der Gott der entarteten Kirchen und der Prieſter war nicht ihr Gott, ſie waren prieſterfeindlich, nur wenige kirchlich-religiöſe waren darunter, die andern hatten die Religion der Idee, den Kultus des Geiſtes; die Religion war in ihnen nicht als Dogma, ſondern als Leben, als That; die Liebe, die Alles zu thun und zu opfern fähig iſt um der Brüder willen — die Liebe war ihre Religion: viele, die, wenn ſie eine andere Partei ergriffen hätten, mit offenen Armen und mit glänzendem Lohn aufgenommen worden wären, zogen es vor, der Sache des Volkes und der Armen fortzudienen, als Mißkennung und Undank von Unten, Verfolgung von Oben gewiß war; mehr als einer hat dieſe Religion durch ſein Märtyrerthum bewährt, im Feuer der Schlacht, in der Verbannung, im Kerker, vor dem Standgericht, auf der Brigittenau und an der Kirchhofmauer vor Mannheim. Der ſchöne brüderliche Bund der freien Männer iſt jezt zerſtreut, das Land der Alpen, Frankreichs und Englands für deutſche Flüchtlinge bittere Gaſtlichkeit und der weiträumige Boden Nordamerikas trennen die Vereinzelten von der Heimath, und nur ein Paar leben und wirken in ihren früheren Verhältniſſen, auch dieſe nicht unangefochten.

Was ſie in jener Nacht verabredet, ſollte der Verabredung gemäß Keiner von ihnen als Antrag vor die Verſammlung bringen. So weit war bereits die Verblendung und die Feindſeligkeit geſtiegen, daß Mitglieder der rechten Seite im Privatgeſpräch geſtanden, ſie ſeyen gegen Alles, was von einer gewiſſen Seite komme, zuvor eingenommen, und ſtimmen dagegen, bloß weil es daher komme.

Der Freiherr von Reden, Abgeordneter für den Harzkreis, bekannt durch Freiſinnigkeit aus dem hannöverſchen Verfaſſungsſtreit, und noch mehr durch ſeine ſchönen und gründlichen ſtaatswirthſchaftlichen Arbeiten, ein Mann von liebenswürdigſter Perſönlichkeit, dabei in bedeutender Stellung im preußiſchen Miniſterium des Auswärtigen, brachte einen auf ſo Etwas hinlenkenden Antrag in die Verſammlung, als Mitglied des linken Centrums, ohne äußeren Zuſammenhang mit jenen Männern der äußerſten Linken. Nachdem er die äußere Nothwendigkeit einer Volksbewaffnung begründet hatte, that er die innere Nothwendigkeit dar, wie allgemeine Grundſäze von der Nationalverſammlung aus, von wo ſie allein ausgehen können, ſelbſt für die Staaten

feſtgeſtellt werden müſſen, welche in der Volksbewaffnung ſchon etwas gethan. Wir müſſen uns, ſchloß er, gegen innere und äußere Feinde ſchüzen. Den innern Feinden werden wir nur dadurch begegnen, wenn wir das eintreten laſſen, was in der Zeit der erſten Erhebung als einer der wichtigſten Wünſche ausgeſprochen worden iſt, nämlich allgemeine Volksbewaffnung. Nur durch dieſe, ſage ich, können wir die innern Feinde und Gegner der jezigen geſezlichen Ordnung niederkämpfen. Was die äußern Feinde betrifft, ſo wird es keinen ehrenwerthen deutſchen Mann geben, der angriffsweiſe ein anderes Volk in ſeinen Rechten und Gränzen beunruhigen wollte. Wir werden keine Angriffskriege führen, allein es ſtehen uns Vertheidigungskriege bevor.

Viſcher von Tübingen verlangte in gleichem Sinn, daß der Sache der Volkswehr ihre oberſte Einheit in einem Chef gegeben werde, der, von einem Kriegsrath umgeben, alsbald Deutſchland in Wehrkreiſe theile und die allgemeine Volksbewaffnung nach den Beſchlüſſen der Verſammlung durchführe; lieber heute als morgen, lieber in dieſer Stunde als in der nächſten; denn eine Viertelſtunde jezt verlieren heiße ein Jahrzehent verlieren. Selbſt der preußiſche Militär, Major Teichert von Berlin, der ſchon vierzehn Tage zuvor einen Antrag auf Umwandlung der Heerverfaſſung geſtellt hatte, ſprach: „Als ſorgfältiger Beobachter des immer noch guten preußiſchen Heeres habe ich die Bemerkung gemacht, daß auch wir Soldaten uns dringend nach der Einheit, die ganz Deutſchland verlangt, ſehnen, die in einer Einheit des deutſchen Heeres erſt eigentlich ihre Verkörperung findet. Der Soldat will an allen Freiheiten Theil nehmen, die allen andern Ständen verheißen ſind, und die dieſe ſchon zum Theil genießen. Uns bindet noch der heilige Eid, der einzige, den wir dem Könige geleiſtet, dem Sie uns unter allen Umſtänden treu geſehen haben. Das ſey Ihnen Bürge, daß wir auch dem Eide treu ſeyn werden, den wir nun allenfalls einer andern hohen Behörde auf ihre Anordnung leiſten werden. Geſeze müſſen zunächſt die Schranken fallen machen, die überall noch zwiſchen Bürger und Heer exiſtiren. Volkswehr und Soldaten müſſen einander nicht mehr mißtrauiſch, ich möchte ſagen, feindlich gegenüber ſtehen wie jezt. Die Inſtitutionen des Heeres müſſen volksthümlich werden. Wir müſſen vor allen Dingen mit der Bürgerwehr gemeinſam für innere Ordnung

Die Nationalverſammlung beſchloß, daß wegen Dringlichkeit der Sache zur Begutachtung der Wehrhaftigkeit des deutſchen Vaterlandes und zur Prüfung aller Fragen, die mit der Volksbewaffnung im Zuſammenhang ſtehen, ſofort ein Ausſchuß gewählt werde, mit der Competenz, die Organiſation der Volkswehr und die Mittel für die zu ſichernde Verwendung des Volksheeres zu berathen, Unterſuchungen über die Wehrhaftigkeit Deutſchlands und die Verbeſſerung derſelben anzuſtellen, und den Zuſtand der Sicherheit Deutſchlands nach Außen und im Innern zu erwägen. Kaum hatte ſie dieſes *mit* großer Mehrheit beſchloſſen, ſo beantragten die Führer der Reaktion, ſo ſehr der Präſident Gagern widerſtrebte: da dem Ausſchuſſe ein ſo weites Feld ſeiner Thätigkeit zugewieſen und zu beſorgen ſey, daß der Bericht deſſelben ſehr lange ausbleiben werde; ſo möge ihm aufgegeben werden, vorerſt nur über den Zuſtand der augenblicklichen Wehrhaftigkeit und über den Zuſtand der Sicherheit Deutſchlands nach Außen abgeſonderte Berichte zu erſtatten. Und die Mehrheit bejahte dieß, und war, als die Gegenprobe gefordert wurde, ſo verblendet, über die geringe, aber einſichtige Minderheit, die ſich gegen dieſen Antrag erhob, zu lachen; ein tragiſches Lachen, großentheils ahnungslos; ohne einen Gedanken daran, daß ſie eben damit das Wichtigſte in den Reformbeſtrebungen des Vaterlands aus der Hand gegeben hatten. Denn damit hatte ſie ſelbſt die Organiſation der Volksbewaffnung, d. h. die Verwirklichung der Volksſouveränität, in's unbeſtimmte Weite hinaus gerückt, und die Unabhängigmachung des Volksheers von dem Willen der einzelnen Territorialregierungen thatſächlich aufgegeben, die jezt noch leicht möglich geweſen wäre, von nun an ſchwer.

In den Ausſchuß ſelbſt, der für Heerweſen und Volksbewaffnung gewählt wurde, gelang es der Rechten dreizehn aus ihrer Mitte zu bringen; bis auf einen aus dem linken Centrum, und einen aus der Linken verdrängten ſie alle Candidaten dieſer Seite, die Wochen verrollten, dieſer Ausſchuß erſtattete keinen Bericht.

Was half's, daß die Nationalverſammlung an demſelben Tage, wo ſie vergaß oder niemals wußte, daß eine Gewalt nur dann eine Gewalt iſt, wenn *ihr* eigene Kräfte zur Vollziehung ihrer Beſchlüſſe zu Gebot ſtehen — was half es, daß ſie ſlaviſch-deutſche Lande durch einen Beſchluß an ſich band, die man von Deutſchland abzuziehen

Verbeſſerung derſelben einleiten ſoll, ſagte Rösler von Oels, iſt nichts weiter, als daß wir die Executive in militäriſcher Hinſicht in die Hand bekommen.

Dieſe Taktloſigkeit eines zwiſchen allen Schattirungen der Linken hin und her ſchwankenden Mitglieds verdarb viel: bei der Berührung der Executive ſchrack mancher zurück, als hätte er auf eine Schlange getreten. Schon der in der Ferne gezeigte europäiſche Krieg, das Schreckbild der Macht Rußlands, und der allgemeinen Volsbewaffnung und des Volkskriegs, deren „Entſezlichkeiten“ General Auerswald vorgemalt hatte, waren auf nicht Wenige von entmuthigender Wirkung geweſen, auf ſolche, die nicht wußten, daß die Freiheit, die Selbſtſtändigkeit und die Ehre Deutſchlands auf einem und demſelben Felde zu holen ſeyen, auf dem Waffenfeld, und daß durch Schmiegſamkeit und Friedſamkeif nichts bezweckt werde, als um ſo gewiſſerer Verfall unter ruſſiſche Botmäßigkeit. Wenn man Lichnovsky's Stimme hörte, der für den reaktionären Antrag des bloßen Erwägens der Militärkräfte und wieder gegen jeden Gedanken, die Executive in die Hand zu nehmen, in ſeiner Art eiferte, ſo entſchuldigte man Blicke auf der Linken, welche auf die rechte Seite hinſahen, als auf den Herd des Vaterlandsverraths, als auf die Hexenküche der Knechtſchaft. Noch ſtieg der alte Behr von Bamberg auf die Rednerbühne und ermahnte die Verſammlung, daß vor allem Andern der zu wählende Ausſchuß zu beauftragen ſey, ein Geſez darüber, wie die Volkswehr in ganz Deutſchland geſchaffen werden müſſe, vorzulegen; zweitens aber, daß ein Termin feſtgeſezt werde, binnen welchem dieſes Geſez vollzogen ſeyn müſſe; drittens, daß auf jeden Fall eine ſpätere Verminderung des ſtehenden Heeres jezt ſchon dem Volk in Ausſicht geſtellt werden müſſe, damit es nicht lange klage: Wir müſſen zahlen, und zugleich auch dienen. Da war Geſchrei auf der Rechten, auf die ſich auch der im Kerker ergraute Behr verirrt hatte: „Das iſt etwas Neues! Abſtimmung! Das iſt etwas ganz Neues!“ Die Rechte lärmte auch an dieſem Tage wieder ſo, daß manche Redner nicht zum Worte zu kommen vermochten. Es gehörte die Energie Ludwig Simons von Trier, die ſcharfe Schneide ſeiner mächtigen Stimme dazu, um gegen Auerswalds Antrag gehört zu werden, zu beweiſen, daß dieſer die Wehrverfaſſung eigentlich ausſchließe, und für den Schuz nach Innen nichts gebe.

Die Nationalverſammlung beſchloß, daß wegen Dringlichkeit der Sache zur Begutachtung der Wehrhaftigkeit des deutſchen Vaterlandes und zur Prüfung aller Fragen, die mit der Volksbewaffnung im Zuſammenhang ſtehen, ſofort ein Ausſchuß gewählt werde, mit der Competenz, die Organiſation der Volkswehr und die Mittel für die zu ſichernde Verwendung des Volksheeres zu berathen, Unterſuchungen über die Wehrhaftigkeit Deutſchlands und die Verbeſſerung derſelben anzuſtellen, und den Zuſtand der Sicherheit Deutſchlands nach Außen und im Innern zu erwägen. Kaum hatte ſie dieſes mit großer Mehrheit beſchloſſen, ſo beantragten die Führer der Reaktion, ſo ſehr der Präſident Gagern widerſtrebte: da dem Ausſchuſſe ein ſo weites Feld ſeiner Thätigkeit zugewieſen und zu beſorgen ſey, daß der Bericht deſſelben ſehr lange ausbleiben werde; ſo möge ihm aufgegeben werden, vorerſt nur über den Zuſtand der augenblicklichen Wehrhaftigkeit und über den Zuſtand der Sicherheit Deutſchlands nach Außen abgeſonderte Berichte zu erſtatten. Und die Mehrheit bejahte dieß, und war, als die Gegenprobe gefordert wurde, ſo verblendet, über die geringe, aber einſichtige Minderheit, die ſich gegen dieſen Antrag erhob, zu lachen; ein tragiſches Lachen, großentheils ahnungslos; ohne einen Gedanken daran, daß ſie eben damit das Wichtigſte in den Reformbeſtrebungen des Vaterlands aus der Hand gegeben hatten. Denn damit hatte ſie ſelbſt die Organiſation der Volksbewaffnung, d. h. die Verwirklichung der Volksſouveränität, in's unbeſtimmte Weite hinaus gerückt, und die Unabhängigmachung des Volksheers von dem Willen der einzelnen Territorialregierungen thatſächlich aufgegeben, die jezt noch leicht möglich geweſen wäre, von nun an ſchwer.

In den Ausſchuß ſelbſt, der für Heerweſen und Volksbewaffnung gewählt wurde, gelang es der Rechten dreizehn aus ihrer Mitte zu bringen; bis auf einen aus dem linken Centrum, und einen aus der Linken verdrängten ſie alle Candidaten dieſer Seite, die Wochen verrollten, dieſer Ausſchuß erſtattete keinen Bericht.

Was half's, daß die Nationalverſammlung an demſelben Tage, wo ſie vergaß oder niemals wußte, daß eine Gewalt nur dann eine Gewalt iſt, wenn ihr eigene Kräfte zur Vollziehung ihrer Beſchlüſſe zu Gebot ſtehen — was half es, daß ſie ſlaviſch-deutſche Lande durch einen Beſchluß an ſich band, die man von Deutſchland abzuziehen

arbeitete? Wenn die Verſammlung nicht bereits in der Mehrheit unempfänglich geweſen wäre, ſo hätte ſie müſſen unter den Worten erwachen, mit denen Zeitteles aus Olmüz, ein edles deutſches Herz und ein ſcharfer und klarer Geiſt, ſie auf wunden Stellen traf. Er wünſchte ihr, daß die dießjährige Kartoffelernte ſo reich ausfallen möchte, wie die Zahl der Reden in der troz der brennenden Noth des Volkes redſeligen Verſammlung. Er bewies ihr wie unzweckmäßig ſie die Ausſchüſſe zuſammen geſezt, und wie zweckwidrig gewiſſe Fragen an gewiſſe Ausſchüſſe gewieſen worden, wie zwar Männer von Ruf, Geiſt und Kentniſſen der eine und der andere Ausſchuß unter ſich zähle, wie aber dieſen die Kenntniß der Spezialitäten abgehe, um die es ſich gerade in dieſer und jener Frage handle. Er bedeutete ſie, wie in den Umtrieben gegen die Nationalverſammlung in vielen Landſchaften einzig die ariſtokratiſch-jeſuitiſche Partei es ſey, welche hier wie überall ihre Hand im Spiele habe, wie man den Leuten vorgeſchwazt habe, ſie würden außer ihrem öſterreichiſchen Kaiſer noch einen frankfurter Kaiſer bekommen und zu bezahlen haben; außerdem würden ſie von Frankfurt aus evangeliſirt werden; und endlich werde man in Frankfurt doch nicht zu einem gemeinſamen Ziel ſich vereinigen. Er ſchlug vor, zur Beſeitigung von Zweifeln und Mißverſtändniſſen, die ſich namentlich unter der mähriſchen und böhmiſchen Bevölkerung kund gegeben haben, ſich über drei Punkte auszuſprechen: 1) daß die Nationalverſammlung nicht daran denke, irgend welche drückende neue Laſten dem Volke aufzubürden; 2) daß die Nationalverſammlung dahin wirken werde, das Volk von unbilligen, auf ihm haftenden Laſten zu befreien; 3) daß die Nationalverſammlung jede religiöſe Meinung achte, und nicht dulden werde, daß irgend ein Gewiſſenszwang geübt werde. Er ſchloß mit dem ſchönen Wort: „Meine Herren, ich liebe mein Vaterland, nämlich das große, einige Deutſchland. Ich kenne kein größeres Glück, als das, ein Deutſcher zu ſeyn. Preußen, Oeſterreich und alle andern Herzogthümer und Ungethümer, wie ſie heißen mögen, ſind nichts als Irrthum.“ Aber die Schwarz-Weißen und die Schwarz-Gelben und die Hamburger beherzigten dieſe treffenden Worte nicht: die Mehrheit der Verſammlung that nicht ſofort, was er weiſe beantragte; ſie beſchloß, dem Legitimationsausſchuß die Wahlangelegenheit in den zum deutſchen Bund gehörigen, von Deutſchen und

Slaven bewohnten Ländern, in denen die Wahlen verweigert worden, zur Begutachtung zu übergeben, und es fielen große Worte, daß kein Fuß, keine Scholle deutſcher Erde wegkommen dürfe; daß, wie der alte Arndt in das Breite redete, der Grundſaz in Deutſchland feſtgehalten werden müſſe: Was ein Jahrtauſend zu uns gehört hat, und ein Theil von uns geweſen iſt, muß ferner zu uns gehören; wir müſſen die Deutſchen in Böhmen ſchüzen. — Wohl, ſagte Hartmann von Leitmeriz, wenn wir etwas gegen Böhmen ausſprechen wollen, müſſen wir vorerſt wiſſen, welche Macht uns nöthigenfalls zu Gebote ſteht. Wenn wir einmal in Beziehung auf Holſtein gezeigt haben, was wir vermögen, dann können wir auch in Böhmen eingreifen.

Man fuhr fort auf ſolche Fingerzeige nicht zu achten, dabei Allerlei zu beſchließen, über völkerrechtliche Fragen ſich zu ſtreiten, über die Einverleibung Poſens in den deutſchen Bund, über die Zulaſſung der Abgeordneten von Poſen und Limburg, und über das Verhältniß dieſes Herzogthums zu dem Königreich der Niederlande. Unverhältnißmäßig weitläufig wurde die limburgiſche und poſen'ſche Frage behandelt, zwei Fragen an und für ſich von großer Wichtigkeit, aber ſowohl die Lage der deutſchen Sache, als die Stellung der Nationalverſammlung zu dem deutſchen Volke, das raſche Befriedigung ſeiner Forderungen erwartete, und bei dem, geſchah es nicht, die Nationalverſammlung täglich mehr verlieren mußte, geboten, klüglich über die Entſcheidung dieſer Fragen wegzueilen, ſie zurück zu ſtellen, mit Staatsweisheit zu handeln, d. h. nicht kleinere juridiſchgelehrte Bedenken, ſondern die Hauptſache, das große Ganze des Vaterlands zur Richtſchnur zu nehmen. Die poſenſche Frage wurde mit ſolcher Heftigkeit geführt, daß man daraus ſchließen mußte, der kleinſte Theil ſey über die Sachlage ſich klar. Umſonſt drängten die Enthuſiaſten und die ſpezifiſch Preußiſchen auf ſofortige Einverleibung von ganz Poſen. Sie ſcheiterten, ſo beredt Nerreter von Frauſtadt ſie vertrat, an der ſcharfen, die einzelnen Punkte der Frage klarſt markirenden Beredſamkeit des Mainzer Ziz, der in den vielſtimmigen Enthuſiasmus, mit dem Nerreter von der Rednerbühne herab begleitet wurde, als Erſtes das abkühlende Wort hineinwarf: „So lebhaft die Sympathie ſeyn mag, die wir gewiß alle für unſere deutſchen Brüder, in welchen Landen ſie auch wohnen, fühlen, ſo iſt

es gewiß nicht die Sympathie, welche uns bei Löſung von ſtaatsrechtlichen Fragen leiten darf; denn die Gränzfragen eines Volkes und ſeiner Nationalität ſind keine Fragen der Sympathie. Es handelt ſich nicht von der Vertretung deutſcher Brüder, ſondern deutſcher Landestheile."

Mit der ganzen Gewandtheit des berühmten rheiniſchen Rechtsanwalts zerlegte er ſeinen Vorredner, und ſtrafte er diejenigen von der rechten Seite, die in dem, was für Deutſchland das Nothwendigſte war, Berge von Bedenken vorfanden oder aufthürmten, bei dieſer Frage aber leicht hinweg hüpfen wollten über den Rechtsboden, den ſie ſonſt ſtets mit ſich führten.

Kaum hatte Ziz geendet und die ſtaatsrechtliche Vorfrage, ob, Poſen in den deutſchen Bund einzuverleiben, die Verſammlung für recht erachte, an den völkerrechtlichen Ausſchuß verwieſen: da lärmte auf der Rechten und in der Mitte vielfacher Ruf nach Abſtimmung, ſie wollten ſofort ganz Poſen einverleibt, die Abgeordneten Poſens zugelaſſen haben. Die Linke widerſprach. Der Präſident Gagern ſelbſt ſprach gegen die Rechte, daß es ſich zunächſt nur um die Vorfrage handeln könne, wie Ziz ausgeführt. Mittermaier, als Berichterſtatter, ſagte daſſelbe. — Meine ſehr ernſten Zweifel werden Sie prüfen, Sie werden ſich nicht von Theilnahme hinreiſſen, irre führen laſſen, ohne gründlich die Hauptfrage erörtert zu haben. Mag die Frage ſo ſchnell gelöst werden als möglich, mag der Ausſchuß ſeine Aufgabe beſchleunigen, an uns ſoll es nicht liegen — aber übereilen wollen wir uns nicht, keinen Grundſaz auch nur präjudiziell ausſprechen, den wir möglicher Weiſe ſpäter auch nur als Inconſequenz zu beklagen hätten — ſo hatte Ziz geſchloſſen, nachdem er bewieſen, daß ſelbſt die vorläufige Zulaſſung der Poſener Abgeordneten die ganze Poſener Frage anſcheinend löſe, die Abgeordneten ſelbſt in eine falſche Stellung bringe, und die Nationalverſammlung in die Lage ſeze, ihnen jezt das Recht der Theilnahme an den Berathungen und der Abſtimmung zu geben, um ſie dereinſt vielleicht wieder aus der Paulskirche entfernen zu müſſen. Und Mittermaier ſchloß, ich bitte, meine Herren, weiſen Sie dieſe Frage zur baldigen Erledigung an einen Ausſchuß, der baldigſt ein Gutachten zu geben hat., Wenn gewünſcht worden iſt, daß es bald geſchehe, dann iſt kein Grund, warum es nicht bald geſchehen ſoll.

Nochmals ergriff der Präſident das Wort, um in gleichem Sinne zu ſprechen, und als er einen weiteren Redner aufforderte, entſtand in der Mitte und auf der Rechten vielſeitiger Ruf: „Abſtimmen!“ Das Geſchrei vergrößerte ſich, die ariſtokratiſch-kirchliche Partei bedrängte den Präſidenten, der ſich gegen dieſes tumultuariſche Weſen der Rechten redlich ſträubte. Die kirchlich-ariſtokratiſche Partei, deren Stimmträger jener Herr von Mühlfeld dießmal war, der ſo lange im deutſchen Hof ausgehalten hatte, beſtand auf Abſtimmung, ob die poſenſchen Abgeordneten vorläufig zuzulaſſen ſeyen. Weſendonk, Mitglied der äußerſten Linken, eilte auf die Rednerbühne, ſeine Abſicht war, Abſtimmung mit Namensaufruf zu verlangen. Die Unruhe wuchs zur höchſten Aufregung; denn als die Rechte ſich erhob und ſchrie, mit Stampfen und Ziſchen: „herunter, herunter!“ — da erhob ſich auch die ganze Linke und das Centrum, Weſendonks Worte wurden durch furchtbares Getöſe von der Rechten überlärmt, und kaum drang der mächtige tiefe Ton Heinrich von Gagerns durch, der Weſendonk das Wort rettete; auf wenige Sekunden; denn kaum hatte er geſagt, auf die Geſchäftsordnung des Hauſes geſtüzt: „Wenn ich auf namentliche Abſtimmung dringe, ſo muß ich, ſo kann ich ſie nur dann verlangen, ehe zur Abſtimmung geſchritten wird“ — ſo nahm das Getöſe zu. Venedey von Köln, ein bei der Rechten beliebtes Mitglied des linken Centrums, wollte die Rednerbühne beſteigen. Ich bitte, dem Herrn Venedey das Wort zu geben! — rief durch das bildungsloſe Getümmel der Rechten wie flehend hindurch der Präſident der deutſchen Nationalverſammlung. Schlagen wir nicht die Sache todt durch eine Abſtimmung mit Maſſen, ſprach Venedey, es handelt ſich hier um eine Frage, die eine Lebensfrage für Deutſchland iſt, meine Herren, es iſt ſehr klar, was Sie gewollt haben, Sie wollten die Frage übers Knie brechen!

Da ſchrieen hundert Stimmen von der Rechten: „Zur Ordnung! Herunter!“ — „Das iſt meine Ueberzeugung“, ſprach Venedey, aber ſeine weitern Worte wurden unverſtändlich gemacht, durch einen Lärm, der in Sturm überging, der alles verſchlang. Da klang über die etwas ausgetobte Rechte die ſchrecklich beſonnene Stimme Simons von Trier hin, die ſie ſpäter das Lokomotivpfeifen der Revolution nannten. „Meine Herren,“ rief er, „nach der Geſchäftsordnung hätten diejenigen von Ihnen, die ſich vor Beginn der Verhandlung einge-

ſchrieben hatten, das Wort nicht erhalten können, wenn die Linke nicht damit einverſtanden geweſen wäre. Wir haben Ihnen das Wort gegeben, und Sie wollen uns nun zum Schweigen trommeln?" — „Warten Sie! es iſt noch nicht aller Tage Abend!" rief Venedey nach der Rechten hin. Der Präſident rief ihn zur Ordnung. „In dieſen Räumen ſollte nicht gedroht werden" ... ſprach Plathner von der Tribüne. „Terroriſirt noch weniger", rief Herr v. Trützſchler hinauf. „Terroriſiren?" fuhr Plathner fort. „Wiſſen Sie, was terroriſiren heißt? Wenn ſich die Minorität der Mehrheit nicht fügen will." — „Mit den Füßen debattiren, das heißt terroriſiren!" rief Zimmermann von Stuttgart. „Sie geben Gründe mit den Füßen, das iſt unwürdig", rief Robert Blum. Lette von Berlin, eine wohlwollende, und wiſſenſchaftlich bedeutende Perſönlichkeit von der Rechten, leitete verſöhnend ſeine Partei zum Maaß zurück. Gegen die, welche, weil ihre Legitimationsurkunde und alles Andere der Wahl formell in Ordnung war, die Poſener Abgeordneten, ſo weit ſie da waren, vorläufig zulaſſen wollten, bemerkte Blum ſchlagend: „Es ſind vier Demarkationslinien gezogen, von denen nur zwei formell in den deutſchen Bund aufgenommen ſind; welche wollen Sie nun gelten laſſen, und für welche wollen Sie die Abgeordneten zuziehen?" — „Die Poſener Abgeordneten," ſprach Simon von Trier, „müſſen ſo lang aus der Sizung wegbleiben, bis wir das Großherzogthum Poſen ganz, oder zum Theil zu Deutſchland aufgenommen haben." — Da brach die Rechte in neue große Unruhe aus. Aber Robert Mohl von Heidelberg, der zur Rechten ſich hinneigte, beſtätigte die formellen Gründe Simons. Die Verſammlung wies die Frage über die endgültige Zulaſſung der polniſchen Abgeordneten an den völkerrechtlichen Ausſchuß, und die Abgeordneten aus Poſen blieben vorläufig, ob ſie gleich vor der endgültigen Entſcheidung weder Siz noch Stimmrecht haben konnten.

Dieſe Geſtalt hatte inner drei Wochen die Verſammlung angenommen. Dem uneingeweihten Auge wies ſich in dem Sturme des aufgeregten Meeres nur der aufſprizende Schaum der aufeinander brauſenden Wogen; nicht was in der Tiefe dieſem Kampf der Elemente zu Grunde lag. Aus der Stellung der deutſchen Linken zu den Freiheitsbeſtrebungen der nicht-deutſchen Völker, die in einem der nächſten Abſchnitte geſchildert werden, wird ſich auch das aufklären.

Schon am 26. Mai hatte die Nationalverſammlung einen Aus-

ausgeſchrieben, der auch durch Abgeordnete aus ganz Deutſchland zahlreich beſchickt wurde. Die Pfingſten waren als Unglückstage für die rechte Seite von der eigenen Angſt einiger ihrer Mitglieder bezeichnet. Da hörte man ſagen: Am Pfingſten verſuchen ſie etwas! Ja, hieß es dort, Hecker ſoll ſchon in Frankfurt ſein. Volksverſammlungen, die in der Nähe von Frankfurt auf Pfingſten ausgeſchrieben waren, ſo wie in der Pfalz, vermehrten die Sorgen. Zugleich war in Mainz in denſelben Tagen die allgemeine deutſche Nationalbuchdruckerverſammlung und auf der Wartburg bei Eiſenach, von wo ſie in einem Tage in Frankfurt ſein konnten, tagte ein Congreß von Studierenden aller deutſchen Hochſchulen: es waren wirklich über fünfzehnhundert Studenten dort anweſend. Aber die gefürchteten Pfingſten und die Pfingſtwoche giengen ohne Gefahr vorüber, ohne republikaniſche Schilderhebung, ohne irgend eine ungeſezliche Kundgabe, ohne die zahlreichen Zuzüge aus entfernten Gegenden auf Frankfurt, von denen das böſe Gewiſſen die Geſpenſter geſehen.

Denn manchem Abgeordneten war es nicht wohl in ſeinem Gewiſſen. Er hatte ſich von den Feinden des Volkes umgarnen laſſen. Den einen und andern wohl, von dem man es laut ſagte, zog die Eitelkeit und der Ehrgeiz ſeiner Frau von dem Pfad ab, den er zu wandeln feierlich ſeinen Wählern gelobt hatte. So einer ganz an's Aeußere verlornen Frau war es nicht zu viel, auf Koſten ſeines beſſern Bewußtſeyns, ſeiner Ehre, ſeines Credits bei den früheren Freunden und bei dem Volke ihn zu Abſtimmungen zu verführen, die ihr und ihm die Salons der Bundestagsgeſandten und die glänzenden Tafeln der Frankfurter Hocharíſtokratie öffneten, und dabei die Ausſicht auf einen glanzvollen Titel oder Poſten aus Fürſtenhand. Wie das Gewiſſen, wie die Scham rang mit der Hingabe an die Partei, der ſie ſich überliefert hatten, das zeigte ſich darin, daß oft Abgeordnete in den Klubbs der Rechten oder im Geſpräch mit den ſie bearbeitenden Führern, denen ſie ſich gerne empfohlen hätten, zuſagten, gegen einen Antrag der Linken zu ſtimmen, und in der Paulskirche dafür ſtimmten, oder für einen Antrag der Rechten zuvor ſich engagirten, oft wenige Minuten noch vor der Abſtimmung, und dann, mitten in der Entſcheidung, gegentheilig ſtimmten, wenn ſie ſahen und hörten die Verwunderung, den Aufſchrei der Entrüſtung auf den Bänken ihrer bisherigen politiſchen Freunde, auf den Gal-

drei Eigenſchaften ruſſiſche Schriftſteller wie Diplomaten unverholen an den Deutſchen als vorzugsweiſe Merkmale erkannt haben wollten. Niemand unbekannt war, daß die Ruſſen an den Höfen der großen wie der kleinen Fürſten Deutſchlands mehr als eine unſichtbarſichtbare Hand hatten, die den Ton angab; eben ſo, daß das Ruſſenthum aus Prinzip gegen Geiſtesregſamkeit und gegen bürgerliche Freiheit auftreten mußte. Die Linke war ſich auch darüber klarer, als irgend wer im Parlament. Auch darum geißelte ſie die Gelehrten-Gründlichkeiten, das Schulgezänke der Verfaſſungsentwerfer, das koſtbare Wochen thatlos verſtreichen ließ; auch darum drang ſie vor Allem auf Waffen, Waffen und nichts als Waffen; auf die Schaffung einer wirklichen Macht mit Flotten, Heeren, Kanonen, Geld, und um Quellen für das leztere flüſſig zu machen, auf Förderung und neue Wege der Induſtrie und des Handels vor allem Andern. Sie wußten aber auch, daß man, wie in England, ſo in Petersburg, durch den Aufſchwung des deutſchen Volkes im März überraſcht, betroffen war, und daß nur Thaten ſtatt der Worte, Muth ſtatt der Furchtſamkeit von Seiten der deutſchen Nationalverſammlung dazu gehörten, um den ruſſiſchen Koloß zu bannen, ſeine Diplomaten freundlich zu machen und die Sympathie Europas zu erwerben. Die Furcht, ja die Feigheit, die ein Theil der Deutſchen Rußland gegenüber durchblicken ließ, wurde von jenen Männern darum um ſo mehr verdammt.

Die Furcht überhaupt war manchem Mitglied auf der Rechten wie Vielen außerhalb der Paulskirche, durch ihre bisherigen Verhältniſſe, durch die Kanzlei-, Geſchäfts- und Gelehrtenſtube angekränkelt. Wie unheimlich erſchienen ihnen die Demokraten, beſonders die aus der untern Volksſchichte! Der Beifall wie die mißfälligen Stimmen der Gallerien ſchienen ihnen ſo gefährlich, daß ſie von einem „Druck von Außen", von einer „Tyrannei der Maſſen" redeten und träumten, daß ſie die Freiheit der Verhandlungen, ja die Perſon der Einzelnen für bedroht erklärten, und Anträge ſtellten zum Schuz der Nationalverſammlung, und zwar als dringlich vor Allem; aber noch wurde die Furcht bei der Mehrheit von der Scham überwogen, ſie gieng über die Frage der bedrohten Sicherheit der Verſammlung, wie ſich der Präſident ausdrückte, zur Tagesordnung über, zum Entſezen Einzelner, denen in Wahrheit unheimlich war. Denn auf die Pfingſtwoche war ein demokratiſcher Congreß nach Frankfurt

Weiſungen, Warnungen nicht achte. Dieſe Anſicht hing folgerichtig mit der Anſicht von der Souveränität des Volkes zuſammen. „Ruft", ſagten die Wähler, „der ſouveräne Fürſt ſeinen Bevollmächtigten ab, und erſezt ihn durch einen andern, ſobald jener ſich des Vertrauens unwürdig zeigt: ſo rufen wir, das ſouveräne Volk, unſere Bevollmächtigten, die aus unſerer, und aus keiner andern Hand, die Vollmachten empfangen, und unſere Inſtruktionen ſchon zuvor für den Fall ihrer Wahl angenommen und genau zu befolgen ſich verbindlich gemacht haben, mit Recht ab und erklären unſere Vollmachten für ihre Perſon als erloſchen, ſobald ſie entweder nicht gemäß dieſer Vollmachten oder geradezu entgegen dieſen Vollmachten, nicht nur über ſie hinaus, ſondern ſogar ihnen zuwider, ſchroffſt zuwider ſtimmen und handeln."

Es ſaßen viele Abgeordnete aus ganz Deutſchland da, die, wenn ſie auch äußerlich es vergeſſen zu haben ſchienen, es innerlich nicht vergeſſen hatten, daß ſie unter dieſer ausdrücklichen Beſtimmung ihre Vollmachten empfangen und übernommen hatten.

An andern Orten erwarteten die Wähler wenigſtens von dem Ehrgefühl ihres Abgeordneten, daß er von ſelbſt ſeine Vollmacht abgeben werde, wenn er ſich vergewiſſert habe, daß er das Vertrauen der Mehrheit ſeiner Vollmachtgeber nicht mehr habe; das Volk hatte keine Ahnung von der politiſchen und ſittlichen Größe, die zu ſagen im Stande wäre, „man behalte ſeine Vollmacht ſo lang, bis der lezte Wähler ſchriftlich ſein Vertrauen entziehe."

Dahin, wo man ſie nicht kannte, giengen diejenigen, die links geweſen und rechts geworden waren: dahin wo man ſie kannte, giengen die andern Freunde des Volkes. Die Rechte ſchwärmte, als die Pfingſttage kamen, dahin aus, wo man größtentheils auch ſie nicht kannte, den Rhein hinab, den Rhein hinauf, nach allen Theilen des ſchönen ſüdlichen Deutſchlands, nur nicht dahin, wohin die Linke ſich zog; die Rechte ſchwärmte in die Bäder, in die Gebirge, ſelbſt in die Schweiz und ins Tyrol ſolche, die aus dem Norden gekommen waren.

Am Abend des 9. Juni wurden die Sizungen bis zum 14. vertagt, angeblich damit der Verfaſſungsausſchuß arbeiten und Vorlagen machen könne; in Wahrheit aus ganz andern Gründen: die Linke kannte ſie.

In dieſen Tagen war das Gerücht unter die Linke gekommen, daß da, wohin früher ein Congreß ausgeſchrieben war, zu Dresden,

als dem Ort, wohin jezt Niemand ſein Auge richte, ein fürſtlicher Geſandtenkongreß der Reaktion im tiefſten Geheimniß gehalten worden ſei, unter dem Vorſiz des ruſſiſchen Geſandten. Ob es wahr war oder falſch, die Zeit wird es lehren, wenn ſie es nicht ſchon gelehrt hat. Es ſei, hieß es, dort beſchloſſen worden, diejenigen Abgeordneten, welche Beamte ſeyen, aufs ſtrengſte in Fürſtenpflicht zu nehmen, hinaus zu ziehen, zu verſchleppen, nichts zu Stande kommen zu laſſen und die von der Nationalverſammlung beabſichtigte Wahl der Centralgewalt, die proviſoriſch in Frankfurt ſein ſollte, nur dann anzuerkennen, wenn ſie den Höfen genehm ſei, weil ſie ihren Zwecken entſpreche: mit andern Worten es ſeien die Inſtruktionen verabredet worden, um die Reaktion mittelſt der Nationalverſammlung und mittelſt ihrer Beſchlüſſe durchzuführen.

Die Linke vertheilte ſich nach allen Regionen, um volksthümlich zu wirken.

In die Vierzig ihrer Mitglieder begaben ſich in die Pfalz, unter Blums Führung. Der gaſtliche Sinn der freien, lebensfrohen Pfälzer hatte ſie dahin eingeladen. Oeſterreich, Preußen, Hannover, Hamburg, Sachſen, Mecklenburg, Württemberg, beide Heſſen und Bayern — ſie waren alle vertreten. Da lag das ſchöne Land mit den grünen Waldhöhen und den weinreichen Abhängen der Hardt, mit ſeinen lieblichen Weinen und ſeinen ſchönen Menſchen. Es war die Kirſchenreife, und die Lüft ſo mild, ſo golden, daß der Nordländer es mit allen Sinnen genoß, daß er im mildeſten Klima von Deutſchland war, wo die Mandel gedeiht neben der Aprikoſe und Kaſtanienwäldchen grünen neben der Eiche, der Buche und der Birke; wo ſie von den höchſten Punkten der Hardt den Silberlauf des Rheines, die ſchönen Ebenen des Elſaſſes, den mächtigen Saum des Schwarzwaldes, der bei heiterem Himmel ſo tief dunkel vom Blau abſticht, mit Einem Blick überſchauten und durch den Schleier weiter Ferne geheimnißvoll die Schweizeralpen durchblicken ſahen. Und unten, in den Ebenen und Thälern regte ſich vor ihren Augen der Fleiß der Menſchen, die Geſchicklichkeit der Hände, nicht weniger ſchöpferiſch, als die Natur, in den induſtriellen Städten dieſer Rheinpfalz. Da lagen die Punkte, an welche die deutſche Geſchichte große Erinnerungen, weltgeſchichtliche Momente anknüpft, aber auch traurige und warnende. Sie ſtanden mit jedem Schritt faſt auf einem Stück durch die Geſchichte geweihten

Bodens. Dort vom hohen Hügel, der ſeinen Fuß in der Rheinfluth nezt, winkten die Ueberbleibſel der Katharinenkirche von Oppenheim, halb Ruine, mit den fenſterloſen Mauern des hohen Thors, durch die grünes Geſträuch heraus wucherte, dachlos, jeder Witterung offen; hier, weiter und weiter hin Ruinen an Ruinen von ausgebrannten Schlöſſern und Kirchen — Erinnerungen an das Jahr 1689, an den Städte und Dörfer verheerenden Despotismus des franzöſiſchen Königthums, und an die Ohnmacht des zerriſſenen hundertherrigen, dem Uebermuth der Fremden preisgegebenen Deutſchlands. Wichtiger, als dort links am Rhein der ehrwürdige Dom von Speyer mit ſeinen acht Kaiſergräbern, wo der Habsburger Rudolf und der Naſſauer Adolf nebeneinander ſchlafen, mit ſeiner alten, großen entvölkerten Stadt, — bedeutungsvoller ſprach zu ihnen das alte Worms, wo einſt vor dem Reichstag der Führer und Bahnbrecher des modernen Geiſtes, der Mann des Proteſtes und der conſervativ-revolutionären That, Luther, das große Wort ſprach, an das ſich eine Umwandlung nicht nur Deutſchlands ſondern Europas hieng, und der jedem ein Vorbild abgab unerſchütterlichen Muthes und Ausdauerns für die Sache der Wahrheit und des Rechtes. Bei Neuſtadt betraten ſie, wenn auch einen weniger großen, doch in der Geſchichte der neueſten Volksentwicklung immerhin bedeutenden geſchichtlichen Boden, den des Hambacher Feſtes. Es waren jezt Männer unter ihnen, die als Jünglinge jenem Feſt angewohnt hatten, und ſich deſſen jezt als verwirklicht freuten, was ſie damals mit Wünſchen und Träumen erſtrebten.

Unter allen dieſen Eindrücken fühlten ſich die Wanderer aus der Paulskirche gehoben und getragen. Allenthalben wurden ſie von der Bevölkerung mit großer Feierlichkeit empfangen, von Ort zu Ort durch die Bürgerwehren mit Muſik und mit Ehrentränken, von den Frauen und Töchtern mit Blumenſträußen und Kränzen begrüßt, vor allen Robert Blum. Die Einwohner wetteiferten, die Abgeordneten in ihren Wohnungen zu herbergen. Auf dem Eſpacher-Schloß, auf dem Hügel der königlichen Villa bei Edenkoben, auf der Ruine Limburg waren große Volksverſammlungen, die größte in Neuſtadt von ungefähr achttauſend Köpfen. Drei Stunden lang ſprachen hier die Abgeordneten bald kürzer bald länger zum Volke. Neben Robert Blum, welcher der Held aller war, ließ Vogt ſeinen Humor, ſeinen Wiz, ſeine Einfälle glänzen. Der Grundton aber in den Reden

als dem Ort, wohin jezt Niemand ſein Auge richte, ein fürſtlicher Geſandtenkongreß der Reaktion im tiefſten Geheimniß gehalten worden ſei, unter dem Vorſiz des ruſſiſchen Geſandten. Ob es wahr war oder falſch, die Zeit wird es lehren, wenn ſie es nicht ſchon gelehrt hat. Es ſei, hieß es, dort beſchloſſen worden, diejenigen Abgeordneten, welche Beamte ſeyen, aufs ſtrengſte in Fürſtenpflicht zu nehmen, hinaus zu ziehen, zu verſchleppen, nichts zu Stande kommen zu laſſen und die von der Nationalverſammlung beabſichtigte Wahl der Centralgewalt, die proviſoriſch in Frankfurt ſein ſollte, nur dann anzuerkennen, wenn ſie den Höfen genehm ſei, weil ſie ihren Zwecken entſpreche: mit andern Worten es ſeien die Inſtruktionen verabredet worden, um die Reaktion mittelſt der Nationalverſammlung und mittelſt ihrer Beſchlüſſe durchzuführen.

Die Linke vertheilte ſich nach allen Regionen, um volksthümlich zu wirken.

In die Vierzig ihrer Mitglieder begaben ſich in die Pfalz, unter Blums Führung. Der gaſtliche Sinn der freien, lebensfrohen Pfälzer hatte ſie dahin eingeladen. Oeſterreich, Preußen, Hannover, Hamburg, Sachſen, Mecklenburg, Württemberg, beide Heſſen und Bayern — ſie waren alle vertreten. Da lag das ſchöne Land mit den grünen Waldhöhen und den weinreichen Abhängen der Hardt, mit ſeinen lieblichen Weinen und ſeinen ſchönen Menſchen. Es war die Kirſchenreife, und die Luft ſo mild, ſo golden, daß der Nordländer es mit allen Sinnen genoß, daß er im mildeſten Klima von Deutſchland war, wo die Mandel gedeiht neben der Aprikoſe und Kaſtanienwäldchen grünen neben der Eiche, der Buche und der Birke; wo ſie von den höchſten Punkten der Hardt den Silberlauf des Rheines, die ſchönen Ebenen des Elſaſſes, den mächtigen Saum des Schwarzwaldes, der bei heiterem Himmel ſo tief dunkel vom Blau abſticht, mit Einem Blick überſchauten und durch den Schleier weiter Ferne geheimnißvoll die Schweizeralpen durchblicken ſahen. Und unten, in den Ebenen und Thälern regte ſich vor ihren Augen der Fleiß der Menſchen, die Geſchicklichkeit der Hände, nicht weniger ſchöpferiſch, als die Natur, in den induſtriellen Städten dieſer Rheinpfalz. Da lagen die Punkte, an welche die deutſche Geſchichte große Erinnerungen, weltgeſchichtliche Momente anknüpft, aber auch traurige und warnende. Sie ſtanden mit jedem Schritt faſt auf einem Stück durch die Geſchichte geweihten

Bodens. Dort vom hohen Hügel, der ſeinen Fuß in der Rheinfluth nezt, winkten die Ueberbleibſel der Katharinenkirche von Oppenheim, halb Ruine, mit den fenſterloſen Mauern des hohen Thors, durch die grünes Geſträuch heraus wucherte, dachlos, jeder Witterung offen; hier, weiter und weiter hin Ruinen an Ruinen von ausgebrannten Schlöſſern und Kirchen — Erinnerungen an das Jahr 1689, an den Städte und Dörfer verheerenden Deſpotismus des franzöſiſchen Königthums, und an die Ohnmacht des zerriſſenen hundertherrigen, dem Uebermuth der Fremden preisgegebenen Deutſchlands. Wichtiger, als dort links am Rhein der ehrwürdige Dom von Speyer mit ſeinen acht Kaiſergräbern, wo der Habsburger Rudolf und der Naſſauer Adolf nebeneinander ſchlafen, mit ſeiner alten, großen entvölkerten Stadt, — bedeutungsvoller ſprach zu ihnen das alte Worms, wo einſt vor dem Reichstag der Führer und Bahnbrecher des modernen Geiſtes, der Mann des Proteſtes und der conſervativ-revolutionären That, Luther, das große Wort ſprach, an das ſich eine Umwandlung nicht nur Deutſchlands ſondern Europas hieng, und der jedem ein Vorbild abgab unerſchütterlichen Muthes und Ausdauerns für die Sache der Wahrheit und des Rechtes. Bei Neuſtadt betraten ſie, wenn auch einen weniger großen, doch in der Geſchichte der neueſten Volksentwicklung immerhin bedeutenden geſchichtlichen Boden, den des Hambacher Feſtes. Es waren jezt Männer unter ihnen, die als Jünglinge jenem Feſt angewohnt hatten, und ſich deſſen jezt als verwirklicht freuten, was ſie damals mit Wünſchen und Träumen erſtrebten.

Unter allen dieſen Eindrücken fühlten ſich die Wanderer aus der Paulskirche gehoben und getragen. Allenthalben wurden ſie von der Bevölkerung mit großer Feierlichkeit empfangen, von Ort zu Ort durch die Bürgerwehren mit Muſik und mit Ehrentränken, von den Frauen und Töchtern mit Blumenſträußen und Kränzen begrüßt, vor allen Robert Blum. Die Einwohner wetteiferten, die Abgeordneten in ihren Wohnungen zu herbergen. Auf dem Eſpacher-Schloß, auf dem Hügel der königlichen Villa bei Edenkoben, auf der Ruine Limburg waren große Volksverſammlungen, die größte in Neuſtadt von ungefähr achttauſend Köpfen. Drei Stunden lang ſprachen hier die Abgeordneten bald kürzer bald länger zum Volke. Neben Robert Blum, welcher der Held aller war, ließ Vogt ſeinen Humor, ſeinen Wiz, ſeine Einfälle glänzen. Der Grundton aber in den Reden

Aller war tiefer Ernſt, und es war eine ahnungsvolle höhere Stimmung in Rednern und Zuhörern, auch in dem ſchönen Geſchlecht, unter dieſen Roſen der Freude, als ob man ſich damit bekränzte und ſchmückte, als am Vorabend einer entſcheidenden Schlacht. Die leicht erregbaren Pfälzer und Pfälzerinnen, auf dem Land wie in der Stadt, äußerten zwar ein großes Vertrauen zu den Grundſäzen und dem Wollen der linken Seite des Parlaments, aber auch eine eben ſo große Ungeduld, von ihm Thaten zu ſehen. Wir wollen, hieß es hier, in der kürzeſten Zeit die Hoffnung verwirklicht ſehen, welche wir auf die Beſchlüſſe der Nationalverſammlung ſezen. Wir ſind jezt noch in einer ſtillen Revolution, hieß es dort; wird unſere Hoffnung getäuſcht, ſo wird die ſtille Revolution eine ſtürmiſche werden; und in der, ſezte ein Dritter hinzu, dürfte manches Staatsſchifflein zerſchellen, mit ſammt den verblendeten Steuermännern. —

Drei Tage durchzogen die Abgeordneten die Pfalz, es war ein fortgeſezter Triumphzug des Prinzips. Die Thore, die Hauptſtraßen, waren feſtlich geſchmückt wie die Rednerbühnen, aus allen Häuſern flaggten Fahnen, Teppiche, die Farben der Feſtlichkeit, und um die Thüren und Fenſter zogen ſich Laubgewinde und Blumenketten, und die Söhne des Nordens und des Oſtens geſtanden ſich gerne, daß der Ruhm der pfälziſchen Schönheit und edeln Sitte nicht übertrieben war, von dem die Lieder wie die Bücher der Wiſſenſchaft reden. Mit allen Ehren, mit denen vordem Könige und Herzoge begrüßt wurden, begrüßten Städter und Landleute die vertrauenswerthen Vertreter der Volksſouveränität, und die lezteren hatten vor den erſteren noch des Volkes ungeheuchelte und unbegränzte Liebe voraus.

Durch das ganze ſüdliche Deutſchland waren in den Pfingſttagen große Volksverſammlungen auf den gelegenſten Punkten: die Hunderte von Adreſſen, manche ernſtlichſt mahnend, die von da an die Nationalverſammlung ausgingen, hätten können ein Spiegel für die Mängel und Fehler der leztern ſeyn. Weil auf mehrere Punkte am gleichen Tage vertheilt, war die Volksſtimme in der nächſten Nähe von Frankfurt, zu Rödelheim dieſſeits, auf den Höhen von Biber bei Offenbach jenſeits, weniger lautrauſchend. Dagegen war die Volksverſammlung oberhalb Mainz, zu Hochheim, wohl eine der größten, die auf deutſchem Boden gehalten wurden. Mehr als zwölf-

tauſend, meiſt Männer, aus Rheinheſſen und Naſſau, wollte man zählen. Hier ſprachen Mitglieder der äußerſten Linken. Der Unmuth gegen die rechte Seite der Nationalverſammlung ſprach aus dem Mund und aus den Geberden alles Volkes. Sie beſteht faſt nur aus Hofräthen, Räthen und Unräthen, hörte man ſagen, und die Anträge, die, lange berathen, allſeitig, mit ungeduldiger Zuſtimmung, angenommen wurden, können als Zeichen gelten von dem, was in dieſen Tagen die Volksverſammlungen kund gaben. Die Verſammlung ernannte zwei altbekannte Volksmänner, einen ergrauenden und einen weißen Haupts und langen weißen Barts, die Bürger Schöppler aus Mainz und Hoffmann aus Hochheim, um die Forderungen des Volks in Adreſſen niederzulegen, an die Nationalverſammlung und an die darmſtädtiſche und naſſauiſche Regierung. Das Erſte was gefordert wurde, war: das von Frankreich angebotene Schuz- und Truzbündniß anzunehmen und zu erklären, daß kein freier Deutſcher an einem ungerechten Kampf gegen die freien weſtlichen Nachbarn Theil nehmen würde. Das Zweite war: die Truppenmaſſen, welche man am Rhein aufſtelle, gegen Oſten zu ſchicken, wo ein wirklicher Feind die Gränzen und die Freiheit bedrohe. Das Dritte: die Staatsbeamten, welche, ohne das Vertrauen des Volkes zu genießen, immer noch in alter gewohnter Weiſe fortwirken, zu entfernen und durch tüchtige Leute zu erſezen. Darüber, daß die zu ſchaffende Centralgewalt nicht durch die Fürſten, ſondern durch die Nationalverſammlung, und zwar, daß dieſer Executivausſchuß aus der Mitte der Nationalverſammlung zu wählen ſey, war alles vornherein einig, ſo wie darüber, daß an die Stelle des jezigen Fürſtenheers ein Volksheer treten müſſe. Von den vielen anweſenden Soldaten beſtiegen zwei die hohe, von der ungeheuern Verſammlung in einem Halbkreis umſchaarte Rednerbühne: der eine erklärte, daß die rheinheſſiſchen Militärpflichtigen eine Eingabe an die Regierung gerichtet haben, worin ſie den Entſchluß kund geben, ſich nicht eher zu ſtellen, als bis von der Nationalverſammlung das deutſche Heerweſen geordnet ſey. Der andere erklärte, und ſchwang den Säbel dazu, die Soldaten ſtehen zur Nationalverſammlung; wie er, ſo denken ſeine Kameraden.

So waren die Pfingſtfeiertage vorüber, nichts Unangenehmes hatte ſie verkümmert, und die Abgeordneten eilten von allen Seiten her

wieder Frankfurt zu. Das verhielten ſich Einzelne ſelbſt von der äußerſten Linken nicht, daß, wenn man um Formen ſtreite, die Sache darüber leiden müſſe; daß der Zank um Formen, republikaniſche oder monarchiſche, bereits nicht zum Nuzen der allgemeinen Sache des deutſchen Volkes in den Eingeweiden deſſelben wühle; daß nur der kleinere Theil von Deutſchland, Baden, Württemberg, die Rheinlande und Sachſen, und etwa noch Franken und ein Theil von Schleſien ſo weit ſeyen, daß ſie eine rein demokratiſche Verfaſſung wünſchen und begreifen; daß dagegen Hannover wie Oeſterreich, der größte Theil von Preußen und Bayern nicht ſo weit ſeyen, dabei die Regierungen in dieſen Ländern und die Fürſtenhäuſer feſt und mächtig an Mitteln daſtehen, wenn nicht eine neue allgemeine Revolution raſch eintrete; raſch, weil nur dann leicht durchführbar ohne die ſchwerſten Opfer; zu den ſchwerſten Opfern aber ſchienen die Menſchen Süddeutſchlands ein noch zu weicher Stoff. Die jezige Kultur zeigte von der Religion der Alten, welche Weltfreude und Todesverachtung zugleich war, nur die erſte Seite; die Religion der Meiſten von heute iſt wie ein Kultus der Lebensluſt und des Beſizes unter dem ſchwarzen Schatten der Todesfurcht. Für eine Revolution aber iſt es das Erſte, daß man zu ſterben, das Zweite erſt, daß man zu leben weiß.

Die Abgeordneten von der Rechten drängten dießmal ſo ſehr als die der Linken an die Arbeit: ſie konnten es nicht erwarten einen Herrn zu überkommen. Aber die ganze Pfingſtwoche gieng vorüber, ohne eine größere Arbeit, und dann floſſen Wochen hin bis zu einem Beſchluß. Man fand bei der Rückkehr keine Vorlagen der Ausſchüſſe vor. Die Ausſchüſſe ſeien nicht fertig geworden, hieß es; der Berichterſtatter ſei krank; es habe über dies oder jenes nachträglich noch einen Anſtand gegeben; es ſei in der Druckerei das eine und das andere verſpätet worden. — Die meiſten glaubten ernſtlich, an ſolchen Kleinigkeiten häkle ſich das große Werk feſt; andere ſahen darin Ausflüchte, um Zeit zu gewinnen, Maskirungen der Verhandlungen, welche von den Führern der Reaktion und andern Leuten mit den Regierungen oder vielmehr Höfen von Berlin, Wien und München geführt wurden über die Schaffung einer Centralgewalt. In jeder Sizung aber waren Anträge genug als dringlich nachgewieſen worden, über die man ohne Bericht hätte berathen können.

Freiheit Beruhigung bringen, dem anarchiſchen Umſturz aber den Todesſtoß verſezen werden.

Gegen die Conventsgelüſte der Linken, wie ſie es nannten, waren „Vertrauende“ und Führer der Reaktion nach den erſten Sizungen ſchon zuſammen getreten und hatten die Schöpfung einer „ſtarken Vollziehungsbehörde“, einer Centralgewalt, verabredet. Sie hatten ſich ſofort ganz in der Stille mit dem Bundestag und durch dieſen mit den Höfen in Verkehr darüber geſezt, und als die erſten Anträge auf Ernennung eines Vollziehungsausſchuſſes zugleich von der Linken und der rechten Seite an Einem Tag eingebracht wurden, hatten die obengenannten ſchon angeknüpft und gehandelt. Auch Max von Gagern und Mathy waren darunter. Mathy mit Max von Gagern hatte in der fünften Sizung die Beeidigung aller deutſchen Truppen auf die Nationalverſammlung beantragt. Das ſpricht dafür, daß dieſe zwei damals nicht den Gedanken hatten, die proviſoriſche Centralgewalt zur Brücke für die Rückkehr der vormärzlichen Zuſtände machen zu wollen. Die Mehrheit für ihre Art von Vollziehungsausſchuß zu gewinnen, wurde abſichtlich die Sache von ihnen ſelbſt hinausgezogen: hier galt's, bei den Fernhergekommenen, bei den Unentſchiedenen die Abſichten und die Perſonen der Linken zu verdächtigen und Geſpenſter zu malen. Privatgeſpräche und die Preſſe und die Klubbs wurden dazu benüzt. Wir können nicht einzig und allein fortkommen, ſagte man; wir müſſen etwas haben, wodurch die inneren und äußeren Angelegenheiten kräftig geleitet, jede Beirrung der Verfaſſungsarbeit fern gehalten und die geſezliche endliche Durchführung unſerer Beſchlüſſe über die Verfaſſung ermöglicht wird. Daß dieſes Etwas das Organ für die Höfe werden ſollte, um für ſie gegen die Völker zu wirken, das ſagte man ſich nur in denjenigen Klubbs, in welchen die Reaktion die Loſung war, als Geheimniß.

Es wird erzählt, von Württemberg und zwei andern kleineren Staaten ſey im Schooße des Bundestags noch im Mai die Verwandlung des Bundestags in ein Oberhaus oder Staatenhaus vorgeſchlagen worden, damit die Regierungen in ihm fort einen Vollziehungsausſchuß hätten und der Bewegung Meiſter blieben. Die Regierungen ließen ſich nicht darauf ein; einzelne, weil dieſer neue Anſtrich des alten Bundestags jezt noch ihrem Volk gegenüber

unthunlich ſchien, die meiſten, weil ſie auf den baldigen Sieg der reaktionären Entwürfe hofften. Die Nationalverſammlung flößte ihnen dazu Vertrauen ein.

Als am 17. Juni der am 3. gewählte Ausſchuß Bericht erſtattete, waren es nicht weniger als 16 Anträge, die aus der Nationalverſammlung auf eine Centralgewalt geſtellt waren; zwanzig kamen noch dazu.

Bei ihren kühnen Beſchlüſſen, welche, ohne wirkliche Macht zur Ausführung zu haben, bisher gefaßt worden waren, hatte die Mehrheit ſtets die zu ſchaffende proviſoriſche Centralgewalt im Auge gehabt; bei der Schaffung der Centralgewalt hatten Einzelne die Miniſterſtellen und andere Poſten im Auge, die aus ihr folgten.

Als es gegen die Entſcheidung hin kam, fühlten die Führer der Reaktion und die mit ihnen waren, daß es nicht ſo, wie ſie wollten, zu gehen drohte. Die Thätigkeit der Parteien außerhalb der Paulskirche war groß, und die Rechte konnte erſt ihres Sieges gewiß ſeyn, als ſie Zugeſtändniſſe machte und auf ihren erſten Antrag verzichtete.

Nicht bloß die damalige Stimmung der Verſammlung, ſondern auch den Wechſel der Gedanken und der Verhältniſſe zeigt in ſcharfem Lichte das Schickſal eines Antrages, der im Laufe der Berathung von dem Abgeordneten Braun von Cöslin eingebracht wurde. Der beantragte: bis zur definitiven Begründung einer oberſten Regierungsgewalt für Deutſchland werde die Ausübung derſelben in allen gemeinſamen Angelegenheiten der Krone Preußen übertragen mit denjenigen Beſtimmungen und Modalitäten, welche für das von anderer Seite vorgeſchlagene Landesdirektorium aufgeſtellt ſind. —

Natürlich brannten die Gedanken aller derer, die in der Paulskirche der ſchwarz-weißen Fahne des Herrn von Vincke folgten, zum Voraus von dem Wunſch, ſchon jezt Preußen an die Spize Deutſchlands zu bringen. Noch waren aber die lezten Worte des Antrags von Braun nicht verleſen, da brach ein ſo ſchallendes, lang anhaltendes, faſt allgemeines Gelächter der Verſammlung aus, welches das Publikum accompagnirte, daß nicht einer der zahlreich anweſenden preußiſchen Ariſtokraten und Büreaukraten es wagte, den Antrag auch nur zu unterſtüzen, geſchweige zu vertreten und zu vertheidigen. Der Präſident unterbrach die ſtürmiſche Heiterkeit mit dem Ruf:

Freiheit Beruhigung bringen, dem anarchiſchen Umſturz aber den Todesſtoß verſezen werden.

Gegen die Conventsgelüſte der Linken, wie ſie es nannten, waren „Vertrauende" und Führer der Reaktion nach den erſten Sizungen ſchon zuſammen getreten und hatten die Schöpfung einer „ſtarken Vollziehungsbehörde", einer Centralgewalt, verabredet. Sie hatten ſich ſofort ganz in der Stille mit dem Bundestag und durch dieſen mit den Höfen in Verkehr darüber geſezt, und als die erſten Anträge auf Ernennung eines Vollziehungsausſchuſſes zugleich von der Linken und der rechten Seite an Einem Tag eingebracht wurden, hatten die obengenannten ſchon angeknüpft und gehandelt. Auch Max von Gagern und Mathy waren darunter. Mathy mit Max von Gagern hatte in der fünften Sizung die Beeidigung aller deutſchen Truppen auf die Nationalverſammlung beantragt. Das ſpricht dafür, daß dieſe zwei damals nicht den Gedanken hatten, die proviſoriſche Centralgewalt zur Brücke für die Rückkehr der vormärzlichen Zuſtände machen zu wollen. Die Mehrheit für ihre Art von Vollziehungsausſchuß zu gewinnen, wurde abſichtlich die Sache von ihnen ſelbſt hinausgezogen: hier galt's, bei den Fernhergekommenen, bei den Unentſchiedenen die Abſichten und die Perſonen der Linken zu verdächtigen und Geſpenſter zu malen. Privatgeſpräche und die Preſſe und die Klubbs wurden dazu benüzt. Wir können nicht einzig und allein fortkommen, ſagte man; wir müſſen etwas haben, wodurch die inneren und äußeren Angelegenheiten kräftig geleitet, jede Beirrung der Verfaſſungsarbeit fern gehalten und die geſezliche endliche Durchführung unſerer Beſchlüſſe über die Verfaſſung ermöglicht wird. Daß dieſes Etwas das Organ für die Höfe werden ſollte, um für ſie gegen die Völker zu wirken, das ſagte man ſich nur in denjenigen Klubbs, in welchen die Reaktion die Loſung war, als Geheimniß.

Es wird erzählt, von Württemberg und zwei andern kleineren Staaten ſey im Schooße des Bundestags noch im Mai die Verwandlung des Bundestags in ein Oberhaus oder Staatenhaus vorgeſchlagen worden, damit die Regierungen in ihm fort einen Vollziehungsausſchuß hätten und der Bewegung Meiſter blieben. Die Regierungen ließen ſich nicht darauf ein; einzelne, weil dieſer neue Anſtrich des alten Bundestags jezt noch ihrem Volk gegenüber

unthunlich ſchien, die meiſten, weil ſie auf den baldigen Sieg der reaktionären Entwürfe hofften. Die Nationalverſammlung flößte ihnen dazu Vertrauen ein.

Als am 17. Juni der am 3. gewählte Ausſchuß Bericht erſtattete, waren es nicht weniger als 16 Anträge, die aus der Nationalverſammlung auf eine Centralgewalt geſtellt waren; zwanzig kamen noch dazu.

Bei ihren kühnen Beſchlüſſen, welche, ohne wirkliche Macht zur Ausführung zu haben, bisher gefaßt worden waren, hatte die Mehrheit ſtets die zu ſchaffende proviſoriſche Centralgewalt im Auge gehabt; bei der Schaffung der Centralgewalt hatten Einzelne die Miniſterſtellen und andere Poſten im Auge, die aus ihr folgten.

Als es gegen die Entſcheidung hin kam, fühlten die Führer der Reaktion und die mit ihnen waren, daß es nicht ſo, wie ſie wollten, zu gehen drohte. Die Thätigkeit der Parteien außerhalb der Paulskirche war groß, und die Rechte konnte erſt ihres Sieges gewiß ſeyn, als ſie Zugeſtändniſſe machte und auf ihren erſten Antrag verzichtete.

Nicht bloß die damalige Stimmung der Verſammlung, ſondern auch den Wechſel der Gedanken und der Verhältniſſe zeigt in ſcharfem Lichte das Schickſal eines Antrages, der im Laufe der Berathung von dem Abgeordneten Braun von Cöslin eingebracht wurde. Der beantragte: bis zur definitiven Begründung einer oberſten Regierungsgewalt für Deutſchland werde die Ausübung derſelben in allen gemeinſamen Angelegenheiten der Krone Preußen übertragen mit denjenigen Beſtimmungen und Modalitäten, welche für das von anderer Seite vorgeſchlagene Landesdirektorium aufgeſtellt ſind. —

Natürlich brannten die Gedanken aller derer, die in der Paulskirche der ſchwarz-weißen Fahne des Herrn von Vincke folgten, zum Voraus von dem Wunſch, ſchon jezt Preußen an die Spize Deutſchlands zu bringen. Noch waren aber die lezten Worte des Antrags von Braun nicht verleſen, da brach ein ſo ſchallendes, lang anhaltendes, faſt allgemeines Gelächter der Verſammlung aus, welches das Publikum accompagnirte, daß nicht einer der zahlreich anweſenden preußiſchen Ariſtokraten und Büreaukraten es wagte, den Antrag auch nur zu unterſtüzen, geſchweige zu vertreten und zu vertheidigen. Der Präſident unterbrach die ſtürmiſche Heiterkeit mit dem Ruf:

„Meine Herren, laſſen Sie doch Jeden ſeine Meinung ausſprechen.“ Der Redner auf der Tribüne lacht ja ſelbſt mit, rief eine Stimme vom Plaz, und das Lachen ward allgemein. „Das war ein Schlag aus blauem Himmel für die preußiſche Hegemonie, von dem wird ſie ſich in dieſer Verſammlung ſchwerlich mehr erholen“ — hieß es im Centrum.

Still, klug ohne Laut, zum Nachtheil der eigenen politiſchen Freunde, verzichtete für jezt, was preußiſch geſinnt war.

Herr Dahlmann der Berichterſtatter der Mehrheit war nicht an und für ſich preußiſch geſinnt, aber er war ein Schleswig-Holſteiner, und die Schleswig-Holſteiner hofften zunächſt nur von der Krone Preußens den Sieg ihres ſpeziellen Vaterlands. Der Mann war nicht die glücklichſte Wahl für die Anbahnung des preußiſchen Siegs in dieſer Frage. Er hoffte durch Bekämpfung der Linken und äußerſten Linken die große Mehrheit der Verſammlung ſo zu gewinnen, daß das Weitere daraus ſich von ſelbſt ergebe. Schon im Ausſchuß, deſſen Mitglieder ſie waren, hatten Robert Blum und Adolf von Trützſchler den Antrag geſtellt: Die konſtitutionelle Nationalverſammlung beſchließe: erſtens, ſie wählt mit abſoluter Stimmenmehrheit eines ihrer Mitglieder zum Vorſizenden eines Vollziehungsausſchuſſes; zweitens, dieſer Vorſizende geſellt ſich nach freier Wahl vier Genoſſen zu, die gemeinſchaftlich mit ihm den Vollziehungsausſchuß bilden; drittens, dieſer Vollziehungsausſchuß hat die Beſchlüſſe der Nationalverſammlung auszuführen, und die Vertretung Deutſchlands nach Außen zu übernehmen; viertens, derſelbe iſt der Nationalverſammlung verantwortlich und muß ſich zurückziehen, wenn die Mehrheit der Verſammlung gegen ihn iſt; fünftens, die Nationalverſammlung wählt in dieſem Falle einen andern Vorſizenden, welcher einen neuen Vollziehungsausſchuß, wie obenangegeben, zuſammen ſezt; ſechstens der Vollziehungsausſchuß vertheilt die verſchiedenen Geſchäftszweige unter ſeinen eigenen Mitgliedern nach eigner Wahl; ſiebentens, dieſer Vollziehungsausſchuß beſteht ſo lange, bis die deutſche Bundesgewalt durch die Nationalverſammlung beſtimmt eingeſezt iſt.

In dieſem Antrag ſahen die Gegner die bedenklichſte Neuerung. Dieſes Syſtem, ſagten ſie, und Dahlmann in ihrem Namen, erblickt in der Nationalverſammlung die erſte und alleinige Quelle der

Executivgewalt; es verlangt eine Vollziehungsgewalt, von der Nationalverſammlung allein ernannt und aus ihrem Schooß entſpringend; ihre Aufgabe iſt, die Beſchlüſſe der Nationalverſammlung zu vollziehen. Dieſes Syſtem nimmt keine Rückſicht auf die Rechte der deutſchen Regierungen, keine auf ihr Organ, die Bundesverſammlung. Wird es angenommen, ſo hat die Nationalverſammlung die Regierung über Deutſchland thatſächlich angetreten; es kann ſein, daß ſie ſich ihres Rechtes mit Mäßigung bedient und die beſtehenden Regierungen fort beſtehen läßt; allein die vollziehende Gewalt iſt, dem Grundſaz nach, ihr, als der wahren und einzigen Centralgewalt, untergeordnet und ſo der Weg zur Republick praktiſch angebahnt. Es iſt, ſo ſchloß Dahlmann, einfache Thatſache, daß die überwiegende große Mehrzahl unſeres Volkes der Monarchie anhängt, wovon die Folge, daß die Republik allein durch blutigen Bürgerkrieg und auf dem Wege langer Anarchie auf deutſchem Boden errichtet werden könnte.

Von den Gegnern des Antrags waren hauptſächlich zwei Anträge im Vordergrund. Der eine, im Sinne der eigentlichen Reaktionsmänner geſtellt, wollte drei oder mehrere Männer von den Regierungen ernennen und ſie mit der Executivgewalt betrauen laſſen; ſie ſollten als Miniſter der Regierungen oder auch der Bundesverſammlung angeſehen werden, dabei aber der Nationalverſammlung verantwortlich ſeyn.

Die Schöpfer dieſes Antrags wollten an der beſtehenden Ordnung, am Bundestag feſthalten, unter dem Schein einer Verbeſſerung. Der Gang der Berathung zeigte ihnen bald genug die Unhaltbarkeit ihres Antrags und ſie ließen ihn fallen.

Dahlmann und die Centren mit einem Theil der eigentlichen Rechten wollten ein Bundesdirektorium von drei Männern, das bis zur Feſtſtellung einer Regierungsgewalt für Deutſchland die oberſte Gewalt in allen gemeinſamen Angelegenheiten der deutſchen Nation auszuüben hätte. Aber dieſe drei Männer ſollten von den deutſchen Regierungen bezeichnet, und nachdem die Nationalverſammlung ihre zuſtimmende Erklärung durch eine einfache Abſtimmung ohne Discuſſion abgegeben hätte, von den Regierungen ernannt werden. Das Bundesdirektorium ſelbſt ſollte unverantwortlich ſeyn und durch von ihm ernannte, der Nationalverſammlung verantwortliche Miniſter ſeine Gewalt ausüben. Alle Anordnungen

Daß die Führer der Reaktion damit umgehen, die Bundesgewalt an die neue Centralgewalt durch einen förmlichen Akt zu übertragen, ſo, daß dieſe Uebertragung nicht bloß eine Rechtsverwahrung von Seiten der Fürſten wäre, ſondern auch die Zurückgabe der Gewalt an die Fürſten, d. h. an den gelegentlich wieder aufzuführenden Bundestag mit eingeſchloſſen darin läge — davon hatte die äußerſte Linke nicht nur eine Ahnung, ſondern es hatte ſogar etwas davon tranſpirirt.

Dieſer Antrag war der einfachſte, er war revolutionär, aber wenn noch etwas zu gewinnen war, ſo war es auf dieſem Wege am wahrſcheinlichſten. Die Verſammlung hätte nicht Anderes können, als die entſchloſſenſten und kühnſten Männer zu wählen. Deren Stellung den heermächtigen Fürſten gegenüber wäre zwar zunächſt die ſchwierigſte geweſen, aber dieſe von der Nationalverſammlung geſezlich erwählte proviſoriſche Regierung hätte damals noch Etwas gehabt, dem die Fürſten nicht zu widerſtehen vermocht hätten, die Appellation an das Volk: wenn die von der Nationalverſammlung getragene oberſte Gewalt damals ſofort alles Volk für ſich in die Waffen rief, ſo ſtand die überwiegende Mehrheit des Volkes mit den Waffen zu ihr; die Heere Württembergs, Badens, beider Heſſen, Naſſaus, der Thüringer Lande und Sachſens waren ihr ſicher, die Franken, vorab die Rheinpfälzer im bayriſchen Heer ebenfalls, und in der Heermacht Preußens wäre dem Königthum, wenn es den Beſchluß der Nationalverſammlung nicht anerkennen wollte, nur ein Theil gewiß geweſen, ein anderer Theil zweifelhaft, und einen Theil hätte die proviſoriſche Regierung auch davon entſchieden für ſich gehabt. Vor dem Muth und der Thatkraft der deutſchen Nationalverſammlung hätten die auswärtigen Mächte nichts gewagt: ſie geſtanden ſpäter, daß die deutſche Revolution ſie überraſcht habe, daß ſie zuſehen wollten, wie weit die bisher nicht geahnte Kraft im deutſchen Volke ſich entfalte, und daß die Achtung vor der Nationalverſammlung erſt ihr zergieng, als ſie Furcht und Halbheit zeigte, als ſie rückwärts, ſtatt vorwärts gieng.

Der Antrag der äußerſten Linken unterſchied ſich zuerſt von dem Antrag Blums nur um Weniges: beide wollten eine verantwortliche Behörde. Bald aber gab Blum und die Linke, die Partei des deutſchen Hofes, nach, und ließ ſich, um eine Mehrheit

zu gewinnen, herbei, auch für einen unverantwortlichen Präſidenten zu ſtimmen. Denn der Klubb des württembergiſchen Hofes ſchob zwiſchen die Gegenſäze etwas Vermittelndes ein, er nahm die Einheit, den Präſidenten, aus dem Blumiſchen Antrag an, ſezte aber den verantwortlichen Präſidenten in einen unverantwortlichen um, und gab ihm nur ein verantwortliches Miniſterium bei, wiewohl verantwortlich der Nationalverſammlung. Der Klubb des württembergiſchen Hofes war derjenige, von deſſen Mitgliedern einer von der Rechten ſagte, ſie fiſtuliren auf der Gränze zwiſchen Revolution und Legalität, Republik und konſtitutioneller Monarchie herum. Und ein anderer von der Rechten ſagte über ſie: wie in Napoleons Armee jeder Korporal einen Marſchallsſtab im Torniſter getragen habe, ſo trage faſt jeder dieſes Klubbs ein Reichsminiſterium oder ein Unterſtaatsſekretariat in der Taſche d. h. die Hoffnung darauf.

Der Gedanke, Einen an die Spize zu ſtellen, griff immer weiter um ſich, ſo ſehr, daß im Lauf der Berathung ſelbſt diejenigen die Dreiheit fallen ließen, welche den Antrag darauf geſtellt hatten. Jezt ſprach man von einem Reichsſtatthalter, von einem Reichsverweſer. Das ſey ſchon ein Anfang zur Wiederherſtellung von Kaiſer und Reich, zur Verwandlung des Staatenbunds in den Bundesſtaat! Das gefiel allen denen wohl, die das Geſpenſt des zu Grabe gegangenen deutſchen Kaiſerthums mit ſeinem ganzen Pomp und Gefolge zu ihrem Ideal hatten, und zumal denen, die von einer preußiſchen Kaiſerkrone träumten.

Da der König wie der Prinz von Preußen für jezt nicht möglich erſchienen, um dieſer Eine Reichsverweſer zu werden, und da die ganze Rechte an die Spize nur einen Fürſten wollte, ſo übernahm es Vincke, denjenigen Fürſten näher zu bezeichnen, den die Kabinette wohl dazu ernennen würden; denn er mit den Seinen hielt es für ein unbeſtreitbares Recht der Fürſten, den „Bundesdirektor“ zu ernennen. „Ich glaube, ſagte er, daß das Haus Oeſterreich unter ſeinen Mitgliedern eines zählt, das beſonders viele Sympathieen in Deutſchland hat, daß ſeine Verdienſte ihm nicht bloß die Liebe der Steyermark erworben haben, daß Deutſchland noch gedenkt der erhabenen Worte, die er einſt bei einem Königsmahle geſprochen hat: „Kein Preußen und kein Oeſterreich, ein einiges, freies Deutſchland, feſt wie ſeine Berge!“ —

Daß die Führer der Reaktion damit umgehen, die Bundesgewalt an die neue Centralgewalt durch einen förmlichen Akt zu übertragen, ſo, daß dieſe Uebertragung nicht bloß eine Rechtsverwahrung von Seiten der Fürſten wäre, ſondern auch die Zurückgabe der Gewalt an die Fürſten, d. h. an den gelegentlich wieder aufzuführenden Bundestag mit eingeſchloſſen darin läge — davon hatte die äußerſte Linke nicht nur eine Ahnung, ſondern es hatte ſogar etwas davon tranſpirirt.

Dieſer Antrag war der einfachſte, er war revolutionär, aber wenn noch etwas zu gewinnen war, ſo war es auf dieſem Wege am wahrſcheinlichſten. Die Verſammlung hätte nicht Anderes können, als die entſchloſſenſten und kühnſten Männer zu wählen. Deren Stellung den heermächtigen Fürſten gegenüber wäre zwar zunächſt die ſchwierigſte geweſen, aber dieſe von der Nationalverſammlung geſezlich erwählte proviſoriſche Regierung hätte damals noch Etwas gehabt, dem die Fürſten nicht zu widerſtehen vermocht hätten, die Appellation an das Volk: wenn die von der Nationalverſammlung getragene oberſte Gewalt damals ſofort alles Volk für ſich in die Waffen rief, ſo ſtand die überwiegende Mehrheit des Volkes mit den Waffen zu ihr; die Heere Württembergs, Badens, beider Heſſen, Naſſaus, der Thüringer Lande und Sachſens waren ihr ſicher, die Franken, vorab die Rheinpfälzer im bayriſchen Heer ebenfalls, und in der Heermacht Preußens wäre dem Königthum, wenn es den Beſchluß der Nationalverſammlung nicht anerkennen wollte, nur ein Theil gewiß geweſen, ein anderer Theil zweifelhaft, und einen Theil hätte die proviſoriſche Regierung auch davon entſchieden für ſich gehabt. Vor dem Muth und der Thatkraft der deutſchen Nationalverſammlung hätten die auswärtigen Mächte nichts gewagt: ſie geſtanden ſpäter, daß die deutſche Revolution ſie überraſcht habe, daß ſie zuſehen wollten, wie weit die bisher nicht geahnte Kraft im deutſchen Volke ſich entfalte, und daß die Achtung vor der Nationalverſammlung erſt ihr zergieng, als ſie Furcht und Halbheit zeigte, als ſie rückwärts, ſtatt vorwärts gieng.

Der Antrag der äußerſten Linken unterſchied ſich zuerſt von dem Antrag Blums nur um Weniges: beide wollten eine verantwortliche Behörde. Bald aber gab Blum und die Linke, die Partei des deutſchen Hofes, nach, und ließ ſich, um eine Mehrheit

zu gewinnen, herbei, auch für einen unverantwortlichen Präſidenten zu ſtimmen. Denn der Klubb des württembergiſchen Hofes ſchob zwiſchen die Gegenſäze etwas Vermittelndes ein, er nahm die Einheit, den Präſidenten, aus dem Blumiſchen Antrag an, ſezte aber den verantwortlichen Präſidenten in einen unverantwortlichen um, und gab ihm nur ein verantwortliches Miniſterium bei, wiewohl verantwortlich der Nationalverſammlung. Der Klubb des württembergiſchen Hofes war derjenige, von deſſen Mitgliedern einer von der Rechten ſagte, ſie fiſtuliren auf der Gränze zwiſchen Revolution und Legalität, Republik und konſtitutioneller Monarchie herum. Und ein anderer von der Rechten ſagte über ſie: wie in Napoleons Armee jeder Korporal einen Marſchallsſtab im Torniſter getragen habe, ſo trage faſt jeder dieſes Klubbs ein Reichsminiſterium oder ein Unterſtaatsſekretariat in der Taſche d. h. die Hoffnung darauf.

Der Gedanke, Einen an die Spize zu ſtellen, griff immer weiter um ſich, ſo ſehr, daß im Lauf der Berathung ſelbſt diejenigen die Dreiheit fallen ließen, welche den Antrag darauf geſtellt hatten. Jezt ſprach man von einem Reichsſtatthalter, von einem Reichsverweſer. Das ſey ſchon ein Anfang zur Wiederherſtellung von Kaiſer und Reich, zur Verwandlung des Staatenbunds in den Bundesſtaat! Das gefiel allen denen wohl, die das Geſpenſt des zu Grabe gegangenen deutſchen Kaiſerthums mit ſeinem ganzen Pomp und Gefolge zu ihrem Ideal hatten, und zumal denen, die von einer preußiſchen Kaiſerkrone träumten.

Da der König wie der Prinz von Preußen für jezt nicht möglich erſchienen, um dieſer Eine Reichsverweſer zu werden, und da die ganze Rechte an die Spize nur einen Fürſten wollte, ſo übernahm es Vincke, denjenigen Fürſten näher zu bezeichnen, den die Kabinette wohl dazu ernennen würden; denn er mit den Seinen hielt es für ein unbeſtreitbares Recht der Fürſten, den „Bundesdirektor“ zu ernennen. „Ich glaube, ſagte er, daß das Haus Oeſterreich unter ſeinen Mitgliedern eines zählt, das beſonders viele Sympathieen in Deutſchland hat, daß ſeine Verdienſte ihm nicht bloß die Liebe der Steyermark erworben haben, daß Deutſchland noch gedenkt der erhabenen Worte, die er einſt bei einem Königsmahle geſprochen hat: „Kein Preußen und kein Oeſterreich, ein einiges, freies Deutſchland, feſt wie ſeine Berge!“ —

Vorausgeſchickt hatte der gewandte Sprecher aus Hagen, er verkenne die Gewichtigkeit der Gründe nicht, die das verehrte Mitglied für Cöslin geſtern zu dem Antrag beſtimmt haben, der Krone Preußen die Vertretung der deutſchen Intereſſen zu übertragen, aber ſo ſehr er auch die Gründe für einen ſolchen Antrag anerkenne, ſo ſey es ihm doch zweifelhaft, ob es der Augenblick überhaupt wäre, jezt ſolche Vorſchläge zu machen. Er ſchloß mit den Worten: „Ich wollte nur hindeuten mit meiner Bezeichnung des öſterreichiſchen Prinzen auf die Möglichkeit eines glücklichen Auswegs. Wählen Sie ihn, gründen Sie das Werk, das wir berufen ſind, gemeinſam zu vollenden, auf den unerſchütterlichen Felſen des Rechts, ſo wird der Sturm der Revolution darüber hinweg gehen und ſeine Spur wird nicht mehr gefunden werden in der Geſchichte.“ Da zollten lebhaften Beifall die Männer der Reaktion, ſelbſt die im Centrum ſaßen, die Preußen wie die Oeſterreicher: durch den Telegraphen, der in wenigen Stunden Bericht und Antwort zwiſchen Frankfurt und Berlin hin und her vermittelt, war die Niederlage des Antrags von Braun aus Cöslin wie der Gang der ganzen Verhandlung ſchnell nach Berlin gelangt, waren von Berlin Verhaltungsmaßregeln nach Frankfurt gegeben worden. Darum fielen die Preußen der Rechten und des Centrums der Hindeutung auf den öſterreichiſchen Erzherzog Johann bei. Sie hatten ihre Hintergedanken. Johann war ein alter Herr, dem die Reichsverweſerei und ihre Geſchäfte, wie man erwartete, bald entleiden dürften, und wenn er freiwillig davon abträte oder durch den Tod noch früher abgerufen würde, hoffte man den Weg geebnet für den Prinzen von Preußen. Auch ſagten ſich die Preußen unter ſich: „Schließen wir jezt Preußen von ſeinem Antheil an der proviſoriſchen Centralgewalt aus, ſo wird es um ſo weniger fehlen, daß bei der definitiven Gewalt, ſey dieſe nun ein Kaiſerthum oder ein Direktorium, Preußen vorzugsweiſe bedacht wird.“ Die preußiſchen Burſchenſchafter hatten jedoch dieſe preußiſchen Sondergedanken, dem Erzherzog Johann gegenüber, theils gar nicht, theils nicht ſo vorwiegend.

Nachdem eine Mehrheit für die Einheit gewiß war, für die Perſon eines Fürſten und zwar des Erzherzogs Johann wahrſcheinlich ſchien, wurde darauf hingearbeitet, ihn nicht durch die Nationalverſammlung, ſondern durch die Fürſten ernennen zu laſſen.

Manche waren zu befangen in der alten vormärzlichen Auffaſſung aller Dinge, ſie konnten ſich nicht anders denken, als daß die Einſezung auch dieſer neuen Art von Behörde von den Regierungen ausgehen müſſe. „Aber wenn dieſe Regierung nach altem Regime eingeſezt wird — wie ſoll ſie uns doch aus dieſen Zuſtänden helfen?“ ſpöttelte Ruge dieſen gegenüber. Die Andern wußten recht gut, was ſie mit einem Fürſten an der Spitze wollten. Vincke deutete es an, Radowitz verhüllte es, wenn er ſagte: „Wenn die Ernennung der Mitglieder der proviſoriſchen Centralgewalt in die Hände der Regierungen gelegt wird, ſo heißt dieß nicht, ſie werde in die Hände der Fürſten gelegt, im Gegenſaz zum Volke, ſondern in die Hände der einzelnen Staaten im Gegenſatz zu dem Geſammtſtaat. Die Ernennung durch die Regierungen iſt nothwendig, damit unſer Werk nicht an dem tiefſten Gebrechen kranke, und nicht übergehe in die eine und untheilbare Republik.“

Von der Linken wies zuerſt Wiesner nach, daß ein unverantwortliches Bundesdirektorium, oder ein unverantwortlicher Reichsverweſer Deutſchland den größten Gefahren entgegenführe, daß es wider Klugheit und Erfahrung wäre, den Regierungen die Ernennung, ja nur die Bezeichnung oder den Vorſchlag zu überlaſſen. Dreißig Jahre lang haben die Regierungen Männer an die Spize der Staatsgeſchäfte geſtellt, die ihrer Aufgabe größtentheils nicht gewachſen geweſen. Die einzelnen Regierungen haben ſich unfähig erwieſen, im eigenen Staate die rechten Männer heraus zu finden; wie ſollten ſie jezt Staatsmänner für ganz Deutſchland vorſchlagen? Die Reaktion habe bereits weit um ſich gegriffen, daß man mit einem ſolchen Antrag vor die Verſammlung kommen dürfe.

„Wir haben entſchieden mit dem alten Regime, mit der abſoluten Fürſtengewalt gebrochen,“ ſagte Pagenſtecher von Elberfeld, der im Fünfzigerausſchuß geſeſſen; „dieſe wieder herzuſtellen, wäre Reaktion. Ich wünſche, daß die Regierungsgewalt, die wir an die Spize ſtellen, als unverantwortlich und unverlezlich aus den beſtehenden Staatsgewalten hervorgehe, damit ſie von vornherein ſchon dieſen Karakter trage. Uebergriffe kann ſie keine machen. Das deutſche Volk hat ſowohl in ſeiner Maſſe, als in ſeinen Vertretern ein hinlängliches Gegengewicht gegen jede Willkür des aus dem Schooſſe der Fürſtengewalt hervorgegangenen Oberhauptes.“ Heckſcher hatte vor ihm

geſagt: daß die Centralgewalt und das Miniſterium im Geiſte der Verſammlung regieren, das verſtehe ſich von ſelbſt; ohne Majorität in der Nationalverſammlung könne das Miniſterium nicht Einen Tag fort regieren. — „Wenn wir zugeben, daß die Fürſten die Centralgewalt ernennen, ſo geben wir damit die Volksſouveränität ſelbſt auf," ſagte Rheinwald, „wir geben das Prinzip auf, das uns hieher geführt hat. Wir ſind hieher geſandt, nicht um die Volksſouveränität aufzugeben, ſondern um ſie ſofort ins Leben zu führen und vermöge ihrer die Centralgewalt ſelbſt feſtzuſtellen." — Mammen von Plauen ſprach gegen die „nackten und kahlen" Säze des Dahlmann'ſchen Berichtes, gegen die Verdächtigungen darin, die er Vogelſcheuchen nannte; gegen den vertrauenden Pagenſtecher und bewies ihm, daß von der neueſten Zeit erſt viele Beweiſe vorliegen, daß keineswegs alle Regierungen mit dem alten Syſtem gebrochen haben. — Weſendonk perſiflirte den Ausſchußantrag in ſeinen einzelnen Punkten und ſchloß: „So würde dieſe Centralgewalt nicht das Organ der Verſammlung, ſondern das Organ der Regierungen werden. Der Bericht Dahlmanns ſagt nicht einmal, daß dieſe Centralgewalt unſere Beſchlüſſe ausführen ſolle. Er hält ſich an den Beſchluß des Bundestags vom 3. Mai, mit der Phraſe, es ſolle die vollziehende Gewalt alles das ausführen, was die Wohlfarth und die allgemeine Sicherheit des deutſchen Bundesſtaates betrifft. Damit iſt alles geſagt und nichts geſagt. Der Bericht hätte vor Allem ſagen müſſen, die proviſoriſche Gewalt hat die Beſchlüſſe der Nationalverſammlung zu vollziehen. Davon ſteht aber keine Sylbe darin, und es würde ſo nicht ein Organ der Verſammlung, ſondern ein Organ der Regierungen geſchaffen. Bei dem Beſchluß über die Marine iſt klar und deutlich ausgeſprochen worden, daß die „Centralgewalt" (es hieß nicht das „Miniſterium") für die Verwendung der ſechs Millionen der Nationalverſammlung verantwortlich ſey. Damit iſt die Verantwortlichkeit der Centralgewalt ſchon beſchloſſen und die Dahlmann'ſche Unverantwortlichkeit derſelben ausgeſchloſſen."

Baſſermann, der nach ihm das Wort hatte, wußte auf dieſes Argument nichts zu ſagen, darum ſagte er, „er glaube, daſſelbe bedürfe keiner Widerlegung. Der Antrag von Blum und Trützſchler," fuhr er fort, „gefalle ihm nicht, weil nach ihm der Vollziehungsausſchuß nicht regieren würde, ſondern die Verſammlung würde regieren,

und da wäre keine Raſchheit im Handeln. Man müſſe eine Regierung haben, welche regiere, während die Nationalverſammlung die Verfaſſung berathe. Wer die Regierung ernenne, ſey gleichgültig, die Hauptſache ſey, daß ſie in dem Namen und Willen der Mehrheit der Nation handle; die jezige Bundesverſammlung habe nichts, als den Namen mit der früheren gemein, man müſſe nicht an Namen hängen; es gelte zu reformiren und nicht zu revolutioniren; die Regierungen vertreten jezt überall den ſouveränen Willen der einzelnen Völker in Wirklichkeit; überall ſtehen an der Spize die Antipoden derer, die geſtürzt ſeyen; ein Vollziehungsausſchuß, wie ihn Blum wolle — womit werde ein ſolcher die Beſchlüſſe der Verſammlung vollziehen? Ob dieſe Verſammlung legitim nur über einen Kreuzer Geld, einen Soldaten verfügen könne? Die Regierungen werden ſagen, es ſey ungehörig, eine neue Gewalt zu ſchaffen ohne alle Mitwirkung der Regierungen, man ſey in Frankfurt nicht berechtigt dazu, und ſie werden den Befehlen einer nicht durch ſie mitgeſchaffenen Centralgewalt nicht nachleben. Dann müßte die Verſammlung, um ihren Beſchluß in Ausführung zu bringen, an die zwingende Kraft in den einzelnen Staaten appelliren, ſie müßte zur Oppoſition, zum Umſturz auffordern, ſie müßte die widerſtrebenden Regierungen für abgeſezt erklären, ſie müßte Freiſchaaren am Ende bilden, um ſie ihrem Willen zu unterwerfen. Ob aber der Gewerbsmann auf neue Erſchütterungen warte, er, der ſich darnach ſehne, daß das Vertrauen, der Wohlſtand wiederkehre? Was Blum wolle, ſo wohl es auch gemeint ſeyn möge, ſey ein abſchüſſiger Gang, er warne davor. Es habe ſich immer gezeigt, daß, wo man mit dem Längſterſehnten ſich nicht begnügte, Millionen Bürger, wenn auch nicht laut, doch einſtweilen im Stillen ſagten: Lieber Ordnung ohne große Freiheit, als eine ſolche Freiheit ohne Ordnung! Diejenigen, die vor einem ſolchen Ueberſchlag der Welle warnen, thun vielleicht mehr noch für die wahre Freiheit, als diejenigen, die, das Wort Volksſouveränität im Munde, jene anklagen, die ſich entgegen ſtemmen dem Ueberſtürzen, das da kein Heil bringe."

Und als er ſah, daß Rechte und Centrum im Beifall vielſtimmig waren, ſchloß er: „Auf dem Wege, den die Linke gehen will, will man dieſe Verſammlung zur Regierung machen, ſie wird dann vollauf zu thun haben und das Verfaſſungswerk wird nicht zu Ende kommen;

auf dieſem Wege hören die Erſchütterungen nicht auf, es kehrt nicht das Vertrauen wieder, wir ſehen keinen Hafen, in dem die deutſchen Hoffnungen ankern können. Auf der andern Seite aber (bei der Annahme des Dahlmann'ſchen Antrags) ſehen wir, daß in der Sache ganz daſſelbe geſchieht, ganz dieſelben Perſonen werden handeln, im Namen und im Willen der Nation auftreten, ganz dieſelbe rettende Hand wird erſcheinen, während die Regierung uns die Muße läßt, das große Werk des Verfaſſungsaufbaues zu vollenden. Hier ſieht man einen feſten Punkt, hier ſchließt ſich der Schlund und über dieſem Schlund erſteht wieder eine beſſere Zeit, ein Anfang von Vertrauen und Wohlſtand, aber auch ein Anfang von Einheit und Kraft; ein Anfang des Gegentheils aber wäre es, wenn wir auf dem andern Wege gehen, wo uns nur Erſchütterung, Zerſplitterung und ein theilweiſes Preisgeben an das Ausland in Ausſicht ſteht. Ich bin dafür, daß wir uns um Prinzipien nicht ſtreiten, wo es gilt, das Vaterland zu retten, und dafür, daß, wenn ein Weg ſich zeigt, der zu einem friedſamen Ziele führt, wir nicht einen andern Weg gehen, der uns im glücklichſten Falle nur zu dieſem Ziele, im wahrſcheinlichſten Fall aber zu neuen Gefahren neben den alten führen würde *)."

Dunker von Halle erklärte das „Projekt, nach welchem für die Errichtung der zu ſchaffenden Centralgewalt ganz allein die Nationalverſammlung thätig ſein ſolle, für unpolitiſch und für unpraktiſch." Das politiſch Richtige ſei, die alten Elemente, welche die früheren Zuſtände ſo lang aufrecht erhalten haben, mit fort zu ziehen, ſie hinein zu nehmen in die Bewegung. Auf dieſem Weg allein ſchneide man die Reaktion ab. Es ſei falſch, den überwundenen Gegner völlig nieder zu treten; alle Gemäßigten träten auf ſeine Seite, und man würde auf dieſem Wege nichts als nur die Reaktion herauf beſchwören. Man habe uns deſpotiſirt von Seiten des Fürſtenſyſtems; ob nun wir wieder deſpotiſiren ſollen? Das ſei politiſch falſch, es ſei ſittlich falſch. Auf dem Niederwerfen des Gegners könne kein dauerndes Gebäude errichtet werden. Die Nationalverſammlung möge dieſe Herrſchergelüſte laſſen. Wenn ſie ſich den Regierungen einſeitig

*) Das oben Ausgezogene wie das Lezte redete Baſſermann wörtlich ſo. Wem es unglaublich ſcheint, der leſe die ſtenographiſchen Berichte, S. 379 bis 381.

gegenüber ſtellen, wenn ſie allein gehen wollte, würde ſie nur Zwieſpalt erregen, bei einem großen Theil des Volkes einen großen Widerſtand finden, die Stämme auf die Regierungen zurückwerfen, eine Reaktion des Partikularismus provociren, und das Vaterland um das bringen, was Noth thue. Der Antrag der Linken führe zum Terrorismus, auf den Weg des franzöſiſchen Convents, und ſtoße die Nation in einen Abgrund hinein. Dieſen Weg einſchlagen, hieße das Volk ſelbſt verrathen. Genehmige die Nationalverſammlung die Männer, welche die Regierungen vorſchlagen, ſo habe ja die Nationalverſammlung die Ernennung, denn die andere Ernennung durch die Fürſten ſei eine bloße Formalität. Faſſen wir," ſo ſchloß er, „unſere Entſcheidung weiſe, ſtaatsmänniſch, gerathen wir nicht auf die Wege des Convents. Wir wiſſen, was auf dieſer Bahn kommen muß, wir haben es uns an den Kinderſchuhen abgelaufen. Es wäre ein Kinderſpiel, das alte Stück noch einmal aufzuführen. Laſſen wir die Regierungen vorſchlagen, und genehmigen wir durch einfache Abſtimmung; und bauen wir eben damit dem deutſchen Volk ein feſtes Haus der Einheit und der Freiheit *)."

Auf der Rechten folgte dem Redner, als einem, der weiſe und ſtaatsmänniſch geſprochen, Bravoruf, von der Linken geleitete ihn Ziſchen. Und auf derſelben Rechten, auf welcher ſo eben geſagt wurde, die Nationalverſammlung habe weder über einen Kreuzer noch über einen Soldaten zu verfügen, ſie ſei nichts ohne die Fürſtenregierungen, erhob ſich gleich darauf einer mit dem Antrag, jeden Angriff auf Trieſt, das der Sardinierkönig blokirte, oder auf jeden deutſchen Hafen als eine Kriegserklärung gegen Deutſchland zu verkünden. Der Antragſteller der Rechten, Kohlparzer von Neuhaus, nannte den Sardinier einen treuloſen König, einen Menſchen, der ſchon oft ſeinen Rock gewechſelt habe, einen Beſudler der deutſchen Ehre. „Meine Herren," ſagte er, „wir, die wir die Ehre Deutſchlands zu verwahren haben, wir müſſen augenblicklich dieſem ſchmählichen Menſchen den Krieg erklären, und wir haben den Muth dazu. Fragen Sie nicht um das Recht; das Völkerrecht iſt verlezt, außer es würde ſich jemand zu einem Völkerrecht bekennen, welches ſagt: Wenn du auf die rechte

*) Alles das redete wörtlich ſo Dunker von Halle. Wem es unmöglich dünken wollte, der leſe die ſtenographiſchen Berichte S. 384—385.

behauptete, für alle, von wie verſchiedenen Grundſäzen ſie auch ausgehen, wie verſchieden auch ihr Ziel ſei, müſſe das Maaß des gegebenen Zuſtands ſein, daß ſie Deutſchland aus einem Staatenbund in einen Bundesſtaat verwandeln wollen und ſollen. Klar und ſcharf zeigte er die Verkehrtheit, mit welcher der Dahlmanniſche Bericht den Bundestag neben der Centralgewalt beſtehen laſſen wollte, und wie viel dadurch dem Prinzip vergeben war, auf dem die Nationalverſammlung ruhte.

Die Männer der bewußten Reaktion wie die Vertrauenden, die vom Leſen der franzöſiſchen Revolutionsgeſchichten in ihrer Einbildungskraft Geängſtigten, wie die, denen die Fürſtenverehrung anererbt und anerzogen war, hatten bald mit mehr, bald mit weniger Geſchick für ihre Anträge und Zwecke geſtritten. Die Beſprechung war jedoch ruhiger, gemäßigter, als alle bisherigen. Es fehlte den Rednern der Rechten die gewohnte Siegesſicherheit, die Keckheit, der Uebermuth der erſten Wochen. Es ſchien, als ob ſie weniger von dem ſich verſprächen, was ſie auf der Rednerbühne an Gründen und an Geiſt einzuſezen vermöchten, und als ob ſie Erfolg für ſich eher noch von den Einwirkungen hinter den Couliſſen erwarteten, von der Privatarbeit an Einzelnen.

Von der Linken war mancher ſcharfe Schlag, der traf und einſchnitt, auf ſie gefallen, die ſtärkſten Streiter waren noch zurück; denn die Rechte hatte beim Einzeichnen in die Rednerliſten das Feld überfluthet und die Linken zurück gedrängt, und die Sekretäre, meiſt der Rechten angehörig, und mit der Aufzeichnung der Namen beauftragt, hatten mehr Ohr für die ihnen zugerufenen Namen der Rechten als der Linken. Das Lager der Rechten war am 20. Juni Mittags anzuſehen, als erwartete ſie jezt erſt das Heißwerden der Schlacht. Es war zu erwarten, daß der Abgeordnete Leipzigs in dieſer Frage größer ſich bewähre und mächtiger ſpreche, als in allen bisherigen. Daher das Schweigen, die Lautloſigkeit auf allen Bänken, die Regungsloſigkeit der zum Erdrücken gefüllten Gallerien, die unten und oben ſeit der Frühe des Tages die Tauſende beſezt hatten: Denn man wußte, daß heute Robert Blum ſprechen werde*).

*) Der Raum geſtattete bisher nur ſtellenweiſen Auszug: dieſe merkwürdige prophetiſche Rede folgt ganz.

heiten zu ordnen. 1815 haben die Fürſten erklärt, ſie ſeien dem Volk zu Dank verpflichtet, aber kaum waren die Majeſtäten wieder geſichert, kaum hatte die oberſte Gewalt die Zügel ergriffen, ſo trat das Gegentheil von dem Allem ein. Freigeſinnte Männer wurden eingekerkert, das Volk blutete, es wurde geknechtet, und in dieſem Zuſtand blieb es bis in die neueſte Zeit. Das war der Dank für die Opfer des Volks, das war die Erwiederung für das Vertrauen, das damals gefordert wurde. Und wie iſt es denn heute? Dermalen hat das Volk die Throne nicht gerettet, nein, es hat gegen ſie angeſtrebt, und ich frage, kann das Volk dafür Dank erwarten von den Fürſten? Ich ſage nein, und darum wird es klug ſein, daß wir uns nicht durch den Ruf auf Vertrauen täuſchen laſſen, den die Redner der Rechten anſtimmen. Die Fürſten hatten ſchon lange Zeit, zu handeln, ſie thaten nichts, thun wir, was der Augenblick von uns fordert. Man hat gefragt: Was werden die Fürſten dazu ſagen? Meine Herren, das Volk hat lange den Fürſten vertraut, die Fürſten mögen jezt auch dem Volke vertrauen. Viele Opfer hat das Volk den Fürſten gebracht, die Fürſten ſollen jezt als würdige Söhne Deutſchlands auch dem Volk ein Opfer bringen. Wir ſteuern durch zwei Klippen, an der einen können wir ſcheitern, wenn wir Muth, an der andern, wenn wir Furcht haben. Ich rufe Ihnen zu: Muth, Muth! und Millionen rufen Ihnen zu: Muth, Muth! Dieſe Tage entſcheiden das Schickſal Deutſchlands."

Auf ihn folgte v. Würth aus Wien, ein ſchönes redneriſches Talent, in dem freiere Ideen mit ſeiner Schule in den Kanzleien Metternichs kämpften. Er ſprach für die Fürſten und von der Treue gegen die angeſtammten Fürſten, von der er behauptete, ſie lebe noch im deutſchen Volke, wenigſtens in der großen Mehrzahl deſſelben. Er fürchtete, das Volk ſelbſt, in ſeinen mächtigſten Volksſtämmen, werde es nicht ruhig hinnehmen, wenn man eine Gewalt hinſtelle, bloß aus der Mitte der Nationalverſammlung hervorgegangen; dieſe Stämme werden es nicht dulden, daß die Nationalverſammlung ſich hinſtelle als die Regierung von Deutſchland. Es liege darin unmittelbar der Uebergang zur Republick; wenn aber das Volk nicht die Monarchie gewollt hätte, ſo wäre im Märzſturm nicht eine Krone geblieben. Er fand bloß in der Uebereinſtimmung der Regierungen mit der Nationalverſammlung Heil. — Wedekind von Bruchhauſen

behauptete, für alle, von wie verſchiedenen Grundſäzen ſie auch ausgehen, wie verſchieden auch ihr Ziel ſei, müſſe das Maaß des gegebenen Zuſtands ſein, daß ſie Deutſchland aus einem Staatenbund in einen Bundesſtaat verwandeln wollen und ſollen. Klar und ſcharf zeigte er die Verkehrtheit, mit welcher der Dahlmanniſche Bericht den Bundestag neben der Centralgewalt beſtehen laſſen wollte, und wie viel dadurch dem Prinzip vergeben war, auf dem die Nationalverſammlung ruhte.

Die Männer der bewußten Reaktion wie die Vertrauenden, die vom Leſen der franzöſiſchen Revolutionsgeſchichten in ihrer Einbildungskraft Geängſtigten, wie die, denen die Fürſtenverehrung anererbt und anerzogen war, hatten bald mit mehr, bald mit weniger Geſchick für ihre Anträge und Zwecke geſtritten. Die Beſprechung war jedoch ruhiger, gemäßigter, als alle bisherigen. Es fehlte den Rednern der Rechten die gewohnte Siegesſicherheit, die Keckheit, der Uebermuth der erſten Wochen. Es ſchien, als ob ſie weniger von dem ſich verſprächen, was ſie auf der Rednerbühne an Gründen und an Geiſt einzuſezen vermöchten, und als ob ſie Erfolg für ſich eher noch von den Einwirkungen hinter den Couliſſen erwarteten, von der Privatarbeit an Einzelnen.

Von der Linken war mancher ſcharfe Schlag, der traf und einſchnitt, auf ſie gefallen, die ſtärkſten Streiter waren noch zurück; denn die Rechte hatte beim Einzeichnen in die Rednerliſten das Feld überfluthet und die Linken zurück gedrängt, und die Sekretäre, meiſt der Rechten angehörig, und mit der Aufzeichnung der Namen beauftragt, hatten mehr Ohr für die ihnen zugerufenen Namen der Rechten als der Linken. Das Lager der Rechten war am 20. Juni Mittags anzuſehen, als erwartete ſie jezt erſt das Heißwerden der Schlacht. Es war zu erwarten, daß der Abgeordnete Leipzigs in dieſer Frage größer ſich bewähre und mächtiger ſpreche, als in allen bisherigen. Daher das Schweigen, die Lautloſigkeit auf allen Bänken, die Regungsloſigkeit der zum Erdrücken gefüllten Gallerien, die unten und oben ſeit der Frühe des Tages die Tauſende beſezt hatten: Denn man wußte, daß heute Robert Blum ſprechen werde*).

---

*) Der Raum geſtattete bisher nur ſtellenweiſen Auszug: dieſe merkwürdige prophetiſche Rede folgt ganz.

„Dieſe Verſammlung," ſprach Robert Blum, „erſcheint mir oft wie der Prometheus; ſeine Rieſenkraft war angeſchloſſen an einen Felſen und er konnte ſie nicht brauchen, — die Rieſenkraft der Verſammlung ſcheint mir zuweilen angeſchloſſen zu ſeyn an den Felſen des Zweifels, den ſie ſich ſelbſt aufbaut. Zu verſchiedenen Zeiten iſt ſie ſich dieſer ungeheuern Kraft bewußt geworden, und der Ausdruck derſelben genügte, in den Augen der Nation ſie wieder auf den Standpunkt zu ſtellen, den ſie einnimmt, den aber der Zweifel auf der andern Seite ihr ſtreitig zu machen ſuchte; ſo bei dem Beſchluß über den Raveauxſchen Antrag, dem aber Zweifel vorangieng; ſo bei dem Zweifel, ob man einen Friedensſchluß genehmigen könne und dürfe, während es doch ſonſt Niemanden giebt, der ihn genehmigen kann; ſo bei der Bewilligung der ſechs Millionen für die Marine, und ſo heute wieder, als Sie mit dem großartigſten Schwunge einen Krieg erklärt haben, ohne ſich zu fragen, ob Sie ein Heer haben, und ob Sie eine Flotte haben, und ob Sie Mittel dazu haben; aber Sie haben mit der kühnen Erklärung zu gleicher Zeit den Sieg beſchloſſen, denn der Sieg lebt in uns, nicht da draußen und nicht in materiellen Dingen! Eine neue große Entſcheidung ſchlägt an Ihr Herz, und Sie ſollen noch einmal den Zweifel löſen, ob Sie Ihre Gewalt fühlen und die unumſtößliche Majeſtät, die in Ihren Händen liegt, und ob Sie ſie gebrauchen wollen. — Sie ſind hieher gekommen, um dieſes zerſtückelte Deutſchland in ein Ganzes zu verwandeln; Sie ſind hieher gekommen, um den durchlöcherten Rechtsboden in einen wirklichen, in einen ſtarken zu verwandeln; Sie ſind hieher gekommen, bekleidet mit der Allmacht des Vertrauens der Nation, um das „einzig und allein" zu thun. Genügt es dazu, daß Sie Beſchlüſſe faſſen, und ſagen: Die Nationalverſammlung beſchließt, daß das oder das geſchehe? Durchaus nicht. Sie müſſen ſich das Organ ſchaffen, durch welches dieſe Beſchlüſſe hinaus getragen werden in das Leben, durch welches ſie geſezliche Geltung erlangen; dieſes Organ zu ſchaffen, iſt der Gegenſtand unſerer Verhandlung. Was wird dieſes Organ ſeyn? Bei dem erſten Anblick deſſen, was wir bedürfen, eben nur das Organ, welches Ihren Willen verkündet. Man ſagt uns, der Vollziehungsausſchuß, der von einer ſehr kleinen Minderheit vorgeſchlagen worden iſt, ſey eine republikaniſche Einrichtung, und wir geben das ſehr gerne zu; wir verhehlen gar nicht,

wir wollen die Republik für den Geſammtſtaat, wir wollen dieſe Einrichtung, und nicht deßhalb, weil wir die Verhältniſſe in Deutſchland auflöſen wollen, ſondern weil wir ſie ſchüzen wollen, weil wir glauben, daß zwei gleichartige Richtungen nicht mit einander beſtehen können, weil wir in der republikaniſchen Form an der Spize des Geſammtſtaats Sicherheit ſehen für die Freiheit jedes einzelnen Staates, ſeinen eigenen Willen auszuführen und zu erhalten, und wir zu gleicher Zeit dieſe Spize nicht den Zielpunkt niederen Ehrgeizes ſeyn laſſen wollen. Allein es iſt ein arger Irrthum, wenn man dieſes Streben nach einer republikaniſchen Einheit verwechſelt mit dem, was in den einzelnen Staaten geſchieht oder geſchehen ſoll. Wir bauen den Geſammtſtaat aus den einzelnen Theilen, die vorhanden ſind, wir erkennen die Thatſache dieſes Vorhandenſeyns ebenſo wie die Formen an, und unſer Beſtreben iſt dahin gerichtet, in der großen Geſammtheit einer jeden Einzelheit ihre Freiheit, den Spielraum zu ihrer eigenthümlichen Entwicklung, zu gönnen und zu belaſſen. Schaffen Sie den Vollziehungsausſchuß, ſo ſind es die beſtehenden Gewalten, die beſtehenden Regierungen, welche vom Vollziehungsausſchuß die Beſchlüſſe der Nationalverſammlung empfangen und dieſe Beſchlüſſe ausführen; ſie werden in ihrem Weſen und ihrer Kraft nicht im mindeſten angetaſtet, ſie bleiben vielmehr im Vaterlande völlig auf dem Standpunkte, den ſie ſich zu erhalten bis jezt vermocht haben. Wenn die Regierungen das ſind, was man vielfach behauptet, gutwillig in Bezug auf die Ausführung und bereit, Opfer zu bringen zum Gedeihen des Ganzen, ſo iſt die Einrichtung ſo einfach, daß es keine einfachere gibt; wenn ſie aber nicht gutwillig ſind, was von anderer Seite auch vielfach behauptet wird, und wofür man ſich auf einzelne Erſcheinungen ſtüzt, die man vielleicht überſchäzt, dann — wir haben keinen Hehl in unſern Gedanken — dann ſoll er die Bedürfniſſe der Zeit ſtellen über die Regierungen, dann ſoll er ihnen entgegen treten, dann ſoll er die Nation nicht den Sonderintereſſen aufopfern, ſondern vielmehr die Widerſtrebenden — geradezu heraus geſagt! — zermalmen. — Wäre ein ſolcher Fall denkbar, ich hoffe, er iſt es nicht, dann wäre es eine ſonderbare Einrichtung, daß wir Denen die Vollziehungsgewalt oder die proviſoriſche Regierung, die es dann allerdings werden müßte, in die Hand geben, gegen die ſie handeln ſoll und handeln muß.“

„Man hat den Vollziehungsausſchuß auch in anderer Beziehung angegriffen und hat ihn ungenügend genannt, da er nur die Vertretung Deutſchlands nach Außen, nicht die Vertheidigung deſſelben enthält. Nun, es muß in dieſer Beziehung ein arges Mißverſtändniß herrſchen, denn die Vertretung eines Landes nach Außen beſteht nicht bloß im diplomatiſchen Verkehr, ſie beſteht auch in der Entwicklung der ganzen Kraft und Gewalt, die eine Nation hat, da wo ſie nothwendig wird. Der Vollziehungsausſchuß hat ferner einen großen Vortheil: Er gewährt den Regierungen, was ſie bedürfen, den Mittelpunkt, in dem das Staatsleben für den Geſammtſtaat in dieſem Augenblick zuſammenläuft. Er iſt ihnen, wenn ſie wirklich das Beſte der Nation wollen, ihr Aufſtreben fördern, nicht im Geringſten gefährlich. Er ſichert die Verſammlung vor jedem Mißbrauch; denn die Verſammlung hat es in der Hand, ihn zurück zu ziehen, ſobald er die Begränzung überſchreitet, die ſie ihm zu ſtecken für gut findet. Er ſichert die Regierungen auch durch die Wahl; denn wie die Verſammlung zuſammengeſezt iſt, haben ſie nicht zu beſorgen, daß eine Meinung aufkomme und an die Spize geſtellt werde, die den Regierungen Beſorgniſſe erregt. Hat doch ein Mann, der in jenen Kreiſen lange Jahre gelebt und gewirkt hat, Ihnen ausdrücklich geſagt, daß er ohne alle Beſorgniß das Wohl der Geſammt= wie der einzelnen Staaten in den Händen dieſer Verſammlung ſehe."

„Der Vollziehungsausſchuß ſichert aber auch das Volk vor möglichen Uebergriffen, indem er als ein Ausfluß der von ihm gewählten Verſammlung, als ein Ausfluß der Gewalt der Träger, ſeiner Majeſtät und Souveränität daſteht, und das Vertrauen des Volkes aus ſeinem Urſprunge ſchon für ſich in Anſpruch nimmt. Das Direktorium, welches man Ihnen vorgeſchlagen hat, ſichert in dieſer Beziehung Niemanden. Wird es ſtark, dann ſind die einzelnen Regierungen ihm preis gegeben; die Fürſten der kleineren Staaten können ſich als halb mediatiſirt betrachten, ſobald dieſes Direktorium ins Leben tritt. Es ſichert die Verſammlung nicht; denn die Verſammlung, die ihre ſtillſchweigende, wenigſtens ihre prüfungsloſe Zuſtimmung dazu geben ſoll, ſie hat nicht mehr die Macht, daſſelbe zu entfernen. Die angebliche Verantwortlichkeit, ſie iſt eine leere Phraſe. Es gibt keine Verantwortlichkeit ohne Geſez; es gibt keine Verantwortlichkeit

ohne einen Gerichtshof, wo ich den Verantwortlichen belangen kann; und nicht einmal das lezte kümmerliche Mittel, ſich zwar nicht eine Verantwortlichkeit, aber doch einen Rückzug zu erzwingen, die Steuerverweigerung, ſie iſt nicht in Ihrer Hand. Und weil Sie keine Verfaſſung haben, und weil Sie keine Grundlage haben, auf welcher dieſe Gewalt ſteht, und weil Sie keine Schranken gezogen haben, innerhalb deren ſie ſich bewegen muß, und weil Sie kein Mittel haben, ſie in den Schranken zu halten, deßhalb iſt es die Despotie; deßhalb iſt es die Diktatur, die ſchrankenloſeſte Diktatur, die die Freiheit gefährdet wie nie etwas Anderes."

„Sie wollen ein ſolches Direktorium ſchaffen, und ich frage Sie: Dürfen Sie daſſelbe ſchaffen? Haben Sie ein Mandat dazu, mit irgend jemand in der Welt zu verhandeln? Hat eine einzige Wahlhandlung auch nur einen derartigen Vorbehalt nicht aufkommen, ſondern nur gewiſſermaßen als eine Anſicht aufdämmern laſſen? — Nirgends in der Welt. Berufen ſind Sie durch die Allmacht des Volkes und Sie ſind nur jenem Mandate treu, ſo lange Sie dieſe Allmacht wahren. Sie dürfen nicht verhandeln; Sie müſſen eher ihr Mandat niederlegen, als ſich von der Aufgabe entfernen, die uns geworden iſt. Sie dürfen am wenigſten in dem Augenblick, wo das Volk ſeine lang verkümmerten Rechte und ſeine lang verkümmerte Macht errungen hat, mit Denen unterhandeln, die ſeit dreißig Jahren niemals mit uns unterhandelt haben, die ſelbſt unſern Rath niemals hörten, wenn es ſich darum handelte, Deutſchland als ein Ganzes zu vertreten. Allein es wird auch der Unterhandlungen nicht bedürfen; wahrlich diejenigen leiſten den Regierungen einen ſehr ſchlimmen Dienſt, die ſie darſtellen als etwas, was außerhalb uns, d. h. außerhalb des Volkes ſteht; man ſagt uns ja immer: „Die Regierungen ſind jezt volksthümlich, ſie ſind aus dem Volke hervorgegangen, ſie gehören dem Volke an."

„Nun wohlan! Wenn das wahr iſt, ſo vertreten wir ſie mit, wir vertreten nicht den Einzelnen, nicht den Stand, keine Kaſte; wir vertreten das Volk und die Regierungen, ſie gehören zum Volk, mindeſtens ſollen ſie zum Volk gehören. Wo das nicht der Fall wäre, daß die Regierungen im Volk aufgiengen, nun, dann würde nichts vorliegen, als die Wahrung der alten Fürſten- und Dynaſten-

intereſſen, und wahrlich ein Volk von vierzig Millionen, es würde nicht unterhandeln können mit vier und dreißig Menſchen, die ihr Sonderintereſſe fördern wollen. So iſt in unſerm Vorſchlage nach meiner Ueberzeugung gewahrt, was Sie wahren wollen; das allſeitige Recht, die allſeitige thatſächliche Stellung iſt anerkannt, wenn Sie ſich darauf beſchränken, zu erklären, was Sie bedürfen, und wenn Sie warten in Beziehung auf die Ausdehnung der Gewalt, bis Sie ſie bedürfen.“ —

„Man hat uns vielfach in dieſen Tagen darauf hingewieſen, es herrſche die Anarchie, und ſie trete hervor an dieſem und jenem Orte in Deutſchland, und das iſt wahr, leider iſt es wahr; aber fragen Sie, was iſt denn dieſe Anarchie? Iſt ſie etwas Anderes, als die Zuckung der Ungeduld, die in dem gehemmten Leben ſich kund gibt, die Zuckung der Kraft, die nach Außen oder nach Innen ſich geltend machen will? In einer Weiſe, wie es die Weltgeſchichte noch nie geſehen hat, hat das Volk in Deutſchland ſeine Revolution gemacht; es hat mit wenigen Ausnahmen die Gewaltäußerungen geſcheut, weil eine revolutionäre Volksverſammlung, eine revolutionäre Nationalvertretung im Vorparlament hier zuſammentrat, und dem Geſammtausdruck ſeine Geltung zu verſchaffen ſuchte; es hat ſich gemäßigt, weil aus jener revolutionären Volksvertretung eine zweite, gleichartige, wenn auch in anderer Beziehung auf einem Geſetze beruhende Volksvertretung ſich geſtaltete; verhehlen wir es nicht, eine auf einem Geſetze der Revolution beruhende Verſammlung, die ihm verſprach, ſeine Wünſche zur Geltung zu bringen, ſeine Bedürfniſſe zur Wirklichkeit zu machen. Wollen Sie der Anarchie entgegentreten, Sie können es nur durch den innigen Anſchluß an die Revolution und ihren bisherigen Gang. Das Direktorium, das Sie ſchaffen wollen, iſt aber kein Anſchluß daran; es iſt ein Widerſtand, es iſt Reaktion, es iſt Contrerevolution, — und die Kraft erregt die Gegenkraft. Man wirft mitunter ſchielende Blicke auf einzelne Parteien und Perſonen, und ſagt, daß ſie die Anarchie, die Wühlerei, und wer weiß was, wollen. Dieſe Partei läßt ſich den Vorwurf der Wühlerei gern gefallen; ſie hat gewühlt ein Menſchenalter lang, mit Hintanſetzung von Gut und Blut, mindeſtens von allen den Gütern, die die Erde gewährt; ſie hat den Boden ausgehöhlt, auf dem die Tyrannei ſtand, bis ſie fallen mußte, und Sie

ſäßen nicht hier, wenn nicht gewühlt worden wäre. Allein die Leute, die man in dieſer Beziehung anſieht, ſie ſagen Ihnen mindeſtens geradezu und ungeſchminkt, was ſie wollen. Ich muß bekennen, ich habe das in dem Commiſſionsberichte nicht gefunden. Ja ich fürchte, daß die Dinge, die hinter demſelben verſteckt ſind, ſchlimmer ſind, als die Dinge, die ausgeſprochen wurden. Sie haben eine Abſtimmung gehört in Ihrem Kreiſe heute, als man Ihnen vorſchlug, die Gewalt einer Krone zu übertragen, — man hat den Antrag verhöhnt, ausgelacht; was thun Sie Anderes, als die Gewalt drei Kronen oder vier und dreißig Kronen übertragen? Glauben Sie, daß die Abſtimmung über Ihren Vorſchlag anders werde? Ein Nachtrag, deſſen Urheber ſich nicht einmal genannt hat, ſchlägt Ihnen auch vor, den vor zehn Wochen auf dieſer Stelle zur Leiche erklärten Bundestag beizubehalten und der Commiſſionsbericht hat es nicht gewagt, ſich darüber auszuſprechen, was mit demſelben werden ſolle. O, beſchenken Sie doch das deutſche Volk mit Ihrem Direktorium und laſſen Sie den nach den Geſezen der Natur, wenn er Leiche geworden war, in Fäulniß übergegangenen Bundestag dazu! — Sie werden ſehen, was Sie ausſäen damit, indem Sie behaupten, die Einheit zu ſäen."

„Man hat mich hingewieſen auf andere Länder und ein Vorgänger von mir hat Ihnen bereits inſofern widerſprochen, als er Ihnen geſagt hat, daß Belgien, bevor es unterhandelte, ſeine Verfaſſung, ſeine Grundlagen, ſeine Sicherheit ſich geſchaffen hat. Thun Sie daſſelbe, und Sie werden hoffentlich auch das Glück Belgiens genießen. Man hat Sie hingewieſen auf einen andern Staat, auf einen Staat, der großartig ſich erhoben hat in der lezten Zeit. Man hat ein Geſpenſt heraufbeſchworen und hat Ihnen geſagt, dieſer ſtarke Staat erzittere vor einem unbedeutenden jungen Menſchen. Meine Herren, — es gab einen Staat in Deutſchland, der auch ſtark war, der auf dem hiſtoriſchen Rechtsboden ſtand, auf Ihrem hiſtoriſchen Rechtsboden, der uns hier ſo oft vorgeführt wird. Dieſer Staat ward in ſeinen Grundveſten erſchüttert durch den Fuß einer Tänzerin."

„Es mag manches feſt ſcheinen im deutſchen Vaterlande, was, beim Lichte geſehen, nicht feſter iſt, als der Zuſtand, den eine Phryne ſtürzte. Es iſt nach meiner Anſicht eine Gottesläſterung der Freiheit, wenn man ihr aufbürdet, daß ſie krankt an dem Erbe, welches

ſie von der Deſpotie unfreiwillig hat mit übernehmen müſſen. Es iſt eine Gottesläſterung an der Menſchlichkeit, wenn man darauf hinweist, daß dieſer Staat 80,000 ſeiner hungernden Brüder hat ernähren müſſen. Dieſe 80,000 Hungernden koſten nicht ſo viel, als ihn der geſtürzte Thron in einem Jahr gekoſtet hat, und man kann noch eine Null hinzufügen, und ſie koſten immer noch nicht ſo viel; abgeſehen davon, daß in dem Sumpfe, der ſich um dieſen korrumpirten und korrumpirenden Thron ausgebreitet, neben aller Sittlichkeit, Ehre und Tugend auch alle Mittel verſchlungen wurden, die nöthig waren, um die Hungernden zu ernähren. Auf dem hiſtoriſchen Rechtsboden, auf welchem wir angeblich ſtehen, hat man in einem ganz ähnlichen Falle die Hungernden lieber der Hungerpeſt preis gegeben. Dorthin, wo man das Geſpenſt hervor ruft, wird die Freiheit den Kranz des unverwelklichen Dankes niederlegen, wenn ſie ſiegt; und wenn ſie unterliegt, wird auch der lezte ſehnſüchtige Blick ihres brechenden Auges ſich dorthin wenden. Wollen Sie das Himmelsauge brechen ſehen, und die alte Macht über unſer Volk aufs Neue herauf führen, ſo ſchaffen Sie Ihre Diktatur."

Es war bisher von Jüngeren und Aelteren von Rechts und Links der eine Redner wie der andere, wenn er nicht gerade unbedeutend oder unhörbar leiſe ſprach, bald mehr, bald weniger heftig, jezt heiter, jezt in bitterem Ernſt, ja in Verbitterung hie und da, unterbrochen, zwei-, drei-, ja troz des Einſchreitens vom Präſidium aus, zehnmal unterbrochen worden. Die rechte Seite zeichnete ſich hierin noch unſchöner aus als die Linke; auch die leztere krankte an dieſem Fehler. Aber wenn von dieſer Seite aus die Unterbrechungen kamen, ſo waren ſie meiſt hervorgerufen durch das S y ſt e m der F r e ch h e i t, mit welchem man von der rechten Seite aus, wie in der Preſſe, ſo ſelbſt auf der Tribüne auftrat. Die Linke verirrte ſich, ſelbſt was die Form betrifft, wie oben aus dem Munde der rechten Seite nachgewieſen, nie ſo weit, als die Rechte. Selbſt da, wo die Linke in der Form ſehr fehlte, war es der Ausbruch der Ehrlichkeit, der Unehrlichkeit gegenüber, das unwillkürliche Hervorbrechen des redlichſten Enthuſiasmus für Vaterland und Freiheit, gegenüber der perfideſten Dialektik, zuweilen offenbarem Verrath an der Sache, welcher der Redner bisher gedient, an den Freunden, durch die er gehoben worden war. Noch bewahren edle Frauen und

Jungfrauen in der Pfalz in zierlichen Notizbüchern, in die ihr Bleiſtift einzeichnete, was ihr Ohr hörte und ihr Auge ſah, die republikaniſchen, die von dem Wein und den Schönheiten der Pfalz geſteigerten einzelnen Aeußerungen und ganzen Reden des Hamburger Abgeordneten Heckſcher, als er, nachdem er zweimal im deutſchen Hofe der Linken vorgeſeſſen, mit ihr in den Pfingſten die Pfalz bereiste. Am heftigſten gegen die Fürſten, am freiſten für das Eine Deutſchland ſprach er auf einer Ruine der Rheinpfalz, auf einem Trümmerſtück einer Mauer ſtehend: und wenige Tage darauf war er ſelbſt ein Trümmer des alten, wenigſtens des damaligen Heckſcher, und die Pfälzerinnen zeichneten in ihre Blätter zu ſeinem Namen eine Ruine oder ein Andreaskreuz. In der Frage über die Centralgewalt ſprach Heckſcher zweideutig zuerſt, übergegangen darauf, ſo heuchleriſch bemüht, die bisherigen Freunde darüber zu täuſchen, und als er das Mißlingen deſſen ſah, ſo verbiſſen und ergrimmt, daß er unter dem ausbrechenden, von Vogt angeregten Sturm der Linken auf der Tribüne ſich zuſammen bog, lautlos, vernichtet, und ein Mitglied der Linken, hart vor ihm, rief ihm ins Angeſicht: „Sie haben ſich ſelbſt gerichtet, Sie ſind für uns moraliſch todt!“

Ganz anders war es bei der Rechten. Unverhohlen äußerten Mitglieder derſelben, daß ſie vornherein gegen die Redner der Linken eingenommen ſeyen, daß ſie ihre G r ü n d e nicht zulaſſen w o l l e n, ja einer geſtand, daß es ihn verbittere, wenn die Linken gut reden, und da die Linke ſo überwiegend an guten Rednern ſey, ſo verhärte er ſich, weil er ihre Grundſäze als verderblich haſſe. Auch darin unterſchied ſich die Linke von der Rechten: auf der Linken unterbrachen den Redner vorzugsweiſe die Führer, zumal wenn ſie wußten, daß es unmöglich war, noch zum Wort zu kommen, um einen Irrthum, eine Verdächtigung, eine Unwahrheit, eine Verläumdung, eine abſichtliche Verdrehung oder einen Unſinn zu widerlegen; auf der Rechten unterbrachen in der Regel die Unbedeutenden, die ganz Namenloſen, diejenigen, die ſchlechthin unfähig ſich wußten, auf der Tribüne ein Wort zu ſagen, und die doch vor ihrer Partei ſich regſam, daheim als im ſtenographiſchen Bericht mit oder ohne Namen aufgeführt ſich zeigen wollten.

Die Linke bewies Geiſt und Herz, daß ſie, wo ein bedeutender, in ſeiner Ueberzeugung als redlich erkannter Redner von der Rechten

auftrat, ohne irgend eine ſtörende Unterbrechung ihn hörte, achtend, ſtill, ernſthaft, oder lächelnd, voll Rückſicht auf ehrliche Meinungsverſchiedenheit, ſogar lauſchend der ruhigen Erörterung einer Frage. Mathy war nicht der Liebling der Verſammlung, der Linken am wenigſten — wer weiß es nicht? — Als er die Rednerbühne betrat, als er anfieng zu ſprechen, da wurde er unterbrochen mit dem Rufe: „den Namen, den Namen!" Es waren ſeine ſpeziellen Landsleute, die es riefen. Aber die ſittliche Entrüſtung der Mehrheit der Linken über dieſe Art von Unterbrechung kam der Bemerkung des Vicepräſidenten von Soiron: „Wer wird über einen Namen einen Lärm machen?" zuvor, ſie legte ſich ſo ſchwer auf die Rednerbühne, daß Mathy nicht blos in ſeiner ganzen Rede nicht mehr unterbrochen wurde, ſondern auch ſpäter nicht, wenn er wieder, ungewöhnlich ſelten, redete. Die einflußreiche Minderheit der Linken trauerte über Mathy's Fall, nicht mit Sentimentalität, ſondern mit dem Verſtand: ſie wußte, daß derjenige, der mehr als zwanzig Jahre lang, unter ſchweren bitteren Aufopferungen der Sache des Volkes und der Freiheit gedient, mit jenem ſeltenen Verſtand, mit jener Ausdauer, mit jener Sachkenntniß, und mit jener Beredtſamkeit der Thatſachen, die ſo leiſe, ſo tropfenartig, aber ſtets den rechten Punkt treffend, hin floß, für ſie ſelbſt ein großer Verluſt war, und noch ſaßen Männer auf der äußerſten Linken, die zu einander ſagten: „es iſt ein Unglück für unſere Sache, daß er durch die Verhältniſſe hinüber gedrängt wurde, in eine Stellung, wo er in der Hauptſache denkt, wie wir, und zu handeln ſich genöthigt ſieht gegen uns."

Wenn von Beckerath ſprach, wer ſtörte ihn? Ihn ließ die Linke jede Frage mit Ruhe erörtern, weil er niemals in böſem Willen angriff, weil man bei ihm an dem Wohlwollen des Herzens nicht zweifelte. Wann ließ die Rechte einen Redner der Linken ſeine abweichenden Anſichten eben ſo mit Ruhe erörtern, den einzigen ihr ſchrecklichen Robert Blum ausgenommen? Wann hat die Linke den Führer der kirchlichen Partei, ſo lang er ſprach, mit einem Laut oder einer Bewegung unterbrochen? Was war es, was dem Herrn von Radowitz, dieſem prieſterlichen General, dem genaueſt gekannten Obern der Reaktion, das freundliche Gehör der Linken verſchaffte, wenn er ſelbſt in Hauptfragen ihr gefährlichſter Gegner war? Es war nicht bloß die Glätte der Form, nicht bloß der ſchöne kühle Vortrag des Mannes

von Geſchmack und Verſtand, es war nicht blos die Feinheit des gewählten Wortes, der Wendung, des Gedankens, nicht blos das, daß er weder ſchlug, noch ſtach, noch biß, daß er nicht heraus gieng, daß er ſelbſt im Angriff höflich war — es war die Billigkeit der Linken, ihre Empfänglichkeit auch für Anderes, wenn es in der Form edel, im Inhalt nicht karakterlos war.

Und doch folgte wohl zuweilen dem wohlwollenden weichen Beckerath, ja dem feinen Radowitz, wenn der eine und der andere herabſtieg von der Rednerbühne, Mißfallen, ſelbſt Ziſchen von einzelnen Stimmen der Linken. Aber wie unter dem Zauber gebunden, von dem Niemand wußte, wo er eigentlich ſaß, lauſchte, wenn er kam, wenn er ſprach, wenn er gieng, als wirkte ſein Geiſt unter dem Beifallsſturm noch nach, die Verſammlung, die Rechte noch mehr, als die Linke, ihrem größten Redner Robert Blum.

So war es auch an dieſem Tage. Niemand unterbrach ihn, Niemand dachte nur daran den Beifall zu entweihen, nur die Berechtigung des Beifalls in Zweifel zu ziehen, unter dem er heute ſchloß.

Das war die unwiderſtehliche Macht des ſittlichen Charakters, das war die Kraft des blizenden Genius, der die Wahrheit ins Licht ſezte, das war die Wirkung der Donnerſchläge, unter denen getroffen die Gegner ſchwankten oder lagen.

Robert Blum hatte ſeine Virtuoſität in der Beherrſchung der Fragen und der Menſchen von Tag zu Tag mehr bewährt, von den Einen bewundert und geliebt: von den Andern gefürchtet und gehaßt; als Intrikant, als klug berechnender Politiker angeſehen von nicht Wenigen ſelbſt ſeiner eigenen Partei. Gerade die Gabe in ihm, die Sachen, wie ſie lagen, zu nehmen; ohne dem Grundſaz etwas zu vergeben, den Verhältniſſen Rechnung zu tragen; zu vermitteln, zu vereinen, das Mögliche zu berechnen, und das Zweckgemäße dem Großartigglänzenden vorzuziehen; um vorwärts zu kommen, ſcheinbar nachzugeben; — gerade das, was den großen Volksführer und Staatsmann macht, war den Beſchränkteren ſeiner Partei innerhalb und außerhalb der Paulskirche an ihm verdächtig. Sie mißtrauten ihm, weil er nicht Allen in der großen fluthenden Maſſe dieſer Tage traute, weil er mit ſcharfem Auge, wo ſo viele Verräther umher giengen, jezt um ſich ſah, mehr hörte als ſprach, und jezt wieder drein blickte, wie ein Kind, unſchuldsvoll hingegeben. Da hieß es, nicht blos rechts,

ſondern auch links: „Seht Ihr, wie er lauert: es ſteckt noch etwas hinter ihm; es iſt nicht aus ihm zu kommen.“

In der Seele Blums hatte ſich in den lezten zwei Wochen manche Hoffnung geneigt, nicht für ihn, ſondern für das Vaterland. Dieſe Verſammlung drückte ihn, und die Siegesfreudigkeit, die den körperlich ſchwerfälligen Mann ſo elaſtiſch zuerſt gemacht hatte, war von ihm gewichen*).

Er trug die Republik Deutſchland in der Wiege ſeiner Bruſt; die lezten Wochen waren Wochen trüber Erfahrung. Von Haus aus der Mann der That, war er verſtimmt, nicht bloß durch die Thatloſigkeit, ſondern durch die Thatunfähigkeit der Mehrheit in der Verſammlung. Ans Volk glaubte er, eine allgemeine Bewegung zur Republik, ſo unangenehm ihm das unzeitige Vorgreifen des durch Struve fortgeriſſenen Heckers war, bildete den Grundgedanken ſeines Strebens, und alles, was er parlamentariſch bisher redete und that, war ihm nichts als Zwiſchenſpiel, als Vorſpiel zu dem großen Akt der Tragödie, deſſen Schluß die Föderativrepublik Deutſchland ſein ſollte. Der dumpfe Zorn, den er bei den Umtrieben der Gegenpartei zuerſt im Ausſchuß, dann in den Sitzungen der Nationalverſammlung in ſich hinein fraß, klang noch, wiewohl von der Beſonnenheit des Politikers überwunden, in ſeiner Rede über die Centralgewalt nach.

Als er geendet hatte, fühlte Freund wie Feind, daß hier nicht der Abgeordnete Leipzigs, ſondern daß, der es vor Allen war, der Mann der deutſchen Nation, der Führer der deutſchen Freiheit geſprochen hatte; jeder Saz ſeiner Rede war der Ausdruck ſeines Dranges zur That und ſeiner Gewißheit, daß dieſe Centralgewalt, wie ſie die Mehrheit wollte, zwar nur der Anfang vom Ende, aber vom Ende der deutſchen Einheit und Freiheit zugleich ſein würde. Weil es zur That ihn drängte, weil er zur That fortreiſſen wollte, war er ſo kurz, und weil er Prophet war, ſo poetiſch, die Schlaggedanken in Bilder einhüllend.

Dritthalb Jahre ſind jezt darüber hingegangen: Tauſende haben damals das lezte Wort ſeiner Rede gehört. „Wollen Sie das Himmelsauge der Freiheit brechen ſehen, und die alte Nacht über unſer

---

*) Auch Andere bemerkten dieß an ihm, wie der feinſinnige Th. Althaus in ſeiner Schrift: Aus dem Gefängniß S. 67–69.

Volk aufs Neue heraufführen, ſo ſchaffen Sie Ihre Diktatur!“ Rechts und Links, wo Ihr ſaßet, oben und unten, erinnert Ihr euch jenes Tones, jenes Klanges der Stimme, worin ſich Zorn und Haß und die düſtere Ahnung der Zukunft verſchmolzen? der Prophet iſt todt, und kein Arm in Deutſchland, wie ſeiner: glaubt Ihr jezt an ihn?

Es hatte ein höherer Geiſt aus Robert Blüm geredet, es konnte nach ihm Keiner die Aufmerkſamkeit nur in annäherndem Grade mehr feſſeln; für Lette, einen edleren wohlmeinenden Mann des rechten Centrums, der nach ihm ſprach, ein unverſchuldetes Unglück; er konnte nicht einmal der eigenen Partei auch nur die geringſte Aufmerkſamkeit oder Rückſicht abgewinnen. Selbſt die bedeutenden Kräfte der Linken, die nach Blum ſprachen, waren nur wie das nachziehende Glänzen und Leuchten hinter dem unter Bliz und Donner vorübergegangenen Gewitter, ſo der charakterfeſte feine Henſel von Zittau, ſo Simon von Trier, ſo ſelbſt der im Feuer kalte Adolf v. Trützſchler.

Simon von Trier, damals noch ein Schüler von den höchſten Talenten zur Beredtſamkeit, aber in den Schulformen befangen, vermochte kaum dem Widerſtreben des Nichtmehrhörenwollens troz der Schärfe ſeiner Logik, mit der er tief einſägte, zu widerſtehen. Nie zeigte ſich vielleicht in einer parlamentariſchen Debatte der Unterſchied des Genius und des Talents in ſo fühlbarer Größe, wie hier zwiſchen Blum und Simon, und wie gerade jenes Nichtzuſagende und Nichtzuerlernende ſelbſt der größeren wiſſenſchaftlichen Bildung überlegen iſt und bändigt und herrſcht.

Die treffendſte Selle in Simons langer Rede war die, worin er diejenigen vernichtete, die erſtens die Unverantwortlichkeit des Reichsverweſers als etwas ganz Unverfängliches hinſtellen wollten, und zweitens die Verſammlung einzuſchüchtern verſuchten, als eine, die über keinen Soldaten zu verfügen habe.

Gegen das Erſtere ſagte er — und die Geſchichte hat es beſtätigt — „In der Unverantwortlichkeit des Reichsverweſers, wie eines Direktoriums ſteckt der Begriff der M a j e ſt ä t, das Genehmigungsrecht ſammt Veto. Nur die Majeſtät von Gottes Gnaden iſt nicht verantwortlich. Das Volk hat einen Theil ſeiner Souveränität an eine einzelne Perſon verloren, und dieſe einzelne Perſon hat ſich daraus das Recht der Majeſtät gebildet. Ich bin kein Freund von geſezlichen Majeſtäten. Ich liebe die natürliche Majeſtät, welche

keiner geſezlichen Fiktion bedarf, ſondern ſich jeden Augenblick ſelbſt erzeugt. Mir imponiren freie Kraft und Stärke ſelbſt beim Feind. Wo mir die Majeſtät frei und natürlich entgegentritt, da erkenne ich ſie an und freue mich ihrer; aber ich mag keine geſezlich fingirte Majeſtät, die häufig gerade den Gegenſaz von wahrer Majeſtät bildet. Wird zuviel Gebrauch von der Majeſtät gemacht, dann haben Sie die Revolution; ſollen wir nun eine Majeſtät zu dem Zwecke ſchaffen, daß möglichſt wenig Gebrauch davon gemacht werde? — Wie werden wir aber die Gewalt erhalten, wenn wir durch die Verſammlung und aus der Verſammlung wählen? Es iſt geſagt worden: „Das Parlament habe keine Soldaten, auch nicht einen einzigen.“ Unſere Landwehrmänner und Reſerviſten in Trier, welche meine Urwähler ſind, haben an das Staatsminiſterium nach Berlin eine Eingabe gerichtet, worin ſie ſich bereit erklären, dem Parlamente gegen einen etwaigen widerſpenſtigen Fürſten ſofortigen Beiſtand zu leiſten.“

„Sie kennen gewiß auch die Adreſſe der Breslauer Landwehrmänner. Der Soldat, Unteroffizier, ſowie der intelligente Theil des Heeres weiß ganz genau, was ihm die Zukunft bringt, was ihm die Vergangenheit geboten; der Gemeine weiß, daß die Freiheit der Zukunft ihn nicht mehr ſo lange in die Kaſerne ſteckt; der Unteroffizier weiß, daß er in Zukunft wird zum Offizier emporſteigen können; der Offizier weiß, daß Gerechtigkeit ohne Anſehen der Geburt und des Vermögens eintreten, daß Jeder die Stellung erhalten werde, welche ihm nach Fleiß und Tüchtigkeit zukommt. Die Freiheit iſt der Tod des Junkerthums. Dieß weiß das Heer, und nun wiederholen Sie: Das Parlament hat keinen Soldaten!“

„Aber ich glaube nicht an Widerſtand; ich glaube nicht, daß ein Mann gegen das Parlament geſchickt wird. Wer ſich den Beſchlüſſen des Parlaments widerſezt, der iſt ein Rebell, ſei er Fürſt oder Knecht. Wiſſen Sie, wer ein Rebell iſt? — Derjenige, meine Herren, welcher gegen den status quo ankämpft, und wir ſind der status quo. — Ich glaube, daß die Fürſten ſich ſchon aus Humanität dem Parlamente nicht widerſezen werden, und würde die Humanität nicht ausreichen, dann würde die Klugheit es gebieten. Sie wiſſen, daß die Lage der Sache gegenwärtig eine ganz andere iſt, als wie bei der erſten Revolution. Sie wiſſen, daß in uns ein moraliſches Centrum für das Volk gegeben iſt. Sie wiſſen, daß der Geiſt der

Freiheit mehr und mehr in die Heere gedrungen iſt. Sie wiſſen, daß die Waffen nicht mehr in den Zeughäuſern und Waffenläden beruhen, ſondern in alle Welt zerſtreut ſind. Wenn man das Syſtem der Einſchüchterung gegen uns anwendet, dann muß man die Sache hinſtellen, wie ſie iſt: ſich dem Parlament widerſezen, heißt Va-banque ſpielen. Im andern Falle hingegen iſt man ja immer der Majorität des Parlaments verſichert, welches der Pietät in den Einzelſtaaten Rechnung zu tragen gewiß nicht verabſäumen wird. — Was Sie vor Allem wollen, meine Herren, iſt Ruhe und Ordnung. Hauptſächlich gilt die Pietät dem Zuſtand der Ruhe und Ordnung. — Wenn Sie Ruhe und Ordnung haben wollen, dann dürfen Sie nicht zurückweichen in die Vergangenheit, dann müſſen Sie mit kühnem Schritte bis an die lezte Schranke vorſchreiten, welche die neueſte Zeit geſtürzt hat. Da ſezen Sie Ihr Gebäude hin, und dann haben Sie Ruhe und Ordnung. Ziehen Sie die Schranken enger, ſo weiſen Sie diejenigen wieder hinaus, welche ſchon Aufnahme gefunden hatten. Dieſe werden dann anklopfen und Einlaß begehren, man wird ſich von Innen widerſezen, es werden Soldaten ausrücken, und der Genius der friedlichen Freiheit wird ſein Auge verhüllen ob der kommenden Szene."

„Ich habe kein Mandat," ſagte Welcker, „von meinen Wählern empfangen, um die Regierungen vom Thron, oder von ihrer Würde und Ehre herunter zu reißen, um den Schlund der Revolution weiter zu reißen, ſondern es lautet: Schließt einmal durch rechtliche Begründung eines Verfaſſungszuſtandes den unglücklichen Weg, den Abgrund der Revolution, begründet dadurch wieder Vertrauen, gegenſeitige Rechtsachtung, Frieden und Ruhe, damit der Geſchäftsmann wieder Wohlſtand und Freiheit in ſeinen Unternehmungen genieße. Als die Zeit eine andere wurde, iſt auch der deutſche Bund ein anderer geworden. Ich möchte aufrecht erhalten, was vom deutſchen Bund uns als heilſam für eine kräftige Vollziehungsgewalt erhalten werden kann. — Und wenn die Herren von der Linken noch ſo viel von ihren revolutionären Soldaten ſagen, ſo komme ich doch noch einmal darauf zurück: Hier haben Sie Ihre Beſchlüſſe, Sie haben aber keine Kaſſe, Sie haben keine Regierung, Sie haben keine Armee, Sie haben keine Vollzugsbeamten hier. Dieſe alle ſind in Wien, Berlin, Dresden, München, alſo in Städten, wo nicht blos ein

König wohnt, ſondern zugleich eine Bevölkerung, die nicht haben will, daß die Regierungen zu Dresden, München u. ſ. w. verſchwinden. Laſſen Sie ſich nicht täuſchen durch die Kraft der Worte: „Wir wollen es befehlen und zwar im Namen des ſouveränen Volks." Die Zeiten ſind vorbei, wo der Poſaunendonner die Mauern von Jericho eingeſtürzt hat. Es bedarf der wirklichen Kraft, und die wirkliche Kraft iſt da, wo alle Regierungen gern und willig vollziehen, willig das thun, was Sie hier beſchließen, und die Regierungen werden es thun, wenn ſie zum Voraus darum befragt ſind.*) Oder wollen Sie wirklich die republikaniſche Garde aufbieten, um die Throne wanken zu machen in Wien und Berlin? Dann vergeſſen Sie nicht, daß die Commandeure der Garde Ihre Herren ſind, und Sie ihre Diener. Und wenn Sie dieſe Maßregel beſchließen, wenn Sie ohne alle Noth die Regierungen entwürdigen, dann haben Sie es zu verantworten, wenn das Vaterland in große Gefahr kommt. Ich bin im Innerſten davon durchdrungen, daß es ein wirklich unnöthiger, revolutionärer und alſo unrechtlicher Akt ſeyn würde, ſo zu verfahren mit den deutſchen Regierungen, ehe ſie irgend einen Widerſpruch gegen die rechtlichen Forderungen ſich haben zu Schulden kommen laſſen. Ich bin der lebendigſten Ueberzeugung, daß es eine durch und durch verderbliche Maßregel ſeyn würde, und bei dem ewigen Gott, ſo ſehr ich wünſche, daß alle unſere Beſchlüſſe vollzogen werden, ich würde es mit meinem Gewiſſen nie verantworten können, dieſem Beſchluß beizutreten ohne den von mir vorgeſchlagenen Zuſaz, daß das Bundesdirektorium ſich in Bezug auf die Vollziehungsmaßregeln, ſo weit thunlich, mit den Bevollmächtigten der einzelnen Landesregierungen ins Einvernehmen zu ſezen hat."

Das Centrum und die Rechte ſchwärmten im Beifall für Welcker, als er ſeine über eine Stunde dauernde Rede ſchloß. Welch ein Kontraſt zwiſchen Robert Blums ſchön ausgeprägtem Gold des Gedankens und ſeinem aus Erz gegoſſenen Karakter, und Welckers hin und her Schwanken; welch ein Kontraſt zwiſchen des leztern wortereichem Redefluß mit dem breiteſten Bette, in welchem allerlei durch einander dahin trieb, und Ludwig Simons wortkarger Logik

*) Solchen frommen Glauben hatte ſelbſt Welcker: ſo bethört hatte ihn Schmerlinz in vierthalb Monaten. Stenogr. Bericht S. 412.

und Geiſterſchlacht, wo die Gedanken ſich kreuzten und drängten bis zur Härte und zum Peinlichen, wie die blizenden Schwerter im Handgemeng! Welcker hatte das Unglück, daß hinter ihm einer der ſchärfſten und gediegenſten Geiſter der Linken, Adolph Trützſchler von Dresden, ſprach. Trützſchler gieng ſchon damals in ſeinen Ideen ſo weit als Einer: Die äußerſte Marke der allgemeinen Freiheit und Gleichheit, ein Ideal der Brüderlichkeit und der einfachſten Verwaltung beherrſchte ihn ganz; Natur und philoſophiſcher Idealismus hatten in ihm die Oberhand über die Verhältniſſe ſeiner Geburt und ſeiner Erziehung gewonnen. Denn er gehörte als der einzige Sohn und Erbe reich begüterter Eltern und Verwandten einem der ahnenreichſten Geſchlechter Deutſchlands an; in den älteſten deutſchen Liedern war der Name ſeiner Familie genannt. Von der Idee zur Praxis kam er erſt in Frankfurt, und er bot äußerlich oft noch einen Zwieſpalt dar zwiſchen dem angewohnten Ariſtokratiſchen des Benehmens und dem Willen und Streben, dem Geringſten im Volke gleich zu ſeyn.

Trützſchler betrauerte an dieſem Tage, Welker auf jener Seite zu ſehen, von welchem er noch vor wenig Monaten geglaubt, daß er ſtets auf einer Seite mit ihm kämpfen würde. Es ſey, ſagte er, ein Irrthum, zu meinen, es ſey nur eine Reformbewegung in der Zeit oder eine kleine Revolution, die keinen andern Zweck habe, als dem Volke gewiſſe Rechte zu erkämpfen und einzelne Beſchränkungen wegzureißen. Es ſey eine große Bewegung, in der ſich die Zeit befinde, und ihr Ziel ſey kein anderes, als große Grundſäze zur Geltung zu bringen, die Grundſäze der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit; das ſeyen die großen Prinzipien, um die es ſich handle, nicht um leere Formen. Nachdem er eine Reihe Einwürfe der Gegner gegen den Antrag, den er mit Blum geſtellt hatte, einfach beſeitigt und dabei unter allſeitiger Heiterkeit bemerkt hatte, ſeiner Meinung nach komme jeder Menſch als ſouverän auf die Welt, nämlich er habe das Recht, ſich ſelbſt zu beſtimmen, und ſeine Mitmenſchen haben bloß das Recht, ſeine Macht nur da zu beſchränken, wo es zum Wohlſeyn des Ganzen nothwendig ſey: ſchloß er gegen den Dahlmann'ſchen Ausſchußbericht, vom Standpunkt des Juriſten aus, wie er ſagte: „Wir ſind hieher geſandt worden von dem Volk, um für ſeine Souveränität einen Ausdruck zu bilden, um die Ver-

faſſung zu gründen, und inzwiſchen dasjenige zu beſorgen, was eben im Drang der Zeit zu beſorgen nothwendig iſt. Niemand aber hat uns beauftragt, die Souveränität des Volkes an Andere abzutreten. Daß die Souveränität des Volkes durch den Vorſchlag der Ausſchußmehrheit (Dahlmanns) abgetreten wird, das ſieht Jeder ein. Wenn Sie aber nun die Souveränität abtreten, ſo begehen Sie das Verbrechen, das in den gewöhnlichen Kriminalgeſezbüchern mit dem Namen Hochverrath bezeichnet wird. Ich gebe zu, daß in dieſem Augenblick kein Gerichtshof vorhanden iſt, der das Urtheil über die ausſprechen wird, die für den Antrag des Ausſchuſſes ſtimmen, und die alſo in meinen Augen ſich eines Hochverraths ſchuldig machen. Aber es könnte ſeyn, daß das Volk zur Erkenntniß käme, was die eigentliche Bedeutung dieſes Antrags iſt, daß es ſelbſt der Meinung würde, es ſey ein Hochverrath an ihm begangen worden, und daß es die Leute, die ſeiner Freiheit, ſeiner Souveränität Schranken ziehen wollen, ſelbſt vor die Schranken forderte und Alle dann verurtheilte.“ —

Die Rechte hörte bis zum Ende ruhig zu, von den ariſtokratiſchen Formen des Redners eingenommen, nur zweimal ließ ſich ein O! hören; aber am Schluß brandete der Beifall der Linken und der Gallerien zugleich mit dem ſtürmiſchen Geſchrei von der Rechten: zur Ordnung! an die Tribüne. Der Präſident, Soiron, der den Beifall der Linken damals noch ſehr ſuchte, ſtellte mit Anſtrengung die Ruhe her und wies die Rechte ab. „Das Wort Ja oder Nein, ſagte noch Trützſchler, das Sie in wenigen Tagen bei dem Namensaufruf über das Prinzip ausſprechen werden, iſt vielleicht das ernſteſte Wort, das Sie jemals in Ihrem Leben ausgeſprochen haben werden.“

„Ich ehre die Freimüthigkeit Herrn Blums, ſagte Beckerath; er hat offen erklärt, daß er die Centralgewalt, wie er ſie will, als Einleitung zu einer republikaniſchen Geſammtverfaſſung Deutſchlands betrachtet. Wohl die meiſten von uns ſind in dem Fall, nicht zu wünſchen, daß durch die proviſoriſche Einrichtung, die wir zu treffen im Begriffe ſind, die Form der definitiven Staatsgewalt in irgend einer Weiſe präjudizirt werde. Es wird mithin keine Empfehlung der beabſichtigten Einrichtung ſeyn, daß ſie das Vorbild einer künftigen republikaniſchen Geſammtverfaſſung Deutſchlands ſeyn ſoll. Wenn ich ferner bedenke, wie klar es iſt, daß die einzelnen Monarchien

Deutſchlands ſich ſchwerlich unter einer ſolchen republikaniſchen Spitze, von wo aus ſie doch ihren Lebensimpuls empfangen müſſen, als Monarchien werden behaupten können, ſo glaube ich das Wort, das der Redner gegen den Ausſchußantrag richtete, auf ſeinen Vorſchlag anwenden zu müſſen, indem ich ausſpreche, daß vielleicht mehr dahinter liegt, als in die Erſcheinung tritt. — Die Berechtigung der Bewegung fällt hinweg, wenn das Ziel erreicht, wenn die Preſſe frei, die Regierung aus dem Volk hervor gegangen, wenn die Volksvertretung hergeſtellt, die perſönliche Freiheit nicht mehr beſchränkt iſt. Jezt noch den Regierungen feindlich gegenüber zu ſtehen und ihre Feſtigkeit zu erſchüttern zu ſuchen, halte ich nicht für rühmlich. Ich danke dem verehrlichen Redner dafür, daß er es offen ausgeſprochen hat, im Fall des Widerſtandes gegen den Vollziehungsausſchuß müſſen die Widerſtrebenden zermalmt werden. Ja, dieſer Vollziehungsausſchuß muß, wenn er ſeine Autorität behaupten will, zermalmend auftreten. Er wird ſie nur behaupten können auf dem Wege der Schreckensherrſchaft. Nicht um die Regierungen handelt es ſich hier, die Volksſtämme ſind es, gegen die der Verwüſtungskampf geführt werden muß. Ich ehre es, wenn von der Regierung verlangt wird, daß ſie ſich in die Verfaſſung ſezt, den äußeren Feind zu zermalmen. Wenn aber als Aufgabe einer Staatsgewalt hingeſtellt wird, ihre eigenen Angehörigen zu zermalmen, dann muß ich geſtehen, ich wünſche nie eine ſolche Staatsgewalt in unſerm theuern Vaterlande. Man hat auf dieſer Tribüne getadelt, daß der König von Neapel in den Straßen der Reſidenz ſeine Unterthanen hat niederſchießen laſſen, das war eine blutige That, die Geſchichte wird ſie richten; aber dulden wir nicht, daß ſie von irgend einer Seite her jemals in Deutſchland geſchehen kann." —

Da rauſchte der Beifall aus dem Centrum und der Rechten, und am heftigſten die, von denen die Einen wenige Monate nachher bei der Beſchießung Wiens und beim Standrecht, die Andern bei den Gräueln des Abſolutismus gegen die Reichsverfaſſungs-Streiter in Sachſen, in der Pfalz und in Baden betheiligt waren.

„Der Deutſche," fuhr Beckerath fort, „hat noch nicht gebrochen mit der Vergangenheit, er will es nicht; was die Vergangenheit ihm Unwürdiges auferlegte, das hat er von ſich geworfen, die Feſſeln ſind gebrochen, welche die Entwickelung des Volkes hemmten; was

kein Leben mehr hatte in dem Bewußtſeyn des Volkes, das iſt gefallen. Hüten wir uns, die noch lebensvollen Kräfte anzugreifen; ſie ſind bereit ſich mit uns zu verbinden, wenn wir ihnen gerecht werden: hüten wir uns, unſere Bundesgenoſſen zu unſern Feinden zu machen. — Sollten nicht auch in unſerm Land einzelne verwegene Menſchen ſich finden, welche Luſt hätten, die Stelle eines Marat und Robespierre zu ſpielen? Todesmüde gehezt durch wilde Demagogen warf die franzöſiſche Nation ſich endlich einem Militärdiktator in die Arme, fremde Bajonnette mußten erſt die Freiheit wieder bringen, und in dieſem Augenblicke von allen Aengſten des Bürgerkriegs umgeben, ſteht das franzöſiſche Volk wieder am Anfang des Anfangs. — Meine Anſicht geht dahin, daß der Schwerpunkt des deutſchen Staatslebens von jezt an in der Nationalverſammlung liegt, und daß ſie der Ausführung ihrer Beſchlüſſe vermittelſt der Centralgewalt gewiß ſeyn kann, gewiß ſeyn muß. Ich halte es aber nicht für politiſch, nicht den hohen Zwecken, die wir zu berückſichtigen haben, entſprechend, wenn wir in irgend einer Weiſe ausdrücklich erklären wollen, daß die Centralgewalt und in Folge ihrer Anordnung, mithin alle deutſche Regierungen willenlos die Diktate der Nationalverſammlung auszuführen haben würden. Ich kann dem Ausſchußantrage darin nur vollſtändig beitreten, daß er einen Ausſpruch, der nur zu bedenklichen Unterſuchungen über die Gränzen unſerer Macht führen würde, gar nicht aufgenommen hat. Verharren wir ruhig im Bewußtſeyn unſerer Macht; bedienen wir uns derſelben mit Mäßigung und auch ohne Stipulationen wird unſern Beſchlüſſen ſtets die gebührende Achtung zu Theil werden." —

„Wenn Sie einig ſind," ſchloß er, „wenn Sie den Ausſchußantrag mit imposanter Mehrheit annehmen, dann werden Sie eine größere Macht beſizen, als Bajonette jemals verleihen können; denn dann ſteht Ihnen die Macht des Volksgeiſtes zur Seite; dann wird es ſich zeigen, daß es ein wahres Wort war, was ein früherer Redner (Robert Blum) ſprach, daß dieſe Verſammlung eine Rieſenkraft beſizt, denn die Macht des Volksgeiſtes iſt eine Rieſenkraft. Aber die Verſammlung hat dieſe Kraft bis jezt nicht, wie der Redner ſagte, durch Zweifel geſchwächt, ſondern ihr durch weiſe Mäſſigung erſt ihre wahre ſittliche Bedeutung gegeben. Verharren wir bei dieſer Mäſſigung, ſie ſtählt uns die Kraft; dann wird das Himmelsauge der Freiheit nicht brechen,

wie der Redner ſo poetiſch geſchildert hat, es wird ewig leuchten an Deutſchlands Horizont; unſer Auge mag brechen, wir werden vielleicht untergehen in der Vertheidigung der wahren geſezlichen Freiheit, aber aus der heiligen Nähe dieſer Freiheit wird jeder Frevel der Anarchie entfernt werden."

So weiſſagte, in ſeinen und des Centrums Augen ſiegreich über Robert Blum, der wohlmeinende Beckerath. Weſſen Weiſſagungen ſind bewahrheitet worden? Wer hat ſein Leben nicht eingeſezt und iſt nicht untergegangen, als es galt, „in der Vertheidigung der wahren geſezlichen Freiheit?" Die Geſchichte hat gerichtet, und vielleicht in mehr als Einer ernſten Stunde der Nacht iſt der Seele des einen oder des andern Vertrauenden der wahre Prophet erſchienen im blutigen Zeugenkleid, erſchienen der mit den braunen und der mit den ſilbernen Locken, die für die, „geſezliche Freiheit" für die anerkannte Reichsverfaſſung untergegangen ſind, deren Auge brach, um nicht das Himmelsauge der Freiheit brechen zu ſehen.

So war der Montag und der Dienſtag, der 19. und der 20. Juni unter Reden vergangen zwiſchen 9 und 4 Uhr, und der 21., der 22., der 23., der 24. vergingen ebenſo, theils in Morgen-, theils in Abendſizungen. Noch ſprachen Degenkolb, Jordan von Berlin, Flottwell, von Lindenau, Eiſenſtuck, Möhring von Wien, Schaffrath, Schoder, von Beisler, Vincke, Clauſſen, von Auerswald, von Laſſaux, von Dieskau, Schmidt aus Schleſien, Gumbrecht, und noch mehr als hundert und dreißig Redner waren eingeſchrieben. Es war kein Ende abzuſehen. Auf Ruges Antrag wurde beſchloſſen, für die neun verſchiedenen Anträge über die Centralgewalt, auf die ſich die Parteien vereinigt hatten, ſollen noch je zwei Redner ſprechen, ſo daß abwechſelnd einer von der Linken und der Rechten auftrete, und die Redner von den Schattirungen der Parteien in den Klubbs gewählt werden.

Gewählt wurden von der Linken: Blum und Ruge, Ziz und Zimmermann von Stuttgart, Vogt und Diezſch aus Saarbrücken; von dem Centrum, Raveaux und Widemann, Wippermann und Stockmann; von der Rechten: Waiz und Mathy, von Saucken und Lichnowsky, Philipps und Cosmann, Radowiz und Edel.

So ſehr die Berathung in die Länge ſich zog, ſo brachte doch jede Sizung des Intereſſanten und des Neuen genug, um zu feſſeln, wenigſtens die Zuhörer, wenn auch nicht alle Abgeordneten. Jordan

von Berlin, jezt noch links, der Sprecher mit der ſchimmernden Phraſe der Rhetorik, bei dem Nichts Natur, oder innere Ueberzeugung, ſondern Alles gemacht war, ſelbſt ſein Thun und Gebären als Linker, und den die Entſchiedenſten der Partei in den erſten Tagen durchſchaut hatten — war neu in glänzender Diction, im treffenden Spott der Gleichniſſe. Er verglich Dahlmann und die Vertheidiger ſeines Berichtes mit jenem Archimedes, der ſich verſenkt in tiefſinniges Grübeln über ſeine geliebten Zirkel, als die Mauern ſeiner Vaterſtadt bereits geſtürmt wurden von dem Feinde. „Ein jugendkräftiges Volk, ſagte er, welches die Zukunft der Welt in ſich trug, berannte dieſe Mauern. Statt den Mathematiker redlich auszuziehen, und in den großen Rath ſeiner Stadt zu eilen, um der Noth entgegenzutreten, nicht mit tiefſinniger Gelehrſamkeit, ſondern mit der einfachen geſunden Vernunft, um wenigſtens einen guten Frieden zu erlangen, vergrub er ſich in ſeiner Studirſtube, um wo möglich etwas ganz Nagelneues und Unerhörtes zu ergründen. Die Mauern brachen, er hörte es nicht, er wollte es nicht hören. Das Siegesgeſchrei ſchallte durch die Gaſſen, er hörte es nicht, er wollte es nicht hören: In ſein eigenes Haus drangen die Feinde, in ſeine Studirſtube — ſtürmte ein Bewaffneter — und er hatte keine andere Antwort als „Zertritt mir meine Figuren nicht!“ —

Auf der Linken glaubte man, er verſtehe unter dem Feinde in natürlicher Weiſe die andringende Reaktion, auf der Rechten riefen ſie: „Zur Sache!“ Er aber fuhr fort:

„Wie haben die Herren vom geſchichtlichen Fortſchritte, vom hiſtoriſchen Rechte gegrübelt und gekünſtelt, um die alten Bollwerke, um die morſch gewordenen Mauern der alten guten Zeit noch eine Weile zu ſchüzen vor dem Andrange der jugendlichen Welt, welche die Zukunft die ihre nennen will! Wie haben ſie, dieſe Wühler der Vergangenheit, gewühlt und geſucht in den wurmſtichigen Truhen des Mittelalters und Experimente gemacht mit ihren Fünden, mit ihrer ſtändiſchen Gliederung, mit ihrer Fürſten- und Herren-Bank, mit ihren künſtlichen Pairskammern! Aber es hat Alles nichts geholfen. Die Bollwerke ſind geſtürmt worden, allerdings nicht mit den Poſaunen von Jericho — denn in unſerer Zeit geſchehen keine Wunder mehr — aber ſie ſind geſtürmt worden von dem jungen Volke, das die Zukunft ſein nennen will, und das Regiment von

Gottes Gnaden hat ſein Ende erreicht durch die Gewalt der Barrikaden. — Aber ſie ſehen es nicht, ſie hören es nicht, ſie wollen es nicht hören! — Noch immer können ſie ſich nicht losreißen von dem Verſuch, das neue gewaltig pulſirende Leben hineinzubannen in ihre Runen- und Zauberkreiſe. Noch immer ſuchen ſie herum nach dem Punkte, den ſie benüzen könnten zur Niederlage für ihre theoretiſchen Hebel, um die ganze junge Welt aus ihren Angeln zu heben. Noch immer zeichnen ſie ihre Figuren in den Sand, und wenn man zu ihnen hintritt, und ihnen in's Ohr ſchreit: „Das Vaterland iſt in Gefahr!“ da iſt ihr einziges Gefühl der Aerger, ihre einzige Antwort! „Zertritt mir meine Figuren nicht!“ —

Die Gallerieen rufen ſtürmiſche Bravo's, die Linke lacht beifällig, die Rechte bewegt ſich voll Aerger und Unruhe, der Präſident muß mit der Glocke die Ruhe herſtellen. —

„Ich glaube,“ ſagte der Sprecher, zur Rechten gewendet, „man iſt bei der Sache, wenn man, und ſey es auch durch eine Vergleichung, den Geiſt zu bezeichnen ſucht, aus welchem Dasjenige hervorgegangen iſt, worüber wir verhandeln. Ein Geſpenſt hat dieſen Entwurf dictirt.“ —

Unter ſchallendem Gelächter, unter Beifall links und unter Murren rechts, ſah Alles auf Dahlmann, der den Bericht gemacht, und deſſen Figur dieſer Beziehung zu entſprechen ſchien. — „Dieſes Geſpenſt,“ fuhr endlich der Redner fort, „iſt die Furcht vor der Republick. Aber kann man ſich denn nicht offen zum Prinzip des konſtitionellen Königthums im Einzelſtaat bekennen, wenn man der Spize des Geſammtſtaats die republikaniſche Form geben will?“ —

Jordan ſprach an dieſem Tage noch ziemlich gut, weil er noch nicht Marinerath geworden war; aber was er ſprach, kam nicht aus dem innern Menſchen, aus dem ganzen Menſchen, wie bei Eiſenſtuck; der ſprach als Praktiker, Jordan als gewandter Feuilletoniſt. Eiſenſtuck ſagte, er ſtüze ſich auf die beſtehenden Verhältniſſe, er wolle nicht brechen mit Dem, was da ſei, alle ſeien nicht hiehergeſchickt, um umzuſtürzen, ſondern um zu ordnen und aufzubauen. Der beſtehende Boden aber, der als Baugrund dienen ſolle, ſei gebildet in den Märztagen 1848. Die Vornahme der Wahl des Vollziehungsausſchuſſes anders als durch die Nationalverſammlung nannte er ein Verlaſſen des einzig legitimen Bodens, der vorhanden, und

die Proclamirung der Contrerevolution. Das Dreiprinzendirektorium ſei keine conſtitutionelle Monarchie, ſondern eine Triarchie, für die conſequenter Weiſe drei Civilliſten und drei Hofſtaate weiter geſchaffen werden müßten, zu den übrigen, die da ſeien; eine Schöpfung, mit der man dem Volke nicht dienen werde. Zudem wolle die Rechte eine conſtitutionelle Monarchie oder Triarchie ohne Conſtitution, verantwortliche Miniſter ſchaffen ohne Verantwortlichkeitsgeſez, alſo ohne Verantwortlichkeit. Befugniſſe geben ohne Geſez ſei Anarchie, und die Anarchie, von der man ſo viel fürchte und hier ſage, aber nur nach unten, — die Anarchie könne von allen Seiten kommen, auch von Oben. Was der Dahlmanniſche Antrag wolle, das könne man auf leichtem Wege haben, und habe es ſchon. Der Bundestag ſei ja nichts Anderes, als eine Fürſtenregierung, und man dürfe blos den 17. Artikel aus den geheimen Bundesbeſchlüſſen von 1834, nach welchem es jedem einzelnen Staat verboten ſei, Beſchlüſſe zu faſſen gegen den Bundesbeſchluß, noch beſonders proklamiren, und man habe ſchon, was man machen wolle. — Als Hauptgrund der Zerſtörung des ſozialen Lebens werde von Hunderttauſenden Bedrängter das Syſtem verwünſcht, wie es ſich im indirekten Steuerweſen über 25 Millionen Deutſcher unter dem Namen preußiſcher Zollverein ſeit Jahren erſtreckt habe. Wenn man warten wolle mit der Aenderung dieſes Syſtems bis nach Einführung der Verfaſſung, dann werde man ein freies Volk geſchaffen haben, und dieſes freie Volk werde in dem Augenblick, wo es von dieſer Freiheit Gebrauch machen ſolle, halb verkümmert und halb verhungert ſein. An der Spize dieſes Syſtems nun ſtehen noch dieſelben Männer, die es gehalten, und das Syſtem werde noch in demſelben Geiſte geführt. Von Seite der preußiſchen Regierung iſt die Anſicht vor Kurzem ausgeſprochen worden, daß bis zum Jahre 1850 irgend eine Veränderung nicht eintreten ſolle. Man wolle alſo das Syſtem beibehalten, das bisher darauf berechnet geweſen, die erſten Lebensmittel am höchſten zu beſteuern, und dreißig Millionen Thaler Arbeitslöhne jährlich nach England zu zahlen, während Weber in Deutſchland verhungern. In dieſer Beziehung, ſchloß er, muß eine Maßregel getroffen werden, man darf ſie, man kann ſie nicht verſchieben, bis die Verſammlung das Verfaſſungswerk vollendet haben wird: die ſoziale Noth hat ſich neben die politiſchen Fragen gleichzeitig in den Vordergrund geſtellt. Was wird kommen,

wenn dieſe Maßregel nicht von der Nationalverſammlung proviſoriſch und ſofort in die Hand genommen wird? Hier finden Sie einen Hauptgrund, der mich beſtimmt, dagegen zu ſein, daß wir die Einzelregierungen auf die alte Weiſe, und mit dieſen Befugniſſen und ohne Controlle fort gewähren laſſen, wie es der Ausſchußantrag beabſichtigt."

Schoder ſprach mit Glück und Eindringlichkeit für die Präſidentſchaft und gegen das Direktorium, und ermahnte die Linke und die Rechte, etwas von ihrer Anſicht zum Opfer zu bringen, damit ein Beſchluß mit großartiger Mehrheit möglich werde, und Ausſicht ſich öffne, das durch die Schuld der früheren Regierungen zu Grunde gerichtete und zerriſſene Deutſchland wieder aufzurichten und zu einigen.

Von Beisler aus München, der mehrmals Bayriſcher Miniſter geweſen war, ein wohlwollender Mann, ſprach nach ihm; merkwürdig durch ſeine öffentliche Stellung, und dadurch, daß in ihm die Geſinnung und Anſicht einer Reihe bedeutenderer Männer ihren Ausdruck fand. Auch ich, ſagte er, ſtelle mich auf den Boden der Thatſachen, und hier finde ich nun zunächſt mit Ausnahme der freien Städte die konſtitutionelle Monarchie auf demokratiſcher Grundlage im rechtlichen Beſtand. Ich finde hier, daß das Volk in den jüngſten Zeiten die Herrſchaft der Willkür gebrochen, daß es aber vor der Herrſchaft des Geſezes achtend ſtehen geblieben iſt, und diejenigen mit Ernſt zurück gewieſen hat, die auch die Herrſchaft des Geſezes angreifen wollten. Dieſe Thatſache nehme ich nicht etwa als Thatſache an, die ich annehmen muß, weil ich nicht anders kann, ſondern ich begrüße ſie als die Errungenſchaft deſſen, wofür ich mein ganzes Leben lang geſtritten habe, ich begrüße ſie mit der freudigen Hoffnung, daß eine naturgemäße Fortbildung im Sinne der Freiheit ſtattfinden wird; von dieſem Standpunkte bekämpfe ich die Willkür, von wo und von wannen ſie auch kommen möge. Ich will die Herrſchaft des Rechts, und nur die Herrſchaft des Rechts, aber ich will auch nur die Freiheit innerhalb der Schranken des Geſezes. Auf dieſem Standpunkte werde ich mir wohl von einem Theile der hohen Verſammlung den Namen eines Reaktionärs gefallen laſſen müſſen, das müſſen die Grauköpfe, wir alten Freiwilligen von 1814, wohl über uns ergehen laſſen, wir, die wir unſer ganzes Leben hindurch für die Sache der Freiheit gekämpft haben, die jezt ſiegreich daſteht, wir, die wir zu einer Zeit dafür

45 *

gekämpft haben, wo uns dafür keine Ehren und Stellen, kein Beifall der Gallerieen, ſondern nur die offene Thüre des Gefängniſſes winkte, wir, die bis dahin dafür angeſehen wurden, als in der erſten Linie kämpfend, bis ein jüngerer Freiheitsenthuſiasmus uns überholte, deſſen Träger ſich nun als die einzigen Kämpfer für Freiheit ausgeben, welche keinen Anſtand nehmen, uns bei Seite zu ſezen, uns denen zuzuzählen, welche Werkzeuge eines unterdrückenden Despotismus geweſen ſind. Wir achten dieſen Enthuſiasmus, wir möchten ihm nur wünſchen, daß er das gute, aber zweiſchneidige Schwert der Agitation für die Freiheit etwas behutſamer handhaben möge, damit der im edeln Aufſchwung geführte Schwertſtreich nicht aus ihrer Hand gleitend dahin treffe, wohin ſie nicht treffen wollen, damit nicht die Verantwortlichkeit vergoſſenen Bürgerbluts ſie treffe. Was wir bedürfen, iſt Ruhe, damit unſere Induſtrie blühe, damit unſere Arbeiter Brod finden; in fortgeſezter Agitation finden Sie es nicht. Darum noch einmal, laſſen Sie ab von der Agitation, ſie iſt nicht mehr nöthig, es iſt keine Reaktion mehr möglich! Nein, keine iſt mehr möglich, keine andere, als die Reaktion gegen Unordnung und gegen Geſezwidrigkeit. Eine Reaktion iſt nicht mehr möglich, weil die Völker zum Bewüßtſein ihrer Kraft gekommen ſind; ſie iſt nicht mehr möglich, weil alle deutſchen Staaten ihre geſezlichen Vertreter haben und weil alle dieſe ihre Schuldigkeit auch thun werden, ſo wie wir ſie hier thun wollen." — Der Redner entwickelte noch kurz die Gründe dafür, warum er drei fürſtliche Perſonen aus den regierenden Fürſtenhäuſern an die Spize der Centralgewalt wolle.

Wo die Linke behauptete, die Reaktion rege ſich, da lärmte die Rechte; ſo oft einer der Ihren, — und das geſchah mit Abſicht ſehr oft — über die Furcht vor Reaktion ſpottete und die Unmöglichkeit einer Reaktion vormalte, accompagnirte die ganze Rechte mit Beifall; und von Vincke erlaubte ſich den Wiz, er habe gehört, daß in den nächſten Tagen ein Antrag geſtellt werden ſolle, daß, ſo oft das Wort „Reaktion" ausgeſprochen werde, eine Steuer von 6 Kreuzern zu Gunſten der deutſchen Marine zu entrichten ſei. Es war dieß am 22. Juni, da er ſeinen redſeligſten Tag hatte, und ſeinen glücklichſten, denn er wurde von der Linken ſo oft unterbrochen, als er es nur haben wollte, und ſogar ein Ordnungsruf des Präſidenten Gagern würzte ſeinen Vortrag, worin er gegen das Ende über den

Beſchluß für Trieſt ſehr richtig der Verſammlung ſagte, daß mit hochtönenden Redensarten nichts gethan ſei, ſo lange ſie nicht von Kanonendonner begleitet ſeien.

Die Thatſache, ſprach der redegewandte lebhafte Clauſſen, welche geſchichtlich und in rechtmäßiger Weiſe gegeben iſt und Kraft welcher Herr von Vincke hier in der Paulskirche ſich befindet, iſt die, daß der Bundesſtaat bereits beſteht, daß der Unionsvertrag ſchon geſchloſſen iſt durch die mit Zuſtimmung der Fürſten geſchehene Wahl und durch die Vereinigung des Volkes. — Clauſſen ſprach über das Gefährliche der Unverantwortlichkeit, darüber, daß die Verſammlung, wenn ſie einig ſey, neben dem Recht, ganz allein den Präſidenten zu erwählen, auch die Macht dazu habe; er perſiflirte von Vinckes Fürſtenliebe, als eine Geſchmacksſache; er bewies an Schleswig-Holſtein, als dem Beiſpiel neueſten Datums, daß hinter der Republik weder Communismus, noch Anarchie gekommen, daß das Regiment viel beſſer von Statten gehe als früher, daß die republikaniſche Regierung mit Einem Schlag alle mißliebigen Einrichtungen abgeſchafft habe, unter deren Qual das Volk Jahrzehente lang zu dem Fürſten geſeufzt, ohne daß ſich dieſer darum kümmerte; daß Privatmänner das Regieren eben ſo gut wie die Fürſten verſtehen, ja viel beſſer als dieſe, die ſich in der Regel weder mit ſo tiefen Studien, noch mit öffentlichen Geſchäften viel befaſſen. Er ſprach ſo hinreißend und doch ſo einfach, er riß ſo ſehr, bald zur Heiterkeit, bald zu ſtürmiſchem Beifall hin, daß ſein Nachfolger, von Auerswald, dadurch ſehr im Schatten ſtand, und ſelbſt deſſen eigene Partei weder während, noch am Schluß ſeiner langen Rede ihm einen Laut des Beifalls zollte.

Von Laſſaulx nannte die Republik einen ſchönen Traum der Jugend, den auch er einſt mitgeträumt, den der beſſere Theil der deutſchen Jugend noch immer träume, aber das ideale Bild ſey eben doch ein Traum, auf den man im ſpätern Leben gerne zurückſehe, wie man im ſpätern Leben auch gern an die Jugendliebe ſich erinnere.

Das ſtimmte das Haus ſehr heiter, um ſo mehr, da die Meiſten irrthümlich den Redner für einen katholiſchen Geiſtlichen im Profeſſorsgewand hielten. Er ſuchte das Haus zu überreden, es ſolle die Ernennung des Reichsſtatthalters den Fürſten überlaſſen, und ihm das Recht des Veto geben, nicht aus Ohnmacht und Schwäche, ſondern umgekehrt, im Bewußtſeyn der eigenen Macht und Stärke. Wer

ſich ſeiner Macht und Stärke bewußt ſei, könne auch neben ſich und ſich gegenüber eine Macht anerkennen und frei ſchalten laſſen, ja er könne ſie ſogar ſelbſt einſetzen. Ueber die vielbeſprochene Souveränität und Allmacht der Nationalverſammlung ſagte er: „Die Verſammlung ſei ſouverän, aber nur in ihrer Sphäre; und jedes Uebergreifen in eine andere ſei ein Einbruch in ein fremdes Rechtsgebiet. Unſere Souveränität, ſagte damals noch dieſes Mitglied der äußerſten Rechten, beſteht darin, daß wir ſouverän ſind in der Berathung und Feſtſtellung der Reichsverfaſſung: Darein hat uns Niemand hinein zu ſprechen. Wir ſind aber nicht ſouverän in Regierungsſachen, außer im Fall der höchſten Noth, die kein Gebot kennt."

Von Dieskau aus Plauen warf dem Dahlmanniſchen Bericht Halbheit und Unentſchiedenheit, Courtoiſie und Rückſichtsnahme vor, und widerlegte die Aufſtellungen, als werde es die Pietät des Volkes gegen die Fürſten nicht zulaſſen, daß die Wahl der proviſoriſchen Regierung oder der Centralgewalt nicht von den Fürſten, ſondern von der Nationalverſammlung bewirkt werde. Von Wydenbrugk, der kleine Staatsmann von Weimar, wie man ihn nannte, erkannte auch keinen andern Rechtsboden, als das neue, von der Nationalverſammlung verfaſſungsmäßig zu ſchaffende Recht. „Die Revolution, ſagte er, iſt gekommen, und ſie mußte kommen, weil ſich ein greller Gegenſaz gebildet hatte, zwiſchen dem beſtehenden Recht, namentlich dem öffentlichen, und den edelſten und treibendſten Kräften des Volkslebens, wovon die Träger in allen Theilen dieſes Hauſes ihren Plaz haben. Wir können die Revolution, und wir dürfen ſie nur dadurch beendigen, daß wir die Ideen, aus deren Schooß ſie hervorgegangen, läutern, klären, und ihnen die Kraft und Weihe des Geſezes geben."

So ausgezeichnet er ſprach, ſo ſprach er doch nicht in jenem großen ſtaatsmänniſchen Styl, wie ſpäter zweimal; es war, als fühlte man ihm an, daß es ihm nicht ſo recht von Herzen gehe, was er ſprach; als wende er ſich aalglatt zwiſchen der Rechten und der Linken hindurch, von ſeiner Mutter, der Revolution, noch ſehr genirt.

Venedey geißelte die ewige Wiederkehr der Einſchüchterungsverſuche aus der Rechten und aus dem Centrum mit Schlagworten, wie: Der „Convent," der „Schrecken," die „Schreckensherrſchaft," die „eine und untheilbare Republik." Um einen Mehrheitsbeſchluß zu Stande

zu bringen, war auch er ſo nachgiebig, daß er ſagte: „Wenn ein Fürſt gefunden wird, der im Stand iſt, die deutſche Sache in dieſem Augenblicke kräftig zu lenken, ſo wähle man ihn! Aber vergeſſen Sie nicht, daß der Rechtsboden der deutſchen Nation hier in der Paulskirche liegt, und werfen Sie nichts, dem Sie Macht geben wollen, aus Ihrem Kreiſe heraus; denn es wird dann keine Macht haben. Wollen Sie eine kräftige Centralgewalt begründen, ſo fußen Sie dieſelbe in dem Rechtsboden der Revolution, in dem Rechtsboden des vollberechtigten Volkes, der Selbſtherrſchaft der Nation."

Schmidt aus Schleſien perſiflirte Vincke und in ihm die ganze Rechte. Vincke hatte die unglückliche Behauptung aufgeſtellt, mit jener ihm eigenthümlichen Kunſt, durch Redefluß zu täuſchen: die preußiſchen Abgeordneten haben ein beſchränktes Mandat erhalten, nämlich die ausdrückliche Beſtimmung, in Frankfurt die deutſche Verfaſſung mit den Regierungen zu vereinbaren. „Ich habe hier, ſagte Schmidt, die Verordnung über die Wahlen der preußiſchen Abgeordneten, hier habe ich die Beſchlüſſe der Bundesverſammlung, die Beſchlüſſe des Fünfzigerausſchuſſes und des Vorparlaments, und es iſt nirgends von einer Vereinbarung, ſondern nur von einer Konſtituirung der deutſchen Verfaſſung die Rede. Wenn daher von dieſer Seite vor kurzer Zeit der Rath ertheilt wurde, es möge von hier aus keine Behauptung ſtatt finden, für die man nicht den Beweis in der Taſche habe, ſo will ich damit zugleich gezeigt haben, wie wenig die Herren geneigt ſind, dieſen Rath zu befolgen."

Die Reihe der Redner am 23. Juni eröffnete Zitz, er acceptirte für ſeine Anſicht, daß die Centralgewalt eine republikaniſche ſein müſſe, alle ihre Conſequenzen, ohne die falſchen Urtheile zu fürchten, die man daran knüpfe. Den Vorſchlag, den Bundestag als berathende Behörde beizuhalten, zerknitterte er zwiſchen den Fingern, und in der Hauptfrage ſprach er: „Wenn wir jezt nach den Fürſten, gerade nach denjenigen greifen wollten, welche durch ihre Stellung die Macht und Mittel haben ſollten, um den Bedürfniſſen der Zeit zu genügen, von denen doch die Erfahrung gelehrt hat, daß ſie es nicht vermögen, weil ſie durch die Revolution niedergeworfen und gelähmt ſind, ſo verkennen Sie die Macht, die in Ihre Hände gelegt iſt, Sie können und dürfen nicht mit denen unterhandeln, welche nie den Anklang im Volke, die Unterſtüzung derer, die uns berufen,

haben werden. Zweifeln Sie nicht daran, daß Ihre Beſchlüſſe vollſtändig erfüllt werden. Man hat geläugnet, daß ſie erfüllt werden. Wäre das der Fall, ſo wäre unſere ganze Aufgabe eine leere, unſere ganze Stellung eine falſche. Wir müſſen die Ueberzeugung in uns tragen, daß unſere Beſchlüſſe ſouverän ſind, und wenn irgend eine Macht in Deutſchland wäre, die ſtark genug ſein würde, dieſen Beſchlüſſen Widerſtand zu leiſten, ſo wäre die Einheit Deutſchlands, die Entwicklung der Freiheit, die Begründung eines Bundesſtaates nur ein Traum, ſo würden wir vergebens hier berathen und ſchaffen. Denn wir könnten nicht erwarten, daß unſeren Beſchlüſſen die Anerkennung und Vollziehung würde, die wir nothwendig vorausſezen. — Im Augenblick, was ſind die beſtehenden Verhältniſſe? Sind die der einzelnen Staaten ſo ſtark, daß wir fürchten müſſen, wenn wir ihnen nicht Rechnung tragen, werden wir auf unüberwindliche Hinderniſſe ſtoßen? Die beſtehenden Verhältniſſe ſind, daß die Regierungen zwar noch beſtehen, daß ſie regieren, daß man ihnen aber nicht gehorcht. — Sie müſſen aus dem Zerfall aller beſtehenden Verhältniſſe Anlaß nehmen, eine neue Gewalt zu ſchaffen, und dieſer dann das verleihen, was den einzelnen Regierungen fehlt, Einheit und Stärke, und es wird ein vollſtändiger, ein ganzer Vollzug der glänzende Erfolg Ihrer Beſchlüſſe ſein. Der Vollzug würde, wenn er von den einzelnen Staaten verweigert würde, durch einen Aufruf an das Volk die zuverläſſigſte Ausführung finden. — Wir begnügen uns ferner nicht mit dem leeren Worte „Verantwortlichkeit der Miniſter.“ Es iſt ſchon gezeigt worden, daß dieſes Wort eine Täuſchung ſey: Die ausgeſprochene Verantwortlichkeit ohne praktiſche Anwendbarkeit kann unſern Anforderungen nicht genügen. Die Erfahrung von drei und dreißig Jahren lehrt, daß es an Miniſtern nicht fehlt, welche eine eigene Anſicht von Verantwortlichkeit haben und alle Beſchlüſſe contraſigniren, die ſich ihrem Syſtem oder der Willkür ihrer Fürſten anpaſſen. Miniſter mit Verantwortlichkeit ſind es unſerer Ueberzeugung nach nicht, welche die Anforderungen der Zeit, die Rechte des deutſchen Volkes zu ſichern vermögen. Wenn Sie eine Centralregierung bilden, ohne die Verantwortlichkeit derjenigen, welche ſie ausüben, auszuſprechen, ſo eröffnen Sie uns namentlich bei dem Androhen von

äußeren Gefahren und bei der Befürchtung, daß die Geſtaltung Deutſchlands ein raſches energiſches Einſchreiten erheiſcht, nur zu gewiß die traurige Ausſicht, daß wir der Deſpotie entgegen gehen, und wir werden die kaum errungene Freiheit durch die uns ſelbſt gegebenen Diktatoren, ſei es einer, ſeien es mehrere, wieder zertrümert ſehen. Wollen wir uns dem Verwurf ausſezen, daß wir uns des wichtigſten Rechtes, der Sicherung unſerer Zukunft entkleidet haben, indem wir alles, was unſere eigene Freiheit ſchüzt und begründet, und die Einheit von Deutſchland herſtellen ſoll, in die Hände von Männern legen, ohne uns durch eine feſt ausgeſprochene Verantwortlichkeit derſelben zu ſchüzen? — Wenn wir überzeugt ſind, daß die republikaniſche Verfaſſung die geeignetſte für Deutſchland iſt, ſo haben wir nicht die Abſicht, ſie mit Gewalt irgend einem Staat aufzudringen, und erkennen an, daß jeder einzelne Staat das Recht hat, ſich ſeine innere Verfaſſung ſelbſt zu ſchaffen und diejenige einzuführen, welche der Mehrheit ſeiner Bewohner am Zweckmäßigſten dünkt. Wir erkennen darin das Recht der Mehrheit an, und unterwerfen unſere Ueberzeugung deren Urtheil. In der gegenwärtigen Frage aber handelt es ſich nicht von der republikaniſchen Verfaſſung Deutſchlands, ſondern von dem Grundgedanken, welcher bei der proviſoriſchen Vollziehungsgewalt uns vorſchwebt. Dieſer darf unſerer Anſicht nach den Charakter unſerer Verſammlung nicht verläugnen — er muß, wie dieſe, republikaniſch ſein — eine Einrichtung wie ſie durch die Vernunft und durch die Erfahrung geboten iſt. — Was beabſichtigen dagegen Diejenigen, welche uns einen Fürſten oder Regenten, mit der Centralgewalt bekleidet, ohne eigene Verantwortlichkeit, aufdringen wollen? Iſt dieſe Einrichtung wirklich konſtitutionell? Wo iſt denn die Conſtitution, die hier die Gränze der Gewalt bildet? Wo iſt eine Bürgſchaft in der Verantwortlichkeit der Miniſter, wo iſt der Umfang begränzt, in dem ſich der Centralregent zu bewegen hat, falls er, wie der Ausſchuß will, zur „Wohlfahrt und Sicherheit von Deutſchland" handelt? Kaum wird es möglich ſein, in dieſer Ihnen vorgeſchlagenen Einrichtung etwas Anderes als die Deſpotie zu erblicken, und ſind Sie berechtigt zu ſo extremen Maaßregeln, während das Volk Sie berufen hat, für Deutſchlands Glück und die Freiheit des Volkes die heiligſte Sorge zu tragen? — Haben Sie die Ueberzeugung, daß Sie in Folge der Volksſouveränität hier ſizen, daß

Sie die Rechte und die Macht des Volkes auszuüben haben, ſo nehmen Sie ſich in Acht, daß Sie in dem heute von ihnen zu faſſenden Beſchluß nicht dagegen verſtoßen."

Radowitz ſprach für denjenigen Antrag, der am weiteſten nach der Rechten hinlag. Man wird, ſagte er, den Sinn dieſes Antrags als reaktionär bezeichnen. Ich frage deßhalb: Wer iſt reaktionär? Doch wohl derjenige, der einen untergegangenen Zuſtand wieder hervorrufen will. Nun, meine Herren, wenn dieſe Beſtimmung die richtige iſt, ſo ſage ich: Gäbe es auch eine Partei in Deutſchland, — in dieſer Verſammlung beſteht ſie nicht; Niemand iſt reaktionär in dieſer Verſammlung! Allerdings befinden ſich hier Perſonen, die der alten Monarchie treu und aufrichtig gedient haben. Aber ſie ſind nicht blind geweſen gegen deren Mängel; ſie haben ſich nicht verhehlt alle Gebrechen des Polizeiſtaats. Sie haben ſehr gut gewußt, daß nur der Rechtsſtaat der wahren politiſchen Ordnung entſpricht. Sie wünſchten, daß der Uebergang auf geſezlichem Wege geſchehen möge, ſie wünſchten Evolution, nicht Revolution. Leider iſt jener Weg nicht rechtzeitig betreten worden, das erkennen wir mit tiefem Schmerz an; daher iſt die Revolution erfolgt. Folgt nun daraus, daß die Perſonen, die ich ihnen karakteriſirte, reaktionär ſind? Ich ſage: Nein! Niemand hier im Saal wünſcht die gefallenen Zuſtände wieder hervor zu rufen, und zwar aus einem doppelten Grunde: Erſtens, weil ſie faktiſch untergegangen ſind; Zweitens, weil ſie wirklich mangelhaft waren. Nicht blos das Geſez der Nothwendigkeit iſt es, was uns daher vor den reaktionären Gelüſten hütet, ſondern eine höhere ſittliche Verpflichtung. Ich hoffe, daß dieſer äußere und innere Zwang vollkommen genügt, um die Bürgſchaften zu geben, die man von Jedem verlangen kann, der ein Mandat zu dieſer Verſammlung angenommen hat. Daher fordern wir: Richten Sie uns nach unſern Handlungen; daſſelbe ſagen wir Jedem von Ihnen zu. Meine Herren, ſprach er zur Linken gewandt; Wir Alle wollen das Wohl Deutſchlands, obgleich auf ſehr verſchiedenen Wegen. Darum ſind wir politiſche Gegner, aber das ſchließt nicht die Achtung, es ſchließt nicht die volle Anerkennung der Perſönlichkeiten aus. O ja, es gibt Perſonen, die in den politiſchen Kämpfen ſich ſelbſt ſuchen, die Befriedigung ihrer eigenen Leidenſchaften und Intereſſen; aber dieſe ſind auf allen Seiten,

vorausgeſezt darf dieß nie werden, ſondern wir müſſen davon ausgehen, daß jeder in gutem feſtem Glauben auf dem Wege geht, auf dem er die Wahrheit zu finden glaubt. Ein ſolcher Vorſaz, wenn wir ihn hier faſſen, wäre ſehr viel werth; er würde aus unſern Verhandlungen den Beiſaz von Bitterkeit, von Gehäſſigkeit ausſcheiden; er würde die Würde dieſer Verſammlung erhöhen, und unſer großes Werk in hohem Grade fördern."

Nach dieſer von allen Seiten mit Beifall begleiteten Einleitung ſprach Radowiz gleich einfach und lichtvoll, in dem ihm eigenen, den Verſtand mehr als das Herz beſtechenden Tone, aber auch gleich klug und kunſtvoll täuſchend, unterſtüzt von der feinen äußeren Erſcheinung des Mannes von Hof und Welt.

Mitten durch die Kühle des Vortrags ſchien ein Wohlwollen vor, und gerade die Miſchung von beiden, die ſehr in der Natur dieſes Redners lag, und zur Vorſicht mahnte, gewann und verführte die Einen; Anderen, wie einem berühmten Philoſophen, graute davor ohne Noth; ſie legten in ihn hinein Anderes, als in ihm lag.

Weil er ſah, daß die Mehrheit für die Uebertragung der Executivgewalt an eine einzige Perſon war, gab er ſeine urſprüngliche Anſicht bereitwillig auf, die für die Mehrheit eines Direktoriums geweſen war.

Und daß er das ſagte, auf der Tribüne es ſagte, die Bereitwilligkeit ſeiner Unterwerfung gerade ſo ausſprach, ſo unweſentlich der Punkt war — das gefiel; er rechnete auch darauf, daß es gefalle und gewinne.

Die Ernennung durch die Regierungen vertheidigte er ſo für heute: „Glauben Sie wirklich, meine Herren, daß die deutſchen Regierungen irgend Jemand ernennen oder bezeichnen könnten, von dem ſie nicht vollkommen ſicher ſind, daß er ſowohl in ihrem eigenen Land, als in Deutſchland überhaupt des vollſten Anklangs ſicher ſey? Dieſe Frage kann Niemand mit Nein beantworten, es iſt nicht möglich. Wie die Dinge jezt ſtehen, würde jede Regierung ihr eigenes Grab graben, und dieſen Selbſterhaltungstrieb werden Sie wohl jeder Regierung, wie Sie auch von ihr im Uebrigen denken mögen, zugeſtehen müſſen. Man wird mit ängſtlicher Sorgfalt, mit einer Sorgfalt, die vielleicht die Schnelligkeit des Entſchluſſes hemmt, man wird ſich eifrig bemühen, jeden Einwand von vornherein zu

beſeitigen, und den populärſten Namen zu wählen; man wird Alles aufbieten, um für den zu Wählenden die größtmöglichſte Mehrheit zu gewinnen."

Das ſagte Radowiz der Verſammlung, in dem Augenblick, da für die Linke, und gewiß ebenſo für einen großen Theil der Rechten es eine ausgemachte Sache war, daß Johann, und Niemand als der Erzherzog Johann die Perſon war, über welche die Fürſten übereingekommen waren.

Und der Mehrheit für dieſen in ſich ganz ſicher, fuhr Radowiz fort: „Im Reſultat wird es daher ganz gleich ſeyn, wenn die Nationalverſammlung die Ernennung an ſich zieht und ſie auf einen Fürſten richtet, ſo wird ſie dieſelbe Perſon erwählen. Ja, auch in dem Falle, daß eine Privatperſon an die Spize geſtellt werden ſollte, würde die Differenz eine ungemein geringe ſeyn; denn das Bedürfniß, eine ſolche Perſon zu berufen, die den beſten Namen in Deutſchland hat, iſt völlig allgemein, und ſo überwiegend, daß dagegen die „Partikularintereſſen" vollkommen verſchwinden. Es wäre eine große, eine grobe Thorheit, anzunehmen, daß dieſe ſich in einer ſolchen Zeit noch irgend wie geltend machen könnten."

„Wenn die Nationalverſammlung dieſes Recht den Regierungen überträgt, ſo überträgt ſie es lediglich den einzelnen deutſchen Völkern, die hiebei durch ihre Regierungen vertreten ſind. Eines der koſtbarſten Attribute der Macht iſt die Mäßigung; die Schwäche iſt vehement. Meine Herren, Sie übertragen alsdann nur dieſe, nach der Anſicht eines Theils der Verſammlung, lediglich der Nationalverſammlung zuſtehende Funktion, in einem freiwilligen Akt, den deutſchen Regierungen, d. h. den einzelnen deutſchen Stämmen. Sie werden ſich hierin in ihrer Machtvollkommenheit nichts vergeben; denn Sie übertragen einem andern dieſes Recht Kraft freien Entſchluſſes, eines Entſchluſſes, der nicht erzwungen iſt, ſondern aus innern oder äußern Gründen hervorgeht, die nichts gemein haben mit der Frage, ob wir vollmächtig ſind oder nicht."

So ſprach von Radowiz. Man ſieht, der größte Redner der Rechten vermied ſorgfältigſt, auch nur auf Einen Grund des Abgeordneten von Leipzig oder anderer Mitglieder der Linken ſich einzulaſſen; es war dieß immer ſeine Art; er ſchrieb pünktlich ſeine

Reden, und hatte die Handſchrift zur Hand, und blätterte zur rechten Stelle darin um. Auch Blum that dieß bei wichtigſten Fragen; doch machte er nur einen Entwurf, und ſprach dann frei nach dieſem. Radowitz hielt ſich ans Wort. Nöthig hatten es Beide nicht. Von der Rednergabe, von den Talenten des Abgeordneten von Leipzig überhaupt dachte Radowitz ſo groß als Einer; und Robert Blum nannte den General öfters das, was wir ihn oben genannt haben.

„Ich habe mich gewundert, ſprach Ruge, daß das Argument des Herrn von Radowitz noch nicht zur Sprache gekommen und von dieſer Seite vorgebracht worden iſt; es iſt das Wichtigſte das von dieſer Seite vorgebracht worden iſt, denn es paßt dem Scheine nach auf die Sache ganz richtig, es faßt unſer Werk als eine Föderation der einzelnen Staaten und als Geſammtſtaat auf. Er erkennt uns das Recht der Initiative bezüglich der Ernennung, aber auch das Recht zu, dieſes Recht an die einzelnen Staaten zu übertragen; er hält es alſo nur für politiſch, daß wir dieſes Recht, welches wir haben, übertragen, und er leitet den Umſtand, daß dieſes politiſch ſei, aus dem Zuſtand ab, in welchem wir uns befinden. — Der Status quo, in dem wir uns befinden, iſt: Die deutſche Nation iſt hier in der Paulskirche vereint; geht ſie aus ſich ſelbſt hinaus, ſo gibt ſie die Einheit auf; geht ſie an die einzelnen Staaten zurück, ſo geht ſie in den alten Zuſtand zurück, in welchem die einzelnen Staaten ſtatt der Vereinigung nur die Zwietracht übten, wo Preußen und Oeſtreich zuſammen traten gegen die kleinen, wo drei Gruppen oder mehrere waren, die das Schickſal Deutſchlands nicht zum Guten ſondern zum Untergang führten. — Die Wahl eines Potentaten oder eines Potentaten-Verwandten, der etwa in Steiermark wohnt, und deſſen Bild hier in den Läden hängt, wäre ein Verſtoß gegen die Gedanken und Gefühle der deutſchen Nation, gegen die Idee des Zeitalters, gegen den nationalen Einheitsdrang des Jahrhunderts, gegen das Prinzip in deſſen Namen wir hier verſammelt ſind, gegen das Prinzip der Revolution von 1848, eine Nation zu werden. Die deutſche Nation als Nation exiſtirt noch nicht, höchſtens liegt ſie in der Wiege. Die deutſche Nation iſt der Herkules in der Wiege. Diejenigen die uns rathen, das höchſte Recht an die Separatſtaaten abzugeben, werfen die Schlangen der Juno in die Wiege des Herkules, aus welcher hier in der Paulskirche die

deutſche Nation hervorgehen ſoll. Die Frage des Herrn von Radowitz iſt die allergefährlichſte. Ich halte ſie für abgethan im Herzen und Geiſt eines Jeden. Das Einzige, was wir Deutſche bis jetzt gethan, iſt der Sturz des Deſpotismus. Was wir beibehalten müſſen, iſt die Fortſetzung dieſes Sturzes des Deſpotismus, wo er auch exiſtirt. Jede Gewalt iſt eine fremde, welche ſich nicht hier in dieſem Saale befindet. Hier iſt die deutſche Nation. Wenn wir, um die Initiative an eine fremde Gewalt abzugeben, hinausgreifen, ſo wird aus der deutſchen Nation hinaus gegriffen.“ —

Da hörte man ein Lachen, das Lachen eines Einzelnen. —

„Das iſt durchaus nicht lächerlich, ſprach Ruge, und es klang, als ſpräche der Geiſt des Volkes in furchtbarem Zorn aus ihm, der Redner wurde todesblaß von dem fremden Geiſt der ihn bewegte, und die Worte aus ſeinem Munde rief: „Dem der darüber lacht, ſehe ich die facies hipocratica (das Geſicht der Todesnähe) an; die Zukunft wird über ihn richten. Es iſt ein Hohngelächter, aber auch ein Gelächter des Todeskrampfes.“ —

„Ich glaube nicht, fiel der Präſident ein, daß Sie das Recht haben, die Verſammlung auf dieſe Weiſe zu apoſtrofiren.“ Es war große Unruhe auf der Rechten. Eben ſo hat die Verſammlung nicht das Recht zu lachen, rief Kapp von Heidelberg. Sie haben nicht das Recht zu reden, ſagte der Präſident. Ich habe nur einen einzigen, der mich hämiſch angelacht, angeredet . . . . ſprach Ruge zwiſchen die dauernde Unruhe hinein.

Der Präſident erinnerte an Radowizs Worte, das Gefühl der Bitterkeit wegzulaſſen: Der, der gelacht und den Ruge angeredet, war Fürſt Felix Lichnowsky. Der eine wußte nicht, was der Geiſt aus ihm ſprach, der andere achtete nicht darauf; drei Monate, und das Wort der Weiſſagung war in gräßliche Erfüllung gegangen.

Ruge endete ruhig fortbeweiſend mit ſeiner bekannten Dialektik damit: „Die Unverantwortlichkeit iſt ein unverantwortlicher Gedanke. Sie machen Reaktion, wenn Sie die Unverantwortlichkeit wieder einführen wollen. Nur wenn wir aus der Paulskirche, dieſer Wiege der Nation, die wirkliche und ſich ſelbſt regierende Nation hervor gehen laſſen, nur wenn wir aus uns und durch uns die Centralgewalt ernennen, erhalten Sie das Einheits- und Freiheitsgefühl der Nation aufrecht; wo nicht, ſo haben Sie die Zu-

kunft, das Urtheil der Geſchichte gegen ſich. Bringen Sie das Gefühl der Nation jetzt nicht zur Anerkennung, ſo bricht es ſich Bahn auf ungeſetzlichen Wegen. Es bleibt nichts Anderes übrig, als ſtatt der Fürſtenrepublik, welche durch den Bundestag vertreten wird, die Volksrepublik, welche wir vorſtellen, zu konſtituiren, wozu wir einzig und allein den Auftrag haben. Man kann große Prinzipien nicht aufgeben. Sie können wohl Ihre Politik verlaſſen, wir nicht unſer Prinzip. Wer ſein Prinzip aufgiebt, der giebt ſeine Seele auf, und wehe ihm, wenn er es thut!" — *)

Ruge hatte durch ſeine geiſtreiche, pikante Art der Beweisführung, durch einige glänzende Einfälle die Mehrheit der Verſammlung wieder ſo gewonnen, daß ihm beim Schluß nicht blos auffallender Beifall von den Gallerien, ſondern von allen Seiten der Verſammlung wurde; Einfälle, die im Ausdruck und im Perſönlichen oft ziemlich weit gingen, aber weil ſie nicht Perſonen in der Verſammlung trafen, den meiſten behagten, ſelbſt ſolchen, die ein ſolches Ueberdie-Linie-Springen äußerlich nicht billigten; Wenigen war ihre Mißbilligung ernſt.

Von Saucken-Tarputſchen ſprach unter dem Beifall ſeiner Partei in längerem Vortrag im Sinne von Radowiz. Er behauptete, die Regierungen ſtehen nicht mehr iſolirt von dem Volk, ſie bilden mit ihm eine Art von Familienband. Zugleich ſprach er für die Einigkeit, und ermahnte Alle, in Wahrheit zu vergeſſen, daß ſie Oeſtreicher, Preußen, Baiern ſeien, und Deutſche zu ſein.

Moriz Mohl brachte am Schluß eines von Sachkenntniß vollen Vortrags einen ſchon von Eiſenſtuk angeregten Hauptpunkt zur Erörterung. „Man hat geſagt, ſprach er, wir werden dadurch ins Regieren hinein kommen, wenn wir nur zu beſchließen haben, und die proviſoriſche Regierung nur zu vollziehen hat, was wir beſchließen. Wir müſſen, wie wir ſchon einige ſolche Beſchlüſſe gefaßt haben, eine Reihe Beſchlüſſe raſch faſſen, und die proviſoriſche Regierung muß ſie raſch ausführen: ſo die Volksrechte, ſo die Beſchlüſſe, auf welche in allen deutſchen Ländern der leidende Handels- und Gewerbſtand

*) Es iſt nicht zu vergeſſen, daß Ruges Rede, wie die der Andern, hier nur in kurzem Auszug gegeben iſt.

mit Ungeduld wartet, wie die bereits vorbereiteten Anträge des volkswirthſchaftlichen Ausſchuſſes auf Befreiung der deutſchen Flöße von den Waſſerzöllen, auf Vereinigung der deutſchen Gebiete in ein Zollgebiet, auf Schuz der Arbeit gegen fremde Einfuhr, lauter Dinge, die raſch vor ſich gehen müſſen, um dem Elend der Arbeiter ein Ende zu machen."

Nach ſprachen nach einander Phillips von München, Wippermann aus Caſſel, Wiedenmann aus Düſſeldorf, Waiz von Göttingen, theils für die Rechte, theils zur Rechten ſich hinneigend. Der erſte von der Linken war wieder Zimmermann von Stuttgart. Er bekämpfte den großen Glauben an die Könige und die Hoffnung auf die Könige, die ſich in der Verſammlung kund gethan; er bewies, wenn die Centralgewalt das Volk nicht zum Freund habe, werde ſie ganz von den Fürſten abhängig und zulezt nichts ſein, nichts fürs Volk leiſten. Er forderte auf zu ſehen, wie man dem Volke gern wieder die Schlinge über den Hals werfen möchte, indem man es zutraulich zu machen ſuche; er wünſchte, daß das Volk klug genug ſein möge, die Schlinge zu ſehen, und Löwe genug, die Wölfe zu ſcheuchen. Er ſchloß, von düſterer Ahnung ergriffen: „Wenn die Verſammlung nicht beſchließt, was das Volksthümlichſte, das Nationalſte iſt, ich will nicht ſagen, was ich dann fürchte; ich will nicht prophezeien, denn die Prophezeiungen haben nie etwas genüzt; es war immer ſo, man war guter Dinge, man lachte und tanzte, bis der Sturm, der durch Gottes Macht im Volk erwacht war, die Tänzer zu Boden riß. Man hat geſagt, dieſer Sturm könne auch uns zu Boden reißen — wohl möglich; aber wenn wir fallen, ſo ſoll wenigſtens uns den Gefallenen, noch von Feind wie Freund nachgeſagt werden, daß wir wahrhaftig und redlich geweſen, daß wir treu gehalten haben zu unſerm Grundſaz: zur Freiheit, zum Volke, zur Nation. Ich glaube, untergehend werden wir ein ehrenvolles Grab finden in den Herzen unſeres Volkes." —

Wie weit die Rechte damals noch Grundſäze der Linken anerkannte, das bewies Edel von Würzburg. Mein Standpunkt, ſagte er, iſt jener der Thatſachen, der Standpunkt des Rechts, aber die neueſte Geſchichte, das neueſte Recht mit eingeſchloſſen; von dieſer Errungenſchaft der Gegenwart will auch ich nichts fahren laſſen, da könnte auch ich meinem Volke nicht das Geringſte rauben

laſſen. Aber jene Revolution, die nothwendig und ehrenvoll für das Volk war, iſt vollendet, und eine neue Revolution würde jenem Rechtsſtand begegnen, den das Volk ſelbſt hervorgerufen hat. Jedes Volk hat das Recht, nach Einrichtungen und Geſetzen ſeiner Ueberzeugung zu leben. Es hat die innere Berechtigung und die äußere Macht dieß zu erſtreben. — Ich habe kein bindendes Mandat. Allein nichts deſto weniger glaube ich meinen Wählern als Ehrenmann ſchuldig zu ſein, diejenigen Anſichten zu vertreten, wegen deren ſie mich wählten. Würde ſich meine Anſicht ändern, ſo müßte ich mein Mandat niederlegen." — Er fürchtete von Blums Vorſchlag den ganzen Sicherheits- und Wohlfahrts-Ausſchuß eines Convents als Folgen, und von einer republikaniſchen Spitze ſagte er, ſie werde ſehr ruhig zuſehen, in Angelegenheiten der demokratiſchen Propaganden, aber ſehr eifrig darein ſchlagen, ſobald es ſich um reaktionäre oder konſtitutionell-monarchiſche Grundlagen handle; auch würde ſie die noch übrige Gewalt der einzelnen Staaten herabdrücken, die ohnehin nur noch ſchwach ſey. Sey das Volk ſchonend und groß geweſen, warum ſollte es die Verſammlung nicht ſein wollen? Die Executivmittel der einzelnen Staaten ſeien die einzigen, die zur Diſpoſition ſtehen; darum müſſe man ſuchen, die Fürſten bei gutem Willen zu erhalten. Die Koſten des neuen Reichshofhalts werden keine ſein, die Höfe der Fürſten werden herunter ſteigen zu dem Volk. Eine Diktatur, oder wie man es nennen wolle, eine ſtarke Centralgewalt ſei nöthig, der Name entſcheide nichts, die Sache brauche man.

So ſprach Edel, als Vertreter der Rechten, am 23. Juni. Acht Wochen ſpäter — wie ſprach da die Rechte aus Einem Mund?

Nach ihm, am 24. Juni, nahm noch einmal Blum das Wort, in einem langen Vortrag, warnend, beſchwörend, die Gegner widerlegend: Sie haben keine Schranke für die Gewalt, die Sie ſchaffen wollen. Die Menſchen können den Bundestag nicht anders machen. Sie haben ihn, den alten Bundestag, mit ſeinen Ausnahmegeſetzen, bis Sie die alte Bundesakte und die Stellung einer bloßen Fürſtenvertretung vernichtet haben. — Vergeſſen Sie doch nicht, daß wir in der Revolution ſtehen, und laſſen Sie Mirabeau Ihnen ſagen: „Es iſt die kindiſchſte Thorheit, ſich dem einmal rollenden Wagen der Revolution entgegen ſtemmen zu

wollen; man kann nur muthig auf ihn ſpringen, und ihn zu lenken ſuchen, oder man muß ſich von ihm zermalmen laſſen.“ —

„Indem ich unter dem Eindrucke dieſes doppelten Beifalles (von der Rechten wie von der Linken, der den Vorredner Blum begleitete) die Tribüne beſteige, ſagte Fürſt Lichnowsky, befinde ich mich gerade auf dem entgegengeſetzten, entfernteſten Punkte und ſage demſelben wegen ſeines gerechten Urtheils über dieſen Punkt einen ſehr uneigennützigen Dank. — An dieſem Tage ſprach Lichnowsky, zwar auch nicht bedeutend, aber weil er es ſein wollte, liebenswürdig, vom Standpunkt der äußerſten Rechten, aber auch auf den Beifall der Linken berechnet, mit manchem guten Einfall, und allſeitiger Heiterkeit. An dieſem Tage war es, daß er ſprach: „Wenn durch Gottes Willen die vierunddreißig deutſchen Souveraine und ihre Familien auf einmal hinweg genommen würden von dieſer Erde, ſo bin ich der Ueberzeugung, man würde ſich vereinen, und neue an die Spitze dieſes Landes ſtellen, wenn auch nicht in ſo großer Anzahl.“ — Er beſchwor ſeine Freunde nachzugeben, ſo lange es nicht gegen die Ehre und das Gewiſſen ſei, um das Unglück einer Spaltung in dieſem entſcheidenden Augenblick zu beſeitigen, und alle Seiten des Hauſes begleiteten ihn mit Beifall von der Tribüne, die nach ihm Vogt von Gießen beſtieg.

Vogt verließ ſie nach der längſten Rede, die auch eine ſeiner beſten war, unter ſtürmiſchem Bravo des Hauſes mit dem Wort Machiavelli's: „Die Völker waren oft treulos, und die Fürſten waren oft treulos; aber niemals ſind die Völker ſo treulos geweſen, als es die Fürſten geweſen ſind.“ Vogt hatte zwei Hauptſäze ausgeführt, den, daß die Minderheit nur in ſo weit der Mehrheit ſich zu unterwerfen habe, daß die Beſchlüſſe anerkannt werden, aber derjenige Widerſtand damit nicht ausgeſchloſſen ſey, der allmählig darauf hin führt, das Prinzip der Minderheit zur Mehrheit zu erheben, zuerſt im Volk, dann in der Verſammlung; ſein zweiter Hauptſaz war, daß Sicherheit nur ein Präſident gebe, der verantwortlich ſey für alle Handlungen, die er während ſeiner Amtsdauer zugegeben, und daß in den deutſchen Miniſtern und in den deutſchen Beamten noch nicht das nothwendige Ehrgefühl lebe, wie in Kurheſſen, in Sachſen und in Baden ſich gezeigt.

Nach Kosmann und Stedtmann, welche kürzer ſprachen, entſtand

eine heftige Scene. Vom rechten Centrum aus wurde verſucht, der Geſchäftsordnung zuwider noch einen neuen Antrag herein zu werfen, nachdem feſtgeſtellt war, daß nur über die neun bekannten Anträge geſprochen und abgeſtimmt werden dürfe. Die Unruhe wuchs zum Sturm, welchem Soirons Vorſiz nie gewachſen war. Soiron wollte durch raſche Abſtimmung den Streit erledigen, durch Aufſtehen und Sizenbleiben. Er erklärte die nachträgliche Zulaſſung des Antrags für angenommen, es ſey ganz entſchiedene Mehrheit. Die ganze Linke widerſprach. „Wir können an dieſer Verhandlung nicht Theil nehmen, das iſt nicht möglich;“ rief Robert Blum. Es wogte und toste. „Im Intereſſe des Friedens erſuche ich den Antragſteller um Zurücknahme ſeines Antrags,“ flehte Soiron. „Nein!“ war die Antwort. Der Vorſizende mußte die Gegenprobe machen, und ſiehe da, gegen die Zuläſſigkeit des Antrags zeigte ſich eine ſo entſchiedene Mehrheit aufgeſtanden, daß Soiron erklärte, die Mehrheit ſey auf der Linken. Noch einen Verſuch machte die Rechte; umſonſt; der Antrag wurde wieder verworfen.

Auf das ſprach Raveaux für den vermittelnden Antrag, naiv und ehrlich und herzgewinnend. Auch er meinte, man könne die Perſon der Centralgewalt wohl durch die Fürſten bezeichnen laſſen, die Nationalverſammlung bleibe ja vor wie nach eine konſtituirende, ſie gebe damit die Macht nicht aus der Hand. Raveaux war in dieſen Tagen noch ein Vertrauender, der es für eine ſeiner erſten Pflichten erklärte, dafür zu ſorgen, daß Ruhe, Frieden und Ordnung hergeſtellt werde, Handel und Verkehr ſich wieder hebe, und der Hunger der Proletarier beſchäftigt werde.

Mathy, der ihm von der Rechten folgte, nannte den Beifall, der Raveaux wurde, wohlverdient. Er dankte ihm für den Anfang und für den Schluß ſeines Vortrags, troz dem, daß Raveaux etwas herbeigeführt hatte, was Mathy und ſeine Freunde innerlich nicht billigten, ob ſie gleich ſelbſt mit gethan.

Raveaux hatte nämlich mitten in ſeiner Rede die Verſammlung mit dem Saz überrumpelt: „Die franzöſiſche Nationalverſammlung hat der unſern ihre Sympathien erklärt. Den brüderlichen Gruß, welcher einſtimmig votirt worden iſt, ſollten wir ihn nicht erwiedern? meine Herren, erheben Sie ſich, zeigen Sie, daß Sie eine Nation ſind!“ — Und mit ſtürmiſchem Zuruf erhob ſich, fortgeriſſen, die ganze Verſammlung.

Nachdem Mathy kalt und glatt, aber anders als Radowiz, am Ende ſarkaſtiſch gegen die Linke, für das Fortbeſtehen der Bundesverſammlung geſprochen, damit dieſe als Staatenkammer diene, und damit geſchloſſen hatte, es berechtige noch nichts zu dem Aeußerſten zu ſchreiten, trat Gagern auf die Tribüne. Er ſagte, ſie ſeyen fälſchlich angeklagt, die welche die Vollziehungsgewalt an fünf, drei oder einen übertragen wollen, als haben ſie die Diktatur gewollt oder die Deſpotie geſchaffen. In unſern Tagen ſey die Diktatur und die Deſpotie nimmer möglich, ſo lange der Geiſt über Deutſchland walte, der in der Verſammlung ſich kund gebe. Nach einer Zuſammenſtellung des Für und Wider über die einzelnen Punkte, unter Verwahrung, daß er es als ein Prinzip gelten laſſen wolle, daß die Regierungen in dieſer Sache gar nichts ſollten zu ſagen haben, ſchloß er; „Meine Herren, ich thue einen kühnen Griff, und ich ſage Ihnen, wir müſſen die proviſoriſche Centralgewalt ſelbſt ſchaffen. — Ich glaube die Regierungen werden es uns danken, wenn wir ſagen, wer der Eine Reichsverweſer ſeyn ſoll. Ein Mann, hochſtehend, iſt gefunden, welcher der Unterſtüzung der Nation für die höchſte Stelle ſich werth gezeigt hat, und ſich ferner werth zeigen wird. Aus der höchſten Sphäre müſſen wir den Reichsverweſer nehmen. Jezt bedürfen wir eines Mannes, der hoch ſteht und ſich der Unterſtüzung aller Staaten ohne Widerſpruch muß verſichert halten können. Die hochſtehende Perſon muß ein Fürſt ſeyn, nicht weil, ſondern obgleich es ein Fürſt iſt. So ſtellen wir nicht die Freiheit bloß, und wir ſchaffen die Einheit unſeres Volkes und Vaterlandes, nach der wir ſchon ſo lang uns ſehnten.“

Das ſind die Grundgedanken der dreiviertelſtündigen Rede Gagerns.

Mehrmals von Bravos unterbrochen, erntete er wiederholten Beifall oben und unten, als er den „kühnen Griff“ that; und bei den Worten, „nicht weil, ſondern obgleich Fürſt,“ und am Schluße wollte der ſtürmiſche Beifall der Verſammlung und der Gallerien gar nicht aufhören. Der Zwiſchenruf Soirons, des Vorſizenden: „Der Berichterſtatter hat noch das Wort!“ wird gar nicht beachtet, die große Bewegung im ganzen Hauſe dauert fort. Die Glocke des Vorſizenden läutet unabläſſig dazwiſchen, Herr Dahlman beſteigt die Tribüne, oder hat ſie vielmehr lägnſt beſtiegen. „Meine Herren,

eine ganze Woche lang" ... beginnt er. Niemand hört ihn oder will ihn hören. „Ich bitte um Ruhe," ruft der Vorſizende. Die Unruhe dauert fort. „Eine ganze Woche lang," ſezt Dahlmann nochmals an, „hat der Streit der Reden gedauert, eine Anſtrengung des Geiſtes, ihres Zieles würdig."

Dahlmanns Stimme iſt ſchwach und ſchwankt; er zürnt, er iſt verlezt, ſo gar nicht beachtet zu werden, und er fühlt ſich doch für den Vertreter des Geiſtes und der Wiſſenſchaft vor andern in der Verſammlung, er ſieht in dieſer Beziehung, und mit Recht, in Gagern nur ſeinen Schüler. Es ſammeln ſich Einige um die Tribüne und fangen an zu hören. Im übrigen Haus noch immer Durcheinander und Geräuſch. „Ich bitte die Pläze einzunehmen, ich bitte um Ruhe" fleht Soiron. Endlich. Dahlmann kann ſprechen, aber noch unter dem Zuruf: „Laut, laut!" Er ſprach lang, ſehr lang, über eine Stunde. Die Ungeduld wurde ſo groß, daß aufs Neue die Verſammlung unruhig wogte unter dem Rufen: „Schluß, Schluß! Ruhe!" Es hatten ſich allwärts Gruppen gebildet und Privatgeſpräche. Der Vorſizende erſuchte den Berichterſtatter lauter zu ſprechen, und Dahlmann mit der Ironie der Verzweiflung ſagte: „Wenn die Herren ſo ſehr beredt ſind — es mag recht geiſtreich ſeyn — aber dann bin ich wirklich nicht im Stande durchzudringen."

Um ſo gereizter flüſterte Dahlmann im Anfang und in der Mitte ſeiner Rede. Er ſprach von Hochverrath gegen den geſunden Menſchenverſtand. Die Linke, ſagte er, habe gebrochen mit der Geſchichte. Nach ihrem Willen müßte die geſammte Geſchichte umgeſchrieben werden, und fortan handeln von den Tyrannen, welche geherrſcht haben, und etwa von den wenigen freien Völkern daneben. Nach ihrer Anſicht ſeyen die Fürſten, wenn man alles auf das Beſte nehme, nur als ein nothwendiges Uebel zu betrachten. Die in dem andern Lager, die auf der Rechten, verehren in dem Gange der Geſchichte den hohen, den tiefſinnigen Plan einer Erziehung des Menſchengeſchlechtes. „Sie verblenden," ſagte er, „keineswegs ihr Auge über unſere vaterländiſche Schmach, allein ſie erblicken darin zu gleicher Zeit die durchaus nothwendige Entwicklung der ſchlummernden Volkskraft; ſie erblicken darin die Prüfung mancher edlen Männer im Mißgeſchick. Und wenn ſie dann nachfragen den beweinenswürdigen Mißgriffen der deutſchen Fürſten, ſo ſind ſie weit entfernt, ſie beſchönigen

zu wollen, allein, ſie entnehmen daraus keineswegs einen Tadel gegen die monarchiſche Ordnung; und wenn ſie nicht beſchönigen wollen, was Tadelnswerthes geſchehen iſt, ſo laſſen ſie den Grund beſtehen, dem unſere Vorfahren vertrauten, und fügen hinzu, daß es wohl verführeriſcher ſey, große Macht zu mißbrauchen, als die geringere."*) Zum Schluß forderte er dennoch die Verſammlung auf, „durch Beſchlüſſe, die durch den Welttheil widerhallen, dieſen zu überzeugen, daß Deutſchland aufgehört habe, ſeine beſten Kräfte zu vergeuden im Dienſte der Deſpotie, möge dieſe von oben oder von unten drohen.

So war die lange Berathung geſchloſſen, mit bitterem Gefühl eines kleinen Theils, der die Bundesverſammlung für unentbehrlich hielt, und ſie in irgend einer Form, unter irgend einem Namen fort erhalten wollte. Gagern ſelbſt hatte ſich gegen das Fortbeſtehen der Bundesverſammlung erklärt, das war dieſen ſchon leid genug. Durch ſeinen kühnen Griff ſahen ſie ſich, nach ihrem eigenen Ausdruck, in der peinlichſten Verlegenheit, Gagern hatte ihn gethan, ohne mit ſeinen Freunden zuvor ſich zu beſprechen; er that ihn, wie es ſcheint, fortgeriſſen von dem Gang, den die Berathung nahm, von dem Geiſte des Volkes, der ſich kund that. Sie tadelten ihn heftig, aber nur unter ſich; ſie waren nichts ohne ihn und ohne ſeine Partei.

Als ſie ſich von ihrem Schrecken etwas erholt hatten, ſuchten ſie durch Verbeſſerungsanträge, die ſie in der Geſchwindigkeit über Nacht machten, noch einiges zu gewinnen; und doch war ausdrücklich beſchloſſen worden, daß kein Verbeſſerungsantrag mehr eingebracht werden dürfe. Baſſermann und Auerswald, Heckſcher und Rotenhan mußten ihre nachgerückten Anträge zurückziehen, die Linke beſtand darauf, und ſie war im Recht, das ihr Niemand läugnen konnte. Dieſe Niederlage verwanden ſie lange nicht.

---

*) Stenograph. Ber. 522 — 525.

Die Wahl des Reichsverweſers.

Drei Tage dauerte die Abſtimmung über die einzelnen Theile des Geſezes über die Centralgewalt, vom 26. bis zum Abende des 28. Juni. Es lautete, als es mit 450 gegen 100 Stimmen, die außer Vincke alle der Linken angehörten, angenommen war, in fünfzehn Abſäzen alſo: „Bis zur definitiven Begründung einer Regierungsgewalt für Deutſchland wird eine proviſoriſche Centralgewalt für alle gemeinſamen Angelegenheiten der deutſchen Nation beſtellt. Dieſelbe hat die vollziehende Gewalt zu üben in allen Angelegenheiten, welche die allgemeine Sicherheit und Wohlfahrt des deutſchen Bundesſtaates betreffen; die Oberleitung der geſammten bewaffneten Macht zu übernehmen und namentlich die Oberbefehlshaber derſelben zu ernennen; die völkerrechtliche und handelspolitiſche Vertretung Deutſchlands auszuüben und zu dieſem Ende Geſandte und Konſuln zu ernennen. Die Errichtung des Verfaſſungswerkes bleibt von der Wirkſamkeit der Centralgewalt ausgeſchloſſen. Ueber Krieg und Frieden und über Verträge mit den auswärtigen Mächten beſchließt die Centralgewalt im Einverſtändniß mit der Nationalverſammlung. Die proviſoriſche Centralgewalt wird einem Reichsverweſer übertragen, welcher von der Nationalverſammlung frei gewählt wird. Der Reichsverweſer übt ſeine Gewalt durch Miniſter aus, die von ihm ernannt und der Nationalverſammlung verantwortlich ſind. Alle Anordnungen deſſelben bedürfen zu ihrer Gültigkeit der Gegenzeichnung wenigſtens eines verantwortlichen Miniſters. Der Reichsverweſer iſt unverantwortlich. Ueber die Verantwortlichkeit der Miniſter wird die Nationalverſammlung ein beſonderes Geſez erlaſſen. Die Miniſter haben das Recht den Berathungen der Nationalverſammlung beizuwohnen und von derſelben gehört zu werden. Die Miniſter haben die Verpflichtung, auf Verlangen der Nationalverſammlung zu erſcheinen und Auskunft zu ertheilen. Die Miniſter haben das Stimmrecht in der Nationalverſammlung nur dann, wenn ſie als deren Mitglieder gewählt ſind.

Die Stellung des Reichsverweſers iſt mit der eines Abgeordneten der Nationalverſammlung unvereinbar. Mit dem Eintritt der Wirkſamkeit der proviſoriſchen Centralgewalt hört das Beſtehen des Bundestags auf. Die Centralgewalt hat ſich in Beziehung auf die Vollzugsmaaßregeln, ſo weit thunlich, mit den Bevollmächtigten der Landesregierungen ins Einvernehmen zu ſezen. Sobald das Verfaſſungswerk für Deutſchland vollendet und in Ausführung gebracht iſt, hört die Thätigkeit der proviſoriſchen Centralgewalt auf."

Nicht ohne ſchwere Kämpfe der Linken, beſonders der äußerſten Linken, mit den Führern der Rechten und der Reaktion erhielt das Geſez noch wenigſtens dieſen Schein des Zeitgemäßen. Hundertfünf und ſiebzig Stimmen der Linken ſtimmten gegen die Unverantwortlichkeit des Reichsverweſers, dreihundert dreiundſiebzig auf der Rechten dafür.

Am 29. Juni Mittags um 1. Uhr ſchritt die Verſammlung, die an dieſem Tag 579 Mitglieder zählte, zur Wahl des Reichsverweſers. Das Ergebniß war: 436 Stimmen für Erzherzog Johann von Oeſterreich; 1 Stimme für Erzherzog Stephan; 52 Simmen für Heinrich von Gagern; 32 für Johann Adam von Jtzſtein. 33 Mitglieder waren in der Sizung nicht anweſend. 25 von der äußerſten Linken enthielten ſich der Abſtimmung. „Wir wählen keinen Unverantwortlichen!" ſprachen ſie.

Da verkündete der Vorſizende Gagern Erzherzog Johann von Oeſterreich als Reichsverweſer, und brachte ein Lebehoch auf ihn aus, und die Verſammlung fiel ein und erhob ſich. Dann war es ſtille, nur die Glocken läuteten von dem Thurme der Paulskirche und alle Glocken der Stadt antworteten, und die Kanonen donnerten auf dem Römerplaz und am Main. Es waren feierliche Augenblicke, in welchen die ſchweigenden Abgeordneten des Volkes dem Glockengeläute lauſchten, das wie ein Geſang der Geiſter der Zukunft in der Rieſenkuppel widerklang.

Dann wurden ſieben Mitglieder gewählt durch den Vorſizenden und ſeine Gehülfen, um die Wahl an den Erzherzog nach Wien zu bringen. Darunter waren fünf von der Rechten, der zu ihr übergetretene Heckſcher, und einer vom linken Centrum, Raveaux.

Das war ein Freuen, das war ein Jubelrauſch in den ſüddeutſchen Ländern, als wäre der neue Meſſias, der Heiland des Volkes gefunden. „Jezt iſts gut," ſagte der Bürger und der Patriot. „Jezt,"

ſagte der Geſchäftsmann. Und wieder leuchteten die Feuer von den Bergen, und wieder rauſchten die Feſtgelage und die Hochs ohne Ende auf den Mann, von dem man ſich erzählte, daß er kein Preußen, kein Oeſterreich, ſondern ein einiges Deutſchland wolle.

Wenige Nüchterne ſtanden in der allgemeinen Begeiſterung iſolirt; die ſagten, Johann iſt ein Mitglied der Dynaſtie Habsburg, dynaſtiſch-öſterreichiſch, ein Feind der Perſon Metternichs, aber nicht des metternich'ſchen Syſtems, aufgewachſen in der machiavelliſtiſchen Politik, und aus beſonderen Verhältniſſen, von Kindheit an, geübt in der Kunſt, hinter einem treuherzigen Aeußern die Gedanken der Seele klug zu verbergen, die Menſchen zu durchſchauen wie die Dinge, und beide zu ſeinen Zwecken zu benüzen, die nicht dieſelben ſeyn können, weder mit denen des deutſchen Volkes, noch mit denen der Freiheit.

Selbſt viele von der Linken waren mit der Wahl des Erzherzogs zufrieden, weil ſie wenigſtens Etwas, ein Zunächſtliegendes erreicht glaubten. Die deutſche Einheit und Größe, für die ſie ſchwärmten, ſtiegen mit dem Reichsverweſer Johann vor ihrer Fantaſie auf — als ſchöne Nebelbilder, die ſie ſchon für Wirklichkeit nahmen. Die große Mehrheit aller Orten ſchwärmte in gleicher Richtung. Nur in der brandenburger Mark und in Pommern waren die Leute, die den preußiſchen Stolz, aber keine Kenntniß der geheimen Verabredungen zwiſchen Frankfurt und Berlin hatten, ſehr ungehalten, daß kein preußiſcher Prinz, ſondern ein öſterreichiſcher, Reichsverweſer geworden war. Am preußiſchen Rhein dagegen und in allen katholiſchen Landen Preußens war ſo große Freude als anderswo; ſelbſt die Demokratie ſchwärmte mit, und die Abgeordneten der äußerſten Linken wurden von der Mehrheit ihrer Wähler darum angeſehen, daß ſie zur Wahl eines Unverantwortlichen nicht mitgewirkt hatten: die Blätter der Bourgeoſie wie der Reaction ließen dieſe Männer aufs Härteſte an, als Ueberſpannte, mit Nichts Begnügte, lediglich Anarchiſche.

Dieſe Männer aber wurden durch dieſe Schwärmerei des Volkes ſich nur noch klarer. Sie wußten, daß Johann nicht in die Wahl gebracht war, obgleich er ein Prinz war, ſondern einzig, weil er ein Prinz war, und weil er gerade dieſer Prinz war. „Wir haben einen Herrn,“ ſagte Ruge, „und der Bundestag wird nicht

aufhören, ſondern in den Erzherzog übergehen. Ein ſchönes Ende für dreimonatliche Anſtrengungen." — „Sein Haar iſt ſilbergrau, und er iſt im Prinzip ſeines Hauſes auferzogen, dieſes Prinzip und die Bewegung, der Geiſt der Zeit, ſtehen ſich als Todfeinde gegenüber!" ſagte ein Zweiter. — „Er wird den Strom der Bewegung in den Sand leiten, und dem vormärzlichen Königthum wieder zu Allem helfen, um was es die Märzerrungenſchaften ärmer gemacht haben!" ſagte ein Dritter. — „Die patriotiſch Verzückten werden es ihm leicht machen," ſagte ein Vierter. „Die Reaktion hatte bisher ſchon die Mehrheit der Verſammlung in ihrer Hand; der Reichsverweſer durch ſeine aus der Verſammlung genommenen Reichsminiſter und Unterſtaatsſekretäre und Reichsräthe und Reichsgeſandte und Reichskommiſſäre, und durch ſeine Einladungen und Auszeichnungen wird vollends auf die Beſchlüſſe der Nationalverſammlung ſo einwirken, daß entweder nichts beſchloſſen wird, als was er mit gutem dynaſtiſchem Gewiſſen vollziehen kann, oder ſollte es ihm einmal nicht gelingen, einen derartigen Beſchluß zu hintertreiben, ſo wird er ihn nicht vollziehen, oder nur ſcheinbar, ſo daß die Fürſtenhöfe die Folgeleiſtung weigern." — „Iſt dieſe Art Centralgewalt, wie ſie in dem öſterreichiſchen Erzherzog gewählt wurde, überhaupt nicht Schein, Täuſchung, ein Unding?" ſagte ein Fünfter. „Er kann wunderlich wirken, denn er iſt unverantwortlich; dadurch hat ſich die Verſammlung ſelbſt den Boden unter den Füßen weggezogen; und wenn er den beſten Willen hätte, im Geiſte der Zeit vorzugehen, ſo hätte er die doppelte Schwierigkeit: die Männer des Volks trauten ihm nicht, und die Regierungen gehorchten ihm nicht, es fehlten ihm die Mittel, die nur durch die Weiterführung der Revolution beſchafft werden könnten."

So dachten, ſo ſprachen dieſe Männer unter ſich, auch zu Andern. Wo einer auf den Straßen Frankfurts damals gieng, konnte er von den Geſchäftsmännern hören, wie ſie zu einander ſagten: „Einer von den Wühlern, ein Rebell, ein Anarchiſt!" — Das war damals die Meinung über die, welche bei Verſtand blieben und ſahen und rechneten.

Auch außerhalb Frankfurts ließen ſich verſtändige Stimmen hören, am ſchärfſten eine in Sachſen.

Die ſprach: „Der Mehrheit des Parlaments huldigt in der That auch die Mehrheit aller Deutſchen; das Vaterland iſt alſo gerettet;

es iſt Zeit zu Jubelfeſten! Die Impotenz der Mehrheit in der Verſammlung hat den Schein gerettet. Es wird viel edles Blut um dieſen falſchen Herrn und Meiſter fließen, und manches brave Herz unter der Laſt dieſer ſeiner eigenen Entſcheidung für dieſen Herrn brechen. Halbe Maaßregeln und große Worte! Die einzige ganze Maaßregel, die ſie wagten, iſt: daß ſie der Freiheit einen Herrn vorzogen. Ohne das wahre Prinzip, das die Bewegung erzeugt hat, kann die Bewegung nicht geordnet werden, wenn man nicht eine falſche Ordnung, einen falſchen Frieden, einen falſchen Herrn lieber haben will. Sollen wir aufs Neue auf Erlöſung warten? Dann Wehe über Deutſchland; die zweite Erlöſung trieft von Blut! Dieſes Blut kommt über die Conſtitutionellen. Was ſoll, was wird mit Deutſchland nach dieſer ſchleunigen Wahl eines Herrn werden? Statt einen zu wählen, der die demokratiſche Bewegung der Zeit ganz in ſich ausſpräche und der gar keine Macht nöthig hätte, als die ihm die Bewegung, in ihrer Tiefe verſtanden, von ſelbſt gäbe, haben ſie einen Fürſten gewählt, welcher eben, weil er Fürſt iſt, nicht im Mittelpunkt der Bewegung ſtehen kann, und wenn er ein Engel wäre, beim reinſten Willen gegen die Bewegung handeln muß. Da ihn die Bewegung nicht ſelbſt hält, ſo muß ihn äußere Macht halten. Der Greis kann, eben wegen ſeines Alters zwar nicht, denn Aeltere verſtehen die Zeit, ſondern wegen ſeines in öſterreichiſchen Grundſäzen grau gewordenen Alters, als öſterreichiſcher Prinz, die Bewegung nicht verſtehen. Oder — war das Alles bei ſeiner Wahl nicht vergeſſen? lag darin eine ſtille Abſicht? iſt auch hier etwa eine zum voraus abgekartete Sache? Dann iſt das Parlament zu einer Farce benüzt, ohne ſich darüber beleidigt zu fühlen. — Sollten die Conſtitutionellen nicht wiſſen, daß, wenn ein Fürſt unter den Fürſten wäre, dieſer von ſelbſt und ohne ihre Wahl, längſt als Kaiſer geböte? — Wenn der Erzherzog der Mann iſt, für den ſie ihn halten, ſo handelt er energiſch und feſt, und ſtüzt ſich auf die Sache und nicht auf die Partei. Er läßt dann die Conſtitutionellen ſich bewundern und Phraſen drehen, und korrumpirt oder verachtet ſie; und daß er dies alsdann vermag, darüber mögen ſich die Conſtitutionellen nicht täuſchen, denn dann helfen ihm Kräfte, über die er ſonſt nicht verfügen kann. Der Fürſt wird die Fürſtenmacht nicht verſchlingen, wohl aber die junge Freiheit; und uns wieder, wenn

auch in eine mäßigere, doch in dieſelbe Unfreiheit zurückführen, an der wir ſeit 500 Jahren krank ſind". *)

Der Einzug des Reichsverweſers.

Dieſe Stimmen konnten nicht durchdringen durch den Freudentaumel und die Selbſttäuſchung der Menſchen. Es war kein Zuſammenſtrömen, es war ein Rennen und ſich Drängen auf allen Straßen von allen Seiten her nach Frankfurt hinein, um den Einzug des Reichsverweſers mit an zu ſehen. Keine Kaiſerkrönung hat je ſo viele Tauſende in der Mainſtadt verſammelt. Fünf Tage lang waren die Eiſenbahnzüge überladen, und die Dampfboote, die von unten herauf und von oben herab kamen, und die Poſten und die Omnibus: auf bekränzten Leiterwagen fuhren die Landleute herein, und Schaaren im Sonntagsſtaate zogen zu Fuß ein.

Die Erwartungen des Volkes täuſchte er gleich am erſten Tage von Stunde zu Stunde: um 9 Uhr Morgens ſchon wurde er den eingelaufenen Nachrichten gemäß erwartet; mit jeder Stunde hieß es: jezt muß er kommen! Unter den Fenſtern bis auf das Dach hinauf überſezt, hungerten die Harrenden auf dem Frankfurter Corſo, der Zeil, von Morgens bis Abends, denn erſt um 6 Uhr kam er, am 11. Juli, ganz einfach in hechtgrauem Kleide, das Haupt kahl, das Geſicht ſehr alt; gutmüthig ſah es aus, treuherzig. Das Gedränge auf der Zeil war ſo groß, daß Männer und Frauen dem Erdrücktwerden nahe waren. Von allen Häuſern wurden ihm Kränze zugeworfen, und er wurde nicht müde zu grüßen und zu danken.

Die am andern Abend beleuchtete Stadt war ein ſchwacher Wiederſchein von dem, deſſen die Seelen voll waren. Nur ein Theil der Linken war ohne alle Freude.

Am 12. Juli Morgens nach 11. Uhr wurde der Reichsverweſer durch eine Abordnung von fünfzig Mitgliedern der Nationalverſammlung abgeholt, und unter Glockengeläute und Geſchüzſalven nach der Paulskirche geführt. Er gieng zu Fuß in Civilkleidung unter Vor-

*) So ſprach im Juli 1848 „der Farbloſe" a. a. O. S. 3—15.

tragung zweier deutſcher Fahnen und unter Vorausſtritt der Abordnung, durch die Spaliere der Bürgerwehr in die Paulskirche. Der Präſident empfieng ihn hier auf einer für dieſen Tag hergerichteten Eſtrade, und geleitete ihn an den für ihn beſtimmten Seſſel.

„Von der gegenwärtigen Stunde," ſprach der Präſident Gagern, „von der Stunde, in welcher die neu konſtituirten Gewalten des geeinigten Deutſchlands an dieſer Stelle ſich verbinden, zählt eine neue Zeitrechnung unſerer Geſchichte. Durchlauchtigſter Erzherzog Reichsverweſer! Wir heißen Sie willkommen im Schooße der Nationalverſammlung, die ſich ſelbſt und dem Vaterland gelobt hat, Euere kaiſerliche Hoheit bei dem ſchweren Berufe, der Ihnen geworden iſt, mit allen Kräften, die ihr zu Gebote ſtehen, zu unterſtüzen. Ja in Allem, was das Band der Einheit zu ſtärken, die Freiheit des Volkes zu ſichern, die öffentliche Ordnung wiederherzuſtellen, das Vertrauen zu beleben, die gemeine Wohlfahrt zu vermehren geeignet iſt, kann des Reichsverweſers Regierung auf die Unterſtüzung der Nationalverſammlung rechnen. Das deutſche Volk erkennt Euerer kaiſerlichen Hoheit Vaterlandsliebe und Widmung dankbar an; es nimmt aber Ihre ungetheilte Kraft und Thätigkeit für ſeine Geſammtintereſſen in Anſpruch."

Auf das verlas einer der Sekretäre das Geſez über die Einführung einer proviſoriſchen Centralgewalt. Dann ſchloß der Präſident: „Im Namen der Nationalverſammlung, erbitte ich von Eurer kaiſerlichen Hoheit die wiederholte Erklärung in den Schooß der Nationalverſammlung, daß Sie dieſes Geſez wollen halten und halten laſſen zum Ruhme und zur Wohlfahrt des Vaterlandes."

Der greiſe Erzherzog ſezte die Brille auf, zog ein Papier aus der Taſche und las folgende Antwort ab:

„Meine Herren, die Eile, mit welcher ich hergekommen, um in Ihrer Mitte zu erſcheinen, mag Ihnen der deutlichſte Beweis ſeyn von dem hohen Werthe, welchen ich auf die mir übertragene Würde eines Reichsverweſers und auf das mir bei dieſem Anlaß von den Vertretern des deutſchen Volkes an den Tag gelegte Vertrauen lege.

„Indem ich hiemit das Amt eines Reichsverweſers antrete, wiederhole ich die Erklärung, daß ich das Geſez über die Gründung der proviſoriſchen Centralgewalt, welches mir ſo eben vorgeleſen worden, halten und halten laſſen will zum Ruhm und zur Wohl-

fahrt des deutſchen Vaterlandes. Ich erkläre zugleich, daß ich mich dieſem Amte ungetheilt widmen, und ungeſäumt Seine Majeſtät den Kaiſer erſuchen werde, mich nach der von mir bereits zugeſicherten Eröffnung des Reichstags von der weiteren Stellvertretung in Wien zu entheben.“

Nach lang anhaltendem Bravo und Lebehoch von Seiten der Verſammlung und der Gallerie wandte der Reichsverweſer ſich zum Präſidenten und reichte ihm die Hand mit den Worten: „Auf der Welt darf man nichts halb thun; hat man einen Entſchluß gefaßt, ſo muß man ſich dem ganz widmen, wozu man berufen iſt, nämlich der deutſchen Nation.“ Dann verließ er unter den Lebehochs ſchnell die Kirche. Hätte es ihm ſeine Stellung erlaubt, ſo hätte er ſehen müſſen, daß ein Theil der Bänke der Abgeordneten, da wo die äußerſte Linke ſonſt ſaß, leer war. Auf einigen derſelben hatten Damen Plaz genommen, da die Gallerien der lezteren überfüllt waren.

Vorher, ehe er in die Paulskirche gieng, war der Reichsverweſer im Bundespalaſt in der Eſchenheimer Gaſſe geweſen.

Der Bundestag, der ſchon am 18. Mai 1848, ſcheinbar ganz unverfänglich, in ſeinem Beglückwünſchungsſchreiben an die Nationalverſammlung den Aufruf der Regierungen als die l e g a l e S a n k t i o n des allgemeinen Verlangens, und die Macht der außerordentlichen Begebenheiten und das daraus hervorgegangene Verlangen im ganzen Vaterland, als Beweggrund zu dem Regierungsaufruf bezeichnete, hatte ſchon dadurch eine Form zu gewinnen geſucht, eine Handhabe für die Proteſtation dagegen, als hätte einzig und allein die konſtituirende Nationalverſammlung die künftige Verfaſſung Deutſchlands feſtzuſtellen.

Der Bundestag blieb ſich gleich, folgerecht. Als der Erzherzog Johann durch die Nationalverſammlung gewählt war, begrüßte die Bundesverſammlung ihn in einem Schreiben vom 29. Juni ausdrücklich „als den Erwählten der Regierungen.“ Da es mißlungen war, die Nationalverſammlung zur Abtretung ihres Wahlrechts an die Fürſten hinüber zu gängeln, ſo wollte der Bundestag, als das im Sinne der Fürſten einzig legale Organ der höchſten ſtaatlichen Gewalt Deutſchlands, durch dieſe Form ſeine Befugniß und Machtvollkommenheit retten.

Das Glückwünſchungsſchreiben der Bundesverſammlung an den

gewählten Reichsverweſer kam in die Oeffentlichkeit. Darin ſprach ſie aus, daß ſie bereits vor Schluß der Verhandlung über die Centralgewalt von den Regierungen ermächtigt geweſen ſey, für die Wahl des Erzherzogs ſich zu erklären.

Am 1. Juli brachte Robert Blum die Sache in der Nationalverſammlung zur Sprache. „Wenn,“ ſagte er, „die Bundesverſammlung ihre Nachrichten nicht aus Privatzirkeln und Clubbs ſchöpft, ſo muß man glauben, es habe ein offizieller Verkehr ſtattgefunden, und ich ſtelle den Antrag, es möge von der Verſammlung ausgeſprochen werden, daß jene Erklärung, für deren Bezeichnung kein Ausdruck ſtark genug ſeyn dürfte, eine unangemeſſene und den Beſchlüſſen der Nationalverſammlung widerſprechende ſey.“ Er bat den Präſidenten zugleich, einen Tag zu beſtimmen, an welchem er die Frage an ihn richten könne, ob zwiſchen dem Präſidium der Nationalverſammlung und zwiſchen der Bundesverſammlung vor der Wahl des Reichsverweſers eine Communikation hierüber ſtattgefunden habe. Der Präſident erklärte noch vor dem Schluſſe der Sizung, er könne hierauf ſogleich die Antwort ertheilen, daß eine ſolche Communikation nicht ſtattgefunden habe.

In der Sizung vom 4. Juli erklärte Blum, er habe die Abſicht eines beſtimmten Antrags in dieſer Sache aufgegeben, und zwar deßhalb, weil entweder der Gegenſtand ſo wichtig ſey, daß der zu ſtellende Antrag in dieſem Augenblick gar nicht ermeſſen werden könne, oder weil er möglicherweiſe unbedeutend ſey, und alsdann etwas Weiteres nicht nothwendig ſeyn würde. „Man hat,“ ſprach er, „von dieſer Tribüne herab behauptet, es ſey in der lezten Zeit das Beſtreben des Bundestags geweſen, die Geltung der Nationalverſammlung herabzudrücken. — Ich fürchte, man werde im Volke, nachdem man weiß, daß ein offizieller Verkehr über die Wahl des Erzherzogs weder ſtattgefunden hat, noch ſtattfinden konnte, ſich fragen: Woher wußte denn die Bundesverſammlung zum Voraus, wer gewählt werden könnte? Man wird noch einmal faſt unwillkürlich an das ſehr benannte Lepell'ſche Promemoria mit ſeinen „geheimen Vertrauensmännern“ erinnert, die in die Nationalverſammlung herein gebracht werden ſollten.“ *)

*) Der Heſſendarmſtädtiſche Bundestagsgeſandte Lepell hatte ein Promemoria an die Regierungen verfaßt mit ſpeziellen Vorſchlägen der Art, daß die

„Man wird ſagen: wenn dieſe Wahl eine ohnehin abgemachte Sache war, wozu dann noch das Spiel der langen Berathungen in der Paulskirche? — Schon liest man öffentlich, durch dieſe Zuſtimmung der Bundesverſammlung ſey die von der Nationalverſammlung abgelehnte Mitwirkung der Regierungen in anderer Weiſe wieder herein gebracht worden. — Wenn die Bundesverſammlung im Auftrag der Regierungen ſich erklärt für unſere Wahl, thut ſie nichts anderes, als was geſagt worden, ſie bringt durch das Fenſter wieder herein, was wir durch die Thüre mit zwei Abſtimmungen hinaus geworfen haben, nämlich die Mitwirkung und Zuſtimmung der Regierungen. Wenn ſie ſich dießmal für erklärt, behält ſie ſich gewiſſermaaßen durch dieſen Ausſpruch vor, in geeigneten Fällen ſich gegen zu erklären, und ſie wiederſpricht damit entſchieden allen unſern Beſchlüſſen, ja ſie ſtellt unſer ganzes Daſeyn in Frage."

Blum ſchlug darum vor, von der Bundesverſammlung eine amtliche nähere Erklärung über den Sinn und die Bedeutung ihres Glückwünſchungsſchreibens an den Reichsverweſer zu verlangen, beſonders über die darin enthaltene Erklärung über dieſe Wahl.

Von Schmerling, der es liebte, was ſo eben Blum gerügt, in doppelter Eigenſchaft bald als Bundestagspräſident, bald als Volksabgeordneter in der Nationalverſammlung zu ſprechen, eilte auf die Rednerbühne. Durch Scherze ſuchte er die Verſammlung um den Ernſt der Frage zu bringen. Die Bundesverſammlung, ſagte er, die am 28. Juni durch den Beſchluß der Nationalverſammlung ihr irdiſches Daſeyn geſendet, habe am 29. Abends ſich doch wieder verſammelt, und die anweſenden Geſandten haben nichts als ihre innige Freude über die von der Nationalverſammlung getroffene Wahl in ihrer Adreſſe an den Reichs-

---

Mehrheit des Fünfzigerausſchuſſes ſechs Tage vor dem Zuſammentritt der Nationalverſammlung das Promemoria und das Verfahren der Bundesverſammlung mit demſelben — ſie hatte es den Regierungen zur gutfindenden Kenntnißnahme eingeſandt — der Beurtheilung der öffentlichen Meinung Deutſchlands übergeben, der heſſiſche Miniſterpräſident, Heinrich von Gagern, Lepell und deſſen Promemoria desavouirt, und mehr als eine Regierung geeilt hatte, eine befriedigende Erklärung für ſich abzugeben. Das Promemoria gieng darauf, die Nationalverſammlung in ihrem Marke vorn herein zu zerfreſſen, ſie zu einem Gliedermann der Regierungen zu machen, zu einer bloß formellen Inſtitution, und die Annahme der Beſchlüſſe ganz von dem Conveniren der Höfe abhängig ſeyn zu laſſen.

verweſer ausgeſprochen. Im Humor aber entſchlüpfte ihm auch, daß nicht bloß der Eilbote der Bundesverſammlung der Abordnung der Nationalverſammlung voraus flog, und daß die Bundesverſammlund es war, aus deren Hand der Reichsverweſer die erſte Urkunde ſeiner Wahl empfieng, ſondern, daß der Bundestagspräſident ſchon drei Tage früher nach Wien berichtet hatte, die Wahl des Erzherzogs Johann werde am 29. vollzogen werden. Es heiße, was die Bundesgeſandten gethan, bloß ſo viel als: den von der Nationaverſammlung zum Reichsverweſer gewählten Mann hätten auch die Regierungen gewählt, wenn ſie die Wahl zu treffen gehabt hätten. Die Centralgewalt ſey kein Anlaß zu einem Zerwürfniß zwiſchen der Nationalverſammlung und den Regierungen geworden, zum Heile von Deutſchland, und wenn er in ſeiner Eigenſchaft als Bundestagsgeſandter etwas beitrage zu einer innigen Verſtändigung zwiſchen den Regierungen und der Nationalverſammlung, ſo betrachte er dieß als ſein ſchönſtes Werk.

Schmerling hatte wörtlich geſagt, den Herren auf der Linken wäre es angenehm geweſen, wenn die Frage über die Centralgewalt ein Anlaß zu einem Zerwürfniß zwiſchen der Nationalverſammlung und den Regierungen geworden wäre. Die Linke hatte vergebens den Ordnungsruf vom Präſidenten Gagern verlangt, Gagern hatte ihn die Verdächtigung wiederholen laſſen, ohne auch jezt dem wiederholten Verlangen der Linken gerecht zu werden, unter großer Unruhe des Hauſes.

Zuerſt hatte Schuſelka erklärt, daß die Antwort Schmerlings nicht geeignet ſey, das Mißtrauen zu beſeitigen, daß er im Gegentheile durch ſeine Verdächtigung neuen Anlaß zur Zwietracht gegeben habe. Vogt ſagte geradezu, es ſey gegen eine Partei von der Rednerbühne eine Verläumdung geſchleudert worden, die der Präſident eines Ordnungsrufes nicht für würdig gehalten. Gagern ſagte, die Linke zerfalle in verſchiedene Fraktionen, und daß Einige darunter ſeyen, die das Zuſtandekommen einer Centralgewalt nicht wünſchten, ſo wie ſie beſchloſſen worden, ſey Thatſache. Darum habe er Schmerling nicht zur Ordnung gerufen, müſſe aber den jezigen Redner zur Ordnung rufen, weil er ein Mitglied der Verſammlung der Verläumdung beſchuldigt habe. Vogt wiederholte Schmerlings ausdrückliche Worte und ſagte: „Wenn man nun behaupten will, das ſey keine Verdäch-

tigung, ſo unterziehe ich mich dem Ordnungsruf.“ „Ich glaube nicht,“ ſagte der Präſident, „daß die Worte des Herrn von Schmerling ſo waren.“ Viele Stimmen aus dem Hauſe beſtätigten es. Der Präſident ſprach: „Ich muß den Herrn von Schmerling fragen, ob in ſeinen Worten die Abſicht lag, die Linke zu beſchuldigen, daß ſie ein Zerwürfniß zwiſchen der Nationalverſammlung und den deutſchen Regierungen herbeizuführen gewünſcht habe.“ „Ich hatte keine derartige Abſicht,“ antwortete v. Schmerling vom Plaz aus. Die Verleſung der ſtenographirten Worte wurde von der Linken verlangt. Während hinüber geſchickt wurde, entgegnete Blum an Schmerling: „Ich hätte nicht geglaubt, daß der Bundestag mit dem Schwan Aehnlichkeit habe: der Schwan fängt am Schluß ſeines Leben's an zu ſingen, der Bundestag aber wird wizig. Schade nur, daß das deutſche Volk kaum glauben wird, wie man in dieſe heitere Stimmung gelangen kann, wenn man ein ſolches Leben hinter ſich hat, wie der Bundestag. Daß man in dieſer heitern Stimmung Thatſachen und des vergangenen Lebens vergißt, iſt begreiflich; der Herr Bundestagspräſident ſagt uns z. B. in ſolcher Weiſe, der Bundestag ſey am 28. ſeelig entſchlafen; das iſt aber nicht war, er iſt nur verurtheilt, aber das Urtheil wird erſt ausgeführt werden, wenn die Centralgewalt eingeführt iſt. Ueber die Thatſache, um die es ſich handelt, hat Herr von Schmerling mit ſeinem heiteren Humor eine Erklärung abzugeben mit großer Sorgfalt vermieden. Verlangen Sie nach meinem Antrag eine Erklärung nicht von Herrn von Schmerling, ſondern von dem Bundestag über die unbefugte Zuſtimmung zu unſern Beſchlüſſen, was Sie zweimal verworfen haben.“

Die Mehrheit der Verſammlung beſchloß über dieſe Lebensfrage des Parlaments — nach Schmerlings Antrag — zur Tagesordnung überzugehen.

Die Unruhe während der Verhandlung war größer geweſen als an irgend einem Tage bisher, um ſo mehr, da ein Theil der Rechten Schmerling mit Beifall unterſtüzte, während die gekränkte ganze Linke für ſich Gerechtigkeit verlangte. Die Worte des Abgeordneten von Schmerling wurden von den Stenographen eingebracht. Schaffrath erläuterte vom juriſtiſchen Standpunkt die Worte Schmerlings und verlangte nachträglich den Ruf zur Ordnung, nachdem mehrere Mitglieder des Centrums dieß zu hintertreiben verſucht hatten, von

Schmerling ſelbſt „offiziell und feierlich“ wie er ſagte, nochmals von der Rednerbühne aus erklärt hatte, „daß er mit ſeiner Aeußerung kein verehrtes Mitglied des Hauſes, es möge ſizen auf welcher Seite es wolle, zu beleidigen und zu verdächtigen beabſichtigt habe, und habe er den Ruf zur Ordnung verdient, ſo bitte er, daß der Präſident ihn ausſpreche, ganz nach ſeiner Ueberzeugung.“ — Der Präſident ſprach: „Wenn ich die Worte ganz und gar vor mir gehabt hätte, wie ſie jezt vor mir liegen, ſo würde ich einen Ruf zur Ordnung ausgeſprochen haben; ich glaube, daß dieß der Linken genügen kann; und ich ſpreche dieſen Ruf nachträglich aus, in der Hoffnung, daß von beiden Seiten in Zukunft dergleichen Aeußerungen möglichſt vermieden werden.“

Heinrich von Gagern ſtellte ſich damit über die Parteien. Michelſen hatte zuvor der Linken nachgewieſen, daß ſie der Rechten vorgeworfen, ſie wolle Hochverrath gegen die Volksſouveränität und dergleichen mehr, und es ſey dabei nicht zur Ordnung gerufen worden. Die Wahrheit ſtand feſt: die Linke hatte in den lezten Verhandlungen das Maaß des Ausdrucks auch nicht immer eingehalten, und ſie hätte das in Rechnung nehmen dürfen. Aber nicht die Worte ſowohl, Geberde und Ton an dem Bundestagspräſidenten waren es geweſen, was dieſe Worte verlezend, in den Augen der Linken unverzeihlich machte.

Dieſer Führer der Reaktion hatte den Uebermuth des Sieges an dieſem Tage nicht in ſich diplomatiſch zu zügeln vermocht.

Solche Dinge waren zwiſchen der Wahl und der Ankunft des Reichsverweſers theils im Schooße des Bundestags, theils in der Paulskirche vor ſich gegangen. Der Uebergang zur Tagesordnung, das Vertuſchen des Verſuchs, den der Bundestag gemacht hatte, den Fürſten ihr Recht zu wahren, mußte die Fürſten und ihre Bundesgeſandten zu kühneren Schritten ermuthigen.

Die Bundesverſammlung lud den Erzherzog in ihre lezte Sizung in den Bundespalaſt am 12. Juli ein, gemäß einem von ihr am 10. gefaßten Beſchluß, um ihn zu einem legitimen Haupt der proviſoriſchen Centralgewalt zu erheben, und er ließ ſich von der Bundesverſammlung dieſe legitime Weihe geben, gleich als reichte die Wahl der Nationalverſammlung nicht aus; in den Augen des im Prinzip des habsburgiſchen Hauſes erzogenen Prinzen war dieß nur folgerecht; dem Geſeze der Nationalverſammlung, ja der Idee

derſelben widerſprach es. Ganz in der Stille, in tiefem Geheimniß ſollte die Scene im Bundespalaſt vor ſich gehen. Selbſt die darum wußten, waren beredet, als handle es ſich nur um die Formalität der Auflöſung der Bundesverſammlung durch den Reichsverweſer.

Aber in dieſer Sizung der Bundesverſammlung ſprach der Präſident derſelben, von Schmerling:

„Die Bundesverſammlung überträgt Namens der deutſchen Regierungen die Ausübung ihrer verfaſſungsmäßigen Befugniſſe und Verpflichtungen an die proviſoriſche Centralgewalt; ſie legt ſie insbeſondere mit dem Vertrauen in die Hände Eurer kaiſerlichen Hoheit, als des deutſchen Reichsverweſers, daß für die Einheit, die Freiheit und die Macht Deutſchlands Großes erzielt werde, daß Ordnung und Geſezlichkeit bei allen deutſchen Stämmen wiederkehre und daß das deutſche Volk der Segnungen des Friedens und der Eintracht dauernd ſich erfreue. Die deutſchen Regierungen, die nur das wohlverſtandene Intereſſe des Volkes kennen und beachten, ſie bieten freudig ihre Mitwirkung zu allen Verfügungen der Centralgewalt, die Deutſchlands Macht nach Innen und nach Außen begründen und befeſtigen ſollen. Mit dieſen Erklärungen ſieht die Bundesverſammlung ihre bisherige Thätigkeit als beendet an.“

Darauf ſprach der Reichsverweſer:

„Ich übernehme die von der Bundesverſammlung Namens der deutſchen Regierungen an die proviſoriſche Centralgewalt übertragene Ausübung ihrer, d. h. der Bundesverſammlung bisherigen verfaſſungsmäßigen Befugniſſe und Pflichten mit dem Vertrauen auf die thätige Mitwirkung der Regierungen zu allen Verfügungen, die Deutſchlands Macht nach Außen und Innen erſtarken und befeſtigen ſollen.“

Damit war der Bundestag unter dem Titel Centralgewalt in einer neuen Ausgabe da; bloß die Vielheit der fürſtlichen Bundesgeſandten war in die Einheit des fürſtlichen Reichsverweſers übergegangen.

Die Uebertragung Namens der deutſchen Regierungen war um ſo bedeutſamer, als ſie mit dem Geſez der Nationalverſammlung theils zuſammentraf in den übertragenen Rechten, theils weſentlich Verſchiedenes übertrug.

Das Geſez der Nationalverſammlung bezeichnete als die weſent-

lichen Rechte der Centralgewalt: die vollziehende Gewalt in allen Dingen, welche die allgemeine Wohlfarth und Sicherheit des Staats betreffen; die Oberleitung der bewaffneten Macht, die Vertretung nach Außen und die Entſcheidung über Krieg und Frieden, dieß jedoch nur im Einverſtändniſſe mit der Nationalverſammlung.

Davon wichen die Beſtimmungen in der Uebertragung der Bundesverſammlung ſehr ab: ſie übertrug ihm nicht bloß die vollziehende Gewalt in den die Wohlfarth und Sicherheit des Staats betreffenden Dingen, ſondern ganz unbeſchränkt die Wahrung der Sicherheit und eben damit auch die Beſtimmung der dazu dienlich erſcheinenden Maßregeln. Ebenſo übertrug die Bundesverſammlung, ganz entgegen dem Geſez der Nationalverſammlung, die Entſcheidung über Krieg und Frieden dem Reichsverweſer allein, ohne ihn dabei an die Nationalverſammlung zu binden.

So wich die Bundesverſammlung in den wichtigſten Punkten der inneren und äußeren Politik von dem Geſeze der Nationalverſammlung ab in der Uebertragung ihrer Befugniſſe an den Reichsverweſer; es war ein förmlicher Proteſt gegen die Befugnißerweiterung, welche die Nationalverſammlung in der Schaffung ihrer Centralgewalt dargelegt hatte: ja die Bundesverſammlung that bei ihrer Rechtsübertragung, als ob es gar keine Nationalverſammlung gebe, ſie erwähnte ihrer dabei mit keinem Worte. Es erſchien in der Form der Uebertragung die neue in der Perſon des Reichsverweſers aufgeſtellte Centralgewalt ganz als eine von den Fürſten geſchaffene, als eine rein monarchiſche Inſtitution, und es war klar, die ſo inſtallirte Centralgewalt mußte das Organ der Regierungen werden, nicht des Volkes, d. h. ſeiner Vertreter.

Der Bundestag ſicherte ſich dadurch ſein geiſtiges Fortleben. Vom Standpunkt der Reaktion aus war die Handlungsweiſe deſſelben ſo klug als fein, und der einfache, ſchlichte Mann aus Steiermark bewies, daß er ein Meiſter in der Politik war. Für die Sicherung und Kräftigung des Fürſtenbundes war eben damit, was konnte, geſchehen, für die Freiheit, für die Sicherung des zu ſchaffenden Verfaſſungswerkes nichts; und die Revolution an Abzehrung ſterben zu laſſen, dazu war die Vorbereitung gemacht; was fehlte, ſollte bald folgen, um alle Dinge wieder ins frühere Geleiſe zurückzuführen. Der Diktator war da, aber ſein Wirken war ein leiſes

derſelben widerſprach es. Ganz in der Stille, in tiefem Geheimniß ſollte die Scene im Bundespalaſt vor ſich gehen. Selbſt die darum wußten, waren beredet, als handle es ſich nur um die Formalität der Auflöſung der Bundesverſammlung durch den Reichsverweſer.

Aber in dieſer Sizung der Bundesverſammlung ſprach der Präſident derſelben, von Schmerling:

„Die Bundesverſammlung überträgt Namens der deutſchen Regierungen die Ausübung ihrer verfaſſungsmäßigen Befugniſſe und Verpflichtungen an die proviſoriſche Centralgewalt; ſie legt ſie insbeſondere mit dem Vertrauen in die Hände Eurer kaiſerlichen Hoheit, als des deutſchen Reichsverweſers, daß für die Einheit, die Freiheit und die Macht Deutſchlands Großes erzielt werde, daß Ordnung und Geſezlichkeit bei allen deutſchen Stämmen wiederkehre und daß das deutſche Volk der Segnungen des Friedens und der Eintracht dauernd ſich erfreue. Die deutſchen Regierungen, die nur das wohlverſtandene Intereſſe des Volkes kennen und beachten, ſie bieten freudig ihre Mitwirkung zu allen Verfügungen der Centralgewalt, die Deutſchlands Macht nach Innen und nach Außen begründen und befeſtigen ſollen. Mit dieſen Erklärungen ſieht die Bundesverſammlung ihre bisherige Thätigkeit als beendet an."

Darauf ſprach der Reichsverweſer:

„Ich übernehme die von der Bundesverſammlung Namens der deutſchen Regierungen an die proviſoriſche Centralgewalt übertragene Ausübung ihrer, d. h. der Bundesverſammlung bisherigen verfaſſungsmäßigen Befugniſſe und Pflicht
dem Vertrauen
auf die thätige Mitwirkung der Regierun
en Verfügun
die Deutſchlands Macht nach Außen u
rſtarken
feſtigen ſollen."

Damit war der Bundestag u
einer neuen Ausgabe da; bloß
geſandten war in die Einheit
gegangen.

Die Uebertragung Na
ſo bedeutſamer, als ſi
theils zuſammentraf i
Verſchiedenes übertr

Das Geſez de

lichen Rechte der Centralgewalt: die vollziehende Gewalt in allen Dingen, welche die allgemeine Wohlfarth und Sicherheit des Staats betreffen; die Oberleitung der bewaffneten Macht, die Vertretung nach Außen und die Entſcheidung über Krieg und Frieden, dieß jedoch nur im Einverſtändniſſe mit der Nationalverſammlung.

Davon wichen die Beſtimmungen in der Uebertragung der Bundesverſammlung ſehr ab: ſie übertrug ihm nicht bloß die vollziehende Gewalt in den die Wohlfarth und Sicherheit des Staats betreffenden Dingen, ſondern ganz unbeſchränkt die Wahrung der Sicherheit und eben damit auch die Beſtimmung der dazu dienlich erſcheinenden Maßregeln. Ebenſo übertrug die Bundesverſammlung, ganz entgegen dem Geſez der Nationalverſammlung, die Entſcheidung über Krieg und Frieden dem Reichsverweſer allein, ohne ihn dabei an die Nationalverſammlung zu binden.

So wich die Bundesverſammlung in den wichtigſten Punkten der inneren und äußeren Politik von dem Geſeze der Nationalverſammlung ab in der Uebertragung ihrer Befugniſſe an den Reichsverweſer; es war ein förmlicher Proteſt gegen die Befugnißerweiterung, welche die Nationalverſammlung in der Schaffung ihrer Centralgewalt dargelegt hatte: ja die Bundesverſammlung that bei ihrer Rechtsübertragung, als ob es gar keine Nationalverſammlung gebe, ſie erwähnte ihrer dabei mit keinem Worte. Es erſchien in der Form der Uebertragung die neue in der Perſon des Reichsverweſers aufgeſtellte Centralgewalt ganz als eine von den Fürſten geſch… als eine rein monarchiſche Inſtitution, und es war klar, … …lirte Centralgewalt mußte das Organ der Regierungen … …s, d. h. ſeiner Vertreter.

… …dadurch ſein geiſtiges Fortleben.
… …r die Handlungsweiſe deſſelben
… …ſchlichte Mann aus Steiermark
… …itik war. Für die Sicherung
… …r eben damit, was konnte, ge-
… …herung des zu ſchaffenden Ver-
… …volution an Abzehrung ſterben
… …ng gemacht; was fehlte, ſollte
… …r ins frühere Geleiſe zurückzu-
… …ber ſein Wirken war ei… leiſes

und geheimes, kein gewaltſames und offenes. Ueberlegen an politiſcher Kunſt ſeinen Miniſtern und der Mehrheit der Nationalverſammlung, machte er, daß dieſe ſeinem Prinzip dienten. Er aber mußte den Fürſten dienen, denn nur durch ſie hatte er Macht, und wie er von ihnen abwich, war er machtlos, weil er von Haus aus außerhalb des Geiſtes und der Bewegung der Zeit ſtand, daraus alſo keine Säfte ziehen konnte.

Von dem, was im Bundespalaſt vorging, wurde ſpät erſt gemunkelt, erſt nachdem Wochen verfloſſen waren. Die Rechte und das Centrum vertuſchten es, die Linke erhielt die Aktenſtücke erſt durch die badiſche Revolution *). Der Erzherzog hatte zu Wien zu der Abordnung, die ihm ſeine Wahl überbrachte, zunächſt zu Raveaux, geſagt: „Stehen Sie mir bei; ſo vereint können wir Großes und Herrliches wirken.“ In dieſem Augenblicke waren ihm dieſe Worte gewiß ernſt, aber auch nur einen Augenblick. Die Luft des Bundespalaſtes und die Geiſter des Bundestags haben mehr als Einen verändert, deſſen Wille rein und gut war bis zum Augenblick der Berührung mit jenem: warum ſollte man dieß nicht auch von dem Reichsverweſer ſagen können? Doch nein — was der Reichsverweſer Johann nachher in der Politik war, das war der Erzherzog Johann Jahrzehente ſchon vorher.

Das Aeußere der Nationalverſammlung.

Das Bisherige mag in Etwas den Geiſt veranſchaulichen, der in der Nationalverſammlung herrſchte. Sie bewegte ſich ſpäter gemeſſener, geiſtreicher, eingeübter in die Formen des parlamentariſchen Lebens; doch waren dieſe Wochen die Glanzwochen der

*) Abgedruckt wurden ſie zuerſt durch Florian Mördes in ſeiner Schrift über die badiſchen Ereigniſſe S. 59 und 61.

Verſammlung, ſie hatte noch im Ganzen wie in den einzelnen Gliedern die erſte Friſche und die kräftige Farbe des Gedankens und Strebens, es waren die Tage ihrer Jugendſchönheit. Der Mai, der Juni und der Juli 1848 — das waren die glanzreichen Lenz- und Sommertage für Frankfurt, und die Paulskirche ſelbſt war nie mehr ſo glanzvoll beſezt, ſo viele Wochen und Monate auch noch über den Grundlagen der Verfaſſung deutſcher Nation dahin gingen. Seit der deutſche Name in der Welt genannt wurde, fand ſich keine ſolche Fülle von berühmten oder bekannten Namen, von Talenten und Karakteren, von Berufsarten und Wirkungskreiſen gemiſcht beiſammen.

Da ſaß neben einander der Abgeordnete des fernſten Preußens, wo der Koſake auf der Wacht ſteht, neben dem aus Welſch-Tyrol, der das Deutſche nur gebrochen und die Sprache des Landes der Orangen als Mutterſprache ſpricht; da ſaß der reichſte Grundbeſizer Oberſchwabens, der noch den Fürſtenmantel trägt, und deſſen Vater noch ſouverän war ſo gut als die Kronen von Preußen und Hannover, nicht weit von dem wackern Landmann, der ſeinen Maierhof im Traunkreiſe mit eigener Hand bebaut; da ſaßen der feuereifrige Ritter des katholiſchen Glaubens, und der kühle dialektiſche Prediger der deutſchkatholiſchen Gemeinde, der Lichtfreund, der Philoſoph, der Biſchof, der Pietiſt und der Jeſuit auf einer Bank; alle Glaubensbekenntniſſe Deutſchlands waren vertreten, nicht wenig zahlreich auch das jüdiſche, und zwar das leztere durch ausgezeichnete Talente und Karaktere. Gegen ſechshundert ſaßen auf den Bänken der Abgeordneten aus allen deutſchen Gauen, und auch aus nicht deutſchen. Welcher Reichthum von Phyſiognomien, welche Mannigfaltigkeit! und das Auge, das Hunderte überflog, es fand keine, die nicht durch irgend Etwas bedeutend, über das Gewöhnliche hinaus geweſen wäre. Da waren Geſtalten von der jugendlich zarteſten bis zum Greis mit Silberlocken; da hüpft einer behend, wie in das Boudoir einer Dame, auf die Rednerbühne; dort ſtreckt Einer, von langer enger Kerkerhaft zuſammengebrochen, und nur noch in Kopf und Herz elaſtiſch, die leidenden Beine aus einem Lehnſtuhl, in dem er halb ſizt, halb liegt. Wer iſt der Mann mit dem antiken Kopfe des philoſophiſchen Cato, der an zwei Krücken unter den Armen ſich zu ſeinem Plaz an der hohen Säule trägt?

es iſt der Mann, der ſiebzehn Jahre in der Verbannung in Frankreich gelebt hat, es iſt der freiſinnigſte, edelſte und geiſtvollſte Abgeordnete der bayeriſchen Kammer von 1831, es iſt Schüler von Zweibrücken. Nicht weit von ihm ſizt Sylveſter Jordan von Marburg, der in Tyrol, ſeiner Heimath, und in Kurheſſen viel Verfolgte; weiterhin Stedtmann, Rüder, Briegleb, und ſo manche Namen, die durch Verfolgung bekannt geworden, die ſie um vaterländiſcher Beſtrebungen willen erlitten hatten. Jordan — wie gefurcht, wie gealtert iſt ſein Antliz, das nur noch die darüber hinzuckende Leidenſchaft bewegt! Ein Jüngling gegen ihn, mit dem ſchönen lichtvollen Kopf, ſizt vor ihm ſein alter Lehrer und Meiſter Mittermaier, eine Geſtalt voll Weisheit und Adel. Weiter rechts von ihm ſizt eine andere Berühmtheit, Dahlmann — welch ein Kontraſt zwiſchen beiden! So eine Phyſiognomie exiſtirt nicht mehr auf der Welt! rief Einer, als er ihn ſah. Und dort an der Mittelſäule auf der Höhe mit dem ungeheuern weißen Bart, dem langen weißen Haar und dem ſchwarzen Sammtmüzchen, dem altdeutſchen Rock und dem weit herausgeſchlagenen weißen Hemdkragen — wer könnte es ſeyn, als die Ruine des alten Jahn, des Turnermeiſters? Auch ein Preuße, mit etwas deutſchem Anflug, ſizt dort auf der äußerſten Rechten, die ſtattliche Geſtalt des Beſizers zahlreicher Güter in Vor- und Hinterpommern, das eifrige Mitglied des preußiſchen Guſtav-Adolph-Vereins und des vereinigten Landtags, der es aber in der Paulskirche weder als Redner, noch als Parteimann, zu einer vorragenden Stellung bringen konnte, obgleich er einen Namen trägt, der in die Ruhmesgeſchichte Preußens verwebt iſt — es iſt der Graf Schwerin. Nicht weit von ihm ſizt ein anderer Graf von feiner leichtbeweglicher Geſtalt, Landwirth wie jener, aber auch ein bekannter politiſcher und national-ökonomiſcher Schriftſteller, der Prager Graf Deym. Und dort in der Mitte ſizt ein jüngerer Graf, ſchlicht und geiſtvoll, der volksthümliche Dichter Auersberg, der unter dem Namen Anaſtaſius Grün ſeit ſiebzehn Jahren in Oeſterreich die Lerche der Freiheit war, und doch zeigt ſein Angeſicht gerade jezt die Täuſchung mancher Hoffnung. Faſt neben ihm bewegt ſich lebhaft ein markiger Kopf, nach Innen freiſinniger als nach Außen, Proteſtant und im ultramontanen Münchner Miniſterium Miniſterialrath und Lehrer des jezigen Königs, grundgeſcheidt und praktiſch, humoriſtiſcher Redner

— es iſt der Profeſſor von Hermann. Gerade über von ihm — das iſt auch ein Gelehrter von München, aber ſeit achtzehn Jahren mehr in der Türkei, in Aſien und Afrika wohnhaft, als in München, oder in ſeinem heimathlichen Weiler in den Bergen Tyrols. Man weiß nicht, iſt das Geiſtvolle oder die morgenländiſche Bildung ſeines noch im vorgerückten Alter ſchönen Kopfes anziehender — es iſt der berühmte Reiſende des Orients, Fallmerayer. Auf der andern Seite drüben intereſſirt gleichfalls ein leiblich und geiſtig ſchönes Haupt, Gervinus, der fein organiſirte von Bekerath, der fleiſchige kurzhalſige, berliniſch-wizige, behagliche von Vinke, dem das Wort nie ausgeht, mit den kleinen Augen und dem lebhaften Kolorit der kräftigen Backenknochen. Vincke, wie Bekerath und anderen, ſchadete in der Paulskirche der berliniſch übertriebene Ruf ihrer Beredtſamkeit, der ihnen vorausgegangen war: viele, die Anderes, mehr Feſtigkeit der Form und mehr von der Größe des Gedankens in beiden Rednern erwarteten und ſuchten, als dieſe gaben und geben konnten, fanden ſich getäuſcht, troz hoher Vorzüge, die jeder von beiden hatte. Bei Vincke trat der Menſch nicht ein in das Wort, es fehlte die Hoheit des Gemüths und die Wahrheit der unverrückten Grundſäze. Bei Bekerath vermißte man die durchſchlagende Kraft, bei ihm ſprach der Menſch, aber mehr der Aeſthetiker, als der Politiker; auch ihm fehlte jene Allgewalt der Begeiſterung, die auf der Rechten keiner, auf der Linken nicht bloß einer hatte, und die den leztern den politiſchen Seherblick ſo oft gab. Da ſaßen nacheinander die wiſſenſchaftlichen oder literariſchen Namen: Gülich, Stenzel, Wedekind, Hildebrand, Droyſen, Waiz, v. Raumer, Zachariä, Blumröder, Bernhardi, Tellkampf, Esmarch, Haggenmüller, Viſcher, Jeitteles, Kolb, v. Linde, v. Lindenau, die Brüder Moriz und Robert Mohl, Mathy, Welcker, Nauwerk, eine der intereſſanteſten Phyſiognomien; Heinrich Simon, Wagner, Wippermann, Biedermann, Beſeler, v. Meyern, Arndt, Jaup, Mewiſſen, Deiters, Phillips, Döllinger, Beda Weber, Gfrörer, Buß, v. Reden, Schubert, Archer, Freeſe, Hagen, Moriz Hartmann, Ruge, Wilhelm Schulz, Günther, Karl Vogt, Roßmäßler, Heubner, Simſon, Künßberg, Ludwig Uhland und Jakob Grimm; und dieſer leztere, welch ſchönes klaſſiſches Haupt, das jeden Künſtler herausforderte, hatte er! Und wie viele andere in dieſem oder jenem Fach namhafte Männer überſchaute da das

Auge! Wie viele Männer, deren Name als Volksvertreter oder Vaterlandsfreunde ſeit zehn, zwanzig, dreißig Jahren in den Zeitungen hundertmal genannt, durch ganz Deutſchland gefeiert waren, die Männer aus Sachſen und Hannover, aus Heſſen und Naſſau, aus Baden und Mecklenburg, aus Württemberg und Bayern, beſonders aus jenem ein Kern des Strebens und Leidens für die Volksſache. Hüben und Drüben frappirten oder intereſſirten maleriſche Geſtalten, ſtämmige, urkräftige Söhne des Schwarzwaldes, wie Kuenzer und Buß, vorzeitartige, wie der gediegene und joviale Reinhard aus Mecklenburg — ſo müſſen die Teutonen aufgetreten ſeyn, deren bloßer Anblick den Römern Furcht einjagte. Deutſchfranzoſen wie Raveaux und Zell, ſelbſt Ludwig Simon; deutſchſlaviſche wie Kollaczek, ächt deutſche, wie der als Greis noch jugendliche Mohr, wie der jüngere Schwarzenberg. Andere ausgezeichnete Namen waren kurz da, und verſchwanden wieder bald aus der Paulskirche, wie Paul Pfizer, Wirth, Janiczewsky und Liebelt; andere kamen erſt ſpäter, wie Julius Fröbel, Temme, Rank und viele ſo! Der Perſonenwechſel war ſtark.

Der Phyſiognomiker, der in Menſchengeſichtern geübt war, konnte leicht unterſcheiden, was zur äußerſten Linken und Rechten gehörte, aus den andern heraus, nicht ſo leicht beide unter ſich; denn beide äußerſten Parteien waren, wenn ſie in der Paulskirche anweſend, ein überwiegend ernſter, düſterer Kreis, nicht der Geſammtheit, aber der Mehrzahl nach; nur war die äußerſte Rechte in Maſſe ſchweigſam, die äußerſte Linke bloß in Einzelnen.

Wer nach ſtaatsmänniſchen Phyſiognomien ſuchte, der fand eine ſolche nicht ſowohl in dem Grafen Arnim, als in dem Ritter von Schmerling, dem lezten Bundestagspräſidenten, in dem Mann mit dem nüchternen, kalten Geſicht, mit dem Mäskchen, das verborgenen Sinn weiſſagt, über das nichts hinläuft, weder die Röthe der Begeiſterung, noch die Bläſſe des Zorns, und woran auch nichts hängen bleibt. Das Geſicht iſt glatt wie eine Marmorwand und der ganze Mann iſt glatt; die Erſcheinung iſt höfiſch, ob man gleich weiß, daß er niemals bei Hof geweſen iſt; ſie iſt energiſch ohne Feuer, zähe und verſchloſſen, ſo dünn, ſo klein, ſo fein gebaut ſie iſt. Dieſe Freundlichkeit kann Heinrich Gagern gewinnen, aber keinen Linken. Dieſe ſagen: das iſt der Mann, Schlingen zu legen und Plane zu

machen, verſchmizt, kaltblütig, ein Künſtler in der Verſtellung und darum ſo zuverſichtlich. In der That war Schmerling der Mann, der in Frankfurt ganz deutſch that und gleich darauf in Wien zu den Wienern ſagte, daß er immer zuerſt Oeſterreicher und dann erſt Deutſcher ſey. — Man ſah ihm an, er grübelte und rechnete nicht voraus, er war genießender Wiener und leichten Sinns, aber er faßte die Dinge, wenn ſie an ihn heran kamen, blizſchnell ins Auge, ſah ihnen ins Auge, ging ihnen auf den Leib, und wurde ihrer Meiſter; aber nicht aus perſönlichem Muth, und darum nur dann, wenn er ſah, daß die Uebermacht von Mitteln gegen faſt mittelloſe Gegner den Sieg vornherein ihm in die Hand gab.

Der Raum, worin dieſe Verſammlung tagte, war noch geſchmackvoller und glänzender ausgeſchmückt, als im Vorparlament; die blendend weiße hohe Kirche zeigte jede Figur in hellem Lichte, und die rieſenhaften Fenſterniſchen waren mit grünem Tuch verhangen, und über dem Bureau des Präſidiums waren die rothen Vorhänge prachtvoll geworden.

Keinen Tag waren die oberen Gallerien mäßig voll; ſelbſt in den Tagen wo nur abgeſtimmt wurde, brachen ſie faſt unter dem Gedränge der Zuhörer, die beim Namensaufruf der Abgeordneten jede Abſtimmung ſich merkten, und bald laut, bald leiſe kritiſirten. Unten waren große Räume für die Zuhörer abgetheilt, hart an den Bänken der Abgeordneten; rechts vom Bureau und links faßten dieſe Zuhörergallerien die Verſammlung wie mit zwei mächtigen Armen; oft drängten ſich gegen tauſend Zuhörer hier zuſammen, Herren und Damen, deren Gallerien jedoch von einander abgeſchieden waren.

Nach der Rechten hin, gerade über vom Präſidium, war die ſogenannte Diplomatengallerie. Da ſah man die Geſandten von Frankreich und England, von Rußland und Nordamerika, von Königen und Fürſten jeden Rangs, wie ſie die Geburt und das Wachsthum einer deutſchen Nation belauſchten und überwachten, und um ſie her die Banquiers von Frankfurt, die Börſenmänner, auch viele von Auswärts. Stundenlang harrten oft innen jezt und jezt wieder außen an der unmittelbar der Paulskirche gegenüber liegenden Börſe die Männer der großen Geldgeſchäfte auf eine Abſtimmung in der Nationalverſammlung, wie auf eine Entſcheidung über Leben und Tod.

Mehr als einmal ſollen auch Mitglieder dieſer Gallerie, wenn durch Aufſtehen und Sizenbleiben abgeſtimmt wurde, mit aufgeſtanden ſeyn, als wären ſie Mitglieder der Nationalverſammlung. Einmal, in dem entſcheidendſten Augenblick, wurde das nachher mit Beweis erhoben, und mit Namensnennung ohne Widerſpruch von der Tribüne verkündet.

Zunächſt an ihnen, da ſah man die Ariſtokratie Frankfurts, der umliegenden Fürſtenſtädte und was von Fremden noch Karten für die einzelnen Sizungen erlangen konnte; denn alle unteren Gallerien waren nur mit Karten zugänglich. Die damals ſchon in drei Linien vollendeten Eiſenbahnen brachten von drei Seiten täglich viele Auswärtige; und eine große Zahl Fremder, oft aus weiteſter Ferne her, hatte über die Dauer des Parlaments bleibend ſeinen Siz in Frankfurt genommen. Auf dieſer Seite, vorn in der erſten Bänkereihe, wie oben auf der Gallerie, ſaß die Mehrheit der Journaliſten, die in Hunderte von Blättern, ſelbſt in franzöſiſche und engliſche, über die Sizungen berichteten.

Schon auf dieſer Gallerie waren einige Reihen Bänke für die Damen abgetheilt. Der Fürſt Lichnowsky hatte es bei dem Präſidium herausgeſchlagen, daß ein Theil dieſes Raums, welcher der Rechten und äußerſten Rechten gerade vor Augen lag, dem ſchönen Geſchlecht zur Benüzung frei gegeben wurde. Aber nur wenige Damen ſezten ſich auf die Rechte; nur wenn die anderen ihnen zugewieſenen Räume an einzelnen Tagen übervoll waren, zogen ſie ſich zum Theil rechts hinüber. Die Meiſten zogen es vor, vier und fünf Stunden lang links zu ſtehen, als rechts zu ſizen. Eine kleine Gallerie über dem Haupte des Präſidiums war faſt ausſchließend von ſolchen Damen beſucht, welche rechts geſinnt waren, und zwar öſterreichiſch rechts, denn als ſpäter die Trennung zwiſchen öſterreichiſchem und preußiſchem Patriotismus eintrat, ſah man Damen, die bis dahin jenes Galleriechen täglich beſucht hatten, einigemale ſogar von Kopf bis zu Fuß ſchwarz-weiß aufgeſchmückt, nur auf der Linken Plaz zum Stehen oder zum Sizen ſuchen.

Die eigentliche Damengallerie war nämlich links. In der Geiſterſchlacht, wo Hunderte zuſammen ſtritten und zuſammen wirkten, und die Gedanken, wie Schwerter, oft wie zweiſchneidige, auf einander ſchlugen, ſtanden und ſaßen die Frauen in fünf Bänkereihen,

die links vom Bureau bis hinauf zu dem ſogenannten Berg der äußerſten Linken ſich zogen, und ihre Herzen glühten und kämpften mit und folgten jedem Ausfall eines ihrer Lieblinge, und oft reichten ſie, zwar keinen Kranz, aber Blumen und holdeſtes Lächeln, ſogar Händedruck, dem Sieger; denn ſo nahe ſchlang ſich dieſe untere Gallerie der Damen, wie eine bunteſte Guirlande, an der Linken hin*).

Die Damen waren für die Nationalverſammlung überhaupt begeiſtert, und gewiß mit Recht. Der deutſche Geiſt hatte hier in der Paulskirche ſeine Rüſtzeuge aufgehängt, wohl mitunter manche roſtige oder zerbrochene Waffe, Trophäen früherer Zeit; aber in überwiegender Zahl blanke blizende Schwerter und Speere, ſieges-gewohnt und ſiegeszuverſichtig. Wohl ſaßen auch ſolche hier, denen man anſah, daß ſie geboren waren, zu dienen und Livreen zu tragen, aber überwiegend waren die aufrechten Geſtalten ſelbſt im Centrum, ſtolze Männer, für die Freiheit entſchloſſene, wenn auch nicht für den Freiſtaat. Wohl ſaßen hier auch Leute des Vergnügens, des ſüßen Zeitvertreibs, die nur ſich ſahen, ſich beſpiegelten, ſich bewunderten; aber die Mehrheit waren doch Männer, die es mit Deutſchland wohl

*) Der Verfaſſer dieſer Geſchichte hat die kleine Damengallerie nie zu durchmuſtern Gelegenheit gehabt. Die „Lebensbilder aus der erſten deutſchen Nationalverſammlung" von Ludwig Schatte, ſagen darüber: „Es gab auch rechts gekehrte Damen, die befanden ſich nicht bequem auf der Linken; es war hier oft ſo gedrängt voll, man konnte nicht wiſſen, an welcher Demokratenfrau man vorbei zu ſtreifen kam. Da war es denn ein erwünſchter Ausweg, daß über den Präſidentenſizen noch ein großer Halbkreis mit einfacher Reihe von Stühlen den Damen zugewieſen war. In der Mitte derſelben, einige Stufen erhöht, iſt eine Niſche, durch welche man eintritt. Hier ſtand früher die Orgel. Jezt ſuchte die ſehr rundliche Gräfin Bergen, Wittwe des alten Kurfürſten von Kaſſel, hier ihren Plaz und nahm die ihren Reichthümern dargebrachten Huldigungen des Fürſten Lichnowsky und des Herrn v. Andrian entgegen. Da waren die Damen des Geldes und der Vornehmheit aus Frankfurt, auch Frau Jordan aus Berlin, ſo wie manche hohe Ariſtokratin; die Blumenſträußer ſchwankten über die Brüſtung der Gallerie hinaus, der gewaltige Duft eines Orangenſtraußes drang hinunter, das fügige Rohr der Ferngläſer that ſeine Dienſte, und die trauliche Niſche, ſo gefällig verbergend, ward zum beglückenden Pathmos. — Hier fand Lichnowsky öfters eine ſeiner Freundinnen wieder. Es war ein pikanter Anblick, die Dame im Verſteck der Niſche ſizen zu ſehen. Auf den Stufen kauerte Lichnowsky, ſein Kopf lehnte an einem ihrer Füße, den andern hielt er ſpielend in den Händen."

meinten, nur daß die Einen entſchieden rechts, die Andern entſchieden links gingen; freilich konnte man dieß von der Mehrheit der Rechten überhaupt nicht ſagen, ſondern nur von einem Theil der Rechten.

Die Damen der Linken theilten ſich in ihrer Verehrung und in ihrem Glauben in zwei Parteien. Der Abgott der Mehrheit unter ihnen war Robert Blum. Troz dem, daß er ſich mit den Meiſten an körperlichen Vorzügen nicht meſſen konnte, am wenigſten mit Heinrich v. Gagern, verehrten ſie ihn, wegen ſeiner Geiſtesmacht. Der ſchöne Fürſt Lichnowsky hatte, ſo oft er herüber kam, um in dem ſchmalen Gang zwiſchen der Linken und der großen Damengallerie ſich zu thun zu machen, ſich nicht zum Sieger auf dieſer Seite zu machen vermocht, ſo ſehr das Frauenauge die Schönheit deſſelben an und für ſich, und noch beſonders den Fürſten in der Schönheit zu ſchäzen wußte, ſo wie den berühmten Abenteuerer. Die deutſchen Frauen und Jungfrauen, die hier ſaßen, waren meiſt von etwas Höherem getragen, begeiſterter für die Sache, als die Mehrheit der Männer, ſelbſt derer auf der Linken. Mehr als eine Dame ſah in Sir Robert den künftigen Präſidenten des deutſchen Bundesfreiſtaats.

An eines großen Menſchen Namen, der im Parlamentsſaal oder auf dem Schlachtfeld ſiegreich iſt, hängt ſich von ſelbſt bei den Meiſten, und bei weiblichen Geiſtern zumal, die Vorſtellung, daß er zu regieren würdig ſey. So Einer magnetiſirt das ſchöne Geſchlecht, daß ſie von ihm fühlen und denken, was er von ſich fühlt und denkt. Denn wer zum Siege die Kraft in ſich hat, der fühlt auch zur Herrſchaft ſich ſtark.

So eine Rede von Robert Blum fiel auf ſie in heißen Tagen, wie friſcher Thau auf Blumen, oder kam über ſie wie ein Sturm, der Cedern und Palmen aufſchüttelt und in allen Zweigen regt. Der Redner, der oft genug ſelbſt den feindlich Geſinnten ſchweigende Ehrfurcht, unwillkürliche Ausrufe der Bewunderung, ja ſtürmiſchen Beifall abzwang, deſſen Größe die verbitterten Männer unwillig anerkannten, weil er ihnen das Herz im Tiefſten bewegte — wie mußte der erſt auf die Damengallerie einwirken!

Daß die Damen für die Linke waren, wie andere, ſo ſelbſt Frauen und Töchter der konſervativſten Abgeordneten, das hatte ſeine guten Gründe. Der weibliche Blick, ſchärfer als das Männer-

auge, erkannte gleich, wo der Muth ſaß und das für die Ueberzeugung, in den Tod zu gehen, bereite Ritterthum: zwei Eigenſchaften, welche zu allen Zeiten die Zuneigung der Damen voraus hatten. Dann ſaß hier die Friſche des Geiſtes, die neue Zeit und die Jugend; ſelbſt die Silbergelockten auf der Linken hatten ein junges Herz. Die Linke hatte vor der Rechten jede Art von Poeſie, zumal die Romantik voraus.

Dort rechtshin ſaßen die Ritter des Alten, des mehr oder weniger längſt Dageweſenen; die Männer, die ins alte Geleiſe entweder zurücktäuſchten oder zurück ſich täuſchen ließen. Dem feinen weiblichen Sinn entging es nicht, daß viel goldnes edles Saamenkorn, das die Linke auswarf, auf einen ſteinigten oder trägen Boden fiel.

Die Männer der bloßen Wiſſenſchaft waren in den Augen leidenſchaftlicher Frauen für dieſe Zeit zu langſame Köpfe. In ruhiger Zeit, wo keine Welle hoch geht, da findet die ruhig erörternde Wiſſenſchaft Ohren und Herzen, auch weibliche; aber wenn der Sturm der Zeit Alles aufregt und ſpannt und in die Stimmung des Frühlings ſezt, da bedarf es anderer Form und anderen Inhalts, um die Herzen zu ſättigen, um den geiſtigen Durſt zu ſtillen.

Es ſaßen auf der Rechten, die ſo viel geſchrieben und die ſo viele Schüler hatten, und manche ſchöne, von Nachtwachen gefurchte Stirne ließ den Schaz des Wiſſens, die Welt von Gedanken ahnen, die dahinter lagen, aber die Frauen waren volksfreundlicher als dieſe Meiſter der Wiſſenſchaft, patriotiſcher als dieſe Schriftſteller, und da dieſe Frauen ſelbſt furchtloſen Muth, und eine feurige Gluth und theilweiſe ſogar Selbſtthätigkeit für die Sache des Volkes in ſich hatten, ſo mißfiel ihnen der Mangel an Beidem bei dieſen Männern. Deren waren es auch nicht wenige, denen das Herz unter den Tabellen der Kanzlei hart und ſtaubigt geworden war; Andere waren von Haus aus, wenn auch nicht unbedeutende, doch proſaiſche Menſchen von Feld und Markt und Geſchäften her, wenn ſie ſich auch in ihrem engern Kreis einen gewiſſen Namen gemacht hatten.

Selbſt an manchem Haupt von deutſchem, ja europäiſchem Namen war der Kranz, den es ſeit einem Vierteljahrhundert getragen, in den erſten Tagen gleich ins Welken gerathen, und Blatt um Blatt war daraus abgefallen. Jezt, wo man ſie ſo ſehr brauchte, zeigte ſich, wie arm an großen Menſchen die Zeit war. Manches Talent,

das ein Menſchenleben lang geglänzt hatte, aber nur mit dem geſchriebenen Wort, trat jezt, da das lebendige Wort galt, die mündliche Rede gefordert wurde, ganz in Schatten. Dagegen waren andere Talente plözlich und überraſchend auf der Rednerbühne hervorgetreten, von denen Niemand Derartiges geahnt.

Das Talent, noch mehr der Genius, reift oft, wie die Goldorange, verſteckt unter dunkelm Laub, und liegt Monate und Jahre oft an einem dunkeln Ort, ehe ſie zum offenen Markt und zum Genuſſe der Welt kommen. Und oft will es das Verhängniß des Einzelnen, daß das Licht, das in der großen Welt leuchten könnte, das ein Stern ſeyn könnte, in dem Treiben des gewöhnlichen Lebens unter den Scheffel geſtellt bleibt ſein Leben lang, bis es der Tod löſcht.

Und ſolcher Talente fanden ſich mehr auf der Linken als auf der Rechten, und die Damengallerie ermunterte und befeuerte ſie und ihr Streben.

Da ſaßen und ſtanden aus allen Theilen Deutſchlands, dicht gedrängt, die Schönheit, die Anmuth und die Begeiſterung, durch alle Altersſtufen hindurch, in Frauengeſtalt. Von dem fernſten Nordoſten, wie von dem fernſten Südweſten, waren ſie gekommen, ſelbſt von da, wo die ruſſiſche Gränzhut die deutſche Sprache abſperrt von Deutſchland, ohne daß ſie die deutſchen Herzen und Wünſche davon abzuſperren vermag: hochherzige und geiſtvolle Frauen waren von da gekommen, gleich edel an Geſtalt und Geburt. Polen ſelbſt hatte von ſeinen Schönheiten geſendet. Engliſche, franzöſiſche und italieniſche Damen ſah man hier. Die Mehrheit bildeten die Frauen und Töchter der Abgeordneten, von den Küſten der Oſtſee und der Nordſee, vom Lech und vom Neckar, vom Rhein und Main, von der Donau, der Weſer und der Elbe, und dem Geographen fiel es ſchwer, die dunkeln und die hellen Haare, die ſchwarzen und die blauen Augen, die bräunliche und die weiße Haut immer wiſſenſchaftlich richtig nach den Stammeseigenthümlichkeiten zu klaſſifiziren. Sehr zahlreich, ſchon durch die bunten Farben auffallend, die ſie liebte, war jeden Tag die weibliche Schönheit der Deutſchorientalen vertreten, nicht nur aus Frankfurt, ſondern aus der ganzen Umgebung des Rheins und des Mains. Da ſaßen ſie mit den großen ſchwarzen Augen und den ſchwarzen Locken und Flechten, die Töchter eines mehr als anderthalb Jahrtauſende unter-

drückten Volkes, und ihnen vor allen lag es nahe und an, daß die Bewegung vorwärts gehe und nicht mehr rückwärts; denn der Anfang derſelben hatte ihrem Volk den Anfang der Freiheit gebracht, der Fortgang derſelben mußte ihm die volle Freiheit bringen. Und wie die Herzen der Jüdinnen in der Paulskirche jedem befreienden Beſchluß mit begründeter Theilnahme, vielleicht oft mit ſtillem Gebet, folgten, ſo wurde allwöchentlich in der Synagoge für die Nationalverſammlung gebetet, und die reichen jüdiſchen Hände gaben bereitwillig, wo es galt, die Zwecke der allgemeinen Freiheit oder die darum Verfolgten zu unterſtüzen.

Der Abgott der Minderheit der Damengallerie war Heinrich von Gagern; eine gewiſſe Verehrung hatten in den erſten Monaten Alle für ihn. Gagern war äußerlich von der Natur unendlich reich im Vergleich mit ſeinem Gegner Blum ausgeſtattet, um für ſich ſchwärmen zu machen, einen gewiſſen Cultus ſeiner Perſon hervorzurufen.

Seine hohe, mächtige Geſtalt, die Kraft und Tiefe ſeiner Stimme, ein edles männlich ſchönes Angeſicht, mit hohen buſchigten Augenbrauen, über großen Augen, aus denen Seele und ein deutſches Gemüth ſprechen, eine Perſönlichkeit, die troz des Ernſtes und der abgemeſſenen Würde, die ſich darüber ergießen, ſein Wort: „Ich bin immer der Liebe näher geweſen, als dem Haß,“ wahr zu machen ſcheint — das alles macht Gagern für jedes Auge zu einer ſchönen Erſcheinung. Auch das Herz wird angeſprochen durch den Klang der Stimme, wie durch manches ſittlich-ſchöne Wort, durch Wärme, wenn auch kein Feuer von ihm ausgeht, durch ein gewiſſes Streben nach Großheit und Adel.

Dieſe doppelte Schönheit, die äußerliche, wie die ſittliche, war es erſtens, was den Zauber ſeiner Erſcheinung ausmachte. Es war aber auch noch ein Zweites und ein Drittes, was auf einen ſehr großen Theil ſtark einwirkte: ſeine hohe Stellung als Miniſter und Präſident, und das Ariſtokratiſche in Weſen und Form.

Der regierende Miniſter Heſſen-Darmſtadts, der in den erſten Wochen in der Perſon Gagerns auf dem Präſidentenſtuhl ſaß, machte ihn wichtiger, eben ſo ſehr für die Damen, als für einen Theil der Nationalverſammlung; und als er, des Präſidentenſtuhls ſicher, ſeinen Miniſterpoſten aufgab, gefiel auch das an ihm.

Sein ariſtokratiſches Weſen, die Vornehmheit in ſeinem Auf-

treten, imponirte beſonders denen, die nicht von Geburt ariſtokratiſch waren. Die höhere Feinheit ariſtokratiſcher Bildung fehlte Gagern. Damen, die höher geboren waren, als er, und in denen jener feinere Geiſt Natur und Erziehung zugleich war, gefiel darum Gagern nicht, er begnügte ſie nicht, er mißfiel ihnen.

Was man ſich von ſeinem früheren Leben und Streben erzählte, ſein Kampf auf den Bänken der Volksabgeordneten mit den Regierungsgewalthabern ſeiner Heimath, ſein Muth und ſeine Gerechtigkeit, womit er ſich des unglücklichen Weidigs angenommen, und die daraus hervorgegangene Duellgeſchichte mit dem berüchtigten Georgi, ſeine Entfernung vom Amt und ſeine ländliche Zurückgezogenheit, in der er mit eigener Hand ſein Gut baute — warf ein romantiſches Licht auf ihn, und verlieh ſeiner Perſönlichkeit einen Zauber weiter.

Es iſt nicht leicht, über Heinrich Gagern etwas zu ſagen, das Allen genügt. Die Einen haben ihn von Anfang an zu hoch geſtellt; dieſe wollen ihres Irrthums nicht überführt ſeyn. Die Andern ſind mit ihm fehl gegangen und gefallen; dieſe fühlen von jedem Wort über ihn ſich ſelbſt mit getroffen. Wieder Andere ſind zu verbittert, um die guten und ſchönen Eigenſchaften, die er immer hatte, und die auch dem Gefallenen geblieben ſind, jezt ſchon gelten zu laſſen; dieſe wollen ganz und überall nur ihn verdammen und verkleinern.

Der erſte Enthuſiasmus für ihn war ſo groß in gewiſſen aber weiten Kreiſen Deutſchlands, daß, wenn man darin die National-Verſammlung nannte, man Gagern als ihren Geiſt und ihre Seele zugleich meinte, und wenn man von Gagern ſprach, die ganze Nationalverſammlung über ihm vergaß. Die Ferne zeigt Geſtalten in einem höheren Schein, zugleich größer und mit einem Nimbus ums Haupt. Auch die ſittliche Welt hat ihre Luftſpiegelungen, wie die phyſiſche. Und ſo ſah man aus der Ferne auf ihn, ſo brachte man von da eine Vorſtellung an ihn heran, als wäre er ein Heros, ein Gott, ja ein anderer Jupiter mit den olympiſchen Brauen über einer Verſammlung ſterblicher Menſchen. Gagernlieder wurden gedichtet und gedruckt in dieſem Enthuſiasmus.

Man hat Gagern einen vollkommenen Mann aus Einem Guß genannt, ein Ganzes, in dem Alles in innerem Gleichgewicht ſey, und doch hatte in Wahrheit Gagern nur die Anlage zu dieſem innern

Gleichgewicht, ohne es ſelbſt zu haben: er hatte vielmehr Widerſprüche in ſich, er war ſelbſt ein Widerſpruch, nicht als Menſch, aber als Politiker, als Ariſtokrat in einer rein demokratiſchen Bewegung mitten inne, ja an deren Spize ſtehend.

Er war der Sohn eines ariſtokratiſchen Vaters, des alten zwei und achtzigjährigen Hans von Gagern, des Staatsmanns und Publiziſten. Bei viel Freiſinnigkeit für ſeine Zeit war der alte Gagern ſtrenger Ariſtokrat und Monarchiſt, beides nicht im ſchlimmen Sinne des Worts. Der Sohn Heinrich Gagern, noch mehr als ſeine Brüder, war vorzugsweiſe Ariſtokrat, durch Erziehung, durch die Verhältniſſe, aber auch von Natur; durch ſein ſpäteres Schickſal, durch ſeine enge Berührung mit den Männern, die den Kampf ſeit 1830 führten, durch das unwillkürliche Einathmen des demokratiſchen Geiſtes in dieſem Umgang und aus den Zeitſchriften, wie aus den Werken der erſten Geiſter Deutſchlands und anderer Nationen, war in ihm zu dem erſten, dem ariſtokratiſchen Lieblingselement, auch etwas von demokratiſchem Element hinzu gewachſen. Er war kein Feind demokratiſcher Ideen, nur demokratiſcher Perſonen. Im Gegentheil von dieſen Ideen lebte er, dem größeren Theile ſeines geiſtigen Weſens nach, nur konnten dieſe Ideen in ihm nicht ſo mächtig werden, daß alle Vorurtheile und Vorausſezungen der Geburt, der Erziehung und des Naturells davor wie Schatten hinab geſunken wären.

Er war in der heſſiſchen Kammer ſo lange links geſeſſen, daß ein Theil von ihm links wurde und blieb, der andere Theil aber von ihm, der ariſtokratiſche, die Natur, blieb auch, und zog ihn rechts.

So trat er hinein in die Nationalverſammlung, am zweiten Tag ſchon an ihre Spize.

Eine ſo ſchöne Natur wie die ſeine, bisher durch ſich ſelbſt und durch ſeine Oppoſitionsſtellung von der Luft eines verdorbenen Hofes rein erhalten, erklang in allen Saiten ſchön und tief unter dem Märzſturme der Zeit. Die erſten Mißtöne gab es in Heidelberg, dann im Vorparlament; in der Paulskirche waren ſeine erſten Klänge rein. Die Begeiſterung des Frühlings, die auch ihn ergriffen hatte, wie die Begeiſterung ſo vieler Deutſchen für ihn, hob ihn ſelbſt höher, über ſich hinaus und gab ihm Schwung. An ihm wurde das Wort wahr, daß, wer ſich ſelbſt vertraue, dem auch die Andern vertrauen. Er hatte viel Glauben an ſich in den erſten Wochen, und dieſer

Glaube wuchs an der Sonne des Glücks, das er machte; und je mehr er Vertrauen fand, und ihm die erſten Schritte gelangen, deſto gewiſſer ward er, daß er eine außerordentliche Beſtimmung, eine Sendung habe, und deſto mehr wurde er von der Hoheit derſelben erfüllt. In der Verſammlung waren die ganze Rechte und beide Centren für ihn eingenommen. Er hatte die Tugenden und die Fehler der Beſten unter ihnen an ſich, und da er in den erſten Wochen von ſeinem Glück vor jeder Nöthigung, ſein entſchieden kaiſerlich-preußiſches Glaubensbekenntniß abzulegen, bewahrt wurde, ſo war er der Gefeierte auch der öſterreichiſchen Partei, wie der preußiſchen.

Wer den Präſidenten Heinrich Gagern in den erſten Wochen auf ſeinem Stuhle ſah, anerkannte die Würde und den Ernſt in Angeſicht und Geberde, in Form und Inhalt des Wortes; er fühlte, der Mann, der ſo vorſaß, war voll von der Hoheit der Stellung, die er einnahm; und ſelbſt wenn er einen Augenblick ſich vergaß, von der Heftigkeit der Verhandlung hingeriſſen, und ein Wort zu viel oder nicht recht ſprach, es ihm wohl mit Schärfe und Rückſichtsloſigkeit vorgehalten wurde und er, der ſonſt ſo ſtolze Mann, den Irrthum oder Fehler anerkannte, auch wo er gekränkt hatte, die Verſammlung und den Einzelnen zu verſöhnen ſuchte: ſo ſtellte ihn dieſer Edelſinn bei den ſittlich Guten noch höher, den weiblichen Gemüthern wurde er dadurch liebenswürdig, Herzen gewann er noch mehr.

Es gehörte etwas dazu, einer Verſammlung von Sechshundert, von ſo verſchiedener Nationalität, von ſo ungleichem Naturell, Alter und Glaubensbekenntniß, dabei größtentheils neu in den parlamentariſchen Formen, in den erſten Monaten vorzuſitzen. Die Linke nahm auf Gagern mehr Rückſicht, als er anerkannte, denn ein großer Theil auch der Linken ehrte ihn, als er noch in ſeiner Kraft war; und wenn ſie gegen ihn aufrauſchte, als wollte ſie ihn herabſchwemmen, ſo war es im dunkeln Gefühle, daß die, zu denen er ſich hinüberneigte, und für die er ſchon zu Anfang manchmal, zuletzt ganz Partei nahm, mit Verrath umgehen, und daß Gagern zuletzt ſelbſt unwillkürlich in den Verrath von ihnen mit hineingeriſſen werden möchte.

Gagern war noch eine Kraft damals. Sein Gewiſſen war noch rein, kein dunkler Flecken hatte noch an ſeinem blanken Schild ſich angeſezt. Er hatte ſich noch nicht zu ſagen: Ich bin, wenn auch

einem patriotiſchen Gedanken zu lieb, mir ſelbſt, nicht bloß meinem Verſprechen, untreu geworden. Er ſtand noch da, wie das Sinnbild der deutſchen Kraft, ein edler ſtolzer Stamm; was ihm ſpäter die Füchſe nicht ſchadeten, das thaten ihm die Raupen. Damals prangte noch ſein Schmuck.

Nach dem Ausland hin galt Heinrich Gagern als der erſte Repräſentant der Nation. Auf ihn ſahen, nach ihm bemaßen die fremden Diplomaten und ihre Höfe nicht nur die deutſche Nationalverſammlung, ſondern die deutſche Nation.

Die Deutſchen ſelbſt, nicht das Volk, das ſeinen Helden anders wo ſuchte und fand, ſondern die mittlere und die höhere Klaſſe verehrten in ihm ihr Ideal: er war größer als ſie ſelbſt, ohne groß zu ſeyn für ſeine Stellung, ohne groß zu ſeyn als Menſch oder Geiſt; und das Schickſal rächte ſeine erſte Gunſt bitter an ihm, dadurch, daß es ihm nicht gab, in der Blüthe ſeines Ruhmes, für die Sache, für die er wirkte, ſein Leben im Kampf einzuſezen, noch weniger dafür es zu laſſen.

Gagerns ſpäteres Unglück hatte ſeine Quellen in ihm ſelbſt.

Diejenigen, welche erwarteten, er werde immer neue Seiten entwickeln, oder er werde die Freiheit bis zulezt vertheidigen, erwarteten von ihm etwas, wozu weder ſein früheres Leben, noch ſein erſtes Auftreten in der Paulskirche, noch ſeine Perſönlichkeit ſie berechtigten. Es hatte Niemand das Recht, weil er eine mächtige Geſtalt war, von ihm vorauszuſezen und zu verlangen, daß er ein Mann der entſchiedenen That, des eiſernen Willens ſey, der lieber bricht als biegt.

Er hatte das nicht, was man wiſſenſchaftliche Ueberzeugung nennt; er war ſich über Vieles und Entſcheidendes nicht in dem Grade klar, der ein feſtes politiſches Handeln zur nothwendigen Folge hat. Etwas Anderes iſt das doktrinäre Wiſſen und etwas Anderes die Mutter der Grundſäze, die unter Denken groß gewordene Ueberzeugung. Gerade das, daß Gagern zuerſt, aber nur zuerſt, keine entſchiedene Richtung weder nach Rechts noch nach Links hatte, reichte hin zu einem guten Präſidenten, aber nicht zum Führer noch zum Repräſentanten der Nation in entſcheidender Zeit.

Gagern, ſo lang er auch in der heſſiſchen Kammer ſaß, iſt gar kein politiſches Naturell. Die Politik bei ihm iſt etwas Zufälliges,

von Außen an ihn Gekommenes, nicht von Innen heraus, geiſtig in ihm Gebildetes. Darum aber auch, weil die Politik nicht ſeine Natur war, konnte er den Mangel an wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen, den ſeine Verehrer und Schmeichler nicht in Abrede zu ziehen wagten, und den Mangel an tieferer politiſcher Bildung, an ſtaatsmänniſchen Erfahrungen und Einſichten nicht durch das erſetzen, was es bei den großen und größten Männern ſchon ſo oft erſezt hat, durch den Inſtinkt. Einen gewiſſen politiſchen Inſtinkt hatte er wohl aus dem väterlichen Hauſe und aus ſeiner bisherigen Landtagslaufbahn auf den Präſidentenſtuhl der Nationalverſammlung herüber gebracht, aber nicht den genialen Inſtinkt. Darin auch war ihm ſein Gegner Robert Blum voraus; der hatte dieſen genialen politiſchen Inſtinkt, und dazu den unverwüſtlichen Fleiß, durch Studium zu erſezen, was das Schickſal in ſeiner Kindheits- und Jugenderziehung verabſäumt hatte.

In ſeiner ſchönſten Zeit war Gagern bei weitem mehr Karakter als Geiſt. Aber auch ſein Karakter hatte nicht die Idealität, worin ihn der dichtende Enthuſiasmus ſah, der von ihm träumte und ſagte, als hätte er das ſchöne Ebenmaas und Gleichgewicht des Temperaments und der Geiſteskräfte, als wäre er der vollkommenſte moderne Ausdruck griechiſcher Ruhe, mit ihren beiden Polen, Begeiſterung und Beſonnenheit. Weder aus ſeinem Auge, noch von ſeiner Stirne leuchtete dieſe Heiterkeit und Geiſtigkeit zugleich, wohl aber brach öfters die Stärke choleriſchen Feuers hervor und man konnte dann die ſittliche Kraft bewundern, mit der er ſich ſelbſt zügelte, beherrſchte und Maaß hielt, obwohl man ſah, daß dieſes ſich ſelbſt zum Maaß Zurückführen mehr das Ergebniß ariſtokratiſcher Erziehung als der Durchbildung zu freier, reiner Menſchlichkeit war.

Im Grunde ſeiner Seele theilte Gagern alle Mängel und Eigenſchaften der ariſtokratiſch Erzogenen, da die ariſtokratiſche Erziehung Vieles ſtehen läßt, kaum beſchneidet und umgränzt, als wären es Vorzüge des künftigen Mannes, während daſſelbe vor den Augen des Philoſophen wie des Volkes nur als Fehler erſcheint: den Troz, die Starrheit, die Heftigkeit, den Jähzorn, den Stolz, und damit die Unfähigkeit zur Gerechtigkeit gegen das Volk, die Einſeitigkeit der Anſicht, der Geſinnung und des Handelns. Der Sohn des Volkes hat den einen und den andern Fehler oder alle dieſe

zugleich hie und da auch; aber er hält es nicht für Vorzüge, weder an ſich noch an Andern.

In ſeinem ariſtokratiſchen Weſen hatten auch ſein unbegränztes Vertrauen zu den Fürſten, ſein Erwarten von ihnen, die Leichtigkeit, mit der er ſich von ihnen täuſchen ließ, und der Zwang, den er ſich anthat, nach ſo vielen und bittern Täuſchungen ſie zu vertheidigen und ihrer Sache zu dienen, ihre vorzüglichſten Quellen. Wenn Gagern leidenſchaftlich aufbrauste, war es nicht der heilige Zorn des in der Idee, in der er leibte und lebte, aufgegangenen, über ſeinen großen Zweck alles Andere vergeſſenden Mannes, es war nicht der Zorn eines Moſes, eines Ulrich Huttens, eines Luthers. Der Gedanke, dem er diente, das Ziel, nach dem er ſtrebte — ſie waren der Art, daß dabei das Lezte nicht möglich war.

Denn nicht die Freiheit, ſondern die Einheit deutſcher Nation war ſein Gedanke und ſein Ziel. That es ſich, ſo war er bis auf einen gewiſſen Grad auch für die Freiheit. Der wahre Begriff der Freiheit war für ihn etwas völlig Fremdes. Daß man ihn für den Vorfechter der Freiheit nahm, und als ſich zeigte, daß er für dieſe nicht eintrat, ihn verdammte, daran that man ihm Unrecht: man verwechſelte mit ſeiner Natur und ſeinem Streben einige Worte, die er geſprochen hatte, in Augenblicken, wo er von dem Geiſte der Zeit und der Nationalverſammlung unwillkürlich gefaßt und fortgeriſſen wurde, von dem Geiſt der Linken, dem er ſich damals noch nicht ganz zu entziehen vermocht hatte, um von dem Geiſt der Rechten ſich leiten zu laſſen.

Gagerns Gedankengang wird ſich ſpäter zeigen; ſchon damals aber erkannten die ſchärferen Beobachter auf der Linken an ihm, auch die, die zuvor ſein Benehmen in Heidelberg nicht wußten, daß, was Gagern unter Freiheit verſtand, nichts weiter war, als die Unabhängigkeit der Nation nach Außen, und nach Innen das, was die edelſten Ariſtokraten mit dem Begriff Freiheit verbanden. Die Freiheit, wo alles herriſche Weſen nicht mehr iſt, wo Jeder im Ganzen und das Ganze in jedem lebt, wo Alles öffentlich, brüderlich und gleich iſt — dieſe Freiheit beängſtigte Gagern, als ein philoſophiſches Geſpenſt. Seinem Geiſte fehlte nicht die Vaterlandsliebe — die hatte er in hohem Grad und in ſchöner Weiſe — aber jene Federkraft, durch die ſich Andere und höher als er Geborne über

die ariſtokratiſchen Vorausſezungen erhoben. Vaterlandsliebe war ſeine Lebensluſt, aber nicht Volksliebe. Seine Abneigung gegen das Volk im engeren Sinn des Worts war größer als er offenbarte, und der Ariſtokrat in ihm hinderte ihn zunächſt, aus der Demokratie das Gute ganz in ſich aufzunehmen, was ihn ja keineswegs genöthigt hätte, ſich von ihrer Strömung überfluthen und mit dahin reißen zu laſſen. Statt deſſen ward er täglich ariſtokratiſcher.

Weder rechts noch links iſt ein Zweifel darüber, daß die Bewegung im Frühling 1848 zwar national, aber weſentlich demokratiſch war. Eine Zeit lang bemühten ſich gewiſſe Leute, Alles auf den bloßen Drang des Volkes nach Einheit zurückzuführen, aber mit Recht lachten die klugen Reaktionsführer über dieſelben. Abſtrakte Begriffe, wie Nationaleinheit, können die Führer der Maſſe wohl einimpfen, aber der Drang von Innen heraus geht beim Volk auf das ihm Zunächſtliegende, auf das, was ihm unmittelbar nach ſeiner Anſicht Noth thut, auf das Erkleckliche, was den Inhalt der demokratiſchen Forderungen bildet. Da die Sache der Bewegung weſentlich demokratiſche Sache war, ſo durfte der Präſident der erſten deutſchen Nationalverſammlung die Sache nicht über den Perſonen leiden laſſen, wenn auch ſeiner ariſtokratiſchen Bildung die eine und die andere demokratiſche Erſcheinung weniger angenehm oder ſogar widerwärtig war, und am wenigſten durfte der Politiker, was die Freiheit betrifft, durch den Gedanken ſich abfinden, einſt als erſter Miniſter des deutſchen Reiches, wenn er die Einheit der Nation feſtgeſtellt — was ohnedieß ohne die von der Linken angerathenen Mittel ein Traumbild bleiben mußte, — nachträglich das Seine für die Freiheit zu thun.

Aus dem Bisherigen ergibt ſich von ſelbſt, daß Gagern, wenn auch kein unbedeutender, doch auch kein großer Redner war. Wenn man ſeinem Laut, ſeiner Geberde in den erſten Wochen mit athemloſer Stille folgte, ſo war es theils der Schein, mit dem der Enthuſiasmus ſein Haupt geſchmückt hatte, theils das, daß, was der Redner ſagte, ganz er ſelbſt war, theils das, daß es der Präſident war, und überdieß gerade dieſe edle, männlich ſchöne und hohe Geſtalt. Sein Höhepunkt war die Stunde, in welcher er den kühnen Griff that, und die Tage, die unmittelbar darauf folgten. Da war Heinrich Gagern der Nationalheld für die Geſchäftsmänner, für die

Gelehrten, für die Angeſtellten kleiner und größerer Staaten, die politiſirten, aber keine Politiker waren. Er hatte eine ſolche Höhe erreicht, daß nicht ohne Furcht ſelbſt ſolche darauf ſahen, welche Führer der Reaktion waren, weil dieſe wußten, daß Ereigniſſe in der Politik Folgen haben können, welche alle Berechnungen und alle Wahrſcheinlichkeiten zu Schanden machen.

Wenn das nicht Gagerns lezter kühner Griff blieb, dann durfte er gewiß ſeyn, das Herz des Volkes in Mehrheit, die Nation gehörte ihm; und gieng er vorwärts, und gab er, was die Linke wollte, die Waffen der Nation in die Hand, ſo ſchlug ſie ſich für ihn. Die Nation iſt auch darin weiblich, ſie gleicht dem Frauenherzen: ihre begeiſterte Hingabe hat, wer der jedem verhaßten Deſpotie, wer der Gefahr mit Muth entgegentritt, der Mann.

Italien.

Der Gang der Dinge, theils in den nicht deutſchen oder gemiſchten Gebieten des Kaiſerſtaats Oeſterreich und der preußiſchen Monarchie, theils in Italien und in Frankreich, war von tiefer Rückwirkung auf die deutſchen Verhältniſſe. Die ſlaviſche Frage, die magyariſche Frage, die italieniſche Frage, die däniſche Frage — ſie ſpielten in die Berathung der deutſchen Nationalverſammlung herein, hielten den Fortgang der Beſchlüſſe über die eigentlich deutſchen Angelegenheiten auf, entzweiten die Parteien bis zur Bitterkeit, und ſchwellten oder drückten abwechſelnd die Strömung der Hoffnungen, der Wünſche und des Muthes in und außer der Paulskirche, durch ganz Deutſchland.

Der Eifer, mit welchem dieſe Fragen behandelt wurden, war ſchon darum groß, weil es zum Karakter der Deutſchen gehört, Nichtdeutſchem mehr Aufmerkſamkeit zu widmen als Deutſchem. Die deutſche Gelehrſamkeit hat lange genug ihre Forſchungen dem Entfernteſten zugewandt, und das Nächſte darüber vernachläſſigt. Aber jene Fragen waren auch wirklich wichtig und hiengen mit der deutſchen Entwicklung eng zuſammen, theils legte man, durch das Parteiintereſſe geblendet, ihnen noch größere Wichtigkeit bei. Wo

ein Auge auf Italien, auf Poſen, auf Ungarn, auf Schleswig, auf Paris und Neapel ſah, da war es faſt immer das Auge der Partei. Nur Einzelne bewahrten ſich den unbefangenen Blick. Der Nationalitätenſtreit hatte ſich auch auf die italieniſchen Beſitzungen Oeſterreichs geworfen und die ſeit Jahrhunderten zu dem deutſchen Staatskörper gezogenen welſchen Glieder wurden reg, lüſtern und haſtig, ſich mit einem italieniſchen Staatskörper zuſammen zu ſchließen, der im Werden begriffen ſchien. Fünf Abgeordnete von Welſchtyrol, den Grafen Prato an der Spize, verlangten in der Paulskirche die Entlaſſung der Kreisbezirke Trient und Roveredo aus dem deutſchen Staatenbunde, unbeſchadet ihrer Verbindung mit dem Kaiſerthum Oeſterreich, wie ſie ſagten. Dieſer Antrag aber wurde am 3. Juni 1848 geſtellt, da eine Vereinigung Italiens, als ein italieniſches Königreich nach der Hoffnung der Einen, als eine große Staatenrepublik nach dem Wunſche der Andern, in Ausſicht ſtand.

Die Abgeordneten aus Deutſchtyrol, aus Salzburg, Steyermark und aus andern Theilen des Kaiſerſtaats eilten, dieſem Begehren entgegen zu treten. Die Nationalverſammlung ſprach ſich in großer Mehrheit zum Voraus gegen die Bewilligung des Antrags der Welſchtyroler aus. Es wurde ihnen entgegengeſezt, ſo viel Gewicht in unſern Tagen auch auf die Feſtſtellung politiſcher Gränzen nach Völkern und Sprachen gelegt werde, ſo dürfen doch die Deutſchen nicht mit übereilter Großmuth ihre Gränzen auf allen Seiten verengen laſſen, während kein einziges anderes Volk ſich zu ähnlichen Abtretungen verſtehe. Elſaß und Lothringen, Kurland und Liefland bleiben vertragsmäßig in fremden Händen, und die beiden Hauptbollwerke Deutſchlands, Holland und die deutſche Schweiz, haben ſich noch nicht erklärt, freiwillig dem großen deutſchen Bunde beitreten zu wollen. Hiezu komme, daß es Pflichten der Selbſterhaltung gebe, welche kein Volk ohne Thorheit und Schande verlezen dürfe. Die ſüdlichen Abhänge der tyroler Alpen müſſen ſchon aus ſtrategiſchen Gründen in den Händen der Deutſchen bleiben; dieſe dürfen nicht voreilig etwaigen Feinden Thür und Thor öffnen und es dann — zu ſpät — bereuen.

Da die Welſchtyroler die Unmöglichkeit ſahen, mit ihrem Antrag durchzudringen, ſo brachten ſie am 25. Juni einen neuen

Antrag ein, der für Trient und Roveredo ſowohl rückſichtlich des Provinziallandtags als der politiſchen und Juſtizverwaltung eine von den deutſchen Kreiſen Tyrols unabhängige, ihrer Nationalität entſprechende Organiſation verlangte. Die Nationalverſammlung erklärte, ſo billig dieß Anſuchen erſcheine, ſo gehöre dieſe landſchaftliche Angelegenheit doch nicht zu ihrem Geſchäftskreiſe, es könne ohne Zuſtimmung der öſterreichiſchen Regierung kein Beſchluß darüber gefaßt werden, und die Welſchtyroler mögen ſich mit ihrem Geſuch an ihre Landesregierung wenden, unter Berufung auf den allgemeinen Beſchluß der Nationalverſammlung über die nicht deutſch redenden Volksſtämme Deutſchlands.

Dieſer früher gefaßte Beſchluß lautete, es ſey den nicht deutſch redenden Volksſtämmen Deutſchlands ihre volksthümliche Entwicklung gewährleiſtet, namentlich die Gleichberechtigung ihrer Sprachen, ſo weit deren Gebiete reichen, in dem Kirchenweſen, dem Unterrichte, der Literatur, der innern Verwaltung und Rechtspflege.

Hätte das habsburgiſche Haus zu rechter Zeit das zurück gegeben, oder beſſer, nie entzogen: es wären ihm Nöthen und Ströme Bluts erſpart worden.

Oeſterreich hatte Jahrhunderte hindurch jedem ſeiner Erbſtaaten die ihm eigenthümliche Nationalität, die ihm eigenen Geſeze und ſelbſtſtändigen Gewohnheiten erhalten. Das waren alte überlieferte Regierungsgrundſäze geweſen, und das Kaiſerhaus hatte dabei im Allgemeinen die Liebe ſeiner verſchiedenen Völker. Dann gieng man von dieſen alten Grundſäzen ab, man nahm das Prinzip der adminiſtrativen Centraliſation an, und entfremdete ſich, und verbitterte gegen ſich das beleidigte Nationalgefühl der Völker. Jezt unter der allgemeinen Bewegung, welche Europa durchſchütterte, ſuchte man zu ſpät in Wien zu den alten Grundſäzen des habsburgiſchen Hauſes zurück zu kehren *).

So viele und verſchiedenartige weltliche Organe, ſo viele geheime Hebel, ſo enge Verbindungen mit den benachbarten Regierungen Metternich hatte, ſo hatte er ſich doch von dem italieniſchen

---

*) Botſchaft des Herrn von Fiquelmont, öſterreichiſchen Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten, an Herrn von Dietrichſtein, den öſterreichiſchen Botſchafter in London vom 5. April 1848.

Aufſtand ungerüſtet überraſchen laſſen, — wieder ein Beweis, daß Metternich der große Politiker nicht war, für den man ihn hielt. Es war um ſo unverzeihlicher, da der Aufſtand ſeit Jahren vorbereitet war, und beſonders eifrig noch erſt ſeit den jüngſten Vorfällen in Mittelitalien vorbereitet wurde:

Seit dem Jahre 1831 waren in Italien die geheimen Geſellſchaften zu einer allgemeinen, ſo zu ſagen, offenen Aſſociation umgebildet worden; der in der Schweiz verlegte „Katechismus für das italieniſche Volk“ wurde in Hunderttauſenden von Exemplaren und auf allen möglichen Wegen unter allen Klaſſen verbreitet. Mazzini mit ſeinen Freunden hatte ihn verfaßt. Die Liebe zum Vaterland wurde darin als die erſte und heiligſte Pflicht eines jeden Italieners gelehrt; ſein Vaterland ſey das ganze vom Meer bis zu den Alpen reichende Land mit Einſchluß ſeiner Inſeln. Jeder Unterſchied zwiſchen Piemonteſen, Lombarden, Römern, Toscanern und Neapolitanern müſſe verbannt werden, jedes dieſer Völker — dafür berief ſich der Katechismus auf die heilige Schrift — habe das Recht, Regierungsform und Regenten nach Belieben zu wechſeln. Dann wurde gezeigt, wie leicht es ſey, den Papſt als weltlichen Fürſten und alle italieniſchen Regenten zu ſtürzen, ganz Italien mit einundzwanzig Millionen Einwohnern, und einer bewaffneten Macht von viermal hundert tauſend Streitern, ohne die Nationalgarden einzurechnen, zu einem einzigen Reiche zu geſtalten, und zulezt war, wie ſchon von Machiavelli in dem berühmten lezten Kapitel ſeines „Fürſten“, als weſentliche Bedingung zum Gelingen dieſer Zwecke aufgeſtellt, daß die „Barbaren, die Unterdrücker, die Blutſauger Italiens (d. h. die Oeſterreicher, die Deutſchen) aus dem lombardiſch-venetianiſchen Königreich und den andern zu Italien gezählten Landestheilen vertrieben werden müſſen.“

Troz öſterreichiſcher, römiſcher, piemonteſiſcher, neapolitaniſcher Polizei, Cenſur und Mauth, las Hoch und Nieder, Edelmann und Handwerker und zulezt ſogar der Landmann den Volkskatechismus. Wurden Tauſende von Exemplaren weggenommen und vernichtet, ſo folgten gleich ganze Fuhren von neuen Tauſenden. Die Geiſtlichkeit wirkte mit, daran ſcheiterten alle Polizeiaugen.

Papſt Gregor XVI. mit ſeinen Anſichten und ſeinen Maaßnahmen wider die Sache, diente nur dazu, ſie zu fördern.

Dieſer Papſt, ohne höhere Geiſtesbildung, ganz Mönch und Scholaſtiker, orthodox beſchränkt, nahm in ſeiner Beſchränktheit den Staat als ein großes Kloſter, die Welt als eine mönchiſche Vorſchule zum Himmel! Nach ſeiner Anſicht ſollte das Volk ſo unterthan ſeyn, ſo gehorſam, wie der Mönch der Regel. Von gegenſeitigen Pflichten und Rechten zwiſchen Regierenden und Regierten hatte er keine Ahnung. Eiſerne Strenge war für ihn das Band zwiſchen Herrſchern und Bürgern. Als ein Theil ſeiner Staaten ſich wider ihn regte und aufſtand, warf er ſie mit fremden Truppen nieder. Wo der Geiſt ſich regte, wo die Wiſſenſchaft frei auftrat, da ließ er ſie fahen, mit Schwertern und Stangen, und ſchlug ſie in Feſſeln. Auf die Fragen der Zeit hatte er nur die Antwort: „Glaube was die Kirche ſagt; wo nicht, ſo verſtumme im Kerker!“ Wurde einer angegeben als Politiker, als Hermeſianer, ſo genügte die Angabe, um ihn ſofort hinter den Kerkermauern verſchwinden zu laſſen. *)

Im Jahr 1846 ſtarb dieſer Papſt. Pius IX. beſtieg den römiſchen Stuhl. Beſeelt von freiſinnigen Grundſäzen, wollte er der wahre Prieſter der Chriſtenheit ſeyn.

Er ſah, daß die geiſtige Bewegung, gerade weil ſie ſein Vorgänger gewaltſam zurückgedämmt und angeſtaucht hatte, im Begriff war, das Bett zu überſchreiten, und mit verwüſtender Gewalt alle Bande der Organiſation unmöglich zu machen. Er, ein ſittlich hoher, ein idealer Menſch, vorurtheilsfrei, wollte ſein Volk beglücken, das gebundene Leben des in geiſtiger und materieller Beziehung unendlich gedrückten Italiens löſen. Er begann mit dem großen Akt der Amneſtie. Aus den Kerkern ſtiegen die Gefangenen, aus der Verbannung kehrten die Flüchtigen. Er wollte durch Reform ſeinem Volk die Freiheit bringen, ihn faßte die Revolution, ihr Strom überfluthete ſeine Abſichten.

Die Führer der italieniſchen Einheit und Unabhängigkeit ergriffen die Gelegenheit, mit Hülfe des Oberhaupts der katholiſchen Kirche

---

*) Dieſe harte Schilderung iſt nach einem geiſtvollen Augenzeugen gegeben: „Politiſche Briefe und Charakteriſtiken aus der deutſchen Gegenwart.“ (Von dem preußiſchen Geſchäftsträger, von Uſedom, und ſeinem Freund, Alfred von Reumont.) Allg. Zeit. 1849 Beil. zu Nro. 83.

und der Geiſtlichkeit die Durchführung ihrer Gedanken zu beſchleunigen. Der Papſt gab eine Bewilligung um die andere, man riß ihn fort an die Spize der italienischen Geſammtbewegung. Das Jahr 1848 kam, die einſichtigeren Regierungen dachten daran, Reformen bei ſich einzuführen. Da, im Januar ſchon, kam es in Sizilien zum Aufſtand; in der Lombardei und im Venetianiſchen zeigte ſich die Stimmung mit jedem Tage bedenklicher, in Livorno kam es zu einem Zuſammenſtoß zwiſchen dem öſterreichiſchen Militär und den Bürgern, noch wurde die verſuchte Volkserhebung dort unterdrückt. In Calabrien war es längſt unruhig, in Neapel gährte es: König Ferdinand, in der Bedrängniß, gab eine Verfaſſung. Piemont folgte ebenfalls mit einer Verfaſſung, dann Toscana, darauf der Papſt. Eben als das päpſtliche Statut erſchien, erfolgte die Februarrevolution in Frankreich, kurz darauf die große Umwälzung in Wien. Die franzöſiſche und die Wiener Revolution hatten den lombardiſchen Aufſtand zur Folge. Der Brennſtoff, der ſo lange in der Lombardei aufgehäuft worden, wurde durch jene Revolutionen in Flammen geſezt; ohne jene Revolutionen wäre es in der Lombardei noch nicht zum Ausbruch gekommen; denn die kühnſten Fortſchrittsmänner dachten im Februar noch nicht daran, mit Oeſterreich ſo bald den Kampf aufzunehmen.

Am 18. März ſtand Mailand auf, gleich darauf Venedig, ein piemonteſiſches Heer rückte in die Lombardei ein und machte mit ihr gemeinſchaftliche Sache, vor Ende des März waren die beiden Hauptſtädte von den kaiſerlichen Truppen geräumt, dieſe ſammelten ſich zwiſchen dem Mincio und der Etſch; in Parma wurde durch eine unblutige Revolution die Regierung geändert, in Modena eine proviſoriſche Regierung eingeſezt, ein Theil dieſes Herzogthums ſchloß ſich an Toscana an, die Piemonteſen ſiegten in der zweiten Woche des Aprils bei Goito am Mincio, in Friaul und in der Mark Treviſo war der Aufſtand organiſirt, der König von Neapel erklärte, der Bund Italiens ſey thatſächlich vorhanden; toscaniſche, päpſtliche, neapolitaniſche Truppen und Freiſchaaren zogen nach der Lombardei, in den Kreuzzug gegen Oeſterreich, wie ſie ſagten.

Im lombardiſch-venetianiſchen Königreich äußerte ſich die Sympathie für die Einheit und Unabhängigkeit Italiens zuerſt mit allerhand Neckereien gegen die Behörden, gegen das Militär, gegen das

Lottoſpiel, gegen das Tabakrauchen; mit Rufen und Maueranſchreibungen, wie: Pius IX. Hoch! Tod den Deutſchen!

Die Provincial- und Centralkongregationen, die zu Vorſtellungen an die Regierungen Recht und Beruf hatten, überreichten der öſterreichiſchen Regierung ihre Begehren. Sie wollten Abberufung aller nichtitalieniſchen Truppen, Aufſtellung eigener dem Vicekönig beigegebener Miniſter, Entfernung der deutſchen Beamten, Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen, genaue Einhaltung des Cenſurreglements vom Jahr 1815, und ähnliche Einräumungen. Noch ſprachen ſie von unbedingter Preßfreiheit, von einer Repräſentativverfaſſung mit wirklicher Volksvertretung nicht.

Es war der öſterreichiſchen Regierung nicht zuzumuthen, auf die Abberufung aller nichtitalieniſchen Truppen unter ſolchen Umſtänden einzugehen. Aber alles Andere, was ſie forderten, war wenig, und leicht zu gewähren, ja es mußte gewährt werden, aus Klugheit. Es war zwar anzunehmen, daß ſelbſt unbedingte Gewährung dieſer Begehren das Vertrauen zu der öſterreichiſchen Regierung nicht zurück führen konnte. Das Syſtem der Verfinſterung, der Unterdrückung und der Ausſaugung, das von Wien aus ſo lange beliebt worden war, und dem alle Deutſchen fluchten, war von Metternich noch viel heilloſer in Italien geübt worden, alle Brutalität des Soldatenthums hatte ſich hier gehen laſſen, und die Unverſchämtheit, die Dummdreiſtigkeit, die Betrügerei, die Rohheit und Unwiſſenheit einzelner deutſchen Beamten waren oft ohne Gränzen geweſen, und gerade, wo es den Eingebornen am weheſten that, im Polizei- und Juſtizſache, waren ſyſtematiſch zu höheren und höchſten Beamten blos Deutſche, zu anderen Welſchtyroler, Iſtrianer, Trieſtiner und Dalmatier und wenig zahlreich Eingeborne beſtellt worden. Im Lehr- und Buchhaltungsfach waren zwar nicht ebenfalls vorzugsweiſe Deutſche angeſtellt, die Anſtellung von Nichtitalienern ſollte von den Konkurſen und von größerer Tauglichkeit abhängen, aber auch in dieſen Fächern gab man oft Deutſchen den Vorzug. Doch waren bei den mit dem Volke in Berührung kommenden Lokalbehörden vorzugsweiſe Italiener, nur der Gouverneur und einige Mitglieder des Guberniums waren immer Deutſche. Der großen Mehrzahl, der intelligenten Bevölkerung war dieſer Zuſtand ſeit lange ein unerträgliches Joch, und ihre Sehnſucht nach Befreiung heiß.

Die unbedingte Bewilligung ihrer dahin zielenden Forderungen hätte wenigſtens für den Augenblick die Aufregung beſchwichtigt, die reichen Grundbeſitzer befriedigt, wenn auch ohne Zweifel die italieniſche Bewegung, ſpäter die Lombarden zu weiteren Forderungen veranlaßt und mit ergriffen hätte. Aber auch das Wenige, was ſie damals forderten, wurde von Metternich abgeſchlagen. Das gab denen, welche die Bewegung Italiens durch das öſterreichiſche Italien fort zu leiten bemüht waren, Stoff zur Aufreizung gegen den Druck, gegen die „Tyrannei der Deutſchen."

Die ſchmachvolle, gottloſe und kurzſichtige Politik Metternichs zeigte ſich auch hier. Wo ein Volk ſein gutes Recht forderte, ſah Metternich den Geiſt der Empörung darin, einen Freiheitsſchwindel, der ſeine Quelle in der Preſſe habe; wenn man die Urſache, meinte er, die Preſſe, unterdrücke, ſo werde auch die Wirkung verſchwinden. Der Abſolutismus war ihm Glaubensſache, die Bevormundung der Völker und der Geiſter durch Wenige, war ihm eine Nothwendigkeit, weil nur dadurch die Selbſtvergötterung dieſer Wenigen möglich war. Er verachtete die Menſchen, weil er gehört hatte, daß Napoleon ſie verachtet habe, weil er unter ſchlechten Menſchen täglich ſich bewegte, mit großen Menſchen nie zu thun hatte, und weil er ohne Gott, aber geübt in der Kunſt des Satanismus war. Dieſe hatte er, aber nur dieſe, den Fouche's, Talleyrands und Ludwig Philipps abgelernt. Für die Gebrechen, für die Fehler und Schwächen der Menſchen, zumal ſeiner Gegner, hatte er den Blick des Raubvogels, wie es Hormayer nennt; für die Doktrinärs, für die Zeitungsſchreiber, für die Schriftſteller überhaupt, für die Diplomaten und für die Weiber war er der Humane, der Liberale, der Freundliche, der Unterrichtete, der Geiſtreiche, der Gewandte, der Natürliche, der Gewinnende, der Gütige, der Großartige, der Einfache, der Imponirende, der aus altem vornehmem Geſchlecht Stammende, der an der Spize Oeſterreichs und Europas Stehende, der früher in Schönheit und Anmuth Strahlende und der ſpäter wenigſtens immer feine und liebenswürdige Abgott der Damen, der bezaubernde Liebling der Geſellſchaft. Alles, was den großen Mann, was auch nur den ächten Staatsmann macht, hatte er nicht, von dem Lezteren nur die gleiſſende Lüge, von Talleyrand das feine ſpöttiſche Lächeln, von Fouche die ſchwarze Kunſt, eine geheime Polizei zu organiſiren, und

alle Polizei in Europa durch ein Schiffenkabinet mit der Wiener Polizei in Verbindung zu bringen, die Kurriere zu beſtechen, die Poſtbehörden in ganz Deutſchland in unbedingte Abhängigkeit von ſich zu ſezen, in der Verlezung des Briefgeheimniſſes es bis zum Höchſten in der Ungenirtheit zu bringen und ſich dadurch die Kenntniß der geheimſten Verhältniſſe zu verſchaffen. Darin zeigte er ſich als Meiſter, er übertraf ſeine Vorgänger. Was geiſtreich an ihm ſchien, war ausgezeichnetes Gedächtniß, das ſich Fremdes aneignete, meiſt angelernte Bonmots wiedergab, oder aus ſolchen reproduzirte, ſelbſt ſeine Kenntniſſe, troz ſeines Gedächtniſſes, waren oberflächlich. Was bis jezt Geſchriebenes von ihm bekannt worden iſt, ſo weit es erwieſen von ihm ſelbſt iſt, iſt weder durch Inhalt noch Form bedeutend, oft an Form gering, im Inhalt ideenlos, nicht einmal zeigt es glänzende Mittelmäßigkeit. Nach dem Sturz wurde er als Orakel verehrt und zu Rath gezogen; ſolche, die ſeine Bahn ihm nach wandeln wollten, brauchten den Rath des Schlauen, des Erfahrenen, deſſen Politik auf die Verachtung der Menſchen, nicht auf die Achtung der Menſchenwürde begründet war; für Andere blieb er ein Gegenſtand der Aufmerkſamkeit und ſogar der Verehrung, theils weil ſie gedankenlos waren, oder ohne Gefühl für Freiheit, Ehre, Macht und Glück des deutſchen Vaterlandes, theils weil der Satanismus zu allen Zeiten intereſſant war und ſeinen Cultus hatte.

Sclave der Ausſchließlichkeit des abſolutiſtiſchen Syſtems, troz der Kunſt, die er hatte, andere Freigeſinnte, die ihm jedoch ſelten nahten, glauben zu machen, als ſey er im Innerſten den Ideen politiſcher Freiheit nicht ganz unzugänglich, verſchloß er fortwährend und bis zulezt das Auge den Bedürfniſſen der Gegenwart, er verhärtete ſich gegen dieſelben. Selbſt ein von ihm höchſt eingenommener freiſinniger Diplomat*) geſteht, die Geheimlehre des inhaltloſen Syſtems Metternichs ſchiene ſich immer auf die Formel zu reduciren: „Oeſterreich kann für organiſche Staatenentwicklung, für Völkerfreiheit nichts thun, ohne aus den Fugen zu gehen, alſo ſoll in der ganzen übrigen Welt auch nichts dafür gethan werden. Oeſterreich kann an einem einheitlichen konzentrirten Deutſchland nicht Theil

*) Der preußiſche Geſchäftsträger in Rom, Herr von Uſedom.

nehmen, alſo ſoll ein ſchwaches und zerſplittertes Deutſchland bleiben. Oeſterreich kann die Autorität über ſeine Völker nicht als organiſche ſtaatsbildende, ſondern nur als ſimple Autorität, als mehr oder weniger aufgelegte Gewalt erhalten, alſo muß ſie auch in der übrigen Welt nur in dieſem Sinne gefaßt, nur in dieſem Sinne erhalten werden. Jede alte Autorität, ſelbſt den Halbmond wider das Kreuz, müſſen wir ſtützen, damit keine neue ſich bilde, deren Conſequenzen uns zerſprengen würden.“ Darum ſey es ihm, ſchließet Uſedom, Hauptbeſtreben und nicht ſchwer geweſen, dieſe ſeine öſterreichiſche Politik zu einer univerſalen, allein ſeligmachenden Religion legitimen Autoritätsglaubens zu verallgemeinern.

Dieſes Syſtem hatte in Italien in fürchterlichſtem Maaßſtab gewüthet, die bloße Verdächtigung hatte unter die Bleidächer Venedigs gebracht. Er ſah, daß dieſes Syſtem überall haltlos wurde, und daß gegen das Umſichgreifen der Zeitideen alle Zurückdämmungsmittel ſich zu ſchwach erwieſen; allein er hielt an ſeinem Syſtem, er vertheidigte es, er verſchärfte es. Wir halten hier feſt, ſo lange wir können, aber ich verzweifle an dem Ausgang ſagte er am 9. Oktober 1847. —

So war Metternich zu zäh und hartnäkig, dieſer Mann zu verbiſſen und grimmig, als daß er die Begehren des lombardiſch-venetianiſchen Königreichs erwogen und zugegeben hätte.

Die Wiener Erſchütterung warf Metternich von ſeinem Stuhl in Acht und Verbannung, und brachte die Völker der italieniſchen Provinzen in die Waffen und in Aufſtand. Der Aufſtand im venetianiſch-lombardiſchen Königreich brach in eben dem Augenblick aus, als Kaiſer Ferdinand (ſo zu ſagen, von freien Stücken, ſagt Herr von Fiquelmont der Miniſter der Auswärtigen,) *) den Entſchluß gefaßt hatte, ſeinem Volke zu bewilligen, was man ihm als den allgemeinen Wunſch deſſelben dargeſtellt. Die kaiſerliche Verheißung einer zeitgemäßen Konſtitution, der Preßfreiheit und der Nationalgarde war mehr, als das italieniſche Volk verlangt hatte. Fiquelmont glaubte, das italieniſche Volk habe nur in Folge des Aufrufs zu den Waffen, der es die Stimme ſeines Souveräns zu hören hinderte, nicht über das, was vor ſich ging belehrt werden können, und die

*) In der ſchon angeführten Depeſche an Herrn von Dietrichſtein.

Stellung welche das öſterreichiſche Heer zwiſchen der Lombardei und dem venetianiſchen Gebiet genommen, werde einen augenblicklichen Waffenſtillſtand zur Folge haben, den man zur Herſtellung des Friedens um ſo mehr benützen könne, als die Italiener in den Einräumungen des Kaiſers ja mehr finden werden, als ſie verlangt. Ein kaiſerlicher Commiſſär wurde mit den erforderlichen Verhaltungsbefehlen nach Italien geſchickt, um auf den freiſinnigſten Grundlagen, welche, wie der Miniſter ſagte, die natürliche und erwünſchte Folge der von Oeſterreich angenommenen neuen Staatseinrichtungen ſeyen, Verſöhnungsunterhandlungen anzuknüpfen. Das war im April. Da hoffte man das Meiſte von den guten Dienſten Englands und ſeinem Einfluß auf die verſchiedenen italieniſchen Höfe. England war in dieſen Tagen die einzige Macht, welche Einfluß in Italien beſaß, und dieſer Einfluß war um ſo größer, als er eben der einzige war.

Die öſterreichiſche Regierung glaubte, England werde ihr darin um ſo mehr beiſtehen, weil es eben ſo ſehr im Intereſſe Englands als Oeſterreichs liege, daß die von dem öſterreichiſchen Hofe ſeinen italieniſchen Völkern gegenüber eingenommene Stellung behauptet und der allgemeine Friede, deſſen Grundlagen ſo ſtark erſchüttert waren, aufrecht erhalten werde.

Der Krieg, den die öſterreichiſche Regierung in Italien zu führen hatte, mußte in einer für Hof und Miniſterium ſehr peinlichen Art auf die Dinge in Wien und in Deutſchöſterreich zurückwirken. Man fürchtete zudem, Italien könnte der Anlaß zu einem allgemeinen Kriege werden; die Regierung der franzöſiſchen Republik werde eines Krieges bedürfen, um ſich zu halten, und es lag die Beſorgniß nahe, daß, wenn die Oeſterreicher die Piemonteſen auf ihr eigenes Gebiet zurückdrängen, und ihren Sieg bis auf dieſes verfolgen, Frankreich dazwiſchen trete.

Das öſterreichiſche Miniſterium war in um ſo größerer Bedrängniß, als es fand, daß von Metternich gar Nichts vorbereitet, wohl aber das Nächſte vernachläſſigt war, ja dieſer hatte in Italien, was bedrohlich war, erſt recht bös gemacht. Er hatte durch ſeine geheimen und öffentlichen Polizeimaaßregeln, durch ſeine Kriminal- und Standrechtsprozeduren zu imponiren gewähnt, und ſtatt deſſen die Aufregung gereizt und verallgemeinert. Für ſtarke,

Achtung gebietende und nöthigenfalls energiſch eingreifende Militärbeſazungen, hatte er ſo gut als nichts gethan. Die augenblickliche Ruhe hatte ihn getäuſcht, die eintrat, als die bewaffnete Macht, durch Neckereien aus dem Volk aufs Aeußerſte gereizt, Blut vergoß, in Mailand, Pavia, Venedig und Padua.

Graf Radezky hatte ſchon lange, als Oberbefehlshaber, die gänzliche Unzulänglichkeit des Militärſtandes im lombardiſch-venetianiſchen Königreich dringend vorgeſtellt, beſonders im Frühling 1847; aber troz der in ganz Italien merklichen Aufregung gegen die Oeſterreicher, troz der ſchweizer Wirren, troz der Verwicklungen wegen Ferrara's, troz der Bewaffnungen in Piemont, geſchah von Metternich nichts, und im Februar 1848 ſah Radezky ſeine Streitkräfte kaum um 30,000 Mann vermehrt, die ihm langſam und vereinzelt vom Sommer 1847 bis zum Frühlingsanfang 1848 zugekommen waren. Die venetianiſchen Provinzen bis Verona waren ſo ſchwach beſezt, daß die ganze ſehr ausgedehnte Provinz Friaul nur ſechs Compagnien hatte, wovon drei in Udine, drei in der Feſtung Palmanuova waren, welche kaum für den gewöhnlichen Wachdienſt hinreichten, und noch überdieß aus lauter Friaulern beſtanden.

So manchfaltig die italieniſchen Truppen ihre Sympathie für die Einheit Italiens auch geäußert hatten, ſo hatte man ſie doch nicht mit andern Truppenkörpern vermiſcht, die Beſazungen nicht vertauſcht, nicht das Geringſte gethan, der Gefahr zu begegnen. Man ſprach ſeit Monaten von Verſtärkungen, aber man verſtärkte nicht; man ſprach von Aufſtellung eines Obſervationscorps am Iſonzo, aber man ſtellte nichts auf; man wußte, viele Oberoffiziere waren geiſtig und phyſiſch untauglich geworden, zumal Feſtungskommandanten, aber man erſezte ſie nicht durch andere, erprobte und kraftvolle. So war der mächtige Aufſtand in Mailand über ein Miniſterium ohne Vorbereitungen hereingebrochen; mit Truppen und Kriegsmaterial genug, um wenigſtens für den Augenblick den ſtärkſten Feind im Schach halten zu können, hatten untaugliche Generale und Feſtungskommandanten über Hals und Kopf kapitulirt; und was, wenn man mit einer gehörig organiſirten Truppenmacht gleich Anfangs hätte energiſch auftreten können, des Erfolgs ſicher geweſen wäre, die Erhaltung des lombardiſch-venetia-

niſchen Königreichs, war jezt mehr als zweifelhaft. Das neue wiener Miniſterium wurde von der engliſchen Politik, auf deren gute Dienſte es vertraute, durch die geſchickten engliſchen Diplomaten in ganz eigenthümlicher Weiſe bearbeitet und eingeſchüchtert.

Die engliſche Politik hatte von jeher das Intereſſe und das Beſtreben, die Staaten Europa's nach Außen zu ſchwächen. Darum nahm es ſtets jedes Trennungsgelüſte im Innern eines Großſtaats unter ſeinen Schuz und begünſtigte es insgeheim. Man hat es oft genug geſagt, daß das Aufkommen einer dritten Weltmacht neben England und Frankreich dem engliſchen Intereſſe ſehr unwillkommen wäre, zumal da dieſe vielleicht bei Gelegenheit mit Frankreich in einen engen Bund und dadurch gegen England in näherer oder fernerer Zeit in die Schranken treten könnte. Ja, ſchon der Gedanke, es könnte dieſe neue Weltmacht in Gemeinſchaft mit Frankreich eine gemeinſame Handelspolitik auf dem Kontinent gegen England verfolgen, ſtachelte England, jedes Aufkommen einer ſolchen neuen Weltmacht zu verhindern.

Eine ſolche Politik verfolgte England in Italien und in Deutſchland.

In beiden großen Ländern waren die Völker in Bruchſtücke zerſplittert, theils durch die Selbſtſucht der Fürſten, theils durch die Umtriebe des Auslandes, theils durch eigene Schuld. Jezt, da die Völkerbruchtheile Italiens wie die Völkerbruchtheile Deutſchlands anfiengen, nach einer Verſchmelzung zur Einheit zu ſtreben, da regte die engliſche Politik hundert Gelenke zugleich. In Italien arbeitete ſie Anfangs, aufzuſtacheln und zu hezen, dann zu hemmen, zu trennen und zu ſchwächen. In Deutſchland war ſie befliſſen, den diplomatiſchen Schein von Uneigennüzigkeit und Großmuth ſich zu geben, unter der Hand aber, in den nordiſchen Seeſtaaten, namentlich in Preußen die Sonderintereſſen zu nähren, und wo ſie ſich fand, die Abneigung gegen die Einheitsbeſtrebungen der frankfurter Nationalverſammlung zu ſchüren. Ein doppelter Spielraum, gegen Deutſchlands Großwerden zu arbeiten, that ſich der engliſchen Politik zugleich auf, der eine im Norden, der andere im Südoſten.

In der ſchleswig-holſteiniſchen Frage hatte England, ſeinem Intereſſe gemäß, von vornherein für die Krone Dänemark offen

Partei genommen, und damit England recht ungenirt in die deutſchen Angelegenheiten ſich miſchen könne, hatte man ihm nichts deſtoweniger das Vermittlungsgeſchäft beim Hofe zu Koppenhagen von deutſcher Seite aus in die Hände gelegt. Dieſes England hatte bisher mit der Wucht ſeiner Kapitalien auf die induſtrielle Entwicklung Deutſchlands furchtbar gedrückt: jezt nagte die Schlange ſeiner Politik an den Lebenswurzeln der treibenden deutſchen Einheit und Größe, es drückte auf ſein politiſches Werden. Gold, das beſtechende Gold, nahm man in Deutſchland ſchon viel und oft von England an, um das Vaterland zu verderben, aber noch nie die goldene Lehre, durch die das Vaterland gerettet werden könnte, daß die vaterländiſche Politik auf Einen Punkt gerichtet werden muß, mit Klugheit und Ausdauer.

Der Trennungsdrang, der ſich im Innern des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates auf drei Punkten zugleich zeigte, wurde von unterrichteten Staatsmännern mit Englands Politik gleich Anfangs in Verbindung gebracht*).

England that in ſeinen öffentlichen Blättern, als wolle es die Freiheit und Unabhängigkeit Ungarns, zu thun war es ihm aber um etwas ganz Anderes. Ebenſo ergriffen die Leitartikel der engliſchen Zeitungen auf einmal die Partei des Slaventhums, der Kroaten und der Czechen. Die eine Zeitung rieth dem Kaiſer von Oeſterreich, ſich den Czechen in die Arme zu werfen, und Prag zu ſeiner Reſidenz zu erheben, die andere Zeitung prophezeite die gänzliche Loslöſung ſlaviſcher Königreiche von Oeſterreich. England freute ſich, daß dadurch erſtens dem Einfluß Deutſchlands auf das Morgenland die Spize abgebrochen, zweitens, mit einer dritten Weltmacht in Europa es nichts werde.

Gieng Oeſterreich mit ſeinen deutſchen Provinzen in Deutſchland auf, und behielt es dabei ſeine außerdeutſchen Länder beiſammen, ſo war das neue Deutſchland eine Macht, die für Englands Intereſſen zu groß war, da ſie an der Oſtſee und Nordſee, wie an den Mündungen des Po und der Donau herrſchen mußte.

---

*) Der berühmte Prokeſch von Oſten erklärt geradezu, Lord Palmerſton für „Oeſterreichs größten Feind, der bei den Umtrieben Koſſuths ſeine Hand im Spiele habe.“ Prokeſch's Briefe an Latour, veröffentlicht im Radikalen.

Daß England nicht ſehr eilte, Oeſterreich aus ſeinen italieniſchen Verlegenheiten zu helfen iſt klar, wenn es auch für jezt nicht bewieſen werden kann, daß es weſentlich mitthätig war, ſie ihm zu bereiten. Die Depeſche des Lord Palmerſton an Abercromby, den engliſchen Geſandten in Turin, vom 23. März 1848, war eines ſolchen Inhalts, daß ſie dem öſterreichiſchen Miniſterium ſehr bedenklich vorkam, und anderen Leuten war es Gewißheit, daß Lord Palmerſton in Piemont jene Politik ſpiele, die ihm zur andern Natur geworden, die Politik zu intriguiren, die Hände im Spiele zu haben, zu hezen und Verwirrung zu ſtiften.

Die öſterreichiſche Regierung hatte es bald genug zu empfinden, wie wenig bereitwillig England, troz der alten Allianz, jezt war, ihr in ihren auswärtigen Schwierigkeiten zuvorkommenden Beiſtand zu leiſten. Am 12. Mai war ſie ſo weit gebracht, daß ſie ihre Bereitheit an England erklärte, den Lombarden den vollſtändigen Genuß ihrer Unabhängigkeit zu bewilligen. Die Mailänder ſollten einen von Oeſterreich und jeder andern Macht gänzlich unabhängigen „erblichen Vizekönig" ernennen, erblich nur als Bürgſchaft der Dauer; ihre Wahl ſolle auf den zweiten Bruder des Herzogs von Modena fallen, und ein Theil des Herzogthums Modena, ebenſo ganz Parma der Lombardei einverleibt werden. Oeſterreich wollte das Rückfallsrecht aufgeben und die Lombarden ſollten zehn Millionen Gulden an der öſterreichiſchen Staatsſchuld übernehmen und eben ſo in gewiſſem Verhältniß zu den Koſten der militäriſchen Hülfeleiſtung beitragen, die man von ihnen in Anſpruch nähme. Oeſterreich war geneigt, Alles aufzugeben, mit Ausnahme derjenigen Theile des venetianiſchen Gebiets, welche zur Vertheidigung Tyrols und zur freien Verbindung zwiſchen Wien und Trieſt erforderlich ſind.

In Wien legte man auf die ſchnelle Löſung der italieniſchen Verwicklungen auch darum einen ſo hohen Werth, weil das Kabinet einen neuen Ausbruch in Frankreich als unvermeidlich, als nahe bevorſtehend anſah, und die Franzoſen ſchon dieſſeits der Alpen erblickte.

Schon vier und zwanzig Stunden ſpäter ſah das wiener Kabinet ſich in der Lage, noch viel weiter gehende Einräumungen zu machen: die Lombardei ſollte aufhören zu Oeſterreich zu gehören und ihr nach Belieben frei ſtehen, entweder unabhängig zu bleiben,

oder ſich irgend einem andern italieniſchen Staate zu vereinigen; der venetianiſche Staat ſollte unter der Oberherrlichkeit des Kaiſers verbleiben, eine abgeſonderte, ganz nationale, von den Volksvertretern des Landes ſelbſt, ohne Dazwiſchenkunft der kaiſerlichen Regierung, eingeführte Verwaltung haben, und bei der Centralregierung der Monarchie durch einen Miniſter vertreten werden, der mit den Beziehungen zwiſchen dem venetianiſchen Staat und der Centralregierung des Kaiſerreichs beauftragt wäre; das venetianiſche Heer ſollte ein ganz nationales ſeyn, und nur unter den unmittelbaren Befehlen des Kriegsminiſters des Kaiſers ſtehen.

So hatte Oeſterreich in die unbedingte Unabhängigkeit der Lombardei und in die Errichtung eines abgeſonderten Königreichs, aus den venetianiſchen Provinzen gewilligt. Aber die Forderungen der Italiener giengen viel weiter, ſie kamen einer Zerſtückelung Oeſterreichs gleich, und die engliſche Diplomatie unterſtüzte dieſe Forderungen.

Am 26. Mai war dem öſterreichiſchen Miniſterium ſchon amtlich mitgetheilt, daß der engliſche Geſandte in Turin das Aufgeben der Lombardei und der venetianiſchen Provinzen von Seiten Oeſterreichs als das einzige Mittel betrachte, einem Einſchreiten Frankreichs in Italien zu begegnen. Das Schreckbild, mit welchem England bisher glücklich auf das bedrängte wiener Miniſterium eingewirkt hatte, die bloße Möglichkeit eines franzöſiſchen Einſchreitens, dieſes Schreckbild verlor ſeine Kraft, als man damit von Oeſterreich Zugeſtändniſſe verlangte, die einem Selbſtmord gleich kamen. Der öſterreichiſche Geſandte in London erklärte: derjenige Theil Tyrols, der am Abhang der Alpen liege, wäre von dem venetianiſch-lombardiſchen Gebiet vollſtändig umgeben. Die proviſoriſchen Regierungen von Mailand und Venedig erklären, Welſchtyrol, ſo gut wie das Küſtenland von Iſtrien und Dalmatien, das ehedem zur Republik Venedig gehörte, bilde einen weſentlichen Beſtandtheil jenes Italiens, aus dem man die Oeſterreicher vertreiben müſſe. Sie haben alle dieſe Völker zur Empörung aufgefordert. Sie haben Iſtriens und Dalmatiens eben ſo unterdrückte Bewegungen hervorgerufen. Sie ſeyen von allen Seiten mit dem Säbel in der Fauſt in Welſchtyrol eingefallen, ihre Banden aber daraus wieder verjagt. Es ſey daher einleuchtend, wenn Oeſterreich ihnen die venetianiſchen Provinzen

überließe, wäre es ihrer Willkür preis gegeben. Der Kaiſer könne die venetianiſchen Provinzen nicht aufgeben, ohne thatſächlich auch Welſchtyrol aufzugeben. „Dieſer Gedanke, ſchloß er, war den Italienern, die uns gerne für todt ausgeben möchten, natürlich. Wir ſind aber noch nicht todt! Ich hoffe, daß wir bald Beweiſe von kräftiger Lebenskraft geben werden, Beweiſe, die zu vermeiden im Intereſſe der ganzen Welt wünſchenswerth geweſen wäre".

Eben damit trat für Oeſterreich ein Glückswechſel ein, theils durch den Leichtſinn der Gegner und die Anſtrengungen und die Feldherrntalente der Oeſterreicher, größtentheils aber durch die Sünden des Uebermaaßes und der Uneinigkeit, in welche die Führer der italieniſchen Sache verfielen. Der eine, Guerrazzi, erklärte, Fürſt und Freiheit können nicht neben einander beſtehen; Mazzini wollte die abſolute Einheit, er wies die Föderativ-Einheit als ein Zwitterweſen zurück, das die Form der italieniſchen Idee ſtehle, während es ihren Sinn verfälſche; Gioberti, Balbo und Capponi nannten den Plan Mazzini's eine ſchöne Abſtraktion, er paſſe nicht zu den beſondern Orts- und Zeitverhältniſſen, auf welche man ihn anwenden wolle; in der Politik ſey das zeitgemäße und ausführbare Gute das Beſſere, das poſitiv Beſſere hingegen, zur Unzeit kommend und unpraktiſch, müſſe als das Schlimmere gelten. Sie wollten Italiens Einheit durch Föderation ohne Umſturz, durch einen Fürſten- und Völkerbund unter allgemein anerkanntem Oberhaupt, weder als eine demokratiſche Republik noch als einen Bund von Freiſtaaten. Italiens Nationalität und Befreiung von der Fremdherrſchaft hielten ſie nur durch das Zuſammenhalten der Völker mit den Fürſten, durch vollſtändige Harmonie der Kräfte möglich und für Land und Volk geeignet.

Der Sieg, wie oft, war das Gefährlichſte für die Sieger. Sie wußten nicht anzuhalten, weil jezt unter den Siegern die Aeußerſten ſiegten, dieſe wollten nicht mehr das Mögliche, ſondern das für die Verhältniſſe Unmögliche, wenigſtens unmöglich Dauernde, die völlige Einheit und Republikaniſirung Italiens, des Italiens, das ſeit ſo vielen Jahrhunderten getheilt und geknechtet war. Dieſes Italien ſollte auf einmal über alle ſonſt nothwendigen Entwicklungsſtufen hinaus gerückt werden. So überſtürzten ſich die Sieger ſelbſt, ſo wurden ſie ſchwach, weil ſie ihre Kräfte entzweiten, das gemeinſame Intereſſe ſpalteten.

Man darf nicht, nach geſchehenem Unglück, den ſich gegenſeitig anklagenden Stimmen glauben, weder den einen, noch den andern. Auf beiden Seiten wurde gefehlt. Die Aeußerſten ſündigten in guter Meinung, aber ohne Verſtändniß der Dinge wie ſie lagen. Der Formenſteit war auch Italiens Fluch, neben der trügeriſchen Helena von Nationalität, jenem Scheinbild von Freiheit, durch das ſeit einem halben Jahrhundert mehr als ein Volk um die wirkliche Freiheit ſich betrügen ließ.

Während die geiſtvollſten Italiener die Republik für die ſo ſehr durch Bildung, Intereſſe und Abkunft verſchiedene Völkermiſchung des langen Landſtreifens Italien nicht bloß für jetzt unthunlich, ſondern dem Karakter der einzelnen Völkerſchaften, wie ihn die Geſchichte ausgebildet und auswies, widerſprechend erachteten, ſollte demungeachtet die einheitliche italieniſche Republik erzwungen werden. Es wurde vorzugsweiſe darauf gedacht, die Throne der italieniſchen Fürſten zu ſtürzen, ſtatt die Freiheit zu begründen und zu befeſtigen, für die es wahrlich gleich geweſen wäre oder von nicht weſentlichem Unterſchied, ob an der Spize der freien Verfaſſung der Name Fürſt oder Präſident geſtanden wäre, ſelbſt abgeſehen davon, daß entſchieden der italieniſche Karakter, wie er jezt iſt, der monarchiſchen Form von Natur zuzuneigen ſcheint: vornehme Damen, deren politiſcher Geiſt republikaniſch iſt, ſind Ausnahmen.

Darum kam zwiſchen den Piemonteſen und der proviſoriſchen Regierung zu Mailand kein Vertrauen auf, Mißtrauen und Zwietracht vielmehr wurden geſät, die Vernichtung, wenigſtens der Sturz des Königs von Sardinien gewünſcht, ſelbſt der Sturz des Papſtes, des neunten Pius mit der großen, ſchönen Menſchenſeele, die ihm Niemand mißkennen ſoll, wenn ihm auch der für ſeine Gedanken nöthige eiſerne Wille fehlte, und er gegen die Intriguen der Höfe wie der Volksführer, die zugleich ihn umſpannen und drängten, weder den Verſtand eines Napoleon noch eines Taleyrand einzuſezen hatte. Das erklärt den Ausgang bei Cuſtozza: die Lombarden unterſtüzten Carl Albert nicht gehörig, weder durch Rekruten noch durch Geld, noch durch Geſchüz; eine Partei wollte die Vernichtung dieſes Fürſten Oeſterreich überlaſſen; da Carl Albert ein König ſey, und Frankreich die Errichtung eines Königreichs am Fuße der Alpen nicht begünſtige, ſo werde das republikaniſche

Frankreich erſt dann, wenn er durch Oeſterreich vernichtet ſey, die Alpen überſchreiten, die Oeſterreicher verjagen, und die einheitliche italieniſche Republik gründen.

Am 29. April, durch die ſteigenden Forderungen der Volksmänner gedrängt, verwahrte ſich der Papſt in einer Anſprache gegen den Kreuzzugskarakter, den man dem Kriege für die Einheit Italiens geben wollte, und gegen die Rolle, zu der man ſeinen Namen und ſein Anſehen gebrauchte, um den Fanatismus der Bevölkerung zu entflammen. Der neunte Pius hatte der Freiheit Unterpfänder gegeben, ſchon ſein Karakter war eines; ihm zu mißtrauen war kein Grund, noch weniger, in Rom zur eigentlichen Revolution zu greifen, zu der das eigentlich revolutionäre Volk fehlte. Die unterſten Klaſſen in Rom wie in ganz Italien, zumal das Landvolk, waren nur in ſo weit aufgeregt, als die reicheren Grundbeſizer, und die hohe und niedere katholiſche Geiſtlichkeit in einzelnen Gegenden zur thätigen Theilnahme aufreizten. Die Geiſtlichkeit theilte ſich in zwei Parteien. Die eine, die Mehrheit, diente der Revolution, vorzugsweiſe im lombardiſch-venetianiſchen Königreich. Voll Haß gegen alles Deutſche, arbeitete ſie nur auf Vertreibung der Oeſterreicher. Ein anderer Theil der Geiſtlichkeit reizte auch zur Revolution, aber aus geheimem Reaktionszweck. Bei den Auftritten vor den Häuſern der päpſtlichen Großbeamten in Rom und bei dem Rufen: „Nieder mit den Reichen, nieder mit den römiſchen Fürſten!“ wurden unter den Zuſammengerotteten auch zahlreich Leute bemerkt, von denen bekannt war, daß ſie von der Mildthätigkeit der Jeſuiten leben *).

Der augenblickliche Sieg der Revolution in Rom, die ſich dort feſtſezte, troz dem Straßenkampf in Neapel, wirkte auf den Gang der Dinge in Oberitalien zugleich mit der Contrerevolution in Neapel ſo, daß durch die leztere die materielle Macht der italieniſchen Bewegung, durch erſteren die moraliſche Kraft derſelben geſchwächt wurde. Dann kam, daß jeder herrſchen und keiner gehorchen wollte, und in der Lombardei die republikaniſchen Neigungen für die Abſonderung Venedigs mit ſeiner Markusrepublik dort eine Abhängigkeit der Lombarden den Piemonteſen gegenüber hervorriefen. Die

---

*) Schreiben des engliſchen Agenten an den engliſchen Geſandten in Rom, vom 12. April 1848.

ſo nöthige Einheit der Kräfte war geſchwächt: Oeſterreich, oder vielmehr Radezky, ergriff die Offenſive, die päpſtlichen Schaaren mußten den Kampfplatz verlaſſen, Friaul und Südtyrol giengen für die Italiener verloren, das piemonteſiſche Heer erlitt Ende Juli eine ſchwere Niederlage und Radezky machte erſt an der Gränze Piemonts wieder Halt.

Das Auge eines engliſchen Staatsmanns ſah Oeſterreichs Lage in dieſem Kriege mit prophetiſchem Blick an. Am 12. Mai 1848 ſchrieb der engliſche Botſchafter in Wien, Lord Ponſonby, an Lord Palmerſton: „Jeder Krieg hat ſeine Glückswechſel: treten ſie in dieſem Augenblick ein, ſo würden ſie eine unberechenbare Tragweite haben. Nehmen wir die unwahrſcheinlichſte Hypotheſe an, die nämlich, daß der lombardiſche Aufſtand erſtickt werde, daß ſich die Piemonteſen hinter ihre Gränzen zurück ziehen müſſen, und Frankreich ruhiger Zuſchauer dieſes Kampfes bliebe — was wäre die Folge davon für Oeſterreich? Der Beſitz verarmter Provinzen, welche auf lange Jahre hin die Unkoſten der für ihre Erhaltung unumgänglich nothwendigen militäriſchen Beſezung nicht decken würden, die Schwächung der Monarchie in allen auf Frankreich und Rußland bezüglichen Fragen, in Folge der Nothwendigkeit, ein Heer von hundert tauſend Mann im lombardiſch-venetianiſchen Königreich zu unterhalten, um Tyrol, Iſtrien und Kärnthen gegen die Angriffe der Feinde von Innen wie von Außen zu ſchüzen; ſonach in politiſcher, finanzieller, militäriſcher und beſonders moraliſcher Beziehung Verminderung der wirklichen Kraft, Verwicklung der Intereſſen und endlich Verewigung eines bald ſtummen, bald offenen Kampfes gegen eine Nation von zwanzig Millionen Menſchen.“

Was der engliſche Staatsmann für das Unwahrſcheinlichſte hielt, iſt wirklich geworden, aber auch mit den von ihm vorausgeſezten Folgen. Oeſterreich hat geſiegt. Sein Sieg hatte eine unberechenbare Tragweite; anders benüzt als diejenigen erwarteten, welche an die Aufklärung und Einſicht der öſterreichiſchen Regierung glaubten, und für Italien hofften, man werde zu Wien begreifen, daß das Intereſſe Oeſterreichs mit dem der Lombardei im Einklang ſtehe *).

*) Quellen: Ueber den Urſprung und die muthmaaßlichen Folgen der

In ganz Deutſchland wie in der Paulskirche zu Frankfurt waren die Einſichten und Wünſche über den Krieg in Italien ſehr abweichend, und nicht einmal nach dem Parteiſtandpunkt, ſondern nach geheimen oder offenen Abſichten und Zwecken. Die Einen ſahen in den Oeſterreichern Deutſche, und in ihrem Sieg wie in ihrer Niederlage ein deutſches Schickſal, etwas das alle Deutſche angehe; ihnen war die Wiederherſtellung der Ehre Oeſterreichs in Italien und des öſterreichiſchen Waffenruhms eine deutſche Sache. Andere, denen das Großwerden Preußens Hauptſache war, ſahen in dem italieniſchen Aufſtand eines von den Riffen, daran die öſterreichiſche Monarchie ſcheitern werde. Selbſt im Lager der äußerſten Rechten in der Paulskirche ſagte man es heraus, die öſterreichiſche Monarchie gehe unaufhaltſam ihrer Auflöſung entgegen, nur das Eingehen in Deutſchland könne ihrem deutſchen Theile noch ein bedingtes öſterreichiſches Leben ſichern. Wenn auch Ungarn in ſeinem wohlverſtandenen Intereſſe ſich nicht losreißen wolle, ſo meine es damit nur bei D e u t ſ ch l a n d zu bleiben, nicht bei dem deutſchen Oeſterreich, der z w e i t e n Macht in Deutſchland. Gallizien werde an den bevorſtehenden, unausbleiblichen beſonderen Geſchicken Polens Theil nehmen. Die Lombardei gehe Oeſterreich eben ſo, kraft des Prinzips der Nationalität verloren, auch ohne die nahende franzöſiſche Dazwiſchenkunft. Und wenn dabei Vorbehalte zur ſtrategiſchen Sicherung der Südgränze gemacht werden, ſo werden dieſe Bedingungen nicht für Oeſterreich verlangt, noch demſelben gewährt, ſondern im Intereſſe des deutſchen Reiches und im Namen deſſelben gefordert und erlangt werden. Und eben ſo, wie ſich die öſterreichiſche Monarchie äußerlich auflöſe durch Auseinanderfallen ihrer Theile, ſo werde ſie innerlich zerſtört durch

---

italieniſchen Revolution, mit beſonderer Beziehung auf Oeſterreich. A. Allg. Z. Nro. 230 und 231. Beil. 1848, Aktenſtücke zur Geſchichte des Aufſtands von Italien, aus dem Conſtitutionell. A. Allg. Ztg. Nro. 264 und 265. Beil. 1849. Die öſterreichiſche Verwicklung. A. Allg. Ztg. Nro. 316. Beil. 1848. Kaiſer Franz und Metternich (v. Hormayr) 1848. Die engliſche Politik und die öſterreichiſche Monarchie. A. Allg. Ztg. Nro. 316. Beil. 1848. Italien 1848. A. Allg. Ztg. Nro. 8. Beil. 1849.

ihren Reichstag, auf welchem einerſeits ſlaviſche, andererſeits repu≠blikaniſche Elemente an ihrem Beſtehen rütteln*).

Im Anfang des Juli 1848 ſtimmten in Deutſchland und in der Paulskirche die Meiſten in dem Wunſche überein, daß dem öſterreichiſch≠italieniſchen Kriege baldigſt ein Ende gemacht werde. Die Einen nannten dieſen Krieg von Seiten Oeſterreichs durchaus ungerecht, und forderten, daß Oeſterreich alle italieniſchen Land≠ſchaften abtrete. Andere wollten nur, daß der Friede für beide Theile ehrenvoll ausfalle. Einige fügten hinzu, jeder Angriff auf ein deutſches Bundesland ſey mit den Waffen zurückzuweiſen. An≠dere erklärten, der Nationalverſammlung ſtehe keineswegs die Be≠fugniß zu, über das Schickſal von Ländern zu entſcheiden, welche gar nicht zum deutſchen Bunde gehören. Die Nationalverſamm≠lung that nichts, ſie überwies alle darauf geſtellten Anträge der Centralgewalt, in der Erwartung, daß dieſelbe in dieſer Ange≠legenheit die Intereſſen Deutſchlands wahren werde. Selbſt das linke Centrum, ja die Rechte ſelbſt zum Theil, ſprach, jenes von heiligen und unveräußerlichen Rechten der italieniſchen Nation und ihrer Anerkennung und Sicherung, dieſe von den Anſprüchen Ita≠liens an Selbſtändigkeit, mit der Deutſchlands Intereſſen in Ein≠klang zu bringen ſeyen.

Die Linke größtentheils wollte das Recht der italieniſchen Nation auf Unabhängigkeit und ſelbſtändige Entwicklung anerkannt, und dieſelbe in keiner Weiſe gehemmt, dagegen freundſchaftliche Beziehungen zwiſchen Deutſchland und Italien angeknüpft wiſſen.

Die Sympathie der Volkspartei für Italiener, Slaven und Magyaren beruhte auf Idealismus, wie man mit Recht ihr vor≠warf, aber nicht bei Allen; bei einem Theil, zumal bei den Führern, beruhte ſie auf einer Berechnung, auf einer ihrer Zwecke bewußten Politik.

Dieſe glaubten zunächſt, ſo lange das Haus Habsburg durch Zerbröckelung ſeiner Monarchie nicht unmächtig geworden ſey, oder zu regieren aufgehört habe, ſo lange drohe der jungen Freiheit

*) So äußerte ſich Herr von Radowiz in der ohne ſeinen Namen erſchie≠nenen, in der Paulskirche vertheilten Flugſchrift: „Frankfurt und Berlin. Ein Wort zur Verſtändigung“.

vom Abſolutismus Gefahr. Für ſie war der Fortbeſtand der öſterreichiſchen Geſammtmonarchie unter dem Hauſe Habsburg gleich bedeutend mit dem Fortbeſtand des Abſolutismus, der geiſtigen und leiblichen Knechtſchaft. Die Aufſtände in Poſen, in Italien, die Bewegung in Ungarn waren für ſie eben ſo viele Diverſionen zu Gunſten der deutſchen Freiheit.

Der deutſche Idealismus war überſchwenglich in ſeinem Gerechtigkeitsgefühl, ſo daß er ſich zu Gunſten anderer Nationalitäten ſelbſt deſſen zu entäußern bereit war, was zum Großwerden ſeiner eigenen Nationalität unentbehrlich war. Ja, er entkleidete ſich der Nationalität und machte die Welt zu ſeinem Vaterland. Der ſchöne Gedanke, die Größe des eigenen Volkes nicht im Gegenſaz, ſondern nur in der Verbindung mit den andern Völkern zu wollen, artete bei Einzelnen in den Irrthum aus, die verſtändige Liebe zum deutſchen Vaterland, die dieſes ſchüzen wollte, für bornirt zu halten. Man träumte, Deutſchland, das Land der Univerſalliteratur, müſſe auch das Land der Univerſalrepublik werden, der Brennpunkt der geiſtigen und bürgerlichen Freiheitsbewegung der europäiſchen Völker. Es war überhaupt Art mancher deutſchen Behandlung der auswärtigen Dinge, von der Fiktion auszugehen, als ſey die Republik in Deutſchland eine Gewißheit; und von der zweiten Fiktion, als ſeyen die Ideen mit den Intereſſen auf einmal eins und daſſelbe geworden. Ja, es gab ſolche, welche wähnten, man müſſe dem Volke, damit es frei werde, Begriffe geben, ſtatt ſeiner Religion und ſeiner Gefühle, ſeines bisherigen Lebensbrods und einziger Begeiſterungsmittel, ohne die, ſo lange die Welt ſteht, doch kein Volk Großes gethan hat.

Ganz anders der eigentlich politiſche Theil der Volkspartei. Sie glaubten: wie die Fürſten ſich bisher zuſammengeſchloſſen gegen die vereinzelten Völker und über ſie geſiegt haben mit dem Schwerdt des Abſolutismus, weil jedes Volk für ſich gegen die Macht des verbrüderten Fürſtenthums zu ſchwach war; ſo müſſen ſich die Völker jezt verbrüdern, und dem abſoluten Fürſtenbunde den freien Völkerbund entgegen ſtellen. Sie wollten, daß Deutſchland verbündet mit den jungbefreiten Völkern Frankreichs, Italiens und Ungarns, mit den nach Freiheit ringenden Slaven Polens wie mit der altfreien Schweiz den Kampf um die Gewähren der Freiheit entſcheide.

Kampfgenoſſen für die Freiheit ſahen ſie in jenen, und in ſolcher freien Bundesgenoſſenſchaft die Neugeſtaltung Europas. Selbſt da, wo die äußerſte Linke in der deutſchen Nationalverſammlung mit Vertretern des Nationalitätsprinzips zu ſympathiſiren ſchien, waren es nur Einräumungen politiſcher Klugheit an die Slaven Janiczewsky und Liebelt, an die Italiener A. Prato, Pretis und Marſigli, welche fanatiſch für ihre Nationalität glühten. Nur Arnold Ruge und einige andere waren aus Herzensneigung und philoſophiſchen Grundſäzen für das Nationalitätsprinzip.

Ja, einer aus der Mitte der äußerſten Linken, Julius Fröbel, hat ſchärfer, als irgend Jemand ſonſt in Deutſchland, das Unthunliche des Nationalitätsprinzips und das Gefährliche des Nationalitätenſtreits dargelegt. *) Er nannte es eine erſchreckende Barbarei der ablaufenden Hälfte des neunzehnten Jahrunderts, die Zunge als das oberſte Symbol und Prinzip des Staatenrechtes und Völkerglücks aufzupflanzen, und ſich wie die Thiere von einem Naturforſcher nach dem Gefieder und Geſchrei gruppiren zu laſſen; in der Bundesbrüderſchaft, ſagte er, liege Freiheit und Kraft, nicht aber in der Sprache der Stammgenoſſen. Nicht eine Abrundung der Nationalitäten, ſondern die politiſche Vereinigung ſey das Ziel; die einfache nationale Abrundung ſey eine platte Doktrin, während Alles auf eine Verſchmelzung der Racen hinaustreibe. Das Racenprinzip ſey die Kleinſtädterei der Politik; ja der doktrinäre Republikaner, der Nichtöſterreicher verlangte nicht nur den Fortbeſtand des öſterreichiſchen Staates (damit wich er von den meiſten ſeiner Freunde ab) als Geſammtſtaat, und zwar in monarchiſcher Form, ſondern Wien als den Mittelpunkt eines Syſtems verbündeter Staaten, das vom Rhein bis an die Mündung der Donau reiche.

Schon zu Anfang des Sommers 1848 weiſſagte er, wenn das nicht geſchehe, werde die Grenze Rußlands bald längs der March und der Leitha laufen, ein ſtelbſtſtändiges Ungarn nur für den Czaar die Gelegenheit werden, vor der Hand die untern Donaufürſtenthümer zu feſſeln, und ſpäter ſich die Krone des heiligen Stephan aufzuſezen, nach Erdrükung der zwiſchen fünf Nationalitäten eingekeilten Magyaren. Wir haben Sympathie, ſchloß er, für unterdrückte

---

*) In ſeiner Broſchüre: Wien, Deutſchland und Europa.

nalitäten, aber nicht wegen der Nationalität, ſondern wegen des Unrechts der Unterdrückung. Gar viele wollen es nicht verſtehen, daß mit dem Zerſtückeln und Abſchwächen Oeſterreichs der Czaarenpolitik in die Hand geſpielt wird, und irrig ſind alle Jene, die da glauben, Rußland wolle ein ſtarkes Nachbarland erhalten. Legitimitätsideen und dynaſtiſche Rückſichten laſſen ein Stüzen und Stemmen vermuthen, aber das abſolute Syſtem erheiſcht es, daß die eigene Macht ihr Herrſcherwort über die Grenze trage. Wer gegen Oeſterreich iſt, iſt ein Verbündeter Rußlands gegen Deutſchland. Die Slaven, Magyaren und Romanen ſind dem Czaarenthum verfallen, wenn ſie von Oeſterreich abfallen."

Daß der Nationalitätenſtreit in der deutſchen Nationalverſammlung ſo in allen Lagertheilen Vertheidiger finden konnte, war um ſo mehr zu verwundern, da gelehrte Herren überall genug ſaßen, welche wußten, daß Frankreich, bei den ſchönſten Worten für die Selbſtſtändigkeit fremder Nationalitäten ſeit zwanzig Jahren in ſeinen Kammern, Korſika, Elſaß, Lothringen, Algier und andere fremde Nationalitäten auch nach den Februartagen behielt; daß England über Galen, Franzoſen, Holländer, Spanier, Italiener, Griechen, Deutſche, Hindus aller Stämme, Parſen, Araber, Malayen, Hottentotten u. ſ. w. als ſeine Staatsangehörigen herrſcht; Nordamerika, das republikaniſche, über Wilde und Nichtwilde, über Miſchtheile von Völkern aus aller Welt, und daß es zu herrſchen ſucht über ſolche, die es noch nicht hat, ohne Rückſicht auf Race oder Sprache.

Wenn alle Stämme, alle Sprachgenoſſen wieder zuſammen gebracht werden ſollten, ſo könnte dieß nur durch eine neue Völkerwanderung geſchehen; und wenn die Deutſchen ſo großmüthig, ſo abſtrakt ideal, und ſo unpraktiſch wären, nicht nur zu dulden, ſondern ſelbſt dahin zu wirken, daß fremdſtämmige und fremdſprechende Landestheile, die ſeit mehr als einem halben Jahrtauſend mit Deutſchland in politiſchem Verbande ſtanden, ſich von Deutſchland lostrennen, um ſtelbſtſtändige Staaten zu bilden, oder anderen Staatskörpern ſich einzuverleiben: ſo würden ſie die Erfahrung machen, daß ſie für die Lombardei und Venedig, für die italieniſchen Beſtandtheile Illiriens und Dalmatiens und für Südtyrol ſo wie für die ſlaviſchen Beſtandtheile auch nicht eine Scholle früher deutſch geweſenen Bodens als Erſaz zurück erhalten würden. Rußland wäre zu praktiſch,

um die deutſchen Oſtſeeländer, Frankreich, um Ober- und Niederelſaß und den deutſchen Theil von Lothringen, der Abſtammung und der Sprache der Bewohner zu lieb, an Deutſchland abzulaſſen, ja nicht einmal die Kantone der Schweiz würden ſich Deutſchland einverleiben wollen, und wär' es auch ein verjüngtes Deutſchland.

Die Sprache, die Religion, Sitte und Brauch — das kann und ſoll einem Volk, und wär es noch ſo klein, erhalten und geſchüzt werden: im Uebrigen iſt es ihr Schickſal, das ſie ſich gefallen laſſen müſſen, daß ſie, in die Maſſe anderer Nationen eingeſprengt oder davon umſchloſſen und erobert, den Hauptländern, der ſiegenden Nationalität folgen. Man gebe ſolchen Bevölkerungen fremder Abſtammungen und Sprache nur Freiheit und Wohlſtand, dann kümmern ſie ſich nicht darum, daß ſie einer andern Nation einverleibt ſind, ſo wenig als es die Völker überhaupt kümmert, ob der Fürſt, der ihnen Wohlſtand, freie Verfaſſung und Ruhm gibt, von ihrem Fleiſch und Bein oder ein Fremder, legitim oder nicht legitim iſt.

Das freilich hatte das öſterreichiſche Haus den Italienern vorher nicht gegeben, oft verſprochen, nie gehalten, und jezt, da es ernſtlicher es zuſagte, ſogar gewiſſe Bürgſchaften bot, glaubten und trauten die Italiener nicht mehr.

Unverantwortlich ſchwer beſteuerte Oeſterreich ſeine italieniſchen Lande. Das lombardiſch-venetianiſche Königreich macht nur den vierzehnten Theil des öſterreichiſchen Geſammtſtaates aus; und doch hatte es beinahe den dritten Theil aller Steuern des Geſammtſtaates zu tragen.*) Wird auch die direkte Steuer in Oeſterreich vom, und im Verhältniſſe zum Ertrage abgenommen, ſo wird doch, unter allen Umſtänden, Niemand glauben, daß die Italiener ohne Urſache klagten; Niemand, der das öſterreichiſche Beamtenthum kennt.

---

*) Das geſteht der gut öſterreichiſche Ritter von Oſtrow, in ſeiner gedankenreichen Schrift „der mitteleuropäiſch-deutſche Staatenbund. Lemberg 1848.“ Die direkten Steuern des Kaiſerſtaats vom Geſammtflächenraume mit 11,577 Geviertmeilen betragen nach dieſem geiſtvollen Publiciſten, der gut unterrichtet iſt, in der Geſammtſumme 48,645,119 fl. C. M; hierin iſt die Lombardei im Flächenraum von 375 Geviertmeilen mit dem Betrag von 8,439,891 fl, und das Venetianiſche im Flächenraum von 415 Geviertmeilen mit dem Betrag von 6,041,072 fl. inbegriffen. A. a. O. Seite 27.

Daß Metternich kein großer Staatsmann war, ſondern bei all ſeiner Schlauheit und einigen anderen Eigenſchaften ein beſchränkter Kopf — dafür zeugt auch ſein Benehmen gegenüber den Italienern, zumal dem italieniſchen Bauernſtand.

Aus dieſem Stand allein hätte eine ſtaatsmänniſche Regierung eine Macht ſich zu ſchaffen gewußt gegen den Adel und gegen die Städte. Metternich ließ aber den italieniſchen Landmann, ſtatt ihn durch Emanzipation an Oeſterreich anhänglich zu machen, ganz unberückſichtigt in ſeinen alten Verhältniſſen. Der ſchöne Boden Italiens war nicht im Beſitze der Hände, die ihn bearbeiteten; bei weitem die meiſten Bauern waren bisher nichts als Zeitpächter gegen Geldrente oder gegen Abgabe des Rohertrags. Gewöhnlich mußten ſie die Hälfte des Leztern, in weniger fruchtbaren Gegenden aber ein Drittel davon an den Gutsherrn, den adeligen Beſizer entrichten. War die Pachtzeit abgelaufen, ſo war der Bauer, wie der Irländer, gleichſam vogelfrei, ganz in der Willkür des Gutsherrn.*)

Statt daß Metternichs Miniſterium den italieniſchen Bauer zum Eigenthümer des von ihm bebauten Grundes machte, ihn um ein Drittel oder die Hälfte der Schuldigkeit erleichterte und ihn den Reſt ablöſen ließ, ignorirte es den Landmann wie die Maſſe des Volkes überhaupt, und hatte nur Aufmerkſamkeit für den Adel Italiens.

Es ließ die natürlichſte Waffe für ſich unbenüzt, den Bauer, der doch immer von Haus aus ein Gegner des ſtolzen Adels wie des ſtolzen Stadtbürgers iſt. Der freigewordene italieniſche Bauer hätte nie Oeſterreichs Herrſcherrecht bezweifelt und wäre für es eingeſtanden. Ueberaus ſelten wird das Recht zu herrſchen auf edle Grundlagen begründet; weniger weil es an gutem Willen, als weil es an Verſtand dazu fehlt. Nicht einmal die Salzpreiſe ſezte das Miniſterium Metternich herab, nicht einmal die läſtige Perſonalſteuer ſchaffte es ab, auch den beſcheidenſten, den aufs leichteſte zu gewährenden Wunſch befriedigte es nicht; und Jedermann weiß: wenn es den Grund und Boden des Landmanns nicht frei machte, ſo war es nicht Scheu vor Eingriffen in die Rechte italieniſcher Grundherren — denn es griff ohne Scheu ſtets in Rechte der Völker wie der Ein-

*) M. v. Oſtrow. a. a. O. Seite 26—27 Fr. Kölle: „Italiens Zukunft.“ S. 2. 3. 69. 70. 95.

zelnen ein, und kurz erſt in gleicher Weiſe in die des galliziſchen Adels — ſondern es war Mangel an Kopf.

Aber auch Metternichs Nachfolger dachte nicht daran, und doch wäre es bei dem ausgebrochenen Kriege, da der italieniſche Adel in offenem Aufſtand war, durch das Kriegsrecht ein Leichtes geweſen, die Bauern von dem Adel zu emanzipiren und ſie für die Regierung zu gewinnen. Im geldarmen Gallizien hatte man die Bodenentlaſtung vorgenommen; im geldſtolzen Italien verſuchte man ſie nicht.*)

So hatten die Bauern des öſterreichiſchen Italiens für Oeſterreich kein Herz, für den italieniſchen Adel keine Liebe, ſondern Haß zum größten Theil. Daß der Bauer meiſt in der Lombardei und im Venetianiſchen troz der Kreuzzugspredigt der Geiſtlichen und ſeiner anerzogenen Bigotterie, am Aufſtande gegen Oeſterreich nicht Theil nahm, die Laſten zu dem Aufſtand mit Unmuth trug, und die Oeſterreicher zulezt noch lieber ſah als die proviſoriſche Regierung, dürfte dafür ſprechen, daß vorerſt der italieniſche Aufſtand nur Sache eines Theils der Nation war, mehr ariſtokratiſch, als national. Italien zählt zwanzig Millionen Seelen, alſo fünf Millionen Waffenfähige, dazu kam ein Heer von 60,000 disziplinirten Piemonteſen. Radezky hatte kaum hundert tauſend Streiter.**) Mit dieſen, und waren ſie noch ſo tapfer, war ein wahrer Nationalaufſtand nicht niederzuſchlagen. Holland hielt ſich gegen die Weltmacht des zweiten Philipps von Spanien, Spanien gegen Napoleons Genie und Heere, und das kleine Tyrol unterlag 1809 nicht den Waffen der Feinde, ſondern dem Selbſtaufgeben der Freunde, nicht dem Krieg ſondern dem Frieden.

Die italieniſche Frage wurde vielfach in Deutſchland falſch angeſehen. Einmal war Italien noch nicht reif für politiſche Einheit, es war noch zu viel Krankheitsſtoff in ihm, und es ſelbſt ohne die Kraft, ihn auszuſtoßen. Zweitens, wenn Oeſterreich ſeine Beſizungen in Oberitalien der Unabhängigkeit Italiens zum Opfer brachte, ſo war dieſes damit, weil nicht eins, noch nicht ſelbſtändig und mächtig; es wurde Frankreichs Beute. Aus öſterreichiſcher Abhängigkeit gieng es nur über in franzöſiſche Abhängigkeit. Oeſterreich und Deutſch-

*) M. v. Oſtrow. S. 27 und 28.

**) M. v. Oſtrow. S. 23—24.

land entäußerte ſich großer und gewiſſer Vortheile, aber nicht zu Gunſten Italiens, ſondern zu Gunſten Frankreichs, und zwar zu großem und gewiſſem Nachtheil wie für Oeſterreich ſo für Deutſchland.

Um den Beſitz von Mailand führten König Franz I. von Frankreich und Kaiſer Karl V. vier blutige Kriege. Wer es hat, hat Oberitalien. Muß Oeſterreich und Deutſchland ſeine feſte Stellung in Italien, ſo lange die gegenſeitige Völkerliebe noch nicht Wahrheit iſt, Frankreich gegenüber behaupten, ſo bedarf es Mailands: ohne das iſt weder Venedig noch Trieſt für Deutſchland ſicher, ohne dieſe keine deutſche Flotte, kein großes deutſches Reich möglich. „Nicht blos in der Kriegskunſt, ſagt Oſtrow, ſondern auch in der Politik gibt es ſtrategiſche Punkte, an deren Behauptung Alles gelegen iſt, deren Verluſt eine Menge anderer Verluſte nachzieht. Wenn Venedig ein Thor iſt auf dem Wege nach Süddeutſchland und ſeine Erhaltung eine deutſche Sache — ſo iſt Mailand die Schanze vor dem Thor auf eben demſelben Wege, und ſeine Erhaltung nicht minder eine deutſche Sache. Die Einverleibung Venedigs in Deutſchland wäre nur eine halbe, dagegen der gleichzeitige Anſchluß Mailands und Mantua's — eine ganze Maaßregel.“

Dieſes Wort iſt hart, aber wahr, ſo lange Italien nicht ſelbſtſtändig nach Außen, und freier Bundesgenoſſe eines freien Deutſchlands iſt.

Poſen.

Noch wärmer, und aus näher liegenden politiſchen Gründen fühlte man in Deutſchland für Polen. Polen war eine große Nation. Die Polen waren vor noch nicht langer Zeit im Oſten, was die Deutſchen im Weſten Europa's. Polniſche Tapferkeit hatte einſt das deutſche Reich gegen die Türken gerettet, ſelbſt der Untergang Polens war eine großartige Erinnerung. Zerriſſen, geviertheilt, lebte die Nation in den zerſtückten Gliedern als eine geiſtige Ein-

heit fort, jeder Theil fühlte nach und zuckte, wovon der andere bewegt wurde; ſeit der Revolution von 1830 waren deutſche Herzen den Leiden und Kämpfen der Polen mit Theilnahme gefolgt. Das gedrückte deutſche Volk blickte wie nach Frankreich, ſo nach Polen, als nach zwei Altären hin, an deren wieder aufloderndem Feuer ſich Deutſchland, hoffte man, entzünden könnte. Zwiſchen den zwei Opferbränden der Freiheit rechts und links in der Mitte, war der deutſche als dritter gewiß.

In Polen ſah Deutſchland 1848 ſogleich die nothwendige Vormauer gegen Rußland, und da die dießmalige Bewegung in den polniſchen Landen eine überwiegend demokratiſche war, die deutſche Demokratie den mächtigſten Bundesgenoſſen für ſich.

Die ſtaats- und völkerrechtliche Stellung Polens war von den Mächten des Abſolutismus vornherein ſo zugeſchnitten worden, daß es nicht mehr ſollte aufkommen können. Seit 1815 vollends war ſyſtematiſch daran gearbeitet worden, Polen ſeine Väterſitte, ſeine Nationalität, ſeinen Ruhm und ſeine Erinnerungen zu nehmen, ſelbſt ſeinen Glauben und ſeine Sprache. Der Deſpotismus zeigte ſich darin in ſeiner Meiſterſchaft. Seit ſechzig Jahren kämpfte Polen dagegen. Seine Geſchichte zeigt nur ſchwarze oder blutige Blätter in dieſer Zeit. Die Zwingherrſchaft dreier mächtiger Kronen drückte „wie ein ſchwerer Leichenſtein auf dem zerſtückelten Lande.“ Durch ein Uebermaaß von Truppenmaſſen niedergehalten, in der Unmöglichkeit, bei völliger Waffenloſigkeit ſeiner Söhne, ſiegreich den Schild zu erheben, nahm Polen die Dazwiſchenkunft frei gewordener Völker in Anſpruch, um das Werk der Wiederherſtellung Polens möglich zu machen.

Die Revolution in Deutſchland erkannte ſofort die Rechte Polens an. Das Vorparlament erklärte es für heilige Pflicht des deutſchen Volkes, zur Wiederherſtellung Polens mitzuwirken. Der Fünfzigerausſchuß forderte am 4. Mai den Bundestag im Namen der deutſchen Ehre auf, den Polen das Wort zu halten, das ihnen das deutſche Vorparlament feierlich gegeben.

Das Patent des Königs von Preußen, vom 17. März 1848, gab den Polen des Großherzogthums Poſen die erſte Veranlaſſung, ihr unverjährbares Recht der nationalen Selbſtändigkeit geltend zu machen. Der König ſprach ſeinen feſten Entſchluß aus, diejenigen Provinzen des preußiſchen Staats, die bisher dem deutſchen Bunde

nicht angehörten, dem leztern einzuverleiben, jedoch vorbehaltlich der Einwilligung der rechtmäßigen Vertreter dieſer Provinzen.

Das preußiſche Miniſterium hat ſelbſt amtlich erklärt, die Berechtigung der Nationalitäten, durch die neuſten Weltereigniſſe zu vollerer Anerkennung gelangt, habe als oberſter Grundſaz der Politik der Regierung gegolten, indem ſie, durch die lebhaften Wünſche der Polen angeregt, und von dem einmüthigen Verlangen des deutſchen Volkes unterſtüzt, der ihr anvertrauten fremden Nationalität gerecht zu werden beſchloſſen habe. Zwei ſtaatsmänniſche Geſichtspunkte habe die Regierung bei der Löſung ihrer Aufgabe nicht aus den Augen ſezen dürfen, des deutſchen Namens Würde, Recht und Ehre, und die gewiſſenhafte Aufrechthaltung des europäiſchen Friedens. Weder die leztere noch die erſtere Rückſicht haben geſtattet, auf die Wiederherſtellung eines polniſchen Reiches in den Gränzen von 1772 preußiſcherſeits einzugehen. Die durch ſolche Lostrennung bedingte Wiederherſtellung Weſtpreußens hätte, abgeſehen von der Integrität des preußiſchen Staates, in keinem Fall der Würde, dem Recht, der Ehre deutſcher Nation entſprochen; eben ſo wenig aber die Freigebung des ganzen Großherzogthums Poſen. Die deutſchen Eingebornen des Nezdiſtrikts und der übrigen vorwiegend deutſchen Landſchaften dieſer Provinz nehmen gegenüber den Polen, nicht minder als die Polen gegenüber der Krone Preußen, das unveräußerliche Recht der Nationalität in Anſpruch. So habe ſich für Poſen nur der eine Weg „nationaler Reorganiſation" geboten.

Die Bitte darum war von den angeſehenſten und volksthümlichſten Männern polniſcher Abkunft im Namen ihrer Landsleute perſönlich dem König in Berlin vorgetragen worden, und am 24. März ſagte der König durch eine Cabinetsordre die nationale Reorganiſation des Großherzogthums zu; durch einen Miniſterialerlaß vom 26. wurde die Bildung einer Reorganiſations-Commiſſion dem Antrage der Abordnung gemäß, aus Eingebornen geſtattet.

Die Verfaſſer und Unterzeichner der Schrift, worin die Wünſche der Polen an den Thron gebracht wurden, waren darin ausdrücklich „als Organe des Großherzogthums Poſen" aufgetreten, und als die nächſte Aufgabe hatten ſie dem König die Umgeſtaltung der militäriſchen Beſazung Poſens in ein einheimiſches Truppencorps,

die Beſezung der Aemter mit Eingebornen, die Bildung der Nationalgarde, die Aufhebung der beſtehenden Polizeigewalten und Einführung ſelbſtgewählter Polizeibeamten bezeichnet. Die Wünſche waren vor den König gebracht worden, von dem Erzbiſchof von Przyluſky, dem General-Landſchafts-Direktor v. Brotowsky, dem Grafen Roger Raczynsky, dem Geiſtlichen Janiscevsky, dem Grafen Mielzynsky, dem Rittergutsbeſizer Dr. von Kraczewsky und dem Juſtizcommiſſär Krauthofer.

Die ſofortige Zurückziehung der in Poſen anweſenden Truppen nach dem Fort Winiary und in die Kaſernen; Beiordnung von Commiſſarien an die Seite der jezigen Landräthe, zur gemeinſchaftlichen Ausführung aller Amtsobliegenheiten, ſo lange bis an die Stelle der Landräthe Eingeſeſſene gewählt wären; Außer-Thätigkeit-Sezung der jezigen Diſtriktscommiſſäre und eben ſo ſofortige Ernennung eines Polen zum Oberpräſidenten im Großherzogthum, hatten ſie dem König noch beſonders als die einzigen Mittel bezeichnet, dem Blutvergießen vorzubeugen und den herannahenden Sturm zu beſchwören, deſſen Folgen nicht zu überſehen wären.

Der Miniſter des Innern, von Auerswald, im Auftrage des Königs, ſagte zwar nur die Wahl der Nationalreorganiſations-Commiſſion aus Eingebornen, ohne Rückſicht auf den Volksſtamm zu, da der König vertraue, daß dabei auch die Intereſſen der deutſchen Bevölkerung nicht unbeachtet bleiben werden; aber wenn auch nicht zugeſagt, abgeſchlagen wurden die ſpeziellen Anträge der Abordnung auch nicht. Nur die Beiordnung des Generals von Williſen zu der Commiſſion, um die ſie gebeten hatten, wurde wegen deſſen anderweiter Stellung zur Zeit nicht für zuläſſig erachtet; daß die andern Anträge auch nicht für zuläſſig erachtet werden, davon ſtand nichts in dem Erlaß, im Gegentheil wurde ausdrücklich im Auftrag des Königs eröffnet, daß „eine jede friedliche Förderung der beabſichtigten Reorganiſation den Allerhöchſten Abſichten auf keine Weiſe entgegenſtehe, und gerne werde berückſichtigt werden *).“

Daraus ſchloſſen die Polen, weil nur der Punkt über Williſen

---

*) Die Denkſchrift über die Ereigniſſe im Großherzogthum Poſen ſeit dem 20. März 1848. (Aus den Akten des Miniſteriums des Innern) ſagt: „Die ſpeziellen Anträge der Deputation wurden den Erwägungen der zu bildenden

abgeſchlagen war, daß in der allgemeinen Faſſung des lezten Sazes ſowohl ihre ſpeziellen Anträge als auch andere friedliche Maaßregeln genehm ſeyen.

Es iſt ſchwer in der Sache von preußiſch Polen, die Wahrheit von dem Schein zu trennen, das Verworrene zur Klarheit zu geſtalten, da nur Parteiberichte, keine unbefangenen Augenzeugen neben den Aktenſtücken ſprechen, und Partei gegen Partei ſteht. Wo Preußen ſprechen, ſelbſt wenn ſie verſichern, daß ſie ſich Mühe geben, mit aufrichtiger Treue wahr zu ſeyn, iſt die Befangenheit, die Verbitterung unverkennbar, und in Folge davon Unwahrheit, Gehäſſigkeit; oft läßt ſich die abſichtliche Entſtellung aus den Urkunden beweiſen; oft auch haben ſie Recht, wenn ſie von den Polen nicht gut ſprechen, und deren jeſuitiſcher Anſicht, daß der Zweck die Mittel heilige; aber ſie ſind unbillig, der Lage des unterdrückten Volkes gegenüber; ungerecht, weil ſie, was ſie an den Polen tadeln, an der preußiſchen Regierung und andern Regierungen nicht tadeln, ſondern ſogar loben, wohl auch ſelbſt thun.

Es iſt wahr, am 24. März ſchloß der König ſeine Bewilligung mit dem Worte: „die Commiſſion kann nur wirkſam ſeyn, wenn und ſo lange die geſezliche Ordnung und die Autorität der Behörden im Großherzogthum aufrecht erhalten wird.“ Dieſes Wort wurde nachher von dem Miniſterium in die ungeſcheute Behauptung verdreht, die Aufrechthaltung der geſezlichen Ordnung und der Autorität der Behörden ſey die ausgeſprochene Bedingung, die nothwendige Vorausſezung der von dem König verheißenen Umgeſtaltung geweſen, und die im Großherzogthum wieder Verhoffen eingetretenen Zuſtände haben es verhindert, jene Vorbedingung und dem gemäß die königliche Verheißung der Erfüllung entgegen zu führen.

Die Polen hatten ſich unter dem Einfluß der europäiſchen Begebenheiten überall für die Herſtellung ihres großen Vaterlands begeiſtert. Am 20. März hatte ſich in Poſen das Volk verſammelt, ſeine nationalen Rechte und Intereſſen waren ſein Zweck. Durch Zuruf war ein Ausſchuß gewählt worden, aus deſſen Mitte ein Theil an den König gieng, der andere Theil dieſes Nationalco-

---

Reorganiſations-Commiſſion anheimgeſtellt.“ Das Aktenſtück vom 26. März verweist dieß als eine Unwahrheit.

mités ging an die Errichtung von Bürgerwehren. In Poſen wie auf dem platten Lande bildeten ſich Nationalgarden, mit Wiſſen und ohne Widerſpruch der Behörden.

Zu gleicher Zeit kamen die aus den Gefängniſſen zu Berlin befreiten Polen, Mieroslavsky, Liebelt und die Andern, im Triumphzug nach ihrer Heimath, mit der fröhlichen Kunde, Deutſchlands Völker verkünden laut die Herſtellung Polens und ſeyen bereit, gegen den gemeinſchaftlichen Feind den gemeinſchaftlichen Kampf zu beginnen. Die Führer waren entſchloſſen, die Revolution Europa's zur raſchen Verwirklichung deſſen, was in jedem guten Polen zur Religionsſache geworden war, zur Vaterlandswiederherſtellung zu benützen. Sie glaubten, daß jezt die Rüſtung gegen Rußland zu ihren erſten Pflichten gehöre. Sie rüſteten ſich deſto eifriger, als immer beſtimmtere Nachrichten kamen, daß ruſſiſche Truppen an die Gränze rücken, ruſſiſche Offiziere bereits bei Radziejevo ein Lager abſteckten, und es immer wahrſcheinlicher wurde, ein Krieg mit Rußland werde die unvermeidliche Folge der jüngſten Vorgänge, und das Großherzogthum der nächſte Schauplaz deſſelben ſeyn.

Schon am 21. März hatte das polniſche Nationalcomité einen Zuruf an die Deutſchen erlaſſen und ihnen die brüderliche Rechte geboten. „Wir ſind euch dankbar, riefen ſie den Franzoſen und den Deutſchen zu, für das Anerkenntniß unſers Rechtes, wodurch ihr zu erkennen gabt, daß ihr nur dann an die Bedeutung der Freiheit glaubt, wenn ſie allgemein iſt. Wir wiſſen, daß wir mit euch keinen Kampf haben werden, denn ihr ſelbſt ſtoßt den Gedanken daran mit Unwillen von euch. Aber von einer andern Seite iſt der Kampf möglich, nämlich gegen den Aſiatismus, ein Kampf, den wir von Anfang unſerer Geſchichte an unaufhörlich gekämpft, und den ſiegreich zu vollenden nur die Gleichgültigkeit der andern Völker verhinderte. Aber ſelbſt von dieſer Seite fürchten wir kaum ernſten dauernden Waffenkampf, da auch dem Zaarenthum nicht mehr die alten Kräfte zu Gebot ſtehen werden, da auch unter jenen Völkern die Idee der Menſchheit, der Freiheit Wurzel gefaßt und um ſich gegriffen. Wie wir die Waffen in dieſem Kampfe nicht niederlegen werden, ſo werdet ihr unſere Verbündete ſeyn in dem Kampfe des Lichts gegen die Finſterniß".

Am 22. März erwiederten deutſche Brüder in Poſen den Zu-

ruf. Das ſchwarz-roth-goldne Banner ſolle neben dem polniſchen ſtehen im Kampfe der Freiheit gegen den Deſpotismus Aſiens und das Loſungswort für die polniſch-deutſchen Brüder ſolle Eines ſeyn: „Ruhe und Ordnung im Namen der Freiheit“ und Ein Zeichen: „Die polniſchen und deutſchen Farben“.

Am 24. März ſicherte das Nationalcomité den Brüdern Israeliten Sicherheit zu, da das falſche Gerücht ſich verbreitet hatte, als hege das polniſche Volk der Stadt Poſen die Abſicht, Gewaltthaten an ihrer Perſon und ihrem Eigenthum auszuüben.

Preußiſcherſeits wurde verbreitet, es ſeyen Aufrufe von dem Comité am 21. März erlaſſen worden, welche den „Aufruhr“ durch das weite Land erregt haben. In keiner dieſer Kundgaben ſtand eine Sylbe davon.

Gehandelt haben die Polen für eine große polniſche Revolution, proklamirt haben ſie ſie nicht. Am 25. März war ſchon auch in Weſtpreußen ein polniſches Nationalcomité erwählt, „in der Ueberzeugung, daß nicht Politik, ſondern Nationalität die Gränzen freier Völker beſtimmen dürfe.“ Dieſes proteſtirte gegen die ausnahmsloſe Einverleibung Weſtpreußens in den deutſchen Bund, und war ganz für Wiederherſtellung eines freien unabhängigen Polens, deſſen Theil ſie ſeyen. Die Nationalgarde der einzelnen Ortſchaften Poſens begann ſich um die vaterländiſche Fahne zu ſchaaren, die polniſche Kokarde wurde angelegt, im ganzen Lande — die Behörden ſahens und überſahens. Mit Blitzesſchnelle, theilweiſe durch herumreiſende Gutsbeſitzer, wurde der Gedanke eines Kampfes für die Nationalfreiheit durchs Land getragen und der troz ſiebzigjähriger Knechtſchaft unvertilgbare Nationalgeiſt richtete ſich auf, und Landvolk und Städter, Jung und Alt, ſammelten ſich gleich zahlreich an den Gränzmarken des Großherzogthums, obgleich das Nationalcomité keine darauf bezügliche Kundmachung erließ. So entſtanden die polniſchen Lager, deren Leitung nachträglich das Nationalcomité übernahm, und übernehmen mußte, um Mißgriffe zu verhindern, Ordnung zu erhalten.

Am 20. März, alſo vor den andern Kundmachungen, unmittelbar nach der erſten Volksverſammlung in Poſen, hatte das friſchgewählte Comité eine Anſprache an die polniſchen Brüder erlaſſen. Darin hieß es: „Die Stunde hat auch für uns geſchlagen!

Die Einheit Deutſchlands iſt proklamirt. Der König hat beſchloſſen, ſeine Staaten dieſer Einheit einzuverleiben. Von denjenigen Provinzen des preußiſchen Staates aber, die zum deutſchen Bunde nicht gehören, ſollen die jener Einheit ſich anſchließen, die es wollen. Wir Polen haben unſere eigene Geſchichte, ein ganz verſchiedenes nationales Lebenselement. Wir können und wollen dem deutſchen Bunde nicht beitreten. Wir wollen und können nicht freiwillig unſer eigenes Leben und das Leben unſers Vaterlandes, das unſere Vorfahren mit ihrem Blut ſo theuer erkauft, in das Grab der Vergeſſenheit tragen. Dieſe Nachricht unſerer nahen Wiedergeburt hat mit Blitzesſchnelle alle durchzuckt. Die Gerechtigkeit bahnt ſich ſelbſt ihren Weg. Zur Vermeidung unnöthigen Blutvergießens, wozu wir noch viele Gelegenheit finden werden, haben ſich einige Bürger an die preußiſchen Behörden gewandt, um ihnen die Nothwendigkeit der Wahl eines Comité vorzuſtellen, welches auf dem angegebenen Wege unſere heilige Sache bis zur gänzlichen Befreiung unſers Vaterlands führen ſolle. Wenn in euch noch der letzte Funke von Vaterlandsliebe glüht, vermeidet unnöthiges Blutvergießen, bewahrt dieſe Kräfte und dieſe edle Hingebung für denjenigen Augenblick, in welchem Beides nothwendig und erlöſend ſeyn wird. Von der andern Seite aber möge euer heiliger Eifer nicht erkalten, möge dieſe edle Hingebung und Erhebung nicht ſinken, ſondern wachſen. Wir aber, das Comité, werden alle unſere Kräfte anſtrengen und opfern, ja wir werden uns ſelbſt opfern, um durch dieſe ſchwachen Mittel die Unabhängigkeit unſers Vaterlands zu erreichen. Unſer geſetzliches Zeichen iſt die Kokarde von weißer und rother Farbe."

Dieſen Naturlaut der Polen hat man Preußiſcherſeits „unverkennbar hochverrätheriſch" genannt. Weil ſie thaten und wollten, was Alle in Deutſchland thaten und wollten, ſollten ſie Hochverräther ſeyn. Die Polen glaubten, die Nationalität ſey eine Naturnothwendigkeit für die Völker, wie für den einzelnen Menſchen die Individualität, da Völker wie Menſchen in keiner andern Form leben können.

Völkchen, aber nicht Völker können in Jahrhunderten fortgeſchrittener Bildung ihre Exiſtenz als ein beſonderes Volk ſo an eine ſiegreiche Nation verlieren, daß ſie dieſe Exiſtenz vergeſſen, und

ihre Sitten, ihre Sprache, ihren Glauben und ſelbſt ihre Gefühle. Barbaren ſind leicht zu entnationaliſiren, durch die Länge der Zeit und die Macht der Civiliſation. Gegen Einrichtungen und Zuſtände, die ihren Sitten und Gefühlen fremd ſind, die Polen ihrer ſelbſt vergeſſen zu machen, iſt bis jezt überall mißlungen, und hat nichts zur Folge gehabt, als ſtets erneute Aufſtände, die ſich wiederholen werden, bis dieſer Nation ihr Recht wird, die unverwüſtlich iſt, weil ſie ihren eigenen Genius hat.

Muß ſchon darum, wer Freiheit und Frieden liebt, die Wiederherſtellung Polens wünſchen; ſo noch mehr, Rußlands und des Abſolutismus wegen.

Mit Recht ſagten die Polen, das getheilte Polen ſey der Schlußſtein geweſen, durch den der Deſpotismus in Rußland, der Abſolutismus in Preußen und Oeſterreich und die ränkevolle, die Volksfreiheiten untergrabende Politik der konſtitutionellen Staaten im Weſten zuſammen gehalten worden. An den Gränzen Polens ſey die andringende Fluth der Revolution ſtehen geblieben, von dem mächtigen Damme des Deſpotismus aufgehalten; von dort aus werde, wenn man die Polen unterjocht und getheilt wie bisher laſſe oder ſie ſogar nöthige, aus Verzweiflung ſich in die Arme der ruſſiſchen Politik zu werfen, die Reaktion ſich auf das frei gewordene Europa zurückwälzen. Dann werde es der Reaktion ein Leichtes ſeyn, durch die alten Mittel aus der Schule der früheren Regierungskunſt frei gewordene Völker gegen andere freigewordene in den Kampf zu führen, in demſelben die Kräfte der Freiheit aufzureiben, und alle geſchwächt und getheilt ins Joch des Abſolutismus zurückzuführen.

Die Volkspartei in Deutſchland war ſich auch klar, daß die polniſche Frage eine europäiſche Lebensfrage der Freiheit, und zunächſt eine deutſche Frage ſey, da Deutſchland zunächſt von der Reaktion bedroht war und ſein Schickſal zum Theile wenigſtens von der Löſung der polniſchen Frage abhieng.

Die lauernde und im Finſtern wirkende Partei des Abſolutismus wußte das eben ſo gut: ſie hieng von Potsdam aus die Fäden der Reaktion eifriger und hoffnungsvoller daran an, daß Polen unterjocht bleibe, die Freiheitsregung der Polen unterdrückt werde. Als nächſtes Mittel dazu bot ſich der Reaktion, zwiſchen Deutſchen

und Polen in Poſen nationelle Anfeindung, wo möglich einen blutigen Racenkampf hervorzurufen, die Polen ſelbſt auswärts zu verdächtigen, zu verläumden, die Theilnahme der Völker für ſie zu ſchwächen oder erkalten zu laſſen, und die Zuneigung in Abneigung umzuwandeln. Die Unvorſichtigkeit der Polen ſelbſt, wenigſtens Einzelner, deren Mißgriffe und ſchuldvolle Ueberſchreitungen der Befehle ihrer Führer, kamen dieſem böſen Plan entgegen und thaten ihm Vorſchub.

Das Nationalcomité handelte in ſeiner Sache wie eine proviſoriſche Regierung, es garantirte z. B. als ſolche den Juden in Poſen das volle polniſche Bürgerrecht; die Kreiscomité's, womit es das ganze Großherzogthum wie mit einem Nez überſpannte, dehnte es täglich tiefer nach Weſtpreußen hinein aus. Das Nationalcomité ſelbſt trat nirgends als eine der preußiſchen Regierung feindliche Macht auf. Die von ihm abhängigen Comité's draußen aber maaßten ſich manches an, der Regierung gegenüber. Von Einzelnen mögen die Gerüchte verbreitet worden ſeyn, die preußiſche Regierung in Poſen ſey zurückgetreten, Polen frei, der König abgeſezt, der Krieg mit Rußland erklärt, und gegen Rußland werden die Preußen den Polen helfen. Die Kreiscomité's aber ſezten an mehreren Orten verhaßte preußiſche Bürgermeiſter ab, die Gensdarmen außer Funktion, ſie ließen die Adler abnehmen*), Briefe eröffnen, preußiſche Bekanntmachungen unterſchlagen, die Einberufungsordres für die Landwehr mit Beſchlag belegen. Zu Zeiten verſuchten ſie auch königliche Behörden in Ungewißheit zu verſezen, ob nicht etwa dieſe Bewegung von der höchſten Staatsſtelle gebilligt werde. Zu Schroda drohten zwei Edelleute am 21. März dem Landrath mit einem „Maſſaker“ falls er ſich den Maaßnahmen widerſeze, die ſie im Auftrag des Centralcomité's zu treffen haben. Im Kreiſe Harnikau ſezten ſie die Behörden ab, als dieſe ablehnten, das Landrathamt „im Namen der polniſchen Regierung“ zu verwalten, und ein „Bezirkskommiſſär der polniſchen Regierung“ ließ die Kreis- und Kämmereikaſſe verſiegeln. Das Gleiche geſchah

*) Dabei iſt nicht zu vergeſſen, daß die preußiſchen Adler nicht geſezlich waren. 1833 erſt waren die Schilde mit dem polniſchen Adler im preußiſchen Wappen weggenommen worden, gewaltthätig, durch die Regierung.

anderswo. Auf Erlaubnißſcheine hin, welche polniſche Kreisdeputirte ausſtellten, ſchlugen die Polen in den königlichen Forſten nach Belieben Senſenſtangen und die königlichen Förſter mußten von ihren Dienſtmüzen den preußiſchen Adlerſchild abnehmen. Mit der Regierung in Bromberg war den Behörden jede Verbindung abgeſchnitten, die Bekanntmachung derſelben, die den Gerüchten von Einſezung einer polniſchen Regierung kräftig entgegentrat, wurde in Gneſen für unterſchoben erklärt, an andern Orten unterdrückt.

Aus allen Gegenden häuften ſich Nachrichten von Beſchlagnahmen der königlichen Kaſſen, Entfernung der preußiſchen und Aufſteckung der polniſchen Adler, Beſeitigung der Diſtriktscommiſſäre und Gensdarmen, Entwaffnung der Gränzzollbeamten, Abſezung der Landräthe, Beſchlagnahme von Kaſſengeldern und Privatgeldern auf der Poſt, durch die ſie geflüchtet werden wollten. Chauſſeegelder wurden nicht mehr bezahlt; Grund- und Klaſſenſteuer blieben im Rückſtand. Die Commiſſarien des Nationalcomités, die an die Stelle der beſeitigten Landräthe traten, ſchrieben eine mehrmonatliche Grundſteuer aus zur Deckung der Ausgaben, zur Ausrüſtung der Nationaltruppen.

In jedem Dorfe wurden Senſen in Menge gerade gemacht und auf Stangen geheftet, die Mannſchaften im Exerzieren geübt. Ueberall wurden Nationaltruppen geworben, die Werbungen zu Infanterie- und Kavallerieregimentern wie die Waffenübungen wurden offen betrieben.

Die Civilgewalt wurde ſo den preußiſchen Behörden allmählich entzogen; die Militärgewalt ſuchten die Polen ebenfalls in die Hände zu bekommen. Zu den früheren Schritten hin riefen ſie die waffenfähige Mannſchaft vom fünfzehnten bis fünfzigſten Lebensjahr auf, an einzelnen Orten unter Androhung der Todesſtrafe für die Säumigen. Den Senſen- und Pikenmännern wurde eine Löhnung zuerſt von 5 Sgr. für den Mann täglich verheißen, ſpäter wurde ſie auf 1 Sgr. und Verpflegung herabgeſezt. Vertreibung der Moskowiter ſey der Zweck, hieß es, Eroberung des ruſſiſchen Polens.

Bei all dem mußte die preußiſche Regierung anerkennen, daß das poſener Nationalcomité den Fanatismus ſeiner Landsleute vor Unordnungen zu bewahren beſtens bemüht war. Die gänzliche Befreiung Poſens wurde von den Polen als vollendete Thatſache ge-

nommen, und auf einer Verſammlung zu Brieſen in Weſtpreußen am 28. März erklärten die erſchienenen Polen, das Großherzogthum Poſen ſey bereits von Preußen abgetreten, ſie beabſichtigen jezt die ganze Provinz Weſtpreußen, die Städte Danzig und Elbing mit eingeſchloſſen, dem neu zu konſtituirenden Königreich Polen einzuverleiben, und zwar werde dieß hoffentlich auf friedlichem Wege gelingen. Gegen Rußland ſchlugen ſie eine gemeinſchaftliche Bewaffnung vor. Ein Manifeſt eines proviſoriſchen Nationalcomité's an die polniſchen Söhne polniſcher Erde (in einer Zahl Exemplaren hieß es: des Königreichs Polen) „im ſogenannten Weſtpreußen“ ſagte unter anderem: „Das Großherzogthum Poſen iſt uns ohne Blutvergießen aus Sympathie und Gerechtigkeit des deutſchen Volkes übergeben. Was Weſtpreußen betrifft, welches gleichfalls zu unſerm gemeinſchaftlichen Vaterlande gehört, ſo iſt darüber noch nichts geregelt“.

Mit dieſer Behauptung war der überwiegende Theil der Weſtpreußen in ſeinem Nationalgefühl beleidigt, da die Meiſten davon entweder urſprünglich Deutſche, oder ganz deutſch geworden waren. Die preußiſche Regierung wollte zwar amtlich glauben machen, die polniſche Nationalität mache etwa ein Viertel, die deutſche drei Viertel der Bevölkerung aus. Die Täuſchung iſt handgreiflich, das Germaniſirungsſyſtem und die Gefallſucht preußiſcher Beamten in den polniſchen Provinzen ſind zu bekannt, als daß die amtlichen ſtatiſtiſchen Tabellen als maaßgebend gelten könnten. Auch täuſcht die Regierung dadurch, daß ſie, was nicht polniſcher Abſtammung iſt, für Einwohner deutſcher Abkunft geben will, während der größte Theil germaniſirte Slaven ſind. Weſtpreußen, als förmliche polniſche Provinz, deren Landboten im polniſchen Reichstag ſaßen, war bis zur erſten Theilung Polens bei Polen verblieben, und wegen überwiegend ſlaviſcher Bevölkerung ſpäter nicht im deutſchen Bunde.

Die Weſtpreußen erklärten, daß ſie Deutſchland für immer wie mit dem Herzen ſo äußerlich angehören werden. Am 29. März Abends erſchienen einige polniſche Edelleute auf dem Schloſſe Gollup mit der Erklärung, am 30. Morgens werde die Stadt Gollup, am 1. April die Stadt Straßburg, am 2. die Stadt Lautenburg mit polniſchem Militär beſezt und auf polniſche Organiſation geſezt werden. Ihre Sendung war mehr als verfehlt. Selbſt in der Nähe der Schlöſſer

dieſer Edelleute wurden die abgeriſſenen preußiſchen Adler auf den Willen der Bauern wieder angeſchlagen.

Dieſe einzelnen Unordnungen und Uebergriffe fielen — das geſtand ſelbſt das Berliner Miniſterium zu — dem Nationalcomité zu Poſen nicht zur Laſt, eben ſo wenig dem ganzen Volke der Polen. In den erſten Tagen fanden die meiſten Ueberſchreitungen ſtatt, ehe das Comité ſeine Wirkſamkeit überall hatte geltend machen können. Die meiſten Kaſſen wurden bald darauf den Behörden unmittelbar zurückgeſtellt, und die unbedeutenden Schäden, welche deutſche Gutsbeſitzer durch Requiſitionen für Bewaffnung in den erſten Tagen der Aufregung etwa erlitten hätten, erboten ſich die Mitglieder der Reorganiſationscommiſſion, der Erzbiſchof Przyluski voran, aus eigenen Mitteln zu erſtatten.

Einen Krieg gegen Preußen ſuchte das Nationalcomité nicht, ſonſt hätte es dieſen Krieg gleich in den erſten Tagen nach der berliner Revolution begonnen, da das Großherzogthum Poſen nur eine geringe preußiſche Beſazung hatte, und die Behörden der nöthigen Oberleitung von Berlin aus ganz entbehrten. In dieſen Tagen wäre es ein Leichtes geweſen, die kleinen, vertheilten Garniſonen zu entwaffnen, ſich der Kriegsvorräthe zu bemächtigen, ſelbſt der Feſtung Poſen Herr zu werden. Nicht Krieg, Liebe und Eintracht zwiſchen den beiden Nationalitäten verkündeten in dieſen Tagen das Nationalcomité in Kundmachungen, die polniſchen Geiſtlichen von den Kanzeln. Die in den Lagern verſammelten Polen harrten der Loſung zum Kriege; auch das Nationalcomité erwartete den Beginn des Kampfes gegen Rußland, den gemeinſchaftlichen Feind. Es vertraute der Volksſtimme des ganzen Deutſchlands, es erwartete ihn um ſo mehr, weil ihn die Sicherung der deutſchen Freiheit zu einer politiſchen Nothwendigkeit machte, und weil er um ſo gewiſſer ſchien, als immer neue preußiſche Truppen nach dem Großherzogthum entſendet wurden. Keinem Polen fiel es in dieſen Tagen ein, den Abſichten der preußiſchen Regierung zu mißtrauen. Die Deutſchen im Großherzogthum ſchloſſen ſich in dieſen Tagen eben ſo freiwillig als offen an „ihre polniſchen Brüder“ an, ſie theilten ihre Wünſche, ſie ſagten in der Anſprache an die Polen, die Stunde ſey da für Polens Freiheit, gekommen der Tag der Sühne des Verbrechens in der Geſchichte, das an Polen begangen

worden. Deutſche Juden und Polen ſchienen Söhne eines und deſſelben Vaterlandes zu ſeyn. Allerſeits war das Anlegen polniſcher Nationalkokarden geſtattet, das Exerzieren der polniſchen Truppen geduldet. Die polniſchen Staatsgefangenen in Berlin waren unter dem Rufe: „Es lebe Polen!“ im Triumphe durch die Straßen der preußiſchen Hauptſtadt als Märtyrer der Freiheitsliebe gezogen worden. Die Behörden und Bürger Berlins hatten die polniſche akademiſche Jugend mit Waffen verſehen, ſie zu einem Theil der dortigen Nationalgarde gemacht, und ihr alsdann den Abzug in ihre Heimath als ein bewaffnetes Corps geſtattet; eben ſo war ihnen der feierliche Einzug in Poſen geſtattet worden. Die Behörden des Großherzogthums erhoben nicht den geringſten thätlichen Widerſpruch gegen die unter ihren Augen ſtattfindende allgemeine Bewaffnung. Dieſelben Behörden ließen das in der Feſtung Poſen gebildete polniſche Nationalcomité ungeſtört beſtehen, und ſeine durch das ganze Großherzogthum ausgedehnte Wirkſamkeit war ihnen doch bekannt. Die ſtädtiſchen Behörden Poſens hatten dem Nationalcomité ſeine Sizungen auf dem Rathhaus zu halten bewilligt, und das Commando der fünften königlichen Gensdarmeriebrigade hatte im Sizungsſaale des Nationalcomité's den Befehl an alle ſeine Untergebenen erlaſſen, die Commiſſarien des Nationalcomité's kräftigſt zu unterſtüzen in Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung in Stadt und Land, und nicht mehr, wie es bereits geſchehen, durch leidenſchaftliche Aeußerungen und Unbeſonnenheiten zu Unordnungen und Exzeſſen Veranlaſſung zu geben.

Daraus zogen die Polen den Schluß: nach alle dem, was vorher gegangen, ſeyen ſie berechtigt, auf die Hülfe der Deutſchen, ja von ganz Deutſchland bei ihrer nationalen Erhebung zu rechnen.

Die Reaktion, von Berlin und Potsdam aus, war aber bereits in ihrer Art thätig. Das Anrücken der preußiſchen Truppen war gegen die Polen gerichtet, die natürlichen Bundesgenoſſen Deutſchlands. Ihre eigenen Rüſtungen gegen Rußland, war man bereits im Stillen einig, für einen bewaffneten Aufſtand gegen Preußen zu erklären.

Die Perſonen, die der Reaktion dienten und das preußiſche Miniſterium beeinflußten oder beherrſchten, unterſtüzt von der ruſſiſchen Diplomatie, wußten die preußiſche Regierung entweder ein-

zuängſtigen, oder ſah ſie von ſelbſt, bei beſſerem Wollen, was uns nicht glaublich iſt, die Sachen in falſchem Licht.

Erklärten auch, ſo ſagte ſie nachher, die Polen öffentlich, die Rüſtungen gelten der Eroberung des ruſſiſchen Polens, ſo wäre es doch ſtaatsmänniſch unmöglich gerechtfertigt geweſen, dabei zu überſehen, daß eine polniſche Armee eben ſo wohl der preußiſchen Regierung gegenüber dienen ſollte, als Pfand der Verheißungen, d. h. der Verheißungen, wie ſie in ausgedehnteſter Weiſe ausgelegt und in ausſchließlich polniſchem Sinn erläutert wurden. Es wäre dieſes polniſche Heer wohl auch zur Unterwerfung der nach polniſcher Anſchauungsweiſe widerſpenſtigen oder treuloſen deutſchen und jüdiſchen Unterthanen Polens im Großherzogthum Poſen zu brauchen geweſen, oder auch zur Eroberung des „ſogenannten" Weſtpreußens. Die Regierung des Königs habe ſich aber um ſo weniger bewogen finden dürfen, eine ſolche Polenarmee organiſiren zu laſſen, als der ausdrücklich genannte Zweck derſelben, Rußland zu bekriegen, den Abſichten der Regierung keineswegs entſprechen konnte.

Die Friedensmanifeſte des Nationalcomités wurden von der Reaktionskamarilla zu Potsdam als bloß oſtenſible dargeſtellt; von den nicht zu läugnenden Ordnungsbemühungen deſſelben wurde geſagt, ſie treten in den Hintergrund gegen jene weit verzweigten Operationen, welche bezwecken, die deutſchen Gebiete der Provinz Poſen von Preußen und Deutſchland loszulöſen. Die Verſicherungen der Brüderlichkeit und Freundſchaft Seitens der Polen ſeyen Täuſchung, und ihre Betheurungen, das gänzlich befreite Polen werde die Rechte einer fremden Nationalität zu achten wiſſen, verrathen nur zu deutlich, daß das ſo befreite Polen die deutſchen Gebietstheile nicht herausgeben, ſondern ſich damit begnügen werde, ſeinen „deutſchen Unterthanen" gewiſſe Rechte zu garantiren, bis auf das Eine der nationalen Selbſtändigkeit.

Daß die Deutſchen in Weſtpreußen und in Poſen gegen die national-polniſche Reorganiſation und für die Einverleibung in den deutſchen Bund waren, das war bei beiden natürlich, bei den Poſenern nicht gerecht.

Zwar ſagten ſie: „Die Erde iſt neutral, der Boden eines Landes iſt weder polniſch noch deutſch, nur die Bewohner geben ihm den Karakter der Nationalität". Aber gerade dieſer Saz ſprach

gegen die Deutſchen in Poſen, denn die Deutſchen darin waren erſtens bei weitem die geringere Zahl, und unter dieſen waren über 50,000 Deutſche, die namentlich gegen die Einverleibung in Deutſchland proteſtirten, und alſo erfahrungsgemäß viel mehr, welche die gleiche Geſinnung hatten, ohne unterſchriftlich zu proteſtiren, zumal da die Proteſte von den Behörden verhindert wurden. Zweitens war der Boden Poſens für die Deutſchen darauf — ein fremder Boden. Die Deutſchen, die da eingeſeſſen waren, hatten ihres perſönlichen Vortheils wegen die deutſche Heimath verlaſſen, und damit, wenn auch nicht das Recht auf dieſe aufgegeben, doch nicht dadurch das Recht erworben, die neue Heimath ihren rechtmäßigen Beſizern zu entreißen.

Dieſe Deutſchen waren theils in vergangenen Jahrhunderten auf den polniſchen Boden Poſens eingewandert, hatten den Schuz der polniſchen Geſeze geſucht und vollkommen gefunden, bis zum Jahre 1815. Die dieſen Schuz genoſſen, erfuhren ſowohl durch den wiener Traktat, als auch durch den königlichen Zuruf von 1815, daß auch ferner in Poſen die Nationalität der Polen ungekränkt in ihrem Rechte fortbeſtehe. Diejenigen Deutſchen, die ſeit 1815 ihr Glück in Poſen zu machen kamen, wußten, daß ſie in ein Land kamen, dem ſeine Nationalität durch Traktate und feierliches Königswort verbürgt war. Und wer waren dieſe eingewanderten Deutſchen, die nach dem Jahre 1831 kamen? Die Polen haben Recht, es waren keine Deutſche, es war eine Baſtardrace, welche die Regierung vom Jahr 1831, auf der die Flüche der Polen laſten, in die Provinz brachte; es waren Leute, die ihr eigenes Vaterland verläugneten und verließen, weil der Vortheil ihr Vaterland und der Eigennuz ihr Wahlſpruch war; Leute, die da wußten, daß es ein unglückliches, unterdrücktes Land gab, wo Güter von Emigranten, Flüchtigen, Geächteten für ein Billiges zu kaufen waren, wo die königlichen Domänen nur an Fremde vergeben wurden, wo die Regierung Gelder vorſchoß, um die Eingebornen zu expropriiren, wo ein Heer von Büreaukraten dazu eingeſchult und beordert war, auf allen möglichen Wegen und durch alle möglichen Mittel die Entnationaliſirung der Eingebornen zu befördern.

Der Grundbeſiz der Deutſchen in Poſen bildet höchſtens ⅛, die

deutſche Bevölkerung, die vorzugsweiſe ſtädtiſch iſt, 1/4 des Ganzen. Die deutſchen Gutsbeſitzer hatten ſeit lange das polniſche Landvolk zur Knechtsarbeit auf ihren Gütern gebraucht; dieſe fürchteten, unter neuen Verhältniſſen dieſe brauchbaren Arme zu verlieren oder theuer zahlen zu müſſen. Wenn man Preußiſcherſeits behauptet hat, die Bauern in Poſen haben erſt unter preußiſcher Regierung wahre Menſchenrechte und ein geſichertes Eigenthum erlangt, ſo iſt dieß ein grober Irrthum, oder eine Unwahrheit. Die Conſtitution vom 3. Mai 1791 hatte die Bauern in Poſen grundſäzlich von der mittelalterlichen Unterthänigkeit befreit; Kosciusko war es, der die Freiheit der Bauern verkündete. Die Preußen waren es, die nachher dieſe Freiheit der Bauern gänzlich unbeachtet ließen. Mit der Einführung der franzöſiſchen Geſeze hörte alle Hörigkeit der Bauern thatſächlich auf; die preußiſche Regierung fand ſie ſchon als freie Männer vor. Die den polniſchen Bauern ſpäter gewährte Eigenthumsverleihung wurde nicht auf Koſten der Staatskaſſe oder der königlichen Privatkaſſe, wie man es Preußiſcherſeits hinſtellen wollte, ſondern aus dem Vermögen der polniſchen Grundherren ſelbſt bewirkt. Troz dem bedeutenden Schaden, den ſie dadurch für den Augenblick erlitten, boten dieſe zu dem menſchenrechtlichen Werke bereitwillig die Hand, und der frühere Oberpräſident von Flottwell bezeugte, daß eine große Zahl der polniſchen Rittergutsbeſizer die Ausführung dieſes Geſezes „durch ſchöne Uneigennüzigkeit gefördert, wiewohl ſie die damit verbundene Verminderung ihres Einfluſſes auf ihre Gutseingeſeſſenen gewiß ſchmerzlich empfinden“ *).

Neben den eingewanderten deutſchen Grundbeſizern waren da in einer unziemlichen Menge deutſche Herren, welche Aemter hatten, oder Aemter ſuchten, oder an die Aemter ſich anhiengen, eine vielköpfige und langſchweifige Büreaukratie. Hatte doch die Kaiſerin Katharina II geſagt, Polen ſey ein Land, in welchem man ſich nur zu bücken brauche, um etwas aufzuheben. So hatte ſich hier der niedrigſte Servilismus eingeniſtet; als arme Teufel kamen ſie, und als beſackte Teufel blieben und plakten ſie die Polen; nicht alle waren ſo, aber ſehr viele; Pächter, Verwalter, Referendäre, Schrei-

*) von Flottwell, Denkſchrift über die Verwaltung im Großherzogthum Poſen.

ber und Handwerksburſchen. Die Beamten ſelbſt machten ſich ſelten beliebt, meiſt verhaßt, oft verabſcheut, durch ihre Perſönlichkeit wie durch ihr Verfahren.

Bei allen dieſen war es das perſönliche Intereſſe, was ſie wider die neuen Verhältniſſe, die da werden wollten, einnahm. Die meiſten Beamten und ihr Anhang waren weder eingeboren noch angeſeſſen, bei der neuen Organiſation mußte bei weitem der größere Theil von ihnen ſein Brod anderweit ſuchen.

Das dritte Element, das die Reaktionskamarilla aufregte, waren die Israeliten. Dieſe waren, wie in ganz Polen, ſo auch in Poſen aus alter Zeit ſehr zahlreich. Als ſie in den finſtern Jahrhunderten überall in Europa, beſonders auch in Deutſchland, grauſam verfolgt wurden, da nahmen die Polen die überall her Flüchtigen gaſtlich auf und ſchüzten ſie. Als der erſte vereinigte Landtag in Berlin die polniſchen Juden nicht einmal den deutſchen Juden gleichſtellen wollte, hatten die polniſchen Abgeordneten von Poſen für alle Israeliten die Gleichſtellung in allen Rechten beantragt. Bei den Provinziallandtagen hatten die Vertreter der polniſchen Nationalität für die völlige Gleichſtellung der Juden ſchon früher geſtimmt, in Krakau, Gallizien und jezt auch in Poſen hatten ſie dieſe ihnen zugeſichert. Nie, in den blutigſten Verfolgungszeiten nicht, hatten ſie die jüdiſche Nationalität angetaſtet.

Die jüdiſche Bevölkerung wurde von der Reaktionskamarilla künſtlich eingeängſtet durch Gerüchte, ihr Eigenthum ſey von den Polen bedroht; ſie ſchrieen um ihre Habe, und wollten jezt Deutſche ſeyn, weil ſie, wenn Polen hergeſtellt würde, von Deutſchland Schuz hofften für ihre Habe. Und Preußiſcherſeits rechnete man die polniſchen Juden ohne Weiteres als Deutſche. Die Polen aber ſagten: Sind in Deutſchland die Juden Deutſche, in Frankreich Franzoſen, ſo ſind ſie in Polen — Polen.

Alle dieſe Elemente zuſammen waren Material für die Reaktion. Mit der Reaktion in Potsdam wirkten in gleicher Richtung — die Polen ließen das in Berlin drucken —*) ruſſiſche Emiſ-

*) Widerlegung der offiziellen Nachweiſung u. ſ. w. und einige Worte über Voigts-Rhetz von Koscielski. Berlin bei Unger 1848.

ſäre und ruſſiſches Gold. Alles wurde in Bewegung geſezt, um Zwieſpalt zwiſchen die Deutſchen und Polen Poſens zu ſäen.

Es ſpricht am beſten für die Polen, daß die edelſten und geiſtvollſten Deutſchen in Poſen, ſelbſt der Präſident von Beurmann, von ihnen zu Gunſten ihrer Behauptungen als Zeugen aufgerufen wurden, keiner von dieſen widerſprach, Einzelne in edlem Freimuth das ſchönſte Zeugniß für die Polen und ihre Sache öffentlich abgaben, auch in Betreff der künſtlich gemachten Aufregung gegen die Polen.

Um aber jede Aeußerung rechtlicher und wahrheitsliebender Deutſchen in Poſen zu unterdrücken, wurden ſolche von denen, die der Reaktion ums Geld oder ihres Intereſſe wegen dienten, als Verräther an der deutſchen Sache gebrandmarkt, deutſche Lohnburſchen und Soldaten gegen ſie aufgehezt, als gegen Abtrünnige, gegen Nationalfeinde. Gerade die deutſchen Männer, wie die Ober-Landesgerichtsräthe und Aſſeſſoren Boy, Fiſcher, Meitzen und A. Ruhe, die zu viel Ehrgefühl hatten und zu deutſch waren, um ſich durch Stillſchweigen an den Nichtswürdigkeiten der Reaktionswerkzeuge zu Mitſchuldigen zu machen, wurden beſonders grimmig verfolgt.

Hier hinten an der Oſtmark Deutſchlands fing die Reaktion an mit der Probe ihres weithin wirkſamen Syſtems der Verdächtigung, der Verdrehung, der Verläumdung, der keckſten Lüge, der geheimen und offenen Aufhetzung, der Beſtechung, der Einſchüchterung, der Vergewaltthätigung, das ſie ſeitdem auf allen möglichen Wegen, beſonders in der Preſſe, in Flugſchriften, Büchern wie Zeitungen, in Kammerreden, in Kanzelreden und in Vereins-Erlaſſen und Umtrieben aller Orten übte und pflegte. Da die Probe in Poſen ſo ſehr gelang, wurde das Verfahren in ganz Europa angewandt, ſchon zwei Monate nachher.

Der alte Metternichiſche Kunſtgriff, die Nationalitäten gegen einander zu hetzen und zu ſpannen, wurde ſo angewandt, daß man wie die Juden ſo auch die deutſchen Grundbeſitzer, die durch die Erklärungen der Polen ſo eben erſt beruhigt waren, durch ſtets neue Erdichtungen drohender Gefahren ängſtigte. Die durch die Reorganiſation in ihren materiellen Verhältniſſen bedrohten Beamten bildeten in Poſen einen Klubb, der ſich deutſcher Klubb nannte, und unter

dem Deckmantel der Nationalität den einzigen Zweck verfolgte, ſeine Herrſchaft, ſeine Tyrannei und die Befriedigung ſeiner Habſucht in Poſen zu verlängern. Die ſchlechten Mittel, deren ſie überwieſen ſind, geben ihnen keinen Anſpruch auf Vorausſezung auch nur Einer guten Triebfeder. In alle Theile Deutſchlands, beſonders nach Frankfurt, ſchickten ſie ihre Sendlinge aus, mündlich und ſchriftlich die öffentliche Meinung Deutſchlands zu beſtechen, zu belügen und zu bethören. Das Geringſte, wenig oder nichts Bedeutende, was in Poſen geſchah, jede kleinſte Ungeſezlichkeit, wurde ins Ungeheure übertrieben, das Einfachſte entſtellt, in denſelben Tagen, da in ganz Deutſchland viel Ungeſezlicheres, arg Revolutionäres geſchah, was die Sieger mit Stolz prieſen, die Reaktion bei uns nicht einmal leiſeſt zu tadeln wagte.

Viele deutſche Redaktionen und Blätter ließen ſich belügen und bethören; andere ſich beſtechen oder gewinnen. Den Gehäſſigkeiten und lügneriſchen Beſchuldigungen gegen die Polen wurden die Spalten geöffnet; wollten die Polen nicht angreifen, ſondern ſich vertheidigen und rechtfertigen, ſo wurden ihre Artikel zurückgewieſen, ſogar gegen Inſertionsgebühren nicht angenommen; ſo von der Voſſiſchen, von der Speneriſchen Zeitung, von der Zeitungshalle (ſpäter), von andern Berliner und preußiſchen Zeitungen. Die Angriffe, denen die Vertheidigung abgeſperrt war, gingen in die meiſten deutſchen Zeitungen aus den preußiſchen über. Gab es in Berlin, gab es in Breslau, gab es in Köln oder in Königsberg und Thorn einen Exzeß, einen Straßenauflauf, einen Aufruhrverſuch — da war die Artikelfabrik der Reaktion eifrig, polniſchen Emiſſären ſie zur Laſt zu legen, Polen als Rädelsführer und Aufwiegler in hundert Zeitungen, ſelbſt auf der Rednerbühne der deutſchen Nationalverſammlung zu bezeichnen.

Der Beamtenklubb zu Poſen geberdete ſich nach Innen und nach Außen als Verein von Patrioten, als von heiliger Vaterlandsliebe beſeelt, als Verfechter deutſcher Sache. Die Polen ſagten ihnen ins Angeſicht: „Unter Deutſchlands Sache verſtehen ſie nichts, als das Behalten polniſcher Aemter und Güter.“

Offen wurde geſagt, daß an einem der Koryphäen dieſes deutſchen Klubbs nicht bloß der Name ruſſiſch ſey.

Dieſer Klubb ſuchte auch die Polen untereinander dadurch zu

entzweien, daß den Bauern die Rückkehr der Feudallaſten und der Leibeigenſchaft als eine gewiſſe Folge von Polens Wiederherſtellung geſchildert wurde. Kein Mittel blieb unbenüzt — und, ſagt Koszielski, mag es noch ſo ſchmählich, ſchändlich und ehrlos geweſen ſeyn — um den polniſchen Bauern eine Unterſchrift gegen die Reorganiſation abzugewinnen. Durch Vorſpiegelungen, durch lügneriſche Verheißungen, ja ſelbſt durch Drohungen der Beamten wurden viele polniſche Bauern zu Unterſchriften verführt. Stöße von Klagen wurden von ſolchen Getäuſchten dem Miniſterium zu Berlin eingereicht, worin ſie widerriefen, weil ſie zur Unterſchrift gezwungen oder betrogen worden ſeyen. Selbſt ein polniſcher Bauer der nachher zu Berlin in der Nationalverſammlung ſaß, Ruszìwicz, erklärte, daß ihm durch den ſchändlichſten Betrug eine Unterſchrift abgepreßt worden. Durch dieſe Unterſchriften gegen die nationale Reorganiſation ſollte dieſe hintertrieben und der Anſchluß an den deutſchen Bund erwirkt werden. Die Polen aber ſagten: „Nicht nur dem ganzen Körper des einſt wieder herzuſtellenden polniſchen Vaterlandes würde in deſſen Geburtsſtunde von denen, welche die Wehen zu lindern verheißen haben, eine neue blutige Wunde geſchlagen, durch die Losreißung eines ſo bedeutenden Theils und durch die Entfremdung ſo vieler treuer tapferer Söhne; ſondern jeder Einzelne von dieſen würde für alle Zeiten dem Jammer preisgegeben, der ſeit einem Menſchenalter aller Polen hartes Loos geweſen, und der eben jezt in Deutſchlands Aufſchwung zur Freiheit ſein Ende erreichen ſollte.“

Es gab wohl Deutſche in Poſen, welche das Treiben der Reaktion durchſchauten, als ein der jungen deutſchen Volksfreiheit eben ſo feindliches, wie es der polniſchen Nationalität feindlich, auf das Scheitern eines freien Polens abgeſehen war. Doch gelang es bei ſehr Vielen, ja bei einem großen Theil der Deutſchen von der Memel bis zum Rhein, durch die Emiſſäre und bezahlten Zeitungsberichte der Reaktion die Theilnahme den Polen zu entziehen. Man glaubte ihren Vorſpiegelungen, die ſie auch dem Miniſterium und dem König von Preußen machten: „Der Bauer in Poſen wünſche kein anderes Vaterland, als Preußen und Deutſchland.“

Am 6. April trat der poſener Landtag in Berlin zuſammen, und lehnte mit ſechs und zwanzig Stimmen gegen ſiebenzehn den

Beitritt zum deutſchen Bunde ab, weil das polniſche Volk, das dem edlen großen vereinigten deutſchen Volke brüderlich die Hand reiche, deſſen ihm ſo werthe Achtung und Sympathie verlieren müßte, wenn es ſo entartet wäre, daß es ſeine Vaterlandsliebe aufgäbe und ſich entſchlöſſe, in einer fremden Nationalität zu verſchwinden*). Daß die Mehrheit nicht größer ausfiel, erklärt ſich daraus, daß das polniſche Element unter der preußiſchen Regierung überhaupt nicht zu dem ihm gebührenden Recht und der entſprechenden Repräſentation gelangen konnte; daraus, daß mehrere polniſche Stimmen fehlten, von den deutſchen Stimmen keine; und daraus, daß der vorherrſchend aus Polen beſtehende Bauernſtand gemäß der ſtändiſchen Geſezgebung ſehr ſchwach repräſentirt, und dabei noch durch den Einfluß der Beamten der polniſche Bauernſtand zurückgedrängt war.

Das königliche Patent vom 17. März hatte die „Einwilligung" der rechtmäßigen Vertreter zur Bedingung der Einverleibung in Deutſchland gemacht, und troz dem, daß der poſener Landtag die Einwilligung verweigerte, wurde dem Sonderantrag der deutſchen Minderheit Folge gegeben, dem ſtändiſchen Geſez vom 27. März 1848 §. 45 unbedingt zuwider. Nach dieſem gehörten zwei Drittel der Stimmen des Landtags dazu, um einen Geſezvorſchlag oder Antrag als Beſchluß vor den Thron zu bringen, und deſſen Erhebung zum Geſeze nachzuſuchen. Ein Vorſchlag oder Antrag, welcher nicht zwei Drittel der Stimmen für ſich vereinigte, ſollte durchfallen, und nicht zum Geſez werden können. Der Antrag auf Beitritt zum deutſchen Bunde hatte nicht nur nicht die durch das Geſez vorgeſchriebenen zwei Drittel der Stimmen erhalten, ſondern nicht einmal die einfache Mehrheit erreicht, ja er war in einer Minderheit von ſiebenzehn zu ſechsundzwanzig Stimmen geblieben. Deſſen ungeachtet geſchah gerade das Gegentheil von dem, was rechtlich hätte geſchehen ſollen. Dagegen blieb bei Weſtpreußen der Minderheitsbeſchluß der Polen in derſelben Zeit, in welcher dem Minderheitsbeſchſuß der poſener Deutſchen Folge gegeben wurde, ganz unberückſichtigt. Man wollte bei der Regierung von nichts wiſſen, als von Anträgen für den Anſchluß an den deutſchen Bund.

---

*) Worte des Landtagsprotokolls vom 6. April 1848.

Die Deutſchen in der Provinz wurden auf alle Weiſe bearbeitet, gegen die Reorganiſation zu proteſtiren, Unterſchriften dagegen wurden geſammelt, Adreſſen von den Landräthen verbreitet, welche den Anſchluß an Deutſchland beantragten, zu derſelben Zeit, da in Weſtpreußen Adreſſen gegen den Anſchluß an Deutſchland nicht erlaubt waren, und nur im Geheimen unterzeichnet werden konnten. Der ruſſiſche Einfluß ſoll auch dabei nicht gering geweſen ſeyn, wagte es doch bald darauf ein geborner Ruſſe, Baron Dazür, deſſen Vater, ein ruſſiſcher Oberſt, Dazurow hieß, als Wahlbewerber bei den Deutſchen in Poſen um einen Siz im deutſchen Nationalparlament zu Frankfurt aufzutreten, und der konſtitutionelle Klubb empfahl ihn dafür!

Rußlands Rolle war eine ganz natürliche. Während Rußlands Arm nach den Slavenlanden, Rußlands Gedanke ſchon nach dem Rhein und der Nordſee griff, richtete ſich vor ihm Ungarn und ein Stück des alten Polens in Waffen auf. „Iſt es wahrſcheinlich, ſagte ſich die ruſſiſche Politik, daß das Erdbeben, welches den Occident erſchüttert, an den Thoren des Orients ſtille ſtehen werde? Iſt es auch nur denkbar, daß in dieſem Kampf auf Leben und Tod, in dieſem Kreuzzug der Gottloſigkeit, den die Revolution, nachdem ſie ſich zur Herrin des weſtlichen Europa gemacht, nun gegen das chriſtliche Rußland führt, die beiden Propaganden, welche den Oſten bearbeitet haben, die katholiſche Propaganda und die revolutionäre Propaganda, jezt nicht mit verdoppeltem Eifer ſich ans Werk begeben werden? So ſchroff ſie ſich auch dem Weſen nach gegenüberſtehen, ſo innig verbunden ſind ſie durch gemeinſchaftliche Maaßregeln gegen Rußland, das Land des wahren Glaubens, und darum werden ſie vereint gegen Rußland vorgehen, und vor nichts zurück ſchrecken, um ihr Ziel zu erreichen. Seit langer Zeit gibt es in Europa nur zwei wahrhafte Mächte, die Revolution und Rußland. Rußland iſt vor Allem ein chriſtliches Reich. Die Revolution iſt vor Allem antichriſtlich. Dieſe beiden Mächte ſtehen einander ſchroff gegenüber. Verträge und gemeinſame Handlungen ſind zwiſchen ihnen nicht mehr möglich, denn das Leben der einen iſt der Tod der andern. Von dem Ausgang des großen Kampfes, den ſie unter ſich begonnen, hängt die ganze politiſche und religiöſe Zukunft der Menſchheit auf viele Jahrhunderte ab. Die katholiſche

Kirche und deren Diener rühmen ſich ſogar der Gnade der Revolution, und treten mit dem revolutionären Lügenſyſtem in einen offenen Bund, ohne ihm doch den geringſten Glauben zu ſchenken. Läge aber einem ſolchen Betragen auch nur bloße Berechnung zu Grunde, ſo würde der Umſtand allein ſchon ein Beweis von Abtrünnigkeit ſeyn; es geht indeſſen aus Ueberzeugung hervor, und ſo iſt ihr Abfall von Gott offenbar. — Rußland, das Land des wahren Glaubens, ſchrickt nicht zurück vor der Hoheit ſeiner Beſtimmung, vor der Erfüllung ſeiner göttlichen Sendung" *).

Polen gegenüber ſah dieſe ruſſiſche Politik ganz richtig. Seit lange giengen in Polen, und auswärts für Polen, ſelbſt Männer der Freiheit und Jeſuiten zuſammenwirkend mit einander. In Polen wie in Belgien trat der Jeſuitenorden im Dienſte der Freiheit auf: Wie in Belgien gegen die holländiſche reformirte Kirche, ſo in Polen gegen die ruſſiſche griechiſche Kirche. Der radikale Republikaner Liebelt, der Reformirte, eben ſo der proteſtantiſche Prediger Caſſius, in Poſen, giengen Hand in Hand mit Janiczewsky, dem beredten Jeſuiten. Man vergeſſe übrigens dabei nicht, was ein freiſinniger Geſchichtſchreiber geſagt, daß, wenn auch abſichtslos, die Schule des Jeſuitenordens die kräftigſten und gewandteſten Kämpfer der Freiheit geliefert hat. Die republikaniſch-polniſche Nation und die polniſche Geiſtlichkeit arbeiteten auf das gleiche Ziel hin, die Republik Polen.

Die ruſſiſche Politik wußte, daß, wenn es wieder eine Republik Polen gab, die Freiheit der Völker in Europa im Siege blieb, und von Polen aus etwas nach Rußland kam, was dieſes Reich in ſeine

*) Denkſchrift, dem Kaiſer von Rußland übergeben nach der Februarrevolution von einem höhern Beamten im Miniſterium des Auswärtigen, zuerſt veröffentlicht in dem 1849 zu Paris erſchienenen Werk Politique et Moyens d'action de la Russie, par P. de B., von dem nur wenige Exemplare abgedruckt und unter hochgeſtellte Freunde des Verfaſſers vertheilt wurden. A. Allg. Zeitg. 1849. S. 2707. Darin heißt es auch noch: „Unter der Laſt von Wohlthaten, die Deutſchland von den Czaaren empfangen, hegte es nur Haß gegen Rußland. — Die lezten drei und dreißig Jahre Deutſchlands waren die glücklichſten ſeiner ganzen Geſchichte. — Böhmen und die ſlaviſchen Nachbarländer werden ſich nie dazu hergeben, in den lächerlichen Bund der künftigen germaniſchen Einheit einzutreten, die doch am Ende nie etwas Anderes ſeyn wird, als die Einheit des Chaos?"

Theile auflöſen konnte und mußte. Zunächſt wurde ihm ſeine Herrſchaft über Deutſchland gebrochen, wenn ein freies Polen mit einem großen freien Deutſchland im Bruderbund wär. Darum durfte Rußland weder Polens Wiederherſtellung noch Deutſchlands Freiheit und Einheit ohne Kampf oder Intriken zugeben. Rußlaud wollte zunächſt die Auferſtehung Polens hintertreiben, dann wenn dieſe zu hintertreiben gelang, die friſcherrungenen Volksfreiheiten Deutſchlands und zulezt Frankreichs vernichten. Sollten die Verhältniſſe Polens Wiederherſtellung unausbleiblich machen, ſo ſollte wenigſtens ein möglichſt großer Theil von Poſen zu Deutſchland herübergenommen, und ein möglichſt kleiner Theil zur Herausgabe an das künftige Polen in Bereitſchaft gehalten werden. Darum mußte die polniſche Bevölkerung Poſens in den Tabellen auf die möglichſt kleine Zahl zurückgeführt werden.

Der erſte Erfolg des unter ruſſiſchem Einfluß ſtehenden deutſchen Klubbs in Poſen war die erſte Theilung des Großherzogthums, die durch die Kabinetsordre vom 14. April ausgeſprochen wurde. Nach dieſer ſollte auf diejenigen Landestheile des Großherzogthums, in welchen die deutſche Nationalität vorherrſchend ſey, die Reorganiſation nicht ausgedehnt, ſie vielmehr unverzüglich in den deutſchen Bund aufgenommen werden. Das war ein ſchwerer Schlag für die Polen, die der Regierung vertraut hatten, und welche die Reaktion zuvor größtentheils entwaffnet hatte.

Das war alſo gegangen.

Nirgends war bis jezt die perſönliche Sicherheit der Deutſchen und Juden in Poſen gefährdet worden, obgleich auf Seite der Polen bereits manche Opfer gefallen waren. Schon am 21. März war zu Poſen unter einem Thore ein wehrloſer Pole, ohne den geringſten Grund von preußiſchen Soldaten erſtochen, bald darauf ein Gutspächter erſchoſſen, ſeine Frau auf das Empörendſte mißhandelt und eine Zahl Edelleute niedergemezelt worden, die aus ruſſiſch Polen als Freiwillige in die polniſchen Lager im Großherzogthum eilen wollten. Die ſchon durch den erſten Mord erbitterten Polen hatten von dem Nationalcomité das Zeichen zum Angriff auf die preußiſchen Soldaten verlangt, dieſes hatte ſich deſſen geweigert, und die polniſche Bevölkerung lenkſam gehorcht: kein Tropfen deutſchen Blutes floß.

Die preußiſchen Soldaten waren ſyſtematiſch gegen die Polen aufgereizt worden, ſo künſtlich, wie der Haß der Deutſchen überhaupt gegen ſie erregt und genährt wurde.

Hatte in dem Bergkeſſel Böhmens und in den andern ſlaviſchen Ländern des öſterreichiſchen Kaiſerſtaats es ſeit Jahrhunderten Millionen Menſchen gegeben, für welche Deutſchland keinen Augenblick aufhörte, etwas noch viel Schlimmeres als ein feindliches Land zu ſeyn, und welchen der Deutſche ſtets ein perſönlicher Feind war: ſo war dieß noch mehr in Poſen der Fall, wo die Wunden noch friſch waren, welche ihnen die preußiſche Politik unter Friedrich dem Großen, unter ſeinem Nachfolger geſchlagen. Die preußiſche Art von Neutralität aus dem Jahr 1831 und manches Preußiſche ſeitdem war friſch im Gedächtniß der Polen. Troz dieſes alten Nationalhaſſes hatten die Polen ſeit dem März den Deutſchen entgegen kommend die Hand der Einigung geboten. Damit die nach Poſen geführten preußiſchen Soldaten dieſe Hand nicht ergreifen, wurden ihnen die Polen als Inſurgenten und Rebellen, ihre Verſicherungen als Unredlichkeit und Trug, ihre Abſichten als auf den Umſturz der eben erſt begründeten konſtitutionellen Monarchie gerichtet, täglich in Geſprächen und Zeitblättern hingeſtellt, und der Kampf der Berliner gegen das Militär ſo in Erinnerung gebracht, als wären vorzugsweiſe Polen die Urheber und die Leiter deſſelben geweſen. Man hatte viel pommeriſche und märkiſche Soldaten hingeſchickt, gute Stockpreußen, Lutheraner, an König und Königthum ſtarr hängende. Durch die Exzeſſe der einzelnen Soldaten gleich im Anfang, da ſie Polenblut vergoſſen, hatten ſie das Volk gereizt, ihr wochenlanger Bivouak dem aufgeregten Volk gegenüber, der anſtrengende Dienſt und die tägliche Ueberzeugung, daß man ſie bei ſolchem Auftreten, das nirgends brüderlich war, in Poſen nicht gerne ſah, machten ſie reizbar, ja, wie der leidenſchaftlichſte Feind der Polen zugeſteht*), eine tiefe Erbitterung gegen die Polen entſtand in ihnen.

In Poſen befehligte General von Colomb, ein alter unſelbſtändiger Herr. In der Feſtung Poſen hatte General von Steinäcker den Befehl. „In der Politik, ſagten die Polen, ſind of

*) L. v. Voigts-Rhetz, aktenmäßige Darſtellung. S. 10.

böſe Menſchen weniger gefährlich als beſchränkte, überlebte oder altersſchwache. Wären beide nicht in Poſen geweſen, ſo wäre der Friede nicht geſtört worden, Ströme unſchuldigen Blutes wären nicht unnöthig gefloſſen" *). Das Nationalcomité war es allein, das in einer Zeit, da das Alte geſtürzt und das Neue noch nicht geſchaffen war, als proviſoriſche Gewalt unumgänglich nöthig, durch ſeine Bemühungen und Anordnungen die Ordnung erhielt. Auf Befehl von Berlin aus waren die Anfangs nur gegen neun tauſend Mannn betragenden preußiſchen Truppen nach und nach auf mehr als vierzig tauſend Mann erhöht worden.

Da in Poſen kein Pole an die Möglichkeit eines Krieges mit Preußen dachte, da alle Polen dem Gerücht, welches abſichtlich verbreitet wurde, daß die Truppen an die ruſſiſche Gränze marſchiren, vollen Glauben ſchenkten, ſo kam es keinem in den Sinn, bei den Behörden offiziell anzufragen, was für eine Beſtimmung dieſe Truppen in der jezt ganz ruhigen Provinz haben. Sie war ganz ruhig, nur die Waffenübungen der den Kampf mit Rußland erwartenden Polen waren etwas Ungewöhnliches. Den von den Gegnern mit Widerſtreben anerkannten Bemühungen des Nationalcomités war es gelungen, den in den erſten Tagen einzeln aufgetauchten Uebergriffen und Requiſitionen überall ein Ziel zu ſezen.

Dennoch ſah man aus den Theilen des Landes, aus denen die preußiſchen Truppen, um ſie zu konzentriren, herausgezogen worden waren, Familien auf der Flucht nach Schleſien, nach den Marken und Pommern, um ihr Leben und den beweglichen Theil ihrer Habe zu retten. Die Einen trieb die Angſt vor einem blutigen Kampf zwiſchen Preußen und Polen, und vor den Folgen deſſelben, den ſie für unausbleiblich achteten; die eigene Angſt war noch künſtlich von Außen erhöht worden. Andere trieb die Furcht vor einem Einmarſch der Ruſſen fort, manchen Juden und Deutſchen das böſe Gewiſſen den Polen gegenüber.

Diejenigen Beamten in Poſen, die der polniſchen Sprache unkundig oder von früher her mißliebig waren, und darum bei einer Neugeſtaltung der Dinge auf ein Bleiben im Amt nicht hoffen konnten, ſollen, mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen, unter den

---

*) Widerlegung ꝛc. von Koscielski. S. 47.

Umgebungen des Generals von Colomb beſonders rührig geweſen ſeyn, einen Zuſammenſtoß zwiſchen dem preußiſchen Heere und der polniſchen „Auflehnung" herbeizuführen. Andere Einflüſſe waren natürlich noch thätiger.

Die Reorganiſationscommiſſion hatte ſchon am 30. März den unter dem Vorſiz des Oberpräſidenten von Beurmann ausgearbeiteten Entwurf einer nationalen Neugeſtaltung Poſens nach Berlin geſandt und um ſchleunige Erledigung gebeten. Weder dieſe Bitten noch die täglich geſpannter werdenden Zuſtände des Großherzogthums beſtimmten das Miniſterium, die Sache zu beſchleunigen, noch war nicht einmal ein Reorganiſationscommiſſär vom Miniſterium abgeſchickt. Wäre die Reorganiſation raſch vor ſich gegangen, ſo hätten ſich die polniſchen bewaffneten Mannſchaften in Folge derſelben in reguläre Truppen verwandelt: die ganze Lage der Dinge wäre eine günſtige geworden.

Die Polen harrten auf die Ankunft des Regierungscommiſſärs um ſo ungeduldiger, als namentlich die neben dem Linienmilitär aufgebotenen Landwehren aus Pommern und aus der Mark ihre Verbitterung äußerten, durch Abreißen und Beſchimpfen der polniſchen Nationalzeichen Argwohn erregten und den Frieden ſtörten; als die Militärbehörden in Poſen von Tag zu Tag ſtrengere Maaßregeln gegen die Polen entwickelten; als die Büreaukratie und die polenfeindliche Reaktionspartei drohender wurden, und ein Theil der Deutſchen und Juden, unter dem Schuz der preußiſchen Militärmacht anfieng, eine herausfordernde Stellung anzunehmen. Der General von Colomb machte ſogar öffentlich bekannt, er werde die bewaffneten Polen angreifen, der Verkauf der Waffen wurde unterſagt, und ohne irgend eine äußere Veranlaſſung die Stadt Poſen in Belagerungszuſtand erklärt.

Dieſe Anordnungen reizten die Polen, das Vertrauen zu der Regierung war dahin, Alles ſchien ſich zu einem unvermeidlichen Bürgerkrieg zwiſchen Deutſchen und Polen zu geſtalten. Von den Polen waren allerdings Schritte geſchehen, welche für ihren Zweck, die Wiederherſtellung Polens, von der Natur der Sache geboten, für das Miniſterium beängſtigend und für die Reaktion ein Anlaß waren, das Miniſterium, wäre es auch nicht von ſelbſt gegen Polens Wiederherſtellung geweſen, zu den Reaktionsplanen fortzureißen.

Ohne Tag und Monat war ein Aufruf an „die Brüder Polen, die im preußiſchen Heere dienen", verbreitet worden. Wie kein Datum, trug er auch keine Unterſchrift; darin hieß es, der preußiſche König führe die polniſchen Brüder im Gemenge mit den Deutſchen und Moskowiten in den Krieg gegen die Franzoſen, damit die Polen die Franzoſen und die Freiheit derſelben, folglich auch die Freiheit des polniſchen Vaterlandes, erſchlagen. Ihre heilige Pflicht ſey es, die preußiſchen Reihen zu verlaſſen und zu den Franzoſen überzugehen, die ſie mit den polniſchen Legionen vereinigen werden zur Wiederherſtellung Polens und zur Vertreibung der Eroberer. Der Eid, den ſie dem König von Preußen geſchworen, dürfe ſie nicht abhalten. Der König von Preußen ſey ein Feind ihres Vaterlandes und ihrer Religion. Der allmächtige Gott habe die Treue, den Gehorſam und die Liebe nur für die Religion und das Vaterland befohlen, aber nicht für deren böſe Feinde. Das nicht Brechen eines ſolchen Eides ſey daher eine Sünde, das Einhalten deſſelben dagegen würde eine Niederträchtigkeit und eine ſchwere Todſünde ſeyn, die Gott nie vergeben könnte. Sie ſollen alſo dieſen aufgedrungenen gotteslästerlichen Eid brechen, wie die polniſche Armee im Jahr 1830 dem Czaar, wie jezt die franzöſiſchen Soldaten rückſichtlich ihres Königs ihn gebrochen, und bei der erſten Gelegenheit die preußiſchen Reihen verlaſſen und eilen, um die Reihen der polniſchen Armee, wo ſie nur von ihr hören, zu verſtärken, und ſo wie es Gott befehle, zu kämpfen für ihre Religion und für ihr Vaterland.

Dieſe Anſprache wurde beſonders ſtark von den Preußen angeklagt. Sie fällt aber erſtens, wie ihr Inhalt klar zeigt, in die Tage unmittelbar nach der Februarrevolution, in die Tage des allgemeinen Geſchreis, daß Rußland, Oeſterreich und Preußen gegen Frankreich ziehen werden. Die ſtrengkatholiſche Färbung derſelben dürfte auf einen einzelnen Geiſtlichen als ihren Urheber weiſen. Zweitens, was will ſie anders, der Sache nach, als was die Deutſchen, was die Preußen zuerſt, 1813 wollten und thaten? Wer darum die Polen anklagt, klagt den Tugendbund und Preußens Erhebung an. Die Deutſchen wenigſtens können einem Volk, wie das polniſche, keinen Vorwurf machen, wenn es, das ſo treulos verrathene, ſo argliſtig geknechtete, ſo oft dann betrogene, ſich für ſeine

Befreiung derſelben Mittel bedient, welche Hermann der Cherusker gegen die Römer, York und Stein ſich gegen Napoleon erlaubten, und welche das alte Teſtament heiligt und feiert an Heldinnen, die als fromm und Gott wohlgefällig durch Nationallieder, die in Tempeln geſungen wurden, von Geſchlecht zu Geſchlecht verherrlicht worden ſind.

Das polniſche Nationalcomité befreite für ſich jedes Mitglied einer Familie, das ſich den polniſchen Reihen anſchlöſſe, ſogleich von der Zahlung des Ackerzinſes, hob die auf den ſtädtiſchen und bäuerlichen Ackerwirthſchaften laſtenden Dominial-, Jagd- und Fiſchfangrechte, ſo wie das Laudemium auf, verhieß den Frauen und den Kindern der Tagelöhner, der Knechte und anderer Dienſtleute, welche dem polniſchen Heere dienen würden, Unterhalt aus dem Kreisfond und andere große Vortheile, unterm 1. April. Es waren dieß Uebergriffe, weit gehend, aber naturgemäß, wenn Polen wieder hergeſtellt, d. h. der Kampf gegen Rußland gelingen ſollte.

Das aber war ein Fehler, der vielen Polen zur Laſt fällt, daß ſie auch den Deutſchen grollten, welche aus nationaler Begeiſterung zu Deutſchland halten wollten, nicht blos denen, welche die Reorganiſation zu hintertreiben bemüht waren, nicht bloß den Beamten, welche intrikirten. Wenn aber die preußiſche Regierung ſagte, an Rußland den Krieg erklären, hieße die heiligſten Intereſſen Deutſchlands den Sympathien für Polen opfern — was war denn das? bloß ein Fehler?

Daß der Stolz der deutſchen Beamten im höchſten Grade gereizt und aufgebracht war, weil das polniſche Nationalcomité die vollziehende Gewalt aufnahm, die jene hatte fallen laſſen — das gab das preußiſche Miniſterium zu unter wiederholter Anerkennung der Verdienſte des polniſchen Nationalcomités um Aufrechthaltung der Ordnung. Und doch hörte es auf die Berichte jener Beamten, welche dieſes Nationalcomité und die Polen als Rebellen darſtellten, und ein unverzügliches energiſches Einſchreiten der bewaffneten Macht begehrten. Zu ſpät geſtand das Miniſterium zu, daß jene Deutſchen zu Ausſchreitungen ſich haben treiben laſſen, die nicht zu billigen ſeyen.

Der Reorganiſationscommiſſär, General von Williſen, fand bei ſeiner Ankunft in Poſen am 6. April die Dinge ſehr verwickelt, Leidenſchaften und Begehren, die ſich kreuzten. Er hatte den Auf-

trag, „das polniſche Nationalcomité zu Poſen bei der eingeleiteten nationalen Reorganiſation des Großherzogthums im Wege gütlicher Verhandlung zu einem Verfahren zu beſtimmen, welches dazu geeignet wäre, die preußiſche Oberhoheit unbeſchadet jener nationalen Wiedergeburt, aufrecht zu erhalten; diejenigen Kreiſe aber, welche ſich der polniſchen Nationalität nicht anſchließen wollen, insbeſondere die, in welchen die deutſche Nationalität überwiege, jedenfalls der preußiſchen Organiſation und Verwaltung zu erhalten."

„Nachdem ich heute mich etwas umgeſehen, und viel gehört, ſchrieb Williſen nach Berlin, muß ich ſagen: die Zuſtände ſind hier in volle Anarchie gerathen, das Anſehen der Regierung reicht nirgends weiter, als der Arm der militäriſchen Gewalt. Nachdem man über 20,000 Mann verſammelt, war General von Kolomb im Begriff, Morgen an einigen Punkten mit Gewalt einzuſchreiten, was ich aber gebeten habe, bis Montag den 10. aufzuſchieben, da es mir doch mit meiner Sendung ganz unverträglich erſchien, in demſelben Augenblick, da ich den Frieden zu bringen erſcheine, über die Leute herzufallen."

Williſen ſcheint keine Ahnung von dem Plan der Reaktionspartei gehabt zu haben, den Aufſtand der Polen ſyſtematiſch hervorzurufen, um ſie dann niederzuſchlagen, um gewiſſer Zuſagen quitt zu werden.

Williſen erklärte alle Comités, vom Nationalkomité an, für aufgelöst, und ſezte eine Reorganiſationskommiſſion aus beiden Nationalitäten zuſammen, fünf Polen, vier Deutſchen — dem Oberpräſidenten und Regierungspräſidenten. Das fiel den Polen um ſo mehr auf, da die in Folge des Miniſterialerlaſſes vom 26. März erwählte Kommiſſion bereits beſtand und mit ihren Arbeiten unter dem Vorſiz des preußiſchen Oberpräſidenten vorgeſchritten war, und da zweitens die von Williſen erwählte Kommiſſion nach einem Prinzip zuſammengeſezt war, das dem Miniſterialerlaß entgegen ſtand. Noch mehr fiel auf, daß Williſen in einer Anſprache eine Amneſtie in Ausſicht ſtellte, die er, wenn die Polen zur Ordnung zurückkehren und ſich in ihre Heimath begeben, für das Geſchehene bei dem König zu erwirken ſich verbürge. Die Polen glaubten bis jezt nichts gethan zu haben, was einer Amneſtie bedürfte; ſondern nur, was als Folge von der verheißenen nationalen Neugeſtaltung ge-

ſchehen mußte. Ein großer Theil Polen fieng an, an der Aufrichtigkeit der verheißenen Neugeſtaltung zu zweifeln. Das Nationalcomité hatte auf Williſens Erklärung hin, daß die Auflöſung der bewaffneten Verſammlung eine Vorbedingung ſey, mit ihm zu unterhandeln begonnen über die Art, wie dieſe Auflöſung zu vollziehen ſey. Williſen ſchlug dem Miniſterium vor, „aus denjenigen Polen, welche nichts anzufangen wiſſen, oder in fortgeſezter Exaltation dienen wollen“, ein Freikorps unter dem Befehl eines höhern preußiſchen Offiziers zu errichten. Was bedeuten, ſchrieb er, tauſend Polen als beſonderes Korps mit einer weiß und rothen Kokarde, welche dem König-Großherzog den Eid der Treue ſchwören, unter der Maſſe ſicherſter Truppen hier?

Es läßt ſich bereits deutlich erkennen, ſagten dagegen die Einflüſterer des Generals von Kolomb, Mieroslawsky's Feldzugsplan von 1846 wird von den Polen befolgt. Dieſelben drei Hauptpunkte bilden die Mittelpunkte der Rüſtungen. — Die ſo ſprachen, das waren deutſche Poſener, von denen Williſen nach Berlin ſchrieb, er finde ſie in einer exaltirt erbitterten Stimmung, welche ihm ſein Geſchäft ungeheuer erſchwere.

Kolomb kam durch ſie auf den Glauben, da er die genügenden Mittel jezt in Händen habe, ſo müſſe man die Polen militäriſch behandeln; es ſey eine leichte Aufgabe; mit einem entſcheidenden Schlag auf Schroda, wo nur tauſend Polen im Lager ſtanden, da es ſieben Lager waren, könne und müſſe man der Auflehnung ein Ende machen.

Die Führer der Polen hatten zu ihren Schaaren bisher geſagt, die Truppen haben von Berlin den ſtrengſten Befehl, gegen die Polen nichts Feindliches vorzunehmen. So war es auch. Der Kriegsminiſter „erſuchte“ den General von Kolomb, zur Anwendung der äußerſten Mittel nicht früher zu ſchreiten, als bis Williſen auf einen friedlichen Erfolg verzichte*).

Das Miniſterium fand die Bildung eines polniſchen Freikorps

---

*) Offizielles Schreiben des Miniſters des Innern vom 8. April an den General von Williſen. Und dennoch hatte Herr von Voigts-Rhetz die Dreiſtigkeit, nachher drucken zu laſſen, jene Verſicherung der Polenführer ſey eine neue Täuſchung geweſen, durch die ſie die Polen hintergangen. S. 10.

äußerſt bedenklich; in einer Zeit, in der es vor Allem darauf ankomme, die Staatsgewalt wieder zu ſtärken, ſey es unzuläſſig, aus einer Schaar unberufener Waffenträger deßhalb ein Korps zu bilden, weil dieſelben die Waffen nicht niederlegen wollen. Müſſe übrigens von den Waffen gegen Polen Gebrauch gemacht werden oder nicht, keinesfalls werde das Miniſterium von den gemachten Zuſagen zurückweichen*).

Williſen wiederholte dem Miniſterium, daß die gewaltſame Art der Auflöſung der polniſchen Schaaren militäriſch leicht wäre, er derſelben aber aus politiſchen Gründen entgegen ſey. Am 9. April ſchloß Williſen mit den polniſchen Führern die Convention von Jaroslaviec ab. Nach dieſer war die Friſt des Auseinandergehens der bewaffneten Lager für Schroda auf den 11. April feſtgeſezt. — General von Kolomb willigte ſelbſt in dieſe Friſt — für Wreſchen auf den 12., für Xiaz auf den 13., für Pleſchen auf den 14.; und der Ausführung ſelbſt waren drei Tage gegönnt. Drei tauſend Polen ſollten unentwaffnet auf vier Punkten ihre Verwendung erwarten, unter der Aufſicht ihrer einzelnen Offiziere; die Landwehrleute beider Aufgebote ſofort in die Landwehrſtabsquartiere abgeſchickt, Niemand zur Verantwortung gezogen, kein Ausländer ausgeliefert, alles Privateigenthum zurückgegeben, überall die geſezliche Behörde nach dem Vorſchlag der Reorganiſationscommiſſion wieder hergeſtellt und alle militäriſchen Maaßregeln ſofort eingeſtellt werden, ſobald dieſe Punkte ausgeführt wären.

Die nicht militärpflichtigen Polen und alle die, welche für den Dienſt zu alt oder unbrauchbar wären, ſollten in ihre Heimath gehen, nach Kreiſen geſammelt, und ihre Senſen und Waffen auf Wagen von ihnen mitgenommen werden.

Das Verhängnißvolle war, daß Alles, was der königliche Commiſſär zur friedlichen Löſung that, von dem Militärbefehlshaber, ſeinen Offizieren und den Localbehörden ſyſtematiſch durchkreuzt wurde, die nur noch von Landfriedensbrechern, Rebellen und Revolutionären ſprachen.

An dem Tage, an welchem die Polenführer mit Williſen den

---

*) Privatſchreiben Auerwald's an Williſen vom 8. April.

Vertrag abgeſchloſſen hatten, erfuhren ſie, daß Kolomb mit fünf Bataillonen und zehn Geſchüzen in der Nacht vom 9. auf den 10. April Schroda angreifen ſolle. Das Nationalcomité wurde dadurch ſo in Allarm verſezt, daß es im Begriff war, an Mieroslawsky den Befehl zu ſenden, zuvor zu kommen, und den „Feind“ auf allen Punkten anzugreifen. Doch ſtand man von dieſem Gedanken der augenblicklichen Aufregung ab. Auf preußiſcher Seite aber meinten gewiſſe Leute, bei ſolchen Beweiſen über die Abſichten der Polen haben die preußiſchen Truppen das unzweifelhafte Recht, den Angriff auf die Polen zu beginnen. Kolomb gab ihn nur auf, von Williſen dazu gezwungen, da dieſer die höchſte Staatsgewalt repräſentirte.

An mehreren Punkten aber hielt ſich das preußiſche Militär die Bedingungen des Vertrags zu achten ſo wenig für verpflichtet, daß es die waffenlos heimkehrenden Polen anfiel, und ſie unter Hohn und Mißhandlung ihrer auf Wagen mitgeführten Waffen beraubte. Die Offiziere waren unmuthig über den Vertrag, der ihnen mißfiel, weil ſie gerne gekämpft hätten, oder wohl, weil ſie nicht glaubten, daß, ſo lange die „Inſurrektion“ für die jeden Augenblick wieder zu ſammelnde Landesbewaffnung an einem organiſirten polniſchen Korps einen Mittelpunkt habe, die Revolution beendet ſey.

Die Auflöſung der damals gegen zwanzig tauſend Mann ſtarken Truppen bis auf drei tauſend war ſchwierig. Sie brannten, die Gränze des Königreichs Polen zu überſchreiten, und ihren Hauptfeind, die Ruſſen, anzugreifen; jezt ſollten ſie, im Augenblick, da alle Völker die Befreiung erſtrebten, die Waffen niederlegen: ſie erklärten dieſes Anſinnen für Verrath. Die Führer hatten nach der Behauptung des Generals von Kolomb zuerſt den Gedanken, durch die bewaffneten Lager Preußen mit Rußland ſo zu compromittiren, daß ein Krieg zwiſchen beiden unvermeidlich wäre; dann, als ſie das aufgeben mußten, den zweiten Gedanken, durch dieſe Bewaffnung der preußiſchen Regierung möglichſt viele Zugeſtändniſſe abzudringen; und als ſie auch das ſcheitern ſahen, haben ſie nur noch einen möglichſt ehrenvollen Rückzug begehrt.

Gewiß iſt, daß die Behauptung der Preußen, die Polen in Poſen haben im gleichen Augenblicke, wo ſie alle möglichen Kräfte

gegen die Ruſſen vereinbaren mußten, die Preußen und die Ruſſen zugleich als Feinde ſich aufladen wollen, widerſinnig iſt; wohl aber natürlich, daß ſobald das Benehmen der preußiſchen Truppen über ihr Vorhaben gar keinen Zweifel mehr übrig ließ, unter den Polen Stimmen ſich erhoben und fragten, ob es, wenn es doch zum Kampfe kommen ſollte, nicht beſſer wäre, ſofort alle Vortheile ihrer Stellungen nach Möglichkeit zu benüzen, und wenigſtens die Conzentrirung der preußiſchen Streitkräfte zu erſchweren.

Aber das Nationalcomité erklärte ſich gegen ſolche Anſichten auf das Entſchiedenſte, weil ein Kampf mit Preußen für die polniſche Sache die unheilvollſten Folgen haben müßte.

Dieſe Männer ſuchten die bewaffneten Lager zu überzeugen, daß die beſchloſſene Auflöſung eine Bedingung der verheißenen nationalen Neugeſtaltung ſey, daß die leztere ſie in den Stand ſezen müſſe, zum erfolgreicheren Kampfe für das polniſche Vaterland ſich deſto beſſer vorzubereiten. Sie fanden wenig Gehör. Mit entblöster Bruſt ſtellte ſich ein Geiſtlicher, Probſt Kegel, den Senſenmännern entgegen, die ihre Waffen nach den Verräthern ſchwangen, wie ſie das Nationalcomité nannten, und beſchwor ſie im Namen des Vaterlandes, der geſchloſſenen Uebereinkunft Folge zu leiſten. Das wirkte, und die ausdrückliche Erklärung der Anführer, daß ſie nur auf unbeſtimmten Urlaub entlaſſen werden. Wir wollen alſo, ſagten die Senſenmänner, wenn das zum Heil unſeres Vaterlandes nöthig iſt, dem Rathe der Führer und der Geiſtlichkeit folgen, möchten wir jedoch nicht einſt dieſe preußiſche Vermittlung zu beweinen haben.

So wurde am 11. April die Bedingung für den Beginn der Nationalreorganiſation von Seite der Polen endlich erfüllt. Williſen ſelbſt fand ſich, weil er die Polen nicht entwaffnet hatte, unter ſeinen eigenen Leuten in Lebensgefahr. Die Deutſchen und ein Theil der Truppen, Schleſier, nahmen eine drohende Stellung gegen ihn, den höchſten Vertreter der Regierungsgewalt im Lande, an. Ein Bataillon meuterte gegen ihn auf dem Marſch, und die Haufen künſtlich zur Wuth entflammter Deutſcher und Juden, die ſich vor der Wohnung Williſen's drohend ſammelten, veranlaßten ihn in der Nacht, bei dem Oberpräſidenten von Beurmann ſich zu

verbergen. Sie verlangten die Ungültigkeit der Uebereinkunft und die Abdankung Williſen's*).

Williſen hatte nicht entwaffnet, nur aufgelöst, weil das erſtere ohne Blutvergießen unmöglich geweſen wäre: ſie wollten die Entwaffnung, weil ſie Blutvergießen wollten, ſich ſelbſt zur Rache und zur Sicherheit zugleich. Unter dem 14. April ertheilte das Miniſterium der durch Williſen abgeſchloſſenen Uebereinkunft die Genehmigung, ohne nur einen einzigen Artikel von Bedeutung in etwas zu ändern, ausgenommen die Einſtellung in die poſener Diviſion, worüber ſich das Miniſterium das Nähere vorbehielt. Polen behaupteten, zu Poſen haben am 11. und 12. April, wie zu Krakau und Prag ſeiner Zeit, ruſſiſche Agenten hauptſächlich die Maſſen aufgeregt.

Aus dem Briefwechſel zwiſchen Auerswald, dem Miniſter des Innern, und dem General von Williſen muß man den Glauben ſchöpfen, daß es dem erſteren wie dem leztern und dem König von Preußen Anfangs redlicher Ernſt war mit der Neugeſtaltung Poſens in nationalem Sinn. Der Gang der Thatſachen aber in Poſen legt den Verdacht nahe, daß die Reaktionskamarilla neben dem Miniſterium und dem Könige wirkte, und daß die Militärbehörden in Poſen in dieſer Richtung beeinflußt wurden; eben ſo liegt urkundlich vor, daß der unter der Reaktion ſtehende deutſche Klubb in Poſen ſich gegenüber dem Miniſterium und dem König wie der deutſchen Nationalverſammlung grobe Täuſchungen erlaubte.

Die Deutſchen dagegen beſchuldigten die Polen, es ſey von ihnen Alles auf Täuſchung abgeſehen geweſen. Die feindſeligen Aufwiegelungen der Polen, namentlich des Adels und der Geiſtlichkeit, ſeyen nach der Uebereinkunft eben ſo thätig betrieben worden, als früher. Die Zahl der Mannſchaften wurde, ſagen dieſe, in keinem der vier Lager auf die feſtgeſezte Zahl herabgebracht, die Inſurgenten belegten vielmehr mit ihren Mannſchaften die umliegenden Orte in der Nähe der Lager, um über ihre wahre Stärke zu täuſchen, und trafen ſogar die Maaßregel, einen Theil ihrer Leute zu entlaſſen, während andere Contingente heran gezogen und

*) Schreiben des Oberpräſidenten von Beurmann an den Miniſter des Innern vom 12. April.

der Ausbildung wegen einige Zeit im Lager feſtgehalten wurden; dieſe wechſelten dann ſpäter mit ferneren Zuzügen. Die Senſenträger, welche entlaſſen wurden, waren Tagelöhner, die ihre Heimath in der Nähe hatten, und auf das erſte Signal mit der Sturmglocke oder durch die zahlreichen Feuerzeichen auf den Höhen wieder eintreten ſollten. Die Artillerie (Böller), welche nach der Uebereinkunft einem höhern preußiſchen Offizier zur Verfügung geſtellt werden ſollte, war, von den Polen weggefahren worden, und die Preußen fragten vergeblich danach. Eine eigentliche Entwaffnung lag nicht im Plane der Führer, ſie wollten nur Zeit gewinnen, um ihre Schaaren noch beſſer zu organiſiren, und die erwarteten Waffen und Schießbedarfsvorräthe heran zu ziehen, welche zum Theil in die Hände der preußiſchen Behörden fielen. Sie wollten für die rechte Zeit einen wohlerhaltenen Stamm für die allgemeine Landesbewaffnung bereit haben. Die Sammelpläze waren für die Bewaffnung jedes Kreiſes beſtimmt, ein ausgedehnter Kurier- und Botendienſt über das ganze Land organiſirt, Lärmſtangen und Feuerzeichen auf jede Höhe geſtellt, das Sturmläuten als Sammlungsſignal feſtgeſezt. So konnte man leicht auf jeden Punkt des Landes eine ſo bedeutende Zahl irregulären Landſturmes conzentriren, daß derſelbe, auf die eingeübten Schaaren in den Lagern geſtüzt, eine nicht unanſehnliche Macht war. Dieſe Macht würde in der Stille immer mehr angeſchwollen ſeyn, beſonders wenn man dem Verlangen der Polen nachgegeben, und die Truppen aus der Nähe der Polenlager zurückgezogen hätte. Die Soldaten polniſcher Nationalität in den preußiſchen Reihen wurden von dieſen weg in die polniſchen Lager verlockt durch Schriftſtücke in Briefform abgefaßt, welche in zahlreichen Exemplaren auf die verſchiedenſte Weiſe dieſen Soldaten zugeſteckt wurden, ſogar durch ſehr vornehme Damen. Die Edelleute tanzten mit den Bauernmädchen, und die Edelfräulein mit den Bauernburſchen; doch das hätte das durch lange Gewaltherrſchaft des Adels begründete Mißtrauen gegen denſelben nicht beſiegt, aber wem ſollte denn der fromme Pole glauben, wenn nicht ſeinem Geiſtlichen? Die Begriffe Nationalität und Religion fließen in der Vorſtellung des polniſchen Volkes ſo ganz in eins zuſammen, daß wer nach der Religion eines fragt, die Antwort erhält: „ich bin polniſch und jener iſt deutſch“, weil die

Deutſchen in Poſen meiſt Proteſtanten, die Polen katholiſch ſind. So erzählte man Preußiſcherſeits.

Die preußiſche Regierung fürchtete beſonders das Herannahen des Oſterfeſtes und der damit verbundenen allgemeinen Beichte und Abſolution. Nach einer alten Prophezeihung ſollte Polen frei werden, wenn der Tag des heiligen Adalbert auf Oſtern fiele. Das traf in dieſem Jahre ein. Unter den Preußen lief das Gerücht, dieſer Tag ſey für den Ausbruch des allgemeinen Aufſtandes längſt vorher beſtimmt, und der Aufſtand werde eine ſtark religiöſe Färbung tragen. Die vierzehn Tage vor und nach Oſtern ſtattfindende Oſterbeichte dauerte vom 9. April bis zum 7. Mai und es iſt zu glauben, daß die Geiſtlichkeit dieſe Zeit patriotiſch benüzte, was man Preußiſcherſeits eine Herabwürdigung des Beichtſtuhls und der Kanzel nannte.

Die aus den Lagern ruhig Heimkehrenden flüchteten ſich zum Theil nach dem Lager zurück, da die preußiſchen Soldaten ſie nicht mit den Waffen in die Cantonnirungen einlaſſen wollten und ſie mißhandelten: ſie fühlten ſich ſicherer im Lager als in der Heimath. General von Colomb wurde von ſeinen Umgebungen zu Gewaltmaaßregeln fort gedrängt. Während die Friſt des Auseinandergehens auf den 11. April feſtgeſezt war, wurden bereits am 10. April, alſo vier und zwanzig Stunden vor Ablauf der Friſt, die in Trzemeszno befindlichen polniſchen Truppen von den Preußen angegriffen. Die Polen verloren dabei über ſechzig Mann an Todten und Verwundeten, die preußiſchen Soldaten, meiſt Pommern, erlaubten ſich ſchaudererregende Mißhandlungen an gefangenen Polen, und Raub und Plünderung. Da war ein lauter Schrei über ſchändlichen Verrath unter den Polen, die Erbitterung ſtieg zu einer fanatiſchen Wuth, die ſich gegen Juden entlud, welche während des Gefechts in Trzemeszno von hinten auf die Polen geſchoſſen. Mit eigener Lebensgefahr thaten die Führer der Polen weitern Ausbrüchen Einhalt, doch kam es in Wreſchen zu ähnlichen blutigen Auftritten. Der unverantwortliche Angriff auf Trzesmeszno erſchwerte noch mehr das Auflöſungsgeſchäft, denn die Bauern ſchrien nun, man werde ſie verrathen wie bei Trzemeszno.

Auf die Kunde von dieſen Ereigniſſen baten die Polen den General Colomb, den Zeitraum des Auseinandergehens um zwei

Tage zu verlängern und die preußiſchen Truppen auf eine Meile von den Lagern der Polen entfernt zu halten. Colomb ging darauf ein. Dem ungeachtet rückten ſchon am 15. die Vorpoſten des Generals Hirſchfeld dicht vor die Stadt Wreſchen. Die Polen, die im Vertrauen auf die Verlängerung der Friſt ruhig ihre Auflöſung betrieben, ſchickten zwei Parlamentäre an Hirſchfeld, um ihn auf die Bedingungen der Uebereinkunft und auf die Friſtverlängerung aufmerkſam zu machen. „Machen Sie, daß Sie fortkommen, erwiederte der General ganz kurz, ich kann für Ihre Sicherheit nicht ſtehen!“ Auf der Rückkehr wurden die Parlamentäre von wüthenden preußiſchen Soldaten umringt, Angeſichts der Offiziere mißhandelt, mit Steinen und Knütteln verwundet, nur der Schnelligkeit ihrer Pferde verdankten ſie ihre Rettung.

Sobald Williſen dieſe beiden Verlezungen der Uebereinkunft, die ſich das preußiſche Militär zu Schulden kommen ließ, erfahren hatte, beſchwor er die Generale von Hirſchfeld und von Wedell im Namen des Königs, die Uebereinkunft zu beobachten, und erklärte jedes Heranrücken der preußiſchen Truppen an die polniſchen Lager als vertragswidrig. Die Polen räumten Wreſchen, um jede Veranlaſſung zu einem blutigen Zuſammenſtoß zu vermeiden; mit Bewilligung des königlichen Commiſſärs verlegten ſie ihr Lager nach Neuſtadt. Es war lächerlich und ruchlos zugleich, wenn Preußen behaupteten, nach der Uebereinkunft ſey es auf keine Weiſe verboten geweſen, die vier durch den Vertrag eingeräumten Lager der Polen zu betreten, und es war nach den Vorgängen Recht und Pflicht der Polen, die Lager der Preußen wie die eines Feindes dem Feinde gegenüber zu betrachten. Sie umgaben ſich darin kriegsmäßig mit Wachen und Poſten, und verwehrten den preußiſchen Truppen jede Annäherung mit den Waffen. Auf preußiſche Soldaten, die das Gelüſte ihres Haſſes oder der Muthwille dennoch an die polniſchen Lager heranzog, wurde Feuer gegeben; mehrere büßten ſo mit dem Leben. Der preußiſche Uebermuth aber nannte das direkte feindſelige Angriffe und wollte den Polen kein Recht zuerkennen, die Preußen von den Orten entfernt zu halten, die den organiſirten Truppen der Polen von dem königlichen Commiſſär als Garniſonen angewieſen waren. Preußiſche Oberoffiziere wagten zu behaupten, die preußiſchen Truppen haben ſich nicht daran zu binden, weil

dieſe Punkte nicht in der Uebereinkunft von Jaroslawiec genannt ſeyen. Es iſt handgreiflich, man wollte die Polen zum Aeußerſten reizen, um über ſie herfallen und ſie vernichten zu können.

Die Inſubordination bei einem Theil der preußiſchen Truppen war groß, und es iſt in dieſer Hinſicht ganz gleich, ob die Generale oder die Untergebenen Schuld ſind. Colomb hatte von Anfang an die Aufgabe des königlichen Commiſſärs, das Land zu beruhigen, durch Proklamationen erſchwert, die im entgegengeſezten Sinn abgefaßt waren, und die davon abhängige Neugeſtaltung unmöglich gemacht. Hatte er den Befehlshabern der einzelnen Colonnen die Uebereinkunft vom 9. April bekannt zu machen und ihnen die Beobachtung derſelben anzubefehlen unterlaſſen, ſo war er höchſt ſtrafbar. Wenn aber die Befehlshaber davon unterrichtet waren, zu welcher Verantwortung ſind ſie von ihm für die Nichtbeachtung derſelben gezogen worden? Zu keiner. — Als Williſen vom platten Lande nach der Stadt Poſen zurück kam, verwehrte ihm der General von Colomb das Abſteigen in der Stadt, er mußte auf der Feſtung bleiben. „Die Deutſchen, ſagte Colomb dem königlichen Commiſſär vor vielen Ohren, werden Sie inſultiren, die Polen werden es nicht leiden, und es gibt Scandal.“ So ſtand es mit der Ordnung der Deutſchen in Poſen. Fünfmal, nach dem Zeugniß der miniſteriellen Denkſchrift, mißachtete Colomb die ihm vom Miniſterium ertheilten Befehle, die Polen nicht anzugreifen.

Williſen überzeugte ſich an Ort und Stelle davon, ob und wie den Bedingungen der Uebereinkunft von den Polen genügt worden. Die deutſchen und jüdiſchen Einwohner verſicherten ihn aller Orten, wo die polniſchen Schaaren ſtanden, ihrer größten Zufriedenheit mit dieſen und baten, die polniſche Garniſon noch länger behalten zu dürfen. Die deutſchen Einwohner von Schroda gaben ſogar die ſchriftliche Erklärung ab, daß, ſo lange die Polen in ihrer Stadt ſtanden, ſie ſich der größten Ordnung zu erfreuen hatten, die preußiſchen Truppen aber nach ihrem Einrücken die fürchterlichſten Exzeſſe verübten. Eine gleiche Anerkennung der Polen gaben Neuſtadt, Miloslaw, Pleſchen, Grätz; an der Spize des deutſchen Comité's der lezten Stadt, das dieſe Erklärung erließ, ſtand der Name des Juſtizkommiſſärs von Colomb, eines Neffen des kommandirenden Generals.

Williſen erklärte in einer am 17. April erlaſſenen Kundgabe, daß die Polen die ihnen in der Uebereinkunft geſtellten Bedingungen erfüllt haben, und daß das Land bereits beruhigt ſey; dem gemäß ſtehe der nationalen Reorganiſation des Großherzogthums kein Hinderniß mehr im Wege. Er erſuchte nun den General Colomb, die ihm nach der Uebereinkunft obliegenden Dinge zu erfüllen, und zwar einen höheren preußiſchen Offizier zur Beaufſichtigung der polniſchen Schaaren zu beſtimmen, die polniſchen Schaaren ſelbſt in die poſenſche Diviſion einzuſtellen, und die militäriſchen Maaßregeln zu ſiſtiren.

Die Ausführung dieſer Maaßregeln war um ſo nothwendiger, als dem königlichen Commiſſär von allen Seiten die traurigſten Berichte und Beſchwerden zugeſchickt wurden über ſchaudererregende Exzeſſe, die ſich die fliegenden preußiſchen Colonnen zu Schulden kommen ließen. Dieſe Colonnen verbreiteten überall Schrecken. Unter dem Vorwand Waffen zu ſuchen, die laut der Uebereinkunft ein jeder Pole behalten durfte, plünderten und mordeten ſie Wehrloſe, unter Hohngelächter und Spott; Offiziere, Unteroffiziere und Gemeine waren darin eifrig. Am 4. April wurde Graf Potocky, im Begriff einen Haufen Senſenmänner, die ein räuberiſches preußiſches Militärdetachement vom 21. Infanterie-Regiment zurücktreiben wollten, zur Ruhe zu weiſen, im Rücken durch mehrere preußiſche Schüſſe vom Pferd zu Boden geſtreckt. In dem Gefecht, das darauf ſich entſpann, fielen noch zwei polniſche Bauern, die übrigen ergriffen die Flucht. Am 9. April überfiel eine Abtheilung Dragoner, von zwei Offizieren befehligt, die Stadt Miesciſko, ſchon vor der Stadt ließen ſich Schüſſe hören, die in der Kirche als am Palmſonntag verſammelte Menge verlief ſich, die Bürgerwehr beſezte den Kirchplaz, die Dragoner ſchoſſen auf die vor der Kirche verſammelte Menge, ein Schulze ſtürzte todt, eine Frau ſchwer verwundet; die Bürgerwehr gab eine Salve und mehrfach verwundet zogen ſich die Dragoner zurück.

Die Studenten, die mit Waffen nach Poſen aus Berlin kamen, wurden in der Stadt Angeſichts der höchſten militäriſchen Behörden aufs Schimpflichſte inſultirt, zwei von ihnen ſehr mißhandelt, von Soldaten ſchwer verwundet und der Waffen beraubt, ohne daß ihnen Genugthuung ward. Der hochſchwangeren Frau Brodzka zu

Gonsarzewo am 4. April wurden die Bajonette an die Bruſt gelegt, um ſie zur Abnahme der polniſchen Kokarde zu zwingen. Den greiſen, bettlägerig kranken polniſchen Rittmeiſter Lizak zogen am 10. April preußiſche Soldaten auf ſeinem Gut bei Dobrzyka aus dem Bette, ſpieen ihn an und mißhandelten ihn unter den ärgſten Verhöhnungen, in dieſer Stadt ſelbſt wurde der vier und ſiebzigjährige Bürger Krzypinski, die Frau Mateka und ihre Tochter nebſt vielen andern Männern, Frauen und Mädchen unter Beſchimpfungen mit Kolbenſtößen mißhandelt. Am 8. April durchwühlte zu Schwerſenz ein Lieutenant mit zwanzig Mann die Gräber auf dem Kirchhofe, ließ die Särge öffnen und entweihte die Todten und ihre Gebeine, angeblich, weil er nach Waffen ſuchte.

Nirgends hörte man, daß dieſe Frevel von den Oberbefehlshabern geahndet wurden, ſo ſehr ſie die Polen erbitterten. Nach der Uebereinkunft von Jaroslawiec, nach deren Erfüllung den Polen Ruhe und Frieden verheißen war, mehrten ſich nur die Gräuelſcenen durch die preußiſchen Soldaten. Zu Schrimm nahmen Major Boſſe und ſeine Leute die erſte Kunde von der Uebereinkunft mit ſolcher Wuth auf, daß ſie durch Provocationen einen Zuſammenſtoß herbeizuführen ſuchten. Man verhöhnte die Nationalfarben, man inſultirte friedliche Polen auf offener Straße, das Volk ſtrömte zuſammen, das Militär hieb mit blankem Säbel ein, zwei Bürger wurden ſchwer verwundet davon getragen, das durch Sturmgeläute herbeigerufene Landvolk wurde nur durch den Ortspfarrer beſchwichtigt. Zu Kurnik wurden am 11. und 12. April von ſchwarzen Huſaren, Küraſſieren und einer Abtheilung des ſiebenten Infanterieregiments alle Häuſer geplündert, das Mobiliar verwüſtet, die Betten zerriſſen, Heiligenbilder aufs Bajonett geſpießt, die Cruzifixe in kleine Stücke gehauen; Bürger und Frauen, die ihre Habe vertheidigen wollten, wurden durch Kolbenſtöße und Bajonettſtiche verwundet, ein Arbeiter, der ſeiner ſchwangern mißhandelten Frau zu Hülfe kam, mit Bajonetten todt geſtochen; und ſelbſt die ſchönen Gartenanlagen, darunter eine ſorgfältig und koſtbar angelegte Pflanzſchule im Schloßgarten des Grafen Dzialynski, zerſtörte der Muthwille gänzlich.

Eben ſo wurde in der Nacht vom 11. auf den 12. April von preußiſchen Soldaten ein Einfall in die Probſtei zu Polajewo ge-

macht, der Probſteipächter im Beiſeyn des Diſtriktscommiſſärs Trautmann verhaftet, ſeine Frau mit Bajonetten und Kolben am Kopfe verwundet, der greiſe Jubilarprieſter Chodymski aus dem Dorfe gejagt. Aehnliches geſchah zu Kobylin Bürgern und dem Geiſtlichen. Am 11. April wurden in Trzcionek dem acht und achtzigjährigen Vater der Gutsbeſizerin Mikorska, ſeiner Frau und Tochter die Piſtolen auf die Bruſt geſezt, Waffen abgefordert und ſie mißhandelt. In Trzemeszco wurden die verwundeten Polen von den Juden in die Häuſer gelockt und dort furchtbar getödtet. Am 12. April plünderte und raubte eine Abtheilung des neunzehnten preußiſchen Infanterieregiments unter dem Lieutenant von Drygalski zu Kamionki: auf Befehl des Führers, das Geraubte zurück zu geben, wurden nur Kleinigkeiten zurückgeſtellt, Geld und Geldeswerth behielten ſie. Am 15. April erlaubten ſich zwei Compagnien des ſechsten Landwehrregiments und eine Schwadron Uhlanen in Wreſchen mit zügelloſer Wuth die gröbſten Exzeſſe, Bürger wurden wund geſchlagen, die junge Gräfin Poninska — der Graf hatte ſich geflüchtet — in ihrer Wohnung überfallen, mit den gemeinſten Schimpfwörtern inſultirt, das Haus nach Waffen ausgeſucht, und da ſie außer einigen alterthümlichen Waffen, die ſie wegnahmen, keine fanden, ſezten ſie der hochſchwangeren Frau die Bajonette an den Leib, um ſie zur Waffenangabe zu zwingen. Nach dieſer Hausſuchung vermißte die Gräfin eine Börſe mit 150 Thalern. Bürger wurden geprügelt, in Nekla mehr als 1500 Reichsthaler geraubt, dem Pfarrer auf Klage einiges zurück erſtattet, die Wahrheit der übrigen Beſchwerden von General von Hirſchfeld verneint, weil er bei einer zehn Tage nach der That veranſtalteten Unterſuchung die vermißten Gegenſtände bei den Soldaten nicht vorfand. Endlich erſchien ein Corpsbefehl von Colomb, der dieſe Gräuel verpönte und mit Ahndung bedrohte. Der Erfolg war: Am 16. April wurde Czarnotki überfallen, unter Major Röſſel, und da die herrſchaftliche Wohnung den Soldaten nicht ſogleich geräumt wurde, ſtießen ſie die Thüren mit Kolben ein, behandelten das Haus mit allem ſeinem Inhalt als eine im Sturm genommene Feſtung, knebelten den Gutsherrn, ſperrten ihn über Nacht in einen Keller, demolirten die Zimmer, ſtießen mit Kolbenſchlägen der alten Mutter des Gutsbeſizers die Zähne ein, mißhandelten ſeine Schweſter.

Am 19. April fiel zu Goſtin, als die Preußen den polniſchen Parlamentär vom Pferde riſſen und beraubten, ein Schuß gegen das Militär, und dieſes überfiel das Volk: unter den ſechs getödteten Polen waren zwei krüppelhafte Bettler, deren einer im Hoſpitalgarten erſchoſſen wurde.

Am 14. April wurden in Bardo Polen verwundet und getödtet, die ruhig ihre Arbeit verſahen, und die Kirche erbrochen und entweiht, um nach Waffen zu ſuchen. Da die fliegenden Colonnen überall mit Mord und Raub kamen, die Uebereinkunft aber die Siſtirung aller militäriſchen Maaßregeln feſtſetzte, ſo war es natürlich, daß die Polen, zumal ganz ruhige Ortſchaften, Anſtand nahmen, ſolche preußiſche Beſuche zu bewirthen, oder ſogar Widerſtand leiſten wollten: das Volk mußte glauben, daß die Uebereinkunft von den Militärbehörden nicht anerkannt ſey, da der wichtige Punkt der Einſtellung aller militäriſchen Maaßregeln in nichts befolgt war, und man die Soldaten nach wie vor wüthen ließ. Zeigten ſich wo die Preußen, ſo glaubte das Volk, ſie kommen nur, um zu plündern, zu brennen und zu morden, und flüchtete ſich aus den Dörfern in die Lager.

So fanden auch die Quartiermacher des Majors Johnſton in Kozmin am 22. April ſich von einigen betrunkenen Polen, die aus einer Schenke herausſtürzten, mit Senſen und Gewehren angefallen, zwei wurden ermordet. Dem einen davon, der, von einem Schuß und einem Senſenhieb zuſammengeſunken war, und ſich kriechend auf der Straße fortſchleppte, wurde von einem wüthenden Weib unter hohnlachendem Jubel der Andern mit der Axt eine Hand abgehauen, und dann der Schädel geſpalten. Johnſton begnügte ſich nicht, die Schuldigen ſich ausliefern zu laſſen, ſondern ließ ſofort die wehrloſe Stadt angreifen. Der Kreiscommiſſär Chlapowski, der zur Ruhe und Geduld laut auf der Straße ermahnte, wurde von den Preußen niedergeſchoſſen, viele Menſchen getödtet, viele Häuſer geplündert. Chlapowski ſchleppte ſich in die Probſtei, der Pfarrer floh auf ſeinen Rath, da die Soldaten ihn niederzumetzeln gedroht hatten; die Soldaten drangen ins Haus, thaten nach dem zu Boden liegenden Chlapowski ſieben Schüſſe, plünderten das Haus, erbrachen die Kirche, beraubten die Kirchenkaſſe und den Opferſtock, zerſchlugen die Orgel, beſchimpften die Heiligenbilder,

ſchlugen den Vikar mit Kolben und Fäuſten zu Boden, und als ſie erfuhren, daß es nicht der Probſt noch ſein Bruder ſey, ließen ſie ihn gehen. Der ſterbende Chlapowski rief ihn um die Sterbſakramente. Im Begriff, ſie ihm zu bringen, wurde er wieder mit Bajonetten und Kolben zugerichtet, daß er beſinnungslos liegen blieb; andere ſchleppten ihn, bluttriefend am ganzen Körper, ins Gefängniß. Am 22. April wurde in Strzelno der acht und ſiebzigjährige Geiſtliche verwundet, am 4. Mai in Buck der Geiſtliche Bielski, als er von der Kirche in ſeine Wohnung gieng, von preußiſchen Soldaten meuchlings erſchoſſen.

Am 22. April floß viel Blut in einem Gefecht bei Adelnau, wo die polniſchen Freiſchaaren, denen die Stadt durch den königlichen Commiſſär eingeräumt war, von preußiſchen Jägern unter Oberſt Bonin angegriffen wurden. Am 26. April ſtürzten zehen preußiſche Huſaren mit Piſtolen und Kleingewehr, ohne den mindeſten Anlaß und ohne Meldung, in das Geſellſchaftszimmer der Gutsherrſchaft zu Slupi, wo gerade Geſellſchaft war, und erſchoſſen den Gutsherrn Sadovski, Angeſichts ſeiner Mutter und ſeiner Schwägerin, und dazu kommende Infanteriſten ſpalteten ihm mit Kolben den Schädel und verſtümmelten die Leiche mit Bajonetten, unter Hohngelächter und wilder Spottrede. Dieſe Bande war ohne Anführer, ein Aſſeſſor Göldner aus Schubin war mit ihnen gekommen.

Nichts empörte das polniſche Volk ſo ſehr, als die Beſchimpfung ſeiner religiöſen Sitte, ſeines katholiſchen Glaubens, die Zerhackung ſeiner Heiligenbilder, das Schießen nach den Bildniſſen des Gekreuzigten an den Straßen, die Mißhandlung oder Ermordung, Verhaftung oder Verjagung ſeiner Prieſter. Das, neben den andern Gräueln, verſezte das polniſche Volk in eine faſt thieriſche Wuth. Es griff zu Repreſſalien gegen Deutſche und Juden, und mordete und raubte auch ſeinerſeits. In Miloslaw wurden die Juden wie in Wreſchen mißhandelt, ihre Häuſer demolirt, Männer und Frauen verwundet, in Wreſchen ſogar gegen ſchuldloſe Judenmädchen von den Polen Gräuel verübt.

Je öfter ſolche Gefechte und Mordſcenen von dem Militär herbeigeführt wurden, deſto ſtärker ſammelte ſich überall das Volk; es ſah die Uebereinkunft nur für eine Hinterliſt an, und wollte ihr durch bewaffnete Verſammlungen entgegenwirken. Die Höhe

des Mangels an Disziplin zeigt der Ueberfall der Wohnung des königlichen Commiſſärs Williſen durch deutſche und jüdiſche Bevölkerung Poſens. Als dieſe das Hotel, das nur einige Schritte von der Commandantur und dem Generalcommando entfernt war, angriff und den dortigen Wachpoſten mit dem Geſchrei: Williſen verdiene keine Wache, vertrieb: Da hielten militäriſche Behörden belobende Standreden, das ließ man geſchehen unter dem Belagerungszuſtand; hätten die polniſchen Einwohner zu ſo etwas Miene gemacht, die hätte man mit Kartätſchen beruhigt.

Colomb ließ den königlichen Commiſſär ungeſtraft beſchimpfen. Er ließ die Hauptbedingungen der Uebereinkunft von ſeiner Seite unerfüllt, troz ihrer Genehmigung durch das Miniſterium. Wäre der Uebereinkunft gemäß ein höherer preußiſcher Offizier zur Oberaufſicht der polniſchen Freiſchaaren zeitig geſchickt worden, ſo wär manchem Mißverſtändniß vorgebeugt: Colomb ſchickte keinen, ſo viel er auch Offiziere hatte. Wären die polniſchen Freiſchaaren der Uebereinkunft gemäß in die poſenſche Diviſion eingeſtellt worden, ſo ſtanden ſie nicht mehr gegen die Preußen, ſondern unter den Preußen: Colomb ſtellte ſie nicht ein; wurden, wie es die Uebereinkunft verlangte, die fliegenden Colonnen zurückgezogen, ſo hörte das Unheil im Lande auf, das nur ſie theils anrichteten, theils hervorriefen: Colomb zog ſie nicht zurück, ſo ſehr ſie wütheten, ſo offen ihre Inſubordination, ihre Zuchtloſigkeit zu Tage lag. Es iſt klar, Colomb diente als Werkzeug einer böheren Gewalt, er mußte ſeine geheimen Inſtruktionen haben, auf ſolchem Wege die Polen dahin zu treiben, daß man ſie zum Aufgeben ihrer nationalen Forderungen auf dem Schlachtfelde zwingen könnte.

Statt der Uebereinkunft nachzukommen, bewirkte ſein Beiſpiel, daß ſowohl das Militär als die Beamten den Anordnungen des königlichen Commiſſärs wie der Uebereinkunft abhändig waren: nicht einmal Williſens kluger Anordnung, daß den Landräthen, die nicht polniſch verſtehen, ein der polniſchen Sprache kundiger, das allgemeine Vertrauen beſizender Kreisinſaſſe beigegeben werde, fügten ſich alle Landräthe, und der zeitweilige Landrath des gneſener Kreiſes erklärte dem königlichen Commiſſär, er werde keinen ſolchen Kreisinſaſſen annehmen, und wenn Herr von Williſen ſelbſt komme, ſo

könne er nicht für die Sicherheit der Perſon des königlichen Commiſſärs in Gneſen ſtehen.

So ſehr hatten die preußiſchen Truppen, berufen, Ordnung, Sicherheit und Geſez zu ſchüzen und zu erhalten, alle Bande der Disziplin zerſprengt, ſo rebelliſch waren die Civilbeamten gegen den Vertreter der höchſten Regierungsgewalt des Staates. Die bromberger Regierung und General von Brandt behaupteten in Bekanntmachungen, welche unter den Landleuten, ſelbſt in den Kirchen verbreitet wurden, die Gutsherren bezwecken die Wiederherſtellung der Leibeigenſchaft und die Preisgebung des Großherzogthums an Rußland. Dadurch ſollten die Landleute gegen die Gutsherren erbittert werden: die Mordſcenen in Gallizien konnten dadurch ein Nachſpiel in Poſen erhalten.

Der königliche Commiſſär ſah die Unmöglichkeit ein, bei dieſem Treiben der Behörden im Großherzogthum ſein Werk fortzuſezen. Er gieng nach Berlin, um ſich ausgedehntere Vollmachten auszuwirken und die Lage der Dinge darzulegen.

Das war die Loſung zu neuen offenen Gewaltthaten gegen die Polen. Colomb entſandte neue fliegende Colonnen, welche Mord und Brand im ganzen Großherzogthum verbreiteten und auch die ruhigſten Einwohner durch ihre Frevel empörten. Der militäriſche Terrorismus behielt Recht, ungeachtet das Staatsminiſterium nicht nur von Polen, ſondern auch von den Deutſchen, und zwar von den geiſtvollſten und durch Geburt wie durch Geſinnung edeln Deutſchen, in genaue Kenntniß der Zuſtände geſezt war. Potworoski, den das Miniſterium ſelbſt zum Oberpräſidenten machen wollte, ſchilderte mündlich und ſchriftlich demſelben die Lage der Dinge und die Wahrzeichen der nationalen Erbitterung, dabei ſchlug er die entſprechenden Maaßregeln vor. Statt darauf einzugehen, erſuchte das Miniſterium den Erzbiſchof Przyluski, ſelbſt und durch Geiſtliche ſeiner Diezöſe Worte der Ermahnung zur Eintracht und Brüderlichkeit zu predigen und predigen zu laſſen. Der Prälat erwiederte: „Dieſe war da, ſie ſchien unvergänglich, wurde durch meine Geiſtlichen von allen Kanzeln gepredigt und durch Gottesdienſt gefeiert. Eine feindliche Reaktion trat ihr entgegen und artete in eine Verfolgung des polniſchen Elements aus. Wenn auf dieſe Weiſe mit Waffengewalt die Ordnung hat hergeſtellt wer-

den ſollen, ſo wird das Miniſterium ſelbſt einſehen, daß ich unmög-lich Worte des Friedens im Namen der Kirche habe erlaſſen können; denn Gottes Wort ſoll und darf nicht durch Bajonette unterſtüzt werden. Das Volk wird aufgereizt und zu lokalen bewaffneten Verſammlungen provozirt durch die Unordnungen und Exzeſſe, die ſich das Militär und die Exaltirten unter den Deutſchen und Juden erlauben, von Beamten aufgehezt, die um ihre Stellen beſorgt ſind. Ich würde mich gegen die moraliſche Haltung des Volkes, die es gezeigt hat, verſündigen, wenn ich es jezt zur Ruhe, die es nicht ſtören will, ermahnen wollte. General von Colomb hat ſich ſelbſt bewogen gefunden, durch einen Corpsbefehl zu erklären, daß ein-zelne räudige Schafe unter den preußiſchen Truppen ſich befinden. Die Unterſuchung wird ergeben, daß dieſe Raude ſchrecklich um ſich gegriffen hat. Rechnet man dazu die geſchäftigen Agitationen der Beamten, ſo ſcheint mir die Zumuthung, das polniſche Volk durch einen Hirtenbrief zur Ruhe zu ermahnen, unbegreiflich, wenn die Unruhe von den Deutſchen und von dem Militär provozirt wird. Ich könnte es nur zur Duldung ermahnen, die ihm gewordene Schmach und Gewaltthätigkeiten aller Art in chriſtlicher Ergeben-heit zu ertragen, und dieſes kann ich dem Gouvernement gegenüber nicht, und wahrlich das Volk erträgt viel, und hat die Geduld eines Lammes. Vier Wochen ſind bereits verfloſſen, und es iſt noch kein Anfang von der feierlich verheißenen nationalen Reorganiſation ge-macht, und welche Rieſenſchritte hat ſeitdem die Reaktion gethan! Und doch iſt die Reorganiſation das geeignetſte Mittel, das Land zu beruhigen. Man ziehe das preußiſche Heer zurück und beginne zu reorganiſiren.“ Noch verwahrte ſich der Prälat gegen die An-ſchuldigung, daß Geiſtliche die Polen gegen die „Evangeliſchen“ aufhezen; mit Recht; denn die zwei thätigſten und berühmteſten Führer der Polen, Liebelt und Caſſius, waren beide deutſcher Ab-kunft, beide evangeliſch, der leztere ſogar evangeliſcher Prediger.

Die katholiſche Geiſtlichkeit zeigte einen hohen Geiſt der Frei-heit und der Vaterlandsliebe. Sie theilte die herrſchende Geſin-nung. Urheber derſelben war ſie nicht. Der allgemeine Volksgeiſt wird nicht gemacht, nur genährt. Und den Nationalgeiſt nährte die polniſche Geiſtlichkeit, gemäß ihrem Beruf, alles Sittliche, Edle im Menſchen zu pflegen. Die lange ſchwere Prüfungszeit, ſo ſprach

ſie dem Miniſterium gegenüber, hat der Kirche eine höhere politiſche Bedeutung gegeben. Während alle vaterländiſchen Erinnerungen und Heiligthümer, die Sprache nicht ausgenommen, in dem öffentlichen Leben geächtet ſind, finden ſie ihr leztes Aſyl an den Altären des Gekreuzigten, am Throne der Himmelskönigin, welche der patriotiſche Glaube auch zur Königin von Polen gekrönt hat. Vor der Angſt der Welt flüchtet darum ihr Volk in das ewige Reich Gottes, wo da iſt Friede und Freude im Geiſt. Das iſt es, was den politiſchen Einfluß der Geiſtlichkeit begründet, und er iſt wirkſam, nicht in aufgeſtacheltem Fanatismus, ſondern durch die Gewißheit der Treue, mit welcher ſie an ihrem Volke und an ihrem Vaterlande hängt.

Vergebens klangen die Stimmen des Erzbiſchofs und der Geiſtlichen und der edelſten Deutſchen und Polen in Poſen an die Ohren des Miniſteriums des Königs. Die falſchen Berichte der reaktionären Büreaukratie, der durch die allgemeine Volksbewaffnung verlezte Militärſtolz und die unter ruſſiſchem Einfluß ſtehende Hofpartei hatten das Uebergewicht.

Eine Cabinetsordre vom 26. April verfügte die zweite Theilung des Großherzogthums. Dieſe zweite Theilung ſtüzte ſich auf die Adreſſen, zu denen die Unterſchriften großentheils erſchlichen waren: im Miniſterium prüfte man nicht, ob ſie ächt oder unächt, ob ſie wahr oder erdichtet waren, und man berückſichtigte nicht, daß gegen dieſe Scheidung Poſens wie gegen das in den Adreſſen Geſagte mehr als hundert tauſend Einwohner mit ihrer Unterſchrift proteſtirten, darunter über die Hälfte Deutſche. Die Polen glaubten jezt nicht anders, als daß ſie getäuſcht worden, und zwar von Anfang an. Noch am 22. April hatte ein Theil angeſehenſter Polen ſich nach Berlin begeben. Der Miniſter von Auerswald ſagte ihnen in Gegenwart Williſens, daß General von Colomb Befehle erhalten, den Belagerungszuſtand der Stadt Poſen, wenn nicht ſehr wichtige Umſtände dazwiſchen träten, aufzuheben, preußiſche Garniſonen nur an den Orten, wo ſie verlangt würden, zu laſſen, und keine militäriſche Maaßregel ohne ausdrückliche Aufforderung der oberſten Civilbehörde zu ergreifen. Da auch die Cabinetsordre vom 26. April die Beruhigung des Landes für ausgeführt erklärte, ſo hofften die Rückkehrenden wenigſtens den Beginn der nationalen

Reorganiſation. Sie fanden ſtatt das Ende der Anarchie die preußiſchen Truppen ſengend und mordend.

Colomb leiſtete den Befehlen des Miniſteriums keine Folge. Der Belagerungszuſtand der Stadt Poſen wurde nicht aufgehoben und auf die polniſchen Freiſchaaren am 29. April, gegen den Willen der preußiſchen Civilbehörde und den Miniſterialbefehl, ein Angriff gemacht. Eine Verhaftung des Bürgermeiſters zu Xiaz durch den Commandirenden des dortigen Lagers benuzten die Umgebungen Colombs zum Vorwande, um ſofort ihrer Kampfluſt gegen die Polen den Zügel zu laſſen. Colomb hörte nicht auf den Oberpräſidenten, der die Sache friedlich beigelegt wiſſen wollte, und gab die Befehle zum Angriff. Das Lager bei Xiaz wurde überfallen und geſprengt. Die Gefangenen wurden auf empörende Art mißhandelt, und als man nachher einige neunzig entließ, brandmarkte man ſie zuvor alle mit einer ſchwarzen Beize am rechten Ohr und an der rechten Hand, aller Civiliſation zum Hohn. Dem Ueberfall von Xiaz folgten die Angriffe auf das Lager in Miloslaw. Die ſchleſiſchen und pomeriſchen Regimenter, im Vertrauen auf ihre Zahl und ihre überlegene Bewaffnung, kehrten ſich nicht an das Ungerechte dieſes Angriffs. Aber die Sturmglocke heulte durch alle Dörfer, ſelbſt die angeſeſſenen Bauern, die früher der Bewegung fremd geblieben, eilten jezt den Ihrigen zu Hülfe. Man fand Dörfer, welche ganz von der männlichen Bevölkerung verlaſſen waren. Auf den Ruf der Glocke war dieſe bewaffnet ausgezogen. Die Angriffe auf ſeine Geiſtlichen und ſeine Heiligen brachten den Bauern auf den Glauben, es gelte der katholiſchen Kirche, man wolle ſie deutſch und evangeliſch zugleich machen. Die Lager von Neuſtadt und Pleſchen eilten gleichfalls den Ihren in Miloslaw zu, und die Nothwehr der Verzweiflung ſiegte hier über die Preußen. Den von Colomb leichtſinnig begonnenen Bürgerkrieg beizulegen, dem Aeußerſten zuvor zu kommen, baten die Polen abermals das Miniſterium. Es ſchickte nicht mehr Williſen, ſondern den General von Pfuel, am 3. Mai erſt, nachdem es noch bei Wreſchen zu einem Gefecht gekommen war.

Pfuel beſtätigte ſogleich das von Colomb geſezwidrig verkündete Standrecht, und es ſchien als wolle er Theil nehmen an den in armes Bauernblut getauchten Lorbeeren der andern Generale, welche

die Bauernhaufen der Senſenmännner übermächtig mit Kartätſchen und Schrapnels niederſchmetterten. Dieſes Schreckensſyſtem konnte zwar Menſchen tödten, aber das Vertrauen nicht wieder gewinnen; es belebte vielmehr die Geſinnung, es fachte Haß, Rache, Verzweiflung und Todesluſt an. Pfuel glaubte dem Vorgeben Colombs, die Polen haben die Uebereinkunft gebrochen, und doch hatten nicht die Polen ſie gebrochen, ſondern Colomb und das preußiſche Militär. General Williſen erklärte dieß offiziell, öffentlich. Die Umgebungen Colombs ſuchten es umſonſt zu leugnen, das Miniſterium umſonſt es zu bemänteln.

Von der Uebermacht der von allen Seiten andringenden preußiſchen Truppen eingeengt, ſchloſſen die Führer der Polen am 9. Mai zu Bardo eine Capitulation, nach der ſie bei Piatkowoczarne die Waffen ſtrecken ſollten. In der Nothwehr, da die Unterhandlungen aufgehört hatten, war den Polen es nicht zu verdenken, daß ſie noch eine allgemeine Schilderhebung verſuchten, die aber mißlang. Die zu Bardo geſchloſſene Capitulation fand wenige Bewaffnete im Lager vor. Die Polen waren in kleineren Haufen abgezogen und verbargen ſich in den Wäldern, ihrer Sicherheit wegen.

Nach dem Krieg war der Zuſtand hundertfach trauriger als der Krieg ſelbſt. Das Land ſollte entwaffnet werden. Zu dem Zweck bewaffneten ſich Deutſche und Juden, ſammelten ſich zu Freiſchaaren, unter Führung eines gewiſſen Treskow, eines Grafen Lüttichau und jenes Göldners, verbanden ſich mit den fliegenden Militärcolonnen und verbreiteten im ganzen Land ihren Terrorismus. Jezt wurde gebrandmarkt, kahlgeſchoren, geprügelt, geknutet, geſchändet, geplündert, geſengt, gebrannt; Gefangene wurden von Soldaten auf dem Transport niedergeſchoſſen, namentlich wurden auch Stockprügel angewandt, auf offenem Markt in Gegenwart von Oberoffizieren, unter dem ſchändlichſten Hohngelächter, um das Geſtändniß abzuzwingen, daß die Unglücklichen im Beſiz von Waffen ſeyen *). Noch ärger als zuvor begann das Wühlen nach Waffen in den Kirchen, unter den umgeſtürzten Taufſteinen und Altären, in

*) Die Namen der Unglücklichen wie ihrer Peiniger, die Orte und die Tage für dieſe preußiſchen Thaten, ſind, von Deutſchen bezeugt, gerichtlich erhoben.

der Gruft, auf dem Kirchhof, beſonders in friſch belegten Gräbern. Nicht bloß nach Waffen, nach Geld vorzüglich ſuchte die Plünderungsſucht unter Spott und Läſterungen. Der plündernde preußiſche Soldat zündete, wenn er fertig war, an, Schlöſſer und ganze Dörfer, und ließ der Niedergemezelten Leichen und die kranken und verwundeten Polen in den Flammen der Häuſer verbrennen. Deutſche Beamte und Offiziere fragten ſich entſezt: „ob dieſe Rohheit des erbitterten ungebildeten Deutſchen, dieſe viehiſche Mordluſt, die ſelbſt den beſiegten Feind noch zu quälen und zu vernichten ſuche, ein Theil des deutſchen Weſens ſey *)?“

Ganz Polen beweinte in den Gemißhandelten ſeine Brüder, jeder Pole fühlte die Schläge mit, und unter dem Standrecht, zu einer Zeit, wo jeder Pole wie vogelfrei war, die Angeſehenſten flüchtig oder auf die Feſtungen geſchleppt waren, damit man ſie nicht wählen könne — ließ General Pfuel — zum deutſchen Parlament wählen.

Das iſt das Spiel, das mit der polniſchen Nation getrieben wurde, das ſeine Pacifikation. Zwei Parteien, ſagte man, hatten dabei ihre Zwecke: Die preußiſche Reaktion, um die Reorganiſation unmöglich zu machen; die ruſſiſche Partei, um die Sachen ſo weit zu treiben, damit der erſte Koſake, der über die Gränze käme, von den Polen als ein Erlöſer angeſehen würde, wie im Jahr 1846 in Krakau **).

---

*) Worte des Oberlandesgerichtsaſſeſſors Fiſcher, eines außerhalb Poſen gebornen Deutſchen.

**) Quellen: Eine lange Reihe von Aktenſtücken, Adreſſen, Proteſten u. ſ. w., die von beiden Parteien in Poſen an die deutſche Nationalverſammlung eingeſandt wurden. Darunter ganze kleine Werke, wie: 1) Miniſterielle Denkſchrift über die Ereigniſſe in Poſen. 2) Zur Beurtheilung der polniſchen Frage in Poſen, mit vielen Beilagen. 3) Offizielle Nachweiſung des Generals von Colomb und 4) Aktenmäßige Darſtellung der polniſchen Inſurrektion 1848, von L. v. Voigts-Retz. 5) Widerlegung der offiziellen Nachweiſung und einige Worte über die aktenmäßige Darſtellung. Von Koscielski. 6) Promemoria gegen den Anſchluß Poſens an Deutſchland, mit beweiſenden Beilagen von den Abgeordneten des polniſchen Nationalcomites. 7) Oeffentliche Stimmen edeldenkender Deutſchen aus dem Großherzogthum Poſen.

Schleswig-Holſtein.

In der Polenſache ſtimmten alle hervorragenden Männer der Rechten und der äußerſten Rechten, die der kirchlichen Partei angehörten, mit der Linken und äußerſten Linken. Radowiz erklärte die Wiedervereinigung der Glieder des zerriſſenen Polens zu einem neuen Staat für eines der bevorſtehenden, unausbleiblichen, wenn auch noch nicht näher zu ergründenden beſonderen Geſchicke. Die, welchen die Zerfleiſchung Poſens zur Laſt fällt, waren nur der militäriſch-abſolutiſtiſche Bruchtheil der Reaktionspartei; die reinkirchliche Fraktion derſelben ſympathiſirte mit den Polen. Der Haß und das Intereſſe jener großen religiöſen Geſellſchaft, die man mehr fühlt als ſieht, waren in gleicher Weiſe antiruſſiſch, und gegen Rußland ſehr thätig. Ihr Slavenreich iſt keines unter dem Szepter des Czaars, ſondern eines, das entſteht, indem dieſer Szepter bricht. Sie hält die Wiederherſtellung Polens, wie die Volkspartei, für eine Schuzmauer Deutſchlands. Die militäriſch-abſolutiſtiſche Art dagegen, weil ſie ſelbſt gerne den Satrapenſtab führt, nannte und nennt theils aus Neigung, theils aus andern Urſachen dieſe Idee eine hohle. In dieſem Sinn trägt die ganze preußiſche Camarilla ruſſiſche Farbe.

In der Polenfrage zeigte ſich, daß in der deutſchen Nationalverſammlung die Linke und die Rechte, ſich ergänzend, Großes hätten ausführen können, gemeinſam, durch Geiſt, Klugheit und Stimmen zuſammenwirkend.

Wenn aber die Linke den großen Bund freier Völker wollte, um ſich Feinde von den Flanken zu ſchaffen und ſie zu Freunden ſich zu machen: ſo ſah ſie ſich vom linken Centrum an, von allen andern Parteiſchattirungen entweder verlaſſen oder bitter bekämpft. Die Einen wollten die Freiheit der Völker nicht; die Andern wollten n u r die Größe Preußens oder n u r die Größe Oeſterreichs; wieder Andere wollten die Größe Deutſchlands, aber entweder d u r ch Preußen oder d u r ch Oeſterreich, und wollten darum beiden nicht zu nahe treten.

An den Sonderintereſſen verblutete das allgemeine Intereſſe; die Einzelbeſtrebungen waren eben ſo viele Dolchſtiche für das neue Deutſchland. Wollte die Linke Italien ſelbſtherrlich und ſelbſtändig, es aus einem Feind zu einem Freund und Bundesgenoſſen machen; ſo war das linke Centrum größtentheils und von da an Alles bis zur äußerſten Rechten dagegen, ſelbſt die kirchliche Partei nicht ausgenommen, die in dieſer Frage ſich paſſiv hielt, oder ein doppeltes Spiel ſpielte; nur die Preußen des beſonderen Preußenthums wollten Italien von Oeſterreich gelöst ſehen. Dagegen, wo es gegen Rußland galt, d. h. wo es die Schwächung ſeiner Macht galt und nicht die Unterſtüzung des Abſolutismus, der Europa umnezen will — da war die kirchliche Partei mit der Linken, die von der Donau, vom Lech, vom Rhein und von der Weſer.

So war es in der Sache Schleswig-Holſteins; aber nur Anfangs.

Poſen, ſo ſagten Viele, dieſe Feſtung, erbaut von deutſchem Geld durch deutſche Kunſt, an die Polen weggeben, das hieße den Schlüſſel Deutſchlands im Oſten verſchleudern, und ſtatt die Einrichtungen deutſcher Freiheit nach Außen zu wahren, eines Tags die Ruſſen hereinlaſſen. Die Abtretung des Großherzogthums Poſen in ſeinem ganzen Umfange, wäre ein Verbrechen gegen mehr als 200,000 Deutſche darin, eine Thorheit gegen die eigene Sicherheit, eine Ungerechtigkeit gegen einen deutſchen Staat, gegen Preußen, das mit Poſens Verluſt den Zuſammenhang des Ganzen verlöre; es hieße Deutſchland ſchwächen*).

Alles das galt in unendlich höherem Grade von Schleswig-Holſtein. Aber dieſelben Leute, welche ſo von Poſen ſprachen, gaben ſpäter Schleswig-Holſtein preis, den Dänen zum Raube, den Ruſſen und Engländern zum großen Nuzen, Deutſchland zu Schaden und Schmach.

Zu gleicher Zeit, da die Felder Poſens, durch Schuld des abſonderlichen Preußengeiſtes, und unter dem Einfluß und dem Intereſſe Rußlands von reichlich vergoſſenem Polenblut, aber auch von deutſchem Blut rauchten: floß edles deutſches Blut an der

---

*) Gersdorff: „Auf welche Weiſe dürfte die Poſener Frage zu löſen ſeyn.“ S. 11 — 14.

deutſchen Nordküſte, in Schleswig-Holſtein, und die ruſſiſche Politik, neben der engliſchen, ſpielte hier die Hauptrolle.

Grauſe Mährchen erzählte ſich aus barbariſchen Zeiten her das Volk Abends beim Lichte ſeit Jahrhunderten von ſchaudervollen Thaten wider die Natur, wie der Sohn den Vater erſchlagen und der Bruder den Bruder, und wie an der Mauerwand und auf dem Boden die dunkeln Blutflecken unvertilgbar ſeyen, durch keinen Zauber, durch keine Kunſt zu heben und durch jede Uebertünchung mit ihrem ſchrecklichen Roth wieder durchſchlagen, zum Entſezen Allen, die es ſehen, oder nur hören. Aber grauſer als dieſe alten Mähchren klingt jezt die Geſchichte von dem, was die deutſche Politik an Schleswig-Holſtein gethan, und grauſiger ſind die Farben, mit welchen die von da heimkehrenden Freiwilligen die Einzelheiten der Mordthat ſchildern. Das ſind die Blutflecken der neuſten deutſchen Geſchichte, die unvertilgbar, unauslöſchlich fortbrennen.

Nach den Vorſpielen der Jahre 1846 und 1847 *) brachte das Jahr 1848 den Bruch auch zwiſchen Dänemark und Schleswig-Holſtein. Der Kampf in Schleswig-Holſtein glänzt beim Beginn der deutſchen Bewegung vor vielem Anderem.

Die große Bewegung, die durch Europa gieng, ergriff zuerſt Dänemark, dann erſt die Herzogthümer Schleswig-Holſtein.

Hier beſonders auch zeigte ſich, daß die Ideale und die Wirklichkeit in der Politik noch nicht eins ſind, und daß, was hier den Namen Demokratie trägt, darum noch nicht mit der Demokratie dort gleich denkt und handelt, und daß bis jezt nicht die Ideen, ſondern die materiellen Intereſſen die Führer der Völker leiten, und — die Völker ſelbſt. Im kleinſten Dörfchen der Chriſtenheit iſt unter den Einzelnen die Rückſicht auf das eigene Ich und auf den eigenen Nuzen das Erſte und Vorherrſchende, troz des ſchönen Idealismus der Chriſtuslehre. So lang wird das materielle Intereſſe, allen ſchönen Redensarten zum Troz, die chriſtlichen Staatenregierungen und Völker als erſtes und vorherrſchendes leiten, bis die Fürſten, Miniſter und Völker ideale Menſchen und Philoſophen, oder kurz geſagt, Chriſten in Wahrheit geworden ſind.

---

*) Man vergleiche darüber den III. Band von Wirths Geſchichte der deutſchen Staaten.

Die wüthendſten Feinde der Schleswig-Holſteiner waren von Anfang an die Demokraten Kopenhagens.

Die demokratiſche Partei in Kopenhagen und ihr Führer Orla Lehman glichen darin der Demokratie der ſlaviſchen Lande, daß ſie, wie dieſe eine große ſlaviſche Föderativ-Republik, ein allgemeines ſcandinaviſches Reich auf der Grundlage der freieſten Geſezgebung anſtrebten. Am 21. März 1848 bildete ſich eine Rieſenverſammlung vor dem Schloß in Kopenhagen, und der König warf ſich dem Führer der Volkspartei Orla Lehman in die Arme: dieſer trat an die Spize des Miniſteriums. Hätte der König auch nicht ſelbſt gewollt, der Volkshaufen von mehr als 15,000 Menſchen hatte ihn genöthigt, ihn den deutſchen Bundesfürſten und Landesherrn der Schleswig-Holſteiner, ſich mit Rathgebern zu umgeben, deren Wahlſpruch ſchon ſeit Jahren war: „Dänemark bis zur Eider.“ Die ihm auf ſolche Weiſe aufgedrungenen Rathgeber veranlaßten den König Friedrich VII., am 24. März einen Erlaß auszuſtellen, welcher das Herzogthum Schleswig von Holſtein lostrennte und es Dänemark, gewaltſam und entſchieden, ohne Berückſichtigung des Rechtsſtandes, einverleibte. Schon die Andeutung von einer ſolchen Möglichkeit im Programm des neuen Miniſteriums vom 21., verurſachte in Schleswig und Holſtein eine große Aufregung. Man ſchickte Abgeordnete nach Kopenhagen, mit dem doppelten Zweck, einmal die ſtaatsrechtlichen Verhältniſſe beſonders zu ſchüzen, und dann um den Anſchluß an den deutſchen Bund auch für Schleswig zu beantragen. Die Abgeordneten der Herzogthümer kamen am 22. in Kopenhagen an, nur mit Mühe ſchüzten die Studenten ſie vor der Volkswuth, ſie mußten bei dem engliſchen Geſandten eine Freiſtätte ſuchen.

Man hielt ſie von Hof aus künſtlich auf, und auch bei ihrem Abgang wieder war ihr Leben bedroht. Bei Hofe ſtellte ſich der König, wie er es für Dänemark in Wahrheit war, auch für Schleswig-Holſtein als unfrei in ſeinen Handlungen dar, als gezwungen von dem däniſchen Volke, gegen ſeine deutſchen Lande und deren Bewohner einen Staatsſtreich auszuführen. Die Antwort des Königs lautete auf Einverleibung des Herzogthums Schleswig; die Einigung des Königreichs ſey unerläßlich; Holſtein habe freiere Einrichtungen und ein beſonderes Militär- und Finanzweſen zu

hoffen, „wenn die allgemeinen Angelegenheiten erſt alle geordnet wären.“

Noch ehe die Antwort des Königs nach Kiel oder nach Holſtein gelangen konnte, hatten die Gewißheit von den Kriegsrüſtungen, die ſehr umfaſſend in Dänemark betrieben wurden, die Beſorgniß, daß die an's Ruder gekommene revolutionäre Partei in Kopenhagen es bis dahin treiben würde, und die dadurch geſteigerte Aufregung, zur raſchen Entwicklung der Ereigniſſe geführt.

Die demokratiſch-nationale Partei in Dänemark war der Anſicht, und nicht ohne Grund, bei der gänzlichen Lostrennung der Herzogthümer möchte die Exiſtenz von Dänemark ſelbſt auf dem Spiele ſtehen, durch die Einverleibung wurde es bis auf einen gewiſſen Grad mächtig. Dieſen politiſchen Standpunkt mußten die Sachverſtändigen in Schleswig-Holſtein voraus ſehen und würdigen, eben ſo die Schritte, welche jene Partei in Folge dieſes Standpunkts nothwendig thun mußte; ſie mußten darum auch nothwendig ihre Maaßregeln darnach nehmen. In der Nacht des 24. März, da man im ganzen holſteiniſchen Land in dem Sieg der kopenhagener Bewegungspartei geradezu eine Kriegserklärung gegen die Herzogthümer ſah, bildete ſich in Kiel eine proviſoriſche Regierung, die in dem Briefe des Königs von Preußen, den er an den Herzog von Auguſtenburg ſchrieb, und worin er die Untrennbarkeit der Herzogthümer zu wahren verſprach, eine ſtarke moraliſche Stüze fand.

Der Brief des Königs datirt vom 24. März, zu der Zeit konnte man in Berlin noch gar keine Nachrichten über das haben, was am 21. in Kopenhagen, am 24. in Kiel geſchah. Der von Dänemark beabſichtigte Staatsſtreich aber war kein Geheimniß. Ihm vorzubauen, war der Zweck des Briefes.

Nach dem Bundesbeſchluß vom 17. September 1846, veranlaßt durch den „Offenen Brief“, war der deutſche Bund wie jeder deutſcher Bundesfürſt verpflichtet, die Erbrechte des holſteiniſchen Fürſtenhauſes auf Schleswig wie überhaupt die Rechte „Aller und Jedes“, folglich auch die Rechte des Bundeslandes Holſtein auf Verbindung mit Schleswig zu ſchüzen. Preußen hatte überdieß damals noch eine beſondere Erklärung abgegeben, und der König hoffte, durch ſein jeziges Schreiben, daß er die Rechte der Herzogthümer

gegen jeden Angriff ſchüzen wolle, die Dänen von ungeſezlichen und übereilten Schritten abzuhalten.

Dieſer Brief wurde aber an demſelben Tag in Berlin geſchrieben, an welchem in Kopenhagen die Einverleibung Schleswigs veröffentlicht und in Kiel die proviſoriſche Regierung eingeſezt wurde. Ob der Brief, wenn er zu rechter Zeit in Kopenhagen bekannt geworden wäre, dem Staatsſtreich vorgebeugt hätte, und ob das neue Miniſterium aus Furcht vor Preußen zu Unterhandlungen ſeine Zuflucht genommen hätte, iſt ſehr zweifelhaft. Dagegen haben Männer der Reaktion ſpäter erklärt, der König von Preußen ſey allerdings der Erſte geweſen, der die in den Herzogthümern ausgebrochene Erhebung unterſtüzte; allein der König von Preußen ſey in ſeinen damaligen Worten und Handlungen gewiſſermaßen in einer Lage geweſen, auf welche der Begriff der „Unfreiheit" Anwendung finde. Es werde es Niemand leugnen wollen, daß unter den unmittelbaren Eindrücken der berliner Märztage wenigſtens ein moraliſcher Zwang geherrſcht habe. Dieſer habe dem Könige vor allem eine Gelegenheit willkommen erſcheinen laſſen, ſeine Garden aus Berlin zu entfernen, und ſie auf irgend eine Weiſe wieder in der öffentlichen Meinung zu reſtituiren, die damals die Oberhand hatte. Die ganze Betheiligung Preußens, wenigſtens Anfangs, ſey nur ein Ausfluß einer ſolchen augenblicklichen Stimmung geweſen*).

Wunderbar! und dieſes Wort aus dem eigenen Lager wollte man nachher als eine Unrichtigkeit darſtellen, und man behauptete, die berliner Märzereigniſſe haben auf die von dem berliner Cabinet befolgte Politik durchaus keinen Einfluß gehabt. Zwiſchen dem Miniſterium aber, dem König und der Reaktionscamarilla muß man immer unterſcheiden. Zwei Garderegimenter waren es auch zuerſt, die auf dringendes Anhalten der proviſoriſchen Regierung in Holſtein dahin eilten, um einem däniſchen Angriff auf die deutſche Feſtung Rendsburg zuvor zu kommen. Durch Beſchlüſſe vom 4. und 12. April forderte der deutſche Bund Preußen ſogar auf, die Vermittlung des Streites zwiſchen Dänemark und den Herzogthümern auf der Grundlage der unverkürzten Rechte Holſteins und

*) Der deutſch=däniſche Krieg und Preußen, ein Aufſaz in der A. A. Ztg. 1849. Nro. 181. Beil., welcher die preußiſche Politik vertheidigt.

ſeiner ſtaatsrechtlichen Vereinigung mit Schleswig zu bewirken. Der Bundestag, der dieſe Beſchlüſſe faßte, war der nach der Bundesakte von 1815 beſtehende Bundestag, und den Vorſiz dabei führte der öſterreichiſche Bundesgeſandte Graf Colloredo.

Schon lange war in ganz Deutſchland warme Theilnahme für den nordiſchen Bruderſtamm, bei der gewaffneten Erhebung deſſelben für ſeine Rechte wurde ſie zur hellen Flamme. Freiſchaaren bildeten ſich in großartigem Maaße und zogen den Brüdern zu Hülfe und die Geldſendungen fielen reichlich aus. Die Erhebung war ſo ganz und gar geſezlicher Art, auch der geſezlichſte Bürger und Beamte durfte ſich erlaubter Weiſe dafür begeiſtern, und ſelbſt die Stillen im Lande und die Rechtgläubigſten ſammelten für „Schleswig-Holſtein meerumſchlungen." Für die Sachverſtändigen in Politik und deutſcher Vaterlandsliebe war dieſes Küſtenland darum ſo wichtig, weil es zu einer Seemacht und damit zur nationalen Größe Deutſchlands unentbehrlich war, neben den Erinnerungen, welche die Geſchichte an dieſe nördlichen Lande knüpft und die allein ſchon verboten, eine Scholle dieſes ruhmvollen Bodens abzutreten, um ſo mehr, da ſelbſt die Jüten, die Bewohner des nördlichen Theils der Halbinſel, eben ſowohl als die andern ein urſprünglich deutſcher Volksſtamm waren *). Auch das ſprach bei jedem guten Deutſchen für Schleswig, daß die Schleswiger nicht erſt, als ſich Deutſchland erhoben hatte, ſondern, wie Jakob Grimm in der Paulskirche ſagte, als wir noch in Schmach lagen, lieber mit dem geringen Deutſchland verbunden ſeyn wollten, als ohne Deutſchland fortleben; daß ſie ſo recht darin das deutſche Herz gezeigt hatten. Die Induſtriellen endlich waren ſehr für Schleswig-Holſtein eingenommen, weil ſie ſehr wohl einſahen, daß der Erwerb dieſes Küſtenlandes zugleich die Bedingung der Verbeſſerung der materiellen Lage Deutſchlands ſey.

Diejenigen, die ſich nur begeiſtern für oder wider eine Sache nach höherer Weiſung, nach vornehmem Vorgang oder dem Zug der Mode, und die, deren Haß und Liebe nach dem Zeiger der Hofuhr ſich richtet, waren im Anfang der ſchleswig-holſteiniſchen Sache, wie die Andern, mit Worten und mit der That zugethan.

---

*) Nach Jakob Grimms, des beſten Gewährsmanns, Unterſuchungen.

Denn auf das Geheiß ihrer Fürſten, ohne deren ſchleswig-holſteiniſche Theilnahme in ſo großem Maaßſtab ſelbſt der Freiſchaaren Abgang nicht möglich geweſen wäre, giengen nicht bloß verſchiedene Heerabtheilungen — dieſes im Auftrag des Bundestags — nach Holſtein ab, ſondern auch Geldſpenden und Unterſtüzungen aller Art. Was ein deutſcher Fürſt ſeyn wollte, der machte dieſe allgemein deutſche Sache zu der ſeinen, und zu der ſeines Hofs und ſeiner Beamten, wenn nicht — der Einfluß von Rußland oder die Rückſicht auf Rußland mächtiger waren.

König Ludwig von Bayern war derjenige Fürſt, der den andern in der Theilnahme vorleuchtete. Nicht nur Geld und Kriegsbedarf ſchickte er nach Schleswig-Holſtein, ſondern auch tüchtige von ihm freigebigſt ausgerüſtete Offiziere. Der leztern bedurfte das junge ſchleswig-holſteiniſche Heer am meiſten, denn die an die Spize der Schaaren ſich ſtellten, waren größtentheils keine kriegserfahrenen Führer.

Auch aus andern Staaten kamen freiwillige Offiziere, doch die bayriſchen wurden die bekannteſten und beliebteſten, vor allen der Major von der Tann. Unter ſeiner Führung ſtießen die deutſchen Freiſchaaren auch zuerſt mit den Dänen zuſammen, die gegen 12,000 Mann ſtark in Schleswig einrückten. Die Streitkräfte der Holſteiner waren nur 6000, die Dänen beſezten Flensburg. Bei dieſer Stadt kam es am 9. April zu einem Hauptgefecht, in welchem die Freiſchaaren, beſonders die kieler Studentenwehr, ſich heldenmüthig ſchlugen; die lezte unter ſchwerem Verluſt. Der Nationalhaß der Dänen, die an Geſchüz und Reiterei ſehr überlegen und durch das Feuer von ſieben kleineren und größeren Kriegsfahrzeugen unterſtüzt waren, vernichtete ſie; ein Müller telegraphirte den Dänen mit ſeinen Windmühlen die Stellung der Deutſchen. Unter dem Kugelregen des däniſchen Geſchüzes und den Anfällen der Dragoner hielten ſich das fünfte Jägerkorps, die Studenten und die Turner vier Stunden lang; viele Söhne der erſten Familien Schleswig-Holſteins, aus dem Adel und aus dem Bauernſtande, ſtarben hier für's Vaterland, aber viele verbluteten zuvor durch ihre Schüſſe. Die preußiſchen Garden ſahen unthätig dem nahen Kampfe zu, ſie hatten von Berlin ausdrücklichen Befehl, vorläufig nicht angriffsweiſe

zu verfahren. Die Holſteiner mußten ſich zurückziehen, die Dänen beſezten Schleswig mit Feuer und Schwert und ſchleppten die Angeſehenſten des Herzogthums, deren deutſches Herz bekannt war, barbariſch nach Dänemark weg.

Erſt am 22. April erhielten die Preußen und die Hannoveraner die Erlaubniß zum Angriff; ohne ihre Geſchüze abzuwarten, nahmen die preußiſchen Soldaten Danevirke im Sturm, dann die Stadt Schleswig und das Schloß Gottorp; die Dänen flohen in der Dunkelheit nach ihren Schiffen. Am 23. und 24. April kam es bei Flensburg mit der Hauptmacht der Dänen wieder zum Treffen. Die Holſteiner, die Freiſchaaren und das zehnte deutſche Armeekorps fochten gleich tapfer, die Dänen zogen ſich zurück mit großem Verluſt; die Deutſchen rückten gegen Jütland vor, in Jütland ein, unter des preußiſchen Generals Wrangel Oberbefehl. Fridericia wurde beſezt und vergebens von den Dänen beſchoſſen. Vorgerückt bis Gerſenz, nach einem Gefecht bei Sundewitt wieder zurückgegangen, rückten die deutſchen Truppen wieder vor bis zur Gränze Jütlands. Wrangel berief Verſtärkungen. Man erwartete in ganz Deutſchland eine ſchnelle vollſtändige Entſcheidung und einen günſtigen Frieden, worin Schleswig wie Holſtein zu Deutſchland käme, der Sundzoll aufgehoben und durch die Theilung der von den Herzogthümern zur Hälfte bezahlten und darum zur Hälfte ihnen gehörigen Dänenflotte Deutſchland ſchnell in den Beſiz des Kerns einer Seemacht geſezt würde.

Die ſchleswig-holſteiniſche Sache war in Deutſchland immer volksthümlicher geworden. Die Siege des deutſchen Heeres dort wurden von allen Parteien, auch von der äußerſten demokratiſchen, mit gleicher Freude aufgenommen, da die leztere den Kopenhagener Demokraten zwar die Freiheit gönnen wollte, aber ſo, daß Dänemark erobert und ein Vorwerk des freien Deutſchlands im Norden würde. Die Erzählungen von den Thaten und Abenteuern der Freiſchaarenführer, im Volksmund ins Sagenhafte ausgeſchmückt und Hunderte von Anekdoten ihrer Perſönlichkeit liefen durchs deutſche Volk, und dieſer Krieg hatte die doppelte Poeſie für ſich, einmal die des Kampfes für altes gutes Recht, und dann die eines Guerillaskrieges, und man erzählte ſich von der Heldengeſtalt des Majors von der Tann, wie er, umwallt vom weißen Reitermantel,

auf flüchtigem Renner durch die braune Haide Allen voranflog, und beim Stürmen der Erſte auf der Schanze war, gerade ſo wie man einſt in Deutſchland von den Heldenabenteuern der Templer und Deutſchritter im Morgenland und an den Küſten der Oſtſee ſich erzählte. Selbſt das Landſchaftliche dieſes Krieges, die düſteren Haideberge und Thalkeſſel mit den blizenden Seen, das meerumrauſchte Felſengeſtade und der Himmel des Nordens wirkten mit zur Romantik dieſes Kampfes, für den Frauen und Jungfrauen durch ganz Deutſchland hin ſich begeiſterten, ihr Geſchmeide opferten und kunſtvolle Arbeiten ihrer Hände, oft in ſtillen Nächten gemacht, verlooſten zu Gaben nach Schleswig-Holſtein.

Sehr viel auch, den Kampf und die Sache volksthümlich zu machen, trug bei, daß Schleswig-Holſtein in der Wiſſenſchaft und Literatur ſo zahlreich und durch ſo bedeutende Männer vertreten war. Dieſe gewannen die ganze Gelehrtenrepublik Deutſchlands für die Sache ihres Heimathlandes, und wußten durch ununterbrochene Thätigkeit in Zeitungen und Flugſchriften die Sympathie des Volkes von den Mündungen der Elbe und der Weſer bis zu den Quellen der Donau und des Rheins friſch zu erhalten. Die ſchleswig-holſteiniſchen Abgeordneten in der deutſchen Nationalverſammlung bildeten die Seele der Partei Gagern's, einige waren im linken Centrum, von den leztern Clauſſen und Engel von Pinneberg, von den erſtern Dahlmann, Droyſen, Esmarch, Michelſen, Gülich, Neergard, Beſeler, ſpäter zwei; Waiz und Rieſſer, auch Franke, der aber der Sache nur ſchaden konnte.

Alle dieſe Männer, den leztern ausgenommen, waren ſeit Jahren geübt in politiſchen Kämpfen, von eben ſo tiefer Ueberzeugung vom Rechte ihres Heimathlandes, als zäher Ausdauer für dieſelbe. Dieſe Männer wußten mit viel Geſchick die Sache ihres kleinen beſondern Heimathlandes als treibenden Sauerteig in das allgemein deutſche Verfaſſungswerk einzumengen, daß das leztere durch die erſtere im Weſentlichſten ſeiner Form bedingt wurde; theils aus Dankbarkeit für die preußiſche Hülfe, theils um für die Zukunft unter dem Flügel des preußiſchen Adlers, des nächſten mächtigen Nachbars, ſicher zu ſeyn, waren die ſchleswig-holſteiniſchen Abgeordneten vor andern befliſſen, Preußen an die Spize eines deutſchen Reiches zu bringen, und da den meiſten von ihnen die Wahl in den Verfaſ-

fungsausſchuß glückte, die einzelnen Verfaſſungsbeſtimmungen im Entwurf vorn herein und unmerklich ſo anzulegen, daß, wenn es zu einer Kaiſerwahl käme, der Eintritt für Oeſterreich dadurch erſchwert oder unmöglich, für Preußen das Kaiſerthum gewiß wäre.

Das wurde für die allgemein deutſche Sache ſehr verhängnißvoll.

Hatte auch der König von Preußen, hatte die Camarilla der Reaktion zuerſt die preußiſchen Garden auch nur in dem Gedanken hingeſchickt, „daß dem Heer eine Gelegenheit geboten werden müſſe, nach den Unglückstagen in Berlin wieder zu militäriſchem Selbſtgefühl zu gelangen", und hatten politiſche Leute am Hofe gleich Anfangs Preußens bewaffnete Einmiſchung für einen Fehler erklärt: ſo war doch die Politik des Miniſteriums bis Ende Juni eine vollkommen deutſche in der ſchleswig-holſteiniſchen Frage geweſen.

Um die Mitte des Juni trat Baron Arnim aus dem Miniſterium, und es griff nun eine andere Politik Plaz, die in dem Krieg mit Dänemark derjenigen Politik gerade entgegengeſezt war, welche die Ehre und das Recht Deutſchlands verlangte.

Die Reaktion war in Berlin ins Miniſterium getreten, und zwar diejenige Seite der Reaktion, welche von Rußland aus elektriſirt wurde. Nun wurden diejenigen Befehle vom Miniſterium aus nach Schleswig-Holſtein gegeben, welche bisher von Zeit zu Zeit insgeheim, wie nach Poſen, ſo nach Schleswig, auf anderm als miniſteriellem Wege gekommen ſeyn ſollen und müſſen, nach dem Gang, den die Dinge dort nahmen.

Nach der Schlacht bei Danevirk und Schleswig — und noch nach Jahr und Tag bei ganz ruhiger Prüfung — wurde behauptet, der preußiſche Feldherr Wrangel habe es nach dieſer Schlacht in ſeiner Gewalt gehabt, die däniſche Armee zu vernichten; es wäre ſehr leicht geweſen, das ganze Heer aufzureiben oder gefangen zu nehmen und den Krieg mit Einem Schlag zu Ende zu bringen: ohne Heer hätte Dänemark den Krieg nicht fortſezen können, und Deutſchland wären damit große Opfer erſpart geweſen. Statt deſſen habe man das däniſche geſchlagene und zerſprengte Heer nach der Schlacht — entkommen laſſen. Des preußiſchen Miniſteriums

Schuld ſey das nicht geweſen *). Aus eigener Neigung handelte Wrangel nicht ſo.

Der deutſche Bund hatte die proviſoriſche Regierung Schleswig-Holſteins anerkannt, Schleswig war in den deutſchen Bund aufgenommen worden, Preußen beauftragt dieſe Aufnahme zu vermitteln, Madai ſaß als Bundesgeſandter zu Frankfurt, die ſchleswig-holſteiniſchen Abgeordneten ſaßen im deutſchen Parlament; die Zollgränze zwiſchen Jütland und Schleswig fiel, und eine Abordnung von Nordſchleswig, das als däniſch geſinnt in den Ruf gebracht war, proteſtirte gegen jede Lostrennung von Deutſchland.

Da, als Schleswig ſchon ganz von den däniſchen Truppen geſäubert iſt, die deutſchen Bundestruppen im Herzen von Jütland ſtehen, und zur Entgeltung für die Wegnahme deutſcher Schiffe durch die Dänen eine Contribution von zwei Millionen Spezies im Lande ausgeſchrieben iſt: da tritt plözlich der Rückzug der Bundestruppen ein; nicht blos Jütland, ſelbſt der nördliche Theil von Schleswig wird geräumt, plözlich, unerklärlich für die Deutſchen im Norden und Süden. — Die Aufregung, die Entrüſtung war groß. Aus den ſo plözlich geräumten Landen flüchtend, bedeckten Hunderte von Familien die Straßen, aus Furcht vor Wegſchleppung oder Mißhandlung durch die Dänen.

Von Seiten der Reaktion ſagte man, Jütland ſey aus politiſchen, Schleswig aus ſtrategiſchen Gründen geräumt worden.

Daß es ſtrategiſche Gründe nicht waren, wurde ſogleich dadurch klar, daß General Wrangel, in Folge anderer Weiſung, gleich darauf wieder vorrückte, ohne auch nur eine Spur von Verſtärkung erlangt zu haben. Zudem war der Rückzug geſchehen ein paar Tage vor Eintreibung der ausgeſchriebenen Contribution. Die Dänen ſchleuderten den Deutſchen den bitterſten Hohn nach. Sie ſchlugen überall Plakate an und ſandten ſolche in die deutſchen Quartiere, worin ſie den General Wrangel erſuchten, ihnen doch ſeine Adreſſe zu geben, damit ſie ihm die Contribution nachſchicken könnten.

Der Rückzug geſchah in Folge der Friedensvorſchläge Eng-

---

*) Der deutſch-däniſche Krieg und Preußen. A. A. Zeitung 1849 Nr. 206 Beil. Dieſer Aufſaz hat alle Kennzeichen einer beſt unterrichteten Feder.

lands, vorzugsweiſe aber wohl in Folge einer ruſſiſchen Note. Rußland war es auch hier, das den entſcheidenden Einfluß übte, und mit der Reaktionscamarilla in Berlin zuſammen ſpielte.

Und wie in Poſen, ſo in Holſtein, wie in Berlin, ſo in Frankfurt riefen die dafür Beſoldeten und die durch ſie Eingeſchüchterten: „Nur keinen Krieg mit Rußland! ſein Heer iſt zu kriegsgeübt, die Gefahr von Rußland iſt zu groß!" Nun? entgegnete man dieſen, warum waffnet und rüſtet man am Rhein gegen ein Volk, das uns die befreundete Rechte bietet? Warum ſchickt man die Truppen nicht an die ruſſiſche Gränze, wo alſo wirkliche Gefahr vorhanden iſt? Die auswärtige Diplomatie malte auch hier wieder Geſpenſter an die Wand, und dieſe Geſpenſter wurden von Vielen für wirkliche Geſtalten angenommen, ſelbſt von preußiſchen Diplomaten, die der ruſſiſchen Diplomatie nie gewachſen waren, nicht einmal der öſterreichiſchen.

Die ruſſiſche Politik in der Sache Schleswig-Holſteins war ſehr fein, und ſagte von ſich ſelbſt, ſie ſey von nichts als vom wärmſten Intereſſe für Deutſchland geleitet. Die ruſſiſche Politik, die verſchmizteſte unter allen, gab in Berlin Rathſchläge mit der Miene, als fördere ſie auf das Freundſchaftlichſte die Ausgleichung der deutſch-däniſchen Händel, und zu gleicher Zeit gab ſie Rathſchläge zu Kopenhagen, wodurch ein Erfolg einer für Deutſchland günſtigen Ausgleichung unmöglich wurde. Von den deutſchen Waffen bedrängt, wandte ſich Dänemark im Sommer 1848 an Rußland um Hülfe. Wenn Rußland, war die Antwort, jezt Dänemark Hülfe leiſte, ſo werde es deſſen Sache nur verſchlimmern. Rußland hatte damals in ganz Europa kein Kabinet, das ihm befreundet war, und wenn es jezt ſchon für Dänemark entſchieden aufgetreten wäre, ſo war eine Niederlage, und zwar eine für Rußland empfindliche, auf dem Feld der Diplomatie gewiß. Seine Streitmacht war damals nur in den Zeitungsartikeln koloſſal, in Wahrheit konnte Rußland damals nicht viel Kräfte außerhalb ſeiner Gränzen verwenden, da die Zeitverhältniſſe ſeine Hauptmacht in den Feſtungen und auf dem Boden Polens feſſelten, die übrigen Streitkräfte von andern Punkten des Reiches in Anſpruch genommen waren, und zudem in ſeinem Heere die Seuche wüthete. Um ſo ſtärker ließ Rußland durch die Seinen in der deutſchen Preſſe und von

deutſchen Rednerbühnen ausmalen, wie ungeheuerlich die Macht Rußlands gegen Deutſchland herein drohe.

Darum gab jezt Rußland dem däniſchen Hofe den Rath, die Sache hinzuziehen, und verſprach ſpäter allen Vorſchub; zugleich wirkte Rußland an den geeigneten Orten im Stillen dahin, daß die Entſcheidung dieſer Sache verſchleppt und weiter hinausgeſchoben wurde. So proteſtirte es gegen den engliſchen Vermittlungsvorſchlag, nach welchem Schleswigs Bevölkerung abſtimmen ſollte, ob ſie zu Deutſchland oder Dänemark gehören wolle. Eine ſolche Abſtimmung, ſagte Rußland, würde von nachtheiliger Conſequenz ſeyn, und zudem Deutſchland durch den Beſiz der ſchleswigiſchen Küſten eine Seemacht werden *).

Schritten die Siege und Waffen der Deutſchen in Schleswig-Holſtein noch weiter fort, ſo war der Krieg entſchieden und aus, und Deutſchland auf dem Weg zur Größe, ſtatt auf dem Weg zur Schwächung, wie Rußland wollte. Darum war es erſtens in Stockholm bemüht, Schweden zu einer feindſeligen Haltung gegen Deutſchland, wo möglich zu einem Krieg mit Deutſchland zu treiben, mit eben dem Deutſchland, das Schwedens natürlicher Verbündeter gegen Rußland iſt. Zweitens war es eifrig in Wien und Olmütz, Hof und Regierung in der ſchleswig-holſteiniſchen Sache recht undeutſch zu ſtimmen oder in dieſer Geſinnung zu beſtärken. Drittens rieth es dem Hof zu Kopenhagen, ſo ſchnell als möglich ſein neues Miniſterium ſich vom Halſe zu ſchaffen, einmal weil es volksthümlichen Urſprungs und liberal war, noch mehr aber, weil es eine Theilung Schleswigs wollte, eine Theilung Schleswigs aber Rußlands Gedanken geradezu entgegen war: eine Theilung hätte den Streit für alle Zukunft geendet, und der Streit ſollte jezt noch dauern im Intereſſe Rußlands und der Reaktion, zum Ruin der deutſchen Sache. Darum mußte das neue Miniſterium geſtürzt werden; im November hatte es Nachfolger wie ſie Rußland wollte. Viertens machte Rußland in Berlin und London Erklärungen ſo drohender Art, und von der Camarilla in Berlin ſo ſehr unterſtüzt, daß Rückzugsbefehl gegeben wurde.

---

*) Enthüllungen über Rußlands Politik in den deutſch-däniſchen Händeln. A. A. Zeitg. 1849. Nr. 201 Beil.

In England, das in dem Gottorper Frieden der Krone Dänemark den Beſiz Schleswigs gewährleiſtet hatte, vertrat der preußiſche Geſandte Bunſen die Sache Schleswig-Holſteins und Deutſchlands. Die Politik Englands, welche wegen der engliſchen Handelsintereſſen Deutſchland feindlich, wenigſtens abwendig war, ſchien im Laufe der Monate Mai und Juni durch Bunſen günſtiger für die Schleswig-Holſteiner geſtimmt. Mit dem Abtritt des Miniſteriums Arnim, als die ruſſiſche Partei in Berlin die Oberhand gewann, brach Preußen die Unterhandlungen in London ab. Es begannen die Unterhandlungen in Malmöe, unter Vermittlung der Krone Schweden. Malmöe iſt ein altes ſchwediſches Städtchen in der Landſchaft Gothland.

Die Krone Schweden war keine unparteiiſche Macht; Schweden hatte Truppen nach der däniſchen Inſel Fünen marſchiren laſſen; Schweden war durch Vertrag mit Dänemark verpflichtet, den Dänen Hülfe zu leiſten. Und unter Vermittlung einer ſolchen Macht eröffnete Preußen dieſe neue Unterhandlung, oder vielmehr das Miniſterium Auerswald-Hanſemann-Kühlwetter.

Dieſes Miniſterium lud Schweden zur Uebernahme der Vermittlung ein. Es führte die Unterhandlung fort, es führte ſie zu Ende, ohne daß Palmerſton etwas davon mitgetheilt wurde, und doch hatte man Englands Vermittlung zuerſt die Sache übertragen. Ja man behauptet mit Beſtimmtheit, ſelbſt der preußiſche Geſandte in London, Bunſen, habe nicht das Mindeſte von den malmöer Unterhandlungen gewußt. Gewiß iſt, daß man weder in London offiziell noch zu Frankfurt von dem malmöer Vertrag früher etwas hörte, als nach ſeinem Abſchluß. Und doch ſaß zu Frankfurt am Main die Reichscentralgewalt, deren Schöpfung in Deutſchland mit ſo vielem Jubel und mit ſo vielen Hoffnungen verherrlicht worden war.

Das Reichsminiſterium.

Was die Vorausſehenderen der Volkspartei geweiſſagt hatten, traf ein. Der Reichsverweſer arbeitete und ließ arbeiten für die

Wiederherſtellung der ganzen frühern Ordnung der Dinge, für das ſtreng konſervative Prinzip, für die Erhaltung und Sicherung des Fürſtenbundes, und vorzugsweiſe für die Intereſſen des Fürſtenhauſes Oeſterreich. Nach einer Krone zeigte er in der Jugend Gelüſte und ganz eigenthümliche Beſtrebungen*). Ob er 1848 deutſcher Kaiſer werden wollte? Man hat es geſagt; glaublich iſt es nicht, weil, was er, und wie er es that, ihn ſtatt zu dem Ziel, wenn er es gehabt hätte, davon abführen mußte.

Die äußerliche Thätigkeit des Reichsverweſers iſt leicht zu überſehen. Er hatte zwei Wohnungen, welche Deutſchland viel Geld koſteten, eine in der Eſchenheimer Gaſſe und eine draußen auf der Bockenheimer Straße; er ernannte Reichsminiſter, Reichsunterſtaatsſekretäre, Reichsgeſandte, Reichskommiſſäre, Reichsgenerale, Reichstruppen, Reichsminiſterialräthe, und einen ganzen Reichskanzleiplunder — lauter Dinge, die, wenn es mit Deutſchlands Freiheit und Größe Ernſt geweſen wäre, um den höchſten Preis nicht zu theuer geweſen wären; für die aber, als bloßen Couliſſenapparat, jeder dafür ausgegebene Pfennig des deutſchen Volkes zu viel, hinausgeworfen war. Man ſchuf eine lange Reihe von höhern und niedern Beamten der Reichsminiſterien, man ſchuf Marineräthe und Marineſekretäre, alle ſehr gut beſoldet, ungeachtet man recht gut wußte, daß erſtens für jezt und auf längere Zeit hinaus, was zu arbeiten war, jeder Miniſter mit einem einfachen Schreiber täglich in einer Viertelſtunde abmachen konnte, und zweitens, daß es zu einer eigentlichen Lebensthätigkeit des Reichsminiſteriums für das deutſche Volk, nach dem Willen und vorausgegangener Verabredung der reaktionären Verſchwörer, nicht kommen ſollte und durfte. Kleine deutſche Mädchen warfen ihre Sparbüchſe, Jungfrauen und Frauen ihre Ringe, ihre Spangen und anderes Geſchmeide, der arme Arbeiter ſeinen abgeſparten Groſchen ſelbſtvergeſſen und begeiſtert auf den Altar des Vaterlandes, als Beiträge zu einer deutſchen Flotte. Dreimal Wehe und Fluch über diejenigen, welche die Schuld davon tragen, wenn ſpäter beim Rufe des Vaterlandes, die Begeiſterung, zu geben, karg werden ſollte,

---

*) Man erinnere ſich ſeiner Vorſchläge an Napoleon, und vergleiche Hormayer's hiſt. Taſchb. 1836 und 1837.

weil die erſten Gaben des ſchönen Herzens eine ſolche Verwendung fanden.

Nach der Ernennung der Reichsminiſter erließ der Reichsverweſer einen Aufruf an das deutſche Volk, glänzende Seifenblaſen der Rede. Dann übernahm er die Oberleitung der proviſoriſchen Centralgewalt und der deutſchen Kriegsmacht, wohnte darauf dem kölner Dombaufeſte bei, hielt kleine Anreden und brachte Trinkſprüche aus; ebenſo erſchien ein Dank des Reichsverweſers an die Beſazung von Köln. Im Uebrigen lebte er ſehr bürgerlich zu Frankfurt, empfieng Beſuche und machte ein Haus. Seine andere Thätigkeit war geheim.

Das Reichsminiſterium, das den Fürſten Leiningen zum Premier, den Kriegsdirektor des Bundestags, General von Peucker, zum Kriegsminiſter hatte, und in das der lezte Bundestagspräſident und Abgeordnete von Schmerling ebenfalls eintrat, war in ſeinen übrigen Mitgliedern und zwar Miniſtern wie Unterſtaatsſekretären und Räthen, den Herrn von Biegeleben ausgenommen, nur aus Parlamentsmitgliedern gebildet. Darunter waren ſehr kenntnißreiche Männer und ſehr wohlmeinende, wie Robert Mohl und Beckerath. Heckſcher war Miniſter der Auswärtigen, er, der Hamburger Advokat, der Abgeordnete des Senats von Hamburg, in deſſen Stadtintereſſe es ſo ſehr war, daß Kiel nicht ein großer deutſcher Hafenplaz werde, alſo auch, daß Schleswig-Holſteins Sache nicht in deutſchem Sinne ſich erledige. Duckwiz, der bremer Rathsherr, war Reichsminiſter des Handels, ein in ſeinem Fach ſehr gelehrter Mann, aber Alles eher, als ein Mann der Bewegungszeit. Unter den Unterſtaatsſekretären waren Mathy und Baſſermann.

Das Reichsminiſterium machte den Regierungen aller deutſchen Staaten kund, daß die Ausübung der Rechte begonnen habe, welche das Geſez vom 28. Junius der Centralgewalt übertrug, und lud die einzelnen deutſchen Landesregierungen ein, durch Bevollmächtigte mit ihr in Verbindung zu treten. Der Reichsminiſter des Auswärtigen zeigte den Geſandten der nicht deutſchen Staaten die Uebernahme der proviſoriſchen Centralgewalt an und begann ſomit den diplomatiſchen Verkehr mit denſelben. Das Reichsminiſterium eröffnete den Landeskriegsminiſterien, daß der Reichsverweſer die

Oberleitung der Kriegsmacht übernommen habe, und daß ihm am 6. Auguſt eine Huldigung ſämmtlicher deutſcher Truppen darzubringen ſey. Auch wurde Preußen zur Abſchließung eines Waffenſtillſtandes mit Dänemark ermächtigt und der völkerrechtliche Verkehr mit den auswärtigen Mächten hergeſtellt.

Die Centralgewalt ſchickte Geſandte nach London und Paris, nach St. Petersburg und Stockholm, nach dem Haag und nach Brüſſel, nach Mailand und Konſtantinopel; auch Dänemark empfing ſpäter den Reichsgeſandten und anerkannte die Centralgewalt. Und wie zur Zeit des Bundestags wimmelte es um die Centralgewalt herum von diplomatiſchen Agenten, die bei ihr beglaubigt waren, und worunter Camphauſen als Vertreter Preußens und nach einander v. Bruck, Menßhengen und Schmerling als Geſandte Oeſterreichs. Auch ein nordamerikaniſcher Geſandter war da, und ein franzöſiſcher, ein belgiſcher und ein niederländiſcher, ein ſchwediſcher und ein neapolitaniſcher, ein ſardiniſcher und ein ungariſcher.

Das Leben dieſer Diplomaten in Frankfurt war angenehm, wenig Mühe und viel Behagen. Die Geſchichte der Reichsgeſandten im Ausland iſt meiſt eine ſehr traurige Ballade, mit wenigen romantiſchen Lichtblicken. In London ſpielte der Reichsgeſandte neben dem preußiſchen Geſandten eine höchſt untergeordnete, zu Paris Hr. v. Raumer gar keine Rolle, aller ſeiner Verſuche dazu ungeachtet, und wenn nur der hundertſte Theil der Anekdoten darüber wahr iſt, ſo ſteht dieſe pariſer Reichsgeſandtſchaft auf lange in einer komiſchen Beleuchtung.

Es wäre ungerecht zu verkennen, daß die Lage dieſer Geſandten eine höchſt ungünſtige und ſchwierige war. Sie waren Nullen, den Großmächten, ja Dänemark gegenüber, weil das Reichsminiſterium ohne finanzielle Mittel, ohne wahre Macht war. Das Miniſterium war aber ohne Macht, weil die Centralgewalt für ſich machtlos war. Alle Vorausſagungen der Volkspartei über dieſe Art von Centralgewalt giengen ſchnell in bittere Erfüllung. Die Depeſchen und Geſandten einer revolutionären Centralgewalt waren überall geehrt oder gefürchtet, weil die Macht einer ſiegreichen Revolution von vierzig Millionen Deutſchen aus ihnen geſprochen hätte: Die Geſandten und Depeſchen des Erzherzogs Johann und ſeiner Centralgewaltsmaſchinerie waren nichts als der Schatten

eines Scheins, weil er ſelbſt keine ſelbſtſtändige Macht, nur ein Schein davon war.

Das Reichsjuſtizminiſterium war möglichſt thätig, etwas zu leiſten: es bereitete eine allgemeine Handelsgeſezgebung vor, ſo wie einen Geſezentwurf, der die praktiſche Durchführung des Grundſazes der Nationalverſammlung bezweckte, daß alle von deutſchen Gerichten erlaſſenen Urtheile in allen Einzelſtaaten vollſtreckbar ſeyn ſollten. Es machte Vorlagen über Verkündigung und Rechtsgültigkeit der Reichsgeſeze, über Einführung der neuen Wechſelordnung u. ſ. w., und erledigte viele Beſchwerden von Privaten, die der Bundestag ihm hinterlaſſen hatte. Das Handelsminiſterium traf ebenfalls wichtige Vorbereitungen und Einleitungen in Zoll- und Handelsſachen und für eine Kriegsflotte. Das Reichsfinanzminiſterium ſollte die Geldmittel herbeiſchaffen für Reichsflotte, Reichsfeſtungen, Reichstruppen und andere Reichsbedürfniſſe. Das war ſchwierig, ſein Erfolg hieng ganz von dem guten Willen Preußens ab. Beckerath beſchränkte ſich nicht auf den mechaniſchen Weg der Matrikularumlagen, ſondern machte Vorſchläge, auf welche die preußiſche Regierung eingieng; er beſtimmte ſie nämlich, daß ſie außer ihrer eigenen Quote zu den für die deutſche Marine beſtimmten drei Millionen Thalern vorſchußweiſe auch diejenigen ſämmtlicher Zollvereinsſtaaten zahlte, um ſich dafür aus den Ueberſchüſſen wieder zu decken, die bei ſpätern Zollberechnungen ſich ergäben. So wurden bei zwei Millionen Thaler beſchafft.

Die Thätigkeit des Reichsminiſteriums des Innern, dem Schmerling vorſtand, war weſentlich, wie man ſagte, auf die Bekämpfung der Anarchie, auf die Herſtellung eines geſezlichen Zuſtandes, auf die Sicherung der wahren Freiheit und auf Schaffung eines mächtigen vom Ausland gefürchteten Staates gerichtet, d. h. darauf, der Revolution künſtlich alle Kraft auszuziehen, die Volksfreiheiten zu beſchneiden und die alte Polizei mittelſt des Militärregiments in Deutſchland wieder einzuführen. Im Dienſte dieſer Reaktion legte das Miniſterium der Nationalverſammlung einen Geſezesentwurf vor, die deutſche Heereskraft auf zwei Prozente der Bevölkerung zu erhöhen, alſo auf 900,000 Mann. Umſonſt war der Kampf der Linken gegen dieſes Anſinnen; die Führer der Mehrheit hatten von Anfang an auf dieſe Maßregel als einen

Haupthebel für die Reaktion gerechnet; die Meiſten ließen ſich täuſchen und blenden durch die vorgeſpiegelten Gefahren, die von Rußland, von Frankreich, von den Republikanern Deutſchlands drohen, durch das Bild eines Nationalheeres, das im Stande und kampfbereit wäre, jedem Feinde die Spize zu bieten. Mitten in einer Zeit, wo die meiſten deutſchen Staaten ſich in einer finanziell ungünſtigſten Lage befanden, beſchloß die Nationalverſammlung dieſes eiſerne Nez von 900,000 Mann aufzuſtellen, dem Volke zu ſchwerer Laſt, ſeiner Freiheit zum gewiſſen Verderben.

An dieſem Tage erklärten die Sprecher der Linken geradaus denen, die mit Blindheit geſchlagen waren, den noch immer Vertrauenden, daß die Vermehrung der Militärmacht gegen das Volk, gegen deſſen Freiheit, gegen die Nationalverſammlung ſelbſt gerichtet ſey, und daß der Abſolutismus ſich wieder auf den Bajonetten erheben laſſen wolle. Der Abgeordnete Viſcher von Tübingen verlangte ſtatt der Vermehrung des Militärs die Bildung einer wahrhaft militäriſch zu organiſirenden Volkswehr. Wilhelm Schulz verlangte, es ſolle das erſte Aufgebot einer Volkswehr von 480,000 Mann gebildet werden, aus zum Kriegsdienſt tauglichen Freiwilligen und aus den Altersklaſſen vom vollendeten achtzehnten Jahre an, und dieſe ſollen entweder ausgehoben oder nur vorläufig bezeichnet werden; die kriegsmäßige Einübung ſolle gemeinde- oder bezirksweiſe geſchehen, mit möglichſter Schonung ihres bürgerlichen Berufs oder der Vorbereitungen dazu. Wiesner wies nach, daß die Wehrkräfte Deutſchlands weit beträchtlicher waren, als der Bericht des ganz reaktionär zuſammengeſezten Wehrausſchuſſes angebe; ein Schuz- und Truzbündniß mit Frankreich ſey zweckmäßiger als die Vermehrung des Heeres. Aber die Reaktion wollte, daß die Nationalverſammlung im Kredit ſinke dadurch, daß ſie dem nach Erleichterung ſeufzenden Volke durch eine Vermehrung der Bundesarmee neue Laſten aufbürde; ſie wollte die Sympathien für eine Volkswehr im Keim erſticken dadurch, daß wenn das Volk die großen Opfer für das vermehrte ſtehende Heer zu bringen hätte, noch andere Opfer für die Volksbewaffnung ihm verleiden, ja unerſchwinglich ſeyn würden; ſie wollten dadurch die eben ſo gefürchtete als verhaßte Volksbewaffnung ganz beſeitigen.

Die ganze Partei Gagern ſchwärmte für die Vermehrung des

ſtehenden Heeres, und einer aus ihrer Mitte, Wernher, glaubte Alles gethan zu haben, wenn er beantrage, „die Ausrüſtung der neu aufzufordernden Mannſchaft ſoll allen militäriſchen Prunk fallen laſſen und ſich der Einfachheit künftiger Bürgerwehr anſchließen, zu der man in dieſer Maßregel nur einen Uebergang wolle.“ Wenn ſo etwas Unbeſchreibliches aus dem Schooß der Partei Gagern's beantragt wurde, da war es höchſt intereſſant, das Mienenſpiel der klugen Führer der Reaktion zu beobachten, der Herren von Radowitz, Schmerling oder Döllinger. Wernher's Antrag wurde angenommen, nachdem der Antrag der Reaktion auf Vermehrung des ſtehenden Heeres mit 303 Stimmen gegen 149 durchgegangen war. Württemberg ausgenommen, wurde das Heer überall vermehrt, das wurde ausgeführt von der Reaktion; was Wernher wollte, verlacht.

Es war einer der glücklichſten Abende der in die Plane der Reaktion Eingeweihten, dieſer 15. Julius; und als einige von ihnen ſpät nach Mitternacht durch die mondhelle Schnurgaſſe giengen, hörte man ſie ſagen: „Jezt haben wir gewonnen; jezt erdrücken wir mit 900,000 Armen die Revolution, das Königthum iſt gerettet.“ — Und der Altar! ſagte der Andere.

Von da an ſah man die verſchiedenſten Truppen mit einer Raſchheit ſich einfinden, wie man ſie vor Errichtung einer Centralleitung nicht geſehen hatte. Troz der verſchiedenen Farben, hieß es, iſt die deutſche Armee jezt ſchon eine einheitliche; und als dieſe Truppen ſich brauchen ließen, republikaniſche Verſuche zu unterdrücken, freuten ſich die Conſtitutionellen; ohne Arg und Ahnung, daß die Fürſten durch dieſe ſelben Truppen ſich auch von ihnen frei machen werden, unter veränderten Umſtänden.

Schnell wuchs, unter dem Schuz der vermehrten Bajonette, den Fürſten wieder die Zuverſicht und die Selbſtſtändigkeit; Einzelne ſchauten ſchon jezt um, als hätten ſie ſich nie gebeugt, und thaten, als hätten ſie nie etwas feierlich verſprochen und angenommen.

Wo es die Hebung der Gewalt der Fürſten galt, da ſtellten ſich dem Reichsminiſterium und dem Reichsverweſer Truppen, als wüchſen ſie aus dem Boden, zu dienſtbaren Werkzeugen gegen das Volk. Wo es galt, für das Volk gegen einzelne Fürſten den Beſchlüſſen der Nationalverſammlung bewaffneten Nachdruck zu geben, da hatten ſie nicht ein Regiment zur Verfügung. Für ſolche Fälle

zeigte ſich und war von Anfang die Uebernahme der Oberleitung der Heeresmacht durch die Centralgewalt nichts als eine Fiktion, eine große Phraſe auf dem Papier, in Wirklichkeit Nichts. Einem, der ſich darüber täuſchte und energiſches Einſchreiten verlangte, ſagte eines Tags lächelnd der Reichsverweſer: „Auf wie viel Truppen zählen Sie dabei für uns?“ — Auf die Geſammtmacht der übrigen Reichstruppen, verſezte jener. — „Ich, ſagte der Reichsverweſer, zähle auf keinen Mann weiter, als auf die angeworbene Miliz unſerer guten Stadt Frankfurt, und auf dieſe nicht feſt.“

Als am 6. Auguſt ſämmtliche deutſche Truppen dem Reichsverweſer huldigen ſollten, da erfuhren Reichsverweſer und Miniſterium zuerſt ſchmerzlich, daß ihre Macht, ſo weit ihr die einzelnen Fürſten nicht freiwillig zur Unterlage dienen wollten, in der Luft ſchwebte. In den kleinen Staaten huldigten die Truppen, auch da meiſt mit innerem Widerſtreben des nur durch die öffentliche Stimmung gezwungenen Hofes: in größeren mußte man ſich mit einigen Hurrah's der Bürgerwehren auf den Reichsverweſer und einer Bürger-Parade begnügen. Es koſtete den Reichskriegsminiſter Peucker ſaure Mühe, auch nur ſo viel in Berlin heraus zu ſchlagen; in den entfernten Garniſonen ſoll nicht einmal das geſtattet worden ſeyn; und wie bittere Stunden machte es ihm, daß eines ſeiner Schreiben durch Indiscretion von Berlin aus bekannt wurde, worin er die Sache als eine bloße Form darſtellte, die nichts auf ſich habe!

Der Stolz des beſondern Preußenthums war zum Leide derer, die in Gedanken ſchon Preußen mit dem Glanze des Kaiſerthums ſchmückten, ſo unklug, daß es ſeine undeutſche und abſonderliche ſelbſtiſche Geſinnung nicht verbarg, als es die Form der Huldigung auf ſich nehmen ſollte. Als würden ſie dadurch öſterreichiſch, ſträubten ſich großentheils das Heer und das Volk dagegen, und die Oeſterreicher ſahen allerdings dieſe Huldigung der Nichtöſterreicher vielfach ſo an. Die Macht des preußiſchen Staates, hieß es, der Ruhm unſerer blutig errungenen Größe und Selbſtſtändigkeit ſoll fallen? Preußen iſt verrathen, man will es mediatiſiren, Preußen ganz in die Kategorie einer deutſchen Provinz ſtellen, es iſt auf den Untergang Preußens abgeſehen, das zeigt der Reichsverfaſſungsentwurf, das zeigt die Huldigungsforderung. Die Offiziere verſicherten, daß

ſie nicht für ihre Truppen einſtehen könnten, wenn auch ſie ſelbſt ſich dem äußerlichen Akt unterziehen wollten. Staatsmänner, die ſich mit ihrer Deutſchheit viel wußten, ſagten: „Preußen darf ſeine Vernichtung nicht unterzeichnen.“ Selbſt der Berliner Bürger meinte zum Theil: „Sollen wir uns durch unſern 18. März zum Diener Oeſterreichs gekämpft haben?“ Der Bruch zwiſchen Preußen und Frankfurt iſt vollendet, hörte man ſagen. Ein Theil des Militärs machte öffentliche Kundgaben gegen das Aufgehen Preußens in Deutſchland, riß die deutſche Kokarde ab, und warf ſie auf die Straße. Landwehr und Bürgerwehrmänner thaten vielfach das Gleiche in Berlin, in den alten Provinzen geſchah noch mehr. Das preußiſche Heer wurde theils von höheren Offizieren bearbeitet, theils bildete es ſich ſeine Anſicht von der Stellung und Zukunft Preußens ſelbſt. Der höhere Kaufmannsſtand agitirte auf der Börſe und in den Zeitungen für eine Losreißung Preußens von der Gemeinſamkeit Deutſchlands; die reaktionären Vereine waren unermüdlich in Plakaten, Zeitungen und Flugſchriften, in Satyren und Carrikaturen, im berliner und Judendeutſch den Bürger und Arbeiter und Soldaten aufzuregen; im Schooße des Miniſteriums ſelbſt erhoben ſich Stimmen, voran Graf Bülow und der Oberſt von Griesheim, zum Beifall und zur Förderung, ja zum Aufreiz dieſes preußenthümlichen Treibens. Man ſprach in höheren und höchſten Kreiſen geradezu von einem Krieg gegen Süddeutſchland.

Die Flamme dieſer abſonderlich preußiſchen Begeiſterung praſſelte zuerſt und am heftigſten aus den Lagern der Reaktion hervor, und man ſah, wie der Wind von Rußland dreinwehte.

Vaterlandsliebende Männer in der Nähe ſagten ängſtlich: Leicht kann dadurch großes Unheil für unſer Vaterland hereinbrechen, der Abfall ganzer Provinzen von Preußen, die Verbindung Preußens mit Rußland und die Gegenverbindung Süddeutſchlands mit Frankreich ſteht in Ausſicht.

Da verbreiteten die Berliner Nachrichten, der Reichsverweſer werde den Befehl zur Huldigung zurücknehmen; Herr von Bülow, der Generaladjutant des Königs, benachrichtigte den Reichsverweſer, daß ſeitens der preußiſchen Truppen die Huldigung verweigert werde. Ein preußiſcher Armeebefehl vom 29. Juli erwähnte der Huldigung gar nicht, ſondern ſprach nur davon, daß die

preußiſche Tapferkeit und Zucht ihren Ruhm bewahren werden, wenn preußiſche Truppen nach des Königs Befehl für die deutſche Sache einzutreten und dem Reichsverweſer ſich unterzuordnen hätten. Zugleich kam die Nachricht, der Reichsverweſer habe die Weiſung geſchickt, die vom Reichsminiſter angeordnete Huldigung ſolle nicht ſtattfinden, der Reichskriegsminiſter ſey alſo desavouirt. Die Truppen, die vor dem berliner Schloß im Angeſicht des Königs und des Prinzen von Preußen defilirten, ſchwenkten die preußiſche Fahne und ſenkten die dreifarbige. In der Volksmaſſe hörte man Verwünſchungen, Drohungen gegen die pflichtvergeſſenen preußiſchen Abgeordneten in Frankfurt, beſonders gegen Peucker.

Bald aber ſchlug in Berlin, und zwar durch die konſtitutionelle wie durch die demokratiſche Partei, die deutſche Geſinnung vor. Die Bürgerwehren, die Arbeiter, die Studenten, die Klubbs und die Gewerke feierten den 6. Auguſt, den Huldigungstag; das Militär rückte nicht zur Parade aus, nicht in Berlin, nirgends. Nur die Bürgerwehren in dem größten Theil Schleſiens, in der Provinz Sachſen, am Rhein und an der Moſel huldigten feierlich dem Reichsverweſer.

Statt des feierlichen Eides, den die Nationalverſammlung verlangte, hatte das Reichsminiſterium zu einem harmloſen Zeichen der Ehrerbietung, zu einer bloßen Form, ſich herbeigelaſſen; aber ſelbſt auf das dreimalige Hurrah, und auf die Parade, auf dieſes Wenigſte, was es verlangen konnte, gieng man von preußiſcher Seite nicht ein.

So ſchlecht fiel die erſte leichte Probe der deutſchen Einheit aus. Der Sondergeiſt, der auf dem Stolz und den materiellen Intereſſen des Stammes ruhte, zeigte ſich in ſeiner Blöße.

Die Berliner wollten eben ſo ſehr wie die Wiener das erbliche deutſche Kaiſerthum für ſich; und wie die Oeſterreicher wollten, daß man in Frankfurt dem neu zu wählenden Kaiſer eine Gewalt zuerkenne, unter der von einem politiſch bedeutenden Preußen nicht mehr die Rede ſeyn könne, ſo wollten die Preußen eine ſolche Gewalt für ihren preußiſchen Kaiſer-König, in welcher Deutſchöſterreich aufgehe. Zu gleicher Zeit berührte die centrale Zuſammenziehung der Flußzölle im Intereſſe des neuen deutſchen Reichs, die nach dem Willen der Nationalverſammlung der Reichsminiſter Schmerling, in welchem die Preußen nur den Oeſterreicher ſahen, die preußiſchen

Finanzleute unangenehm, angeſichts der Opfer, die Preußen jährlich durch große Einbußen an den Elbzöllen bei einer unbedingten Ausführung dieſer Beſtimmungen bringen ſollte. Ueberhaupt machte die Furcht, die Vortheile des bisherigen preußiſchen Zollſyſtems einzubüßen und dieſe an Oeſterreich übergehen zu ſehen, das ſpezifiſch preußiſche Blut viel reger, als der preußiſche Stammhochmuth.

Die Nachgiebigkeit des Reichsminiſteriums gegen Preußen, und auch gegen Hannover, in der Huldigungsfrage konnte dem Anſehen der neugegründeten Centralgewalt auch bei dem Glaubigſten nicht förderlich ſeyn. Das Reichsminiſterium tröſtete ſich mit dem Gedanken, habe es auch in ſeiner Anordnung für den 6. Auguſt dem Schwunge der Einheitsidee etwas zu viel vertraut, ſo habe es ja nur eine Form gegolten, und die Einzelſtaaten werden es in ſeiner ſonſtigen Thätigkeit kräftig unterſtüzen.

Man täuſchte ſich nach ſolcher Erfahrung noch, theilweiſe freilich weil man ſich täuſchen wollte, ſelbſt in den mittleren Lagern der Nationalverſammlung darüber, wie die Sachen eigentlich lagen: man glaubte an Reichstruppen und an Reichsgenerale.

Und doch waren dieſe von Haus aus und zunächſt im Dienſte der einzelnen Fürſten, ſie waren dieſen unbedingten Gehorſam ſchuldig, durch ihren Dienſt- und Fahneneid, die Offiziere noch durch ihr Intereſſe an die Fürſten, als ihre Soldherren, gebunden. Der preußiſche Soldat war und blieb durch Erinnerungen, durch Angewöhnung von früheſt an, durch beſondere Einflüſterungen der lezten Monate, preußiſcher Soldat, Soldat ſeines Königs, ſo lange es dieſen gab; die preußiſchen Generale blieben Offiziere ihres Königs, der ſie beſoldete, von dem ſie Beförderung und Ehrenauszeichnung zu erwarten hatten; ſie wurden um ſo feſter darin, als man dem mißliebig gewordenen Peucker, der aus einem preußiſchen General ein Reichsminiſter geworden war, von Berlin aus ſagen ließ, er möchte ſeine Beſoldung nur anderswo erheben. Die preußiſche Staatskaſſe bot vorerſt mehr Sicherheit für Gehaltserhebungen, als die Reichskaſſe des noch nicht gewordenen Reichs. Die Linke glaubte, die Fürſtentruppen können nur durch Vollendung der Revolution zu Reichs- und Nationaltruppen gemacht werden; die Partei Gagern und alle Doktrinäre der Rechten glaubten an die Zauberkraft ihrer Beſchlüſſe ohne Revolution, an die übernächtige

Verwandlung des Gehorſams aus einem königlich preußiſchen in einen reichsminiſteriellen. Die Linke wußte, daß die Fürſtentruppen gegen Volksbewegungen dem Reichsminiſterium verfügbar waren, aber ohne Revolution nie zu brauchen, um einen unbotmäßigen, den Beſchlüſſen des Parlaments und der Reichsgewalt widerſtrebenden Fürſten zu ſeiner Pflicht zu zwingen: die Partei Gagern glaubte an das Leztere ſo gut als an das Erſtere, weil ſie an ſich ſelbſt und an die Fürſten ſehr glaubte. Ja es gab Leute, die daran dachten, nöthigenfalls das preußiſche Heer gegen den preußiſchen König im Namen des Reiches gebrauchen zu können!

Es ſcheint wirklich, daß die Reichsminiſter, Schmerling ausgenommen, vor dem Antritt ihrer Stellen den Mangel einer materiellen Unterlage und die daraus hervorgehende Schwierigkeit derſelben nicht gefühlt haben, ſo wenig als die Centren und die Rechte der Nationalverſammlung, daraus die Miniſter genommen waren. Mehr als Alles war die Sache Schleswig-Holſteins geeignet, das Miniſterium das fühlen zu laſſen und ſeine Lage ihm zum Bewußtſeyn zu bringen. Gagern und ſeine Freunde wurden noch durch etwas Anderes ſchmerzlich berührt.

Sie trugen die Idee des preußiſchen Kaiſerthums in der Wiege ihrer Bruſt mit zum kölner Dombaufeſt. Das, hieß es, ſollte das wahre deutſche Einheitsfeſt werden. Der König von Preußen und der Reichsverweſer trafen dort zuſammen und viele Mitglieder der Nationalverſammlung. Es war das Hauptfeſt am 15. Auguſt. Schon die Fahrt dahin war für die Nationalverſammlung kein gutes Vorzeichen. Vor dem Dome ſelbſt angelangt, fanden Gagern und ſeine Freunde die für ſie beſtimmten Pläze in der Kirche ſchon von andern beſezt. Da es wenige Tage nach Verweigerung der Huldigung war, ſo war man voll Hoffnung, daß der König etwas thue, der Einheitsidee zur Sühne. Da war aber alles ſo theatraliſch einſtudirt und ausgeführt, ſo auf Effekt berechnet und ſo pikirend, daß die Vertreter des Gedankens eines preußiſchen Kaiſerthums und „des Dombaus der deutſchen Einheit“ ſehr herabgeſtimmt wurden. Gagern, der Präſident der deutſchen Nationalverſammlung, ſprach zum König in dem rothen Saal, der an die Gemächer deſſelben ſtieß, an der Spize von mehr als hundert Abgeordneten: „Königl. Majeſtät! Der Dombauverein von Köln

hat die deutſche Nationalverſammlung eingeladen, einem bedeutungsvollen Feſte beizuwohnen. Dieſe hat ſolcher Einladung entſprochen, und die hier anweſenden Mitglieder konnten ſich überzeugen, daß es für den Ausbau auch dieſes herrlichen Werkes der nationalen Einheit bedarf; das Streben nach Einheit auch in dieſem Werk iſt durch Eure Majeſtät neu erweckt worden. Die Reichsverſammlung vertraut feſt auf die Unterſtüzung Eurer Majeſtät bei dem Bau der Einheit, der unternommen iſt, und den die Nation ausführen wird!" — „Die Einheit Deutſchlands, ſagte der König, liegt mir am Herzen; ſie iſt ein Erbtheil meiner Mutter." „Wir wiſſen, daß Eure Majeſtät der Pfleger dieſes Gedankens ſind", ſagte der Präſident. Der König entfernte ſich, kam zurück und ſprach: „Meine Herren, um recht gute Freunde zu ſeyn, iſt es nothwendig, daß man ſich von Angeſicht zu Angeſicht kenne; deßhalb freut es mich wahrhaft, Sie hier geſehen zu haben. Mit vollem Herzen wünſche ich Ihrer wichtigen Aufgabe ein ſegensreiches Gedeihen. Seyen Sie überzeugt, daß ich nie vergeſſen werde, welch ein großes Werk zu gründen Sie berufen ſind, wie ich überzeugt bin, daß Sie nicht vergeſſen werden, daß es in Deutſchland Fürſten gibt, und ich zu dieſen gehöre".

Das Feſtmahl auf dem Gürzenich, der Trinkſpruch des Königs von Preußen auf die „wackern Werkleute am Baue eines einigen Deutſchlands", die an- und abweſenden Mitglieder der Nationalverſammlung in Frankfurt, konnten den Eindruck nicht verwiſchen, den das Wort des Königs, daß es Fürſten in Deutſchland gebe, und daß er zu ihnen gehöre, gemacht hatte: er hatte gerade dieſes Wort, mit beſonders erhobener, ſehr nachdrücklicher Stimme geſprochen. Wie die Menſchen ſind, ſo fanden auch Einzelne in Kleinigkeiten etwas, daß der Erzherzog Reichsverweſer preußiſche Uniform trug, und daß beim Zug in den Dom eine deutſche Fahne an einem Stück Mittelalter, einer gothiſchen Steinverzierung, hängen blieb, ein Werkſtück losriß und ein junges Mädchen tödtete, Nebenſtehende verwundete.

Mit unverkennbar bedeckter Stimmung berichtete Gagern am 17. Auguſt in der Nationalverſammlung, der Ton ſeiner Stimme ſelbſt widerſprach ſeinem Wort, daß er bei der Wiederkehr eines ſolchen Feſtes den Bau der deutſchen Einheit feſt begründet hoffe.

Gagern hatte den Sinn des Königs verſtanden. Der König hatte ſich mit jenem Wort gegen die Nationalſouveränität und gegen Gagern, der als Präſident dieſe verkündet hatte, erklärt; es war ein Wink, daß der König von Preußen eine Verfaſſung mit der Nationalverſammlung nur vereinbaren, nicht aber eine ſouverän und endgültig von ihr beſchloſſene annehmen wolle. Es war der drohend ausgeſtreckte Finger der allein und für ſich ſouverän ſeyn wollenden Fürſtengewalt, die wieder ſtolz aufgerichtet ſtand, weil der Märzſturm verrauſcht war, und die vergaß, daß er ſie verſchont hatte, aber wohl gedachte, daß er ſie bedroht und gebeugt hatte.

Bayerns, Hannovers, Sachſens Höfe wollten ebenfalls nur von Vereinbarung etwas wiſſen. Oeſterreichs Hof und Regierung hatten von Anfang an den ſouveränen Standpunkt der Nationalverſammlung nicht anerkannt; der Reichsverweſer hörte jenes Wort des Königs mit an, ſchwieg und beſſerte das Böſe deſſelben auch nachher durch keine Erläuterung, durch keine eigene Zuſage. Von den mittleren Staaten hatte allein Württemberg die Nationalverſammlung als verfaſſung g e b e n d e anerkannt, die andere nur als verfaſſung b e r a t h e n d e. Mit Württemberg hatten nur noch die meiſten Fürſten der kleineren Staaten ſich bereit gezeigt, den Beſchlüſſen der Nationalverſammlung ſich zu unterwerfen. Die größeren und großen Höfe hatten bisher ſchon weniger bedeutende Beſchlüſſe des Parlaments entweder gar nicht oder nur zum Schein angenommen, ja deren Vollzug geradezu zurückgewieſen. Und jezt dieſes Wort von Friedrich Wilhelm IV., von demjenigen Fürſten, auf den Gagern und ſeine Partei ihr einheitliches Deutſchland gebaut hatten! Gagern, weil es ihm mit der Einheit Deutſchlands tiefer Ernſt war, war um ſo tiefer bekümmert; ein düſteres Gewölke umzog von ſo vielen Seiten her die Zukunft Deutſchlands, er zweifelte am zu Standekommen eines deutſchen Reiches.

Wer die Nationalſouveränität, die Souveränität der Nationalverſammlung verkünden wollte, der mußte ſich zuvor klar ſeyn zuerſt über den Begriff, dann über die Mittel, durch die allein ihre Verwirklichung möglich wurde, und ſofort zu dieſen Mitteln ſchreiten. Wer vor dieſen Mitteln zurückſchrack, der durfte die Souveränität der Nationalverſammlung nicht verkünden. Die Halbheit

war ein Unglück wie immer, die geſezliche Revolution, wie ſie Gagern wollte, war ein Widerſpruch.

Gagern und das Reichsminiſterium erfuhren darauf thatſächlich, daß, wie die andern größern Staaten, auch Preußen ſich nur von Frankfurt aus gefallen laſſe, was ihm beliebe.

Das Miniſterium Auerswald machte von der Mitte des Juni bis zum Auguſt über die Verhandlungen mit Dänemark ſo gut als gar keine Mittheilungen nach Frankfurt, weder an den damals noch exiſtirenden Bundestag noch an die neuentſtandene Centralgewalt, und erſt als es abgeſchloſſen hatte hinter dem Rücken des Reichsverweſers, ſuchte es Vollmacht dazu bei der Centralgewalt nach, nicht freiwillig, ſondern weil der zum Reichsgeneral ernannte Wrangel ſich weigerte, den einſeitig in Malmöe geſchloſſenen Stillſtandsvertrag zu vollziehen.

Das Reichsminiſterium mußte ſich ſchon über die Art, wie es in der limburger Frage ſich hielt, wie es den Reichsverweſer bei öffentlichen Gelegenheiten auftreten ließ, wie es offizielle Aktenſtücke durch halboffizielle Briefe verläugnete und beſeitigte, den Vorwurf der Halbheit, der Zweideutigkeit, der Feigheit machen laſſen. Sie wußten nicht, oder wollten nicht wiſſen, Leiningen, Heckſcher und Baſſermann, was ſie ſollten und wollten. Die Linke hätte jedes Miniſterium, einerlei ob aus der rechten oder aus der linken Seite, wäre es nur energiſch und deutſch geweſen, mit allen Kräften unterſtüzt. „Als das Miniſterium, ſagte Robert Blum ihm ins Angeſicht, ſein Amt antrat, hatte es den deutſch-däniſchen Krieg vor ſich; allein nachdem es im Auguſt der Nationalverſammlung geſagt hat, daß es eben noch beſchäftigt ſey, ſich die Schreibmaterialien anzuſchaffen, iſt es begreiflich, daß es ſich um dieſen Krieg nicht bekümmern konnte. Es iſt der ganze Monat Juli vergangen und man kann nicht das Kleinſte aufweiſen, daß ſich das Miniſterium darum bekümmert hat. Am Ende Juli brachte man ihm die Kunde von den Waffenſtillſtandspräliminarien zu Malmöe und Bellevue, die ihm die engliſchen Zeitungen vier Wochen vorher gebracht hatten, und dann erſt begann es — — nichts zu thun". Da war Gelächter in der ganzen Paulskirche.

Die Nationalverſammlung hatte ſich ausdrücklich die Genehmigung jedes Abſchluſſes in dem deutſch-däniſchen Krieg vorbehalten.

Der Reichsminiſter Heckſcher gab an die preußiſche Regierung, die eine „unbedingte“ Vollmacht verlangte, am 7. Auguſt zweideutig „die gewünſchte“ Vollmacht, mit angeſchloſſenen Bedingungen, ohne die Genehmigung ausdrücklich vorzubehalten, weil er, wie er nachher ſagte, nichts beizuſezen gebraucht, was ſich von ſelbſt verſtand. So wenig hütete er das ihm anvertraute Geſez über die Centralgewalt. Selbſt der Bundestag, geſtüzt auf die ausdrückliche Beſtimmung der deutſchen Bundesakte und der wiener Schlußakte, nach welcher bei einem Bundeskrieg kein einzelnes Glied des Bundes im eigenen Namen verhandeln kann und darf, hatte früher die preußiſche Regierung darauf aufmerkſam gemacht, daß bei jedem wichtigen und präjudizirlichen Abſchluß, ja bei jeder Verhandlung dieſer Art die Genehmigung des Bundestags eingeholt werden müſſe. So war Preußen weder nach der Bundesakte, noch nach dem neuen Geſez über die Centralgewalt zum Abſchluſſe befugt. Seit Schaffung der Centralgewalt ſteuerte es mit einer überraſchenden Haſt auf den Waffenſtillſtand zu. Als Dänemark das ſah, ſteigerte es ſich in ſeinen Anforderungen, es verlangte mehr als Anfangs. Und dennoch ſchloß das Miniſterium Auerswald einen Waffenſtillſtand in dem Augenblick ab, da die vereinten Kräfte von Deutſchland auf dem Schauplaz des Kriegs ſich geſammelt hatten, da die Söhne von allen Seiten des Vaterlandes zuſammengeſtrömt waren, das wichtige Küſtenland zu retten, da Deutſchland zum erſtenmale ſeit dem Erwachen der neuen Zeit ſeine gemeinſamen Kräfte üben ſollte, alſo die ſicherſten Bürgen in denſelben gegeben waren für einen ehrenvollen Frieden.

Die Bedingungen des Waffenſtillſtands waren aber der Art, daß Lord Palmerſton ſich darüber verwunderte, wie man die ſchwediſchen Vorſchläge habe beſſer finden können, als die, welche er gemacht. Am 27. Auguſt war der Vertrag noch nichts als ein ganz vorläufiges Uebereinkommen. Am 28. Auguſt ſagten noch die miniſteriellen däniſchen Blätter, ein Protokoll ſey vorläufig von den Unterhändlern unterzeichnet, es ſeyen aber neue Inſtruktionen erforderlich, ehe der Inhalt dieſes Protokolls traktatmäßige Gültigkeit erhalten könne. Einige Tage ſpäter war darin zu leſen: „Gegen Erwarten hat die preußiſche Regierung den Bedingungen, welche das in Malmöe unterzeichnete Protokoll enthielt, Beifall geſchenkt“.

Die Dänen ſelbſt hatten nicht erwartet, daß dieſe Bedingungen von der preußiſchen Regierung würden anerkannt werden. Dieſe Bedingungen ſtimmten aber mit den von der Centralgewalt aufgeſtellten Bedingungen nicht nur nicht überein, ſondern ſie waren gerade das Gegentheil davon: die Vollmacht war nicht nur überſchritten, ſondern es war geradezu gegen die Vollmacht in der Hauptſache gehandelt worden. Die Regierung in Berlin war in jeder Weiſe berechtigt, die Anerkennung des Protokolls zu verweigern, und zu gleicher Zeit verpflichtet, der Frankfurter Centralgewalt die Mittheilung zu machen, daß jenes Protokoll in dieſer Art abweichend ſey.

Statt deſſen beeilte ſich der preußiſche Handelsminiſter, dem Handelsſtande mitzutheilen, der Vertrag ſey unterzeichnet und werde höchſt wahrſcheinlich die Anerkennung des Königs finden. Der Miniſter wartete nicht einmal ab, bis der König entſchied, zu deſſen Kenntniß der Vertrag erſt Tags darauf kam, geſchweige daß er gewartet hätte, wie in einer für Deutſchland ſo wichtigen Frage die deutſche Nationalverſammlung und Centralgewalt entſcheide. Ja, der vom Reichsminiſterium nach Berlin und Schleswig-Holſtein abgeſchickte Geſandte, der Unterſtaatsſekretär Max von Gagern, des Präſidenten Bruder, wurde mit Rückſicht für ſeine Perſönlichkeit mit Hohn für ſeine Stellung behandelt. Er gieng am 9. Auguſt nach Berlin, wo man ihn kaum anhörte, er gieng nach Schleswig-Holſtein, und ſtand dort gänzlich hinter den Couliſſen. Seine Vorſchläge, die er nach Malmöe ſchickte, legte man unbeachtet bei Seite; er wurde nach Malmöe eingeladen, er gieng aber nicht hin, um auch nicht einmal durch perſönliche Anweſenheit einen Vertrag zu ſanktioniren, den er Deutſchlands nicht für würdig, noch weniger für gerechtfertigt erkannte. Er hatte das richtige Gefühl ſeiner mißlichen Stellung: zu Malmöe hätte man ihn abſichtlich eine noch traurigere Rolle ſpielen laſſen, aber nicht ihn, ſondern in ihm die Nationalverſammlung und das Reichsminiſterium. Von Berlin und Rendsburg aus hatte er das Reichsminiſterium wiederholt gewarnt vor den Gefahren, die von Berlin aus drohen, und es aufmerkſam gemacht, daß ein Abſchluß ganz anderer Art erfolgen dürfte, als man zu Frankfurt vorgeſehen; nach der andern Seite, nach Berlin und Malmöe hin, ſprach er ſich auf das Entſchiedenſte aus, daß an

dem feſtgehalten werden müſſe, was in Frankfurt beſchloſſen worden. Auf wen ſollte er ſich ſtüzen? Hatte doch in derſelben Zeit, da Deutſchland mit Dänemark Krieg führte, der öſterreichiſche Geſandte in Kopenhagen ruhig fort reſidirt, Oeſterreich und Dänemark verhandelten unter ſich als befreundete Mächte. Darin fehlte der Reichsgeſandte, daß er ohne Proteſt und ohne Verwahrung abreiste.

Der Inhalt des Waffenſtillſtandes wurde ihm vor der Ratification nicht einmal mitgetheilt, als gienge das die Centralgewalt Deutſchlands nichts an, und das preußiſche Miniſterium fügte noch Hohn dazu: die Weigerung des preußiſchen Unterhändlers, dem Reichsgeſandten die Bedingungen mitzutheilen, erläuterte es dahin, derſelbe habe wahrſcheinlich bloß ſagen wollen, daß er ihn nur vertraulich davon in Kenntniß ſezen könne, und daß, wenn der Reichsgeſandte ſeinen Rückweg über Berlin genommen hätte, die preußiſche Regierung (nach geſchehenem Abſchluß des Stillſtandes!) ſich vertraulich mit ihm darüber unterhalten und zu verſtändigen geſucht hätte.

Der preußiſche Geſandte bei der Centralgewalt, Camphauſen, wie Dänemark ſelbſt und die preußiſchen Unterhändler ſprachen offiziell nur von einem im Namen des deutſchen Bundes durch Preußen abgeſchloſſenen Vertrag; von einer Centralgewalt, von einem deutſchen Reich war nirgends die Rede, wie von einem Bevollmächtigten der Centralgewalt von Max Gagern, in Holſtein und Malmöe weder die däniſchen noch die preußiſchen Unterhändler etwas wiſſen, ja die preußiſchen Miniſter zu Berlin nicht offiziös, nur vertraulich ſich mit ihm unterreden wollten. Camphauſen ſuchte den Ausdruck deutſcher Bund wie das Andere dadurch zu rechtfertigen: „Dänemark kenne noch kein deutſches Reich.“ Der Reichsminiſter Heckſcher, von der Nationalverſammlung in die Enge getrieben, wollte ſich damit hinausreden: „Wenn Dänemark behaupte, es könne mit der Centralgewalt nicht unterhandeln, da es eine ſolche nicht kenne, ſo ſey das eine Lächerlichkeit; man habe hier eine hiſtoriſche weltbekannte Thatſache verläugnet, und darüber brauche man gar nicht zu reden.“ Herr von Schmerling, der diplomatiſchere Reichsminiſter, ſagte dagegen: „Die Centralgewalt war für Dänemark gar nicht da, ſie war ihm ja

nicht angezeigt, wie konnte es alſo mit der Centralgewalt verhandeln?"

Alle Verſtändigen fanden es aber ſonderbar, daß das Reichsminiſterium dem Herzog von Holſtein, der zugleich König von Dänemark war, das Vorhandenſeyn der Centralgewalt nicht ſollte angezeigt haben, während die Reichstruppen doch im Krieg mit dem König lagen, und nicht die preußiſchen Truppen. „Noch ſonderbarer aber iſt's, ſagte Robert Blum, daß dieſes Ding, welches den Dänen gar nicht bekannt, und nach Schmerling für ſie gar nicht in der Welt war, deſſen ungeachtet einen Bevollmächtigten ernennen, demſelben eine Vollmacht geben, und von ihm verlangen konnte, auf Grund dieſer Vollmacht mit den Dänen einen Waffenſtillſtand abzuſchließen."

Das Reichsminiſterium handelte offenbar pflichtwidrig, nicht bloß inconſequent, vielleicht ſchlimmer, als man bis jezt weiß oder vielmehr beweiſen kann. v. Schmerling handelte längſt der Anſicht gemäß, daß die Zeit da ſey, „da auf die Revolution der Völker die Gegenrevolutionen der Fürſten folgen, denen man ſich ja auch als einem fait accompli fügen müſſe." Heckſcher war ganz übergegangen; und der Reichsverweſer hatte zu Köln einen Trinkſpruch des Königs von Preußen mit dem Wort erwiedert: „Eintracht und Ausdauer", was ſogleich auf das Zuſammenhalten der Fürſten gegen die Revolution gedeutet worden war.

Man hat geſagt, die Nationalverſammlung habe man durch den Waffenſtillſtand von Malmöe abſichtlich dahin führen wollen, um ſie durch die Wahl zwiſchen einem Krieg mit Preußen oder einem europäiſchen Krieg ohne Preußens Hülfe zur Fügſamkeit, zur Anerkennung der Bedingungen zu zwingen, und ſie dadurch in der öffentlichen Meinung zu vernichten.

Es drückt wenigſtens auf Heckſcher — und er handelte nicht allein — der Verdacht, daß er ein zweideutiges Spiel geſpielt habe, durch vertrauliche Briefe oder mündliche Zugeſtändniſſe. Als das Reichsminiſterium nicht anders konnte, legte es die Aktenſtücke der Verhandlungen vor, aber nur mit Auswahl, in der Art und im Geiſt der alten Diplomatie. Die vertraulichen Briefe legte es nicht zu den offenen Aktenſtücken.

Daß geheime Aktenſtücke beſtanden, konnten die Miniſter nicht

läugnen. Ein Mitglied von der rechten Seite des Hauſes hatte im Ausſchuß geäußert, es habe geheime Noten geſehen, die in dieſer Sache gewechſelt worden. In den mitgetheilten Schreiben Camphauſens war viel von den Einflüſterungen Rußlands die Rede, während nicht eine Zeile davon in den vorgelegten Akten enthalten war. Zudem war in einer Depeſche des ſchwediſchen Miniſteriums an den ſchwediſchen Geſandten in Berlin geſagt, wenn man ſich den Anforderungen Schwedens nicht füge, ſo werde daſſelbe Dinge veröffentlichen, welche denjenigen, die unterhandelt haben, nicht ſonderlich angenehm ſeyn werden*).

Was in den geheimen Aktenſtücken enthalten war, darüber gaben die Reichsminiſter keinen Aufſchluß. Anträge, ſie ſofort in Anklageſtand zu verſezen, unterblieben nur wegen mangelnden Geſezes über Miniſterverantwortlichkeit. Schon früher war ein Brief des Reichskriegsminiſters Peucker bekannt geworden, wonach das Reichsminiſterium in Schleswig-Holſtein eine Art von Vermittlungspolizei ſpielen wollte. Die ſchleswig-holſteiniſche Landesverſammlung, die als eine conſtituirende zuſammengetreten war, erſchien der preußiſchen Regierung als hinderlich bei der Annahme des Waffenſtillſtandes, als gefährlich wegen der durch die Stände aufgeregten Leidenſchaften. Es fand, die Landesverſammlung zu beſeitigen, „die paſſende Form", indem ſie das Reichsminiſterium beauftragte, die Schleswig-Holſteiner zur Auflöſung der Landesverſammlung zu beſtimmen. Das Reichsminiſterium gab ſich dazu her, und berief ſich den Schleswig-Holſteinern gegenüber nicht bloß auf die Unthunlichkeit, ſondern ſogar auf einen Beſchluß der Nationalverſammlung, wonach keine conſtituirende Verſammlung mit der Frankfurter zugleich ſtattfinden ſolle — ein Beſchluß, der niemals gefaßt worden war.

Das Reichsminiſterium ſelbſt anerkannte, daß der Vertrag von

---

*) „Mais, si contre notre attente, les efforts que nous faisons restaient infructueux; si la Prusse ne se croyait point en état de remplir ses engagements, alors nous nous devrons à nous mêmes de justifier aux yeux du monde entier la part que, sur l'invitation de la Prusse, nous avons prise à ces transactions, et il ne serait point de notre faute si l'exposé que nous ferions de la marche et des incidens de cette question, amenait des explications que, bien certainement, nous désirions éviter."

Malmöe nicht allein den Bedingungen der Vollmacht nicht entſpreche, ſondern auch Dinge enthalte, welche in keiner Weiſe als mit den Intereſſen Deutſchlands übereinſtimmend betrachtet werden können; eben ſo, daß der Vertrag, nicht, wie er da lag und war, rechtsgültig und rechtsbeſtändig ſey. Auch Preußen ſelbſt gab zu, daß Bedingungen in den Waffenſtillſtand aufgenommen wurden, welche nicht zu ſeiner Competenz gehörten, tief greifende Veränderungen in den Zuſtänden eines deutſchen Landes, wie ſie nie durch einen Waffenſtillſtand feſtgeſezt zu werden pflegen. Schon darin, ganz abgeſehen von allem Andern, lag es, daß die Nationalverſammlung unzweifelhaft darüber zu entſcheiden hatte. Und wenn die Nationalverſammlung noch darüber zu entſcheiden hatte, wenn der Waffenſtillſtand erſt noch genehmigt werden ſollte, dann durfte er — das war klar — nicht zum Voraus vollzogen werden.

Die Bedingungen des Waffenſtillſtands waren für Deutſchland der Art, daß ſie von den Vertheidigern deſſelben als „nicht rühmlich", von einem darunter als „unrühmlich", von den Gegnern und zwar conſervativen wie radikalen, als „ehrverlezend", ihre Annahme als „unauslöſchlicher Schimpf des deutſchen Namens", als „eine Dummheit" bezeichnet wurden. Sie waren zunächſt zu Gunſten Dänemarks, dann zu Gunſten Preußens; für Deutſchland enthielten ſie auch nicht einen Vortheil; für Schleswig-Holſtein viel Böſes. Zum Auslegen des Vertrags und zur Anwendung deſſelben für Schleswig-Holſtein war eben derjenige beſtimmt, in welchem das däniſche Prinzip am ſchärfſten ausgeprägt war; den im März das ſchleswig-holſteiniſche Volk ſo haßte, daß er ſein Leben nur durch die Flucht rettete, Graf Karl von Moltke. Dieſer ſollte nach dem Vertrag an die Spize der neuen ſchleswig-holſteiniſchen Regierung treten.

Zudem waren zu den an ſich mangelhaften Beſtimmungen des Vertrags noch ſo unklare gekommen, daß die endliche Auslegung beinahe unmöglich war, die unredliche den freieſten Spielraum hatte, und man mit Recht ſagte, der Deſpotismus brauche hier nicht erfinderiſch zu ſeyn, und erſt aus Klauſeln und Säzen, die Anfangs unbedenklich erſchienen, etwas für ſich heraus zu arbeiten; hier ſey ihm vollauf vorgearbeitet. Alle die ſchleswig-holſteiniſchen Männer, welche ſich aufopfernd und entſchieden der Sache ihres Landes ge-

widmet hatten, waren durch den Stillſtand der däniſchen Rache preisgegeben. Die däniſchen Beamten kehrten ins Land und in ihre Stellen zurück, die frühern Ernennungen wurden kaſſirt, mit keinem Hauch war des Schuzes der von der proviſoriſchen Regierung angeſtellten Beamten gedacht. Sieben Monate Waffenſtillſtand waren den Dänen eingeräumt, in dem Augenblick, als die württembergiſchen und badiſchen Truppen an den Gränzen der Herzogthümer angelangt, andere auf dem Weg dahin waren; ſieben Monate, Zeit genug für Dänemark wie für Rußland, die Stüze der reactionären Partei. Ganz abgeſehen davon, ob in dieſer Zeit des Zufrierens der Belte ein Angriff auf Kopenhagen möglich geweſen wäre, iſt ſo viel gewiß, daß man dem König von Dänemark Zeit laſſen wollte, ganz Schleswig wieder däniſch zu reorganiſiren. Dänemark ſelbſt hoffte, durch Verwerfung des Stillſtandes durch die Frankfurter Verſammlung werde es einen Conflikt zwiſchen dieſer und Preußen geben, oder, würde er nur von dem preußiſchen Miniſterium angenommen oder verworfen, ſo werde ein furchtbarer Kampf zwiſchen den Republikanern und den Monarchiſten in Preußen die Folge ſeyn; ein Kampf, der vielleicht das Signal zu einer politiſchen Umwälzung in Deutſchland gebe, Alles, wie es hoffte, zum Vortheil Dänemarks, um dann leicht fertig zu werden mit der „Beamtenrevolution“ in Schleswig-Holſtein; anders nannten die Dänen die Erhebung nie*).

Als Gründe für einen Waffenſtillſtand, den Niemand, welcher Farbe er war, deſſen Bedingungen kein Deutſcher gut heißen konnte, gab die preußiſche Regierung die Nothwendigkeit an, ihre Oſtſeeprovinzen vor gänzlichem Untergang zu ſchüzen.

Allerdings litten die Nord- und Oſtſeeküſten ſehr durch die Dänen, es litten Handel, Arbeit und Induſtrie. Die Arbeitsloſigkeit, die Noth, der Hunger wuchſen, und machten einen Frieden, nicht aber einen Waffenſtillſtand wünſchenswerth, welcher dagegen nur wenig oder gar nicht ſchüzte. Nur ein ehrenvoller und gerechter Friede hob die Noth jener Küſten: bei dem Malmöer Waffenſtillſtand aber hatte die däniſche Regierung gerade am Schluſſe der Bedingungen ausdrücklich hervorgehoben, daß die Bedingungen des

*) Fädrelandet, das miniſterielle Blatt, vom 13., 14., 15. Juli 1848.

Stillſtandes für eine ſchließliche Friedensbaſis keine Bedeutung haben, und dann war auch in dieſen Bedingungen ſelbſt nichts, das einen Frieden, wenigſtens auf die Zeit, erſezt oder nur eine Gewähr gegeben hätte, daß der Stillſtand zu einem Frieden führe.

Herzbrechende Schilderungen machten die Kaufleute, die Fabrikanten, die Induſtriellen jeder Art, vor Allen die Aktionäre der Aſſekuranzcompagnien, zumal von Hamburg, Bremen, Lübeck und den hannoveriſchen Häfen. Da hieß es: aller Verkehr ſtockt, der Kaufmann verarmt, der fleißige Hafenarbeiter ſinkt zum jammervollen Proletarier herab, ganze Städte der Oſtſee verarmen und von dieſen fallen die Rückſchläge auf die Nordſeeſtädte. Wenn der Ausfuhrhandel von Bremen und Lübeck leidet, ſo leidet auch das Fabrikintereſſe im Innern von Deutſchland. Ganze Geſchäftsbranchen haben ſich bereits nach England geflüchtet, und ſie werden, wenn der Krieg aufs Neue aufgenommen wird, für Deutſchland unwiderbringlich verloren ſeyn.

So lamentirten die Männer des Handels und der Induſtrie, uneingedenk, daß wer zur rechten Zeit für große Zwecke kleinere Opfer ſcheut, hintendrein großen Schaden leidet, ohne einen großen Zweck zu erreichen. Die Nord- und Oſtſeeküſten trugen, was ſie zu tragen hatten, für die deutſche Sache, weil Deutſchlands Recht und Ehre es forderten. Die Minderheit der Nationalverſammlung, die Linke, wollte nicht, daß ſie allein für die Ehre Deutſchlands leiden ſollten; ſie wollten eine vollkommene Entſchädigung für die Schäden, welche die Küſtenſtädte durch den Krieg erlitten, durch ganz Deutſchland gewährleiſten laſſen; die Mehrheit, die Rechte, gieng nicht darauf ein, aus Reactionsgründen. Und doch — wenn es dem preußiſchen Hof und der Regierung Ernſt war, ſo kam es zu dieſen Verluſten von Anfang nicht. Dänemark war beim Ausbruch des Kriegs zu Land und zur See ſchlecht gerüſtet; die Eiſenbahn konnte aufs Schnellſte 80,000 Mann Preußen in die Herzogthümer führen. Wenn Wrangel damit raſch bis hinauf nach Jütland vorgedrungen und dort ſtehen geblieben wäre, was ruſſiſcher Einfluß in Berlin verhinderte; wenn Hannover den Preußen den Rücken gedeckt hätte, was durch engliſchen Einfluß auf den hannoveriſchen Hof nicht gehörig geſchah; wenn Wrangel für jede däniſche Gewaltthätigkeit zur See zu Repreſſalien in Jüt-

land gegriffen hätte: dann hätte der Oſtſeehandel nicht mit ſo großen Verluſten ein halb Jahr zu feiern gebraucht; dann hätte Dänemark ſeine Menſchenräuberei und ſein Schiffekapern bleiben laſſen; die Beſezung Jütlands hätte Dänemark gezwungen, den Frieden herbei zu wünſchen. Als Wrangel endlich erklärte: „Für jede fernere Gewaltthat der Dänen ſolle ein Dorf in Jütland brennen, ſo wahr er Wrangel heiße", — da ward er aus Jütland durch Berliner Ordre zurückgerufen. Als gegen das Schiffekapern der Dänen die Linke bis zur Schaffung einer deutſchen Flotte Kaperbriefe auszugeben rieth, da erſcholl es mit Entrüſtung von der rechten Seite, das würde die deutſche Ehre beflecken, da Dänemark (das es wahrlich nicht nöthig hatte) dieſes Mittels ſich zu bedienen unterlaſſen habe. Und Dänemark hatte bereits über 200 deutſche Schiffe gekapert!

Durch energiſche raſche Fortſezung des Krieges noch jezt war ein Frieden zu gewinnen, in welchem Dänemark zum Erſaz jedes Verluſtes der Nord- und Oſtſeeküſten angehalten werden konnte; ſtatt deſſen wurde ein Waffenſtillſtand beliebt, der wenig Erſaz und gewiſſe Ausſicht auf einen Frieden gab, in welchem nicht nur die materiellen Verluſte nicht vergütet würden, ſondern auch Deutſchlands Ehre und Schleswig-Holſtein für Deutſchland verloren gehen könnten. In dieſem Waffenſtillſtand ſchickte man, wie Dahlmann ſagte, das arme Deutſchland recht geradezu in den erſten April hinein. Die ſiebenmonatliche Dauer des Stillſtandes — das Reichsminiſterium glaubte noch am Tage des Abſchluſſes, es handle ſich nur von einem drei monatlichen Stillſtand! — beraubte nicht nur Deutſchland der Möglichkeit, ſich der Vortheile der winterlichen Jahreszeit im Kriege gegen Dänemark zu bedienen, ſie mußte Dänemark im beſten Falle waffengerüſteter hinſtellen, als es jezt war. Dabei war durch denſelben die proviſoriſche Regierung aufgelöst; und doch war dieſe von der Bundesverſammlung, von der Krone Preußen, von der deutſchen Centralgewalt wiederholt anerkannt! und doch ſaßen, kraft dieſer Anerkennung allein, die ſchleswig-holſteiniſchen Abgeordneten in der Nationalverſammlung; ungeſezlich, wenn der Vertrag anerkannt wurde! und in dieſem Vertrag waren nicht einmal durch irgend eine Anordnung die Perſonen der anerkannten proviſoriſchen Regierung vor der däniſchen Nachſucht ſicher geſtellt! —

Aber gerade auf dieſen Bedingungen beſtanden Rußland und Schweden, zuverſichtlich, daß es keiner ſieben Monate bedürfen werde, um die Revolution durch die Reaction zu überwinden, und die werdende Einheit Deutſchlands im Keime zu tödten. Rußland hatte ſeit lange theils aus Inſtinkt, theils durch Berichterſtattung Kenntniß von der Schwäche und Empfänglichkeit mehr als einer deutſchen Regierung; es vermittelte nicht, es befahl.

Als Dänemark die Bedingungen, unter welchen die deutſche Centralgewalt durch Preußen abſchließen wollte, ſah und prüfte, da begriff es, daß „es einen für ſich günſtigen Waffenſtillſtand mit Deutſchland nicht abſchließen könne, wenn nicht die beiden Mächte, Schweden und Rußland, die ſich zu Gunſten Dänemarks erklärt haben (und Heckſcher ſprach von Schweden als einer „unparteiiſchen, ja Deutſchland befreundeten" Macht!), die Bedingungen der preußiſchen Regierung befehlen würden"*). Rußland und Schweden auferlegten die Bedingungen, und die preußiſche Diplomatie beugte ſich vor dem Befehle des Czaars.

England, dem Deutſchlands Großwerden gegen ſein Intereſſe war, war von da an für Deutſchland geweſen, als es, überraſcht von der deutſchen Bewegung, die politiſche Wiedergeburt Deutſchlands zu hintertreiben für vergeblich und für vortheilhafter hielt, die neue Großmacht, falls ſie wider Wunſch zu Stande käme, zum Freunde als zum Feinde zu haben. Dagegen neigte es ſich auch zu Dänemark von da an, als es fürchtete, Dänemark möchte den Schlüſſel zur Oſtſee in die Hände Rußlands kommen laſſen. 1833 hatte Rußland die hohe Pforte von dem ſie bedrängenden Ibrahim Paſcha gerettet und dafür zum Dank den Schlüſſel der Dardanellen zur Hand genommen. Daß Dänemark gezwungen ſich ganz in die Arme Rußlands werfe, Rußland als der einzige Schutzherr Dänemarks bei dieſer Gelegenheit eine unzerſtörbare Stellung einnehme und zum Dank für ſeinen Beiſtand zulezt auch die Schlüſſel

*) Schreiben des däniſchen Miniſters des Auswärtigen an Herrn Wyme, dat. Malmoe v. 10. Juni 1848: — „Les propositions de la Prusse ont dû confirmer le gouvernement danois dans sa conviction de l'impossibilité, de conclure, avec la Prusse, un armistice, dont les conditions ne soient pas appuyées fortement, et de manière à les imposer par les deux puissances, qui se sont prononcées en faveur du Danemarc, la Suède et la Russie."

zum Sund erhalte — das konnte England nicht geſchehen laſſen, ohne zu handeln; ſein Intereſſe durfte die Schutzherrſchaft Dänemarks den Ruſſen nicht allein überlaſſen. Das war der eine Grund, warum im Auguſt England für Dänemark anfieng etwas Partei zu nehmen. Der andere Grund war, daß der Gang der Nationalverſammlung und überhaupt der Dinge in den einzelnen Staaten in dem ſtets gut unterrichteten engliſchen Miniſterium die Anſicht aufkommen ließ, daß das Zuſtandekommen der deutſchen Freiheit und Einheit, der neuen Großmacht, mehr und mehr zweifelhaft werde, und daß es vielleicht doch noch möglich wäre, den Norden und den Süden Deutſchlands zu theilen, beide einander gegenüber in Zwietracht und die Seeküſte vom Herzen Deutſchlands abgeſondert zu erhalten. So ſpielte es vorerſt ein doppeltes Spiel, für alle Fälle, in ſeinem Intereſſe.

Wenn England in ſeinem und Rußland wieder in ſeinem Intereſſe zu Wien, zu Frankfurt und zu Berlin in der deutſch-däniſchen Frage ſtill arbeiteten: ſo fand die Hofpartei, die größtentheils Rußlands, zum Theil Englands Intereſſen diente, von Anfang bei dem König von Preußen einen bereiteten, empfänglichen Boden. Dem König war die Bewegung in Schleswig-Holſtein bald in einem ihm verhaßten Lichte gezeigt worden, und der König ſah ſie von da an vorzüglich nur in dieſem Lichte, in dem einer radikal-republikaniſchen, einer revolutionären Bewegung.

Daß es dem König von Preußen mit dem Krieg in Schleswig-Holſtein von Anfang an nicht Ernſt ſey, wollten Viele ſchon im Frühling behaupten, Andere glauben, daß es ihm in dem erſten Anflug Ernſt geweſen, und daß er zwei Zwecke zugleich verfolgt habe, durch Vertheidigung der deutſchen Küſte gegen die Dänen ſeinem Namen in Deutſchland wieder einen Glanz zu erwerben, und zugleich ſeinen Garden eine ſchöne Gelegenheit zu geben; daß aber bei ihm, wie ſo oft, auch hier dem Entſchluß ein anderer Entſchluß, der ausgeſprochenen Anſicht das Aufgeben dieſer Anſicht auf dem Fuße gefolgt ſey*). Folgte dieſe Aenderung nicht gleich, ſo folgte ſie doch bald unter dem Einfluß Rußlands und der Reac-

*) S. Maj. der König, nachdem er's gewollt hat, wird er's nicht wollen, iſt ein bekanntes Wort eines Diplomaten über Friedrich Wilhelm's IV. Politik.

tion. Das ſah, weſſen Auge nicht blöde war, oder von Enthuſias-mus geblendet, aus der Art, wie der Krieg geführt wurde. Es iſt alles nur zum Schein; es iſt ein Spiel reactionärer Ränke; es iſt ein Scheinkrieg und ein Scheindeutſchthun, ſagten Manche laut ſchon im Mai zu Frankfurt. Der Verdacht gegen den preußi-ſchen Hof wuchs bei den Führern der Volkspartei in dem Grad, als die Verblendung bei denen zunahm, die in dem preußiſchen Kaiſerthum allein das Heil fanden, die darum gegen jene wütheten, und ſich für das preußiſche Königshaus erhizten, da der König in der Thronrede geſprochen, die Ehre Preußens erfordere, den ihm von Deutſchland übertragenen Krieg zum Schuze Deutſchlands zu füh-ren; da der Miniſter von Arnim den Krieg einen für die Ehre Preußens und Deutſchlands gleich nothwendigen nannte. Da lief plözlich durch engliſche, franzöſiſche und deutſche Zeitungen der Text einer Note des preußiſchen Agenten von Wildenbruch an das däni-ſche Kabinet, datirt vom 8. April aus Sonderburg. Da hieß es wörtlich alſo:

„Preußen wünſcht vor allen Dingen die Herzogthümer Schles-wig und Holſtein ihrem König-Herzog zu erhalten, und iſt gleich weit davon entfernt, ſeinen eigenen Intereſſen oder dem Ehrgeiz dritter Perſonen dienen zu wollen. — Im Intereſſe Dänemarks aber, ſo wie in dem aller Nachbarſtaaten liegt es, daß die deutſchen Fürſten ſich der Angelegenheit kräftig annehmen, und einzig der Wunſch, die radikalen und republikaniſchen Elemente Deutſchlands von unheilbringender Einmiſchung abzuhalten, bewog Preußen zu ſeinen Schritten. Das Einrücken preußiſcher Truppen in Holſtein hatte den Zweck, das Bundesgebiet zu ſichern, und die republikaniſchen Elemente Deutſchlands, an welche die Herzogthümer als leztes Mit-tel der Selbſterhaltung hätten appelliren können, daran zu verhin-dern, ſich der Sache zu bemächtigen. Die Idee einer nordal-bingiſchen Republik, welche bereits hervorgetreten, iſt geeignet, ſowohl Dänemark als die deutſchen Nachbarländer ernſtlich zu ge-fährden. — Der eigene Vortheil Dänemarks iſt es, welchen Preußen im Auge hat; Dänemarks Größe, Dänemarks Selbſtſtändigkeit will es, die ihm durch Abreißung der Herzogthümer bedroht ſcheint, und es iſt erbötig, dazu mitzuwirken."

Die von höherer Hand aus geſchehene Veröffentlichung dieſer Note deckte nackt auf, was die Reaction fein geſponnen und verborgen glaubte und wünſchte: Den Zweck des Scheinkriegs gegen Dänemark. Dieſer Zweck war nicht gegen Dänemark, nach der Abſicht des preußiſchen Hofes, ſondern gegen die radikale und republikaniſche Partei in Deutſchland gerichtet. Wie bei Hecker's Schilderhebung in Baden preußiſche Truppen nach Süddeutſchland geſchickt wurden, ſo ſchickte Preußen bei der ſchleswig-holſteiniſchen Erhebung nach dem Norden ſeine Truppen. Hier wie dort war es der gleiche Zweck: Niederdrückung freier, und vorzüglich republikaniſcher Beſtrebungen. War dieß nicht gleich Anfangs der Zweck des Königs, ſo war es um ſo gewiſſer vorn herein der Zweck der Reactionsführer. Hier wie dort war der gleiche Aushängeſchild: Schuz deutſcher Ehre und Freiheit.

In Baden war das Spiel der Reaction unter dieſer Decke, für ſie zum Glück, durch keinen der Ihren verrathen worden: das Spiel unter dieſer Decke in Schleswig-Holſtein war jezt in einem Actenſtück eines der Ihren, ſey es durch England, ſey es durch einen Deutſchen von Gewiſſen und Ehrgefühl, aufgedeckt.

Das erſchreckte die Reactionsführer ſehr, aber nur ſo lange, bis ſie ſahen, daß in Deutſchland der Blinden nicht wenige, der Leichtgläubigen viele, der Vertrauenden unzählige waren, ſelbſt im Angeſicht eines ſolchen Aktenſtückes; und daß das Syſtem der Frechheit in Deutſchland das glücklichſte ſey.

Es war in den lezten Tagen des Juni, als das Aktenſtück bekannt wurde, wahrſcheinlich als Gegengift von England gegen Preußen und Rußland gebraucht, auf die erſte Kunde von den malmöer Verhandlungen hinter ſeinem Rücken. Die preußiſche Regierung wagte es nicht, die Aechtheit dieſer Wildenbruchiſchen Note irgend wo und irgend wie zu widerſprechen. Am 30. Juni wurde der neue Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten in Preußen, von Auerswald, im Saale der Abgeordneten darüber befragt. Er that als kenne er ſie nicht; er ſuchte darüber hinweg zu gehen.

Wenn auch anzunehmen iſt, daß dieſe Note nicht von dem Miniſterium, ſondern unmittelbar von der potsdamer Hofpartei ausgegangen iſt, ſo iſt doch, daß Auerswald nichts davon wußte, zwar möglich, aber nicht wahrſcheinlich.

In Poſen war, wie ſich aber erſt in der Berathung der Abgeordnetenkammer zu Berlin am 23. Oktober aufdeckte, es geſchehen, daß ohne Wiſſen des Miniſteriums, ja ganz entgegen deſſen beſondern Weiſungen, durch die Hofpartei ein unmittelbarer Befehl des Königs ausgewirkt wurde, welchen der Generaladjutant des Königs, der Generallieutenant von Neumann, an den commandirenden General von Colomb unterm 3. April übermachte; der Befehl, mit ſeinen mobilen Colonnen angriffsweiſe gegen die Polen einzuſchreiten.

Am Anfang des Juni ſchon hätten viele Augen geöffnet werden können. Am 2. Juni erklärte Arnim, der damals noch Miniſter war: Die Zurückziehung der Truppen ſey geſchehen, um die von England angebotene Vermittlung zu erleichtern und zugleich die Bürgſchaft von Preußens Wunſch nach Frieden zu geben. Ganz im Widerſpruch mit dieſer Erklärung Arnim's ſagte das Organ des engliſchen Miniſteriums, das „Morning-Chronicle", am 3. Juni: die preußiſchen Truppen ſeyen keineswegs aus Anlaß der Vermittlung Englands zurückgezogen worden, ſondern allein auf eine Note des Czaars an das preußiſche Kabinet, welche drohe, wenn ſich die Truppen nicht bis zum 28. Mai aus Jütland zurückgezogen hätten, werde Rußland an Preußen den Krieg erklären. Franzöſiſche Zeitungen brachten ebenfalls das ruſſiſche Ultimatum. Auch die Times vom 15. Juni beſtätigte dieſe Kriegsdrohung Rußlands mit dem Bemerken, auch Schweden habe die gleiche Drohung ausgeſprochen.

Da der Kampf in Schleswig-Holſtein der Brennpunkt des Patriotismus der conſtitutionellen Deutſchen zu werden anfieng, ſo erſchien das Kriegsſpiel in Schleswig und Jütland, ſo ſehr die preußiſche Hofpartei eifrig war, es nur einen Scheinkrieg, ein Spiel ſeyn zu laſſen, dem ruſſiſchen Kabinet doch gefährlich, da immer mehr Freiſchaaren aus Deutſchland zuſtrömten, da die ſüddeutſchen Truppen ſich zu bewegen drohten. Dieſe Anſicht und der Hülferuf des bedrängten Dänemarks, ſo wie die Erwägung der Geſammtverhältniſſe Deutſchlands beſtimmten den Czaar, von dem ſtillen Einfluß auf den preußiſchen Hof zu dem Befehl, zur Drohung überzugehen. Er unterſagte die Fortſezung des Kriegsſpiels, und Hof und Regierung Preußens thaten, wie er gebot. Zugleich wurde beſchloſſen, die in Folge des Stillſtandes aus Schleswig zurückkehrenden Freiſchaaren auf jede nur mögliche Weiſe entwaffnen zu laſſen; man

fürchtete, ſie gehören der Volkspartei an, und könnten dieſe mit den Waffen ſtüzen. Wie von der Wildenbruchiſchen Note, ſo wollte auch von dem ruſſiſchen Ultimatum der preußiſche Miniſter des Auswärtigen nichts wiſſen; das Reichsminiſterium wußte noch weniger davon.

Der Waffenſtillſtand wurde am 26. Auguſt beſchloſſen, am 2. September von Preußen zu Lübeck ratifizirt, an welchem Tage die deutſche Centralgewalt die Bedingungen deſſelben noch nicht kannte, geſchweige in Händen hatte. Die Nachricht davon regte das deutſche Volk und die Nationalverſammlung in gleicher Weiſe auf.

Die Nationalverſammlung bis zum 5. September.

Der Frühling, der Sommer waren dahin; vier Monate ſaßen ſchon die Vertreter der deutſchen Völker zu Frankfurt.

Als das engliſche Parlament gegen den Deſpotismus auftrat, ſuchte es vor Allem für ſeine Macht einen materiellen Halt, in Waffen und Heer, es fing den Bürgerkrieg an, ehe es Anderes that und berieth; es ſiegte über das Königthum, durch militäriſche Kräfte und Talente, durch Selbſtverläugnung der Einzelnen; und war mächtig, ſo lang es die Macht der Waffen in ſeiner Hand hatte, und einzig und allein mächtig, weil es dieſe hatte. Als das Parlament vergaß, daß es, was es galt, nur durch die Heermacht galt, und dieſe aus der Hand ließ, da war es verloren, dem gegenüber, in deſſen Hand es die Heermacht hatte übergehen laſſen.

Frankreich begann und vollführte ſeine Revolution, dann machte es Verfaſſungen; es berieth in Waffen. Das immer bloße Schwert ſchlug nach Innen und ſchlug nach Außen zugleich mit dem Schwert des Wortes.

Nordamerika fiel von England ab; und waffnete ſich, ehe es abfiel, während es verhandelte. Ein paar Jahre vergingen darüber; dann begann es den Bürgerkrieg mit allen ſeinen Kräften.

Ob der Handel litt, ob die Städte und Pflanzungen rauchten, — kein Amerikaner verlangte, daß man die Sache des großen Ganzen den Intereſſen eines Theils, Einzelner zum Opfer bringe. Sieben Jahre dauerte der Waffenkampf. Die Unabhängigkeit der Staaten war anerkannt, die Freiheit thatſächlich vollendet: dann erſt ſezten ſie ſich, beriethen und beſchloſſen eine Verfaſſung. Sie wußten, daß Urſprung wie Erhaltung der Freiheit nicht auf dem guten Willen der Gegner, ſondern auf dem Siege ruht, der Sieg aber auf den Waffen und ihrem unerſchrockenen Gebrauch. Das wußte, nicht troz dem, ſondern weil ſie ſo gelehrt war, die Mehrheit des deutſchen Parlaments nicht.

Sie ſaß, und wollte vor Allem eine deutſche Verfaſſung berathen, und nichts als eine Verfaſſung berathen. Die Linke ſagte ihr hundertmal, daß Paragraphen und deren Gewährſchaften bloß auf dem Papier zum Schuz der Volksfreiheit gegen das herrſchende Königthum nicht ausreichen, daß ein Stück Papier gegen die Geld- und Waffenmacht der Fürſten ein Nichts ſey, daß die einzige Gewähr für die Freiheit darin liege, daß man die Macht, d. h. die Finanzen und das Heer, in die Hände bekomme, und ſie zur Vollendung des Sieges gegen die Feinde der Freiheit und der Einheit Deutſchlands, über die das Volk geſiegt, die es aber noch nicht überwunden habe, raſch und nachdrücklich gebrauche; daß, wenn man nicht ſo vorgehe, die Fürſten weder die Grundrechte des deutſchen Volkes, noch die Verfaſſung, die das Parlament mache, anerkennen werden.

Die Mehrheit glaubte das nicht. Von Zeit zu Zeit erinnerte ſie ein Stoß von Berlin und Wien, ja von München und Hannover und von noch kleinerer Seite her, daß man ihre ſtaatsrechtlichen Gutachten, die ſie an die Regierungen erſtattete, ihre militäriſchen Weiſungen an die Truppen unter dem Namen Reichstruppen, ſo wie die Schritte und Worte ihrer Reichscommiſſäre und Reichsgeſandten — ſehr unmaßgeblich fand. Auch das rüttelte ſie nicht aus ihren Träumen.

Im Angeſicht der täglich klarer ſich offenbarenden Ohnmacht der Mehrheit kecker geworden, riefen ihr von Zeit zu Zeit entſchiedene Stimmen aus ihrem eigenen Schooße zu, daß die Fürſten Grundrechte und Verfaſſung nicht annehmen werden, wenn man ſie

nicht vorerſt mit ihnen vereinbare: dem Sinne nach, daß ſie nur davon annehmen werden, was ihnen davon beliebe. Sie hörte das, und verſtand es nicht, aus Größe des Vertrauens.

Monate ſaß ſie und berieth über den Grundrechten, theils aus deutſcher Liebe zur Gründlichkeit, theils weil die Ränke und Intriken der Reaktion abſichtlich hinauszogen und verſchleppten. Daß nichts zu Stande komme, das wollten ja zunächſt die Freunde des Rückſchritts. Hinhalten und ruhig zuwarten, bis die Scheinmacht der Nationalverſammlung als Ohnmacht ſich offenbare in Folge ihres Bruchs mit der öffentlichen Meinung — das war die reactionäre Politik. Die Höfe brachen nicht mit der Verſammlung, aber ſie wirkten gegen ſie im Verborgenen; ſie thaten Alles, ihre Energie zu brechen, und Beſchlüſſe zu hintertreiben, die ihnen unangenehm wären; die mittleren und kleineren Höfe arbeiteten meiſt gegen die Nationalverſammlung, weil ſie theils Beſchlüſſe, die den Fortbeſtand der kleinern Höfe unmöglich machen könnten, theils Beſchlüſſe, die ihnen große Opfer auflegten, von ihr fürchteten. In dieſem Sinne handelten die Führer der Reaction in der Paulskirche ſelbſt.

Die beſondere Politik der Lezteren war verſchmizt. Was ſie mit allem Fleiß, aber klug und leiſe, betrieben, deſſen ſichtbare Folgen ſchoben ſie offen den Führern der Volkspartei zu. Wenn dieſe Anträge zur That, in dem kaum angegebenen Geiſte, in die Verſammlung brachten: da war von Seiten der Reaction auf der Rednerbühne, in ihren Geſellſchaften, in ihren hundert und tauſend Blättern und Blättchen ein einſtimmiges Klagen, wie die Linke darauf ausgehe, Gegenſtände hineinzuziehen, die mit der Aufgabe nichts zu ſchaffen haben und außer der Gränze liegen, welche die Verſammlung ihrer Competenz gezogen, um dadurch die Zeit, die für das Verfaſſungswerk nöthig wäre, zu verderben, gegen die Anſtrengungen der rechten Seite und der Mitte des Hauſes.

Ein Zeitungscorreſpondent, Abt, hatte nach der Wahl des Reichsverweſers den Einfall gehabt und in die Welt hinausgeſchrieben: „Da von der Mehrheit der Verſammlung, ſo wie ſie zuſammengeſezt ſey, für die Freiheit und die Intereſſen der unteren gedrückten Volksklaſſen nichts Weſentliches zu hoffen ſey, ſo müßte, wenn ſie klug wäre, die Minderheit ihr ganzes Auftreten von dem

Streben abhängig machen, die Wirkſamkeit der Verſammlung zu lähmen, ihre Beſchlüſſe zu verhindern, und möglichſt große Confuſion in ihre Verhandlungen zu bringen, mit einem Wort durch alle zu Gebot ſtehenden Mittel, die zweckmäßig wären, ſuchen, die Verſammlung zu verwirren, zu compromittiren, aufzulöſen."

Dieſen Correſpondenzartikel eines Journaliſten, der weder Mitglied der Nationalverſammlung war, noch zu irgend einer der Schattirungen der Linken in näherer oder entfernterer Beziehung ſtand, benüzten ſogleich die Handlanger der Reaction zu der Erfindung, in Hallgarten, dem Landgut Itzſtein's, ſey von den Führern der Linken verabredet worden, man wolle die Arbeiten der Nationalverſammlung auf alle mögliche Weiſe ſtören und aufhalten, damit die Verfaſſung nicht zu Stande komme, die Verſammlung die Sympathien des Volkes verliere, und dann eine neue Volkserhebung ihr und der ganzen beſtehenden Ordnung der Dinge ein Ende mache*).

Dieſe Erfindung wurde wie das Geheimniß einer halb entdeckten Verſchwörung den Leichtgläubigen in den Geſellſchaften in's Ohr geträufelt, und in kleinen Doſen unter Zeitungsartikel eingerührt.

Die Preſſe war ein vorzügliches Werkzeug der Politik der Reactionäre, wie der Politik der Volkspartei. Die Leztere hatte die größere Zahl der Blätter für ſich, die Erſtere die einflußreicheren, in den höheren Kreiſen und von der Bourgeoiſie vorzugsweiſe geleſenen.

Durch die Tagespreſſe des Fortſchritts jeder Schattirung wurde viel geſündigt, wie durch die Tagespreſſe des Rückſchritts,

---

*) Noch nach Jahr und Tag tiſchte Jürgens I. 130 dieſe Verläumdung auf, nach ſeiner Art, mit den einleitenden Worten: „Ich kann nicht behaupten, daß es wahr iſt, was man nach einiger Zeit ſagte, daß in Hallgarten verabredet ſey u. ſ. w." — und mit den Schlußworten: „Es iſt möglich, daß das Verhalten der Linken den Anlaß zu einer bloßen Erfindung gab." — Und dieſer ſelbe Jürgens rühmt ſich: „Der Zweck der Rechten ſey erreicht worden, die Linke und in ihr die heilloſe Revolution zu bekämpfen. Das ſey das große Verdienſt der Mehrheit, obgleich darüber der Sommer hingegangen und die Verfaſſungsarbeit unvermeidlich verhindert worden ſey." I. S. 116.

mit Uebertreibung, Verbreitung falſcher Nachrichten und falſcher Anſichten über Perſonen und Dinge, mit Leidenſchaftlichkeit, mit Parteilichkeit, mit einem Uebermaß von Vorliebe und Haß, das oft bis zum Fanatismus ſich ſteigerte, und zu blutigen Reibungen und Ausbrüchen auf mehreren Punkten verhezte. Die Sprache einzelner Blätter revolutionärer Farbe war, wenigſtens in manchen Artikeln, ſanscülottiſch, wie eines Trunkenen oder Halbwahnſinnigen, ſogar blutdürſtig; ſelbſt da, wo ſie ganz im Rechte waren, durch Maßloſigkeit ungerecht, und durch Affectation der Miene der Schreckensmänner aus den neunziger Jahren abſtoßend und widrig.

Doch fallen dieſe Schatten nur auf einen Theil der kleineren Tagesblätter der Volkspartei; die größeren hielten ſich faſt durchgängig nicht nur von den leztgenannten Auswüchſen, ſondern auch von den obigen Ausſtellungen, mehr oder minder frei. Dagegen treffen beiderlei Vorwürfe alle von kirchlichen Fanatikern geleiteten Reactionsblätter, die großen wie die kleinen. Selbſt die Organe der Partei der rechten Mitte, die deutſche Zeitung und ihre Geſinnungsverwandten, litten ſehr an den zuerſt gerügten Fehlern. Beſonders zu bedauern iſt, daß die A. A. Zeitung von gewiſſenloſen und feilen Parteifedern zu unwahren, abſichtlich entſtellenden, nicht ſelten lügenhaften und verläumderiſchen Berichten ſich mißbrauchen ließ*). Dagegen organiſirte die Reaction in der Frankfurter Oberpoſtamtszeitung und in den Flugblättern ein vollkommenes Syſtem der Frechheit. Die Verdrehung, die Täuſchung, die Fälſchung, die Unterſtellung und, wenn es zweckmäßig war, die Lüge, wurden in dem erſtern Blatt als Metier getrieben, mit einer nicht zu läugnenden Fertigkeit und Gewandtheit, getrieben zu dem Zweck, zuerſt dem Volk ſein Recht aus der Hand und in die Hände des Königthums zurück zu ſpielen, ſpäter ein preußiſches Kaiſerthum zu ermöglichen.

Das andere Blatt, Flugblätter aus der Paulskirche genannt, wurde von Jürgens und Bernhardi herausgegeben; der Leztere zog ſich ſpäter zurück. Jürgens hatte ſich bei der Stellenverthei-

*) Viel Lachen erregte eines Tags auf der Linken und auf der Rechten in der Paulskirche ein Bericht dieſer Zeitung, worin der Abgeordnete von Leipzig ein Schwäzer genannt und ihm als ein bedeutender Redner von nicht geringem Erfolg, als „ein oratoriſches Schwert,“ ein gewiſſer Schuler von Innsbruck gegenüber geſtellt wurde. Das war doch gar zu toll.

lung eine Rathsſtelle im Reichsminiſterium heraus geſchlagen. Seine Flugblätter zeichneten ſich aus durch einzelne gute Gedanken und ſtyliſtiſch meiſt ſehr ſchlecht, hie und da, wenn Meyern und Mathy ſie beſchenkten, ſehr gut geſchriebene Aufſäze, durch völlige Gerechtigkeitsloſigkeit und das weiteſte Gewiſſen, durch Verläumdung und allerlei Gifte, die in Doſen verabreicht wurden; endlich dadurch, daß ſie wegen ihres Charakters von der eigenen Partei, von der Rechten, verachtet wurden, laut und unverholen. Ganz kreditlos geworden, wurden zulezt die Flugblätter mit noch wenigen Abonnenten von Jürgens an die ultramontane Partei um Geld abgetreten, und änderten ihren Namen.

Ein großer Theil des Irrthums, der über die Perſönlichkeiten der Nationalverſammlung in Deutſchland waltete, wie über die Verhältniſſe und die Stellungen, kommt auf Rechnung von Correſpondenten der rechten Seite, die auf Alles Rückſicht nahmen, nur auf die Kleinigkeit nicht, die man Wahrheit nennt. Sie tragen auch die meiſte Schuld an der Verbitterung des ſpäter enttäuſchten Deutſchlands über Perſönlichkeiten und ganze Parteitheile.

Es iſt von Haus aus dem deutſchen Volk eigen, mit Dingen und Menſchen Gözendienſt zu treiben. Nicht bloß die weibliche, auch die männliche Welt vorzüglich im deutſchen Süden, muß immer für ihr volles, zum Enthuſiasmus geneigtes Gemüth einen Gegenſtand haben, den es auf den Altar erhebt, für den es ſchwärmt, dem es Weihrauch ſtreut und Opfer bringt — ſey dieſer Gegenſtand nun Perſon oder Idee. Darauf fußten die Zeitungsſchreiber der Rechten. Sie ließen die Helden ihrer Partei überall nur im Lichte großer Staatsmänner und edelſter Patrioten auftreten, und die Verkleinerung und Anſchwärzung der Andersgeſinnten nahmen ſie dabei zur ſtehenden Folie. Kein Tag verging, an welchem nicht von Frankfurt aus in einer langen Reihe von Blättern für Gagern, für Schmerling, für den Reichsverweſer, für Baſſermann, der wohl auch ſelbſt dafür ſorgte, für Beſeler und Dahlmann, für Radowiß, Vincke und Andere die Weihrauchpfanne geſchwungen worden wäre. Bei beſondern Gelegenheiten wurde für Gagern und das Reichsminiſterium ein außerordentlicher Cultus in den Zeitungen gehalten, dieſe erſchienen dann im Feſtgewand, mit einer Glorie um's Haupt. Weil ſo das Volk ſie ſah, nicht wie ſie waren, ſon-

dern wie gewiſſe Taſchenſpieler der Journaliſtik ſie ihm vorſpiegelten, ſo machte es an dieſe Perſönlichkeiten wie an Gagern Forderungen, nicht bloß die ſie erfüllen konnten, ſondern denen ſie nicht gewachſen waren. Und als der Nebel um Gagern und ſeine Freunde vor dem brennenden Strahl der Wirklichkeit ſank, als die Männer das nicht leiſteten, was die Verehrung von ihnen erwartete, da entſtand Geſchrei über Täuſchung und Verrath, aber nicht über Täuſchung der Taſchenſpieler, ſondern über Täuſchung der von ihnen aufgeſtellten Heroen.

Am weiteſten trieb dieſe Täuſchung H. Laube, der ſehr viel in die A. A. Zeitung und anders wohin ſchrieb. Eines armen Maurers Sohn aus einem kleinen Flecken Schleſiens, durch einen bürgerlichen Verwandten unterſtüzt, daß er ſtudiren konnte, gefiel er ſich darin, vom Volk mit Verachtung zu ſprechen, beim Adel anzukommen, die Männer des Volkes zu verläumden, Fürſten, Grafen und Baronen Weihrauch zu ſtreuen, und viel von feiner Bildung zu ſprechen. Sein Charakter iſt daran kennbar, daß er, während er in Oeſtreich und Böhmen ſich befand, in Berichten über die Nationalverſammlung die Lüge ſich erlaubte, als ſchriebe er als Augen- und Ohrenzeuge und als Mithandelnder, dann nach manchem Durchfall in Deutſchland ſpät endlich in die Nationalverſammlung gewählt, und zwar von einem böhmiſch-öſterreichiſchen Wahlbezirk, großentheils den Sizungen nicht anwohnte, oder theils mit der preußiſchen Partei gegen die öſterreichiſche ſtimmte, theils und meiſt vor der Abſtimmung, um weder hier noch dort anzuſtoßen, entwiſchte; den Grafen Arnim, Gagern und Schmerling zugleich verherrlichte, Robert Blum's große Leiche und den edeln Schwärmer Jellinek im Tode mit Frivolität verhöhnte; zwiſchen Berlin und Wien, weil er an beiden Höfen für eine Anſtellung ſich möglich halten wollte, wie ein Pendel ſich hin und her bewegte, und endlich von dem Standrechts-Miniſterium und Hof mit der Direction des Hoftheaters in Wien belohnt wurde. Das war der Hauptlobredner Gagern's und der Rechten, ein Fälſcher der öffentlichen Meinung, nicht durch Talent, ſondern weil Zeitſchriften erſten Rangs und Einfluſſes auf die öffentliche Meinung ſich ihm hingaben*).

*) Laube drängte ſich kürzlich, ſtatt Beſſerer, zu Lenau's Grabrede vor. In Lenau's Nachlaß fand ſich ein Gedicht, worin er ſagt, daß er für Laube

Der unter den Blättern der Frankfurter Linken am meiſten angefochtenen Reichstagszeitung konnte man mehr nicht nachweiſen, als manchmal Leidenſchaftlichkeit, hervorgegangen aus dem heiligen Zorn über die Schlechtigkeit, die ſie bekämpfte, und, wenn es einer iſt, den Fehler, daß ſie den ſtarken Gedanken nicht immer durch ein ſchönes Maß des Wortes annehmlicher machte, ſondern der Energie der Ueberzeugung die gleiche Energie des Ausdrucks mit in die Welt gab. Unwahrhaftigkeit wagte kein Gegner ihr nachzureden: bei Blättern der Reaction gehörten die Verdächtigung, die Perfidie und die Lügenhaftigkeit zum Charakter, und die Correſpondenten wurden mit Geld nicht bloß, ſondern mit häufigen Einladungen zu Tiſch, und wenn es ſich ſchickte, auch noch mit einer Stelle belohnt. Solche Dinte fiel wie giftiger Thau auf die ausbrechenden Blüthen der Freiheit, und es grimmte den gemeinen Mann, wenn er das mit anſah, daß er blutig drohte und die Fauſt ballte.

Anders war es mit dem Humor der Carricaturen. Mitten in der Paulskirche entſtanden ſie zum Theil, rechts meiſt durch den preußiſchen Reiteroffizier von Boddien, links durch Vogt, Viſcher von Tübingen und andere. Es waren meiſt ſpaßhafte Einfälle, oft ſchlechte Wize über Mitglieder, über Vorfälle, auch über Perſönlichkeiten außerhalb der Paulskirche. Die Abſicht war faſt immer harmlos, ſelten boshaft, noch ſeltener aber waren die Zerrbilder von künſtleriſchem Werth. Geſchmackloſes und Gemeines lief wohl auch mitunter, dieſes aber meiſt von Zeichnern außerhalb der Nationalverſammlung, von Induſtriellen. Die ausgezeichnetſten Zerrbilder waren die Thaten und Schickſale Piepmaiers. Dieſe Spottfigur ſtellte die parlamentariſche Charakterloſigkeit dar, die Feigheit, die Achſelträgerei, die, je nach dem Windzug, heute mehr rechts, morgen mehr links rückte, und dabei ſich ſehr wohl ſeyn ließ. Der wizige Detmold, der nachmalige Reichsminiſter, war der Erfinder, Adolph Schröder der wizige Zeichner. Die meiſten Carricaturen liefen in Feder- oder Bleiſtiftzeichnung in der Pauls-

---

und Seinesgleichen, „für ſolche Stümper, ſolches Geſinde, für ſolcher Seelen ſchmähliche Umnachtung“ nichts habe, als „den Bann der Verachtung.“

kirche um, und zwar durch die Bänke aller Parteien, und von da ſogar hinüber in die Damengallerie; ſie würzten oft die Einförmigkeit und Trockenheit der langen gründlichen Verhandlungen, friſch weg wie ſie entſtanden waren. Dann erſt kamen ſie an die Schaufenſter der Bilderladen.

Man hat allzuängſtlich dieſen Spottbildern zu viel Wirkung beigelegt, wenn man glaubte, ſie haben in das Werden der Verfaſſung und der Freiheit, in deren noch zarte Keime, ſtörend oder zerſtörend eingegriffen, und Mitglieder, ja die Sache der Nationalverſammlung in der Achtung und im Bewußtſeyn des Volkes heruntergebracht.

Einen eigenthümlichen Eindruck machte es freilich, als eines Morgens Detmold gewiſſe Volksvertreter in zappelnder Bewegung in die Sizung brachte, zu Ziehmännern aus Pappe verarbeitet, mit glozenden Augen, mit langgezerrten und doch ſo ähnlichen Geſichtern, und wie er am Schnürchen zog, bewegten ſie Zunge, Arme und Beine, der Baſſermann, der Beſeler, der Soiron, der Gagern. Die Satyre war bitter, Coryphäen des Parlaments waren zum Spielzeug für Kinder gemacht, und die Wahrheit war noch bitterer, denn von mehr als einem der Abgebildeten ſagte man ſich: er wird, ohne daß er es weiß, von „ſeinen Freunden“, von denen, die ihn zu ihren Tafelfreuden einladen, von den Fürſten, von den Kirchlichen, von den Reactionsführern, von Schmerling und dem Reichsverweſer wie am Faden gezogen, leiſe, leiſe, ſanfter Weiſe. Baſſermann — wie war er ſo wild, ſo national-ſouveränitätsgewaltig, im Juni, als er alle, die der Nationalverſammlung ſich nicht fügen würden, „zermalmen“ wollte, den König von Hannover zuerſt, den gekrönten Rebellen, wie ſie ihn nannten, die Männer des rechten Centrums! Wie verwaſchen, wie haltlos war er im Auguſt! Da war er am Drähtchen Schmerlings, und er ſprach nur noch davon, jeden Zuſammenſtoß der Centralgewalt mit den Einzelregierungen zu vermeiden, und den Leztern alle Rückſicht zu tragen. Das war Satyre auf ſich ſelbſt; es bedurfte keiner Carricatur, um in der Achtung des Volkes herunter zu kommen.

Daß der größere Theil der Rechten das Vertrauen der Mehrheit der Wähler verloren hatte, das bewieſen die maſſenhaft einlaufenden Mißtrauensadreſſen, die von Woche zu Woche ſich mehr-

ten. Jürgens und ſeine Freunde, die zunächſt davon betroffen wurden, waren ſehr böſe darüber und ſagten, dieſes ſouveräne Volk verleze aus der Nähe und Ferne durch ſolche Mißtrauensſtimmen den Frieden und die Würde der Nationalverſammlung; da es ſeine Vertreter nicht zu achten wiſſe, laſſe es nur zu deutlich erkennen, in welchem Maß es ihm an Selbſtachtung, an wahrem Ehr-, Rechts- und Freiheitsgefühl, an richtigen politiſchen Begriffen mangle; die verkehrteſten Anſichten, Aeußerungen, Abſtimmungen und Beſchlüſſe finden nur zu viel Beifall, verſtändige zu wenig Unterſtüzung. Erſt habe man ein Parlament gefordert im Namen des ſouveränen Volkes und dazu gewählt und es proklamirt als den Ausdruck des Volkswillens, dem auch alle Fürſten ſich zu unterwerfen haben: jezt aber wolle jedes Land, jede Stadt, jeder Verein, jede Volksverſammlung, jeder Einzelne ſouverän ſeyn; die parlamentariſche Mehrheit ſolle thun, was das vermeinte ſouveräne Volk haben wolle; thue ſie es nicht, ſo werde ſie vom Volk verhöhnt und moraliſch mißhandelt *). Man müſſe dergleichen Mißtrauensbriefe verachten, Beſchränktheit gebe ſie ein **).

So ſprachen die, welche das Volk zur Abgabe ihrer Abgeordnetenſtelle aufforderte, weil ſie unter andern Verhältniſſen und Bedingungen, die ſie nicht einhielten, vom Volke gewählt, aus Vertretern des Volkes ſelbſt zu dienſtbaren Werkzeugen der Fürſten ſich machten.

Das Volk ſah den Gang der Verhandlungen in der Paulskirche mit ganz andern Augen an, als die Wohlmeinenden unter den Gelehrten in derſelben. Dieſe weiſen Männer achteten die Macht und den Kampf der Waffen gering, wie von Anfang ſo auch fort; die Macht des Wortes und des Gedankens überſchäzten ſie: ſie verſtanden noch immer das Volk und die Zeit nicht. Sagte man ihnen von der Linken, wie W. Schulz: mit Worten und nichts als Worten ſchwaze man ein neues Deutſchland nicht herbei, und das Deutſchland von 1815 nicht über den Haufen; ſo klang ihnen das als ein Gelüſte nach Anarchie. Sie merkten nur auf ſich ſelbſt, nicht auf andere, nicht auf die wachſende Aufregung

*) Jürgens, a. a. O. I. 131—132.

**) Jürgens, I. 223.

im Volke, nicht auf die fieberhafte Spannung und Erwartung, die durch den politiſchen Formalismus, den ſie hin und her discutirten, durch die abſtracten Intereſſen, die ſie breit behandelten, durch die formellen Streitfragen, über die ſich die Rechte mit der Linken auf Tod und Leben mit Worten ſchlug, nicht einmal berührt, geſchweige befriedigt wurde. Das Volk hatte in dieſen Tagen keine Empfänglichkeit für gelehrte Theorien, ſo mancher ſchöne Gedanke, ſo manches goldene Wort ihm geboten wurde, ſo manches Ueberbleibſel alten Unrechts und Irrthums von dem Geiſte der Humanität in der Paulskirche überwunden wurde, wenn auch oft nach ſchwerem, intereſſantem Kampf, und wie manche Beſchlüſſe nach und nach zu Stande kamen, daran das Volk ſich freuen konnte. Es ſezte ſich zu viel Unpraktiſches und ſchon darum, aber auch aus andern Gründen, Unvolksthümliches der Thätigkeit der Verſammlung an, als daß ſie dem Volke gefallen konnte.

Da ſaßen die Männer und beriethen, ſtatt drei Tage, ſechs Monate lang die Grundrechte des deutſchen Volkes. Wie lange zögerten nicht die Ausſchüſſe mit ihren Vorlagen, und wie viel wurde geredet, abgeſtimmt und wieder abgeſtimmt, beantragt und verworfen und endlich beſchloſſen über die einfachſten Dinge, über Gleichheit vor dem Geſez, über Glaubens- und Gewiſſensfreiheit, über Preßfreiheit, über Trennung der Kirche vom Staat und über Trennung der Schule von der Kirche, über Briefgeheimniß, über die Juden und ihre Stellung, über die Civilehe, über die Lehrfreiheit, über das Unterrichtsweſen überhaupt, und über Derlei. Da glänzte der rechtsgelehrte und ſtaatswiſſenſchaftliche Scharfſinn in den kleinſten Pünktchen, in der ängſtlichſten, ſorgfältigſten Behandlung des Weſentlichen, aber auch vorzugsweiſe des Unweſentlichen dabei. Hundert Dinge, die zunächſt für das Bedürfniß des Volkes und Deutſchlands weder nöthig noch praktiſch waren, wurden jezt ſchon abgemacht, mit pünktlichſter Rückſicht auf Fälle, die in ferner Zukunft einmal möglich ſeyn könnten, ſtatt praktiſch und großſinnig jezt nur die großen und allgemeinen Verhältniſſe feſtzuſtellen und der ſpätern Entwicklung das Einzelne vorzubehalten; die Grundzüge ſcharf und recht zu ziehen, und die Ausfüllung der Zukunft zu überlaſſen.

Die Verfaſſungsvorlagen wurden ſo lange von dem Verfaſ-

ſungsausſchuß hin und her gezogen und geſchoben, daß die erſten Paragraphen erſt nach fünf vollen Monaten zur Berathung der Verſammlung kamen. Alles Drängen der Linken, alles Ausſprechen des Verdachts, daß man die Zeit verſtreichen laſſen wolle, bis die Fürſten nicht mehr nöthig hätten, die Verfaſſung anzunehmen — halfen nichts. Die Grundrechte waren wohl ein Theil der Verfaſſung, aber wenn das Werk nicht an veränderten Umſtänden ſcheitern ſollte, ſo mußten nicht nur die Grundrechte in drei Tagen, es mußte die ganze Verfaſſung in drei Wochen ſpäteſtens fertig ſeyn, was die großen Grundzüge derſelben anbelangt.

Die ſiebenzehn Vertrauensmänner der Regierungen am Bundestag hatten zwar einen Entwurf zu einer Verfaſſung gemacht; dieſer aber war höchſt unpopulär, für den Frühling von 1848 jedenfalls reactionär. Die Kritik der Reichstagszeitung hatte ihn in den Augen des Volks vernichtet. Der Vater dieſes Entwurfs war Dahlmann, und die Kaiſeridee bildete den Mittelpunkt ſchon dieſes Entwurfs. So durchgefallen wie er war, wollte die Mehrheit des Verfaſſungsausſchuſſes ihn nicht einmal zu einem Leitfaden nehmen. Der Verfaſſungsausſchuß, von der Linken nur durch Blum, Trütſchler, Schüler von Jena, Wigard, H. Simon und Römer vertreten, beſchloß in ſeiner Mehrheit, zur Ausarbeitung eines Leitfadens einen Unterausſchuß zu ernennen, und ſpäter wurde noch ein Unter-Unterausſchuß ernannt. So gründlich weitläufig, ſo ohne ſchöpferiſche Kraft, ſo hülfsbedürftig zeigte ſich von vorn herein der Verfaſſungsausſchuß: Alle Schuld davon fällt auf Gagern und die Rechte, die es eingefädelt und durchgeſezt hatten, daß die wichtigſten Ausſchüſſe nicht durch die Nationalverſammlung aus der Geſammtheit derſelben, ſondern durch die Abtheilungen, nur aus der Mitte der Abtheilungen gewählt werden durften.

So lange die Welt ſteht, iſt es wohl nicht vorgekommen, daß man an die Schöpfung einer Verfaſſung ging, ohne ſich über die Prinzipien verſtändigt, ja ohne Prinzipien aufgeſtellt zu haben, und daß man, wie Dahlmann, Beſeler und ihre Freunde thaten, vorn herein ſich darauf verließ, die Verfaſſung ſtückweiſe zu bearbeiten und vorzulegen, berathen und darüber beſchließen zu laſſen; die wichtigſten, ſchwierigen Punkte bis zulezt zu verſchieben, dadurch Zeit zu gewinnen, innerhalb welcher der Verlauf der äußeren Ver-

hältniſſe vielleicht entſcheide, wie man dieſe Punkte zu faſſen und zu formen habe: und inzwiſchen mit dem Einfachſten und am leichteſten unter den Parteien zu Vereinbarenden anzufangen.

So war alles wider die Natur und die Geſeze des Verſtandes angelegt; man berieth, wie es der Ausſchuß vorlegte, ohne eine Ueberſchau des Ganzen zu haben, ohne zu wiſſen, ob nicht ein ſpäteres Stück, das man etwa beſchlöße, Einzelbeſtimmungen oder ſogar Prinzipien enthalte, wodurch alles zuvor Angenommene wieder umgeſtoßen werden mußte; ohne zu wiſſen überhaupt, auf was man eigentlich zulezt hinaus komme. Das war die Anlage zu dem Kunſtwerk der deutſchen Reichsverfaſſung, und der Grund davon war, nicht weil die Linke eine republikaniſche Spize wollte, ſondern weil die Schleswig-Holſteiner und die Preußen mit ihrem preußiſchen Kaiſerthum jezt noch nicht herausrücken durften, und zunächſt durch einzelne Beſchlüſſe, deren gefährliche Spize ſie vor den Oeſtreichern zu verſtecken wußten, die Verfaſſung ſo weit fortführen wollten, daß Oeſtreichs Eintritt unmöglich, und nur das preußiſche Kaiſerthum möglich wäre.

Es ſaßen auf der Rechten manche Männer, welche das Verkehrte von all dem wohl einſahen, denen auch das leiſe Ziehen der Fäden nicht entging, aber ſie ſchwiegen dazu, dieſe ihrer Landsmannſchaft zu lieb, jene ohne Muth, um des eigenen Friedens willen.

Das Volk aber erbitterte auch ihr Schweigen; ihm erſchien es, als würden dem deutſchen Adler, wie es dem polniſchen geſchehen war, von der Verſammlung Feder um Feder aus den Schwingen geriſſen, langſam, bedächtig, unter gelehrten Anmerkungen und Erläuterungen. Je höher die Minderheit bei ihm ſtieg, deſto tiefer ſank die Mehrheit, beſonders noch durch Zwiſchenvorfälle.

Am 7. Auguſt, nachdem durch Beſchluß der Nationalverſammlung die Todesſtrafe in der Sizung zuvor abgeſchafft worden, kamen der Antrag Wiesner's und Rée's von Offenburg und eine lange Reihe Bittſchriften aus Süddeutſchland, von vielen Tauſenden von Männern, Frauen und Jungfrauen unterzeichnet, zur Berathung, über Amneſtie der politiſch Verfolgten.

Mit banger Erwartung harrten die ſüddeutſchen Länder der

Beantwortung dieſer Frage entgegen, da, in Folge der Aufſtände in Baden, die Zahl der politiſch Angeklagten eine ſehr große war. Auch außer Baden waren viele Familien und Einzelne bei dieſer Frage betheiligt. Die Lage derjenigen Häuſer und Ortſchaften, deren Ernährer und Gewerbtreibende im Auslande Schuz ſuchen mußten, oder gefangen und in Banden waren, wurde von Tag zu Tag drückender, Noth und Elend brachen immer drohender herein, und es wurde dadurch unmöglich, daß die in hohem Grade gereizte Stimmung der Bevölkerung ſich beſänftigen laſſe und in das Geleis geſicherter Gewerbthätigkeit und Zufriedenheit wieder einlenke.

Damit ſeine Perſönlichkeit bei keinem Theile der Verſammlung ein Hinderniß ſey, ließ Hecker gleich beim Beginn der Verhandlung durch Itzſtein eine Erklärung einreichen, daß er für ſeine Perſon um Amneſtie nicht nachſuche, die Nationalverſammlung dagegen dringend angehe, ſie den vielen Andern zu ertheilen, die ins Unglück gerathen ſeyen.

An dieſem Tage ſchadete Heinrich v. Gagern ſich ſehr: wie die Verhandlung begann, verließ er in auffallender Weiſe des Worts und der Gebärde den Präſidentenſtuhl; er gedachte ſeines gefallenen Bruders mehr als des Volkes, menſchlich fühlend, aber wie ein gewöhnlicher Menſch, nicht wie ein großes Herz, geſchweige wie ein großer Geiſt. Damals ſtand es, was den Standpunkt Einzelner betrifft, noch ſo, daß Schoder von Stuttgart, den Gagern zu lieb, gegen die Amneſtie ſprach, Mann des Centrums war, und die Rechte gegen die Linke reizte: das hat er ſeither geſühnt.

Da war es, daß Brentano aus Bruchſal, der bekannte und beredte Rechtsanwalt und Hecker's Jugendfreund, mit ergreifender Wärme die traurige Lage ganzer Ortſchaften ſchilderte, in denen faſt kein Haus ohne Trauer ſey, weil ihm der Vater, der Sohn, der Bruder, der Bräutigam entriſſen ſey. Er ſuchte das Unternehmen ſelbſt nicht zu rechtfertigen, er bemühte ſich nur, es in ein möglichſt mildes Licht zu ſtellen. Zu dieſem Zweck wies er einerſeits auf die großen, allſeitig anerkannten Verdienſte Hecker's hin, die er in früherer Zeit um die Freiheit, beſonders des badiſchen Volkes, ſich erworben; und andererſeits erinnerte er daran, wie ein hartnäckiger Widerſtand der badiſchen Regierung zu allen Zeiten hervorgetreten ſey, und wie eine allgemeine Aufregung damals ge-

herrſcht habe, als jene Männer zu gewaltſamem Aufſtande gegen die Regierung ſich hinreißen ließen. Er ermahnte die Verſammlung, eingedenk zu bleiben, daß ſie ein hochherziges Volk zu vertreten habe, ein Volk, das nach kurzer Friſt allen denen verziehen, die durch dreiunddreißigjährigen Druck all das Elend heraufbeſchworen, gegen welches ſie jezt anzukämpfen habe. Zur weiteren Ausführung dieſes Gedankens ſagte er, auch die in Berlin die Waffen gegen das Volk ergriffen, ſeyen zurückgekehrt. „Wollen Sie, rief er, die Kämpfer, die in Baden die Waffen für das Volk ergriffen, zurückſezen gegen einen Prinzen von Preußen?“ —

Bei dieſem Worte bricht auf der Rechten ein furchtbarer Sturm los. Vier bis fünf Abgeordnete von dieſer Seite dringen bis an, ja theilweiſe bis auf die Rednerbühne ſelbſt, bedrohen, beſchimpfen den Redner; einer ſtellt an den Redner — noch auf der Rednerbühne — eine Duellforderung auf Piſtolen; einer greift ihn ſogar thätlich an und ſucht ihn am Arm von der Tribüne zu reißen. Brentano's nächſtſizende Freunde eilen ihm zu Hülfe, nehmen ihn unter fortdauerndem Lärm und wüthendem Gedräng der Rechten in ihre Mitte, und geleiten ihn aus der Paulskirche hinaus.

So gewaltſam ward von der Rechten aus der parlamentariſche Frieden gebrochen. Nicht Wenige verzweifelten an der Möglichkeit eines weitern Beſtandes der Verſammlung. Der Präſident, deſſen Stimme und Glockengeläute in dem Toben verloren gingen, hatte ſich bedeckt und die Sizung aufgehoben. Soiron präſidirte an dieſem Tage, von dem eine Carricatur umlief, ein dicker Laubfroſch, der auf's Büreau klettert, mit der Inſchrift: „So oft der heraufſteigt, gibt's Sturm!“

„Was war es, das dieſe Männer mit Verlezung nicht nur der parlamentariſchen Würde, ſondern des gewöhnlichſten Anſtands zu einem Attentat hinriß?“ fragte man ſich. „Dieſelben Männer, die es ſtillſchweigend angehört, daß der regierende König von Hannover ein Rebell genannt wurde, und zum Theil durch ihre Abſtimmung dieſen Ausſpruch ſelber gutſhießen — dieſelben Männer gerathen außer ſich, in Wuth, als eine einfache Aeußerung fällt — nicht etwa über das preußiſche Volk, nicht etwa über den regierenden König von Preußen, ſondern über den präſumtiven Thronfolger deſſelben.“

Der Grund war: Die Partei des Prinzen von Preußen war in dieſen Tagen zuvor ſchon in ſeltſamer Aufregung, Spannung, Erwartung; truppweiſe harrten ſie an der Poſt auf Nachrichten von Berlin, Morgens, Abends. Es lief das Gerücht von einer bevorſtehenden Palaſtrevolution, von der Abdankung des Königs Friedrich Wilhelm IV. „Sollen wir, können wir, ſagte Einer nach dem Auftritt in der Paulskirche im Freien, den Prinzen öffentlich beleidigen laſſen, der vielleicht in dieſem Augenblick ſchon unſer König iſt?“ *)

Bekanntlich kam die angebliche Verſchwörung zu Gunſten des Prinzen von Preußen fünf Wochen ſpäter öffentlich zur Sprache, und durch den Schleier, der mehr darüber gezogen wurde, als er darüber lag, ſah man wenigſtens die heimlichen Gedanken der Ariſtokratie für die Erhebung des Prinzen von Preußen auf den Thron, mit denen ſie ſeit lange ſich trug.

Nicht die Preußen als ſolche in der Nationalverſammlung, keineswegs alle Preußen der rechten Seite, ſondern nur die von der Partei des Prinzen von Preußen hatten ſich ſo vergeſſen, daß ſie, wie in Preußen ſelbſt mit allen Kräften und Mitteln gegen die deutſche Centralgewalt reagirt wurde, den preußiſchen Particularismus, deſſen Blöße ſie ſonſt unter Blumen und täuſchenden Hüllen mit Kunſt zu verſtecken bemüht waren, nackt herauskehrten, unvorſichtig, doppelt unklug wegen des Scandals.

Mehr als irgend ein anderes Ereigniß lehrte dieſer Auftritt die Nationalverſammlung, wie mächtig die Sonderintereſſen einzelner Staaten und ihrer Bewohner zur Vereitlung einer thatſächlich durchzuführenden Einigung des Vaterlandes benüzt werden. Die Männer der Volkspartei wollten den Riß nicht noch größer machen. Sie verlangten nichts als den Ordnungsruf für diejenigen Abgeordneten, denen der ſchwere Friedensbruch hauptſächlich beizulegen war. Das Verlangen war um ſo gerechter, als ein ſolches Gebahren von Seiten der Rechten, ſelbſt wenn eine tiefſt verlezende Aeußerung gefallen wäre, nie und nimmer ordnungsmäßig gefunden werden konnte. Um ſtürmiſchen Auftritten von vornherein vorzu-

*) Der Verfaſſer gibt dieß als Augen- und Ohrenzeuge.

beugen, übertrugen alle Schattirungen der Linken einem Redner, Löwe aus Kalbe, die Führung ihrer Sache in der nächſten Sizung.

Ihre Bemühungen um die Herſtellung friedlicher Verhandlung ſcheiterten an der gewaltſamen Verlezung des parlamentariſchen Geſezes, welche ſich — im Intereſſe eben derjenigen, die ſich zur Partei des Prinzen von Preußen zählten und ſich ſo ſchwer verfehlt hatten — der Vorſizende zu Schulden kommen ließ: Soiron, dem auch an dieſem Tag Gagern den Vorſiz abgetreten.

Noch höher als bisher trat am 8. Auguſt das Syſtem der Frechheit hervor. Ein Antrag von 164 Mitgliedern drängte ſich ungeſtüm hervor und forderte, die Nationalverſammlung „ſolle das Benehmen des Abgeordneten Brentano mißbilligen, in Erwägung, daß er in ſeiner Rede einer gröblichen Beleidigung eines deutſchen Volksſtammes, und dadurch auch der Würde der Nationalverſammlung, ſich ſchuldig gemacht habe.“ Und bei dieſem Antrag waren gerade die, welche des Friedensbruchs, des Attentats überwieſen waren, eben diejenigen, welche ſich dabei am frechſten hervorthaten. Und Wernher von Nierſtein machte ihren Schildknappen und verlangte aus gleichem Grund den Ordnungsruf für Brentano, keinen für die Attentäter.

Kaum waren dieſe Anträge verleſen, ſo rief Soiron Brentano zur Ordnung, und verſagte dem von der Linken eingereichten Antrag auf den Ordnungsruf für die Friedensbrecher jede Berückſichtigung. Auch das Wort wurde dem Abgeordneten Löwe und allen andern in Folge deſſen ſich meldenden Rednern der Linken auf's Hartnäckigſte verweigert, und dieſe ſo gezwungen, durch lautes gemeinſchaftliches Proteſtiren gegen das willkürliche parteiiſche Verfahren des Vorſizenden einzuſchreiten. Die Sizung wurde — ſo ſtürmte es — auf eine Stunde vertagt. Nach der Wiedereröffnung beharrte Soiron auf ſeinem Verfahren, während die Partei des Prinzen von Preußen wie die Linke dagegen eiferte, jene ſo wenig begnügt als dieſe.

Auch Soiron hatte den Ordnungsruf gegen Brentano damit zu begründen geſucht: „die Aeußerung des Redners habe einen deutſchen Volksſtamm, das preußiſche Volk, beleidigt, wenn ſie auch für den Prinzen von Preußen nicht verlezend gefunden werden könne.“ So machte der Vorſizende einen Vorwand der Partei jenes

Prinzen, einen Einfall, den dieſe Partei in dem ihrerſeits gegen Brentano eingereichten Antrag ausgeſprochen, ganz zu dem ſeinigen.

Nach Wiedereröffnung der Sizung fuhr der Vorſizende fort, in derſelben Art die Verhandlung zu leiten. Zuvor aber verlangte er die Entfernung der einzelnen Ruheſtörer auf der obern Gallerie — eine Unmöglichkeit, da dieſe gerade heute zum Erdrücken voll war. Nun da dieſe Anordnung von der Gallerie einige höhniſche Aeußerungen erfuhr, verfügte er die Entfernung aller Zuhörer. Die Damen wollten nicht gehen; ſie wurden von Soiron und Gagern dazu gezwungen.

Oben toste die Gallerie, die Maſſen wollten nicht weichen. Da hörte man in der Höhe mächtige Rufe, wie Commandoworte, untermiſcht mit ſchrillenden Lauten; es waren die Secretäre Jucho, von Möhring und andere, und mit Verwunderung ſah die Nationalverſammlung von unten herauf, wie ihr Präſident Heinrich von Gagern über Bruſtwehren und Bänke ſtieg, und in Perſon die Räumung der Gallerie vollzog. Noch an ſelbem Abend war dieſer Akt als Carricatur an den Schaufenſtern zu ſehen. Als nun der Vorſizende in einer Art geheimer Sizung die Amneſtiefrage erledigen wollte, proteſtirte die Linke dagegen, und als der Vorſizende darauf beſtand und die Mehrheit die Verhandlung beſchloß, da verließ ein großer Theil der Linken den Saal; wir können nicht Theil nehmen, ſprachen ſie, an einer Berathung und Beſchlußfaſſung, die nach völliger Beſeitigung der Geſchäftsordnung zu Stande kommen ſoll; wir wollen uns nicht betheiligen an einer Abſtimmung in geheimer Sizung über einen Gegenſtand, der das wärmſte Intereſſe ſo vieler Tauſende in Anſpruch nimmt; wir können und dürfen das um ſo weniger, als die Stimmung in der Nationalverſammlung ſelbſt eine zu gereizte iſt, um in ihr über Wohl und Wehe ganzer Landſtriche entſcheiden zu dürfen, und überdies um den Sizungsſaal her die Bajonette blizen. —

Draußen war die Kirche mit Militär umſtellt worden. Zahlreiche Haufen Volkes hatten ſich zuſammengeſchaart. Ihre Bewegung und ihr Lärm drangen in den Saal herein. Eine ruhige Fortſezung der Verhandlung war unmöglich.

Auf die Frage an den Vorſizenden, ob von dem Büreau der Auftrag gegeben ſey, die Paulskirche mit Truppen zu umſtellen,

antwortet dieſer mit Nein. Venedey, Roßmäßler tragen nochmals auf Vertagung der Verhandlung an. Selbſt die Abſtimmung wird noch heute durch die Mehrheit vorgenommen, und die Amneſtie, ſelbſt Uhland's und Römer's billigſte Anträge auf eine ſolche, verwarf die Mehrheit mit 317 gegen 90 Stimmen.

Am 10. Auguſt reichte die Linke eine aus fünfzehn Anklagepunkten beſtehende Beſchwerdeſchrift ein, auf Mißbilligung des geſez- und ordnungswidrigen Verhaltens des Vorſizenden von Soiron, und auf Abänderung, beziehungsweiſe Zurücknahme derjenigen Beſchlüſſe, welche bei ſo geſezloſen Verhandlungen zu Stande gekommen, ſo wie auf nachträgliche Entſcheidung über ihre Anträge. Dieſe Anklagen und Anträge wurden dem Ausſchuß für Geſchäftsordnung überwieſen; berathen ſollten ſie werden, wenn die ſo heftig aufgeregte Parteileidenſchaft einer ruhigeren Stimmung wieder Plaz gemacht hätte.

Von den entſchiedenſten Gegnern, wer gerecht war, anerkannte die Mäßigung, welche die Linke in dieſen Tagen gezeigt, und die Kraft, die ſie troz ihrer geringen Zahl bewies, um das durch Willkür und Gewaltthätigkeit verlezte und beſeitigte Geſez, die Ordnung des Hauſes, wieder aufzurichten und die ganze Verſammlung auf daſſelbe zurückzuführen.

Die Mehrheit, oder vielmehr im Sinne der Mehrheit das Präſidium, beeilte ſich, den Raum für die Zuhörer auf die kleinere Hälfte ſeiner ſeitherigen Ausdehnung zu beſchränken, und dadurch einen großen Theil des Volkes von der Theilnahme an den Verhandlungen auszuſchließen, die in ſeinem Namen geführt wurden; zum traurigen Beweis, wie vertraut die Nationalverſammlung ſich bereits mit dem Gedanken gemacht, daß ihre und des Volkes Sache ſich entgegen ſtehen, und ſie ſich gegenſeitig von einander auszuſchließen ſuchen müſſen. So lange, ſagten Verſtändige, die Verſammlung feſt und wahr im Volke wurzelt, hat ſie an ihm, an ſeiner Betheiligung die kräftigſte Stüze, und die ausgedehnteſte Oeffentlichkeit ihrer Verhandlungen muß ihr erwünſcht ſeyn; je mehr ſie ſich dem Volk entfremdet, deſto läſtiger wird ihr natürlich das Licht der Oeffentlichkeit. —

An demſelben 10. Auguſt erklärte die Mehrheit die Wahl des badiſchen Wahlbezirks Thiengen für ungültig, ihren eigenen Geſezen und früheren Beſchlüſſen zum Hohn, nach welchen jede Wahl,

die formell richtig ſey, unanfechtbare Legitimationen aufweiſe, den Eintritt des Gewählten zur Folge haben müſſe.

Weder die Beſtimmungen des Vorparlaments, noch das Ausſchreiben des Bundestags, noch das beſondere badiſche Wahlgeſez bezeichnete die Anklage auf Hochverrath als Ausſchließungsgrund von der Wählbarkeit. Die Gültigkeit der auf Friedrich Hecker gefallenen Wahl zu Thiengen war auch im Uebrigen von keiner Seite angefochten, und ſie mußte ſonach als gültig anerkannt werden, da die Wählbarkeit eines Deutſchen zur Nationalverſammlung rechtlich an keine andern Bedingungen geknüpft werden konnte, als an diejenigen, welche in den Beſchlüſſen des Vorparlaments und den auf deren Grundlagen beruhenden einzelnen Landesgeſezen ausdrücklich ausgeſprochen waren. Die in Vorlage gebrachten Wahlakten erſezten die Legitimationsurkunde, welche die badiſche Regierung herauszugeben ſich weigerte. Troz dem, daß die Wahl formell und materiell richtig war, troz dem, daß thatſächlich alle freien Völker keine derartige Beſchränkung in ihre Wahlgeſeze aufgenommen hatten, troz dem, daß der badiſchen Regierung wegen Fortſezung des gegen Hecker eingeleiteten Proceſſes vorbehalten blieb, beſondere Anträge an die Nationalverſammlung zu bringen, und der leztern, die badiſche Regierung zum Einſchreiten gegen Hecker nach Gültigerklärung ſeiner Wahl zu ermächtigen; troz dem, daß klar vorlag, wie die Zulaſſung irgend welcher Ausſchließungsgründe rechtlich durchaus unhaltbar war, und daß insbeſondere die Vernichtung einer Wahl nach freiem Ermeſſen und ohne jede geſezliche Norm — zur verderblichſten Willkürherrſchaft der Mehrheit über die Minderheit in dem weſentlichſten Punkte, in der Zuſammenſezung der Verſammlung, führen müßte; troz alle dem erklärte die Mehrheit, ihrem Haß und Gagern zu lieb, die Wahl von Thiengen für ungültig und unwirkſam, wegen Unwürdigkeit des Gewählten, mit 350 gegen 116 Stimmen.

Dadurch hatte ſich die Nationalverſammlung über die Perſon eines gewählten Mitgliedes ein Urtheil angemaßt, das nur den Wählern des Wahlbezirks Thiengen zuſtand. Durch dieſe Anmaßung, hörte man ſagen, iſt jedem Abgeordneten der ſichere Boden ſeines Wahlbezirks unter den Füßen weg und ſtatt deſſen das zweifelhafte Belieben der Mehrheit der Nationalverſammlung unter-

geſchoben worden. Es iſt damit, ſagten andere, das Syſtem der Proſcription verkündet und folgerecht die Nationalverſammlung befugt, in jedem Augenblick die ganze Minderheit für unwürdig zu erklären und zur Paulskirche hinaus zu weiſen.

Dieſer Art war die Gerechtigkeit der Mehrheit der Rechten, die über das Geringſte, was der Linken zur Laſt fiel, ſtets ein ſo lautes Geräuſch machte. Selbſt wenn der Grundſaz, daß über die Würdigkeit eines Volksvertreters nur das Vertrauen ſeiner Wähler zu entſcheiden hat, irgend einer Abänderung unterworfen würde, ſo müßte dieß vorerſt auf dem Wege der Geſezgebung erwartet werden, bevor eine Entſcheidung im einzelnen Fall erfolgen dürfte. Rechtskundige nannten darum dieſe Entſcheidung der Rechten das Reſultat der vollkommenſten politiſchen und juriſtiſchen Anarchie.

Auch die Feſtſezung des Gehaltes für den Präſidenten der Nationalverſammlung ſchadete wie der leztern, ſo auch Gagern. Tauſend Gulden monatlich ſchienen der Volkspartei ein glänzender Gehalt: Die Mehrheit beſchloß das Doppelte dieſer Summe, 24,000 fl. jährlich. Die Linke ſprach die Anſicht aus, daß im Angeſicht eines darbenden, ohnehin ſchwerbelaſteten Volks die Vertreter deſſelben die Würde und Hoheit ihrer Beamteten in etwas Anderem ſuchen müßten, als in hohen, dem Volke beſchwerlichen Beſoldungen.

Um dieſe Zeit war es, daß die Parteien ſchroffer ſich gegen einander ſtellten und die Namen Schwarz-weiße für die preußiſche, Schwarz-gelbe für die öſtreichiſche Partei zwar nicht aufkamen, aber anfingen, herrſchend zu werden. Bereits eiferſüchtig auf einander, aber vorerſt nur im Stillen, wirkten ſie noch zuſammen gegen die Linke, von der ſie ſo genannt wurden, und die ſie ſelbſt die Rothen nannten; ſie wollten der Linken damit einen Schimpf anhängen, uneingedenk, daß Roth die Farbe iſt, mit welcher die Sonne ihren Aufgang am Himmel malt.

Heinrich von Gagern war um dieſe Zeit ſchon ganz zu der Rechten herüber gefallen. In jenen ſtürmiſchen Tagen des 7. und 8. Auguſt zeigten ſich weder ſeine Grundſäze noch ſein Muth von beſonderer Stärke; auch ſeine Geſchicklichkeit in Leitung der Verſammlung war nicht gewachſen; immer weniger beherrſchte er die Verſammlung und manche hielten dafür, daß er im Gefühle davon, aus Klugheit den Vorſiz an Andere abgab, wenn ſtürmiſche

Verhandlungen drohten; andere, wohl richtiger, ſuchten den Grund des Leztern darin, daß in ſolchen Sizungen ſein Gemüth und ſeine Geſundheit ſehr litten. Oft zeigte er ſich einſeitig, nicht beweglich und ſchnell genug, das Gegebene aufzufaſſen, zu überſchauen, richtig zu ordnen. Das hatte den Nachtheil, daß öfters geglaubt wurde, er ſtelle die Anträge mit Willen ſo, und daß es um ſo mehr ſtürmte. Daß er dem Volke nicht, der Partei ganz angehörte, trat immer mehr hervor, eben ſo ſein ariſtokratiſcher Sinn und ſeine Einſeitigkeit, oft genug etwas Herriſch-Leidenſchaftliches, in der Gereiztheit, zu der ihn die Gegner trieben, faſt Deſpotiſches; in ſolchen Augenblicken Unbilliges, Ungerechtes, Willkürliches und ſelbſt Parteiiſches. Denn er beherrſchte, wie die Verſammlung, ſo auch ſich ſelbſt nicht mehr wie Anfangs. Unter andern Mängeln, die hervor traten und ſeine edle Natur, ſeinen nationalen Sinn und ſelbſt dasjenige Gefühl noch, das er für Freiheit hatte, beeinträchtigten, gehörte beſonders der, daß der Einfluß ſeiner Freunde auf ihn größer war, als der ſeinige auf die Freunde, daß er oft, wo er zu führen ſchien, von klug und leiſe Einwirkenden ſich führen und leiten ließ. Gagern's beſte Freunde werden nicht läugnen, daß ſeine gute Natur immer mehr unter fremden Einflüſſen litt, und zwar unter denen der entſchiedenen Reaction, namentlich Schmerling's, der ihn lange genug täuſchte, Heckſcher's, des Reichsverweſers, wie unter denen der halben Reaction, der Freunde des preußiſchen Kaiſerthums, Baſſermann's, Mathy's, Dahlmann's und der andern Schleswig-Holſteiner. Es war nur natürlich, daß die Reaction alle Künſte der Verſuchung ſpielen ließ, gegen einen ſo ehrlichen und ehrenhaften Charakter wie Gagern, um ihn für ſich zu gewinnen, oder wenigſtens von dem Volk abzuziehen, oder in den Augen des Volkes anbrüchig zu machen. Mancher Charakter iſt feſt gegen Alles, nur nicht gegen die feineren Verſuchungen der Schmeichelei, und die deutſche Zeitung war nicht ſo, um Gagern mehr Klarheit und Selbſtſtändigkeit zu geben.

Blum's genialer Inſtinkt und ſelbſtſtändiger, mächtiger Wille, an Gagern's Plaz geſtellt, hätte gewußt, aus dieſer Stellung, aus der Revolution und aus Deutſchland etwas zu machen: Gagern wußte das nicht. Blum's bitterſte Feinde bewunderten an ihm den großen Parteiſchöpfer und Parteiführer: an Gagern nicht einmal

das Leztere. Blum hatte den Blick in die Mittel und Kräfte, in die Verhältniſſe und Wege, er war eben ſo geſchickt als entſchloſſen, ſie zu gebrauchen, zu ſeinem Zweck vor dem Aeußerſten nicht zurückzuſcheuen: dieſe politiſchen Eigenſchaften zeigte Gagern nicht. Dagegen zeigte er fortwährend ein troz aller Enttäuſchungen unverwüſtliches Vertrauen zu den Fürſten, eine Eigenſchaft, die allerdings nicht demokratiſch, aber auch nicht ſtaatsmänniſch iſt; und bei dieſem Vertrauen war es um ſo leichter, daß ſeine Biederkeit durch die feinen, gewandten Formen der preußiſchen und öſtreichiſchen Diplomatie, durch den Lurleygeſang der Reaction berückt wurde.

Die in redlicher Meinung um ihn Stehenden ſeiner Freunde waren wohlwollende, im Privatleben edle Menſchen, aber weder große noch ſittlich hohe Menſchen; ſie hatten Beſonnenheit zu viel, Muth zu wenig, Rückſichtsloſigkeit gar keine, und politiſchen Verſtand nur für Rückwärts, nicht für den Augenblick, nicht für Vorwärts. Keinem von ihnen blizte das „Vorwärts" aus den Augen und die auf der Linken, denen es von Aug und Lippen blizte, erſchienen ihnen als Verrückte. Sie fuhren fort, in Angſt und Eifer die Revolution niederzuſchlagen, und ihr das elektriſche Feuer auszuziehen. Dieſe Freunde Gagern's waren ſo recht die deutſche Bourgeoiſie ſelbſt, der wohlhabende Mittelſtand, die ſogenannte gebildete Claſſe mit ihren Tugenden und ihren Fehlern. Die Märzrevolution war für dieſe Partei eben ſo berechtigt als angenehm, weil ſie aus ihr Nuzen zog; ſie fürchtete aber ihren Fortgang, weil auch die untern Claſſen aus ihr Nuzen ziehen wollten. Darum fuhr ſie fort, mit der Reaction die Revolution erdrücken zu helfen; noch immer aus Angſt und Eigennuz zu blind, um zu ſehen, daß ſelbſt das, was ſie wollte, nur dann möglich war, wenn die Revolution im Siege blieb, und daß auch für ſie Alles verloren war, wenn ſie unterlag; denn die Bourgeoiſie in den deutſchen Städten, ihr einziger Anhang, muthlos und fügſam wie ſie ſelbſt, trat vorausſichtlich nicht mit den Waffen für ſie ein. Die Partei Gagern aber ſtrich den Beifall des Bürgerthums als baar ein, und beachtete darüber fortwährend den widerſpenſtigen Geiſt nicht, der von den Thronen her drohte, das dumpfe Grollen, die einzelnen Blize nicht, die aus der Tiefe aufzuckten, aus dem eigentlichen Volk.

Noch weit mehr und ſchneller war die ſo rauſchend begrüßte

Centralgewalt in der Meinung ſelbſt derer geſunken, die mitzugejauchzt hatten, theils weil ſie nur als eine Scheinmacht ſich herausſtellte, theils weil ſie als das ſich zeigte, was ſie in Wahrheit von Anfang war, und wozu ſie die Fürſten allein in's Leben treten ließen.

Der malmöer Waffenſtillſtand ruinirte in den Augen des deutſchen Volkes Reichsverweſer, Reichsminiſterium, Nationalverſammlung.

Der 5. und der 16. September.

Seit den Märztagen ſah man keine ſo ſchöne Erſcheinung in Deutſchland, als die Erhebung des Volkes mit Herz und Mund, wie es in hoher ſittlicher Kraft, in heiligem Zorn ſich aufrichtete, bei der Gewißheit des malmöer Waffenſtillſtandes; nicht ſowohl, weil es ſeine Intereſſen, als weil es ſeine Ehre galt. Dieſe ſittliche Empörung, ſagte Robert Blum, gründet ſich darauf, daß die Errungenſchaften der Neuzeit, die Beſchlüſſe des Vorparlaments, die Beſtrebungen des Fünfziger-Ausſchuſſes, die Beſchlüſſe der Nationalverſammlung, die Geſeze, die bis jezt das einzige ſind, was für den Geſammtſtaat feſtſteht, bei dieſem Waffenſtillſtand nicht geachtet wurden; ſie gründet ſich darauf, daß die alte Diplomatie gerade in demſelben Verhältniß, als ob wir keinen Märzmonat dieſes Jahres gehabt hätten, mit dem Schickſal der Völker willkürlich ſchaltet und waltet; ſie gründet ſich darauf, daß man den Söhnen, die ſich von dem Herzen des Vaters losgeriſſen haben, um ſich dem ungewiſſen Schickſal des Krieges hinzugeben, jezt ſagt: Kehrt nach Hauſe zurück, wir brauchen euch nicht mehr. —

Nicht nur im Volk, auch im Heere lebte die Entrüſtung.

In Ahnung der Stürme, wenn das zur Verhandlung käme, beſchloß die Mehrheit am 1. September die Beſchränkung des Raumes für die Zuhörer, wie ſie das Büreau angeordnet hatte, und daß Viele mehr nach Parteirückſichten, als nach unbefangener Prüfung

handelten, bewieſen ſie durch Wiederwählung des Abgeordneten von Soiron zum erſten Vice-Präſidenten, ſo wenig er Geiſtesſchärfe, Willensſtärke, Unparteilichkeit und Würde gezeigt hatte, und die Linke verwahrte ſich ausdrücklich gegen die Mitſchuld an den etwaigen übeln Folgen dieſer Wahl. In der Sizung vom 31. Auguſt, da dies geſchah, erfolgte die erſte Anzeige von dem Waffenſtillſtand; am 4. September wurden die Bedingungen erſt mitgetheilt, als der Vollzug der Bedingungen, der Rückzug der Truppen, ſchon begonnen hatte. Am 5. September wurde der Antrag auf Einſtellung der zur Ausführung des Waffenſtillſtandes ergriffenen militäriſchen und ſonſtigen Maßregeln eingebracht. Die vorliegende Frage war rechtlich unzweifelhaft. Der Waffenſtillſtand war kein bloß militäriſcher; es war ein politiſcher Vertrag, da er die Verwaltung der Herzogthümer organiſirte, und tief in ihre Geſezgebung eingriff. Der vierte Artikel des Geſezes über die Centralgewalt lautete: „Ueber Krieg und Frieden, und über Verträge mit auswärtigen Mächten beſchließt die Centralgewalt im Einverſtändniß mit der Nationalverſammlung.“ Es durfte deßhalb der Waffenſtillſtand nur im Einverſtändniß mit der Nationalverſammlung geſchloſſen werden. So lange dies Einverſtändniß fehlte, war er rechtsgültig nicht vorhanden, und alſo, wie ſich von ſelbſt verſtand, nicht zu vollziehen.

Das Reichsminiſterium empfahl gar ſehr, den Waffenſtillſtand, der wenigſtens „nicht gerade unehrenhaft“ ſey, nicht zu verwerfen. Abgeſehen von andern wichtigen Folgen dieſes Stillſtands, mußte die Nationalverſammlung für die Siſtirung der Ausführung des Stillſtands ſich entſcheiden, weil durch die vollendete Thatſache des Vollzugs überhaupt das Recht der Nationalverſammlung vereitelt werden konnte, dem Vertrage ihre Zuſtimmung zu ertheilen oder zu verſagen. Der Unterſtaatsſecretär v. Würth verſicherte: Die Centralgewalt habe immer vorausgeſezt, daß es einer Ratification von Seiten der Nationalverſammlung bedürfe. Heckſcher geſtand die Vollmachtsüberſchreitung zu. — Dürfen wir, ſagte Dahlmann, unſere neue deutſche Laufbahn mit dem Bruche der heiligſten Zuſagen beginnen, der Zuſagen gegenüber den ſchleswigholſteiniſchen Brüdern? Unterwerfen wir uns bei der erſten Prüfung, welche uns naht, den Mächten des Auslandes gegenüber,

kleinmüthig bei dem erſten Anblick der Gefahr, dann werden wir unſer ehemals ſtolzes Haupt nie wieder erheben! Denken Sie an dieſe meine Worte: Nie! Wenn Sie in der ſchleswig-holſteiniſchen Sache verſäumen, was gut und recht iſt, ſo wird damit auch der deutſchen Sache das Haupt abgeſchlagen. — Bedenken Sie vier Millionen Preußen, ſagte Schubert von Königsberg, welche von dieſem Kriege hart gedrückt worden ſind, und unter denen für Tauſende ſeit Jahren die Kartoffel faſt alleinige Nahrung iſt. Genehmigen Sie den Stillſtand oder Sie ſtoßen dieſe vier Millionen Preußen von ſich. — Das Miniſterium behauptete, eine Siſtirung der militäriſchen Maßregeln, als eine theilweiſe Siſtirung des Waffenſtillſtandes, käme einer Verwerfung deſſelben gleich, dadurch könne die Einheit Deutſchlands und der Friede Europa's gefährdet werden. — Rußland hat achtundzwanzig Linienſchiffe in Kronſtadt und ein Heer von 80,000 Mann an ſeinen Oſtſeeprovinzen bereit, ſagte Radowitz. Die Kriegsfurcht, entgegnete Blum, iſt jezt gewaltig rege. Während man vor wenig Wochen aus demſelben Grund hörte, wenn man das Heer um 340,000 Mann vermehre, werde man im Stande ſeyn, der ganzen Welt zu trozen, fürchtet man ſich jezt vor Rußland, vor Schweden, vor Frankreich und Gott weiß, vor wem noch. — Das deutſche Volk, ſagte Beckerath, iſt im Begriff, ſich die freieſten Verfaſſungsformen zu geben, und keine Macht der Erde iſt im Stande, es daran zu hindern. Die Verwerfung wird einen Bruch mit Preußen zur Folge haben, einen Bürgerkrieg, und der Neubau des deutſchen Reiches läge in Trümmern. — Simon von Trier erwiederte: Bei einem früheren Beſchluß in dieſer Sache wurde von der rechten Seite aus geſagt: „Haben Sie Vertrauen auf Preußen, Preußen wird ohne Vorbehalt unſerer Genehmigung keinen Waffenſtillſtand abſchließen. Wenn ein politiſcher Waffenſtillſtand geſchloſſen werden ſoll, ſo darf die preußiſche Regierung vorläufig nur Punktationen feſtſtellen, und dieſe muß ſie zur Ratification hieher ſchicken. Was mehr geſchieht, das iſt vom Uebel. Wir wollen nicht, weil ſo große Opfer gebracht wurden, zugeben, daß ſie vergeblich gebracht ſind. Wir wollen nicht eine etwaige ſchmachvolle Unterhandlung durch Zweckmäßigkeitsgründe beſchönigen.“ So ſprach damals Herr Fürſt Lichnowsky, ſo Herr Duncker. — Lichnowsky entgegnete: warum denn dieſer Waffenſtillſtand ſo

ſchmachvoll ſeyn ſolle? Er bedaure, daß gewiſſe Männer ihrem provinziellen Enthuſiasmus zu lieb jede andere Rückſicht bei Seite ſezen. Es könne von der Ratification der Nationalverſammlung durchaus nicht die Rede ſeyn. Das Miniſterium habe allein abſchließen können. Wenn Herr Dahlmann ſage, ſeine eigenen Landsleute dem Untergang zu weihen, dazu habe er den Muth nicht: ſo ſage er, Lichnowsky, daſſelbe, aber nicht von Schleswig, ſondern von Preußen, von Deutſchland. — Preußen hat den Waffenſtillſtand angenommen, ſagte Degenkolb; Preußen wird und muß ihn aufrecht halten. In welcher Lage wäre der in Schleswig commandirende General? Wenn wir ſiſtiren, muß er den Gehorſam entweder ſeinem König oder der Reichsgewalt verſagen. — Und wollte dann, ſagte Lichnowsky, Herr Simon von Trier, wenn er Miniſter wäre, mit der Brandfackel durch die Länder herum gehen, und die einzelnen Stämme gegen die andern jagen und aufregen? — Nach dieſem Waffenſtillſtand, ſagte Heinrich Simon von Breslau, würde der Sieger als Beſiegter aus dem Kampf herausgehen, dieſer Sieger iſt Deutſchland, und dieſer beſiegte Sieger iſt Dänemark. Keine Macht des Auslands wird es jezt wagen, in unſere gerechte Sache hinein zu reden, deßhalb, weil das Ausland klug iſt, weil ſie wiſſen, daß ein ungerechter Angriff auf Deutſchland eine Nationalerhebung zur Folge hätte, welche manchen Thron und manches Andere vor ſich aufrollen könnte. Es handelt ſich bei der Ratification in keiner Weiſe um die preußiſche Ehre; es handelt ſich nur um die Ehre eines preußiſchen Miniſteriums; und wenn von der Ehre Deutſchlands die Rede iſt, dann kommt weder die Ehre eines preußiſchen Miniſteriums, noch die Ehre des hieſigen deutſchen Miniſteriums in Betracht. Wir haben unendlich viel bereits verſäumt; wir haben gezaudert, als die Verhältniſſe noch flüſſiger waren und die Geiſter feurig; aber noch iſt es nicht zu ſpät; ſoll es aber noch Zeit ſeyn, dann iſt es nothwendig, daß wir durchdrungen ſind von der Heiligkeit des Bodens, auf dem wir ſtehen, heilig, weil die Geſchicke Deutſchlands in ihm wurzeln; dann iſt nöthig, daß wir vor allem an uns ſelbſt glauben, damit das deutſche Volk im Stande iſt, an uns zu glauben, und dann iſt nothwendig, daß wir in dieſem Glauben als tapfere Männer auch der Geſchichte eine neue Bahn brechen, und uns nicht hinſchleppen laſſen in den alten und

ſchmuzigen Bahnen. Die Stunde iſt da, mögen die Männer nicht fehlen! — Es muß ſich, ſagte Blum, bei dieſer Frage entſcheiden, ob Preußen in Deutſchland aufgeht, oder ob Deutſchland preußiſch werde; entſcheiden, wo denn der Mittelpunkt in Deutſchland iſt, ob da, wo er vermöge der vom Volk gewählten Nationalverſammlung geſchaffen worden iſt, oder da, wo man ihn ſich anmaßt. Nach der Anſicht des Reichsminiſters des Auswärtigen hätten wir die kleine Schande zu tragen, um die große zu vermeiden. Es iſt ein Erfahrungsſaz ſo alt wie die Welt, daß der Menſch und der Staat ſo viel gilt, als er Muth hat; und wäre über die deutſche Nation durch die Verhältniſſe, wie ſie vorliegen, in der erſten Zeit ihres Emporſtrebens das Verhängniß der Vernichtung ausgeſprochen: ich möchte es lieber noch ertragen, als daß ſie mit Schmach und durch ſchmachvolle Nachgiebigkeit fortlebe. — Nachgiebigkeit jezt, ſagte Zimmermann von Stuttgart, wäre Schwäche in den Augen Europa's. Der Waffenſtillſtand iſt nicht mit bloßer Ueberſchreitung der Vollmacht, ſondern in den erheblichſten Punkten gerade gegen die Vollmacht geſchloſſen. Wenn die Centralgewalt, wenn wir, dieſe hohe Verſammlung, ſo in der öffentlichen Meinung unſern natürlichen Halt verlören, was wären wir dann noch? Nullen wären wir. Wir haben Hülfsmittel genug, um jeden Feind zu ſchlagen. Sollte die Mehrheit der Nationalverſammlung den Waffenſtillſtand vollziehen laſſen und die Mehrheit der deutſchen Nation dieſe Anſicht theilen, nun, dann laſſen Sie wieder die Glocken läuten, von der Paulskirche und allen Thürmen, wie in der Stunde, da der Präſident dieſer hohen Verſammlung die Schöpfung der Reichsgewalt verkündete. Laſſen Sie ſie läuten rheinabwärts und rheinaufwärts, aber nicht als zu einem Gruße der feſtlichen Weihe, laſſen Sie ſie läuten als zu einem großen Grabgeläute; denn wenn die Ehre deutſcher Nation auf dieſe Art hingegeben würde, dann wäre das kaum erſt aus einem todähnlichen Schlaf auferſtandene Deutſchland geſtorben, politiſch todt vor den Augen Europa's, weil es der Ehre abgeſtorben wäre. —

Der Unterſtaatsſecretär Baſſermann meinte, es ſey eine Partei, die jezt den Augenblick für angemeſſen erachte, um Alles oder Nichts zu gewinnen. Schmerling hatte ſchon im Wendepunkt der

Berathung erklärt, beſchlöſſe die Verſammlung die Siſtirung, ſo werde das Reichsminiſterium abtreten.

Die Sizung hatte Morgens 9 Uhr begonnen und dauerte ohne Unterbrechung bis Abends 7 Uhr. Es war dunkel geworden und wenige Lichter brannten in der großen Kirche. Die meiſten Zuhörer, weibliche wie männliche — zum Theil ſchon ſeit halb 8 Uhr Morgens auf den Gallerien — hatten bis zu Ende ausgeharrt. Mit banger Stille lauſchte Alles jedem Ja und Nein. Mit 244 gegen 230 Stimmen wurde die Siſtirung des Waffenſtillſtandes beſchloſſen. Die Bewegung auf allen Seiten war unbeſchreiblich. Das laue, das ſchwache, das zweideutige Miniſterium iſt geſtürzt! ſagten Frauen zu den Männern.

Das Miniſterium trat noch an dieſem Abend zurück. Mit der Bildung eines neuen war zunächſt der Abgeordnete Dahlmann von dem Reichsverweſer beauftragt worden. Die abgetretenen Miniſter konnten nicht genöthigt werden, den Vollzug des Beſchluſſes über Siſtirung des Waffenſtillſtandes zu übernehmen. Statt daß Dahlmann in der Minute, da er mit Bildung des Miniſteriums beauftragt wurde, wenigſtens ſo lang für ſich ein Miniſterium annahm, um den Beſchluß zu vollziehen, d. h. ihn unter ſeiner Gegenzeichnung der preußiſchen Regierung und dem General Wrangel mitzutheilen, kam er weder dazu, noch zur Bildung eines Miniſteriums, wegen unüberſteiglicher Hinderniſſe, wie er ſagte. Die Vermuthung, das Reichsminiſterium ſey bei ſeinem eiligen Rücktritt vielleicht auch mit von der Abſicht geleitet worden, den Beſchluß der Nationalverſammlung zu hintertreiben, wurde als Verdächtigung erklärt. Weſendonk ſchlug die Wahl eines Vollziehungsausſchuſſes vor. Der Beſchluß der Mehrheit, ſagte Mittermaier, muß vollzogen werden. Die Männer, die dafür ſtimmten, haben nicht wie Kinder mit dem Feuer geſpielt. Dahlmann beſchwor die Verſammlung, weder Weſendonk's Antrag noch andere zur Abſtimmung zu bringen. Auf Robert Blum's Antrag ging eine Abordnung an den Reichsverweſer, zur Beſchleunigung der Miniſterkriſe denſelben aufzufordern; ohne Erfolg. Er beauftragte von Hermann aus München mit der Bildung eines neuen Miniſteriums. Der war an dieſem Tage nicht anweſend in Frankfurt, und der Reichsverweſer erklärte zugleich, er wolle mit der Nationalverſammlung ſiegen und

fallen. Man verbreitete nämlich in dieſen Tagen, der Reichsverweſer werde abtreten, wenn nach Prüfung der Aktenſtücke der Waffenſtillſtand von der Verſammlung verworfen würde.

Hermann war eben ſo wenig raſch oder glücklich, ein Miniſterium zu bilden. So verzögerte ſich die Vollziehung, ja ſogar die Mittheilung der beſchloſſenen Siſtirung des Waffenſtillſtandes, bis ſie durch den endlichen Beſchluß der Nationalverſammlung völlig vereitelt wurde. Am 12. September wurde der Ausſchußbericht über den Waffenſtillſtand ſelbſt erſtattet. Die Mehrheit des Ausſchuſſes beantragte, den Waffenſtillſtand nicht zu genehmigen, und den Krieg fortzuſezen, falls nicht Dänemark ſogleich Friedensunterhandlungen eröffne. Die Minderheit des Ausſchuſſes empfahl, den Waffenſtillſtand nicht zu beanſtanden.

Drei Sizungen, vom 14. bis zum 16. September, nahm die Berathung in Anſpruch. Der Kampf war mehr weitläufig, als heiß, ſo ſcharf auch aus der Linken und aus dem linken Centrum eingehauen wurde. Neues wurde nicht viel vorgebracht, wohl aber Gründlicheres: Die Aktenſtücke lagen jezt vor. Sechs Tage hatte man gebraucht, um dieſe zu drucken; wenn man nicht verzögern wollte, ſo war der Druck, bei den überaus günſtigen Druckereiverhältniſſen Frankfurts, das leichte Geſchäft eines einzigen Tages oder einer Nacht; kein Sachkundiger konnte daran zweifeln. Das Spiel der Reaction war auch in dieſer Sache meiſterlich.

Während Deutſchland, lebhafteſt erregt, Tauſende von Zuſchriften auf Verwerfung nach Frankfurt ſandte: wurde von der Reaction im Schooße der Nationalverſammlung gewühlt. Die Folge war, daß Jordan von Berlin, der früher gefragt hatte: Führen wir etwa Krieg, um die Schande Deutſchlands zu erobern? — jezt den Waffenſtillſtand vertheidigte und empfahl, „zwar nicht etwa ihn anzunehmen, aber ja nicht zu verwerfen“; denn die Regierung in Preußen habe mit der Ratification eilen müſſen, weil Dänemark auf den 28. Auguſt den Verkauf ſämmtlicher aufgebrachter preußiſcher Schiffe feſtgeſezt habe; darum habe Preußen am 26. ratificiren müſſen. — Ein Redner ſagte ſogar drohend: Wenn die Nationalverſammlung den Waffenſtillſtand nicht genehmige, ſo werde man ſie in der Paulskirche verhungern laſſen, die Centralgewalt werde die Mittel nicht mehr aufbringen können, die Nationalver-

ſammlung zu unterhalten. Preußens Ehre ſey verpfändet, es könne, ohne einen offenbaren Treubruch, einen Verrath zu begehen, von dem abgeſchloſſenen Waffenſtillſtand nicht zurücktreten. — Das waren die Gründe der meiſten Preußen, beſonders Lichnowsky's; das völkerrechtliche Verhältniß Preußens ſey compromittirt; es ſey unhaltbar geworden, wenn man nicht genehmige. — Aber das völkerrechtliche Verhältniß der Centralgewalt, die wir geſchaffen haben, entgegnete Wurm, ſoll ſie mißachtet ſeyn von Anfang an, vom Ausland und vom Inland? — Wahrhaft unwürdig, unredlich und treulos ſprach Heckſcher; er verdrehte die Worte der Gegner, er legte ihnen Anderes in den Mund, als ſie geſagt hatten, mit großem Uebermuth, mit Hoffart, mit Verdächtigungen und Herausforderungen, mit böſem Sinne: er fühlte ſich ſchon wieder als Reichsminiſter hergeſtellt, ſiegesgewiß. — Selbſt Stedtmann ſagte: Die Ehre des großen deutſchen Staates iſt verpfändet, Sie dürfen ſie nicht fallen laſſen. — Ich meine, ſagte Waiz, die preußiſchen Staatsmänner mußten wiſſen, daß ein Vertrag, zu dem ſie nur unter Bedingungen berechtigt waren, nicht unbedingt bindend war, wenn die Bedingungen nicht gehalten wurden. — Gerade in der Nichtratification liegt eine Ehrenrettung Preußens, ſagte von Hermann; ſtimmt das mit der Ehre überein, zu ſagen: „Ich habe einen Vertrag geſchloſſen, der theilweiſe als unpraktiſch vernichtet iſt, und der, wenn man ihn ratificirte, zu Abſurditäten führt? So lange wir, ſchloß er ſeine an ſcharf treffenden Gedanken reiche Rede, uns fürchten, ſo lange wir wegen dieſer Kleinigkeit des Waffenſtillſtandes der Himmel weiß was fürchten, ſind wir wenig geachtet. Dänemarks Nationalgefühl hat den Krieg fortgeführt, den es anfing, um ein Unrecht zu vertheidigen: nehmen Sie an dieſem kleinen Volk ein Beiſpiel! Gehen Sie einen feſten Gang, damit nicht endlich ganz Europa ruft: „Ihr Deutſchen ſeyd ein Kinderſpott.“ — Deutſchland, ſagte Venedey, wird erſt geachtet ſeyn von dem Augenblick an, wo wir ſagen, wir wollen kämpfen; daß wir es können, weiß ganz Europa. — Es gibt, ſagte Eiſenmann, Regierungen, welche die Vertreter des Volkes nur dann hören, wenn dieſes von den Barrikaden herab mit ihnen redet. Nicht nur die demokratiſchen, ſondern auch alle conſtitutionellen Vereine ſind gegen den Waffenſtillſtand. — Die Zärtlichkeit, ſprach

Simon von Trier, für die dynaſtiſchen Intereſſen iſt ſo groß, daß man lieber deutſche Brüder preisgibt, als ſelbſt einen auswärtigen Dynaſten zurecht weist. Es wurde in Poſen und in Italien gegen die Revolution gekämpft, und troz aller Einſprachen, troz aller Interventionsgefahren der Kampf hartnäckig zum Siege geführt. Einen einzigen Krieg führten wir mit der Revolution, in Schleswig-Holſtein. Und dieſen Krieg führen wir nicht zu Ende, wir verweigern deſſen Fortſezung aus Rückſicht auf die Dynaſten, aus Zärtlichkeit für den König von Dänemark, aus Ehrerbietung gegen den Kaiſer von Rußland, und ſtecken das Schwert in die Scheide, das wir für unſere Brüder gezogen hatten. Schieben Sie den Halt- und Gewaltpunkt ſo weit rechts als ſie wollen, damit begründen Sie bloß ein thatſächliches Verhältniß, welches ohne grundſäzliche Unterlage ſich jeden Tag verändern kann, und wenn Ihr Bau dereinſt in Trümmer geht, ſo werden Sie dieſelben immer wieder auf dem Boden der Volksſouveränität zuſammenraffen, und darauf allein ein ſchönes und dauerndes Gebäude errichten können.

Simon las der Rechten aus den däniſchen Zeitungen vor, wie die Dänen jubelten über den Waffenſtillſtand, über die Vortheile, die er für ſie habe, über die Schmach Deutſchlands; jubelten, daß der Uebergang der Deutſchen nach Fünen im Winter jezt nicht mehr zu fürchten ſey, daß man rüſten und indeſſen eine feindliche Coalition befördern könne; jubelten, daß Deutſchland nichts erreiche, als die Aufhebung einer Blokade und die Herausgabe der aufgebrachten Schiffe, dagegen aufgebe drei Herzogthümer, beſezt von einem ſiegreichen Heer; aufgebe die Einverleibung Schleswigs in den Bund, welche feierlich von dem Bundestag ausgeſprochen und von der Nationalverſammlung beſtätigt worden ſey; aufgebe die proviſoriſche Regierung, welche ſie als legitim anerkannt, und mit welcher ſie als ſolche unterhandelt habe; aufgebe die ſchleswig-holſteiniſche Partei, deren einmal von ganz Deutſchland aufgenommene Forderungen nun unausgemacht dem Urtheilſpruch nichtdeutſcher Mächte überwieſen werden.

Gegen die Furchtſamen hin rief Vogt: Frankreich war einſt von Innen und Außen bedrängt, es war zerſpalten von Parteien, es hatte eine Vendee und einen legitimiſtiſchen Süden und einen abgefallenen Norden; die feindlichen Heere griffen alle Grän-

zen zugleich an. Die franzöſiſche Nationalverſammlung berief ſich auf die Volkskraft, und weil man kein Pulver hatte, ſo brachte die Wiſſenſchaft das Pulver aus dem Boden hervor, man ſchuf Heere und Schiffe, man ſchlug die Feinde. Aber das war auch der Convent, der ſo Großes konnte, und nur ein Convent kann es.

Das war das rechte Wort. Wenn jezt der Augenblick ergriffen wurde, ſo war viel Verſäumtes einzubringen. Das war eine Gelegenheit für die Nationalverſammlung und die Centralgewalt, die Zügel in die Hand zu bekommen. Man hatte es unterlaſſen, früher eine organiſirte bewaffnete Macht, die allein zur Verfügung der Nationalverſammlung wäre, zu ſchaffen: jezt konnte dieß mittelbar nachgeholt werden. Die Truppen, und zwar preußiſche wie ſüddeutſche, in Schleswig-Holſtein waren über den Waffenſtillſtand entrüſtet, in höchſter Aufregung. Sie gehorchten, wenn die Nationalverſammlung Muth und Kraft entwickelte, und ſofort, was mit Hülfe der Märzminiſter leicht war, das dortige Heer beträchtlich aus Süddeutſchland verſtärkte, jedem Befehl der Nationalverſammlung und ihrer vollziehenden Gewalt. Da war Stoff genug, ein impoſantes Reichsheer zu ſchaffen. Alle Schattirungen deutſchen und freien Sinnes hätten dafür zuſammengewirkt, ſo volksthümlich war der nächſte Zweck, Sieg für Schleswig-Holſtein und für deutſche Ehre. Schon dieſe Waffenrüſtung hätte die ganze Nation gekräftigt, das Nationalgefühl erhöht; wo es noch nicht erwacht war, zum Bewußtſeyn gebracht. Dem Ruf der Nationalverſammlung zur Volksbewaffnung wäre durch alle Gauen, durch alle Gemeinden begeiſtert Folge geleiſtet worden. Dann mußten auswärts Schiffe gekauft, Offiziere von fremden Staaten angeworben, Kaperbriefe ausgegeben werden. Dann konnte man den fremden Mächten ſagen: wir dulden keine Einſprache; dann konnte man Dänemark den Frieden, Deutſchland die Freiheit und zugleich die Einheit diktiren.

Solches erwartete ein großer Theil des deutſchen Volkes von der Nationalverſammlung. Seit der Siſtirung richtete das ſehr geſunkene Vertrauen des Volkes ſich wieder ſichtbar und mächtig an ihr auf. Selbſt wenn das Unwahrſcheinlichſte eintraf, ein allgemeiner Krieg — er wäre mehr Glück als Unglück geweſen, er hätte die deutſche Bewegung gerettet, indem er die deutſchen Kräfte

im Feuer der Noth zuſammengeſchweißt hätte. — Da waren aber, ſtatt durch Kühnheit und Conſequenz ſich vor dem Ausland in Achtung zu ſezen, bei der Mehrheit die alten Sünden oben auf: das Reichsminiſterium und die Häupter der ſchleswig-holſteiniſchen Sache, Franke voran, liebäugelten und kokettirten mit der Diplomatie und den Kabinetten, und ließen ſich privatim von ihnen zu Allem bringen; die geſammte Rechte, ſelbſt ſolche des linken Centrums, hatten das Grauen vor einer allgemeinen Volksbewaffnung jezt ſo ſehr wie früher; die Partei Gagern war ängſtlicher als je bemüht, die Bewegung auf legitimem Boden zu erhalten, vor Allem aber mit dem preußiſchen Hof, mit dem preußiſchen Heer, auch mit dem preußiſchen Volke nicht zu brechen.

Der preußiſche Partikularismus hatte ſich übermüthig bloß gelegt. Der König und das Miniſterium Auerswald hatten eigenmächtig der Centralgewalt, der Nationalverſammlung, der öffentlichen Meinung Deutſchlands in einer ſo großen deutſchen Frage entgegen gehandelt. Ein großer Theil des preußiſchen Volkes zeigte ſich ſelbſtſüchtig, undeutſch, auf der Seite des Miniſteriums, das ganz preußiſche und ganz reactionäre Intereſſen hatte, und ſelbſt Vincke, der ein andermal die kühnſte Politik als die beſte für Preußen erachtete, und für Deutſchland viele ſchöne Worte hatte, ſprach jezt ſo ſehr abſonderlich preußiſch, als Lichnowsky.

Die deutſche Reaction fühlte ſich zwar noch nicht ſo weit, offen heraus zu treten; ihr Hauptorgan, die neue preußiſche Zeitung, rieth noch immer nur zu „möglichſt gedeckter und verdeckter Stellung, ſo lange es noch nicht Zeit ſey, aus der Defenſive in die Offenſive überzugehen, dann aber, wenn dieſer Augenblick eintrete, zu muthigem Zugreifen und Verfolgen, ſo lange noch ein Athemzug in Roß und Mann aufzutreiben ſey.“ Aber in dieſer verdeckten Stellung gewann ſie die Stimmen in Frankfurt, welche für die Mehrheit bei der Siſtirung den Ausſchlag gegeben hatten, binnen vierzehn Tagen für die Annahme des Waffenſtillſtandes. Franke, Droyſen, Michelſen und Mergaard, vier ſchleswig-holſteiniſche Abgeordnete, brachten den Antrag darauf ſelbſt ein. Droyſen und die Partei Gagern handelten ganz betäubt von der Angſt vor einem Bruch mit Preußen, der ihre ſchönſten Hoffnungen verſchütten würde, die auf ein preußiſches Kaiſerthum gingen, von dem ſie ſichere

Rettung Schleswigs hofften; auch waren ſie durch künſtliche Machinationen eingeſchüchtert, die Nichtannahme gebe ſie und das Heft in die Hand der Linken, die kein Kaiſerthum, kein deutſches Reich, ſondern die rothe Republik mit Frankreich wolle.

Gagern leitete ſelbſt die ganze Verhandlung, ſo lange berathen wurde; er legte den Vorſitz erſt nieder bei der Abſtimmung, und ſtimmte ſelbſt mit für die Annahme des Waffenſtillſtandes, während Soiron die Abſtimmung, der ſie auch vorbereitet hatte, leitete.

Die Machinationen der Diplomatie und der ihr dienenden Partei kamen noch in der Abſtimmung thätig zum Vorſchein. Der Antrag der Mehrheit des Ausſchuſſes auf Verwerfung des Waffenſtillſtandes war von dieſem ausdrücklich in zwei Theile getrennt worden. Die diplomatiſche Partei wußte, daß eine Zahl der Rechten für den erſten Theil des Antrags, der die Nichtgenehmigung enthielt, ſtimmen würde, aber nicht für den zweiten Theil, für die ſofortige Fortſezung des Kriegs; ſie ſezte verabredeter Weiſe Alles daran, dieſen ungetheilt zur Abſtimmung zu bringen, ſicher, daß er dann keine Mehrheit bekomme. Bei der Frageſtellung über die Theilung dieſes Antrags erklärte Soiron, die Abſtimmung für die Nichttheilung ſey unzweifelhaft. Die Linke behauptete das Gegentheil; es wurde eine Zählung vorgenommen, um die erſte Abſtimmung zu prüfen, die durch Aufſtehen und Sizenbleiben geſchehen war. Da zeigte ſich, daß 246 gegen 244 Stimmen ſtanden — ein Zahlenverhältniß, bei welchem für das Auge, das an 500 Perſonen, die durcheinander ſtanden und ſaßen, überſchauen mußte, das Reſultat „Unzweifelhaft" eine reine Unmöglichkeit war. Gagern und Sekretär Jucho hatten aber darin Soiron beigeſtimmt.

Da zeigte ſich, daß Nichtmitglieder der Nationalverſammlung ſich unter den Abgeordneten befanden, und bei der Abſtimmung mit aufſtanden, auf den Bänken der Abgeordneten. Speziell wurden einige Diplomaten und einige Frankfurter Ariſtokraten erkannt, wie ſie aus den Bänken entfernt wurden; der Herzog von Auguſtenburg wurde von der Tribüne von Robert Blum als ſolcher genannt, was Gagern dahin berichtigte, dieſer ſey nicht auf den Bänken der Abgeordneten, ſondern neben denſelben auf einem Stuhle geſeſſen.

Robert Blum gab zugleich zu Protokoll, daß gegen allen par-

lamentariſchen Brauch und gegen die bisherige Uebung des Hauſes die Verſammlung zu einer gleichzeitigen Abſtimmung über einen ausdrücklich getrennten Antrag durch die Mehrheit gezwungen worden ſey.

So wurde der Antrag des Ausſchuſſes mit 258 gegen 237 Stimmen verworfen, und der Waffenſtillſtand mit allen ſeinen ſchmachvollen Bedingungen mit 257 gegen 236 Stimmen angenommen.

Die Schwachen hatte man noch dadurch gewonnen, daß Camphauſen vorſpiegelte, Graf Moltke, der verhaßte Dänenwütherich, „möchte als zurückgetreten anzuſehen ſeyn", und der däniſche Bevollmächtigte habe erklärt, daß der König von Dänemark „bereit ſeyn werde zu Modifikationen und Conzeſſionen, welche für die Ruhe der Herzogthümer wünſchenswerth erſcheinen." Von dieſen nothwendigen „Modifikationen" ſprach man viel auf der Tribüne.

Schon am Tage nach dem Beſchluß kam ein Rundſchreiben in Frankfurt an, worin auf die Kunde, wie eine Fraktion der Nationalverſammlung ihre Annahme auf das Gerücht hin bauen wolle, daß Dänemark willig ſey, gewiſſe Modifikationen einzuräumen, von dem däniſchen Miniſterium des Auswärtigen erklärt wurde: „Von ſolchen Modifikationen ſey durchaus keine Rede geweſen, weder als Vorſchlag von der einen Seite, noch als Einwilligung von däniſcher Seite, und es liege der däniſchen Regierung daran, jeden Gedanken zu entfernen, als hätte ſie zu einer ſolchen Unklarheit oder Zweideutigkeit Veranlaſſung gegeben."

Auf das hin verlangte Simon von Trier die Zurücknahme des in der Vorausſezung ſolcher Modifikationen gefaßten Beſchluſſes vom 16. Die Mehrheit gab ihm nicht einmal das Wort zur Begründung der Dringlichkeit dieſes Antrags.

Der Art iſt das Spiel, das man ſpielte, und mit ſich ſpielen ließ*).

---

*) Die Reichstagszeitung brachte darüber den Reim:

75 Büreaukraten,
Schöne Worte und keine Thaten;
75 Ariſtokraten,
Vaterland, du biſt verrathen;
150 Profeſſoren,
Vaterland, du biſt verloren.

Der 18. September.

Abends 8 Uhr war die verhängnißvolle Abſtimmung zu Ende: es war der 16. September, ein Sonnabend, der ſchwüle Abend für die deutſche Sache, dem ſobald kein Morgen folgen ſollte. Der vorige Tag und der lezte Tag hatten die Aufregung bis zum Ingrimm geſteigert, unter den Zuhörern, im Volke draußen; und dieſer Ingrimm ſuchte ſchon an dieſem Abend einige Opfer. Das Sichgefallen in der Schmach, an der er ſo viel Schuld hatte, und der Hohn, womit Heckſcher zulezt auftrat, hatte dieſen vor Allen verhaßt gemacht; auch der alte Jahn hatte längſt und auch noch zulezt durch unwürdiges Benehmen beſonders die Turner gereizt. Vor andern waren Schmerling und Lichnowsky unvolksthümlich; der Leztere, theils weil er ſeinen Wählern und den Berlinern volksthümlich zu wirken verſprochen, theils wegen Uebermuths, der nicht immer in edler Weiſe heraus forderte, und ſich, mehr in Ton und Geberde zwar als in Worten, öfters höhniſch ausließ, nicht gegen den einzelnen Gegner und einzelne Punkte, ſondern gegen das Volk ſelbſt und gegen die Sache des Volkes überhaupt. Die Zuhörer der Gallerie hatte er, und ſie hatten ihn, noch am lezten Tage gereizt, als ſchon das Gefühl in ihm dämmerte und ſich klärte, daß Freundſchaft mit dem Volke nöthiger ſey, als Feindſchaft — ein Gefühl, das ihn am 16. September in die ahnungsvollen Worte ausbrechen ließ, eine Anbahnung zur Verſöhnung und Vermittlung thue Noth, die Palme des Friedens in der Verſammlung, von dem der Friede Deutſchlands abhänge.

Noch am Abend des 16. brach der Volksunwille in Thätlichkeiten aus. Eine erhizte Rotte, wenige Aeltere, von Straßenjugend begleitet, ſuchte Heckſcher im engliſchen Hof, mißhandelte einen Abgeordneten ſtatt ſeiner, der entkam, warf einige Fenſter ein, zog dann in die Weſtendhalle, und tumultuirte, ohne ihn zu finden, auch hier, beſonders da ſie hörte, daß Jahn oben ſey. Todesbleich, zitternd irrte er in den Zimmern der Leſegeſellſchaft umher, zum Gelächter anderer Anweſenden; der Kellner verſteckte

ihn hinter und unter einer Matraze, vor die er einen Sopha an die Fenſterniſche rückte; als die Tumultuanten abgezogen waren, behauptete Jahn, ſeine Geiſtesgegenwart und Entſchloſſenheit haben ihn gerettet, doch habe er „vernommen mit eigenen Ohren, daß man ihn vom Balkon des hohen Hauſes hinabſtürzen gewollt, wie man einſt an Cortes auf dem Tempel von Mexiko verſucht habe.“ Beſſer Unterrichtete verſichern, daß die Tumultuanten an Blutiges nicht gedacht haben; verwerflich genug ſchon war es, mit der Feigheit des ſchwachen Mannes den grauſamen Scherz zu treiben; ruchlos aber, ein verabſcheuungswerther Frevel, daß von der Tiefe des Volkes aus das an einem Abgeordneten des deutſchen Volkes gethan wurde. Heckſcher entwich in das Bad Soden unweit Frankfurt. Dort erkannt, wurde er von Weibern und Buben mit Schimpfworten, Koth- und Steinwürfen verfolgt und gehezt. Er entwich zu Fuß, die Eiſenbahn umgehend, nach Höchſt zurück, Sonntags Nachmittags. Hier von einem Hamburger Schuſtergeſellen erkannt, bald von einer wüthenden Volksmaſſe umringt, wurde er von den Turnern der Stadt, von Demokraten, aufs Rathhaus in Sicherheit gebracht; das Volk unten ſchrie im Ernſt nach ſeinem Blut; er ſtand ſtundenlang, unter allen Leiden der Todesangſt, wie auf der Leiter zur Hinrichtung. In der Nacht rettete ihn ein Mainzer Demokrat, und er entkam glücklich nach Mainz.

Nach der Sizung am 16. waren alle Schattirungen der Linken im deutſchen Hofe verſammelt. Vor ihren Augen ſtand dieſer Waffenſtillſtand als ein Treubruch an Schleswig-Holſtein, als eine Verläugnung der deutſchen Revolution, als eine faule Frucht des einheit- und freiheitfeindlichen Strebens der Reaction. Dieſer Ausgang der Verhandlungen rief in vielen Mitgliedern den Gedanken hervor, aus dieſer Reichsverſammlung auszuſcheiden. Sie wurden mit Mühe von der Mehrheit davon abgebracht, die ſowohl gegen den Einzelaustritt als gegen den Austritt der geſammten Linken ſich ausſprach. Nur der Antrag wurde beſchloſſen: Da Zweifel darüber erhoben ſeyen, ob die Reichsverſammlung das Vertrauen des deutſchen Volkes noch beſize, ſo ſollen unverzüglich, aber ohne Unterbrechung der Berathungen, neue Wahlen angeordnet und demnächſt an die Stelle derer, welche das Mandat des Volkes nicht wieder erhielten, die Neugewählten einberufen werden.

Die Berathung wurde durch Tauſende von Arbeitern und Fremde aller Art — es war Meſſe-Anfang — geſtört, die in den Hofraum des Verſammlungsortes der Linken ſich einzwängten, und deren lautaufrauſchender, unruhiger Schweif ſich durch die lange Straße hinſtreckte, bis auf die Zeil. Dieſe verlangten die Bildung eines Gegenparlaments durch den Mund bekannter Vorſtände von Arbeitervereinen; zugleich ſtellten ſie ſich zur Verfügung der Linken. Da man in dieſer ſpäten Stunde auf dieſem engen Raum mit dieſer Maſſe, die Blum's und des Trierer Simon's Stimme kaum zu beſänftigen ausreichte — die Bosheit log ſpäter, ſie haben aufgeregt — ſich nicht verſtändigen konnte: ſo entſtand der Gedanke, in einer Volksverſammlung auf der nahe gelegenen Pfingſtweide am Nachmittag des andern Tages zum Volke zu ſprechen.

Dadurch beſchwichtigt, zog die Maſſe aus dem deutſchen Hof hinweg gegen 11 Uhr Nachts. In dem Verſammlungsort des großen Arbeitervereins, dem Gräberiſchen Saal, in welchem kein Abgeordneter anweſend war, dauerten Aufregung und Anordnungen bis nach Mitternacht fort: von da aus gingen noch in der Nacht Boten auf viele Stunden im Umkreis, zu der Verſammlung Zuzüge einzuladen. Sie handelten dabei ohne allen Zuſammenhang mit der Linken; Niemand ſelbſt von der äußerſten Linken wußte um das Leztere, einen vielleicht ausgenommen, der es nachher jedoch auch in Abrede zog.

Die Volksverſammlung auf der Pfingſtweide war nicht einmal eine der größeren Verſammlungen, es waren, außer Frankfurter-Herren und Parlaments-Herren, ſchwerlich mehr als zwiſchen 4000 bis 5000 Zuhörer, aus allen Ständen, aus beiden Geſchlechtern. Es ſprachen da nach halb 4 Uhr Abends, unter dem Vorſiz des bekannten Frankfurter Rechtsanwalts Dr. Behaghel, theils Frankfurter, theils Fremde, ganz Unbekannte (wohlgemerkt der Linken, dem Vorſizenden, den Arbeitervereinen ganz Unbekannte); von Abgeordneten ſprachen nur Ziz, Weſendonck, Simon von Trier, Schlöffel und Hentges. Zuerſt ſprach der Vorſizende einen Tadel im Namen der Verſammelten aus über die bedauerlichen, zwecklosen und nur ſchädlichen Exzeſſe und Gewaltthätigkeiten an fremdem Eigenthum und Perſonen, wie ſie vorigen Abend vorgekommen. Dieſen Tadel hörte die ganze Verſammlung ruhig, ohne Wider-

ſpruch. Der ausdrückliche Zweck der Verſammlung war, über das, was alle Gemüther beſchäftigte, über die Waffenſtillſtands-Abſtimmung den Gefühlen einen Ausdruck zu geben. Eine Adreſſe an die ganze Nationalverſammlung war dazu vorgeſchlagen. Der berühmte geiſtvolle Frankfurter Rechtsgelehrte, Dr. Reinganum, hatte eine ſolche verfaßt und las ſie vor, unter tiefer Ruhe. Nach dem Schluß erhob ſich von verſchiedenen Seiten das Geſchrei: „Keine Adreſſe!“ wobei die Stöcke geſchwungen wurden. Einige Schreier riefen: „Keine Adreſſe, man muß der Rechten die Hälſe abſchneiden.“ Auch dieſe Schreier waren den beeidigten Zeugen unbekannt*); ſie waren unbekannt der Metternichiſch organiſirten Frankfurter Polizei, die vom Bundestag her noch ſehr in Uebung war: Notiz wenigſtens nahm dieſe von jenen Schreiern nicht. Darauf ſchilderte Ziz die Waffenſtillſtands-Frage in einer ſehr langen Rede, „von der ich das Nähere nicht mehr weiß, weil ſie mich ſehr langweilte“, ſagte der beeidigte Zeuge und Vorſitzende Behaghel. Ziz habe blutig aufreizend geſprochen, wie ein zweiter Danton — machten nachher Reactionäre und Conſtitutionelle daraus, theils aus Abſicht, theils aus Thorheit. Sie hingen ſich an das Wort, das er am Schluß ſprach: mit Adreſſen ſey es nichts, die würden nebenhingelegt werden und man lache darüber, jezt müſſe man Fraktur ſprechen.

Das bezog ſich, was ſofort der Hauptgegenſtand der Redner blieb, auf den geſtrigen Beſchluß der Linken für Abrufung der unvolksthümlichen Abgeordneten durch das Volk. Nicht ein Zeuge, ſelbſt überwieſene Zöglinge des Jeſuitenordens, Freunde und Diener der Reaction, wagten nicht zu behaupten, daß Ziz oder ein anderer Abgeordneter direkt zu einer Gewaltthat aufgefordert haben, weder überhaupt noch gegen die Mehrheit der Nationalverſammlung. Sie wagten bloß zu ſagen, man habe es errathen können, daraus, daß Ziz geſagt, man müſſe Fraktur reden, man ſolle nur an den geſunden Sinn des Volkes appelliren, und dieſes werde ſchon den rechten Weg finden**). Die durch Urtheil und Stellung in Frankfurt ausgezeichnetſten Zeugen erklärten geradezu,

*) Kriminalakten Fol. 47, 16.

**) Kriminalakten Fol. 21, 17, 16, 14, 18, 1, 5, 19, 26, 99.

theils ſie haben etwas Aufreizendes in der Rede von Ziz nicht vernommen, theils, er und Schlöffel haben nicht ſehr aufreizend geſprochen; andere dagegen, jedoch ohne es zu belegen, ſagten, Schlöffel und Simon haben in ſehr aufregenden Ausdrücken geſprochen über den Verrath am deutſchen Vaterlande, der durch die Annahme des Waffenſtillſtandes begangen worden. Schlöffel ſoll geſagt haben, die Fürſten, die Junker und die Geldſäcke ſeyen ein Haupthinderniß für das Wohl des Volkes, und als er fragte: was iſt zu thun? da habe Einer geſchrieen: Hängt ſie auf! Der Zeuge, der dieſes ausſagte, wollte den Schreier nicht kennen; die ſo zahlreich anweſende Polizei, die Aufpaſſer des Reichsminiſteriums und der Reaction merkten ſich denſelben auch nicht; ſie merkten ſich auch die nicht, welche aus dem Haufen heraus ſchrien: Handeln! Barrikaden! keine Adreſſen! Barrikaden! geſchweige, daß ſie nachher einen davon verhaftet hätten.

Der ärgſte Schreier aber war ein in Frankfurt übelberüchtigtes Subjekt, mit dem Niemand an einem Tiſch zuſammenſaß, weil er dafür bekannt war, daß er gewiſſen Leuten ſeit lange um's Geld als Spion und Angeber diente.

Die Reactionsblätter logen, Schlöffel habe geſagt, und „wenn auch das Blut an den Wänden der Paulskirche empor ſprize.“ Derjenige, der das ſagte, ging vorher und nachher mit jeder Art von Leuten um, nur nicht mit Demokraten; der wurde nicht verhaftet, nicht einmal angeklagt, ungeachtet er die nachher für hochverrätheriſch erklärte Adreſſe der Volksverſammlung ſogar mit unterſchrieb, jedoch mit Aenderung eines Buchſtabens in ſeinem Namen, und obgleich ſeine Phyſiognomie eine ſehr bekannte war.

In der Verſammlung wurde zulezt nichts beſchloſſen, als eine Erklärung, daß alle Mitglieder der Nationalverſammlung, welche für Annahme des Waffenſtillſtandes geſtimmt haben, Verräther des Volkes ſeyen; und daß dieſe Erklärung perſönlich durch eine Abordnung im Parlament abgegeben werden ſolle. Kein Abgeordneter wirkte bei dieſem Beſchluß mit.

In der Ferne klang Manches überſtark, was in der Nähe, unter der täglichen Reibung der Parteien ſeine Bedeutung verlor. So konnte man oft und viel von Reactionären hören: „Man ſolle die ganze Maſſe mit Kartätſchen zuſammenſchmettern; man ſolle

die Aufwiegler alle zuſammen aufhängen"; ja es wurde einem Mitglied der ruſſiſchen Geſandtſchaft öffentlich und unwiderſprochen vorgehalten, daß er auf der Gallerie in der Paulskirche während einer Rede Vogt's geäußert: „Dieſe Canaille ſollte man an der nächſten Säule aufknüpfen." So ſagte auf der Pfingſtweide Simon: „Warum fordern die Wähler nicht abgefallene Abgeordnete ausdrücklich auf, ihre Pläze in der Paulskirche zu verlaſſen? Warum machen ſie nicht Demonſtrationen in deren Heimath? Warum rücken ſie denſelben nicht vor die Häuſer und Leiber ꝛc. und erklären feierlichſt: „„Ihr habt unſer Vertrauen verſcherzt!?"" Warum ſchicken ſie nicht eigene Deputationen nach Frankfurt, um dieſelben zurück zu berufen?" — Derſelbe Redner forderte, nach allen Zeugen, das Volk zum Schluß auf, ja nichts Unüberlegtes, nichts Gewaltthätiges zu thun, und tadelte ſcharf die Exzeſſe des vorigen Tages.

Am Schluſſe der Verſammlung forderte einer der Arbeiter die Anweſenden aus Hanau, Mainz, Offenbach und andern benachbarten Orten auf, um der Sache Nachdruck zu geben, in Frankfurt zu bleiben und mit den Vorſtehern der verſchiedenen Vereine, den Führern der Bürgerwehren und ſonſtiger großen Corporationen ſich im Gräberiſchen Saale zu verſammeln zur Wahl der Deputation an die Nationalverſammlung *).

Darauf ging das Volk „ruhig" auseinander, wie es überhaupt die Redner zwar mit großer Aufmerkſamkeit hörte, aber auf einzelne Beifallsbezeugungen durch Zurufe, und wie es ſchien ſehr allgemeine Theilnahme an der Abſtimmung ſich beſchränkte, aus Spaß dabei die Spazierſtöcke in die Höhe hielt, und nach wie vor keine auffallenden Eindrücke äußerte" **).

Zwiſchen 7 und 8 Uhr Abends kamen Abgeordnete der Verſammlung im Gräberiſchen Saal in den deutſchen Hof zu der verſammelten Linken. Dieſe blieb bei ihrem geſtrigen Beſchluß, und ermahnte mit ſcharfer Entſchiedenheit die Sprecher der Arbeiter, jedes Exzeſſes

---

*) Nach den beeidigten Zeugen, Kriminalakten Fol. 12.

**) Wörtliches Zeugniß des beeidigten reactionären Zeugen, Fr. v. Thielau, braunſchweigiſchen Bevollmächtigten bei der Centralgewalt. Ein 21jähriger Ultramontan wollte zwar eine andere Stimmung des Volkes bemerkt haben, konnte aber nichts erweiſen.

ſich zu enthalten; Einzelne wurden bitter zurecht gewieſen, daß ſie ſich herausnahmen, in einem nicht geziemenden Ton den Abgeordneten der Volkspartei gegenübertreten zu wollen.

Schon Mittags um 2 Uhr war von Seite der Centralgewalt aus nach Mainz geſchickt worden, Militär zu verlangen. Reactionäre haben nachher drucken laſſen: „Wir wußten recht gut, daß etwas bevorſtehe, wußten auch von den praktiſchen Vorbereitungen genug, Schmerling namentlich und Lichnowsky, dieſe wußten ſchon am 17., ja ſchon am 16. ſehr wohl Beſcheid.“ Blickt man tiefer, ſo wird man zu vermuthen geneigt, daß zu dieſen praktiſchen Vorbereitungen nicht ſowohl ſolche von demokratiſcher Seite, deren es keine gab, als vielmehr andere gehörten, erſtens die Bearbeitung der Arbeitervereine durch Fremde, durch jene Unbekannte, denen in der Volksverſammlung die Hezrufe angehörten, und dann die Herbeiziehung von Militär, das aber die Barrikaden erſtehen ließ, zuſchauend, um ſie nachher niederſchießen zu können. Dieſe lezte Vorbereitung wurde getroffen, ſtundenlang, ehe die Verſammlung auf der Pfingſtweide nur anfing.

Der Kampf der Linken mit der Rechten hatte gezeigt, wie unbequem die überlegenen Geiſter der erſteren für die Reaction waren, und der böſe Geiſt gab dieſer ein, zu ſehen, wie man dieſer pflichtgetreuen Abgeordneten des Volks, an denen es mit vollem Vertrauen hing, ſich entledige; ſolche mußten denen, die das Vertrauen ihrer Wähler gänzlich verſcherzt hatten, ſchon darum ein verhaßter Anblick ſeyn. In einem unbewachten Augenblick ſagte auf der Miniſterbank der Paulskirche, eben als der Abgeordnete Schmidt von Löwenberg auf die Rednerbühne trat, Schmerling zu ſeinem Nachbar: „Das iſt auch eine von den Canaillen, die wir hinausbringen müſſen.“ Man wagte den Verſuch, das nachher abzuläugnen. Die Worte waren aber ſo leidenſchaftlich geſprochen worden, daß ſie an den Tiſchen der Stenographen aufgefaßt wurden, in den ſtenographiſchen Aufzeichnungen ſich fanden, und in der ſtenographiſchen Kanzlei ein Streit darüber ſtatt hatte, ob ſie als ein Zuruf Schmerling's, nach der Sitte, in den gedruckten ſtenographiſchen Bericht aufgenommen werden ſollen.

Das Beſtreben, die Zuſammenſezung des Parlaments zu ändern, war bei beiden Parteien gleich: nur ſuchte es die Volks-

partei auf dem ehrlichen Wege der Neuwahlen, die Reaction auf ſehr anderen Wegen.

So dachte, nach der Anſicht Mancher, die Reaction auch, wie die Exzeſſe am 16., wie die Verſammlung am 17. am beſten für ſie zu benüzen wären, wie man die Erbitterung des Volkes ausbeuten könnte. Die Erbitterung war da; es bedurfte nur, ſie zu Barrikaden, zu einem Krawall zu verführen, jenen Abgeordneten Gelegenheit zu geben, ſich zu compromittiren, zuvor aber der Mittel ſich zu verſichern, den Crawall nicht weiter kommen zu laſſen als zweckgemäß war — und das Spiel war gewonnen. Dieſes politiſche Kunſtſtück war ſchon ſo oft anderswo erprobt; mancher ſtürzende Miniſter hatte ſich im Sturz an einem Crawall gehalten, der ihm gelegen kam, oder den er künſtlich hervorrief; und der öſterreichiſchen Reaction mußte Alles daran liegen, daß von Schmerling an der Spize des Miniſteriums bleibe, theils um ſeiner ſelbſt willen, theils im Intereſſe Oeſterreichs, damit nicht Preußen zum Uebergewicht in Deutſchland, gar zum deutſchen Kaiſerthum gelange, wenn ſich ein preußenfreundliches Reichsminiſterium bildete.

Morgens um 3 Uhr ſchon langte am 18. September das Militär aus Mainz an, und lagerte ſich zwiſchen dem Römer und der Paulskirche und in den angränzenden Straßen, Preußen und Oeſtreicher. Auch darmſtädtiſches Militär wurde in und bei der Stadt zuſammengezogen; ein württembergiſches Reiterregiment, das gerade von Schleswig-Holſtein her durchpaſſirte, erhielt Befehl, Halt zu zu machen. Von entfernteren Beſazungen rückten Truppenabtheilungen an.

Um halb 10 Uhr begann die Sizung der Reichsverſammlung, und das Erſte, was verkündet wurde, war, daß bei der ernſten Zeit des Vaterlandes von Schmerling die Geſchäfte des Reichsminiſteriums mit ſeinen Freunden wieder übernommen habe. Schmerling correſpondirte am 17. bis Mitternacht mit dem Frankfurter Senat, der ſein Werkzeug war. Der Senat gab den Namen her zur Herbeiziehung des Militärs. „Da in den dermaligen Verhältniſſen, wo eine bedrohliche Aufregung gegen die Nationalverſammlung beſtehe, wo die Volksverſammlungen durch zahlreiche Zuzüge von Außen vergrößert werden, wo endlich Aufforderungen zu thätlichem Einſchreiten, ja zur

ſich zu enthalten; Einzelne wurden bitter zurecht gewieſen, daß ſie ſich herausnahmen, in einem nicht geziemenden Ton den Abgeordneten der Volkspartei gegenübertreten zu wollen.

Schon Mittags um 2 Uhr war von Seite der Centralgewalt aus nach Mainz geſchickt worden, Militär zu verlangen. Reactionäre haben nachher drucken laſſen: „Wir wußten recht gut, daß etwas bevorſtehe, wußten auch von den praktiſchen Vorbereitungen genug, Schmerling namentlich und Lichnowsky, dieſe wußten ſchon am 17., ja ſchon am 16. ſehr wohl Beſcheid.“ Blickt man tiefer, ſo wird man zu vermuthen geneigt, daß zu dieſen praktiſchen Vorbereitungen nicht ſowohl ſolche von demokratiſcher Seite, deren es keine gab, als vielmehr andere gehörten, erſtens die Bearbeitung der Arbeitervereine durch Fremde, durch jene Unbekannte, denen in der Volksverſammlung die Hezrufe angehörten, und dann die Herbeiziehung von Militär, das aber die Barrikaden erſtehen ließ, zuſchauend, um ſie nachher niederſchießen zu können. Dieſe lezte Vorbereitung wurde getroffen, ſtundenlang, ehe die Verſammlung auf der Pfingſtweide nur anfing.

Der Kampf der Linken mit der Rechten hatte gezeigt, wie unbequem die überlegenen Geiſter der erſteren für die Reaction waren, und der böſe Geiſt gab dieſer ein, zu ſehen, wie man dieſer pflichtgetreuen Abgeordneten des Volks, an denen es mit vollem Vertrauen hing, ſich entledige; ſolche mußten denen, die das Vertrauen ihrer Wähler gänzlich verſcherzt hatten, ſchon darum ein verhaßter Anblick ſeyn. In einem unbewachten Augenblick ſagte auf der Miniſterbank der Paulskirche, eben als der Abgeordnete Schmidt von Löwenberg auf die Rednerbühne trat, Schmerling zu ſeinem Nachbar: „Das iſt auch eine von den Canaillen, die wir hinausbringen müſſen.“ Man wagte den Verſuch, das nachher abzuläugnen. Die Worte waren aber ſo leidenſchaftlich geſprochen worden, daß ſie an den Tiſchen der Stenographen aufgefaßt wurden, in den ſtenographiſchen Aufzeichnungen ſich fanden, und in der ſtenographiſchen Kanzlei ein Streit darüber ſtatt hatte, ob ſie als ein Zuruf Schmerling's, nach der Sitte, in den gedruckten ſtenographiſchen Bericht aufgenommen werden ſollen.

Das Beſtreben, die Zuſammenſezung des Parlaments zu ändern, war bei beiden Parteien gleich: nur ſuchte es die Volks-

partei auf dem ehrlichen Wege der Neuwahlen, die Reaction auf ſehr anderen Wegen.

So dachte, nach der Anſicht Mancher, die Reaction auch, wie die Exzeſſe am 16., wie die Verſammlung am 17. am beſten für ſie zu benüzen wären, wie man die Erbitterung des Volkes aus- beuten könnte. Die Erbitterung war da; es bedurfte nur, ſie zu Barrikaden, zu einem Krawall zu verführen, jenen Abgeordneten Gelegenheit zu geben, ſich zu compromittiren, zuvor aber der Mittel ſich zu verſichern, den Crawall nicht weiter kommen zu laſſen als zweckgemäß war — und das Spiel war gewonnen. Dieſes politiſche Kunſtſtück war ſchon ſo oft anderswo erprobt; mancher ſtürzende Miniſter hatte ſich im Sturz an einem Crawall gehalten, der ihm gelegen kam, oder den er künſtlich hervorrief; und der öſterreichiſchen Reaction mußte Alles daran liegen, daß von Schmer- ling an der Spize des Miniſteriums bleibe, theils um ſeiner ſelbſt willen, theils im Intereſſe Oeſterreichs, damit nicht Preußen zum Uebergewicht in Deutſchland, gar zum deutſchen Kaiſerthum ge- lange, wenn ſich ein preußenfreundliches Reichsminiſterium bildete.

Morgens um 3 Uhr ſchon langte am 18. September das Mi- litär aus Mainz an, und lagerte ſich zwiſchen dem Römer und der Paulskirche und in den angränzenden Straßen, Preußen und Oeſt- reicher. Auch darmſtädtiſches Militär wurde in und bei der Stadt zuſammengezogen; ein württembergiſches Reiterregiment, das gerade von Schleswig-Holſtein her durchpaſſirte, erhielt Befehl, Halt zu zu machen. Von entfernteren Beſazungen rückten Truppenab- theilungen an.

Um halb 10 Uhr begann die Sizung der Reichsverſammlung, und das Erſte, was verkündet wurde, war, daß bei der ernſten Zeit des Vaterlandes von Schmerling die Geſchäfte des Reichsminiſteriums mit ſeinen Freunden wieder über- nommen habe. Schmerling correſpondirte am 17. bis Mitter- nacht mit dem Frankfurter Senat, der ſein Werkzeug war. Der Senat gab den Namen her zur Herbeiziehung des Militärs. „Da in den dermaligen Verhältniſſen, wo eine bedrohliche Aufregung gegen die Nationalverſammlung beſtehe, wo die Volksverſammlun- gen durch zahlreiche Zuzüge von Außen vergrößert werden, wo endlich Aufforderungen zu thätlichem Einſchreiten, ja zur

Aechtung und zur Vergewaltigung eines Theils der National-verſammlung ergangen ſeyen, habe der Senat von der durch das Reichskriegsminiſterium zur Verfügung geſtellten militäriſchen Hilfe vorſorglichen Gebrauch gemacht, und fortan möge für den Schuz der Nationalverſammlung von dem Reichsminiſterium Fürſorge zu treffen ſeyn.“ — Darauf ſtellte Rühl von Hanau den von der Linken beſchloſſenen Antrag, durch die Nationalverſammlung Neu-wahlen zu beſchließen, wo das Volk dieſelben wünſche. Die Mehr-heit fand dieſen Antrag nicht dringlich. Die Verſammlung berieth bis gegen 2 Uhr, theils über die Truppenaufſtellungen, theils über einen der Paragraphen der Geſchäftsordnung, theils über die Grundrechte, und zwar über die Volksſchule.

Die Störung in der Kirche war groß; ein ewiges Ab- und Zugehen; die Anzahl der Aufmerkſamen war ſehr gering; kaum ein Viertheil der Verſammlung war anweſend, in Gruppen und in Pri-vatunterhaltung. Zwei Abgeordnete, darunter der alte Brunk, wurden auf ihrem Weg nach der Paulskirche von dem Militär gröblich behandelt, troz der Angabe ihrer Eigenſchaft als Abgeord-nete; ja ſogar mit Arretirung von einem öſtreichiſchen Offizier be-droht. War vom Militär aus ſo etwas gegen Abgeordnete ge-ſchehen, ſo ſtieß es noch mehr da und dort mit Volkshaufen zuſam-men, beſonders da zwiſchen Mainzern und Preußen die Verbitterung alt war, und Einzelne die Soldaten reizten. Unter ſolchen Um-ſtänden wollte auf die perſönliche Ueberbringung der Volksver-ſammlungsadreſſe verzichtet werden. Einige beſtanden darauf, ſie zu überbringen. Sie ward außen im Thurme der Paulskirche abgegeben. Das Militär, es war preußiſches, das in der engen Straße in der Nähe einer der Hinterthüren der Paulskirche aufge-ſtellt war, wurde zuerſt etwas zurückgezogen, dann erhielt es wie-der Befehl, nah an den Eingang zu rücken, und den Plaz vom Volk zu ſäubern. Durch ſein Anrücken entſtand Lärm; die Leute, an den Thüren angedrängt, wußten ſich nicht vor den gefällten Bajo-netten, durch welche mehrere verwundet wurden, anders zu helfen, als daß ſie hineinwärts nach dem Innern der Paulskirche dräng-ten. Ein alter Mann, im Gedräng auf den Staffeln der Pauls-kirche fallend, wurde am Boden liegend von einem Bajonett durch die Schulter geſtochen.

Viele Abgeordnete, die Angſtmänner voraus, hatten von vorgeſtern und geſtern her den Schrecken in den Gliedern, Gedanken von Hörenſagen, daß es auf ein gewaltſames Sprengen der Nationalverſammlung abgeſehen ſey. Der Eindruck der Pfingſtweide ließ ſogar Abends einen penſionirten preußiſchen Hauptmann zu den Abgeordneten Kratz und Martens ſagen: Morgen ſeyd ihr eures Lebens nicht ſicher. In dieſer Einängſtung hören ſie, die Männer der Rechten, das Drängen und Stoßen an der Thüre, eine zerbrochene Glasſcheibe klirrt — ſchrecklich! Der Abgeordnete Rieſſer drückt ſich durch dieſes Gedränge herein — ein Gedränge, wie es bei jeder intereſſanteren Sizung ganz gewöhnlich war, da Alles zum Zuhören ſich drängte, und dieſer Eingang war gerade der Eingang zur Hauptgallerie. Von den verhältnißmäßig wenigen Leuten in dem kleinen Raum des Eingangs in ſeiner Beleibtheit „emporgehoben, daß er kaum herein konnte“ — ſah er, ſah die Angſt Anderer, „eine Volksmaſſe, die in die Paulskirche nachſtürmen, die Thüre gewaltſam einbrechen wollte, mit Brech- und Mordinſtrumenten.“

Der Abgeordnete von Bräuning von Aachen erzählte auf der Tribüne, ohne daß er ſelbſt oder daß ſeine Freunde das Komiſche dieſer Uebertreibung zu fühlen ſchienen, „er ſey, da die Thürſteher vor dem ſtürmenden Volke die Thüre zuzuhalten nicht im Stande waren, herüber geſprungen, mehrere Abgeordneten ſeyen herzugekommen, mit Gewalt haben ſie das ſchon eindringende Volk, das bis tief in die Straßen zuſammen gedrängt dageſtanden, zurückgedrängt und der Vorderſte habe einen ſpizen Hut auf dem Kopfe getragen und einen Stock aufgehoben, er aber ſey dem Schlag zuvor gekommen, er habe nicht Luſt gehabt, ſich von dem eindringenden Pöbel mißhandeln zu laſſen, ſeiner und mehrerer Abgeordneten Anſtrengung ſey es gelungen, das eindringende Volk zur Thüre hinaus zu drängen.“ Ja, das iſt die Wahrheit, riefen mehrere Stimmen, als er ſchloß *).

Damen, die auf der Gallerie über dem Präſidentenſtuhl jener Thüre gerade gegenüber ſaßen, lachten dieſer Uebertreibungen; ſie hatten nichts Gefährliches geſehen. Die an jener Thüre aufge-

*) Wörtlich. Stenogr. Berichte S. 2208.

ſtellten Parlamentsdiener ſagten, darüber gehört: einzig und allein durch das Anrücken der preußiſchen Soldaten ſey der Lärm entſtanden, einige Leute ſeyen an die Thüre gedrängt worden, eine Waffe oder Inſtrumente zum Einſtürmen oder Erbrechen ſeyen bei Keinem geſehen worden. — „Aber Stricke hatten ſie in den Taſchen, um uns aufzuhängen!“ ſagte in vollem Ernſt ein bayriſcher Abgeordneter der Rechten zu einem der äußerſten Linken, mit dem er befreundet war. — So ſind dieſe verhaftet, man hat die Stricke bei ihnen gefunden, und ſie haben's geſtanden? fragte lächelnd der Andere. Keines von Allem, war die Antwort, aber man ſagt es ſich. Und eine Proſcriptionsliſte hat man bei einem gefunden! — Herrlich, lachte der Andere; und wiſſen Sie, welcher Name obenan ſtehen ſoll? es iſt der meine; die Liſte hat kein Demokrat gemacht. — So ſehr verwirrte ſonſt geſcheidte Männer der geſpenſtiſche Gedanke eines Attentats gegen die Nationalverſammlung, den man in ihre Seele geworfen, mit dem man ihre Einbildungskraft ängſtete, und bei Manchem wirkte das böſe Gewiſſen mit.

Von den fremden Arbeitern und Turnern waren nicht zweihundert in Frankfurt mehr am Morgen des 18., auch dieſe verloren ſich aus der Stadt großentheils beim Anblick der militäriſchen Anſtalten.

Es war auffallend, daß die erſten Barrikaden dem Militär vor der Naſe aufgebaut wurden, federleicht, aus einigen Marktkiſten und wenigen Steinen, ohne daß das Militär es hinderte, am Hintergäßchen des Römers, das den Paulsplaz mit dem Römerplaz verbindet, und wo die Hauptmacht des Militärs lag. Da nichts weiter erfolgte, wurden ſie eben ſo leicht mit dem Bajonett auseinander geworfen.

Plözlich verbreitete ſich die wahre Nachricht von der Abſperrung aller Stadtthore durch Militär. Die Arbeiter, auf die es abgeſehen war, bauten jezt raſch zahlreiche Barrikaden im Innern der Stadt, an den Zugängen zum Römerplaz, in der Schnurgaſſe, in der Döngesgaſſe, in der Nähe des Doms, auf der Allerheiligengaſſe und auf andern Punkten. In der Schnur- und Döngesgaſſe waren Reihen von Barrikaden hintereinander.

Theils der dunkle Zorn über die Unmacht und Unehre der Nationalverſammlung, der im Volke kochte, und beſonders in den Arbeitern von jungen fanatiſchen Demokraten geſchürt und von

verkappten Reactionsagenten zum Ausbruch angeblaſen wurde; theils die Rachluſt, die an die Soldaten wollte, über die ſie wegen ihres gewaltſamen Bajonettverfahrens gegen Wehrloſe wüthend waren; theils die Sorge für ihre Sicherheit, um nicht den gereizten Truppen ohne Vertheidigung zu verfallen — wirkten zuſammen, daß die Barrikaden ſo raſch emporſtiegen.

Unbeſtritten, unwiderlegbar feſt ſteht: Nicht weit von der Paulskirche ſah das zahlreiche Militär dem Barrikadenbau ruhig zu, als ob es Wohlgefallen dabei hätte. Eine ſehr ſtarke Barrikade in der Nähe des ſteinernen Hauſes wurde von einem ſtarken, hoch gewachſenen und zwei kleinen Turnern langſam gemächlich aufgebaut, dann kamen einige mit einem rothen Fähnlein und ein paar Musketen. Das Fähnlein wurde aufgeſteckt, die Musketen wurden mit Gemüthsruhe oben über die Barrikade zur Probe gelegt und in die Schießſcharten; das Alles geſchah ſo harmlos, die Cigarre im Mund, wie wenn dieſe Barrikadenbauer wüßten, daß ſie von Schmerling, dem Frankfurter Senat und den Reichstruppen nichts zu beſorgen hätten. Zum Nürnberger Hof wird durch dieſe Barrikade der lezte Zugang geſperrt, und Sie laſſen es ruhig geſchehen, und ſtehen mit ein paar hundert Mann dabei? ſagte ein Abgeordneter, der nach ſeiner Wohnung wollte, zu dem preußiſchen Offizier, der hier befehligte, nicht zwanzig Schritte von der noch im Ausbau begriffenen Barrikade. Sie haben Recht, erwiederte der Offizier erröthend und lachend zugleich, und ſeinen bloßen Degen auf dem Pflaſter biegend; wir ſtehen ſeit Stunden hier, ich habe aber keinen andern Befehl, als hier zu ſtehen.

An andern Orten ſah man ſechs- und zehnjährige Kinder, kleine Mädchen, welche Steine und Erde in der Schürze trugen, an den Barrikaden mit bauen. In der Schnur- und Döngesgaſſe waren es nicht mehr als zehn bis zwanzig Köpfe, welche die Barrikaden bauten.

Wenn es in der Abſicht Schmerling's und Peucker's lag, den Funken zu erſticken, ehe er zur Flamme empor ſchlug; ſo kam es zu keinem Aufſtand, zu keinem Blutvergießen, ja zu keinen Barrikaden: nicht bloß, daß die erſten Barrikaden mit leichten Mitteln wieder hätten zerſtört werden können, ſondern es konnten keine ausgebaut werden, wenn man nur kleine Truppenabtheilungen detaſchirte, mit dem Befehl, es zu hindern.

Man hat nachher dies dadurch zu vermänteln geſucht, daß man ſagte: auf einzelne Punkte entſandte Abtheilungen wären von den Aufſtändiſchen abgeſchnitten und einzeln aufgerieben worden. Aber man hatte ja einzelne Abtheilungen, die erſt ſpät und unverſehrt zurückgezogen wurden, entſandt, ehe die Barrikaden erbaut wurden; ſie ſahen dem Bau zu, ſtundenlang, ohne etwas dagegen zu thun, weder gegen die werdenden noch gegen die fertigen; ſelbſt gegen die nicht, die ganz verlaſſen ſtanden, auch nicht von einem einzigen Vertheidiger vertheidigt, wie die beim ſteinernen Haus in der Marktgaſſe und oben an der Ziegelgaſſe. Ob abſichtlich aus Politik, ob aus Verſäumniß, gleichviel; gethan hat das Miniſterium nichts zur Verhinderung des Aufſtandes, da es noch Zeit war.

Es war Mittags zwiſchen 12 und 1 Uhr, da kam ein Arbeiter in die Vorhalle der Paulskirche und ließ einen Abgeordneten herausrufen, der in keinerlei Verbindung weder mit der Volksverſammlung auf der Pfingſtweide, noch mit den Arbeitern und der Bewegung des Tages ſtand, der aber bei dem Volk einen guten Namen hatte, beſonders in Hanau und Mainz; es war derſelbe, deſſen Namen nachher auf der angeblichen Proſcriptionsliſte als zu oberſt ſtehend genannt wurde. Zu dieſem ſagte der Arbeiter, ein Mainzer, unter anderm: „Ich bin an Sie abgeſchickt, wie an Zitz und an Robert Blum. Der Erſtere iſt nicht da, der Andere will nicht heraus kommen. Wäre es wahr, was man uns ſagt, daß auch Blum ein Verräther an der Sache des Volkes geworden iſt? Es ſind Leute unter uns, die das behaupten. Es ſind Fremde, die wir nicht kennen; Niemand von uns kennt ſie, und ſie wiſſen ſich nicht auszuweiſen. Die reizen und ſtacheln uns auf zum Straßenkampf. Wir trauen ihnen nicht. Alle Thore ſind geſperrt, nur die Katharinenpforte noch nicht. Man will uns aufheben. Wir Fremde könnten noch die Stadt verlaſſen; die meiſten ſind dafür. Aber Jene, die wir nicht kennen, wüthen dagegen, und die Exaltirteſten unter uns hören auf ſie. Was ſollen wir thun? das ſoll ich Sie fragen, und Sie beſchwören, in unſere Verſammlung zu kommen, wegen uns und wegen jener Leute.“

Der Abgeordnete begleitete den jungen Mann in der blauen Bluſe über den Paulsplaz und den Römerplaz, warnte vor Jenen, die Niemand kenne, da, wenn es Männer der Volkspartei wären,

ſie von den anweſenden Frankfurtern, den Hanauern, Mainzern, Offenbachern, Heidelbergern, Bockenheimern gekannt werden müßten; warnte vor jedem Gewaltbeginnen als thöricht, und rieth, ſofort die Stadt zu verlaſſen, und wäre das nicht mehr möglich, da man auf die Turnkleider fahnde, doch ſich in der Stadt zu zerſtreuen, ruhig, und dann gewiß unangetaſtet. In die Verſammlung der Arbeiter ging er nicht, aus Gründen ſeiner Lage und der Lage der Dinge, die von ſelbſt einleuchten *).

Er wäre auch zu ſpät geweſen, ſein Rath ſelbſt kam zu ſpät. Dieſer Abgeſandte war ſchon der dritte, den die Arbeiter abgeſandt hatten: die zwei andern hatten durch das Militär nicht durchkommen können: ſo war geraume Zeit verfloſſen, und ehe er wiederkehrte, hatten die Aufhezer geſiegt, und die Verſammlung ſich an die Barrikaden vertheilt. Jezt erſt bewaffneten ſich die, welche nicht ſchon nach der damaligen Sitte mit Waffen gekommen waren. Im Ganzen waren es, nach der höchſten Annahme, gegen 400 Mann hinter den Barrikaden, wahrſcheinlich kaum 300; davon hatten 100 wohl nur alte verroſtete Gewehre, die gar nicht zu gebrauchen waren; 150 vielleicht eigentliche Schießwaffen.

Die Paulskirche war ſeit 3 Uhr Morgens von vier Bataillonen regelmäßigen Militärs bewacht. Und dieſe paar hundert ſchlecht Bewaffnete hätten einen beſtimmten Plan, etwa die Sprengung der Nationalverſammlung, durchführen ſollen und wollen? Gar Mitgliedern der Linken, ja der ganzen Partei die Urheberſchaft und den Plan des Aufſtandes unterzuſchieben, das hieß nicht die Linke für dumm erklären, ſondern das war dumm, ſo weit es nicht ſchlecht war, ſo weit es nicht von den Rückſchrittsmännern auf die Wirkung bei den Leichtgläubigen berechnet war. Wenn die Linke oder ein Theil ihrer Führer zum Aufſtand greifen wollten, ſo warteten ſie nicht zwei Tage lang, ſo ließen ſie den Behörden nicht Zeit, ihre Einleitungen zur Abwehr zu treffen; ſo trafen ſie ihre Maßregeln vorher, nicht vereinzelt, ſondern im Zuſammenhang; ſo führten ſie das gewaltſame Handeln am Abſtimmungsabend durch, hoben die Schienen der Eiſenbahnen aus zur Abſperrung

*) Dieſe Thatſachen können jeden Augenblick eidlich erhärtet werden.

der Truppen und Geſchüze von Außen, und der Sieg, ſelbſt wenn nicht in ganz Deutſchland das Volk ſich erhob, war dann wenigſtens für den Augenblick in Frankfurt zweifellos ihnen gewiß.

Die Rückſchrittsfedern, tauſendfach geſchäftig, wußten die öffentliche Meinung in dieſen thörichten Glauben hineinzuarbeiten. Die Angſt ſieht leicht Geſpenſter, und Baſſermann, deſſen Furchtſamkeit ſprichwörtlich ward, ſchilderte das Pochen an ſeiner Hausthüre in Mannheim, das ſich der Muthwille nach Hauſe gehender Zecher erlaubte, „als das Anklopfen von nächtlichen Mörderhänden“, deren blutigen Plan auf ihn nur ſein Muth vereitelt habe. Derſelbe warf zu gleicher Zeit den Aufſtändiſchen vor, ſie ſchreiben: „Heilig iſt das Eigenthum!“ mit Heuchelei auf ihre Fahne; das Leben ſey ja auch ein Eigenthum.

Heilig hielt das Volk, wie es an den Kaufläden und allen Häuſern der Allerheiligen-Gaſſe mit Kreide unter Todesandrohung für den Uebertreter geſchrieben war, am 18. September in der ganzen Stadt den Beſiz. Nicht eines Kreuzerswerth, außer einigen Waffen, wurde vom Volk genommen, und der alte Rothſchild, deſſen Bankhaus von Aufſtändiſchen beſezt war, weiß noch heute dieſe Tugend derſelben nicht genug zu rühmen. Soldaten aber plünderten Abends einige Kaufläden, mit Luxusartikeln und Leibzeug, und ſtahlen eine Kaſſe mit einer bedeutenden Summe, die man von anderer Seite her zu erſezen eilte, um zu vertuſchen.

Am heißeſten war der Kampf bei der großen Barrikade in der Allerheiligengaſſe bei der Apotheke, und in der Döngesgaſſe. Zu Bockenheim lagen anderthalb Batterien, Frankfurt beſaß ſeine Geſchüze; dennoch griff man die Barrikaden mit dem Bajonett an, die jezt ziemlich feſt, wenigſtens theilweiſe, gebaut waren, zu nothwendigem Verluſt auf Seiten der Truppen. Das ſind von den Heckeriſchen Freiſchaaren, die ſo wie die Teufel ſich ſchlagen; Hecker iſt in der Stadt! lief es herum, ein grundloſes Gerücht; es waren Arbeiter aus Frankfurt und den Umgebungen. Bürger und Bürgerwehr war vom Schrecken gelähmt. Alle Läden waren geſchloſſen. Der Generalmarſch raſſelte, aber ſtatt einiger Tauſende, kamen kaum ein paar Duzend von der Frankfurter Bürgerwehr auf den Plaz; theils aus Abneigung und Zorn, theils aus Furcht für ſich und ihr Eigen-

thum. Man log, Polen commandiren in Frankfurt*). Daß man die Truppen, ſtatt getheilt an den Häuſern hinziehen zu laſſen, in Front gegen die Barrikaden ſchickte, das nannte man „ritterlich“, während es ein grober Fehler der Befehlenden war, welcher hier das Leben von Offizieren und Gemeinen opferte. Aus den Fenſtern heraus, hinter ſichern Verſtecken hervor ſchoßen die Büchſenſchüzen der Aufſtändiſchen. Jeder Schuß traf, weil die engen Gaſſen gepfropft voll Soldaten ſtanden, und die Schüſſe der Soldaten trafen die Barrikaden und die Wände der Häuſer. Das nannte man in den Zeitungen „ein Schonen der Aufſtändiſchen und ein ſich Preisgeben von Seite der Truppen“.

Beſonders viele Opfer fielen auf Seite der Truppen bei der Einnahme der Barrikaden in der Dönges- und Fahrgaſſe. Von Mainz waren endlich die Geſchüze da — ihre Mobilmachung war langſam genug vor ſich gegangen; die württembergiſche Artillerie, eine darmſtädtiſche Batterie waren jezt da und über zehntauſend Mann Truppen von fünf Staaten.

Es war 5 Uhr Abends. Ein großer Theil der Linken, von Trützſchler, Blum, Vogt u. A., begaben ſich hinaus zum Reichsverweſer, ſtellten ihm die Urſache des Kampfes vor, und verlangten, der Reichsverweſer möge nur das Militär, insbeſondere das preußiſche, aus der Stadt ziehen, ſo werde die Ruhe zurückkehren, die Barrikaden werden verlaſſen werden, da der Kampf, ganz vereinzelt, gegenſtandslos und ziellos, wie er ſey, nur hervorgerufen worden mittelbar durch die Erbitterung über den Parlamentsbeſchluß vom 16., unmittelbar durch das Erſcheinen des den Mainzern ſchon zuvor, durch das Bajonettſtechen von dieſem Morgen Allen verhaßten preußiſchen Militärs, welches das Volk zur Wuth gereizt habe.

Der Reichsverweſer erließ an den Reichskriegsminiſter einen Erlaß, „er weiſe die Abordnung der Nationalverſammlung, die ihm zur Vermeidung von Blutvergießen Vorſtellungen gemacht, an ihn, und ſein Wunſch ſey, daß, was auf gütlichem Wege beigelegt wer-

*) Ein paar Tage nachher verbreitete man in den Zeitungen die Lüge, eine Anzahl Polen habe alsbald nach dem Aufſtand Frankfurt verlaſſen, und ſich nach Berlin und Wien gewendet. Am meiſten und abſichtlichſten wurde in der deutſchen Zeitung und in der A. A. Zeitung täglich gelogen.

den könne, geſchehe.“ Gleich darauf ging der Reichsverweſer, gegen 6 Uhr Abends, ganz allein mit ſeiner Familie, ohne Begleitung auch nur eines einzigen Bedienten, von ſeinem, nicht über hundert Schritte vor Bockenheim gelegenen Landhaus nach ſeinem Palaſt in der Stadt. Er ging zu Fuß, nichts Unangenehmes begegnete ihm.

Es hatte das Volk am meiſten erbittert, daß die Bajonette der Preußen, womit die Verwundungen am Morgen geſchahen, geſchliffen waren, wie es nur gegen den Feind geſchieht. Die Anführer an den Barrikaden in der Fahrgaſſe, durch die Frankfurt mit Sachſenhauſen verbunden wird, hatten Alle, vor dem Kampf, erklärt, ſchon vor 12 Uhr Morgens, ſie werden ihre feindliche Stellung ſogleich verlaſſen, und ſelbſt die Barrikaden einreißen, wenn das preußiſche Militär abzöge.

Wenn die Zuzüge des Volks und der Bürgerwehren aus Hanau, Mainz, Offenbach und ſonſt her eintreffen, ſo wird es *eine* entſezliche Nacht! hörte man ſagen. Die Thorheit hielt den Aufſtand für einen, der die Republik zum Zweck habe. Das Reichsminiſterium hatte aber genaue Nachricht, daß die Zuzüge von dort nicht kamen, weil die Linke ſie davon abhielt.

Seit der erſten Kunde von dem, was in Frankfurt vorging, ſtanden die Turner und der größere Theil der Bürgerwehr in Hanau unter den Waffen. Die Eiſenbahn vermittelte leicht hin und her. Als der Aufruf zum Zuzug durch Boten der Aufſtändiſchen nach Hanau kam, ſagten Turner und Wehrmänner: ſie kommen, ſobald ſie von der äußerſten Linken, und zwar handſchriftlich von Trützſchler, dem Liebling der Hanauer, oder einem andern ihnen ſehr bekannten Mitglied derſelben gerufen werden. Rühl aber, ihr Oberbürgermeiſter, mahnte ſie ab, und Trützſchler eilte ſelbſt herbei, und mahnte ſie ab: und die Hanauer zogen nicht nach Frankfurt.

Die Reichsminiſter Peucker und Schmerling wollten ſich nicht zur Rückziehung des Militärs und zu einer allgemeinen Amneſtie verſtehen. Eine Waffenruhe von dreiviertel Stunden war Alles, was Schmerling und Peucker zuſagten, da erſt bis dorthin die weiteren Verſtärkungen an Artillerie gewiß eintreffen konnten. Die Abgeordneten eilten an die Barrikaden, die Aufſtändiſchen zur Räumung

und zur Niederlegung der Waffen zu bewegen; mit weißen Tüchern an Stöcken ging es nach der Allerheiligengaſſe. Die Kugeln flogen noch ſo, daß von den vermittelnden Abgeordneten zwei der äußerſten Linken, Rühl von Hanau und Trützſchler, der erſte am Bein, der andere in den Rock getroffen wurden. Die auf den zwei hohen Barrikaden am Eingang der Allerheiligengaſſe, wie die in der Schnurgaſſe, erklärten, nicht weichen zu wollen. Der alte Schlöffel wurde von ihnen verhöhnt über ſeiner Ermahnung zur Ruhe. Nur Trützſchler und Simon von Trier wurden von ihnen angehört; wir ſind entſchloſſen, ſagte einer von Pulverdampf geſchwärzt, auf den Barrikaden zu fallen — als Simon auf die Tauſende von Truppen, auf die vier Kanonen, die hart vor ihnen ſtanden, auf das Unnüze des Kampfes, auf ihren ſichern Untergang und auf ihre Pflicht hinwies, ihre Kräfte Deutſchland zu erhalten, da ſagte einer: „Da die Nationalverſammlung Deutſchlands Ehre verrathen hat, ſo wollen wir nicht mehr leben; wir wollen die Schande nicht mit tragen, wir wollen ſterben wie unſere Brüder, mit den Waffen in der Hand.“ Damit wies er auf die Leichen der Gefallenen und ihre blutigen Wunden. Es ſtanden nur noch zwiſchen zwanzig und dreißig Mann hinter der Hauptbarrikade, Arbeiter, Turner, Volk in Bluſen. Dennoch unterwarfen ſie ſich, als man ihnen ſagte, daß alle ihre Brüder in der Stadt die Barrikaden räumen, unter der Bedingung allgemeiner Amneſtie.

Schmerling lehnte dieſe mit Hohn ab, als die Vermittler zurückkehrten, da die Friſt verſtrichen ſey, ohne daß die Barrikaden weggeräumt worden ſeyen.

Die Friſt von dreiviertel Stunden war von vorn herein ſo geſtellt, daß bei der Größe der Stadt Frankfurt und der Entfernung des Bundespalaſtes, wo Peucker und Schmerling waren, von den Hauptbarrikaden, die Erfüllung der lezten Bedingung binnen dieſer Friſt unmöglich geweſen wäre; überdieß hatten die Abgeordneten die Hinwegräumung der Barrikaden binnen dieſer Friſt niemals in Ausſicht geſtellt; es wurde dies nachher nach reactionärer Art gelogen.

Schmerling fand die Lage der Dinge für ſich und ſeine Sache jezt ſehr günſtig; er war entſchloſſen Kraft zu entfalten, „die durch

die Umſtände dringend gebotenen Maßregeln zu ergreifen.“ Denn das erwartete Geſchüz und Militär war jezt da.

Um 6 Uhr begann der Kampf auf's Neue, mit einbrechender Nacht. Die Barrikaden an der Allerheiligengaſſe wurden mit Kartätſchen genommen, die Verzweiflung an der deutſchen Sache exaltirte einige hinter den Barrikaden ſo ſehr, daß ſie auf die Barrikaden traten, um zu ſchießen und erſchoſſen zu werden. Auf der Barrikade am Friedberger Thor ſchoß ein Schneider, aus Wunden blutend, fort und fort; endlich tödtlich getroffen, ſtürzte er in die Knie, lud noch einmal, ſchoß und brach zuſammen*). Vor den Kartätſchenladungen der Kanonen wurden die meiſten Barrikaden um ſo raſcher genommen, als ſie von Vertheidigern längſt verlaſſen waren. Gegen 11 Uhr Nachts waren die lezten entfernteſten Barrikaden genommen. Am heftigſten und längſten war der Kampf in der Schnurgaſſe. Wie eine Barrikade genommen war, unter Gewehrſalven und Kartätſchenſchüſſen, ſo zogen ſich, durch die Wände der Häuſer durchbrechend, die Vertheidiger hinter die nächſte Barrikade zurück. Mit der kalten Ruhe der Todesverachtung vertheidigten ſie gegen eine Stunde lang noch die lezte und ſtärkſte dieſer Barrikaden, welche von dem Ziegelgäßchen nach dem Nürnberger Hof die Schnurgaſſe ſchräg durchſchnitt. Hier befehligte, im ſchwarzen Sammtrock, ein ſchöner junger Arbeiter aus Heidelberg, der viel galt unter den Seinen, weithin am Main und Rhein. Er ſtand allein hinter der Barrikade. Rechts und links in den Häuſern ſtanden die Bluſenmänner, die wohl zu den Ueberſpannteſten und Entſchloſſenſten gehörten. Wie er den Degen ſchwang, blizte es aus den Mündungen von zweiundzwanzig Musketen, und ſie trafen in die hart hinter den Kanonen dicht gedrängten Tſchechen hinein. Jezt Commandogeſchrei: Feuer! von beiden Seiten; dann nur Krachen, einige Sekunden Stille, dann Geräuſch der Waſſerpumpen, für die Verwundeten, und verworrene Stimmen, und darauf wieder einige Augenblicke Todesſtille und Nacht. Die Kartätſchen ſchlugen rückprallend links und rechts an den Häuſern ein; als man ſah, daß hinter den Barrikaden Niemand war,

---

*) Zeugniß eines Augenzeugen, eines conſervativen Hausbeſizers, hart dabei.

wurden ſie auch auf die Häuſer gerichtet. Hinter und vor der Barrikade ſahen die Arbeiter Feinde, und ſie ſchlugen ſich fort.

Nur die aufflammenden Mündungen der Gewehre und Kanonen traten auf Augenblicke aus dem Dunkel hervor, und die rothe Gluth leuchtete bis an die hohen Gibel der fünfſtöckigen Häuſer empor, und erhellte die langen finſtern Schatten, finſter wie der Zorn und das Angeſicht der Streiter des Volkes, jener Zorn, der ſie dem Tod oder dem Kerker zutrieb *). Als in die Barrikade Breſche geſchoſſen war, zogen ſich die Aufſtändiſchen auf der linken Ecke das Ziegelgäßchen hinauf und entkamen glücklich; die auf der rechten Ecke wollten nach dem Römer durchbrechen, und fanden dort die Tſchechen gelagert bei den Wachtfeuern, ihre einförmigen Lieder ſingend. Die Durchſtoßung einer einzigen Wand hätte auch ſie gerettet, denn im Nürnberger Hof und hinter demſelben ſtand kein Mann Militär. Sie vertheidigten ſich nun, indem ſie die Pflaſterſteine, die im oberſten Stock aufgehäuft waren, heruntertrugen in den Hausflur. Als das Militär die Thüren mit Aexten aufgehauen hatte, ſtieß es auf eine Steinbarrikade hinter den Hausthüren, und von Oben krachten die Gewehrſalven der Volksſchüzen fort. Das Militär beſezte das von den Arbeitern verlaſſene gegenüberliegende Haus, und von beiden Häuſern wurde gegen einander gefeuert. Auf einmal erſchollen durchdringende Klagerufe, dann ward es ſtill, das Feuer der Arbeiter ſchwieg, das Militär drang durch die hinweggeräumten Steine die Treppe hinauf, im zweiten Stock lag auf einem Tiſch, durch's Herz geſchoſſen und kalt, in ſeinem ſchwarzen Sammtrock der Führer, der ſchöne Arbeiter aus Heidelberg **). Neben ihm, weil er von der Leiche nicht wich, wurde ein Turner gefangen. Den zwangen ſie, ſie zu den Andern zu führen. Stoßt ihm die Bajonette durch den Leib, wenn er euch falſch führt! ſchrie der Offizier. Der Turner wies ihnen die Verſtecke nicht, die Tſchechen, menſchlicher als ihr deutſcher Offizier, ſtießen ihm die Bajonette nicht in den Leib; ſie

*) Es war ein Schauſpiel der Art, daß Kinder von 5 und 6 Jahren von der Altane einer Seitengaſſe, von der aus man in's Feuer hinein ſah, wie bei einem Herbſtfeuerwerk jauchzten, und nicht wegzubringen waren.

**) Er hatte die lezte Patrone verſchoſſen, die ſie hatten.

fingen neun; und der Offizier rühmte ſich nachher ſeines gegebenen Befehls, dadurch ſeyen ſie gefangen worden.

Die meiſten Kämpfer in der Stadt entkamen. Die Theilnahme der Frankfurter, beſonders des ſchönen Geſchlechts, hatten ſie ganz für ſich gewonnen, ohne Rückſicht auf die politiſche Farbe. Eine Hand voll Leute, ſchlecht bewaffnet, ohne militäriſche Führung hatte viele Stunden lang mehr als eben ſo viel Tauſenden des Militärs die Spize geboten: Die Kühnheit, der ſelten gewordene Muth, der den Tod verachtete, für eine Idee ſtand und ſterben wollte — das war es, was ihnen die Herzen gewann. Tapferen Muth, für was immer, verkennt nur die Feigheit, nur die Erbärmlichkeit.

Die Tſchechen, die kein Deutſch verſtanden, und ihrer war der größere Theil im Innern der Stadt, hatten den Befehl, alle ſchlecht gekleideten Leute, die über die Straße gehen, gefangen zu nehmen. Die meiſten Kämpfer wurden von weiblicher Theilnahme wohl gekleidet, und verließen ſo andern Tages ungehindert die Stadt. Einen andern Theil rettete die Liſt eines nach Sachſenhauſen Uebergeſezten. Einige in Sachſenhauſen in's Blaue abgedrückte Schüſſe zogen die Aufmerkſamkeit des vielen Militärs an der Mainbrücke auf dieſen einen Punkt, und währenddem trugen im halben Mondſchein tauſend Schritte unter-, tauſend oberhalb der Brücke die Nachen die Barrikadenkämpfer ſtill, geräuſchlos hinüber an's andere Ufer. Dagegen wurde von den Tſchechen gefangen genommen und auf die Wachen, aber ohne Weiteres, ohne irgend eine Angabe des Was und Wie und Warum, abgeliefert, was, nach Beendigung des Kampfes oder während deſſelben, in Hemdärmeln oder ſonſt in einem Aufzug, der dem Befehl an die Tſchechen entſprach, auf der Straße ſich ſehen ließ; ganz Unſchuldige, die nach 12, 16, 20 Wochen mit dem Zeugniß ihrer Unſchuld entlaſſen wurden, wenn Abgeordnete ſich ihrer annahmen. Das iſt ein vorzüglich Gravirter, ſchrieb man auf eine ſolche Verwendung erſt zurück; auf die Beſchwerde, in wie fern? einige Tage nachher — erſchien er bei dem Abgeordneten, freigelaſſen, aber mit in den Gefängniſſen zu Grund gerichteter Geſundheit, weil Nichts gegen ihn vorlag. Die Gefangenen, gegen neunzig an der Zahl, wurden nach Mainz auf den

Hartenberg gebracht; eben dahin die gefallenen und verwundeten Militärs geheim, in der Stille der Nacht, durch die Eiſenbahn; nur die Todten blieben in Frankfurt, welche am Morgen des 19. fielen, dadurch, daß Militär auf einen Militärpoſten ſchoß, durch die Nacht getäuſcht. Die am Abend in Frankfurt gefangen Genommenen aus dem Volk wurden von den erhitzten Truppen ſcheußlich mißhandelt.

Auch Mädchen fielen unter den Schüſſen des Militärs, eines, wie es mit der Arznei heimging für ſeine kranke Frau; eines, wie es einen Laden auf Befehl zumachte. Auch Männer fielen, mit den Zeichen ihres Tagesberufs unter dem Arm; Leute, dem Kampfe völlig fremd, unſchuldig bis zur Unwiſſenheit.

Auf die Kämpfer der Barrikaden, als ſolche, haben tauſend Hände nachher Steine geworfen. Es gehört eine höhere Bildung des Geiſtes und des Herzens dazu, die Schönheit der Geſinnung in ihnen zu erkennen, als ſie zu vermiſſen. War auch manches Streiters Kleid nicht rein von Schmuz, ſo war es doch die Fahne, unter der er ſtritt, ſo war es doch der Sinn, in dem er die Waffen ergriff. Das Herz ſchlug ihnen wahr und warm für Deutſchlands Ehre und Freiheit, wärmer als Hunderten, die in der Paulskirche ſaßen, und die ſich ſeit Monaten von dem abſonderlichen Preußenthum in Berlin täglich in Wort und Schrift ſagen ließen, daß Jeder ein Landesverräther ſey, der die deutſche Centralgewalt anerkenne, es ſich ſagen ließen, ohne ein Wort dagegen zu haben, und jezt wild wurden, als das über ihre Ohnmacht verzweifelnde Volk herantrat, und ſie Volksverräther nannte. Dieſe Männer des Volkes ſahen die Mehrheit unſittlich geworden, Viele nicht aus Willen und Bewußtheit, ſondern aus Unverſtand und Schwäche. Nach dieſem Einſturz der Paulskirche, der ihre Hoffnungen verſchüttete, verzweifelten ſie und wurden grimmig. Das ſterbende Deutſchland in der Bruſt, fochten ſie, da die Nationalverſammlung ſich ſelbſt zur Ohnmacht verdammt hatte. Schade, daß hier Deutſche gegen Deutſche ſtritten; daß es ihnen nicht vergönnt war, ihren Todesmuth gemeinſam als Brüder auf däniſchen Schlachtfeldern zu bewähren; daß ſolche Kräfte ſich verirrten und im Straßenkampf fielen; hoffnungslos, denn ſie ſahen das Glück, das Schickſal auf der Verräther Seite. Sie ſtanden und kämpften,

nicht wie Schwächlinge, ſondern wie Männer, von einem tugendhaften Beweggrund und von der Liebe zum deutſchen Vaterland beſeelt, unter einem großen Irrthum. In dieſem Irrthum ſind ſie freudig geſtorben, nicht für ſich. Sie haben ſich ſelbſt aufgeopfert, ſich und viele Feinde. Das Urtheil des Augenblicks ſah nur auf die Hände, die den Tod in Frankfurt's Gaſſen ſandten, nicht auf die Herzen, die voll deutſchen Zornes waren, und die nur das Weh um die Sache des Volkes, das heiße Mitleiden mit dem Zuſtand des Vaterlandes verblendete und zu dem blutigen Werke trieb, unverſtanden von den Selbſtſüchtigen, von den Menſchen des Geldes, von den Engherzigen, von den Kalten, von den Klüglingen und von den Luſtſeelen. Man hat, nicht ihr für die Sache der Freiheit und des Volkes unheilvolles Thun, ſondern ihre Geſinnung verläumdet, aber das Gericht Gottes und der Welt iſt ein anderes geworden. Der Irrthum, der am 18. September auf den Barrikaden in den Tod ging, ſah mit hellerem Aug in die Zukunft, als die, welche die Irrenden verdammten; und die zu den Waffen greifende Thatkraft einer Jugend, die als Wahnſinn verſchrieen wurde, hat die beſchränkte Weisheit und die politiſchen Berechnungen feiger Seelen ſpäter zu Schanden gemacht. Bald genug wurde dafür geſorgt, daß die Geſtalten der Volkskämpfer vom 18. September ſich licht und edel erhoben über dem dunkeln Grund, auf welchem Deutſchland gebunden lag, ſchmachvoll, und auf welchem Schleswig-Holſtein verröchelte unter dem Meſſer der heiligen Alliancepolitik und des neuen Bundestags.

An dieſem Tag fielen vom Volk 37, Verwundete hatte das Volk wenige, doch ſtarben auch von dieſen noch an ihren Wunden nach. Das Militär hatte an Todten ohne Verhältniß mehr, die Menge ſeiner Verwundeten war groß, die Zahl beider blieb geheim.

Was ſeinen düſteren Schatten, und ſein Grauen auch auf dieſe ſtarren Todesmuthigen des Straßenkampfes herüber warf, das war der blutige Untergang zweier Abgeordneten vor den Thoren, obgleich jene damit nichts zu thun hatten.

Lichnowsky war beſonders in den lezten Tagen mit dem Ausdruck kalter Verachtung gegen das Volk nicht ſparſam geweſen; er hatte der Macht der Gallerie Hohn geſprochen, der Kampf zwiſchen ihm und der Volksmeinung hatte ſich von Tag zu Tag geſteigert,

und die Erbitterung wurde zum tödtlichen Haß*). Er gefiel ſich darin, wo er an Geſellſchaftsorten auftrat, gegen die Dienenden herriſch-brutal zu ſeyn, und wo er öffentlich auftrat, das Volk zu reizen. Er zwang ſich dazu, in dem Volk nur Pöbel, in der öffentlichen Meinung nur Pöbelmeinung zu ſehen. Es erſchien ihm als Tapferkeit, ihnen zu trozen, ihnen Verachtung zu zeigen, durch Hohn ſie gegen ſich herauszufordern.

Stolz wie nie ſchritt er am Morgen des 18. September in der Paulskirche und auf dem Römerplaz hin und her. Dort ſtanden Truppen aus Schleſien, er that ihnen freundlich, und Offiziere und Soldaten thaten's auch ihm. Aber eure Väter haben mir ein Mißtrauensvotum geſchickt, ſagte er lachend. Das ſind nicht unſere Väter, das ſind Lumpaci, die das thaten, antwortete es aus den Pickelhauben, — ſo erzählte es wenigſtens Lichnowsky. Das Mißtrauensvotum aber war von der überwiegenden Mehrheit ſeiner Wähler; die Zeitungen hatten es abgedruckt, und daneben das, worauf die Wähler das Mißtrauen gründeten, nämlich, was er *ihnen* vor der Wahl verſprochen, und gegen was er ſeitdem in auffallender Weiſe gehandelt hatte. Draußen bauen ſie Barrikaden, das iſt gut! ſagte er mit freudefunkelnden Augen, als er in die Paulskirche zurück an einem Abgeordneten der Linken vorüberging. Heute Abend ſeyd ihr Futter für Pulver! rief er den Bluſenmännern an einer Barrikade zu. Daß er ſie auch mit Wort und Geberde gehöhnt habe, mag Dichtung ſeyn. Aber an der Mittagstafel, wo er mit Offizieren und andern Freunden Cardinal trank, war er ſo maßlos und voll Uebermuths, daß er einen Abgeordneten der Linken, höher geboren als er, weil dieſer gegen den Waffenſtillſtand geſtimmt hatte, abſichtlich und gröblich beleidigte; es kam zu einer Forderung auf Piſtolen.

Erhizt vom Streit, und noch mehr von dem ſtarken Getränke, ritt er mit General Auerswald vom Eſchenheimer- nach dem Allerheiligenthor in kriegeriſcher Abſicht, um zu recognosciren, ob die Zuzüge von Außen, von denen man ſagte, für die Aufſtändiſchen kämen, und ob das erwartete Geſchüz und Militär noch nicht nahe wären, und um ihren Marſch zu beſchleunigen.

*) Wörtliche Aeußerung eines reactionären Freundes von Lichnowsky. A. A. Zeitg. 1848, Nr. 266, S. 4211.

Sonntags Nachts hatte ein exaltirter Haufen entweder im Eſſighaus, oder im Gräberiſchen Saale beſchloſſen, andern Morgens eine bewaffnete Verſammlung auf dem Roßmarkt zu halten. Jene Fremden waren dabei thätig. Sehr betrunken waren einige Ginnheimer Morgens, 2 Uhr nach Ginnheim hinausgekommen, unter ihnen Georg, weil er in Berlin erzogen worden, der Berliner genannt, welcher Bäckermeiſter und Feldwebel der Bürgerwehr war. Der weckte den Bürgermeiſter: „Um 5 Uhr müſſe die Bürgergarde nach Frankfurt hinein; die „„Rechten““ ſollen alle an die Orgelpfeifen der Paulskirche gehängt werden, wenn ſie den Waffenſtillſtand nicht wieder aufheben; im Kirſchenwäldchen, habe er von einem gehört, werden Stricke bereit gehalten.“ Der Bürgermeiſter achtete nicht auf dieſes Geſchwäz des Betrunkenen. Vormittags ſammelte dieſer, nachdem ſie in dem Wirthshaus, das Treppchen genannt, lange getrunken, einige Seinesgleichen, und zog mit Schießbedarf Nachmittags über Bockenheim, eine Fahne voran, nach Frankfurt, gegen 4 Uhr. An der „eiſernen Hand“ zerſprengte ſeinen Zug der Ruf: „Preußen kommen.“ — Eine Abtheilung preußiſcher Truppen marſchirte vorüber, dem Allerheiligenthor zu. Etwas ſpäter zeigten ſich Lichnowky und Auerswald zu Pferd am Friedberger Thor. Lichnowsky fragte nach der Richtung der Truppen und ſprengte ihnen nach. In der Friedbergerſtraße warnte ihn ein Tagelöhner, Aufſtändiſche ziehen heran. Er verachtete die Warnung. Gleich darauf ſah man ihn die Friedbergerſtraße wieder herunterjagen, verſtört, todesblaß, an der Stirne blutend. Der Trupp an der eiſernen Hand hatte auf den Ruf: da iſt der Lichnowsky! ihn erkannt. Lichnowsky ſchoß vom Pferd herab auf das Volk*). Ein Weib warf mit Steinen nach ihm. Hinter den Fliehenden her folgten Schüſſe, von denen keiner traf. Auerswald wurde durch einen Steinwurf der Arm gelähmt. Beide verloren die Faſſung. Statt nach dem Friedbergerthor, das von Militär beſezt war, ſich zurückzuziehen, bogen ſie in ein Seitengäßchen ein; ſtatt von da nach der Bornheimer Haide vorzuſprengen, wo ein

*) Ausſage dreier Zeugen vor den Geſchwornen, darunter die J. Schwab's, welcher der Hauptzeuge gegen die Angeklagten war, und dem der Staatsprocurator unbedingte Glaubwürdigkeit zuerkannte.

guter Reiter vor jedem Schuß ſicher und die ganz frei war, ſtiegen ſie vom Pferde und verſteckten ſich.

Der Verbindungsweg zwiſchen der Friedbergerſtraße und der nach dem Friedhofe heißt die „eiſerne Hand". Gegenüber der Stelle, wo dieſer Weg auf die Friedbergerſtraße mündet, geht eine Sackgaſſe, das „ſtumpfe Gäßchen" ab, aber zugleich auf derſelben Seite, mehr nach Frankfurt zu, läuft der Fußweg nach Bornheim hin. An der Bornheimer Haide geht dieſer Weg im Rechteck um den Schmidtiſchen Garten, worin ein Wohnhaus und ein Treibhaus ſteht. Der Haupteingang zum Garten liegt nach Frankfurt, am entgegengeſetzten Ende führt ein Hinterpförtchen auf die Bornheimer Haide. Unmittelbar vor demſelben iſt eine Brücke über einen Graben, und es führt eine gerade Pappelallee von derſelben nach Bornheim.

Aus der Sackgaſſe zurück bogen die Flüchtigen in den letztern Weg ein. Vom Pferde geſprungen, verſtecken ſie ſich mit Hülfe der Frau des Kunſtgärtners, Auerswald auf den Boden, Lichnowsky in den Keller in einen Verſchlag. Es war noch ſo viel Zeit dazwiſchen, Lichnowsky's Pferd, das er am Domerſchen Garten hatte ſtehen laſſen, herüber zu holen, und es mit dem andern zu verbergen, eben ſo Auerswald in die Müze und in den Schlafrock des Kunſtgärtners umzukleiden. Umſonſt rieth man vorher beiden Abgeordneten, lieber ſchleunigſt zu fliehen — ſie hätten es noch gut können, beſonders auch der Oertlichkeit wegen — ſie hatten, obwohl beide Officiere waren, weder Muth noch Kraft dazu; ſie hatten alle Beſonnenheit, alle Faſſung verloren: die Angſt und der Kardinal wirkten bei Lichnowsky zuſammen.

Nach einiger Zeit ſtürmten Bewaffnete aus dem Volk in den Garten Schmidts herein: „Wo ſind die Spione? ſie müſſen ſterben, es muß Standrecht gehalten werden". — Das Gerücht, daß drinnen in der Stadt Belagerungsſtand und Standrecht verkündet ſeyen, hatte die Verbitterung vermehrt. — Trozdem, daß man ihnen ſagte, ſie ſeyen hinten zum Garten hinaus, durchſuchten ſie das Haus und den Garten. Neue Bewaffnete ſtrömen herbei: „Wo ſind die Spione? wir wollen auch Standrecht halten". Schon ziehen ſie ſich aus dem Garten, ohne etwas entdeckt zu haben. Da ſieht Auerswald durch die Dachlücke, durch welche das Licht in ſein

Bodenkämmerchen fällt. Einer bemerkt es. Es war ein Verhängniß! Man ſtürmte hinauf, und bald wurde er herausgeführt, unter Mißhandlung und Geſchrei: „Parlamentshund, du mußt ſterben!“ Der alte Mann flehte, ihm das Leben zu ſchenken; er habe fünf unmündige Kinder zu Haus, und erſt vor ſechs Wochen ſeine Gattin verloren. Sie hörten nicht auf die rührenden Bitten: Getränke und politiſcher Haß zuſammen hatten ſie entmenſcht. Um ihn her waren Juden und Chriſten aus der Nähe Frankfurts, Niſpel, die beiden Meloſch, Zeh, Eſſerich. Der frühere jüdiſche Schullehrer Saul Buxweiler war der wüthendſte, und Ludwig, ein Schneider, nach den gerichtlichen Zeugniſſen dreimal wegen Diebſtahls beſtraft, und „ein böſer, in der Wurzel verdorbener Bube“. Als der General über das Brückchen geführt wurde, faßte ihn einer und warf ihn in den Graben, als er ſich wieder aufrichtete, fielen, hart am Gränzſtein, zwei Schüſſe; der eine traf ihn in den Unterleib, der zweite in den Kopf, augenblicklich tödtend. Der Sterbende wurde noch geſchmäht, von einem wüthenden Weib mit dem Schirm auf den Kopf geſchlagen und Steine wurden auf den Todten geworfen. Als einer die Hand der Leiche unterſuchte, an der mehrere Ringe glänzten, wurde er von einem Dritten mit den Worten verjagt: „Und wenn es auch dem Volke geraubtes Gut iſt, ſo darf doch nichts genommen werden!“

Die ihn mißhandelten und tödteten, kannten ihn nicht dem Namen nach; ſie ſahen in ihm nur den Begleiter Lichnowsky's, den „Volksverräther“, den „Spion“. Er hatte ſich bisher als Abgeordneter durch nichts dem Volke markirt, weder durch ſein Aeußeres noch durch geiſtige Bedeutſamkeit. Erſt aus ſeinem aufgefundenen Hut, der ſeinen Namen enthielt, erkannten ſie den Todten, und aus der Frage Lichnowsky's, was aus Auerswald geworden.

Lichnowsky, aus dem Apfelverſchlag des Kellers hervorgeholt, wurde über die Terraſſe des Gartens aus dem kleinen Pförtchen nach der Bornheimer Haide geführt, an Auerswalds Leiche vorbei.

Ein wildes Freudengeſchrei folgte ſeiner Auffindung. „Wir haben ihn, wir haben ihn!“ — „Jezt iſt es gut, jezt iſt Deutſchland gerettet!“ ſchrie Buxweiler in wahnſinniger Freude auf.

Die Menge drängte ſich um Lichnowsky, wie er dahin geführt ward im ſchwarzen Rock und weißen Hut. Einige baten, dem

Fürſten das Leben zu ſchenken. Die Fürbittenden wurden mit Drohungen abgewieſen: „Der Bluthund, der Volksverräther muß ſterben; wir ſind froh, daß wir ihn haben!“ — Der Haufen war wuthentflammt, und tobte ſchrecklich. Buxweiler ſchlug ihm mit einem Krückenſtock den Hut vom Kopf, andere ſezten ihm denſelben wieder auf, und befreiten ihn von dem Wahnſinnigen.

Der Fürſt verſuchte zu beſänftigen, zu bitten, als ſie links von der Pappelallee in einem Halbkreis ſich um ihn aufſtellten und über ihn beriethen. Die Mehrheit war der Meinung, daß er erſchoſſen werden ſolle. Er flehte ſie rührend an, ihn leben zu laſſen; „er wolle Alles für das Wohl des Volkes thun, von nun an ganz dem Volk allein gehören.“ — Da rief es aus dem Haufen: „Das hätteſt du früher thun ſollen, jezt iſt es zu ſpät; du mußt ſterben.“

Doctor Hodes aus Fulda, früher Profeſſor in Zürich, der in Bornheim wohnte und gerade dazu gekommen war, als der Fürſt gefangen wurde, gab ſich alle Mühe, ſie dahin zu bringen, daß ſie ihn nicht tödten. Es wirkte auf ſie, als er ſie darauf aufmerkſam machte, daß ſie abgeſchnitten werden könnten; ſie ſollen ihn für den Fall, daß der Kampf in Frankfurt für die Ihren unglücklich ende, als Geißel behalten. Der Haufen ſtritt ſich; die Einen wollten ihn nach Hanau bringen, die Andern ſogar loslaſſen. Die Mehrheit beſchloß, ihn gefangen wegzuführen. Lichnowsky muß hinter der Fahne hergehen! hieß es. Der Fahnenträger wurde herbeigerufen.

Plözlich fielen einige der Wildeſten über ihn her, darunter Meloſch. „Schießt ihr den Hund nicht todt, ſo wollen wir wenigſtens ein Andenken haben!“ Sie zerrten von hinten an des Fürſten Rock, um Stücke davon zu reißen. Der Fürſt, wahrſcheinlich in der Meinung, jezt wolle man ihn doch noch hinterrücks ermorden, ſprang auf, griff einem der Bewaffneten — es war Ludwig von Bockenheim — nach dem Carabiner, um ſich deſſelben zu bemächtigen, und rang mit ihm darum. Da fiel ein Schuß; ob zufällig der Carabiner über dem Ringen losging, ob abgedrückt wurde, iſt ungewiß *). „O Jeſus!“ ſchrie der Fürſt laut auf, und hob die Hand in die

*) Ausſage von ſieben beeidigten Zeugen, darunter ſechs Unbetheiligte, wie Doctor Hodes, der dabei hart an der Seite Lichnowsky's war. Alle ſind einſtimmig, daß der Fürſt ohne andern Anlaß, als den obigen, den verhängnißvollen Griff nach dem Gewehre that.

Höhe, vom Schuß getroffen. Ob dieſer Schuß ihm den Oberarm zerſchmetterte, oder ihm durch die Hand ging — man fand beide Wunden an ihm — iſt nicht ermittelt. Gleich darauf traf ihn ein zweiter Schuß von hinten in den Unterleib, ganz aus der Nähe. Er ſtürzte mit einem Schrei zu Boden, und während er ſich auf der Erde wälzte, traf ihn ein dritter Schuß an den Kopf und ein vierter; der zweite Schuß war tödtlich. Eſcherich, Meloſch, Buxweiler, Ludwig und Georg der Berliner wütheten zunächſt um ihn mit Mord, „in einem das Rechtsbewußtſeyn trübenden Geiſteszuſtande" *); ſie rasten wie zu Canibalen verwilderte Buben; des Gefühls für Ehre bar, das Männern verbietet, einen Wehrloſen zu tödten; nicht ſcheute ihr Gewiſſen vor der heiligen Würde des Volksabgeordneten, durch die Lichnowsky wie Auerswald geweiht waren; nicht rührte ihr Auge und ihr Herz, was ſchon wilde Thiere gebändigt hat, die ſeltene Schönheit des Jünglings, das Kunſtwerk der Natur.

Es waren erſt in lezter Zeit Erzählungen von blutigen Grauſamkeiten an Gefangenen des Volkes, die ſich Lichnowsky in Spanien im Dienſte der Reaction erlaubt haben ſollte, durch mehrere Zeitungen gelaufen: auch das hatte wider ihn entflammt. So ſtanden ſie über dem Blutenden, dem Sterbenden, und hielten ihm dieſe Thaten mitleidlos vor, und was er am Volke verſchuldet habe. Buxweiler klopfte Ludwig auf die Schulter. Du haſt eine gute Büchſe! ſagte er. — „Das war ein guter Schuß, jezt iſt aber auch mein Carabiner entzwei, verſezte Ludwig. Ich mache mir eine Ehre daraus, ſo einen Bluthund aus der Welt zu ſchaffen." Jezt will ich gerne ſterben, ſagte einer, da ich Dieſen in's ewige Leben geſchickt habe.

So handelte und ſprach der Grimm, der in ihnen raste, und die Berauſchung, die ſie außer ſich brachte, gleich gräßlich. Dieſe Rohheit aber war gepflanzt und groß gezogen nicht von der Gegenwart und der Freiheit, ſondern von dem vormärzlichen Despotismus. Dieſe blinde Wuth war die Frucht davon, daß man das Volk ſo lange zu blinder Knechtſchaft hinabgedrückt hatte. Dieſer Doppelmord war eine Unthat, ſchauerlich und blutig, aber nur Eine

*) Einſtimmiger Wahrſpruch der Geſchwornen.

aus dem Volk, gegenüber von hundert ſchauerlichen und blutigen Unthaten gegen das Volk. Eine Gräßlichkeit gegen hunderte von Gräßlichkeiten, die im Schuldbuch der Ariſtokratie ſtehen. Daß der zarte, ſittliche und humane Soldat ſelten iſt, zeigte ſich bald; und daß die Meinung der Bourgeoiſie unſittlich iſt, eben ſo bald; denn ſie lärmte und entſezte ſich, als dieſe Opfer fielen; ſie ſchwieg als wäre nichts geſchehen, wie über Unbedeutendes, als auf den Straßen Frankfurts drei Arbeiter ſpäter hingemezelt wurden, als mainzer Schiffer langſam zu Tod gequält wurden, beides von Soldaten; ſie ſchwieg, nicht weil jenes Abgeordnete, ſondern weil es Vornehme waren, und dieſe — nur gemeines Volk in den Augen der Geld- und der Hofleute; ſie ſchwieg über die Gräuelthaten der ſiegenden Reaction zu Dresden und Wien und zu den Miſſethaten königlicher Kriegsleute in Berlin im März, in Poſen und anderwärts.

Zur rechten Zeit war ein Frankfurter nach der nahen hanauer Eiſenbahn geeilt, wo Kurheſſen ſtanden, um Hülfe zu holen. Der dortige Officier glaubte dieſe nicht gewähren zu können, da man bewaffneten Zuzug von Hanau erwarte und ſeine Mannſchaft nicht ſtark genug ſey. Lichnowsky wurde, als Militär aus der Stadt kam, zuerſt in das Bethmanniſche Haus, dann in den Heiliggeiſt-hoſpital gebracht, wo er Nachts gegen 10 Uhr verſchied. Er hatte alles gerüſtet, des andern Morgens eine längere Reiſe anzutreten; er hatte ſich von dieſer Reiſe nur bis jezt abhalten laſſen, weil er es im entſcheidenden Augenblick nicht an ſeiner Mitwirkung in der Paulskirche wollte fehlen laſſen. Seine Sicherheit und ſein Uebermuth führten ihn in's Verderben, in einen Tod, der tragiſch iſt ganz im antiken Sinne des Wortes.

Da lag er, im Tode noch ſchön, aber auch als Leiche ohne jenen edeln Ausdruck, womit ſonſt der Tod nach ausgekämpftem Kampfe das Menſchenantliz ſo mild verklärt und verſchönert. Da lag der Fürſt in enger ſchmuckloſer Kammer, in demſelben Hauſe mit ſiebenundzwanzig Leichen von Bluſenmännern. Seine Triumphe auf der Bühne des parlamentariſchen Handelns und der Liebe waren vorüber. Der Tod, der unerbittliche Gleichmacher, hatte ihn durch Hände fallen laſſen, die keine Heldenhände waren, und ihn dahin gelegt, wo man aufhört zu glänzen. Er ſtarb beſſer, als er gelebt hatte, mit der Bitte um Vergebung und mit Friedens-

wünſchen auf den Lippen; aber eine große Seele iſt, als er ſchied, nicht gegangen, noch weniger eine edle*).

Die Opfer des 18. September fanden nicht, wie es ſonſt wohl anderswo geſchah, alle zuſammen, ohne Unterſchied auf welcher Seite ſie fielen, ein gleichzeitiges und gemeinſchaftliches Begräbniß. Die beiden Abgeordneten und drei Soldaten wurden feierlichſt zuſammen begraben, und der Friedhof durch Reden zweier Abgeordneter entweiht, die voll Rachedurſt, Feindſeligkeit, Verdächtigungen und Verläumdungen auf die Volkspartei waren; ſelbſt das Wahre an Lichnowsky und Auerswald war darin lächerlich übertrieben.

Die Gefallenen aus dem Volke, worunter viele völlig Unbetheiligte, ganz Unſchuldige, wurden ſpäter alle zuſammen Morgens 6 Uhr eingeſcharrt, ohne alles das, was ſonſt ſelbſt bei dem geringſten Todten üblich iſt. Selbſt ihren anweſenden Blutsverwandten wurde die Stunde verheimlicht; nicht ſie durften ihnen hinter dem Todtenwagen gehen, auf welchem die Leichen zuſammen lagen. Das entrüſtete Viele: die Linke und ein großer Theil Frankfurts dachten auch ihnen das Uebliche zu, aber die Ausführung wurde durch Militärentfaltung gehindert, ſelbſt der bloße Beſuch dieſer Grabſtätte mit kriegsgerichtlicher Ahndung bedroht**).

Struve's Einfall in's badiſche Oberland.

Die Kunde von den Barrikaden in Frankfurt flog über Deutſchland hin. Das Gerücht übertrieb, entſtellte, dichtete Fabeln. Aus dem ſüdlichen Deutſchland waren Viele im Begriff, der frankfurter

*) Selbſt die berliner voſſiſche Zeitung, die doch gewiß kein Blatt radicaler Farbe iſt, hat ſeinen ſittlichen Werth niedrig angeſchlagen, ſeine großen Verirrungen nicht geläugnet.

**) Der 18. September iſt darum ſo ausführlich geſchildert, weil das an ihm Geſchehene ſo verhängnißvoll nachwirkte, und ſo entſtellt bis auf dieſen Tag umläuft.

Linken zu Hülfe zu ziehen; denn es hieß, die Revolution werde jezt durchgeführt, das Parlament von den unvolksthümlichen Theilen gereinigt und volksthümlich erneut. Die Flüchtlinge in der Schweiz zuckten auf. Jezt iſt es Zeit, hieß es, machen wir den kämpfenden Brüdern in Frankfurt eine Diverſion. Auch dieſer Gedanke wurde von der reactionären Politik ausgebeutet. Dieſe hatte zuvor ſich entſchloſſen, die Flüchtlinge an der Gränze durch übertriebene und falſche Nachrichten von den Ereigniſſen in Frankfurt zu einem Einfall in Baden zu veranlaſſen, oder, wenn ſie von ſelbſt darauf kämen, ſie darin zu beſtärken.

Es kamen Leute an die Schweizergränze zu Struve und ſeinen Mitverbannten, die ſagten, in Baden warte alles Volk nur auf den Augenblick, in welchem die Republikaner die Fahne erheben, um ſich unter dieſelbe in Maſſe zu ſammeln. Sie boten ſelbſt ſich an, im republikaniſchen Heere zu dienen. Kein Soldat werde auf das Volksheer ſchießen, ſagten ſie.

Struve, ein Mann, dem das Mißlingen des Hecker'ſchen Aufſtandes weder den Muth noch die Hoffnung gebrochen hatte, rührig und energiſch, war gleich electriſirt. Er hatte immer vorzüglich nur mit dem Gefühl und mit der Einbildungskraft die Verhältniſſe aufgefaßt; er glühte für die Freiheit und für Deutſchland, er hatte Beiden viel geopfert, er war hochbegabt, aber es fehlte ihm die Kühle des Verſtandes, der Blick, der die Dinge ſieht und nimmt wie ſie ſind, und weil er ſchwärmte, und was er wünſchte und hoffte glaubte, ſchuf er ſich ſelbſt und Anderen Täuſchungen und Unheil.

Sein Enthuſiasmus riß den klaren Verſtand anderer Flüchtlinge, ſelbſt den Karl Blinds, eines der klügſten Republikaner, um ſo leichter mit fort, als ſie ſelbſt ungeduldig waren. Struve nahm die Leute, welche ihm die Reaction zugeſchickt hatte, als Officiere an, raffte einige Freiſchaaren zuſammen, überſchritt die badiſche Gränze, conſtituirte eine proviſoriſche Regierung in der nächſten Stadt, am 21. September, verkündete die Republik in Staufen, es ſchoſſen aber die Soldaten, nicht nur aus Musketen, ſondern auch mit Kartätſchen und Granaten, Struve und ſeine ſchöne Frau, Blind und Andere wurden auf der Flucht gefangen von Bürgerwehrmännern aus Schopfheim, die früher bei der Artillerie gedient

hatten, und den Truppen ausgeliefert. Am Morgen des 26. September waren alle Freiſchärler entweder gefangen, was die Reaction beabſichtigt hatte, oder waffenlos wieder auf ſchweizer Boden.

Die Regierung hatte den Aufſtand wohl gerüſtet und von Allem unterrichtet empfangen, und jene, die Struve eingeladen hatten, führten ganze Abtheilungen den badiſchen Truppen in die Hände.

Sieg der Reaction im frankfurter Parlament.

Beide Aufſtände hatten das mit ſich gleich, daß ſie hervorgerufen wurden theils von Demokraten, theils von Reactionären, daß beide politiſch höchſt unzweckmäßig, beide planlos waren, und in beiden die Unmöglichkeit irgend eines Gelingens vornherein lag.

Dem Miniſterium Peucker-Schmerlings wurde der Dank der Nationalverſammlung zuerkannt. Das Miniſterium Schmerling ſaß feſter als je, die Reaction aller Farben vom rechten Centrum bis zur äußerſten Rechten trat jezt ungenirt in ihrem wahren Charakter hervor. Unter dem Reichsſiegel wurden die Nummern der Flugblätter verſandt, welche von Verläumdungen und Lügen gegen die Männer des Volkes ſtrozten, in Hunderten und Tauſenden von Exemplaren zu unentgeldlicher Austheilung. In den Zeitungen wurde die Annahme des malmöer Waffenſtillſtandes als ein „weiſer Beſchluß“ geprieſen; denn, hieß es, wäre der Krieg mit Dänemark erneuert worden, wären die Truppen jezt auf dem Weg nach Norden, ſo hätte ſich die rothe Republik im Süden mit Struve's Schaar verbunden, die meiſtens aus Piemonteſen und Lombarden beſtanden habe, und die Sache der Freiheit und Einheit ſtände jezt wehrlos der Schreckensherrſchaft und der Barbarei gegenüber. Polen und Franzoſen ſeyen in Frankfurt auf den Barrikaden und bei der Ermordung Lichnowsky's und Auerswalds geweſen. Die geleſenſten Zeitungen gaben ſich her, ſolchen Aberwiz zu verbreiten. Der gutherzige, ſchweigende Reactionär und brave Familienvater Auerswald wurde zu einem der „freiſinnigſten Deutſchen,“ Lichnowsky's ober-

flächlich glänzende Unbedeutenheit zu einem „Heros des Worts und des Gedankens," beide zu den „gefährlichſten Gegnern" der Linken gemacht, derer „die Partei durch Mord ſich habe entledigen wollen". Selbſt Gagern ſchämte ſich nicht, vom Präſidentenſtuhl eine in Frankfurt gemachte Adreſſe aus Ratibor wiederholt zu verleſen, in welcher die ehrloſe Verdächtigung ſtand, die Männer der Linken „ſeyen die intellectuellen Urheber des Mords, ſie ſeyen die eigentlichen Mörder deſſen, den ſie als einen gefährlichen politiſchen Gegner gefürchtet". Der Kampf der Linken gegen den ſchimpflichen und heilloſen Waffenſtillſtand wurde öffentlich in den Blättern der Partei Gagerns „ein erlogenes Spiel genannt, das man für Deutſchlands Ehre aufzuführen für gut gefunden."

Schmerling antwortete von da an auf jede Anfrage der Linken mit übermüthigem Hohn. „Es iſt Alles in Ordnung!" war ſeine ſtehende Redensart, und ſein Lächeln ſagte deutlich, daß er damit die Nullität der Nationalverſammlung und den vollendeten Sieg der Reaction meinte. Vinke wagte es, zu beantragen, daß der Minderheit d. h. der Linken nicht mehr geſtattet werde, Beſchlüſſe der Mehrheit einer Kritik zu unterwerfen. Der Antrag blieb zwar ohne Erfolg, aber er kennzeichnet.

Ueber die Abgeordneten, die auf der Pfingſtweide geſprochen hatten, mit denen man verſteckt die ganze Linke zuſammenflocht, fielen Hunderte von Federn und Gebiſſen her, ein ſchimpfender Bedientenſchwarm, welcher wochenlang mit Wort und Schrift, mit allen Mitteln der Entſtellung, der Lüge und der Verläumdung geſchäftig war, wie ſie ſich von Ludwig Simon von der Rednerbühne in's Geſicht ſagen laſſen mußten: und ſie ſchwiegen dazu. Das Reichsminiſterium beantragte die Verhaftung, nicht blos die Unterſuchung der Abgeordneten Zitz, Schlöffel und Simon von Trier. Die Mehrheit verwarf die Verhaftung, und genehmigte die Criminalunterſuchung. Das Reichsminiſterium wurde wiederholt von der Linken erinnert, das Ergebniß dieſer Unterſuchung zu veröffentlichen. Es fand keine Zeit dazu, denn die Unterſuchung hätte die Beſchämung manches Zeugen, Erfunde anderer Art als man erwartet hatte, und die volle Unſchuld der ſo ſchwer Bezüchtigten herausgeſtellt. Die frankfurter Gerichte erklärten ſie außer aller Schuld an dem Aufſtand und ſeinen Folgen, auch außer aller moraliſchen Schuld.

Die Feinde der Freiheit ſpielen immer daſſelbe Spiel: das Gute an den Männern und an der Sache des Volks wird verſchwiegen oder ins Gegentheil verkehrt; wird wo von einem oder dem andern aus dem Volk eine Unthat begangen, in verirrtem Rechtsgefühl gefehlt, und ſtehen tauſend ſchöne Züge edeln Volksſinns daneben, ſo wird einzig die Unthat oder der Fehler herausgegriffen, in's Abenteuerliche vergrößert, und ſtatt ſolches auf die oft gerechten und ſittlich guten Beweggründe zurückzuführen, oder Schuld gegen Schuld abzuwägen, wird Alles verläſtert, das Herz des Schuldigen und das Herz des ganzen Volkes. Und doch geht keine Bewegung, komme ſie von oben oder von unten, ganz ohne ein Unheil vorüber, und das Gewitter Gottes ſelbſt, das weithin die Gauen befruchtet, zündet und ſchlägt auch. Miſſethaten, die ſie ſelbſt thun, oder die in ihrem Lager geſchehen, werden verſchwiegen, bemäntelt oder beſchönigt. Die Hände und die Kleider der Freiheitsfeinde träufen von Menſchenblut, von Thränen der Einzelnen und der Völker: und wie idylliſch hier und wie erhaben dort, von ihren dienſtbaren Federn geſchrieben, liegt die Geſchichte der Fürſten vor uns!

Die hatten nicht Recht, die in den erbarmungslos getödteten Abgeordneten allein nur Ariſtokraten und Werkzeuge der abſoluten Gewalt ſahen, und die von ihren Schmerzen nicht bewegt wurden, weil ſie der heftigeren Schmerzen gedachten, die ſeit Jahrhunderten das Volk durch die Partei leide, der jene angehörten. Noch weniger Recht aber hatten die Andern, des Volkes und ſeiner Schmerzen nicht zu gedenken, und bald darauf Morde an größeren und edleren Männern mit Schweigen hinzunehmen, ja zu rechtfertigen oder zu preiſen.

Als läge der Tod der Volksſache in ihr, ſo vernahmen die Vorausſehenden der Volkspartei die Kunde von dem Straßenkampf und dem blutigen Ausgang Lichnowsky's und Auerswalds. Von da an verlor ſie viel Sympathien in Deutſchland, wo die Mehrheit der Bourgeoiſie immer leichtgläubig iſt und von der Reaction um ſo leichter gegen ſie eingenommen wurde. Es gelang der lezteren auf lange hin, durch ihre vielen Organe, die ſie hatte und zahlte, die Volkspartei vor Deutſchland in einem blutigen Scheine leuchten zu laſſen, und das Reichsminiſterium und die Rechte als die Retter

der Freiheit und der Bildung zu verherrlichen. Der 18. September war ein Wendepunkt, ein Entſcheidungstag für die Volksſache, der Siegestag der Reaction.

Bald lief ein ſeltſames Gerücht um, Niemand wußte, von wannen es kam: auf einem der Schlöſſer des Fürſten Windiſchgräz ſey von vielen Hochadeligen eine Todtenfeier für Lichnowsky und Auerswald gehalten worden, und man habe dort Zwei als Sühnopfer aus der Volkspartei bezeichnet, im Geiſte alter grauſiger Blutrache: es wurde ein großer Name als eines der bezeichneten Opfer genannt.

Bald aber fühlte die Mehrheit der Nationalverſammlung, daß ſie zu dieſem Sieg über die Minderheit zu jubeln wenig Grund hatte. Sie hatte es getragen, lautlos, daß in reactionären preußiſchen Blättern die deutſchgeſinnten preußiſchen Abgeordneten „Landesverräther" genannt wurden, und zwar ſtehend. Sie hatte gewüthet, als die Pfingſtweideadreſſe die Genehmiger des Waffenſtillſtandes „Hochverräther" nannte. Jezt ſollte ſie erfahren, daß Fürſten und Miniſter mit ihr ſpielten, und daß das Volk ſie verließ, zulezt ſelbſt die Bourgeoiſie.

Muthlos, demuthsvoll, hatte Preußens Hof und Miniſterium in die Verunehrung Deutſchlands dem winzigen Dänemark gegenüber gewilligt, und Ruſſen ſprachen öffentlich von dem Staat, auf welchen eine Mehrheit Deutſchlands als ſeinen Hort ſah, von Preußen, wie von einem ruſſiſchen Paſchalik. Die Mehrheit der Verſammlung hatte zu dieſer Selbſtentehrung mitgewirkt, und dadurch die Achtung des Auslands, die Achtung der deutſchen Fürſten, die Achtung des Volkes unwiderbringlich verloren.

Mit reichen Mitteln aus Mangel an Ehr- und Rechtsgefühl ſelbſt in kleinen Dingen unterliegen, war noch für alle Völker der Vorbote nahen Untergangs, ſagte in heiligem Zorn einer der ſchärfſten deutſchen Geiſter unſerer Zeit*).

„Jezt iſt es mit der Wiedergeburt der deutſchen Nation vorbei; das deutſche Parlament verſteht nichts mit der Revolution anzufangen. Sie haben ſich ſchwach, feig, erbärmlich benommen; von nun an iſt nichts mehr von ihnen zu erwarten" — ſo ſagten Eng-

---

*) Fallmerayer.

lands Staatsmänner, und einer der Koryphäen der Partei Gagerns hatte es mit eigenen Ohren anzuhören, freilich, als es zu ſpät war. Bis zum Beſchluß über den malmöer Waffenſtillſtand hatte das Auge der engliſchen Politik auf Frankfurt geweilt: die Annahme deſſelben änderte vollkommen die Anſicht der engliſchen Staatsmänner; das Miniſterium gab andere Weiſungen an ſeine Geſandten, die, den Beſtrebungen Deutſchlands nach einer nationalen Wiedergeburt auf alle Weiſe entgegen zu treten, und die Feinde Deutſchlands zu unterſtüzen. In den Londoner Salons hörte der Freund Gagerns über die Rechte lachen, als über Kinder in der Politik: und er hörte anerkennen den richtigen Blick und den Muth der Linken.

Die deutſchen Fürſten kümmerten ſich von nun an nicht mehr um die Nationalverſammlung; ſie hatte ſich ja der einzigen Kraft, die ſie hatte, der Revolution, ſelbſt entäußert. Sie ſahen, dieſe Verſammlung war nicht mehr furchtbar; die war nicht der Art, ihnen mehr etwas zu nehmen, dem Volk etwas zu geben; und ſie ahnten mit ſicherm Takte, daß ſie um ſo mehr jezt Reſpect vor ihnen haben werde, weil Niemand mehr vor ihr Reſpect hatte. Hatte ſie ſich doch gebückt, nicht vor dem Orcan, ſondern vor der Furcht eines Orcans, der von Norden niederbrauſen könnte, vor einem dunkeln Punkt am Horizont, weil er ein Gewitter verkünde. Die ruſſiſchen Diplomaten lächelten, die franzöſiſchen verzogen den Mund. Jezt war Alles gut und ſicher, kein Grund mehr zur Beſorgniß, zur Mißgunſt, zum Zorn: die Geſchichte vom erwachten deutſchen Rieſen war ein zu Ende erzähltes Mährchen, und der Zaar ſah ſchon im Geiſte, wie Preußens und Oeſterreichs Herrſcher und alle deutſchen Fürſten, im Gefühl ihrer eigenen Ohnmacht, vor ſeinen Thron kamen, und ihn um Rath, um Beiſtand, um Entſcheidung baten. Er konnte das wenigſtens jezt ruhig abwarten.

Da die deutſchen Regierungen in Ohnmacht, Volk und Parlament in Macht waren, hatten es einzelne Regierungen gewagt, dem Reichsminiſterium und der Nationalverſammlung den Gehorſam zu verſagen: was wollte die Nationalverſammlung jezt gegen das verbündete Reichsminiſterium und Fürſtenthum machen? Denn die im Reichsminiſterium Macht hatten, waren reactionär; die es darin mit dem Volk wohl meinten, hatten keine Macht. Die Fügſamkeit

der Nationalverſammlung am 16. und 19. September gab den Fürſten die Macht zurück, wie ſie ſie vor dem März gehabt hatten. Die Reaction im Schooße der Nationalverſammlung hatte von da an die Oberhand.

Die Nationalverſammlung fuhr fort, unter Belagerungszuſtand und Kriegsrecht zu berathen, aber nicht mehr ſo wie früher vom Volke getragen. Alles demokratiſche Volk kehrte ihr den Rücken, und befehdete ſie. Die Waffenſtillſtandsannahme machte ſelbſt zwiſchen den Conſtitutionellen und ihr einen Riß. Der eine Beſchluß hatte in Deutſchland viel Hoffen und Vertrauen niedergemäht. Die erſten Monate hatten auf der Rednerbühne eine reiche friſche Gedankenblüthe gezeigt, manche Geiſtesfrucht war ſchön und reif in den Schooß Deutſchlands gefallen; das ward jezt anders. Es fehlte der Verſammlung ihre Sonne, die Nation; deren Liebe lag nicht mehr warm über der Paulskirche.

Selbſt die Hoffnung des Volkes auf die Linke war todt; ſo ſehr es die Männer fortehrte, ſo hatte es ſich doch überzeugt, daß ihre Zahl zu klein war, um Großes für das Volk auf dieſem Wege durchzuſezen. Auch auf der Linken nahm das heilige Feuer ab. In ganz Deutſchland war der ſchöne Sturm verrauſcht, und es war Stille. Nur in Berlin und Wien, aber als auf vereinſamten Herden, ohne Zuſammenhang mit der Geſammtheit, glühte und rauſchte noch das Leben.

Die Volkspartei war der Anſicht, daß der Schwerpunkt Deutſchlands jezt in Berlin oder in Wien zu ſuchen ſey, und Deutſchlands Geſchick nicht in der Paulskirche, ſondern durch eine neue Revolution entſchieden werde, komme dieſe nun von ſelbſt aus dem Volke, oder werde ſie durch eine Reaction der Fürſten hervorgerufen. Aber wie von Anfang an, ſo zeigte auch jezt die Mehrheit der Linken, daß ſie mehr verſtand, an Grundſäzen feſtzuhalten, als auf Zwecke hinzuarbeiten; ſie war principieller als politiſch.

Die Partei Gagern fuhr fort, das Verkehrte anzuſtreben, von der fixen Idee des preußiſchen Kaiſerthums ganz beherrſcht. Der Geiſt der Zeit hatte Gagern und die Seinen emporgehoben; ſie waren von ihm abgefallen, und er ließ ſie fallen.

Die Reaction aber, wie ſie von Anfang an in Berlin, in Wien und in Frankfurt zugleich thätig war, ſah ſich jezt ſo

im Vortheil, daß dem frankfurter Sieg über die Revolution der Sieg über dieſelbe in Berlin und Wien folgen mußte. Zu Berlin war die Gegenrevolution eingeleitet worden; in Frankfurt kam ſie zuerſt zum Durchbruch; von Wien aus wurde ſie vollendet. Zu Wien hatte die Revolution ihren erſten großen Sieg auf deutſchem Boden gefeiert: zu Wien ſollte ſie nicht ihre erſte, aber ihre vorerſt wenigſtens Alles vollends entſcheidende Niederlage erleiden. Das Schickſal der berliner Nationalverſammlung wie das des Reichstags zu Wien und Kremſier, und das Abnehmen und der Untergang der Märzminiſterien und der Märzlandtage — das Alles wird in einem andern Buche erzählt werden.

Eine Reihe düſterer Gemälde thut ſich im Hintergrund auf, die preußiſchen Truppen werden aus Schleswig-Holſtein gezogen, weil man ſie in Berlin braucht, gegen das Volk und gegen die Kammer, deren Verſammlung mit Bajonetten geſprengt wird. In Wien zeigen ſich Barrikaden, zerſchoſſene Häuſer, Blutlachen in den Straßen, lange brennende Häuſerreihen, deren Flammen die Nacht erhellen; auf den Ruinen ſitzt wiedergekehrt und ſiegreich die alte Gewalt mit der alten Polizei und den kannibaliſchen Kroaten. Dreitägige blutige Menſchenjagden ſieht der Tag, finſtere Standgerichte die Mitternacht, einſame Hinrichtungen die Frühe, und auf der Brigittenau trifft das Blei öſterreichiſcher Jäger den größten politiſchen Kopf und Charakter, den das frankfurter Parlament, den das neue Deutſchland hatte. Die Sieger morden die Beſiegten, die mit gebundenen Händen am Boden liegen; und die Männer in der Paulskirche, die zu edel ſind, für des Volkes Recht, für die Freiheit und Einheit Deutſchlands den Bürgerkrieg zu entzünden, ſehen den Bürgerkrieg in voller Wuth zur Unterdrückung und zur Zerſtückung Deutſchlands, ſehen die mißhandelten Völker, hören ihre Klagen — und ſchweigen, und loben es noch, als „die wahre Freiheit rettende Thaten."

Jeder That ihren Raum; dem Edeln ſeinen Kranz; der Feigheit, der Rathloſigkeit, der Ehrloſigkeit, dem Wortbruch, dem Verrath, der Gewaltthat und dem Betrug am Volke ein eigenes Blatt wird die Geſchichte der Gegenrevolution geben.

Menſchen haben es böſe gedacht, Gott wird es anders lenken, der auch das Böſe zur Quelle des Guten macht.

Bayerische Staatsbibliothek München

Inhalts-Verzeichniß.

Die Märztage.

Seite

Vorausgänge 5
Nachwirkung der pariſer Ereigniſſe auf die einzelnen deutſchen Staaten. 17
Die Bewegung in Baden 24
Die Bewegung in Württemberg 36
Die Bewegung in Bayern 78
Die Bewegung in den beiden Heſſen und Naſſau 107
Die Bewegung in Sachſen 140
Gang der Dinge in Hannover 158
Der Aufſtand in Wien und der Sturz Metternichs 175
Der Aufſtand in Berlin 209
Die Vorgänge im berliner Schloß, am 18. März 252
Der Morgen des 19. März 264
Der Abend des 19. März 271
Der 20. März 283
Der 21. März 289
Die große Todtenfeier 300
Das Heer 315
Das Volk und die Regierung 323
Die Bildung der Reaction 339
Aufnahme des preußiſchen Kaiſerthums in Deutſchland 353

Die Tage des deutſchen Parlaments.

Vorſpiele des deutſchen Parlaments.

Das Drängen der Ereigniſſe von allen Seiten 363
Die Offenburger Volksverſammlung und die Republik 370
Das Vorparlament 379
Die Volkserhebung in Baden für die deutſche Republik 421
Folgen der republikaniſchen Schilderhebung 463

Seite

Wien und Oeſterreich nach den Märztagen.

Das Miniſterium Pillersdorf. Die octroirte Verfaſſung vom 25. April. 472
Der Nationalitätenſtreit: Ungarn, Böhmen 483
Die Demokratie in Wien, der 15. Mai und die Flucht des Hofes . . 503
Der 26. Mai in Wien 517
Anfänge der Entwicklung des Reactionsplans im Kaiſerſtaate 531
Beſchießung Prags durch Windiſchgrätz 542
Die Camarilla und Jellachich 553
Eröffnung der deutſchen Nationalverſammlung 562
Die erſten 27. Sitzungen des Parlaments 598
Die Wahl des Reichsverweſers 727
Der Einzug des Reichsverweſers 732
Das Aeußere der Nationalverſammlung 742
Italien 761
Poſen 789
Schleswig=Holſtein 841
Das Reichsminiſterium 855
Die Nationalverſammlung bis zum 5. September 884
Der 5. und der 16. September 907
Der 18. September 920
Struve's Einfall ins badiſche Oberland 950
Sieg der Reaction im frankfurter Parlament 952

Rob.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zimmermann, Wilhelm,

Die deutsche Revolution

Karlsruhe 1848

Germ.g. 537 e-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10017717-8